<36631801580018

Die
Geschichte der Welt
vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Heidelberg, 1861.
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.

Inhalt des dritten Bandes.

Dreizehntes Buch.

Verfall und Untergang des römischen Weltreichs und Sieg des Christen- und Germanenthums.

Vierzehntes Buch.

Die christlich-germanische Staatenwelt

vom Anfang des sechsten bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts oder von der Ausbildung des Frankenreichs bis zur völligen Ausscheidung des deutschen Reichs.

Fünfzehntes Buch.

Das deutsche Reich unter den Wahlkönigen des karolingischen, sächsischen und salisch-fränkischen Stammes, und die außerdeutschen Völker und Reiche

vom 9. bis zum 12. Jahrhundert.

Sechzehntes Buch.

Der Kampf der Welfen und Ghibellinen im Zeitalter der Hohenstaufen: die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht.

Dreizehntes Buch.

Sieg des Christen- und Germanenthums über die Römerwelt.

(Vom Ende des zweiten bis zum Anfang des sechsten Jahrhunderts.)

---

1. Kapitel. Die Zeit der Militärherrschaft in Rom.

1. Die Kaiser Commodus, Pertinax, Severus. Unterdrückung des Bürgerthums. Zug gegen die Caledonier.

Als das Zeitalter der besseren Kaiser, welche den Verfall des Reichs noch aufgehalten hatten, mit Marc Aurel abgelaufen war, begann mit seinem Sohne Commodus eine fast ununterbrochene Reihe meist nichtswürdiger Imperatoren, unter denen das Römervolk einem Menschen glich, der, wenn er seine herkulische Natur, welche, aller physischen und moralischen Ausschweifungen ungeachtet, lange vorgehalten hat, endlich wanken und brechen sieht, in der Verzweiflung sich durch noch maßlosere Sinnenbetäubungen selber vollends zerrüttet und zerstört und so zugleich seinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn endlich zu fällen.

Gleich Commodus (oder mit seinem vollen Namen L. Älius Aurelius Commodus Antoninus, 180—192), selber das concentrirte Bild dieser zerrütteten und sich selbst zerstörenden Riesennatur Roms, entwürdigte durch seine rohe Sinnlichkeit und Grausamkeit den Thron auf das schmählichste, und nur seinen geschickten Feldherren hatte er es zu danken, daß Dacien und Britannien noch behauptet wurden. Nachdem er zwölf Jahre lang die Römer durch seine schändlichen Günstlinge gequält und durch seine eigene, aus Anlaß einer Verschwörung nur noch mehr aufgereizte Wüthrichsnatur, so wie durch seine verächtliche Eitelkeit, den Gladiator zu spielen, Rom gleichsam zu einem „Amphitheater, worin Thiere und Menschen nach Laune gemordet wurden", gemacht hatte, erlag er endlich einem zuvorkommenden Mordanschlag seiner Umgebung und wurde von der Faust seines Ringmeisters erwürgt.

Die erste Verschwörung gegen ihn gieng von seiner eigenen Schwester Lucia aus, und schon trat der Senator Quinctianus mit erhobenem Dolch und den Worten: „Das schickt dir der Senat!" auf ihn zu; aber Commodus überwältigte ihn und strafte nicht nur die Verschwörer, sondern verfolgte auch den ganzen Senat mit dem grimmigsten Haß. — Zwei seiner Günstlinge, — der Prätorianerpräfect Perennis, darnach sein Freigelassener Cleander, denen er die Regierung überließ, trieben die Willkühr so weit, daß er den erstern auf das Verlangen der britischen Legionen, den letztern auf das wüthende Andringen des Volks dem Tode preisgeben mußte. — Wie Nero, sein Vorbild, öffentlich als Schauspieler aufgetreten war, so gefiel sich Commodus in noch roherer Gemeinheit, den Gladiator zu spielen, wie er sich denn selbst den Namen Hercules Romanus beilegte. Bereits war er (nach dem Zeugniß des Geschichtsschreibers Älius Spartianus) 735mal als Secutor aufgetreten (so hieß derjenige Fechter, der mit dem Schwert auf seinen Gegner, den mit einer dreispitzigen Lanze und einem Fangnetz versehenen Retiarius, losgieng), als er den Einfall bekam, die beiden für das folgende Jahr designirten Consuln ermorden zu lassen, um dann selbst im Aufzuge eines Gladiators von der Fechtschule aus die Consulwürde zu übernehmen. Seine Vertrauten machten ihm Gegenvorstellungen; da er aber diese so aufnahm, daß sie selbst für ihr Leben fürchteten, und sie auch wirklich hinter ein Verzeichniß kamen, worauf unter den Namen der Hinzurichtenden auch die ihrigen sich befanden, so beschloßen sie ihm zuvorzukommen und seine Concubine Marcia gab ihm Gift. Weil er dieses aber wieder von sich gab, rieth ihm sein Arzt, der selbst unter den Verschwornen war, sich nun durch Ringen die nachgebliebene Unbehaglichkeit zu vertreiben. Gleich ward Narcissus, sein Lehrmeister im Ringen geholt: das Ringen begann, und endete mit des Kaisers Erwürgung, worauf die Verschwornen den Leichnam heimlich verscharrten. Der Senat verfluchte sein Andenken und ließ seine Bildsäulen zertrümmern.

Sein Nachfolger, der würdige, aber schon bejahrte Stadtrichter P. Helvius Pertinax, den des Commodus Mörder mit Hülfe der Prätorianer auf den Thron brachten, hatte ungerne und nur vom Senate genöthigt, diese gefährliche Würde angenommen. Als er die Zucht im Heere herstellen, den Hofaufwand beschränken, das Volk durch Anweisung öder Landstrecken nützlich beschäftigen und dadurch Ordnung in den Staat zurückführen wollte, wurde er schon nach drei Monaten von den Prätorianern ermordet, und von ihnen das Kaiserthum, für das sich zwei Bewerber darboten, an den Meistbietenden vergeben. Dies war der Schlemmer Didius Julianus, der übrigens unter Verwünschungen des Volks seinen Einzug hielt, während in drei Provinzen die Legionen ihre Heerführer zu Imperatoren ausriefen — in Syrien den Pescennius Niger, in Britannien den Clodius Albinus, in Pannonien den Septimius Severus — und dadurch die Einheit des Reichs sich aufzulösen drohte.

Als Didius Julianus in's Lager der Prätorianer kam, war ihm schon ein anderer Bewerber um den Thron, Sulpicianus zuvorgekommen und hatte jedem Prätorianer 25,000 Sesterzien versprochen. Gefragt, wieviel er geben wolle, bot er Jedem 30,000 Sesterzien (etwa 2500 fl. und erhielt dadurch zwar den Vorzug, jedoch zu seinem eigenen Verderben: denn er wurde bald nachher, da er nichts mehr zu zahlen hatte, von denselben Prätorianern umgebracht.

Unverweilt eilte Septimius Severus, ein Afrikaner von Geburt und eben so kecker, als schlauer Soldat, an der Spitze seines Heeres nach Italien, gewann den Senat, daß er über den Julian das Todesurtheil aussprach und an ihm vollzog, und bemächtigte sich so des Thrones. Zwar hatte er noch mit den

beiden andern Gegenkaisern im Osten und im Westen einen Thronfolgestreit zu führen, doch gieng er 197 als Sieger hervor.

Nachdem er nämlich den Albinus dadurch, daß er ihn zum Cäsar (Kronprinzen) ernannte, vor der Hand beschwichtigt hatte, brach er gegen den aus Syrien heranziehenden Niger nach Asien auf, schlug ihn in drei Schlachten, das letztemal bei Issus, bekam ihn gefangen und ließ ihn mit allen seinen Anhängern hinrichten. (Nach einem andern Bericht kam Niger auf der Flucht um.) Weil aber unterdeß Albinus, vom Senate heimlich unterstützt, mit seinem Heere aus Britannien gegen ihn aufgebrochen war, wendete sich Severus schnellkräftig auch gegen ihn, erreichte ihn in Gallien, schlug ihn bei Lyon und zwang ihn, sich selbst das Leben zu nehmen. Alsdann bestrafte er in Rom den Senat durch Hinrichtung seiner tüchtigsten Mitglieder und hielt sich durch die Gunst des Volks, das er durch Spenden gewann. Hierauf zog er wieder nach dem Orient (197 bis 199), um die Parther, die es mit Niger gehalten hatten, zu züchtigen, eroberte auch wirklich ihre Hauptstadt Ktesiphon und zerstörte sie (198 n. Chr.), sah sich aber bald durch Mangel und Krankheiten zum Rückzug gezwungen, worauf er Palästina und Ägypten plündernd durchzog und nach Rom zurückkehrte (202 oder 203).

Auf unumschränkte Herrschaft bedacht, bildete sich Severus an der Stelle der von ihm verjagten nichtsnützigen Prätorianer seiner Vorgänger aus dem Kern aller Legionen eine neue viermal stärkere Leibwache (von 60,000 Mann), löste die Machtbefugniß des Senats gänzlich auf, legte die Schatzverwaltung und die Rechtspflege in die Hände des Obersten dieser neuen Prätorianer, des Rechtsgelehrten Papinianus, und veränderte mit Hülfe desselben und noch zweier berühmter Juristen, des Ulpianus und Julius Paullus, die Gesetzgebung zu Gunsten der absoluten Gewalt, obwohl keineswegs ganz zum Nachtheil unparteiischer Gerechtigkeit. Aber seine willkührliche Bevorzugung des Soldatenthums führte zur Unterdrückung des Bürgerthums; die Habsucht seiner Procuratoren und Soldaten stürzte das Volk in Armuth, und daß die übermäßige Macht des Prätorianerpräfects selbst dem Ansehen des Kaisers gefährlich wurde, mußte er bald selber an seinem, von ihm zu dieser Würde erhobenen Günstling Plautianus erfahren, der für ihn und die Römer dasselbe wurde, was Sejan für den Tiberius war, bis des Kaisers eigner Sohn Caracalla diesen Günstling, obwohl er dessen Schwiegersohn war, vor seines Vaters Augen niederstieß.

Um die müßigen Soldaten zu beschäftigen und seine eigenen ausgearteten Söhne Caracalla und Geta von ihren Ausschweifungen abzuziehen, unternahm Severus noch in seinem hohen Alter einen Zug gegen die Caledonier, welche die Mauer Hadrians durchbrochen hatten und Britannien verheerten. Nachdem er nach unendlichen Mühsalen bis an die Nordspitze Schottlands vorgedrungen war und den Gränzwall wieder befestigt hatte, ohne daß übrigens dadurch viel gewonnen gewesen wäre, ereilte ihn zu Eboracum (York) der Tod im 64. Jahre seines Lebens und im 18. seiner Regierung (4. Febr. 211).

Der Gränzwall, den er führen ließ und der den Namen vallum Severi erhielt, war 32,000 Schritte lang und zog sich vom heutigen Firth of Clyde bis zum Firth of Forth. — Ein Wort, welches er in den letzten Tagen seines Lebens sprach: omnia fui et nihil expedit, (Ich war Alles, aber es half nichts,) beweist, daß er bei aller Energie doch den herein-

brechenden Verfall des Reichs nicht aufhalten konnte. Gleichwohl baute er sich einen Triumphbogen, der noch erhalten ist, einen Palastflügel, ein Aquäduct u. A.

2. Caracalla und sein Sohn. Macrinus. Heliogabal. Der Baalsdienst in Rom.

Sein älterer Sohn Marcus Aurelius Bassianus Antoninus Caracalla (ein Beiname, den man ihm von seinem langen gallischen oder germanischen Ärmelrock gab, den er einzuführen suchte) regierte von 211 bis 217 als ein in Wollust, Grausamkeit und Habgier dem Tiberius und Nero gleichkommendes Ungeheuer. Gleich nach seines Vaters Tode ließ er seine Gemahlin, seinen Schwager und die Ärzte tödten, die ihm einst zur Ermordung seines Vaters nicht hatten behülflich sein wollen; und anstatt nach seines Vaters Wunsche mit seinem, beim Heere beliebteren Halbbruder Geta gemeinschaftlich zu regieren, verschaffte er sich bald die Alleinherrschaft dadurch, daß er ihn durch seine Blutknechte in den Armen seiner Mutter Julia Domna ermordete, worauf er in's Lager der Prätorianer lief und sie mit dem lügnerischen Vorgeben, er sei mit Mühe einem Mordanfall seines Bruders entkommen, und mit einem Geschenk von 10000 Sesterzien für jeden einzelnen Mann ihre Willigkeit gewann. Mit der gleichen Lüge trat er vor den Senat, und als dieser die Vergötterung des Geta beantragte, gab er sie mit den Worten zu: Sit divus, modo non vivus! Dagegen ließ er 20000 Menschen als Anhänger Geta's hinrichten und schonte selbst seinen Erzieher, den Rechtsgelehrten Papinianus, nicht, weil derselbe die Zumuthung, Geta's Ermordung durch ein Rechtsgutachten zu rechtfertigen, mit der ehrenhaften Erklärung zurückgewiesen haben soll, ein solches Gutheißen wäre ein nochmaliger Mord.

Seitdem trieb ihn die Furcht des bösen Gewissens, die ihm oft das Wahnbild vorhielt, als dringe der ermordete Bruder mit dem Schwert auf ihn ein, fast zum Wahnsinn, und Niemand durfte ihm bei Todesstrafe den Namen Geta's mehr nennen. Die Furcht vor Nachstellungen ließ ihn nur bei seinen, meist aus Nichtrömern bestehenden Prätorianern Sicherheit suchen, und darum erlaubte er diesen jede Befriedigung der Habsucht und Mordsucht, der besonders die Reichen zum Opfer fielen: denn sein Grundsatz war: „Niemand soll außer mir Geld haben, damit ich's meinen Soldaten geben kann". Auf einmal brach er, (ein Jahr nach dem Tode Geta's) von Rom auf und durchzog mit seinem wilden Heere einen Theil der westlichen und östlichen Provinzen des Reichs, um Zerstreuung sowohl, als auch Befriedigung seiner Habsucht und Eitelkeit zu suchen, bis er endlich in Syrien, als er eben zum zweitenmal gegen die Parther zog, von seinem Prätorianerobersten Macrinus ermordet wurde (11. Apr. 217).

Vor seinem Aufbruch aus Rom hatte Caracalla alle Provincialen zu römischen Bürgern erklärt, weil sie dann als solche noch eine besondere Steuer zu entrichten hatten, von der sie als Provincialen ausgenommen gewesen waren. — Nachdem er von Gallien aus in Obergermanien ein wenig mit den Deutschen gefochten hatte, um den Beinamen Germanicus und Alemannicus annehmen zu können, zog er durch Rhätien und Dacien nach Asien gegen die Parther, um auch Parthicus zu heißen, und überhaupt im Orient einen

zweiten Alexander in Kleidung und Sitte zu spielen. Als die Alexandriner über die kleine Gestalt des neuen Alexanders spotteten, ließ er ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichten, und brach sodann auf, um die zweite Unternehmung gegen die Parther zu beginnen. Aber als er auf dem Zuge durch Syrien eben vom Pferde gestiegen war, um ein Bedürfniß zu verrichten, ließ ihn Macrinus niederstoßen, um dem eigenen Tode zu entgehen, den ihm der Kaiser darum zugedacht hatte, weil ihm eine umlaufende Prophezeihung zu Ohren gekommen war, welche dem Macrinus die Herrschaft weissagte.

Zwar wurde nun Macrinus (mit seinem vollen Namen M. Opelius Severus Macrinus Pius Felix) vom Heere zum Imperator gewählt, worauf er sogleich einen schimpflichen Frieden von den Parthern erkaufte und ihnen alle Eroberungen zurückgab. Aber schon nach zwei Monaten mußte er einer kühnern Gegenpartei weichen, die einen Schwesterenkel der Julia Domna (jener syrischen Gemahlin des Septimius Severus) den wunderschönen 14jährigen Bassianus Heliogabălus (eig. Elgabal d. i. Berggott) erhob, welcher bisher als Oberpriester des Baal oder Sonnengottes zu Emesa in Phönizien gelebt hatte und von seiner Großmutter Mäsa den Soldaten unter reichen Geschenken als Caracalla's Bastardsohn empfohlen worden war. Vergebens sandte Macrinus seinen Prätorianerpräfecten gegen ihn: der Präfect wurde von seinen Soldaten verlassen und getödtet. Sodann zog Macrinus selbst gegen den Heliogabal aus, wurde aber bei Immä in Syrien geschlagen, auf der Flucht ergriffen und sammt seinem jungen Sohne und Mitregenten Diadumenianus umgebracht (8. Jun. 218 n. Chr.).

Mit Heliogabal, diesem in aller orientalischen Üppigkeit und Sinnlichkeit erzogenen Knaben, kam das personificirte Laster in seiner unnatürlichsten und scheußlichsten Gestalt auf den römischen Thron und durch die von ihm bewerkstelligte Verpflanzung des fleischeslustigen Baalscultus nach Rom die gänzliche Vernichtung alles dessen herbei, was noch irgend von sittlichen Elementen aus dem altrömischen Götterthum übriggeblieben war.

Schon sein Einzug in Rom ließ erkennen, wie weit es mit dem Verfall des Römerthums gekommen war. Als Sonnenpriester mit medischem, gold- und perlengesticktem Gewand angethan, mit medischer Tiare bedeckt, mit geschminktem Gesicht und geschwärzten Augenbrauen gieng er, die Zügel haltend und von Dienern geführt, mit rückwärts gewandtem Blick, vor dem mit 6 weißen Pferden bespannten Sonnenwagen einher, auf welchem das Symbol der Sonne, ein mit Edelsteinen eingefaßter schwarzer Stein, langsam durch die mit Goldstaub bedeckten Straßen auf den palatinischen Hügel in den dort neuerbauten prachtvollen Sonnentempel gefahren wurde, wo unter Tänzen syrischer Mädchen Opfer gebracht und wohin auch die alten Heiligthümer Roms aus dem Capitolium versetzt wurden. Bald wurde auch der Astartedienst mit dem Baalsdienst verbunden, indem die Göttin Astarte (II. 9, 4.) mit ihren Schätzen aus Karthago zur feierlichen Vermählung mit dem Sonnengott herübergeholt wurde, wobei dann römische Patrizier in langen phönizischen Gewändern den Dienst mit verrichteten! — Schon unter der Republik hatte der ägyptische Götterdienst Eingang gefunden; Augustus verbannte ihn eine Meile außerhalb der Stadt; aber mit der Entartung der Sitten und der Zunahme des Despotismus fanden auch die blutigsten, sittenverderblichsten Götzendienste des Orients (der Cybele, der Mithra, des Baal) ihre Anhänger, und die Verbote einzelner besserer Kaiser reichten nicht mehr hin, sie auszurotten.

Von nun an erschien auch das viehischeste Laster im Lichte religiöser Weihe und der gröbste Aberglaube bot der gröbsten Sinnlichkeit die Hand. Die Schamlosigkeit, mit der sich der junge Kaiser diesen Ausschweifungen überließ und die Genossen derselben in alle Staatsämter beförderte, und die wahnsinnige Verschwendung, womit er das Mark des Landes vergeudete (indem er z. B. die Stubenböden seines Palasts mit Gold- und Silberstaub bestreuen, Teiche von Wein und Rosenwasser anlegen, Hunde mit Gänselebern, Löwen mit Fasanen füttern ließ) übertraf alles, was je der Art am römischen Kaiserhofe vorgekommen war. Dabei bot er dem römischen Senate auch in der Art Hohn, daß er sogar einen Weibersenat auf dem Quirinal einsetzte und mit allen herkömmlichen Formen ausstattete.

Weil seine Großmutter sah, daß er auf diese Weise sich selbst zu Grunde richten werde, veranlaßte sie ihn, ihren andern besser erzogenen und wohlgesinnteren Enkel Alexian zu adoptiren und unter dem Namen Alexander Severus zum Cäsar zu ernennen. Als er aber fühlte, daß die Prätorianer, die sich längst des Kaisers ihrer Wahl schämten, ihre Achtung und Zuneigung dem Alexian zuwendeten, so wollte er ihn wieder absetzen, mußte aber, da die Prätorianer denselben in Schutz nahmen, versprechen, ihn beizubehalten und alle seine Schandgenossen von sich zu thun. Da er aber in seiner Lebensweise fortfuhr und dem Alexian nach dem Leben stellte, wurde der nun 18jährige Wüstling in einem Soldatenaufruhr ermordet und sein nackter verstümmelter Leichnam durch die Straßen Roms geschleift und in die Tiber geworfen (11. März 222).

3. Alexander Severus. Seine Reformen. Wiederherstellung des Senats; Reinigung des Hofs; Beschränkung der Prätorianer. Sturz des parthischen Reichs und Errichtung des neupersischen Reichs der Sassaniden. Ermordung des Severus. Verwirrung.

Nach vierzigjähriger beispielloser Unordnung und Verstörtheit erhielt Rom, gleichsam um für weitere Zerrüttung etwas Kraft zu schöpfen, in dem damals erst 17jährigen Marcus Aurelius **Alexander Severus** einen Herrscher, der mit natürlichem Verstand und mildem Charakter ein reges Streben nach Bildung und Tugend verband. Unter der Leitung seiner klugen, den Christen geneigten Mutter Julia Mammäa und eines von ihr gewählten Staatsraths von 16 würdigen und erfahrenen Männern, an deren Spitze der große Rechtsgelehrte und von ihm zum Prätorianerpräfect ernannte Ulpianus stand, bemühte er sich, Ordnung und Gerechtigkeit zurückzuführen und durch Wiederherstellung der Senatsautorität, durch Beschränkung des Hofaufwands und Reinigung der Hofumgebung, durch Minderung der Abgaben und Unterstützung nothleidender Provinzen dem Wohlstand und der Würde des Reichs wieder aufzuhelfen.

Aber eben dieses Reformbestreben war den habgierigen und an Ungebundenheit gewöhnten Prätorianern nicht zu Sinn, und da sie den Ulpian als die

Seele desselben erkannten, ermordeten sie denselben im Palast vor den Augen des Kaisers, der ihn nicht zu schützen vermochte. Zum Glück diente eine im Orient drohende Gefahr dazu, das Gift der Meuterei vor der Hand von weiterm Umsichgreifen abzuhalten.

Dort hatte nämlich ein im Perservolk erstandener kühner Eroberer, Namens Ardschir Babekan, Sassan's Sohn, das durch eine ausgeartete Satrapenherrschaft entkräftete parthische Reich der Arsaciden nach einem 482jährigen Bestande durch Besiegung des Königs Artaban IV (226) gestürzt und durch Demüthigung der widerspenstigen Satrapen und besonders durch Reinigung der von eingedrungenen griechischen Elementen getrübten altpersischen Lichtreligion Zoroasters das neupersische Reich der Sassaniden aufgerichtet; und um auch den ganzen Gebietsumfang des alten Perserreichs wiederherzustellen, verlangte er von den Römern nicht weniger als die Räumung von ganz Asien und fiel sogleich in Mesopotamien ein. Daher brach Alexander Severus mit der ganzen römischen Heeresmacht auf; warf den Eingedrungenen wieder aus Mesopotamien zurück und drang in Medien und Assyrien ein, und wenn er auch von eigentlichen Eroberungen abstehen mußte, so behauptete er doch die alte römische Gränze (234).

Unterdeß aber hatten die Germanen an der Donau und am Rhein die Abwesenheit der römischen Hauptmacht zu Einfällen in das Gebiet der Römer benutzt. Er ließ daher durch seinen Feldherrn Maximinus die Barbaren zunächst wieder über die Donau zurücktreiben und zog dann selbst in gleicher Absicht an den Rhein. Dort aber bereitete ihm derselbe Maximin, ein Thrazier, den er aus dem niedrigsten Staub emporgehoben hatte, durch Aufreizung mehrerer, mit der strengen Kriegszucht unzufriedener Soldaten ein gewaltsames Ende. Alexander Severus wurde sammt seiner trefflichen Mutter Mammäa in Sicila (jetzt Bretzenheim, unweit Mainz) in seinem Gezelt ermordet (im März 235). Zwar wurde der Mörderhaufen von den erbitterten Legionen zusammengehauen, der eigentliche Urheber aber, dessen Antheil am Morde ihnen unbekannt war, zum — Kaiser ausgerufen.

Zugeben muß man allerdings, daß Alexander Severus bei allen seinen guten Eigenschaften und Bestrebungen die Aufgabe seiner Zeit nicht völlig begriff. Zu wenig Feldherr und Staatsmann, gab er sich zu viel weichen Gefühlen und spielenden Zeitvertreiben und sogar, nach dem Beispiel seiner ihn nur zu viel und ängstlich leitenden Mutter, dem Geldsammeln hin. In seiner Hauskapelle verrichtete er sein Gebet gleichermaßen vor Orpheus und Apollonius von Tyana, vor Abraham und vor Christus, und sein Hühnerhof gewährte ihm ein besonderes Vergnügen. Wie konnte ihm so bei den besten Absichten eine Restitution des Reichs gelingen? — Der Antheil Maximin's an seiner Ermordung wird von Herodian in Abrede gestellt, weil die Soldaten diesen zur Annahme der Kaiserwürde hätten zwingen müssen. Beides konnte Statt haben: denn der rohe, unwissende Thrazier, der nicht einmal der römischen Sprache ganz mächtig war, mochte wohl nur eine, der Soldatenwirthschaft geneigtere Herrschaft bezweckt und nicht daran gedacht haben, selbst Kaiser zu werden.

4. Wiederkehr der Soldatenherrschaft: Maximinus Thrax; die beiden Gordiane: Pupienus und Balbinus; Gordian III (Krieg gegen die Perser). Philippus Arabs.

Mit dem Tode des Alexander Severus begann eine Zeit großer Verwirrung für das römische Reich, dessen Einheit durch fortwährende innere Zerstückelungsversuche und dessen Bestand durch immer häufigere und mächtigere Anfälle von äußern Feinden bedroht wurde.

Der brutale Maximin verfolgte im Gefühle seiner Rohheit und Unwissenheit, die sich mit der Riesengröße und Riesenstärke seines Leibes nicht verdecken ließ, sondern durch sie nur desto mehr heraustrat, den Senat und alle Vornehmen mit wüthendem Haß und ließ sich auch während seiner Regierung nie in Italien, am wenigsten in Rom sehen, sondern führte, umgeben von rohen Soldaten, welche eher entlaufnen Sclaven glichen, ein beständiges Lagerleben. Er war auch ein entschiedener Feind der Christen, weil sein Vorgänger sie begünstigt hatte und er befürchtete, sie möchten den Tod desselben an ihm rächen wollen. (Es war dieß die sechste Christenverfolgung.) Indeß wurde er bald, vorzüglich wegen seiner Habgier, welche selbst die Tempel nicht verschonte, auch beim Volke so verhaßt, daß, als ein Aufstand in Afrika gegen einen seiner habgierigen Procuratoren, den edlen 80jährigen Gordian I, einen Nachkommen Trajan's, mit seinem Sohne Gordian II zum Throne rief, der Senat, das Volk und die Prätorianer in Rom diese Wahl sogleich anerkannten. Aber eben als Maximin, der nach einem verheerenden Zug in Germanien sich gerade in Pannonien aufhielt, gegen Italien aufbrach, wurden die beiden Gordiane in Karthago von einem mauretanischen Statthalter gestürzt. Gordian der Sohn fiel im Gefecht, Gordian der Vater aber entleibte sich selbst (237).

Die beiden Gordiane gehörten einer der reichsten und angesehensten Patrizierfamilien an. — Der jüngere besaß eine Bibliothek von 60,000 Werken und eine prachtvolle Villa an der Straße nach Präneste, deren Eingang mit 200 Marmorsäulen geziert war. Er hielt sich aber auch 22 Concubinen — und man sieht daraus, zu welchem epikureischen Leben die edelsten Geschlechter herabgesunken waren.

Während sodann der Senat sogleich zwei Consularen, den M. Clodius Pupienus und den Cölius Balbinus, aufstellte, die jedoch das Volk und die Prätorianer nur unter der Bedingung zuließ, daß man ihnen Gordian's II 13jährigen schönen und für alles Gute empfänglichen Sohn Gordian III beigesellte, wurde Maximin bei der Belagerung der sich tapfer vertheidigenden Gränzveste Aquileja von seinen ungeduldigen Soldaten erschlagen (April 238).

Aber auch Pupienus und Balbinus erlitten dasselbe Geschick durch die Prätorianer in Rom, die nun den jungen Gordian III zum alleinigen Kaiser ausriefen (Juli 238). Der Klugheit und Tapferkeit seines Schwiegervaters, des Prätorianerpräfecten Misitheus, hatte das Reich die Erhaltung seiner Gränzen am Rhein, an der Donau und am Euphrat zu danken. Die letztere Gränze hatte Ardschir's Sohn, der Sassanide Sapores I (Schapur) überschritten und war schon in Syrien eingedrungen, als Misitheus, von Gordian

begleitet, dahin eilte und ihn wieder zurückschlug. Zum Unglück für Gordian und das Reich erkrankte Misitheus und starb. Sein Nachfolger in der Präfectenwürde, Philippus, ein Araber und Sohn eines Räuberhauptmanns, drängte sich dem Kaiser nicht nur zum Vormund, sondern auch zum Mitregenten auf, und mit dieser Stellung nicht zufrieden, ließ er ihn heimlich ermorden, um allein zu herrschen (244).

Aber auch Philippus Arabs konnte sich nicht lange halten, zumal die Römer ihn als entschiedenen Christenfreund und Orientalen nicht leiden mochten. Nachdem er in Dacien die Karpen, ein sarmatisches Volk, für seine Einfälle gezüchtigt und das 1000jährige Jubiläum des einst so kräftigen und nun so geschwächten, wenn auch äußerlich noch unverringerten römischen Staates mit verschwenderischer Pracht gefeiert hatte, brach ein Aufstand in Mösien aus, und als er zu dessen Dämpfung den Senator Decius dahin schickte, riefen die Legionen diesen zum Imperator aus, so daß Philippus gegen ihn ziehen mußte, aber im Kampfe gegen ihn bei Verona sein Leben verlor (249).

5. Decius. Beginn des allgemeinen germanischen Völkersturms auf die Donau- und Rheingränze. Die deutschen Völkerbündnisse. Die Kaiser Gallus, Volusian, Hostilian, Ämilian, Valerian und Gallienus. Verheerungen der Provinzen durch die Germanen.

C. Messius Decius, im Kaiserschmuck als Römer von den Römern, als Senator von den Vornehmen, als Christenfeind vom gemeinen Volk, als tapferer Krieger von den Legionen verehrt, schien daher dem wankenden Staate eine feste Stütze bieten zu können. Aber die Stütze zerbrach bei dem gewaltigen Stoß, der um diese Zeit von den Gothen auf die nordöstliche Flanke des Reiches erfolgte. Vandalen, Peuciner, Bastarner und andere gothische und sarmatische Stämme, die schon längst nur durch Jahrgelder im Zaum gehalten werden konnten und, so oft diese ausblieben, durch Einfälle sich entschädigten, drangen aus dem gleichen Grunde unter ihrem König Cniva über den Dniester in das reichangebaute Dacien und von da, alles verwüstend, über die Donau in Mösien und Thrazien ein, wo sie sogar Philippopolis eroberten, ohne daß es Decius der Sohn verhindern konnte. Obgleich Decius der Vater selbst sie mehrmals zurückschlug, ward er doch zuletzt von ihnen (bei dem mösischen Forum Trebonii Thembronium) umringt und sammt seinem Sohne und einem Theile seines Heeres niedergehauen (Dez. 251). (Von der durch ihn verhängten schweren Christenverfolgung, die man als die siebente bezeichnete, s. K. 4, 1.)

Unaufhaltsam ergoßen sich nun die Gothen in furchtbaren Verheerungszügen über Thrazien, Macedonien und Griechenland, und da von nun an, wie von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, auch andere deutsche Völker, in große Bündnisse zusammentretend, längs der Donau und dem Rheine, sogar über die Alpen und Pyrenäen, desgleichen östlich auch die Neuperser über den Euphrat herüber, verheerend in die römischen Provinzen ein-

fielen und im Innern zugleich Pest und fortwährende, durch beständigen gewaltsamen Thronwechsel veranlaßte Bürgerkriege wütheten, so bot das Römerreich in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts das Bild der entsetzlichsten Zerrüttung dar, und unverkennbar hatte die Ausführung des göttlichen Gerichts über die gottesvergessene Römerwelt, das besonders den Germanen übertragen war, seinen Anfang genommen.

Schon der Markomannenkrieg (XII. 9, 3.) hatte durch seine Erfolge den deutschen Völkern klar gemacht, daß ein festeres Zusammenhalten eben sowohl ihre Freiheit besser schützen, als ihren Angriffen auf die Römer mehr Nachdruck geben könnte. Daher traten sie immer häufiger in größere Bündnisse zusammen. Denn seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts erschienen die einzelnen Theile des vielfach verzweigten germanischen Stammes in größeren, mit neuen Namen bezeichneten Massen vereinigt, und indem sie großentheils ihre früheren Sitze änderten, „bewegten sie sich mit erweitertem Streben nach Außen in neuen Stellungen fort", bis nach und nach im Laufe des 3. Jahrhunderts vier große und mächtige Vökerbündnisse hervortraten, die in den nächstfolgenden Jahrhunderten zu immer größerer Bedeutung gelangten. Es waren dies die Bündnisse der Alemannen, Franken, Sachsen und Gothen.

Die **Alemannen** bestanden anfangs aus den Tenchtherern, Usipiern und andern kleinern Völkern im Norden des Odenwaldes hinter dem von Trajan angelegten Gränzwall (XII. 9, 1.), von Mainz aus an den Main aufwärts reichend, von wo aus sie alle zuerst über jenen Gränzwall stürmten und später weiter dringend westlich über den Rhein in Gallien, südlich über die Donau und die Alpen in's römische Gebiet einfielen.

Die **Franken** hatten zum Stammvolk die Sigambern, welche ursprünglich an der Ruhr gewohnt, dann östlich davon in den Waldhöhen gelebt hatten, hierauf wieder an das Ostufer des Rheins bis an die Yssel gezogen waren, von der sie den Namen Salier bekamen, worauf sie dann in Verbindung mit den Bructerern und Chamaven (die zuerst an der Yssel, dann auf der batavischen Insel wohnten) und den Chattuariern (die, ein kattischer Volksstamm, nach Batavia gezogen waren und nun zwischen Rhein und Maas wohnten) unter dem neuen Namen Franken oder Freie auftraten. Sie wohnten abwärts von den Alemannen in langer Reihe an den Ufern des Niederrheins von der Lippe an bis zu der Rheinmündung und machten sich den Römern zu Land und zur See furchtbar. Im 3. Jahrhundert umfaßte der Name Franken auch die Katten und Ambsivarier, die dann den Uferstrich von Mainz bis Köln verheerten, Gallien durchplünderten und sogar in Spanien eindrangen. (Von ihrer weitern Ausbreitung s. XIII. 11, 5.)

Die **Sachsen**, im Rücken der Franken bis an die Elbe hin, umfaßten die stets in ihrem Lande gebliebenen Cherusker, welche mit diesem Namen noch im 4. Jahrhundert vorkommen und späterhin als Ostfalen auftraten; ferner einen großen Theil der Chaucen (die nachmaligen Westfalen) und die zwischen jenen beiden an den Ufern der Weser wohnenden Angrivarier (nachmals Engern genannt) nebst noch einigen andern kleinen Völkern, und verheerten (jedoch später erst) gleichfalls zu Wasser und Land das römische West-Gebiet. (Die jenseits der Elbe wohnenden Sachsen erhielten später den Namen Nordalbinger und machten sich den Römern besonders durch Seeräubereien furchtbar.)

Die **Gothen** treten in der letzten Hälfte des 2. Jahrhunderts an den Nordufern des schwarzen Meers und in den Unterdonaugegenden auf, wo ihr Name im Anfang der 3. Jahrhunderts (gleichzeitig mit dem der Alemannen in Westen) erscheint. Von da an finden wir sie in den Ländern, welche früher die Scythen und Geten inne hatten (mit welchen letzteren sie nach Jornandes im Mittelalter für ein und dasselbe Volk gehalten wurden, wie sie es nach den neuesten Untersuchungen von J. Grimm (Gesch. d. deutsch. Spr.) und W. Krafft (Anfänge d. christl. Kirche I, 1.) wahrscheinlich auch sind). Sie zwangen manchen römischen Kaiser zum Tribut und begannen eben jene verheerenden Einfälle, welche Decius nicht hemmen konnte und welche

dessen Nachfolger durch ihre Schwäche begünstigten. Die Geten werden schon von Herodot und Thucydides in denselben Gegenden erwähnt und mit demselben Namen von spätern alten Historikern auch die Gothen bezeichnet.

Gleich des Decius Nachfolger Vibius Trebonianus Gallus (vorher Statthalter in Mösien), der seinen eigenen Sohn Volusianus sammt des Decius Sohn Hostilianus zum Mitregenten annahm, verrieth dadurch, daß er durch ein Tributversprechen den Frieden erkaufte, die Schwäche des Reichs. Denn nun kamen andere Gothenschwärme und durchstörten die Donauländer bis zum adriatischen Meere. Da der mösisch-pannonische Statthalter Ämilianus sie glücklich zurücktrieb, ward er von seinem Heere zum Imperator ausgerufen, Gallus dagegen von den Seinigen verlassen und sammt seinem Sohne zu Spoletum erschlagen, aber dadurch gerächt, daß der aus Gallien und Germanien ihm zu Hülfe eilende P. Licinius Valerianus auf die Nachricht von des Gallus Tode von seinen Legionen zum Kaiser erhoben und nun Ämilianus zu Spoletum von seinem eigenen Heere ermordet wurde (253).

Valerian von edler Herkunft, mildem Character und vieler Bildung und Erfahrung, daher willig von allen Parteien anerkannt, ließ durch seinen Sohn und Mitregenten Gallienus (oder vielmehr durch den, diesem Weichlinge beigegebenen Feldherrn Posthumus) die Alemannen und Franken über den Rhein —, durch seinen Feldherrn Aurelian die Gothen über die Donau zurücktreiben, während er selbst nach Asien zog, wo die Gothen alle Südküstenstriche des schwarzen Meeres verheert und viele Städte (darunter Prusa, Trapezunt, Nicomedia, Nicäa, Chalcēdon) theils geplündert, theils verbrannt hatten, anderseits die Neuperser bis nach Edessa in Mesopotamien vorgedrungen waren. Bemüht, zunächst den letztern Feind, wenn auch mit Opfern, wieder abzuwenden, folgte er zu arglos einer Einladung des Königs Sapores zu einer Unterredung in der Nähe von Edessa, ward aber dabei von dem Treulosen gefangen genommen und 10 Jahre lang auf das unwürdigste behandelt, ohne daß sein in Lustschwelgerei versunkener Sohn Gallienus irgend eine Anstrengung zur Befreiung seines Vaters machte.

Sapores führte den Valerian gefesselt überall mit sich hin und soll ihn gewöhnlich beim Aufsteigen auf's Pferd zum Fußschemel gebraucht und, als der Unglückliche endlich der schmachvollen Behandlung erlag, seine Haut ausgestopft in einem Tempel aufgehangen haben, — ein Beweis, bis zu welcher Erniedrigung es bereits mit Rom gekommen war.

Gallienus kümmerte sich eben so wenig um das unermeßliche Elend, das die Verheerungen der Barbaren und der ihnen nachziehenden Hungersnoth und Pest im Osten und Westen über die Provinzen brachten; ja als die Germanen schon über Augusta Rauracorum und Aventicum (Augst und Avenches) in Helvetien und von da über die Alpen in Italien ein- und bis Ravenna vorgedrungen waren, und der Senat, sich der Reichsehre annehmend, sie durch die Prätorianer zurücktreiben ließ, gebot der eitle Despot dem Senate, sich künftig nicht mit Kriegsangelegenheiten zu befassen.

Trotzdem wurde ihm ein Triumphbogen errichtet, der noch existirt und die Inschrift trägt: „Dem mildesten Fürsten Gallienus, dessen unüberwindlicher Muth nur noch von seiner

Frömmigkeit übertroffen wird." Aber als einst einer seiner Feldherrn 3—4000 Soldaten hatte hinschlachten lassen, schrieb er ihm: „Du thust nicht genug für mich, bewaffnete Leute hinrichten zu lassen, welche der Krieg auch hätte aufräumen können. Du mußt Jeden tödten, der irgend falsche Gesinnung zeigt, oder übel von mir spricht. Zerreiße, tödte, vertilge!" — Man sieht, was unter jener Milde und Frömmigkeit zu verstehen ist!

6. Die Zwischenregierung der sogenannten dreißig Tyrannen. Königin Zenobia von Palmyra. Einfall der Heruler. Claudius II. Alemannen in Italien, Gothen in Macedonien und Griechenland.

Bei solcher Erschlaffung des Regiments suchten sich im Drange der Noth die Provinzen selber zu helfen und viele derselben sich unter ihren Heerführern zu unabhängigen Staaten zu machen. Man nennt diese Zeit der Zwischenregierungen (von 260 bis 270) die Herrschaft der dreißig Tyrannen, weil man sie sehr unpassend (noch dazu da es ihrer nur 19 waren) mit den 30 Tyrannen von Athen (V. 8, 1.) verglich. Der tüchtigste dieser, übrigens meist unfreiwilligen Usurpatoren, war der vorhin genannte Posthumus, welcher in dem durch stete Widersetzlichkeit gegen Rom schwer zu regierenden Gallien vom Volke erhoben wurde und dieses von den Germanen schwer heimgesuchte Land mit Glück gegen dieselben vertheidigte. Mit Unrecht wird zu ihnen auch der dem Kaiser treugebliebene und von ihm sogar (264) zum Mitregenten ernannte Syrer Odenatus, der Beherrscher von Palmyra (261—267), gerechnet, dessen Wittwe erst, die schöne, hochgebildete und mannesmuthige Zenobia, als Stifterin eines unabhängigen palmyrenischen Reiches, in eigentliche Opposition mit Rom trat.

Palmyra oder Tadmor in der obersyrischen Wüste war eine aus Oasen bestehende, palmenreiche, von einem kleinen Steppenfluß bewässerte Landschaft, deren uralte, schon von Salomo (III. 5, 2.) zu erneuerter Blüthe gebrachte Hauptstadt durch zwei sich kreuzende Carawanenstraßen ein reicher Stapelplatz des binnenländischen Handels von dem Osten nach dem Westen war. Jahrhunderte lang war sie in historisches Dunkel zurückgetreten und als sie daraus wieder hervortrat, stritten Römer und Parther um ihren Besitz, bis sie durch Trajan unter die römische Herrschaft kam und von Hadrian mit besonderer Vorliebe durch neue Bauten verherrlicht wurde. Bei den Einfällen der Neuperser war sie schwer bedroht, aber der römische Statthalter Odenatus schlug nach Valerian's Tod den Sapores zurück und entwand ihm auch ganz Mesopotamien wieder. Dafür erhielt er vom Kaiser Gallienus obgenannte Auszeichnung. Als Mitregent schlug er drei Gegenkaiser im Orient, trieb die Perser auf's Neue zurück und gebot mit Macht von Damascus an nordöstlich bis an den Euphrat und südwestlich über einige Theile des Libanon hinab bis an die Südgränze Palästina's. — Als er von seinem Brudersohn ermordet wurde, führte seine muth- und geistvolle Wittwe **Zenobia**, die sich rühmte von den Ptolemäern abzustammen, die Zügel der Regierung mit solcher Umsicht und Kraft, daß sie das palmyrenische Reich sowohl gegen die Perser, als auch gegen den folgenden Kaiser, der sie nicht als Mitregentin anerkennen wollte, nicht nur zu behaupten, sondern es auch zu erweitern wußte.

Von jenen sogenannten Dreißigern konnte sich jedoch keiner lange behaupten; sie starben alle eines gewaltsamen Todes. Auch Gallienus, den ein schrecklicher Einfall der Deutschen, namentlich der Heruler in Illyrien, endlich

aus seiner weichlichen Ruhe weckte, wurde auf einem Zuge gegen sie von einem Empörer, seinem Feldherrn Aureolus, zu Mailand ermordet; doch ernannte er noch vor seinem Sterben einen andern seiner Feldherrn, den M. Aurelius Flavius Claudius II zu seinem Nachfolger (268).

Die Heruler, welche um diese Zeit zum erstenmal genannt werden, waren mit einer Flotte von 500 kleinen Fahrzeugen über das schwarze Meer und durch den Hellespont geschifft, hatten in Verbindung mit den Gothen und andern Völkern die Küsten und Inseln des ägäischen Meeres geplündert, Ephesus sammt dem erneuerten Dianentempel verbrannt, Griechenland durchbeutet und dort sogar Athen, Korinth, Argos, Sparta überwältigt, endlich sich mit andern Stämmen nach Illyrien gewendet, von wo aus sie Italien bedrohten.

Nachdem Claudius II, ein thatkräftiger Mann, seinen Gegner Aureolus besiegt und der Fall desselben ihn auf dem Thron befestigt hatte, brachen Alemannen durch Rhätien in Italien ein und Gothen überschwemmten mit 230,000 Mann Mösien, Macedonien und Griechenland. Er aber drängte die erstern durch einen Sieg am Gardasee aus Italien hinaus und zwang die letztern durch einen Sieg bei Naissus (Nissa) in Mösien, durch Einschließung und Gefangennehmung ihres Heerrestes in den Engpässen des Hämus und durch Zerstörung ihrer Raubflotte zur Ruhe. Eben als er gegen Palmyra's Beherrscherin Zenobia, die ihm den Gehorsam verweigerte, zu rüsten im Begriff war, ergriff ihn zu Sirmium in Pannonien die seit dem Gothenkrieg herrschende Pest und machte seiner kurzen Regierung ein Ende (270). Zwar bemächtigte sich nun sein Bruder Claudius Quintillus (auch Quintilianus) der Herrschaft, wurde aber schon nach 17 Tagen von den Soldaten ermordet.

2. Kapitel. Wiedererhebung des Reichs.

1. Aurelian, Wiederhersteller des Reichs. Schirmung der Donaugränze. Der Westen wieder im Gehorsam. Zug nach dem Orient. Zerstörung Palmyra's. Zenobia's Gefangenschaft und Aurelian's Triumph. Sein Zug gegen Persien und Tod. Claudius III.

Zum Glück für das bedrängte Reich setzte sein Nachfolger L. Domitius Aurelianus das rühmlich begonnene Werk fort und erwarb sich mit Recht den Beinamen „Wiederhersteller des Reichs". — Sohn eines armen Pächters in der Nähe von Sirmium, wegen seiner Tapferkeit zum Adoptivsohn und Eidam eines reichen Senators gemacht und von Claudius selbst zum Thronfolger bezeichnet, war Aurelian durch seine kriegerische Tüchtigkeit, durchgreifende Strenge und stets bereite Schlagfertigkeit (die ihm bei den Soldaten den Namen Manum ad ferrum, d. h. „Hand an's Schwert!" erwarben) ganz der Mann, der im Zusammenstoß mit so rohen feindlichen Kräften die auseinanderfallenden Reichstheile auf eine Zeit lang wieder in die alten Fugen zu bringen verstand. Nachdem er durch Zurücktreibung der Vandalen, Juthun-

gen und Markomannen Italien gesichert hatte, zwang er auch die Gothen durch eine Niederlage, wieder hinter die Donau zurückzugehen und durch Stellung von Geiseln und Truppen Ruhe zu halten. Dagegen gab er zu besserer Schirmung dieser Gränze die Provinz Dacien, diese längst nicht mehr haltbare Schöpfung Trajan's, den Gothen und Vandalen preis, nachdem er zuvor alle römischen Einwohner dieser Provinz nach Mösien diesseits der Donau übersiedelt hatte. Ebenso schlug er die Alemannen, die schon bis in die Nähe von Rom vorgedrungen waren, mehrmal bis tief in ihr Land zurück, fand aber deßungeachtet es für gut, Rom gegen einen künftigen Überfall — mit starken Befestigunsmauern zu umgeben. Als sodann auch Spanien, Gallien und Britannien durch den Übertritt des Tetricus, des letzten der sogenannten Dreißig, welcher bisher jene Reichstheile beherrscht hatte, wieder zum Reiche gebracht und so der Westen gesichert war, zog Aurelian nach dem Orient, wo er die Königin Zenobia, welche unterdeß ihr palmyrenisches Reich, das nun vom Euphrat bis zur Gränze Bithyniens reichte, sogar durch die Eroberung von Ägypten erweitert und im Nordwesten bis zum Hellespont hin ausgedehnt hatte, bei Emesa besiegte, sie auf der Flucht gefangen nahm und durch die Zerstörung Palmyra's ihrem Reiche ein Ende machte (273 n. Chr.). Auch Ägypten, wo sich Anhänger Zenobia's zu behaupten suchten, brachte Aurelian schnell wieder unter Rom's Hoheit zurück; doch mußte die Stadt Alexandria ihre Untreue schwer büßen.

Als Zenobia, diese „zweite Semiramis", von Rom, das ihrem Gatten so viel verdankte, nicht anerkannt wurde, herrschte sie unabhängig von Rom im Namen ihrer beiden minderjährigen Söhne Herennianus und Timolaus, denen sie den Cäsartitel beilegte. Da sie auch Ägypten und einen großen Theil Kleinasiens eroberte, konnte ein Kaiser wie Aurelian nicht länger zusehen. Als er im J. 272 gegen sie auszog, überließ sie Kleinasien sich selbst und erwartete ihn in Syrien an der Spitze ihrer geharnischten Reiterei. Allein sie wurde von Aurelian's Veteranen in der Nähe von Antiochia geschlagen und rettete sich auf dem Rückzug durch diese Stadt nur dadurch, daß sie einen Gefangenen für den Kaiser ausgab und so die Einwohner durch diese Täuschung in Ruhe hielt. Als sie auch eine zweite Schlacht, bei Emesa, verloren hatte und Aurelian sie nun in Palmyra belagerte, verlor sie den Muth und ohne auf ihren Rathgeber Longinus zu hören, der sie mit der Stärke der Mauern, mit dem Mangel der Römer und mit der Hülfe der Perser zu ermuthigen suchte, floh sie aus der Stadt, wurde aber von den Römern eingeholt, gefangen und zum Triumph aufbehalten. Die Stadt ergab sich und wurde geschont, der edle Longinus (Verfasser einer Schrift „Über das Erhabene") hingerichtet. Als Aurelian auf dem Rückweg nach Europa am Hellespont war, erhielt er Nachricht von der Wiedererhebung der Stadt; er kehrte daher wieder um, eroberte Palmyra zum zweitenmal und gab die Stadt der Plünderung und Mißhandlung in dem Grade preis, daß dieser durch Kunst und Wissenschaft, Tempel und Prachtpaläste ausgezeichnete Herrschersitz für immer zu Grunde gieng und seine majestätischen Ruinen noch jetzt den Reisenden in Staunen setzen. — Zenobia mußte nachher bei Aurelian's glänzendem Triumph zu Rom in goldenen Fesseln vor seinem Siegeswagen einhergehen, wurde aber alsdann mit Großmuth behandelt, indem ihr zu Tibur eine schöne Villa eingeräumt und für die Verheirathung ihrer Töchter an reiche Römer gesorgt wurde.

Die Strenge, mit der Aurelian waltete und mit der er noch zuletzt einen Aufruhr in Rom selbst niederschlug, machte ihn allenthalben gefürchtet und führte

seinen Tod herbei. Als er eben auf einem neuen Zug gegen Persien begriffen war, wurde er bei Byzanz auf Anstiften seines Geheimschreibers Mnestheus, der wegen eines Vergehens Strafe fürchtete, von einigen seiner Befehlshaber, die derselbe durch einen nachgemachten kaiserlichen Hinrichtungsbefehl zur zuvorkommenden Rache angetrieben hatte, heimlich ermordet, 275.

Das Heer empfand den Verlust dieses tüchtigen Kaisers so tief, daß es, um nicht den unbekannten Mörder zu wählen, durch ein Schreiben den Senat zur Wahl eines würdigen Mannes aufforderte. Der herabgekommene Senat war so erstaunt über diese ihm vom Heere erwiesene Ehre, daß er sie ablehnte und dadurch gleichsam das bisher anmaßlich geübte Wahlrecht des Heeres anerkannte, bis endlich nach achtmonatlicher Zwischenregierung das Heer und der Senat sich in der Wahl des greisen M. Claudius III Tacitus (eines Nachkommen des großen Geschichtschreibers) vereinigten. Dieser vertrieb zwar die in Kleinasien eingebrochenen Alanen, erlag aber schon im folgenden Jahre 276 dem im Heere wiedererwachten Geiste der Meuterei. Zwar warf sich sein Bruder Florian zum Imperator auf, wurde aber von Probus, welchen die Legionen des Orients wählten und der Senat bestätigte, bei Tarsus geschlagen und von seinen eigenen Soldaten ermordet.

2. Kaiser Probus. Seine Kriegszüge gegen die Franken, Alemannen und Burgunder. Säuberung der Donauländer. Vollendung des Gränzwall's. Probus in Asien gegen die Isaurier. Verpflanzung germanischer Stämme auf römischen Grund und Boden.

M. Aurelius Probus — wie Claudius II und Aurelian, eines (illyrischen) Bauern Sohn, gleich als ob sich nur in diesem Stande noch Kraft vorgefunden hätte — war an Tapferkeit, Schnellkraft und Siegesruhm dem Aurelian nicht nur gleich, sondern überragte ihn auch an Edelsinn und staatsmännischer Weisheit. Zunächst befreite er durch einen raschen Kriegszug Gallien von den seit Aurelian's Tode dort eingedrungenen Franken, Alemannen und Burgundern, drängte sie über den Neckar und die Alb hinüber und gewährte ihnen nur auf ihre Bitten und gegen Rückgabe aller Beute und Gefangenen Frieden.

Von dem ausgedehnten Erfolg seines Zuges giebt ein Brief des Probus an den Senat Zeugniß, worin es heißt: „Soweit sich Deutschland in die Breite ausdehnt, ist es bezwungen. Neun Könige verschiedener Völker liegen demüthig zu meinen oder vielmehr zu euren Füßen. Alle Barbaren pflügen und säen für uns, sie kämpfen für uns wie die innern Völker. Darum beschließt Dankgebete nach eurer Weise: denn 400,000 Feinde sind erschlagen, 16,000 derselben dienen unter unsern Fahnen, 70 Städte sind der Knechtschaft erledigt und ganz Gallien ist frei. Germaniens Heerden werden für uns gemästet, seine Rosse wachsen für unsre Reiter heran, seine Saaten reifen für unsre Scheunen. Nur den Boden lassen wir ihnen."

Die **Burgunder** oder Burgundionen hatten sich aus ihrer Heimath zwischen der Oder und der Weichsel zuerst mit den Gothen gegen Südosten an die Donau fortbewegt, waren aber dort zuerst von den Gepiden, dann von den Gothen weiter nach Nordwesten gedrängt worden. Hier bemächtigten sie sich des alemannischen Oberlands (östlich vom Gränzwall)

und breiteten sich über das ganze obere Gebiet des Mains und Neckars aus, wo sie mit den Alemannen um Gränzen und Salzquellen stritten. Eine Zeitlang dienten sie den Römern als Gränzwächter, gaben aber diesen Dienst bald auf und stürmten mit den andern Germanen die Gränzen des römischen Reichs. — Die Alemannen, die vor dem Eindringen der Burgunder von der Rheinbrücke bei Mainz an bis Günz in Oberbayern gewohnt hatten, zogen sich jetzt vom untern Main den Rhein aufwärts bis zum Bodensee hin.

Eben so rasch säuberte Probus die Donaulande von den eingedrungenen Germanen und besiegte die in Illyrien eingefallenen Sarmaten. Zum Schutz gegen die Germanen erweiterte und vollendete er den von Trajan und Hadrian angelegten Gränzwall (oder Pfahlgraben), der nun vom Main (bei Aschaffenburg) an über die Jaxt und den Kocher und von da in drei Zweiglinien nach der Donau (oberhalb Regensburg), nicht weit vom Ausflusse der Altmühl, lief, und überließ das westlich und südlich hinter diesem Walle zwischen Donau und Rhein gelegene Vorland (das sog. römische Zehntland) gallischen und germanischen Ansiedlern als eine Art Soldatenlehen gegen die Verpflichtung der Gränzhut, — ob auch gegen Abgabe eines jährlichen Zehnten, ist ungewiß. Denn wahrscheinlich bezeichnet der bei Tacitus vorkommende Name Decumates (von dem zweifelhaft ist, ob er sich auf die Äcker oder auf die Colonisten bezieht) bloß vermessene und an Ansiedler vertheilte Grundstücke.

Den Anfang zu jenem, aus Pfahlgräben, Erd- und Steindämmen und Castellen bestehenden Gränzwall hatte die Befestigungslinie des Drusus gegeben, die er zur Sicherung seines Canals bei den Friesen (XII. 3, 1.) an der Lippe und auf dem Taunus anlegte, und die dann Tiberius bis an den Unterrhein, Domitian bis an den Main, Trajan, Hadrian (XII. 9. 1, 2.) und Probus von da bis an die Donau fortsetzte. Noch sieht man die Spuren dieser 70 deutsche Meilen langen Linie. Sie beginnt bei Wesel, setzt sich an der Lippe fort, zieht sich vor Siegburg vorbei hinter dem Siebengebirg weg über Neuwied, von da nach Ems über die Lahn, weiter am Abhang des großen Feldbergs vorbei zum Taunus, von da am nördlichen Rande der Wetterau vorbei, wendet sich dann nach dem Vogelberg hin und geht über die Wasserscheide des Spessarts bis Freudenberg am Main. Von da gieng der Gränzwall in einer Reihe von Castellen durch den Odenwald, parallel mit dem Rhein, nahm dann als Erdwall mit Graben eine südliche Richtung bis Lorch an der Rems, unweit Gemünd, wo er in einem fast rechten Winkel als Steindamm zuerst in nordöstlicher Richtung läuft; dann senkt er sich parallel mit der Donau südöstlich gegen diesen Strom und nimmt seinen Ausgang 6 Stunden oberhalb Regensburg. — Wo Erdaufwurf ist, ist derselbe immer gegen den Rhein und der Graben gegen Germanien gerichtet. Die runden Thürme mit ihren noch vorhandenen Grundmauern waren aus Stein ohne Mörtel aufgeführt.

In dem durch den Gränzwall geschützten Zehntlande bezeugen zahlreiche Reste römischer Bauten, z. B. von Bädern, Villen, Tempeln, Begräbnißplätzen, namentlich aber von Militärstraßen, das ehemalige Dasein römischer Cultur. Denn hauptsächlich zur Sicherung der Militärstraßen, welche zwischen Mainz und Regensburg oder Augsburg den westlichen Theil des Reichs mit dem östlichen verbanden, war dieser Gränzwall errichtet worden. Diese Straßen liefen über Bergrücken und mieden die Thäler und an ihren Durchkreuzungspuncten lagen die größern Römercolonieen. Auf der Peutingerischen Tafel (s. XII. 10, 4.) sind zwei Straßen verzeichnet, davon sich die eine südlich vom Bodensee nach Augsburg, die andere nördlich vom Bodensee nach Regensburg zog, beide im Süden der Donau befindlich, wiewohl die meisten neuern Erklärer annehmen, daß diese zweite Straße ihren Lauf im Norden der Donau gehabt haben müsse, wo jedoch vielleicht

eine dritte, nachher durch die Deutschen zerstörte, gewesen sein mochte. Jene zweite durch das Zehntland nach dem Rhein führende Hauptmilitärstraße zog sich wahrscheinlich von Windisch (Vindonissa) an bei Zurzach über den Rhein, von da über Rottweil und Sulz nach Rottenburg am Neckar (bei welcher Stadt, den Untersuchungen Jaumann's gemäß, an der Stelle des heutigen Dorfes Sülchen die römische Stadt Sumlocenne stand, die wahrscheinlich mit dem Samulocenä auf der Peutingerischen Tafel und mit dem romanisirten Namen Soliciuium Eins ist) gieng von da über den Neckar nach Canstatt, dem „Knotenpuncte" des zehntländischen Straßensystems, und von da über Aalen in nordöstlicher Richtung nach Regensburg. (Wenigstens paßt die Angabe der Entfernung von 259 römischen Meilen oder gallischen Leugen ganz auf diesen Bogen.) — Zu den römischen Städten im nordwestlichen Zehntland gehörten, außer Sumlocenne, Aurelia Aquensis (Baden-Baden) mit seinen Thermen oder Warmbädern, von Trajan gegründet und nach Marc Aurel benannt; Tarodunum (Zarten), südlich von Freiburg im Breisgau; Aquä Mattiacä (Wiesbaden) mit seinen Thermen. Außerdem gehören dahin Badweiler, Pforzheim, Rottweil, Rottenburg, Canstatt, Neuenstadt am Kocher, Lauingen u. a. m. In und bei diesen Städten, so wie noch an vielen andern Orten sind viele römische Alterthümer zu sehen. — Hinter diesen langen Befestigungslinien hatten die Bewohner über hundert Jahre Frieden und Ruhe genossen, während jenseits dieses Gränzwalles in den unterrheinischen Gegenden fast beständiger Krieg tobte. Seit aber die Alemannen sich vor den Gränzwall gelagert hatten und beständige Einfälle machten, waren die Römer im Besitze des Zehntlandes sehr gefährdet, bis Kaiser Probus ihn wieder sicherte. Doch schon nach seinem Tode drangen die Alemannen wieder über den Wall, um das Land den Römern zu entreißen. (Über die Römerstraßen im Zehntland vergl. d. Schrift von Paulus dessen archäolog. Chartenwerk 1857.)

Auch in Asien war Probus ein Schrecken für die Feinde des Reichs. Die wilden Isaurier, die von jeher eine Plage ihrer Nachbarn waren und unter ihrem Anführer Trebellianus, der sich sogar den Kaisertitel anmaßte, gerade um diese Zeit Lycien, Pamphylien und andere kleinasiatische Provinzen schrecklich verheerten, wurden von Probus in ihre Bergschluchten zurückgetrieben und für lange entkräftet. Auch die Armenier zwang er zum Frieden. Als die armenischen Gesandten kamen, trafen sie ihn, als er eben im Grase sitzend ein Erbsenmuß zum einfachen Mahl hatte; auf ihre Anrede sagte er ihnen: „Wenn der König von Armenien in meine Forderungen nicht eingeht, werde ich ihm seine Felder so kahl machen, wie mein Kopf ist." Selbst der Perserkönig Varanes II, gegen den er eben ausziehen wollte, schickte Friedensgesandte und wandte den Krieg durch demüthige Zugeständnisse ab.

Da in vielen Provinzen durch Krieg, Pest und Minderung der Ehen die Bevölkerungen in außerordentlichem Maaße abgenommen hatten, glaubte Probus durch Verpflanzung ganzer Schaaren von Germanen, namentlich von Franken, Gepiden, Vandalen und Bastarnern, auf römischen Grund und Boden die Erschöpfung hemmen und ein kräftigeres Geschlecht zum Kriegsdienst heranziehen zu können; allein die Nationalitäten waren sich zu entgegengesetzt und die Freiheitsliebe dieser Völker größer, als ihre Treue, die nur den Zwang zur Unterlage hatte.

So verpflanzte er Bastarner nach Thracien, Vandalen nach Britannien, Franken an die Küste des schwarzen Meers, wobei er sie übrigens mit Allem versorgte, was zu ihrem Unterhalt nöthig war. Die Franken aber, von Sehnsucht nach der Heimath ergriffen, bemächtigten sich einer Anzahl Schiffe und fuhren keck und kühn durch den Bosporus und Hellespont, von da, überall plündernd, an den asiatischen und afrikanischen Küsten vorbei

durch das Mittelmeer, eroberten unterwegs auf Sicilien sogar Syracus, fanden sich durch die Meerenge in's atlantische Meer und erreichten an der Rheinmündung das Ziel ihrer staunenswerthen Beharrlichkeit, ihr liebes, wenn gleich rauhes Vaterland.

Um dem durch die langen und schrecklichen Verheerungen daniederliegenden Landbau und zerrütteten Wohlstand der Länder wieder aufzuhelfen, ließ er viele zerstörte Städte (in Gallien allein 70) wiederherstellen, Sümpfe austrocknen, Canäle, Brücken und Landstraßen bauen, und in Gallien und Pannonien Weinberge anlegen, so daß die rheinischen und ungarischen Weine zum Theil dem Kaiser Probus ihre Entstehung verdanken. Durch dergleichen nützliche Thätigkeiten beschäftigte er zugleich seine Legionen im Frieden und äußerte, daß auf diesem Weg eine Zeit kommen müsse, darin der Soldat gar nicht mehr nöthig sei. Das verstanden aber seine Soldaten falsch, und als er sie eben zu Sirmium bei Austrocknung eines Sumpfes zum Fleiß antrieb, warfen sie ihre Werkzeuge weg, griffen zu den Waffen und tödteten den edlen Kaiser 282. Darauf riefen sie den Prätorianerobristen M. Aurelius Carus zum Imperator Augustus aus. Allein auch dieser wurde nach einigen glänzenden Siegen über die Sarmaten und Perser wahrscheinlich ermordet, wiewohl erzählt wird, er sei während eines Gewitters vom Blitz erschlagen worden (283). Sein von ihm zum Nachfolger bestimmter älterer Sohn Carinus, ein schändlicher, allgemein verhaßter Mensch, wurde im Kampfe mit dem von den Legionen erwählten Diocletian, ungeachtet sich der Sieg auf seine Seite wandte, von seinen eigenen Leuten verlassen und in einem Treffen bei Murtium in Mösien getödtet, 285. (Sein jüngerer besserer Bruder Numerianus, der im Orient das Heer seines Vaters aus Persien zurückgeführt hatte, war in Thrazien von seinem eigenen Schwiegervater ermordet worden.)

3. Kapitel. Das Kaiserthum in unbedingt autokratischer Form und seine Schwächung durch Theilung der Gewalt.

1. Diocletian und seine Mitregenten: Maximian und Constantius Chlorus im Westen gegen die Alemannen, Sachsen und Franken (Carausius in Britannien); Diocletian und Galerius im Osten. Rom nicht mehr Reichsmittelpunct. Des Constantius Walten in Gallien. Unruhen in Afrika und Asien. Der letzte Triumph in Rom. Diocletian's und Maximian's Rücktritt.

Mit C. Valerius Diocletianus trat das Kaiserthum in eine neue Entwicklungsphase ein, worin es nach Abstreifung der letzten republikanischen Formen zur unbedingten Selbstherrlichkeit gelangte und zugleich eine neue Einrichtung erfuhr, bei welcher der Auflösung der durch den Widerstand der Provinzen beständig bedrohten Reichseinheit mittelst Theilung des Reichskörpers vorgebeugt werden sollte.

Diocletian, der Sohn eines Freigelassenen aus Dioclea in Dalmatien, ein Mann von scharfem Blick und feiner Klugheit, dabei von großer Beharrlich-

keit, stolz zwar gegen Höhere, aber leutselig gegen Niedrige, wußte, wie August, schlau und gewandt die Befriedigung seines Ehrgeizes mit dem Vortheil des Staates zu verbinden. In der gewissen Überzeugung, daß unter den damaligen Umständen die Kräfte auch des Tüchtigsten zur Verwaltung und Vertheidigung des Reichsganzen nicht mehr hinreichten, erhob er seinen Freund Maximianus mit dem Titel Augustus und dem Beinamen Herculius zum Mitregenten und übergab ihm die Regierung der westlichen Reichstheile, die derselbe abwechselnd von Mailand und Trier aus beherrschte, während Diocletian selbst mit dem gleichen Titel Augustus, aber mit dem Beinamen Jovius, von Nicomedia aus, den ganzen Osten überwachte. Zunächst schlug er die Perser, welche wieder in Mesopotamien eingedrungen waren, hinter den Tigris zurück, bekämpfte die Sarmaten, Quaden und andere Völker an der niedern Donau, stellte die Provinz Dacien wieder her, drang durch Rhätien in Deutschland ein und erweiterte das Reich bis an die Quellen der Donau.

Maximianus, gleichfalls von niederer Herkunft aus der Gegend von Sirmium, ein rauher, ungebildeter Kriegsmann, der aber vor dem überlegenen Geiste Diocletian's sich beugte, hatte zunächst die Aufgabe, einen furchtbaren Aufstand der Bagauden, d. i. gallischer Bauern zu dämpfen, welche theils durch den Erpressungsdruck römischer Beamten, theils durch die Plünderungswuth einfallender Barbaren zur Verzweiflung gebracht und unter ihren Anführern Älianus und Amandus selber zu verheerenden Raubhorden geworden waren. Es gelang ihm, durch seine Kriegskunst nicht nur den Aufstand zu unterdrücken, sondern auch die Burgunder und Alemannen wenigstens aus Gallien zu vertreiben, ja in das Gebiet der letztern von Rhätien her einen schreckenden Einfall (bei Günzburg an der Donau) zu machen, ohne daß er jedoch das Zehntland (K. 2, 2.) ganz behaupten konnte, das die Alemannen bis an den Rhein hin besetzt hatten. Deßgleichen drängte er die Franken zurück und versetzte einige ihrer Stämme; und weil fränkische sowohl, als sächsische Seeräuber die nördlichen Küsten Galliens heimsuchten, rüstete er eine Flotte gegen sie aus und übertrug den Seezug gegen sie einem gewissen Carausius, der aber die Feinde nicht am Plündern hinderte, sondern sie erst nach ihrem Abzug überfiel, um ihnen die Beute abzunehmen. Da ihn Maximian deßhalb zum Tode verurtheilte, lehnte Carausius sich gegen ihn auf und bemächtigte sich mit herbeigezogenen Franken und Sachsen Britanniens, wo er sich unter Anmaßung des Kaisertitels sieben Jahre lang gegen die Römer hielt und das Meer zusammt den gallischen und germanischen Nordküsten beherrschte, ohne daß Maximian etwas gegen ihn ausrichten konnte.

Da zugleich auch im Osten neue Gefahren drohten, so entschloß sich Diocletian 292 zu einer weitern Theilung der Gewalt, indem er seinerseits seinen Eidam C. Galerius, der zwar früherhin ein Viehhirte gewesen war, aber sich durch Tapferkeit in den jüngsten Perserkriegen hervorgethan hatte, zum Cäsar oder Reichsgehülfen für Illyrien und die Donaulande ernannte, Maximian dagegen seinen Eidam Constantius Chlorus, einen Enkel des Kaisers Clau-

dius II, zum Reichsgehülfen für Gallien, Spanien und Britannien annahm. Diocletian hatte seinen Sitz in Nicomedia, Maximian meist in Mailand, Constantius abwechselnd in Trier und York, Galerius in Sirmium.

So kam es, daß Rom als verlassener Regierungssitz und aufgegebener Reichsmittelpunct in den Hintergrund trat, zumal Diocletian den Senat aller Macht entkleidet und durch Beseitigung der tüchtigsten Senatoren eine unbedingte Autokratie geschaffen hatte. In Folge der vierfach getrennten Reichsverwaltung gab es nun vier prunkvolle Hofhaltungen, und insbesondere war der Hof der beiden Auguste (vorzüglich der des Diocletian) mit den vielen Abstufungen der Reichs- und Palastbeamten ein volles Nachbild des persischen, wobei der in Seide und Purpur gekleidete, mit dem morgenländischen Diadem (der weißen Kopfbinde) geschmückte, in's Innere des Palastes zurückgezogene und von einer Leibwache beschützte Dominus oder Herr wie eine Art höheres Wesen als geheiligte Majestät (sacra majestas) im weitesten Abstand von seinen Unterthanen erschien, denen es fortan schwer wurde, mit ihren Bitten und Beschwerden zur Adoration d. i. zu der mit einem Fußfall verbundenen Audienz zu gelangen.

Die oberwähnte Leibwache bestand nicht aus Prätorianern, sondern aus einer eigenen Legion, den Jovianern bei Diocletian, den Heracleanern beim Maximian. Was den Diocletian zu dieser orientalischen Hofeinrichtung bewog, war nicht Eitelkeit, sondern die Absicht, die bei dem bisherigen rohen Imperatorenregiment ganz abhanden gekommene Ehrfurcht des Volks vor der Person des Herrschers wiederherzustellen, wobei er freilich nicht erkannte, daß bei dem Mangel eines innerlichen Bandes zwischen Herrscher und Volk ein solch äußerliches Mittel zur Erreichung jenes Zweckes nicht ausreichen würde. Vielmehr trug es noch mehr zur Schwächung des Reiches bei. Denn das Gepränge noch dazu so vieler Hofhaltungen erforderte den größten Aufwand und dieser zwang zur Erhöhung der Grund- und Gewerbsteuern, die dann wiederum den größten Druck in den Provinzen, folglich unerhörte Theurung verursachten, welcher man vergebens durch willkührliche Ansetzung eines „Maximum's für Lebensmittel und Arbeitslohn" zu begegnen suchte.

Die Theilung der Gewalt selbst schien, so lange Diocletian's überlegener Geist die übrigen Machthaber in Schranken hielt, keinen Nachtheil zu bringen, vielmehr augenscheinlich zur Erhaltung der Staatseinheit und Entfaltung der monarchischen Kraft beizutragen; da aber dieses Verhältniß nur ein persönliches war, so mußte der mit dieser Einrichtung verbundene Zweck früher oder später in sein Gegentheil umschlagen und zur wirklichen Auflösung der Einheit führen.

Unter jenen Mitregenten entsprach Constantius Chlorus (d. i. der Blasse) durch sein edles und gebildetes Wesen am meisten dem Zwecke seiner Stellung. Nicht nur vertrieb er den Carausius von den gallischen Küsten und brachte, als derselbe von einem Vertrauten ermordet worden war, und der Mörder sich zum Augustus aufwarf, durch einen Sieg über diesen im Jahr 298 Britannien wieder an das Reich, sondern er reinigte Gallien auch von den Alemannen und sorgte für Wiederherstellung des verfallenen Wohlstandes in den ihm vertrauten Ländern mit solcher Selbstverläugnung, daß er sich die Liebe seiner Unterthanen in hohem Grade erwarb.

So stellte er unter andern auch die von den Bagauden zerstörte Stadt Augustodunum (Autun) sammt ihrer berühmten Schule wieder her und gab der letztern ihren ausgezeichnetsten Lehrer, den Redner Eumenius, der seit ihrer Zerstörung sein Geheimschreiber gewesen war, mit einem Gehalte von 30,000 Thlrn. wieder, welche dieser aber zum Besten der Anstalt verwendete. — Als Diocletian dem Constantius einst durch seine Gesandten mißbilligend zu erkennen gab, daß er versäume, sich einen Schatz zu sammeln, ließ dieser die Reichsten aus seinen Provinzen zusammenkommen und ersuchte sie, ihm aus einer Geldverlegenheit zu helfen. Sogleich stellten ihm diese große Geldsummen und Kostbarkeiten zu seiner Verfügung, die dann Constantius den Gesandten mit den Worten zeigte: diese Schätze habe er zwar so eben erst gesammelt, er besitze sie aber schon lange und habe sie nur seinen getreuen Schatzmeistern gelassen. Als sodann die Gesandten abgereist waren, stellte er jedem Geber das Seine zurück.

Inzwischen hatte Maximian einige entstandene Unruhen mauretanischer Völker in Afrika gedämpft, Diocletian eine Empörung in Ägypten bestraft, und Galerius die Perser durch Gefangennehmung ihres Königs Narses 297 so gedemüthigt, daß sie Armenien, Iberien und noch einige andre Provinzen jenseit des Tigris abtreten mußten.

Nach einer sechsjährigen Friedensruhe feierten die beiden Auguste i. J. 303 ihr zwanzigjähriges Regierungsfest, wobei Rom den letzten Triumph in seinen Mauern sah. Die Gemeinheit des Pöbels aber, der mit den dabei erhaltenen Spenden nicht zufrieden war, bestimmte den Diocletian, die Welthauptstadt nach wenigen Tagen wieder zu verlassen und nach Nicomedia zurückzukehren, ohne erst seine Genesung von einer Unpäßlichkeit abzuwarten, welche sich auf der Reise durch rauhe Witterung zu einer Krankheit steigerte, die ihn nicht nur lange hinderte, sich öffentlich zu zeigen, sondern auch seine frühere Geisteskraft schwächte. Dadurch, sowie durch die zudringlichen Vorstellungen des rohen und ehrsüchtigen Galerius bewogen, legte Diocletian zum Erstaunen der Welt am 1. Mai 305 die Regierung nieder und zog sich nach Salona (bei dem heutigen Spalato) in Dalmatien zurück, wo er auf einer prachtvollen Villa, mit dem Gartenbau beschäftigt, den Abend seines Lebens verbrachte. Ungern legte sein Freund Maximian am gleichen Tage zu Mailand den Purpur ab und gieng auf seine Güter in Lucanien. Diocletian starb im 9. Jahre seiner Abdankung, 68 Jahre alt im J. 313, ob an Gift oder an einer schmerzhaften Krankheit, ist ungewiß. Als ihn Maximian und Galerius einstens zur Wiederübernahme des Throns aufforderten, sagte er: „Ich wünsche, daß ihr den Kohl fähet, den ich mit eignen Händen gepflanzt habe, ihr würdet gewiß von Eurem Ansinnen abstehen."

Diocletian's Name steht in Beziehung zur letzten und ärgsten Christenverfolgung und ist daher bei den christlichen Schriftstellern jener Zeit gebrandmarkt. Was davon in den Anfang seiner Regierung fiel, war nur eine bald vorübergehende Bedrängniß, die jedoch im Geheimen fortdauerte und erst im Jahr 303 zum offensten Ausbruch kam. Den hauptsächlichsten Anstoß zu dieser Verfolgung gaben Galerius und Maximianus und nur ungern gab Diocletian nach; insbesondere aber milderte Constantius in seinem Regierungsbezirk das Loos der Christen, wo er nur konnte. Von dieser diocletianischen oder eigentlich galerianischen Christenverfolgung, die eine „natürliche Reaction des durch die letzten Siege erstarkten Selbstvertrauens der Heiden" war, siehe das Nähere unter K. 4, 1.

Von der Pracht des unermeßlich großen diocletianischen Palastes bei Salona zeugen noch die heutigen Überreste. Die Stadt selbst war die wichtigste auf der ganzen dalmatischen Küste: denn mehr als ein halbes Jahrtausend hatten Reichthum, Lebensgenuß und Bildung ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen, bis sie i. J. 639 n. Chr. von den Avaren eingenommen und ruinirt wurde. Im Laufe der Zeit wurde sie gleichsam verschüttet. In neuerer Zeit aber fieng man an, sie wieder auszugraben, und bereits verspricht sie, als ein zweites Pompeji die reichste Ausbeute für römische Alterthümer.

2. Neue Verwirrung. Galerius und Constantius; deren Mitregenten Maximinus und Severus. Die sechs gleichzeitigen Imperatoren Galerius, Maximinus, Constantinus, Licinius, Maximianus und Maxentius. Tod des Maximinus und Galerius.

Nur zu bald zeigte sich, auf welch' irriger Berechnung die Grundlage der diocletianischen Staatsverfassung ruhte: denn mit dem Austritt desjenigen Machthabers, der mit seinem Geiste das Ganze zusammengehalten hatte, trat durch den Zwiespalt der übrigen eine 18jährige Verwirrung ein, die nur mit dem Sieg Eines von ihnen über alle andern endete.

Die Stellen der abgetretenen Auguste nahmen nun die bisherigen Cäsaren Galerius und Constantius ein, von denen jener es durchsetzte, daß sein schleichender Günstling Julius Severus für Italien und Afrika, und sein Neffe, der friedliche, aber ungebildete Hirtensohn Maximinus für Asien die Cäsarswürde bekam, Maxentius aber, Maximians Sohn, und Constantinus, des Constantius Sohn, übergangen wurden.

Um bei seinem Streben nach dem Übergewicht in der Herrschaft unbehindert zu sein, suchte Galerius besonders den durch Tapferkeit und Ruhmbegierde hervorstechenden Constantinus bei sich in Asien zurückzuhalten; dieser aber verließ unter einem Vorwande den Orient und eilte nach Gallien zu seinem Vater, den er sodann auf einem Zug wider die Picten nach Britannien begleitete. Als Constantius im folgenden Jahre 306 zu Eboracum (York) starb, wurde Constantinus auf den kühnen Vorgang seiner alemannischen Söldnerschaar von den Legionen als Augustus begrüßt und dadurch Herr von Gallien, Spanien und Britannien. Wie aufgebracht darüber Galerius auch war, mußte er sich doch in das Geschehene fügen, obwohl er ihm nur den Titel Cäsar bewilligte.

Während nun Constantin die Rheingränze gegen die Franken und Alemannen mit Glück schützte und zur Abschreckung unnützer Weise mehrere ihrer Fürsten den wilden Thieren im Circus vorwerfen ließ, — benützte der schwelgerische und ehrsüchtige Maxentius einen Aufruhr der Römer, die über die Vernachlässigung ihrer Stadt, insbesondere über das Unterbleiben der Spenden, über den Verlust der seit 500 Jahren genossenen Steuerfreiheit und über die nunmehrigen Steuerauflagen erbittert waren, ließ sich von ihnen 306 zum Augustus und Beschützer der römischen Freiheit erwählen und theilte die Herrschaft mit seinem Vater Maximian, dessen ehrgeizige Natur die Stille der Zurückgezogenheit nicht länger ertrug.

Zwar eilte Julius Severus sogleich herbei, sah sich aber in Rom von seinem Heere verlassen und mußte nach Ravenna fliehen, wo er von Maximian belagert, hinterlistig gefangen und getödtet wurde (307).

Jetzt zog Galerius zur Rache aus, erfuhr aber von seinem eigenen Heere Widerstand und mußte sich, von Maxentius verfolgt, zurückziehen. Um sich zu halten, erklärte er den Illyrier Licinius zum Augustus und Mitregenten und mußte den gleichen Titel dem über Syrien und Ägypten herrschenden Maximin zuerkennen, so daß das Reich nun nicht weniger als sechs Kaiser hatte.

Indeß suchte Maximian seinen ausschweifenden Sohn Maxentius zur Abdankung zu zwingen, aber die Legionen hielten es mit dem letztern und Maximian mußte über die Alpen fliehen. Da er weder bei Galerius, noch bei seinem in Trier zum August erhobenen Schwiegersohn Constantin Unterstützung fand, so erlaubte er sich gegen den letztern hochverrätherische Umtriebe, wurde aber bei Arles geschlagen und floh nach Massilia, wo er von seinen eigenen Truppen ausgeliefert, seinen „unruhigen Ehrgeiz mit dem Leben büßen" mußte 310.

Im folgenden Jahre 311 starb Galerius nach einem wüsten Leben an der Läusesucht, und sogleich rüsteten sich Licinius und Maximinus, um miteinander über dessen Ländernachlaß zu kämpfen; doch verglichen sie sich dahin, daß Licinius den europäischen, Maximinus den asiatischen Antheil nahm.

Und so gab es nun wieder vier Herrscher, zwei im Westen, zwei im Osten, von denen aber keiner dem andern traute, obwohl Constantin und Licinius sich verbündeten, um sich ein jeder gegen seinen nächsten Gegner zu behaupten.

3. Kampf zwischen Constantin und Maxentius. Der Sieg des Kreuzes in der Schlacht am rothen Stein. Constantin's Toleranzedict. Constantin und Licinius. Licinius' Sieg über Maximin; Constantin's Sieg über Licinius.

Zunächst stießen die beiden westlichen Herrscher aufeinander. Maxentius, der nicht lange zuvor durch einen seiner Feldherrn einen Usurpator, Namens Alexander, in Afrika überwältigt und jene Provinz mit Feuer und Schwert auf's gräßlichste verwüstet hatte, schaltete in Rom mit maaßloser Leidenschaft, mißhandelte besonders die Senatoren und überfüllte ganz Italien mit einer möglichst großen, zu jedem Frevel bereiten Truppenmasse, womit er zunächst seinen Gegner in Gallien anzugreifen gedachte. Doch Constantin, von den unterdrückten Römern sowohl, als von den Christen um Rettung angegangen, kam ihm zuvor und erschien unvermuthet an der Spitze von 40,000 kriegsgeübten Streitern in Italien, während Maxentius noch unthätig in Rom schwelgte und ungeachtet seiner noch viermal stärkern Macht nicht das Herz hatte, sich persönlich im Felde zu zeigen. Erst als sein Heer schon zweimal, zuerst bei Turin, dann bei Verona geschlagen war, und Constantin bereits der Stadt Rom sich näherte, gieng er, vom Spott und Hohn der Römer genöthigt, zu seinem Heere in das Lager, um in der letzten Schlacht beim rothen Stein (9 Miglien von Rom)

312 n. Chr. Thron und Leben zu verlieren. Denn Constantin siegte, Maxentius aber wurde auf der wilden Flucht seines Heeres über die milvische Brücke in den Tiberstrom hinabgedrängt und erst am folgenden Tage todt aus dem Schlamm herausgezogen.

Es war dies jene Schlacht, durch welche sich wenigstens vorläufig das künftige Geschick des Christenthums entschied, das sich ungeachtet der heftigsten Verfolgungen im Laufe des 3. Jahrhunderts immer weiter ausgebreitet hatte, aber eben jetzt im Abendlande durch Maxentius, der ihm den Untergang geschworen hatte, auf's Neue in Gefahr war. Alle Hoffnungen der Christen waren daher auf Constantin gerichtet. Als Erbe der guten Gesinnungen, die schon sein Vater gegen die Christen gehegt hatte, vorzüglich aber von seiner frommen Mutter Helena, die eine eifrige Christenfreundin war, zur Hochachtung vor dem Christennamen angeleitet, hatte er schon längst in Gallien sich offen für das Christenthum ausgesprochen, doch aus Staatsklugheit den heidnischen Gottesdienst nicht weniger geschützt, als er den christlichen geduldet. Jetzt da er gegen Maxentius auszog, mochte er mehr als je fühlen, daß er eines sicherern Beistandes bedürfte, als Heidengötter je zu gewähren vermochten. Da habe er, wie der alte christliche Schriftsteller Eusebius erzählt, eines Nachmittags, als er mit dem Heere dahinzog, im Drange seiner Seele zum Gott der Christen gebetet und als Erhörung seiner Bitte ein Zeichen am Himmel, in Gestalt eines glänzenden Kreuzes, mit der Inschrift erblickt: In hoc (signo) vinces! (In diesem [Zeichen] sollst du siegen!) Zugleich sei ihm des Nachts Christus im Traume erschienen und habe ihm befohlen, dieses Sinnbild zum Kreuzpanier zu machen. Er ließ daher eine Kreuzesfahne verfertigen, die dann den christlichen Theil seines Heeres mit doppeltem Muthe erfüllte und ihm den Sieg über Maxentius verschaffte. (Es war dieses Feldzeigen ein labarum, d. i. ein vergoldeter Spieß, oben mit einer goldnen Krone und mit Edelsteinen geziert, mit einer Querstange in Kreuzesform und mit dem *X* als Anfangsbuchstaben des Namens Christi.)

Jubelnd öffnete Rom dem Sieger die Thore, und nachdem die Werkzeuge des besiegten Despoten bestraft und die Prätorianer durch Zerstörung ihres festen Lagers gänzlich aufgehoben waren, ertheilte Constantin allgemeine Amnestie in Verbindung mit einem Toleranzedict, nach welchem einem Jeden völlige Freiheit gegeben wurde, seiner eigenen Einsicht in derjenigen Gottesverehrung zu folgen, die er für sich am angemessensten halten würde. Seine Gunstbezeugungen gegen die Christen giengen dabei bereits so weit, daß der Senat die Kniee vor der Kreuzesfahne beugen mußte. So geschah es, daß sich das Christenthum, fortan durch keine Strafe gehemmt, immer weiter ausbreiten konnte.

Jetzt erneuerte auch Licinius sein Bündniß mit Constantin in einer Zusammenkunft zu Mailand durch die Vermählung mit dessen Schwester Constantia, und als Maximin, diesen Zeitpunct benützend, über den Hellespont gegen ihn rückte, schlug Licinius denselben zwischen Perinth und Adrianopel an der Propontis und nöthigte ihn zur Flucht, auf der er zu Tarsus starb, 313.

Der entgegengesetzte Character der beiden allein noch übrigen Weltherrscher, von denen der eine, Constantinus durch Geistesbildung, Milde und thätige Fürsorge bei Allen beliebt, der andere, Licinius, durch rohe Unwissenheit, Grausamkeit und Geiz allgemein verhaßt war, konnte keine Gewähr des Weltfriedens geben. Als Constantin auf eine Theilung des von Maximin hinterlassenen Länder-Erbes drang, und Licinius sich nicht dazu verstehen mochte,

kam es zwischen ihnen zum Krieg und erst Constantin's Sieg bei Cibalis an der Save, unweit Sirmium in Pannonien, führte einen Vertrag herbei, in welchem Licinius alle seine europäischen Besitzungen, mit Ausnahme von Thrazien und Mösien, abtreten mußte.

Es erfolgte nun ein achtjähriger, für die Ruhe der Länder wohlthätiger Frieden, während dessen Constantin seine Macht im Westen befestigte. Dann aber führte die Eifersucht der beiden Herrscher den letzten Kampf herbei, in welchem sich nicht nur das Geschick des Reiches, sondern auch das Geschick des Christenthums entscheiden sollte. Die Vorliebe Constantin's für die Christen erregte nämlich in dem Licinius gegen seine christlichen Unterthanen den Argwohn, sie möchten es mit seinem Gegner halten. Daher bedrückte er sie auf alle Weise und untersagte ihnen unter Anderm sogar die Versammlungen in den Kirchen. Darüber empört und zugleich angetrieben sowohl von seinem Christeneifer, als auch von seiner Staatsklugheit, mit der er die Alleinherrschaft und dadurch die Reichseinheit anstrebte, zog Constantin mit Heeresmacht gegen Licinius aus, besiegte ihn bei Adrianopel und belagerte ihn in Byzanz. Da auch Constantin's ältester Sohn Crispus die Flotte des Licinius bei Chrysopolis im Hellespont schlug und ihm die Zufuhr abschnitt, entfloh Licinius nach Kleinasien, wo er unweit Chalcēdon noch eine Schlacht wagte, aber der überlegenen Geisteskraft und Kriegskunst seines Gegners unterliegen und sich zur Abdankung verstehen mußte, den 18. September 323. Zwar war ihm das Leben zugesichert worden, worauf er sich nach Thessalonich in den Privatstand zurückzog; weil er aber verrätherische Plane hegte, die entdeckt wurden, ließ ihn Constantin daselbst durch den Strang tödten. Mit dem Ausgang dieses Kampfes war auch für die Christen das Ende ihrer dreihundertjährigen Leidenszeit herbeigekommen.

Das Benehmen Constantin's gegen Licinius, das hier nach den Berichten der alten christlichen Schriftsteller dargestellt ist, wird von den heidnischen Schriftstellern entgegengesetzt beurtheilt, indem sie den letzten Krieg als einen Vertragsbruch und die Tödtung des Licinius als einen Eidbruch bezeichnen. In Constantin's Character war allerdings, ungeachtet seiner unbestreitbaren Religiosität, Ehrgeiz ein Grundzug, und sein staatskluges Bestreben, die Reichseinheit wieder herzustellen, mochte ihn daher zu übereiltem, leidenschaftlichem Handeln und dadurch zur Ungerechtigkeit verleitet haben. Denn bei aller seiner innern Hinneigung zum Christenthum war doch in seinem Character Heidnisches und Christliches noch zu sehr in einander überfließend, als daß seine Moral und Politik hätte rein sein können. — Seine moralische Schwäche zeigte sich bald darauf auch in seinem häuslichen Verhältnisse, von dessen unglücklicher Beschaffenheit aber seine zweite Gemahlin, Maximian's Tochter Fausta, die Hauptschuld trägt. Diese haßte jenen seinen ältesten, aus erster Ehe vorhandenen Sohn Crispus, weil er durch sein Alter, wie durch seine trefflichen Eigenschaften mehr Hoffnung zur Thronfolge hatte als ihre Söhne. Daher verläumdete sie ihn bei dem Vater durch die Beschuldigung, er stelle ihr mit verbotener Liebe nach. Aus diesem Grunde (und nicht, wie Gibbon mit schwachen Gründen meint, aus Eifersucht auf seines Sohnes Vorzüge) ließ Constantin, der nach seiner, wenn auch noch unvollkommenen, christlichen Erkenntniß darin ein noch weit schwereres Verbrechen sah, als der Heide, ohne hinreichende Untersuchung den blühenden Jüngling zu Pola in Istrien mit dem Tode bestrafen. Das gleiche Schicksal traf den in die Sache verwickelten eilfjährigen Sohn des Licinius: auch andere mit

Crispus in näherer Beziehung gestandene Personen wurden in verschiedener Weise Opfer seines Argwohns. Als Constantin nachher, auf beigebrachte Beweise seiner Mutter Helena, hinter Fausta's Ränke kam, fügte er zu dieser Schuld noch eine neue und ließ die Fausta in ihrem Badegemach durch heißes Wasser ersticken. — Wenn der heidnische Geschichtschreiber Zosimus erzählt, Constantin habe, weil er sich von der aus diesen Unthaten entstandenen Gewissensunruhe durch heidnische Sühnungen nicht habe befreien können, einen christlichen Bischof befragt, der ihm geantwortet, das Christenthum habe Balsam auch für solche Wunden, und dadurch sei Constantin für das Christenthum gewonnen worden, so kann das nicht erst Veranlassung zu seiner Vorliebe für das Christenthum gegeben haben, die er längst hatte; wohl aber könnte dadurch seine größere Entschiedenheit für dasselbe veranlaßt worden sein.

4. Kapitel. Alleinherrschaft Constantin's des Großen und Übergewicht des Christenthums über das Heidenthum.

1. Verhältniß Constantin's zum Christenthum. Character der Christenverfolgungen im 3. Jahrhundert.

Nachdem Constantin die Alleinherrschaft errungen hatte, erklärte er ohne Zögern in einem besonderen Edict (324), daß er das Christenthum für die allein wahre Religion halte, das Heidenthum jedoch nicht verfolgen werde. Die bereits angedeuteten innern und äußern, moralischen und politischen Gründe, die eben so sehr das Reich, wie die Person seines Beherrschers betrafen, wirkten zusammen, um dieses für die ganze Welt so wichtige Ereigniß herbeizuführen. War zwar Constantin schon vor der Zeit seiner Alleinherrschaft für den Christengott entschieden, nur noch nicht ausschließlich, sondern mehr noch zwischen Heidenthum und Christenthum getheilt, so daß er das gleichmäßige Nebeneinanderbestehen beider Religionsformen für zulässig, ja nothwendig hielt: — so trat nun, nachdem diese Gleichstellung der Christen mit den Heiden „das Reich zur Einheit, den Kaiser zur Alleinherrschaft" geführt hatte, zwar anfangs noch keine Aufhebung der Religionsfreiheit ein, aber doch eine Minderung derselben durch die volleste Begünstigung des Christenthums. Diese wuchs mit Constantin's zunehmender Überzeugung, daß eine Gleichstellung rein undurchführbar sei, im Laufe seiner weitern Regierung mehr und mehr bis zuletzt, noch gegen das Ende derselben, auch das wirkliche Verbot des Heidencultus erfolgte und das Christenthum die eigentliche Staatsreligion wurde.

Denn obwohl er selbst noch lange seine Taufe verschob und lieber noch in der Klasse der Katechumenen blieb, (s. §. 8. a. E.), so sah er doch im Übrigen mit großer Gewißheit, daß der Christenglaube, in dessen Kraft er bisher seine Gegner besiegt hatte, mehr und mehr alles Heidnische überwinden und der Welt eine zum Bessern führende Neugestaltung geben werde, die zu fördern sein ihm von Gott übertragener Beruf sei. Und eben die Erkenntniß dieses seines hohen Berufes, wie unvollkommen er ihn auch erfüllte, ja wie viele Flecken und Mängel

auch an seiner Persönlichkeit aufgefunden werden mögen, rechtfertigt hinreichend seinen Beinamen „der Große", und wenn auch der Sieg, den durch ihn das Christenthum über das Heidenthum feierte, sich erst bloß mehr im Äußerlichen vollzog und, zumal bei dem verderbten Römervolke, noch weit von einem Siege des Geistes über das Fleisch entfernt war, so konnten doch die treuen Bekenner, welche in der langen Verfolgungszeit allen Höhnungen und Quälungen ihrer Bedränger nichts als die sanfteste Geduld entgegengesetzt hatten, in diesem Triumph ihres Glaubens bereits die Erfüllung jenes Wortes erkennen, das in der magna charta Christi steht und lautet: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

Von den Christenverfolgungen der beiden ersten Jahrhunderte sind schon oben (XII. 11, 1.) einige Schilderungen gegeben worden. Auch aus dem dritten Jahrhundert mögen einige Züge aus dem Leidenskampfe der Christen hier stehen, um das Glück würdigen zu können, das die Christenheit nach dem Aufhören ihrer schweren Bedrängnisse empfand. Im Allgemeinen unterscheidet sich der Character der Christenverfolgungen im dritten Jahrhundert von dem in den beiden vorangehenden Jahrhunderten dadurch, daß jetzt das Volk, als solches, selten mehr den Kampf gegen die Christen begann und nur mittelbar daran Theil nahm; daß der Gelehrtenstand das Christenthum nur durch reformirende Belebung des Heidenthums bekämpfte, daß aber nunmehr die Staatsregierung in dem Gefühl, es möchte selbst der Staat in seiner heidnischen Form durch das Christenthum nicht mehr bestehen können, noch entschiedener den Kampf übernahm, der nun wegen der größern aufgewandten Machtmittel nur um so härter wurde.

Schon seit dem strengen Edict des Kaisers Septimius Severus gegen den Übertritt zum Judenthum und Christenthum (202) war die Heftigkeit der Verfolgung im Steigen. Aus den vielen Märtyrern, welche unter seiner Regierung den Christennamen verherrlichten, ist besonders Vivia Perpetua hervorzuheben, die 22 Jahre alt, aus einem edlen Geschlechte in Karthago, Gattin eines vornehmen Mannes, mit ihrem Säuglinge in's Gefängniß geworfen wurde, dort und auch noch auf dem Blutgerüste den herzzerreißendsten Bitten ihres Vaters, der sie zum Abfall bewegen wollte, widerstand und nach einem treuen Bekenntniß vor dem heidnischen Richter sammt ihrer Glaubens- und Leidensgenossin Felicitas bei einer Thierhetze einer wilden Kuh vorgeworfen und zuletzt von einem Gladiator mit dem Schwerte vollends getödtet wurde. — In Alexandria wurde unter andern eine durch Schönheit und Seelenreinheit ausgezeichnete Jungfrau, Namens Potamiäna, nachdem sie die gewöhnlich vorausgehende Geißelung ausgehalten und die Ausführung der Androhung, ihre Tugend den verworfensten Menschen preisgeben zu wollen, durch ihr Gebet abgewendet hatte, sammt ihrer Mutter Marcella, langsam in siedendes Pech versenkt. Ihre Standhaftigkeit rührte (was sich nicht selten bei Hinrichtungen der Märtyrer ereignete) einen der wachhabenden Soldaten Namens Basilides so, daß er sich bekehrte und deßhalb schon am andern Tage enthauptet wurde.

Eine der härtesten Verfolgungen war die vom Kaiser Decius verhängte, weil sie die erste ganz allgemeine war und die völlige Vertilgung der Christen bezweckte, indem in allen Provinzen zur nämlichen Zeit alle Christen zum Götzenopfer aufgefordert und im Weigerungsfalle gemartert und getödtet, Entflohene aber ihrer Güter beraubt werden sollten. Obgleich viele, besonders unter den Reichen, durch die vorangegangene lange Ruhe in ihrem Glauben lau geworden, aus Leidensscheu Christum verläugneten und schaarenweise abfielen, so fehlte es doch auch nicht an erhebenden Beispielen standhaften Glaubensmuthes bei jedem Alter und Geschlecht, so daß z. B. Bischoff Cyprian in Karthago den Eifer der sich in die Kerker der Bekenner drängenden Christenschaaren mäßigen mußte. In dieser Verfolgung starben auch der Bischoff Fabian von Rom und der Bischoff Alexander von Jerusalem. Die Todesarten waren auch hier die gewöhnlichen durch Folter, Feuer, Schwert, wilde Thiere, glühende Werkzeuge,

siedendes Pech oder geschmolzenes Blei, nur mit dem Unterschiede, daß die Qualen so eingerichtet wurden, daß sie den Gepeinigten die Hoffnung nahmen, unter ihnen bald den Geist aufzugeben.

Unter Kaiser Valerian, der anfangs den Christen so geneigt war, daß „sein Palast einer Kirche glich", der sich aber nachher durch einen Günstling wieder umwenden ließ, war die Verfolgung besonders auf die Kirchenbeamten und die höhern Stände abgesehen, um in den etwaigen Abfall derselben desto eher auch das Volk hineinzuziehen. Alle Bischöffe, Presbyter und Diakonen sollten hingerichtet werden, alle christlichen Senatoren ihre Würden und Ämter und im Beharrungsfalle ihr Leben verlieren. Während der Bischoff Eudämon von Smyrna in die Schmach der Verläugnung fiel, litt sein Presbyter Pionius standhaft den Feuertod; der Bischoff Sixtus von Rom aber mit vier Diakonen und der Bischoff Cyprian von Karthago waren unter den standhaften Bekennern, und die Gemeinde des letztern ließ sich nicht abhalten, ihrem treuen Seelenhirten vor, bei und nach seinem Tode noch alle Beweise der Liebe zu geben.

Kaiser Gallienus war der erste, der das Christenthum durch ein Edict als eine gesetzmäßig bestehende Corporation, folglich als eine erlaubte Religion anerkannte, so daß eine 40jährige Ruhe eintrat, während welcher die Zahl der Christen außerordentlich zunahm. Alsdann aber trat die, eigentlich von Galerius angestiftete diocletianische Verfolgung (K. 3, 1.) ein, welche theils gegen die christlichen Soldaten, theils gegen die Geistlichen, theils gegen die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen und gegen die heiligen Schriften gerichtet war, welche letztere eingeliefert werden mußten und verbrannt wurden: indeß verstanden sich nur wenige zu dieser Auslieferung. Das letzte der vier Verfolgungsedicte des Galerius erstreckte sich auf alle Christen seiner Lande und nun erreichte die Verfolgungswuth den Höhepunct. Ein kaiserlicher Hofdiener, Namens Petrus wurde, nachdem seine Geißelwunden mit Salz und Essig gewaschen worden, über dem Feuer geröstet. Ganze Haufen wurden miteinander verbrannt, ja in Phrygien eine ganz von lauter Christen bewohnte Stadt umzingelt, angezündet und sammt allen ihren Einwohnern verbrannt. Vielen wurde der ganze Leib mit Nägeln oder Muscheln aufgerissen. Die Grausamkeit erfand die schmerzlichsten Todesarten, wobei man so weit gieng, Gefolterte mehrmals zu heilen, um sie immer auf's Neue foltern zu können. Und alle diese Martereien dauerten Jahre lang in allen den Ländern fort, die dem Galerius untergeben waren: „Die Mordschwerter selbst (sagt Eusebius) wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenutzt; die Henker ermüdeten und mußten sich ablösen: die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an, bis zum letzten Hauch ihres Lebens". — Das letzte Blut, das in diesen Verfolgungen floß, war das von 30 Bekennern, die im Jahre 310 in Palästina enthauptet wurden. Im nächsten Jahre darauf nahm der Urheber dieser letzten Hauptverfolgung, bewogen durch Gewissensbisse, die seine schauderhafte Krankheit (s. K. 3, 2.) in ihm erweckte, die Verfolgungsedicte zurück und mußte selbst bekennen, daß er durch dieselben einerseits die Christen nicht von ihrem Glauben gebracht, anderseits die Heiden nur an ihrer eigenen Götterverehrung verhindert habe.

Vergeblich hatte daher so mancher Kaiser in seinen Inschriften sich mit der Vertilgung des Christennamens und Christenglaubens gerühmt: keine Macht der Hölle konnte die Gemeine Christi überwältigen; vielmehr war alles Blut der Märtyrer, das in allen Verfolgungen, deren man, ungeschickt genug, zehn zählt, vergossen wurde, im Grunde das kräftigste Befruchtungsmittel für den Acker Christi, dessen Saat dadurch nur um so dichter und voller heranwuchs.

Als sodann Constantin dem Christenthum nicht nur die Gleichstellung, sondern auch die Vorherrschaft verschaffte, hörten auch alle übrigen Bedrängnisse auf und bald mußte das Heidenthum die Verachtung und Unterdrückung leiden, welche es so lange und zwar in weit schlimmerer Weise dem Christenthum angethan hatte.

2. Wissenschaftliche und religiöse Bildung vom Ende des 2. bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts. Verfall des Heidenthums. Versuche zur Neugestaltung der heidnischen Volksreligion durch den Neoplatonismus: Plotinus, Porphyrius, Jamblichus.

Um nun den Gang der kirchlichen sowohl, als politischen Entwicklung, den die römische Welt durch Constantin nahm, — zumal von nun an jene beiden Elemente anfiengen, sich gegenseitig zu bedingen und zu durchdringen, — besser einzusehen, wird es gut sein, vor der Darstellung der durch Constantin getroffenen Einrichtungen, erst noch auf die übrigen geistigen Bewegungen zurückzublicken, welche sich auf dem Felde der Wissenschaft und Religion vom Ende des zweiten bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts auf heidnischer, wie auf christlicher Seite kund gethan und den Eintritt des Kreuzessieges sowohl, als überhaupt die Weiterentwicklung, welche Staat und Kirche durch Constantin und seine Nachfolger erfuhren, wesentlich bedingt haben.

Was die Römer auf dem wissenschaftlichen Gebiete in dem eben bezeichneten Zeitraume geleistet haben, steht ganz im Verhältniß zu ihrem sittlichen und bürgerlichen Verfall. Rom hörte bald nach der Zeit der Antonine auf, der Mittelpunct der Weltbildung zu sein; im Anfang blühten noch die gelehrten Schulen in einigen Provinzen, namentlich in Gallien (zu Lyon, Autun, Besançon, Narbonne, Marseille); bald aber führten die unseligen Kämpfe der Gegenkaiser, die Aufstände in den Provinzen und die häufigen Einfälle der Barbaren die Verödung dieser Schulen herbei.

Was die einzelnen Wissenschaften betrifft, so war die Beredsamkeit längst in schwülstige, gemeine Lobrednerei ausgeartet: die noch übrigen Reden jener Panegyriker verläugnen alles Gefühl für Wahrheit und Selbstachtung und sind der stärkste Beweis von der völligen Entartung des römischen Characters. — Sogar die Rechtswissenschaft, nachdem sie einen Papinian, Ulpian und Paullus (deren oben K. 1, 3. im Geschichtsgange selbst schon Erwähnung geschah) hervorgebracht hatte, sank in dieser Periode, und von den Juristen der zu Berytus noch blühenden Rechtsschule sind nur wenige Nachrichten auf uns gekommen. — Das Gleiche gilt von der Geschichtschreibung, die meist nur in geist- und geschmacklos geschriebenen Kaiserbiographieen bestand. Unter den Biographen dieser Zeit sind Älius Spartianus (unter Diocletian), Trebellius Pollio (unter Constantius) und Flavius Vopiscus (unter Constantin) zu nennen, welcher letztere allein wenigstens einige Ordnung und Methode hat.

Der Verfall dessen, was im Heidenthum Religion war, hatte sonach sowohl die ganze moralische und geistige Kraft desselben und damit zugleich seine Cultur und Literatur in den Verfall gezogen, und die Stützen, die es noch auf kurze Zeit seinem Staatsbau gab, konnten diesem nur noch einen Scheinbestand leihen. Was dagegen dem Christenthum noch an politischen und literarischen Vorzügen abgieng, das ergänzte es durch seinen „Anschluß an Bürgerthum und Wissenschaft" und wußte sich durch den ihm „ureignen sittlichen Vorzug" desto mehr geltend zu machen, so daß es schon, noch vor seiner bürgerlichen und wissenschaftlichen Bewährung, bloß durch die Macht seiner geheiligten Sittlichkeit und durch die Mittheilung einer Ahnung von der Möglichkeit,

ja Nothwendigkeit der Verwirklichung einer himmlisch-irdischen oder zeitlich-ewigen Gottesbürgerwelt seine Überlegenheit an den Gemüthern der Menschen beurkundete. Diese Erfahrung, welche die zu ihm Übertretenden machten, verbunden mit der Beobachtung, daß das Römerthum eine Völkerselbständigkeit und Bürgerfreiheit gar nicht zuließ und einer jeden, auf die sie stieß, (nach Dan. 2, 40 und 7, 7.) zermalmenden Untergang brachte, wie auch, daß die fortwährenden innern und äußern Unruhen alles innere und äußere Lebensglück in Frage stellten, die Macht und Gunst der Götter aber weder die Provinzen noch das Reich vor dem Sinken bewahren konnte, — dieß alles trieb immer mehr Seelen an, sich dem verkündeten Gottesreiche zuzuwenden, in welchem an die Stelle des Zwangsgesetzes das freie, die Kraft der Erfüllung mittheilende „Gesetz des Geistes" trat und die wahre Menschenwürde einen Schutz gegen willkührliche Zertretung in der Gleichstellung Aller unter dem göttlichen Gesetz mit Recht zu finden hoffte.

Die heidnische Philosophie zwar machte noch ihre letzten Versuche, durch Umgestaltung der Volksreligion mittels der Wissenschaft einen religiösen und politischen Halt zu gewinnen; aber sie war in sich selbst uneinig, indem die sogenannte neue Philosophie d. i. „der Neoplatonismus vertheidigte, was der Skepticismus nebst der stoischen Lebensweisheit und der epicureischen Lebensklugheit bestritt." Wie verschiedenen Richtungen aber diese Gelehrten und wissenschaftlich Gebildeten angehören mochten, alle sahen mit gleichem Mitleid auf die christliche Religion herab, als welche „der Wissenschaft nicht fähig" sei, und ahneten nicht, daß es gerade dem Christenthum beschieden war, die Wissenschaft und den Staat, vor deren unbefugtem Richterstuhl es stand, aus ihrer Versunkenheit und Erstorbenheit herauszureißen und in seine neubelebende und höher verklärende Gemeinschaft aufzunehmen.

Der Neuplatonismus (XII. 10, 7.) bildete sich in diesem Zeitraume zum Versuch einer vollständigen Reformation des Heidenthums aus, indem er das höchste religiöse Gefühl mit dem sublimsten Denken vereinigen, und so anstatt der Physik und Mythik die Metaphysik und Mystik zur Grundlage der Religionsphilosophie machen, Götteroffenbarung und Menschenweisheit supranaturalistisch ausgleichen und so Volksreligion und Wissenschaft vereinigen wollte. Sein phantastischer Gottes- und Offenbarungsbegriff hielt eine „Union des Monotheismus und Polytheismus" nicht nur für „möglich", sondern auch für „nothwendig". Und so trat er nicht sowohl als unbedingter Gegensatz gegen heidnische und christliche Religion auf, sondern gedachte beide „unter seine höhere Einheit und Norm" zu stellen und als eine alles „historisch" in sich aufnehmende und „speculativ läuternde und begründende Religionswissenschaft" zur Weltreligion zu werden: ein Ziel, das freilich nicht dem Neuplatonismus, sondern nur dem Christenthum, aber auf anderm Wege zu erreichen vorbehalten war. Die berühmtesten Neuplatoniker dieser Periode sind: Plotinus, Porphyrius und Jamblichus.

Nachdem diese „neue Philosophie" durch Potamon von Alexandria ihre eklektische Form und durch Ammonius, zubenannt Saccas, von Alexandria, einem abtrünnigen Christen zu Ende des 2. und am Anfang des 3. Jahrhunderts, den Heilgenschein einer Geheimlehre erhalten hatte, legten die Schüler des letztern die Lehre ihres Meisters der Welt in Schriften vor Augen.

Unter diesen Schülern ist der berühmteste **Plotinus**, geb. 205 zu Lykopolis in Ägypten, gest. zu Rom 270, der seinen Ruhm weniger seinen Schriften, als seinem mündlichen Vortrag und den strengen Casteiungen seines Leibes verdankte, den er als einen „verächtlichen Kerker der Seele" ansah! Er behauptete, die Gottheit sei ihm viermal erschienen, und wollte selber als ein höheres Wesen angesehen werden. Den neuen Propheten umdrängten eine Menge Verehrer, darunter viele Frauen, die um mystischer Speculationen willen allen Lebensfreuden und Berufspflichten entsagten.

Porphyrius, Plotin's berühmtester Schüler, geb. zu Batanäa in Syrien 233, gest. zu Rom 305, hatte unter den Neuplatonikern die meisten Kenntnisse; aber seine Sucht, damit zu glänzen, und sein Mangel an gehöriger Schärfe verleiteten ihn zu unkritischer Behandlung in seinen Forschungen. Er gab sich noch mehr, als sein Lehrer, schwärmerischen Entzückungen und strengen Casteiungen hin und behauptete ebenfalls, Gott geschaut zu haben. Obgleich seine Gattin Marcella eine Christin war, so bekämpfte er doch das Christenthum in einem eigenen Werke auf's feindseligste.

Jamblichus, aus Chalcis in Cölesyrien, von unbekanntem Geburtsjahr, gestorben wahrscheinlich unter Constantin, übertraf an Ruhm die beiden vorigen, obgleich er sie weder an Geist, noch an Kenntnissen überwog. Nur sein Eifer für die heidnische Religion und der Ruf von seinen Wundergaben und Wunderthaten, den er sich theils als Enthusiast, theils als Betrüger zu erwerben wußte, umgaben ihn mit dem Nimbus eines Heiligen. Sein Streben war, nicht bloß, wie jenes seiner Meister, durch Ekstase zum Anschauen Gottes zu gelangen sondern als Theurg eine Verbindung mit Göttern und Geistern in der Art zu unterhalten daß diese durch gewisse mysteriöse Worte und Ceremonien gezwungen würden, dem Menschen zu erscheinen und ihm seinen Willen zu thun. Seine noch vorhandenen Werke enthalten das non plus ultra von abergläubischer Schwarmgeisterei und tollsinniger Verirrung des menschlichen Geistes.

3. Die Apologeten des Christenthums, auf Seite der griechisch-christlichen Theologie des Orients: Clemens Alexandrinus und Origenes; auf Seite der lateinisch-christlichen Theologie des Occidents: Minucius Felix; Tertullian, Cyprian, Arnobius und Lactantius.

Dagegen fuhren auch die Christen fort, mit immer mehr Scharfsinn den Grund ihres Glaubens zu vertheidigen, und dabei die von dem edleren heidnischen Alterthum entlehnten Waffen der Wissenschaft mit Gewandtheit zu gebrauchen. Die Apologeten aus dieser Periode erstanden theils im Orient, theils im Occident. — Die griechisch-christliche Theologie des Orients hatte in Alexandria und Antiochia ihren Hauptsitz. In Alexandria war schon seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts eine Art katholisch-christlicher Hochschule, die im 3. Jahrhundert der Hauptsitz der katholischen Theologie und insbesondere der exegetischen Gelehrsamkeit war. Ihre Hauptrepräsentanten waren Clemens Alexandrinus und Origenes. — Die katholisch-christliche Schule zu Antiochia (in Syrien), welche im 3. Jahrhundert eine „gelehrte und rein biblische Wissenschaft" schuf und sich dadurch vor der zugleich

theoretisch-speculativen alexandrinischen Theologie unterschied, hatte zu Vertretern den Julius Africanus, Hippolytus, Dorotheus und den Märtyrer Lucianus (311).

Clemens Alexandrinus (zum Unterschied von Clemens Romanus) war Katechet zu Alexandria und starb 220. — **Origenes**, geboren zu Alexandria 185, öffentlicher Lehrer daselbst, so wie in Cäsarea, von 203—254, behauptete die Nothwendigkeit einer die Religionslehre bestimmenden „Religionswissenschaft" und verlangte, daß die exegetische und philosophische Behandlung sich „durchdringen" sollte. Dadurch wurde er gleichsam der Stifter einer eigenen theologischen Schule, die auf wissenschaftliches Bibelstudium drang. Sein schon oben (XII. 11, 2. angeführtes gegen Celsus gerichtetes Hauptwerk ist die wichtigste Schrift jener Zeit. Außerdem schrieb er Erklärungen über die Genesis, über die Psalmen, über das Evangelium Johannis und über mehrere andere Bücher der heiligen Schrift; auch gab er eine Berichtigung der Septuaginta aus der Vergleichung aller Handschriften mit dem hebräischen Urtexte; besonders aber ist sein Werk über die Grundlehren wichtig, weil es Veranlassung zu langen dogmatischen Kämpfen, den sogenannten origenistischen Streitigkeiten, gab. Denn so viele Anhänger er hatte, so hatte er doch auch Gegner, die seine theologische Rechtgläubigkeit bestritten. Er war übrigens durch seine großen Geistesgaben, nicht minder aber durch sein reines Leben, seine große, selbstverläugnende, aufopfernde Liebesthätigkeit für seine Schüler ein anfeuerndes Vorbild. Zu diesen, den sogenannten Origenisten, gehören der Bischoff Dionysius zu Alexandria (st. 265), der Bischoff Gregorius Thaumaturgus von Neu-Cäsarea im Pontus (st. 270), der Märtyrer Pamphilus von Cäsarea in Syrien (st. 309) u. a. Er starb als 89jähriger Greis im Jahr 254, nachdem er in der decianischen Verfolgung Gefängniß und Martern ausgestanden hatte, welche, obgleich er wieder Freiheit und Ruhe erhielt, sein Ende beschleunigten.

Die lateinisch-christliche Theologie im Occident hatte in Afrika und Rom ihre Sitze und nahm frühe eine vorherrschend practische Richtung auf Religion und religiöse Gemeinschaft, wobei die afrikanische Theologie sich durch eine geistvolle, practisch-kirchliche Richtung von der römischen unterschied, die bald eine vorwiegend-hierarchische Richtung nahm. Die bedeutendsten Kirchenväter der lateinisch-christlichen Theologie dieser Periode waren: Minucius Felix, Tertullianus, Cyprianus, Arnobius und Lactantius.

Minucius Felix war ein zum Christenthum übergetretener Sachwalter zu Rom, dessen Dialog „Octavius" zu den geistvollsten Abhandlungen gehört, die den Streit über die wahre Religion erörtern.

Tertullian, Bischoff von Karthago (zwischen 190 und 220), zeichnet sich aus durch Tiefsinn, feurige Einbildungskraft, Reichthum der Gedanken, für die ihm nur oft der angemessene Ausdruck fehlt, wiewohl seine frühere Bildung als Rhetor ihn nicht um Worte, sein reicher Witz oft selbst nicht um Sophismen verlegen sein läßt, wenn er seiner Überzeugung den Sieg verschaffen will, so daß ihm bei großen Gaben auch große Fehler inne wohnen. Was seine Theologie betrifft, so weicht sie durch seine Hinneigung zum Montanismus (XII. 12, 6. a. E.) von der rein biblischen Lehre ab und wird als „practischer oder religiös-sittlicher Spiritualismus oder Idealismus" bezeichnet, der jedoch dem katholischen Glauben näher stand als die Alexandriner Theologie.

Cyprian, Bischoff zu Karthago (zwischen 248 und 258) hat durch seinen practisch-christlichen Sinn den Grund zu einer episcopal-katholischen Volkskirche gelegt. Seine Sorge und Thätigkeit für das geistliche Wohl seiner Gemeinde, die er besonders in Verfolgungszeiten bewies, war ganz außerordentlich. Dabei war er frei von aller schwärmerischen

Überspanntheit, mit der Viele sich ohne Noth zum Märtyrerthum drängten. Noch schöner bewährte sich sein Glaube zur Zeit einer Pest, in welcher unzählig viele heidnische Einwohner verschmachteten, weil Furcht oder Gefühllosigkeit der Ihrigen die Kranken hülflos und sogar die Todten unbegraben liegen ließ. Von seinem Liebeseifer erweckt, brachten daher die Christen durch Krankenpflege und Begraben der Todten auch den Heiden ihren Beistand, die nun Gelegenheit hatten, ihre Selbstsucht mit der Aufopferungsliebe der Christen zu vergleichen. Wirklich fühlte sich auch das heidnische Volk gegen Cyprian wegen seiner großen Menschenliebe zur Verehrung gedrungen. Dennoch mußte der edle Mann den Märtyrertod sterben und „mit zitternden Händen" enthauptete ihn der heidnische Scharfrichter.

Arnobius, Rhetor zu Sicca in Numidien, und Lactantius, Rhetor in Nicomedien, beide aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts, legten den Grund zu einer Religionsphilosophie unter den Lateinern. — Lactantius schrieb noch während der diocletianischen Verfolgung ein apologetisches Werk in 7 Büchern (institutiones christianae), das meist Abhandlungen über das Wesen und Wirken des Christenthums enthält und für seine Zeit in so reiner Sprache geschrieben ist, daß man ihn den christlichen Cicero nennt. Seine Schriften enthalten übrigens manches Schiefe und Irrige. Er wurde nachher Lehrer von Constantin's Sohn Crispus (s. K. 3. 3.), in dessen Unglück er hineingezogen wurde. Er starb zu Trier um das Jahr 325.

4. Die Kirchenverfassung im 3. Jahrhundert. Die Synoden. Die Lehre von der Einen, allgemeinen Kirche. Anfänge des römischen Primats: Bestreitung seiner Superiorität durch den episcopalen und presbyterialen Katholicismus. Unabhängigkeit aller Bischöffe. Der Klerus als eigener Stand.

Die Kirchen- oder Gemeinde-Verfassung erlitt im 3. Jahrhundert bereits manchfache Veränderungen. Die Verbindung der Gemeinden untereinander durch Synoden oder Kirchenberathungen wurde nun allgemein. Alle Gemeinden standen zwar noch im Verhältniß der Nebenordnung zu einander, und die Unterordnung unter die Metropolis war eine freiwillige. Mehr und mehr aber strebte die Gemeinde zu Rom und ihr Bischoff nach einer alle übrigen regierenden Stellung — ein Streben, dem die Lehre von der Einen, allgemeinen Kirche (von deren natürlichen, ja nothwendigen Entstehung schon oben XII. 12, 2. die Rede war) nicht ohne providentielle Zulassung zu Statten kam.

Wichtig ist für diese Periode das Werk Cyprian's von der Einheit der Kirche, das gleichmäßig gegen die Häretiker, wie gegen die Schismatiker gerichtet ist, zwischen denen er keinen Unterschied gelten läßt, obgleich jene durch falsche Lehre die ganze Kirche gefährdeten, diese aber nur aus Gründen der Disciplin sich von der Kirche trennten, in der, wenn auch irrthümlichen, Absicht, dadurch ihre Heiligkeit zu retten. Seine Behauptung übrigens, daß nur derjenige ein Gottesreichsgenosse sei, der mit der Kirche im Verband stehe, und daß außerhalb derselben kein Heil sei, erläutert er selbst dahin, daß darunter nicht bloß ein äußerlicher, sondern zugleich auch ein innerlicher Zusammenhang gemeint sei. Wenn sich nun allmählig an diesen Grundsatz die einseitige Vorstellung knüpfte, daß zum Seelenheil der bloß äußerliche Verband mit der Kirche hinreiche, so war dieß keine wesentliche, sondern eine, freilich dem damaligen Zustand der Völker sehr nahe liegende, heidnische Folgerung daraus.

Nachdem man nämlich zur Unterstützung jenes Einheitsbedürfnisses schon frühe mit Berufung auf Matth. 16, 16—19 und Joh. 21, 15—17 den Petrus als Repräsentanten der Kircheneinheit angenommen hatte, und um die Mitte des 2. Jahrhunderts die Tradition her-

vorgetreten war, daß Petrus bei seinem Aufenthalt zu Rom (s. XII. 2, 2.) mit Paulus der dortigen Gemeinde vorgestanden habe: so begann sich um die Mitte des 3. Jahrhunderts die Tradition zu bilden, daß Petrus allein erster Bischoff in Rom gewesen und seine Eigenschaft der Einheitsrepräsentation auf seine Nachfolger in diesem Bischoffssitze übertragen habe, obwohl unter den ersten Bischöffen Roms ein Linus und Clemens „nur als Pauli, nicht als Petri Schüler erweislich sind". Zugegeben, daß allerdings Christus auf Petrus, um seines unter allen Jüngern zuerst ausgesprochenen gläubigen Bekenntnisses willen, seine Kirche gründen wollte, wie denn auch wirklich Petrus gleich im Anfang durch seine lebendige Thätigkeit (XII. 1, 2.) den größern begründenden Antheil an der Stiftung der Kirche hatte, die als ein heiliger Tempel auf den Grund der Apostel und Propheten sich aufbauen sollte: so ist doch gewiß, daß auch die andern Apostel von der Mitbegründung nicht ausgeschlossen waren. Daß aber die Apostel ihre volle Geistesmacht auf die Bischöffe vererbt hätten, daß namentlich Petrus seine Gewalt auf irgend einen Nachfolger oder auf eine Reihe von Nachfolgern übertragen hätte, davon ist im N. T. nichts zu lesen, selbst nicht in Luc. 22,32. Daher wies auch Bischoff Firmilianus von Neocäsarea in Kappadocien die Ansprüche des römischen Bischoffs Stephanus auf oberste Autorität mit den Worten zurück: es sei eine Thorheit, daß er, anstatt des Einen Felsen, auf den Christus seine Kirche gebaut habe, viele andere Felsen einführen wolle, indem er die Nachfolge Petri inne zu haben behaupte, also die gleiche Stellung sich anzueignen beabsichtige, wie sie dem Apostel selbst zukam.

Der römische Primat oder Vorrang der römischen Gemeinde hat indeß außer jener vergeblich versuchten göttlichen Rechtsbegründung eine historische Basis und Bedeutung in Folgendem. Wegen der hervorragenden Stellung Rom's, als Weltstadt, konnte die dortige Apostelgemeinde die einflußreichsten Verbindungen mit den übrigen Gemeinden des Abendlandes unterhalten, und weil sie eben wegen dieses Verkehrs so leicht von allen Seiten her in ihrem Wesen und Wandel beobachtet und controlirt werden konnte, so bewahrte sie auch um so treuer die allgemeine christliche Lehre. Schon frühe war daher ganz natürlich ein geistiger Zug nach Rom hin zu spüren, der die mit Rom geistig verbundenen Gemeinden durch ihre Anerkennung jenes Primats allmählig in einen körperschaftlichen Zusammenhang brachte. In diesen Umständen nun sah der römische Klerus eine höhere Fügung, in der sich ihm bald auch die vollste Rechtsanweisung darstellte, vermöge der er eine Superiorität über die andern Kirchen und die Entscheidung in Kirchensachen in Anspruch nahm. Doch der episcopale sowohl, als der presbyteriale Katholicismus widerstrebte diesem Ansinnen noch standhaft, und es blieb vor der Hand noch bloß beim „Ehren-Primat" und die Episcopalverfassung noch aufrecht. Auch beschäftigte die Primatfrage in dieser Periode nur die lateinische, fast gar noch nicht die griechische Kirche.

Wenn der mehrgenannte Bischoff Cyprian von Karthago den römischen Primat anerkennt und den römischen Bischoffssitz die cathedra Petri nennt, so war er doch weit entfernt, demselben eine oberrichterliche Autorität zuzugestehen; er behauptete vielmehr auf's bestimmteste die Unabhängigkeit aller Bischöffe: ja als der obgenannte römische Bischoff Stephan gegen Cyprian das Recht der Entscheidung geltend machen wollte, eröffnete Cyprian ein nordafrikanisches Concil (256) und sprach sich dabei auf das kräftigste gegen die hierarchische Anmaßung Rom's aus. Auch Irenäus von Lyon ermahnte den römischen Bischoff zur Demuth; und Firmilianus sagte ihm sogar, „während er (Stephanus) meine, so viele Andere von der kirchlichen Einheit auszuschließen, habe er sich nur selbst von dieser Einheit abgeschnitten!"

Innerhalb der einzelnen Gemeinden traten merklichere Veränderungen hervor. Noch zwar nahmen die Presbyter oder Ältesten zur Seite der Bischöffe eine berathende Stellung ein, und Bischoff Cyprian z. B. that nie etwas ohne ihre Zustimmung; allein nach und nach machten sich die Bischöffe immer unabhängiger von den Ältesten. Und in dem Grade, in welchem der Bischoff das natürliche Übergewicht über die Presbyter bekam, in dem Grade schritt auch in der schon in der vorigen Periode begonnenen Scheidung zwischen den Geistlichen und Laien (XII. 1, 2.) das Übergewicht der erstern über die letztern vor und die Kirchenbeamten bildeten nun allgemein einen eigenen Stand, für dessen leibliche Bedürfnisse die Gemeinden Sorge trugen.

Um zu verhüten, daß unwürdige Geistliche nicht etwa auf Bereicherung denken und darüber ihr Amt vernachlässigen möchten, wurde ihnen die Beschäftigung mit irdischen Erwerbsarten verboten. — Die Kirchenämter hatten sich unterdessen vermehrt: es gab schon länger her auch Subdiakonen, als Gehülfen der Diakonen (XII. 1, 2.), Lectoren, welche die heiligen Schriften vorzulesen und aufzubewahren hatten; Cantoren (die den Gesang leiteten); Akoluthen, die als Aufwärter den Bischöffen beigegeben waren; Janiloren oder Ostiarii, Küster; Exorcisten oder Dämonenbanner (s. XII. 12, 2. a. E.).

5. Die Kirchenzucht des 3. Jahrhunderts. Die Abgefallenen. Die Kirchenspaltungen des Felicissimus, des Novatianus und des Meletius. Die Asceten. Keime des Mönchthums. — Die Kirchenlehre. Die Kritik der christlich-biblischen Schriften. Beginnendes Übergewicht der mündlichen Tradition. Die Trinitätslehre: Die Antitrinitarier, Patripassianer, Sabellianer. Der Manichäismus.

Die Kirchenzucht wurde fortwährend durch das von der Gemeinde geübte Recht der Ausschließung von der Kirchengemeinschaft und der Wiederaufnahme in dieselbe bei bezeugter Buße aufrecht erhalten. Das Recht des Bindens und Lösens oder die Schlüsselgewalt wurde noch auf Christus zurückgeführt. Die damit zusammenhängende Öffentlichkeit und Strenge des Büßens gab dem erziehenden Beruf der Kirche den nöthigen sittlichen Halt. Die heidnische Verirrung aber, daß schon der bloße äußere Verband mit der Kirche zum Seelenheil hinreiche (K. 4, 3.), trieb viele Ausgeschlossene an, die Wiederaufnahme ohne Herzensbuße zu suchen. Anderseits mißbrauchten auch manche Bischöffe dies Ausschließungsrecht oder die Schlüsselgewalt, welche mit dem Übergang der Macht an die Geistlichen auch ausschließlich in ihren Händen blieb. Die verschiedenen Ansichten über die Bedingungen der Wiederaufnahme, insbesondere bei Abgefallenen, führten schon im 3. Jahrhundert zu Schismen oder Kirchenspaltungen, d. i. zu Abtrennungen unzufriedener Parteien und dadurch zu Sectenstiftungen, welche die Kircheneinheit störten.

Man zählt im 3. Jahrhundert drei Spaltungen: 1. das Schisma des Diaconus Felicissimus in Karthago (250), das jedoch Cyprian's Ernst und Festigkeit in Gemeinschaft mit den afrikanischen Bischöffen endlich unterdrückte; — 3. das Schisma des Presbyters Novatianus zu Rom, der eine Secte stiftete, die Keinen, welcher wegen Verletzung seines Taufgelübdes excommunicirt war, wieder aufnehmen und dadurch eine vermeintlich ganz reine Kirche herstellen wollte: denn als Kennzeichen und Wesen der wahren Kirche nahm er

wirkliche, vollendete Heiligkeit, die er bei ihren Gliedern vermittelst strengster Kirchenzucht und presbyterialer Verfassung unter Beiwirkung des Pneuma zu Wege gebracht wissen wollte (während sich die allgemeine Kirche in ihrer Anforderung mehr „auf das Allgemeinmögliche" beschränkte). Die novatianischen Separatisten erhielten sich noch im 4. Jahrhundert; — 3. das Schisma des Metropoliten Meletius zu Lykopolis in Thebais (306), der seiner Entsetzung wegen eine Secte stiftete, durch welche die ägyptische Kirche eine Zeitlang gespalten wurde.

Das Leben der Christen gewährte noch immer im privaten und öffentlichen Wandel den Anblick schöner Glaubensfrüchte, wenn auch bei der großen Zunahme derer, welche die Taufe suchten, gar viele sich fanden, welche den rechten Verläugnungssinn nicht hatten und zur Zeit der Verfolgung abfielen. Noch aber durften Apologeten, wie Tertullian und Origenes, die heidnischen Gegner auf die wunderbare Umwandlung, welche die Kraft des Evangeliums in ehemaligen Sündendienern hervorbrachte, und auf massenhafte Beispiele aufopfernder Liebesthätigkeit hinweisen. Viele Christen giengen in ihrem Hingebungseifer so weit, daß sie allem Irdischen entsagten, ehelos lebten, ihr Vermögen zu frommen Zwecken verwandten und von dürftiger Kost lebten, um das Ersparte den Armen zu widmen. Diese Enthaltsamkeit oder Ascese (ähnlich dem Nasiräat im A. B.) wurde zwar auch von der allgemeinen Kirche hochgestellt, aber keineswegs zu einer Verbindlichkeit gemacht. Da die Asceten wegen ihres heiligen Lebens eine große Verehrung genossen, so lag ihnen die Versuchung nahe, sich aus diesem ascetischen Leben ein Verdienst zu machen, und manche Kirchenlehrer sahen sich zu dem Tadel veranlaßt, daß viele die Enthaltsamkeit im Äußerlichen, nicht im Inwendigen suchten. Mehrere unter den Asceten, besonders solche, die früherhin an sich die Macht der heidnischen Weltlust stark erfahren und Furcht hatten, ihr wieder zu unterliegen, suchten sich ihren Versuchungen dadurch zu entziehen, daß sie sich in freie Vereinigungen zurückzogen und von da aus Andern durch ihren Rath dienten. Wie daraus bald darauf das Mönchthum sich entwickelte, wird sich in der folgenden Periode zeigen.

In Betreff der Lehre hatte die lange noch „ungebundenere Fassung" der christlichen Offenbarungswahrheiten bei gnostischen Parteien die Überlieferung entstellt und diese Entstellung sodann die Nothwendigkeit herbeigeführt, die Überlieferung enger an das „persönlich-apostolische Kerygma oder Gramma", d. h. theils an das mündliche, theils an das schriftliche Wort der Apostel zu binden. Nachdem sich seit der Mitte des 2. Jahrhunderts die Überzeugung festgestellt hatte, daß die Offenbarung des Apostelgeistes als abgeschlossen auf alle nachfolgende Zeit (nicht sowohl forterbe, als vielmehr) fortwirke, so begann die Kritik der christlich-biblischen Schriften, aus welchen die rein-apostolischen Schriften von den nachapostolischen Religionsschriften ausgeschieden wurden. Doch gieng diese Kritik noch nicht von der Kirche, als solcher, aus, entschied auch noch nicht über alle einzelnen Schriften.

Gegen das Ende des 2. Jahrhunderts waren die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, 13 Briefe Pauli, der 1. Brief Petri, der 1. Brief Johannis und die Offenb. Joh. allgemein als canonische (allgemeinverbindliche) anerkannt, die sogenannten homologumena; der Streit über die übrigen, die sogenannten antilegomena, dauerte noch lange fort, bis gegen das Ende des 4. Jahrhunderts alle unsere neutestamentlichen Schriften allgemein anerkannt waren.

Überhaupt sind in den ersten drei Jahrhunderten des Christenthums sowohl die Eigenschaften seiner meisten Erscheinungen, als auch selbst die Bestimmungen vieler seiner Lehren noch nicht in das Bewußtsein des Begriffs getreten; der Glaube hat mehr durch die Unmittelbarkeit der innern Erfahrung so große Wirkungen hervorgebracht.

So lange noch die lebendige, aus innerster Erfahrung kommende Erkenntniß vermöge des h. Geistes oder des Pneuma in den Gemeinden und in der Kirchenleitung rein erhalten blieb, machte sich die Nothwendigkeit, auf das geschriebene Wort zurückzugehen, noch nicht in dem Maaße geltend, wie sie später eintrat, als die ursprünglich lebendige Christenheit sich in einen geordneten Kirchenorganismus verwandelte, gerade so wie auch im Alten Bunde den Zeiten Mosis das Glaubenszeitalter der Väter ohne geschriebenes Gesetz vorausgegangen war. Erst das Abnehmen jener lebendigen Erkenntniß brachte nach und nach das Bedürfniß der nähern Bestimmung der Heilswahrheiten und somit deren Feststellung in möglichst bestimmten Begriffsformen hervor, wozu in der Regel das Aufkommen grundgefährlicher Häresieen Veranlassung gab. Allmählig daher in alle wesentliche Lehren des Christenthums auch begriffliche Klarheit zu bringen, war eine Aufgabe, welche die Kirche im Fortgang ihrer Entwicklung unter dem Beistand des Geistes Gottes lösen sollte.

Indem die Altkatholiker zunächst in den Erkenntnißquellen und Lehrbestimmungen des Christenthums die Christlichkeit und Kirchlichkeit des Katholischen und seine Übereinstimmung mit dem Apostolischen nachzuweisen suchten, so galt ihnen dabei noch thatsächlich die mündliche Überlieferung mehr als die schriftliche, ja sie gab ihnen vorzugsweise die Glaubensregel ab, und so kam es, daß der Schriften-Kanon, seinem Inhalte nach, nicht nur so lange zur Feststellung brauchte, sondern auch nicht ausschließlich angewendet wurde. Aber selbst über die ungeschriebene Tradition sowohl, als auch über die Auslegung der Apostelschriften war man noch getheilter Meinung, je nachdem man auf dem Standpunct des Glaubens oder der Speculation (der Pistis oder der Gnosis) stand.

Was die Glaubenslehren betrifft, so suchte man zuerst die Dreieinigkeit in Gott oder die Trinitätslehre und mit und in derselben die Lehre von der Gottheit Christi festzustellen. Noch aber blieben die Fragen, „ob die dreifache Offenbarung Gottes nur durch drei Kräfte oder durch drei Substanzen in der Gottheit geschehe", und „ob sie als eine durchaus gottheitliche oder als eine nur göttliche in die Welt getreten sei", in den ersten drei Jahrhunderten unentschieden, obgleich die Kirche als solche diesen Zweifel nie hegte. — Zu den Bestreitern der Trinität oder den Antitrinitariern gehörten 1. solche, welche zwar die Gottgleichheit Christi behaupteten, aber, wie die Patripassianer, dessen Menschheit läugneten, so daß also im Grunde der im Sohne sich offenbarende Vater „gelitten" habe; oder welche, wie die Sabellianer (so benannt von dem Presbyter Sabellius), annahmen, daß der göttliche Logos oder das Gottwesen den Menschen Christus nur während seines Erdenlebens erfüllt und dann sich wieder zurückgezogen habe; — 2. solche, welche eine bloße Göttlichkeit Christi annahmen, folglich die Verbindung des göttlichen Logos mit der menschlichen Natur in Christo läugneten und daher Aloger hießen: zu ihnen gehörten die Paulianer, (so benannt von Paulus von Samosata, Bischoff von Antiochia 260), die den göttlichen Logos nur als eine Kraft im Menschen Christus ansahen.

Auch die Lehre von der Taufe rief seit der Mitte des 3. Jahrhunderts einen Streit (zwischen Cyprian und Stephan) hervor, indem die Gültigkeit der von und an Häretikern und Schismatikern verrichteten Taufhandlung geläugnet wurde.

Zu den Häresieen oder Irrlehren, die im Laufe der beiden ersten christlichen Jahrhunderte aufgekommen waren (XII. 12, 6), trat in der Mitte des

3. Jahrhunderts der Manichäismus hinzu, der nicht wie die anderen Häresieen hellenistische, sondern rein orientalische Religionsphilosophie oder Theosophie mit der christlichen Religion zu vereinbaren suchte und, ohne christliche Secte zu sein, im Grunde überwiegend-parsischer, zum Theil in buddhaistische Begriffe gefaßter Gnosticismus war und die Prätension hatte, sich als neue allgemeine Weltreligion einzuführen.

Als nämlich die Neuperser sich vom parthischen Joche befreit und unter der Dynastie der Sassaniden ihre alte Verfassung wieder hergestellt hatten (s. o. K. 1, 3.), erwachte in ihnen auch ein neuer Eifer für Reinigung und Herstellung ihrer alten zoroastrischen Religion (II. 1, 2; 8, 2.). Während dieser reformatorischen Bestrebungen stand in der letzten Zeit des 3. Jahrhunderts unter der Regierung Sapores' (Schapur's) I ein Mann mit feurigem und scharfsinnigem Geist auf, Namens **Mani** (bei den Griechen Manes, bei den Lateinern auch Manichäus genannt), der, weder durch die alte parsische, noch durch die neue christliche Religion befriedigt, seine Stellung über diesen beiden Religionen zu nehmen, und nicht bloß eine Union beider zu Stande zu bringen, sondern sie durch selbstthätige Verarbeitung des in beiden Gegebenen zu einer höhern Vollendung zu führen suchte, und zwar in der Art, daß seine Lehre gleichmäßig Religionswissenschaft und Volksreligion seyn sollte. Bei der Durchführung seiner Ideen trifft er bald mit der parsischen Lehre vom Kampfe des Lichtreichs mit dem gleichfalls selbständigen Reiche der Finsterniß, bald mit der buddhaistischen Lehre von der Erlösung (aber nicht aus der Sünde durch einen persönlichen Gott, sondern aus dem Naturbann und der Welt des Scheins durch die Incarnation des Buddha), bald mit dem Christenthum zusammen, bald weicht er von allen dreien ab; doch hat der dem Christenthum etwas näherstehende Parsismus bei weitem das Übergewicht bei ihm. Demnach ist der Manichäismus weder ursprünglich Christianismus, der bloß parsisch gefaßt wäre, noch auch parsisch-heidnische Naturreligion, die nur christlichen Zuschnitt hätte. (S. Neander S. 828 ff. vergl. mit Niedner S. 295 ff., Guericke I. S. 161 ff. J. H. Kurtz, 3. Ausg. S. 74.)

Über Mani's persönliche Schicksale haben wir occidentalische und orientalische Nachrichten, die jedoch in Vielem von einander abweichen: aus beiderlei Berichten geht wenigstens das als gewiß hervor, daß er sich durch sein reformatorisches Bestreben, durch das er die Gunst einiger neupersischen Könige gewonnen hatte, als Sectenstifter von den Magiern gehaßt und verfolgt, endlich als Religionsverfälscher verurtheilt und unter grausamen Martern hingerichtet worden ist. (277 n. Chr.)

Da der Manichäismus kein historisches, sondern nur gnostisches Christenthum enthielt und dieses in einer der christlichen Kirche ganz entgegengesetzten Kirche durchzuführen trachtete, so fand er durch seinen theosophischen Reiz Eingang und breitete sich nicht nur im Morgenlande, sondern auch in Afrika und von da weiter im römischen Reiche aus und würde noch größern Schaden gethan haben, wenn er nicht auf Seiten des römischen Heidenthums in einem diocletianischen Gesetze, das mit Todesstrafe gegen seine Verbreitung einschritt, anderseits in der schon großen Befestigung der katholisch-christlichen Kirche seine Schranken gefunden hätte.

Doch pflanzten sich viele manichäische Ansichten bald offener, bald versteckter bis in späte Zeiten, am meisten jedoch im Orient, fort, wie denn in diesen und ähnlichen Häresieen überhaupt schon der Anfang zur Entartung des orientalischen oder semitischen Theils der Kirche lag.

So hatte denn das Christenthum in den ersten drei Jahrhunderten durch eine Reihe geistiger Kämpfe einerseits sich mit dem Heidenthum gleichsam „auseinander gesetzt“ und es einstweilen geistigerweise übermocht, anderseits in

sich selbst die bedeutendsten Gegensätze überwunden und auch im Äußern mehr Halt und Gestalt gewonnen. Dadurch, daß die christliche Religonsgemeinschaft sich während dieser Zeit, ausgeschlossen und abgesondert vom Staate, bloß durch den in ihr fortwirkenden Geist Gottes entwickelte, konnte sie einestheils für ihr inneres Wesen einen festen Grund und — gegenüber dem Staat und den Theologenschulen — eine ihrem Ursprunge und Zweck gemäße Stellung, anderseits für ihre Verfassungsform das „historische Recht" gewinnen, als Grundlage für die Entwicklung aller nachher eintretenden Formen fortzubestehen. Denn die „altkirchliche" Verfassung war für jede nachfolgende wenigstens die bedingte Musterform, in so fern diese bei Um- und Fortbildungen stets als maaßgebend berücksichtigt werden muß, wenn die Kirche sich nicht selbst abhanden kommen soll. Mit ihrem unvermeidlichen Übertritt in die Staatsöffentlichkeit, die sie durch Constantin erhielt, begann für Staat und Kirche ein Wechselverhältniß, das beide einer neuen Entwicklung entgegenführte.

6. Die Staatskirche: ihre Vortheile und Nachtheile.

Mit der Anerkennung, die Constantin dem Christenthum als einer selbstständigen Religion gegenüber dem jüdischen und heidnischen Synkretismus (Religions-Mischungsbestreben) verschaffte, trat die Kirche in eine neue Existenzform ein. Bis dahin hatte sie in ihrer Unvermischtheit mit dem Staate die Einfachheit der überlieferten Lehre, die Reinheit der Sitte und das Band der Einigkeit treu und fest bewahrend sich im Ganzen als ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, gehalten, ohne irgend ein Mittel äußerer Gewalt zur Erreichung ihres Zweckes zu haben oder zu gebrauchen. Rein mit den Waffen des Geistes hatte sie die höchsten geistigen Siege über ihre verderblichsten Feinde — sowohl über den durch seine Werkheiligkeit, Formenstabilität und todte Orthodoxie gefährlichen Judaismus, als über den vielgestaltigen, geistig höchst rührigen, aber gegen Sitte und Form gleichgültigen, die willkührlichste Subjectivität mit Schlangengewandtheit verfechtenden Gnosticismus — errungen und so die allein wahre Religion vor dem Untergang bewahrt. Durch ihre Verbindung und Verflechtung mit dem Staate aber gesellten sich von nun an ihren sittlichen und religiösen Zwecken und Mitteln politische und hierarchische bei, was im Allgemeinen zwar zunächst die Folge hatte, daß einerseits die Kirchenlehre eine bestimmtere Begriffsform, anderseits die Kirchenverfassung eine „gesetzliche" Gleichförmigkeit bekam und durch beides der fortschreitende Katholicismus der altchristlichen Kirche die fortwährend auftauchenden Oppositionen allerdings leichter bewältigen konnte. Denn diese immer bestimmtere Gestaltung des Urchristenthums zu einem allmählig sich ausbauenden Kirchenthum entwickelte sich in einer Doppelreihe von Kämpfen, einerseits nämlich auf dogmatischem Boden im Streit mit der häretischen Religionswissenschaft oder den theologischen Schulen (aus denen oft auch weitere Secten hervorgiengen), anderseits auf religiös-

moralischem Boden im Streit mit separatistischen oder schismatischen Asceten (davon am Schlusse dieses Zeitraums das Nähere beigebracht werden wird).

Aber der allmählige Übergang der altchristlichen Kirche zu einem mit dem Staate verflochtenen politisch-hierarchischen Organismus oder ihre Erhebung zu einer Staatskirche brachte dem christlichen Leben auch Nachtheile, indem sie um den Preis äußeren Machtgewinns einen Theil ihrer inneren Reinheit hingab. Denn wenn auch gleich im Anfang dieser Periode jener obberührte Vortheil in's Licht trat, daß zur Gewinnung und Aufrechthaltung einer socialen Ordnung dem Geiste individueller Willkühr und Streitsucht eine Schranke entgegengestellt wurde, welche zugleich zur Abwehr diente, damit die Menge nicht am Glauben selber irre wurde; so begannen doch gleich daneben auch die Keime einer durch die Staatsgewalt sowohl, als durch die beginnende Hierarchie geförderten Gesetzlichkeit des Glaubens und Lebens sich zu regen, die in späteren Perioden zur Ohnmacht, ja zum Tode des Glaubens und des Geistes auszuschlagen drohte.

An sich ist indeß der Zusammentritt des Staats und der Kirche zur gegenseitigen Unterstützung und Erhaltung kein willkührlicher, sondern vom HErrn und Haupt der Kirche selbst herbeigeführter, und nur menschliche Sündhaftigkeit hat dieses sein Werk je und je zerstört und verderbt. Denn wenn auch Christi Reich nicht von dieser Welt ist, so hat es doch die Bestimmung von Christus selbst bekommen, alle Reiche der Welt wie ein Sauerteig zu durchdringen; und wenn auch der Anfang zu dieser Durchdringung in den ersten drei Jahrhunderten, ohne Beihülfe eines weltlichen Arms eintrat, so giebt diese Thatsache noch keine Gewähr, daß das Christenthum auch in den folgenden Jahrhunderten, wo ein noch roheres Heidenthum auf dasselbe anstürmte, seine Aufgabe hätte lösen können. Nicht jene von selbst und unvermeidlich eingetretene Verbindung des Staats und der Kirche, die mit im Weltplan Gottes lag, ist demnach zu tadeln, sondern nur der Mißbrauch, der auf weltlicher, wie auf geistlicher Seite von ihr gemacht wurde, der aber immer selbst wieder in der Hand Gottes dazu dienen mußte, neue Entwicklungsstufen einzuleiten, durch welche Gott seine Kirche unter allen äußern Anfechtungen ihrer Bestimmung und Vollendung zuzuführen für gut findet.

Schon in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts traten viele Momente hervor, welche die stets nebeneinander laufende Aufkeimung des Segens, der aus jener Verbindung floß, und des Unsegens, der dem Mißbrauch derselben folgte, zum Theil schon deutlich wahrnehmen, zum Theil erst ahnen ließ. So war es ein Segen, daß der Schutz, den der Staat der Kirche lieh, der Ausbreitung des Evangeliums weitere Bahn machte, obwohl anderseits der Wegfall der Schmach die Innerlichkeit des Glaubens minderte; — ein Segen war es, daß der Eintritt der Kirche in den Staat entscheidend auf die Gesetzgebung und die ganze Sittenbildung einwirkte (eine Einwirkung, von der schon allein die allmählige Aufhebung der Sclaverei, dieses dunkelsten Fle-

ckens im Heidenthum, ein Haupttriumph ist), obwohl anderseits die Einmischung des Staats in das Innere der Kirche oft ihren Wesensbestand, und umgekehrt die Eingriffe der Kirche in die Politik oft den Staat in seinem Gange gefährdete; — ein Segen war es, daß die Kirche vom Staate mit äußern Mitteln ausgestattet wurde, die ihren Bestand sicherten, ihr die Sorge für die Bedürfnisse der Armen erleichterten, und ihr es möglich machten, eine Zufluchtsstätte für die leidende Menschheit zu seyn, obwohl anderseits der aus der Anhäufung jener Mittel allmählig erwachsende Reichthum ihr später eine weit verderblichere Gefahr brachte als noch so große Armuth; — ein Segen war es, daß die Diener der Kirche von der weltlichen Macht gewisse Vorrechte und dadurch jenes Ansehen erhielten, womit sie die unterdrückte Unschuld gegen rohe Gewalt, selbst weltlicher Beamten, in Schutz nehmen und dem Geiste der Milde die Oberhand verschaffen konnten, obwohl auch sie anderseits durch das Wachsthum dieses Ansehens sich oft zu Ansprüchen verleiten ließen, die sie, ihren Gemeinden, wie dem Staate gegenüber, in eine, dem Geiste Christi entgegengesetzte Stellung brachten; — ein Segen war es, daß die unter der Geistlichkeit schon früher ohne den Staat aufgekommene und mannichfach streitig gewordene Rang-Abstufung mit Hülfe des Staats festgestellt und dadurch in die Kirchenverwaltung mehr Zusammenhang und Ordnung gebracht wurde, — obwohl anderseits in der Rangstreitigkeit selbst nur eine jener Verirrungen zu beklagen ist, vor der schon Christus (Luc. 22, 25. 26.) so nachdrücklich gewarnt hatte.

Alle diese und andere nebeneinander vorkommenden Vortheile und Nachtheile, welche aus dem Zusammentritt des Staats und der Kirche entstanden, beweisen nichts gegen die Naturgemäßheit und Christlichkeit dieser Verbindung, sondern nur, wie nothwendig und schwierig es für beide war und ist, „den Egoismus ihrer Entwicklung zu verhindern" und zwar nicht dadurch, daß der Staat in der Kirche oder die Kirche im Staate aufgeht, sondern dadurch, daß, ungeachtet jedes für sich zu sein das Recht hat, beide doch zugleich auch für einander zu sein die Bestimmung haben, oder (mit andern Worten), daß bei allem besondern „Eigenleben", das jedes von beiden naturgemäß beanspruchen kann, doch beide auch ein „ineinandergreifendes Zusammenleben" darstellen müssen. Daß dieß mehr oder weniger stets unvollkommen gelang, liegt in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, und die Geschichte hat es nicht mit Idealismen, sondern mit der Nachweisung zu thun, wie sich die Idee jenes Verhältnisses von Staat und Kirche in den verschiedensten Perioden immer in einer, durch gegebene Persönlichkeiten und Zustände bedingten Weise dargestellt habe.

So wie es Gottes Wille war, daß im Alten Bunde Staat und Kirche zunächst bloß bei dem Volk Israel eine pädagogische Bestimmung auf Christum haben sollte, so auch sollten und sollen noch beide im Neuen Bunde ihre pädagogische Bestimmung bei allen Völkern erfüllen, da diese ohne ein herablassendes Entgegenkommen das Heil in Christo eben so wenig hätten ergreifen können und noch könnten ergreifen, als die Juden selbst, bevor die Zeit erfüllet war.

7. Kämpfe der Kirche auf dogmatischem Boden: der Arianismus. Das Concilium zu Nicäa. Das nicänische Symbolum. Rangstreit der Metropoliten. Weitere Annäherungen zum abendländischen Kirchensupremat.

Was aus der Entwicklungsgeschichte der Kirche zunächst im ersten Viertel des 4. Jahrhunderts zum nähern Verständniß des äußern Ganges der Weltgeschichte im Besondern hierher gehört, bezieht sich vorzüglich auf den Streit der Kirche gegen eine neue Häresie, die mit dem Namen Arianismus bezeichnet wird, desgleichen auf den Rangstreit der Metropoliten, — zwei Streitfragen, welche Constantin gleich im Anfang seiner Alleinherrschaft vorfand, und da sie große Bewegungen hervorbrachten, seiner einschreitenden Beachtung werth hielt. Besonders war es der erstere Streit, der schon seit dem Jahre 318 durch die schon früher angeregte, jetzt vom alexandrinischen Presbyter Arius wieder aufgenommene Frage, ob Christus gottgleich (ὁμοούσιος, homousios) oder nur gottähnlich (ὁμοιούσιος, homöusios) sei, die ganze Christenheit in große Aufregung brachte, und durch den Angriff auf die Grundlehre des Christenthums von der Gottheit Christi eine bedeutende Störung in die Einheit und Reinheit der Kirche zu bringen drohte. Daher berief der Kaiser Constantin in der innersten Ueberzeugung, daß diese Uneinigkeit Staat und Christenthum gleichmäßig gefährden könnte, das erste ökumenische Concilium d. i. die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa 325, auf welcher sich, mit Ausnahme des Arius und zweier ägyptischer Bischöffe, die ganze Zahl der aus allen Theilen des Reichs zusammengekommenen Geistlichen, (darunter allein 318 Bischöffe waren, von denen viele als Bekenner aus der Verfolgungszeit noch „die Merkmale ihrer Standhaftigkeit sichtbar an ihrem Leibe trugen"), für die vom damaligen Archidiacon und nachmaligen Bischoff Athanasius von Alexandria schriftgemäß aufgestellte und vertheidigte Lehre von der Gottheit Christi entschied und sie durch Unterschreibung des nicänischen Symbolums oder Bekenntnisses zur allgemeinen Lehre der Kirche machte. Doch dauerte der Streit unter den Homousiasten und Homöusiasten noch lange in allen Ländern fort.

Der **Arianismus** führte eigentlich die Untersuchungen über die Trinitätslehre fort, worin das vorhergehende Jahrhundert noch nichts entschieden hatte (K. 4, 5). Doch behandelte er nicht sowohl die Frage, ob die dreifache Gottesoffenbarung als Kraft oder Substanz zu fassen sei, sondern zunächst nur die Frage, ob Christus, der Sohn Gottes, mit Gott, dem Vater, wesensgleich ὁμοούσιος, consubstantialis, oder ob er, nach des Arius Behauptung mit ihm nur wesensähnlich ὁμοιούσιος sei (Christo Gottgleichheit oder nur Gottähnlichkeit zukomme), ob also der Sohn in voller Wesensgemeinschaft oder in Wesensverschiedenheit und höchstens in unbestimmbarer Wesensverwandtschaft mit dem Vater stehe. Arius (dem nicht einmal die Auffassung des Origenes [s. K. 4, 3], noch auch die Auffassung der Übrigen, die den Sohn und Geist unterordneten, genügte), läugnete die Gottheit Christi, indem Christus sie weder als ein „Durch-sich-selbst-seyn von Natur" besitze, noch auch sie durch „Mittheilung" empfangen habe; der Sohn sei andern Wesens als der Vater, also nur ein Geschöpf Gottes; doch sei er auch nicht bloßer Mensch, sondern stehe hoch über allen andern Geschöpfen, dicht an der Gränze des Gottwesens: denn er sei ein Geschöpf, das

vor der mit der Welt zugleich entstandenen Zeit von Gott gezeugt (was bei Arius so viel als erschaffen heißt), also vorzeitlich und vorweltlich, nicht aber darum auch ewig sei. Dabei sei der Sohn allerdings als Eingeborner (was bei Arius so viel als Erstgeborner heißt) vermöge der „Vollkommenheit seiner Naturanlage" und ihrer „freien Entwicklung" als höchstes und erstes Urgeschöpf dem Grad und dem Maaße nach von gottähnlicher Beschaffenheit, obwohl nicht in Wesensgleichheit, nicht einmal in Wesensverwandtschaft mit dem Vater. Eben deßhalb habe er Mensch werden können, Prüfungen und Leiden bestehen müssen! Weil aber Gott vorausgesehen, daß er in der Prüfung bestehen werde, habe er ihn zum Schöpfer und Heiland der übrigen Wesen bestimmt, und weil er nachher wirklich in der Prüfung bestanden, so habe der Vater ihn zum Lohn mit gottähnlicher Würde bekleidet und in so fern sei er auch Gott zu nennen.

Dieses täuschende Gewebe der Speculation (das freilich hier nach seinen verschiedenen Entwicklungsmomenten zusammengefaßt ist) deckte indeß Athanasius, ein durch Größe des Geistes, Tiefe des Gemüths, Erfahrung im Glauben und Reinheit des Lebens gleich ausgezeichneter Mann, theils vorher in vielen Schriften, theils bei der Discussion im Concil mit den schlagendsten Gegengründen auf und wurde dadurch eine Säule der Kirche, deren festester, nicht schwankender Grund darin liegt, daß das Göttliche in Christus und in seiner Weltreligion nicht als eine „nur willkührlich bestimmbare", also unbestimmte, wenn auch noch so hohe geschöpfliche Größe gefaßt wird, sondern als „das Göttliche der Gottheit selbst, das nur in dieser sein Maaß hat."

Arius (Areios) war ein Mann von vorherrschendem Verstand mit vieler Gelehrsamkeit, dabei aber so eitel, daß er sich selbst den „Berühmten" nannte; obwohl im Umgang durch seine dialectische Gewandtheit einnehmend und durch unbescholtenen, selbst strengen Wandel geachtet, gieng ihm doch Tiefe des Geistes und Gemüthes und jene lebendige christliche Erfahrung ab, ohne welche dergleichen Geistern das Christenthum stets mehr bloß Verstandessache bleibt. Obwohl er daher mit Kühnheit und Hartnäckigkeit seine Ansicht verfocht und sie, außer in Streitschriften, auch in Liedern für Wanderer, Schiffer 2c. popularisirend zu verbreiten suchte, so fehlte es ihm doch an aufopfernder Entschiedenheit, und seine Haltungslosigkeit im Kampfe kam der seiner Lehre gleich.

Als er auf dem Concil seine Lehre mit aller Schärfe dargelegt und unter seinen vielen Gegnern besonders Athanasius dieselbe am klarsten widerlegt hatte, trat der gelehrte Bischoff Eusebius von Cäsarea mit einer Vermittlungsformel auf. Allein die Mehrzahl der Väter — überzeugt, daß die Arianer in dergleichen allgemeine Ausdrücke alle ihre falschen Lehren hineinlegen würden, — zogen die möglichst bestimmte Fassung des Bekenntnisses vor, um willkührliche Deutungen und schriftwidrige Vorstellungen abzuwehren. — An dieses nicänische Symbolum hielt sich von nun an die christliche Kirche als an den „Faden ihrer innersten Einheit", der sie in den dunkelsten Zeiten labyrinthischer Verwirrung immer sicher an die Quelle des Evangeliums zurückgeleitet hat, so daß noch 12 Jahrhunderte darnach Luther sagen konnte, daß „seit der Apostel Zeit in der Kirche des Neuen Testaments nichts Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben worden sei". Dabei ist allerdings nicht die Form und Formel an sich, sondern deren lebendiger Inhalt das Heilbringende, in so fern derselbe den — der alt- und neutestamentlichen Offenbarung entsprechenden — Glauben an den „Einen Gott im dreifachen Unterschiede des Vaters, Sohns und heiligen Geistes und an diesen dreifachen Unterschied in der Einheit des göttlichen Wesens" betrifft, da die Verkennung der Einheit zum — Heidenthum und die Verkennung des Unterschieds zum — Judenthum zurückführen würde.

Da auch der Kaiser diesem nicänischen Bekenntnisse beitrat, so unterschrieben es auch die Vermittler, jedoch mit dem stillen Vorbehalt, das „Homousios" in ihrem Sinne auszulegen. Arius selbst und seine Anhänger wurden aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und hierin übte die Kirche nur das ihr zustehende Recht; daß aber auch Landesverweisung damit verbunden wurde, war eine in der Zeit liegende unbefugte

Einmischung der weltlichen Macht, deren sie sich von nun an in mannichfacher Weise schuldig machte.

Die weitern Schicksale des Arius und Athanasius sind in den Fortgang des arianischen Streites verflochten, der, wie sich zeigen wird, noch eine lange Zeit hindurch einen wichtigen Moment der Weltgeschichte selbst ausmacht. (Über das merkwürdige Ende des Arius s. den nächsten Abschnitt am Ende.)

Auf dem nicänischen Concil wurde zugleich auch der Rangstreit unter den Metropoliten d. i. unter den Bischöffen der Hauptstädte in den einzelnen Provinzen beigelegt, indem diejenigen unter ihnen, welche Apostelsitze (XII. 12, 3.) inne hatten (und deswegen vom 5. Jahrhundert an Patriarchen genannt wurden), ein größeres Ansehen unter den Metropoliten in Anspruch nahmen. Es wurde deßhalb förmlich bestimmt, daß die Bischöffe von Rom, Alexandria und Antiochia den Vorrang vor allen Bischöffen der Christenheit haben sollten. Nachher wurde auch der Bischoff von Constantinopel, wegen der Wichtigkeit dieser Hauptstadt, und der Bischoff von Jerusalem, aus Achtung vor diesem ehrwürdigen Apostelsitz, in die Reihe der Patriarchen gestellt. — Daß jedoch der Bischoff von Rom mit dem bloßen Vorrang nicht zufrieden war, sondern nach der Herrschaft über die ganze Kirche strebte, wobei ihm die Weltstellung Rom's und das kirchliche Einheitsbedürfniß entgegenkam, ist schon (K. 4, 4.) berührt worden. Von einem Papstthum im Sinne späterer Zeit aber kann in dieser Periode durchaus noch nicht die Rede sein, sondern nur von mannichfachen Annäherungen zum abendländischen Kirchensupremat, das für jetzt noch ohne alle feste Grundlage war.

8. Constantin's Hof- und Staatsverfassung. Staatseinkünfte; Provincialverwaltung; Heerwesen. Constantin's Sorge für die Reichswahlfahrt. Taufe und Tod Constantin's.

Für die weitern Geschicke des Reichs sowohl, als auch der christlichen Kirche war es von tiefeingreifenden Folgen, daß Constantin den Kaisersitz von Rom hinweg für immer nach Byzanz verlegte. Dazu bewog ihn die Überzeugung, daß Rom als Hauptsitz des Heidenthums durch die Erinnerungen, die „jeder Blick auf das Capitol und die Tempel“ rege erhalten mußte, so wie durch die dem Christenthum widerstrebende Gesinnung der römischen Großen ihm die Durchführung seines mit der neuen Religion zusammenhängenden Staatsreformplans zu sehr erschweren würde. Auf Byzanz fiel sein umsichtiger Blick, weil es „stolz über zwei Welttheile hinblickend den Übergang aus einem in den andern und die Verbindung zwischen dem schwarzen und dem mittelländischen Meere beherrscht“, für den Land- und Seehandel gleichgünstig gelegen, an drei Seiten vom Meere, an der vierten von leicht zu befestigenden Bergen umgeben ist, und daher eben so trefflich zu einem mächtigen Trutz- und Schutzwall gegen den Ansturm der ärgsten Reichsfeinde, der Gothen und Perser, als zu einem für die zwang- und geräuschlose Einführung einer neuen Hof- und Reichsverfassung wohlbelegenen Herrschersitz geeignet war.

Byzanz wurde binnen vier Jahren mit großem Aufwand unter dem Namen Neu-Rom, der aber bald dem Namen **Constantinopolis** (Constantinsstadt) wich, zur Residenz umgeschaffen und den 11. Mai 330 durch prachtvolle Feste und Umzüge eingeweiht. Ein Capitol, reiche Paläste (darunter zwei kaiserliche), Curien, prachtvolle Kirchen und Capellen (darunter die Apostelkirche) Marktplätze, Circus oder Rennbahn, Säulengänge, Bäder, dazu reiche Gemälde, Bildsäulen und andere aus Griechenland und Asien herbeigeführte Denkmäler der Kunst verschönerten das Innere der Stadt, während feste Mauern, Thürme und Basteien sie von Außen schützten, große Vorrechte und Freiheiten viele wohlhabende Einwohner aus den Provinzen herbeizogen, und von Zeit zu Zeit Spenden und Spiele das Volk, wie ehemals zu Rom, zufrieden stellten: so daß die Stadt bald zu einer der größten und reichsten der Welt heranblühte, wiewohl eben dieses Einwohner-Gemische von Römern, Griechen und Barbaren ohne eigentlichen „nationalen Kern" und darum ohne alle höhere Gesinnung war. Da schon Constantin fünf Hügel in die Ringmauern dieser Stadt eingeschlossen hatte und im Laufe von 100 Jahren noch zwei hinzukamen, so konnte sie ebenfalls, wie Rom, eine Siebenhügelstadt heißen.

Die neue Hof- und Staatsverfassung Constantin's war der diocletianischen (K. 3, 1.) nachgebildet, auf das Prinzip der vollsten Selbstherrlichkeit oder Autokratie gegründet und von vorherrschend morgenländischem Character. Den Gipfel- und Mittelpunct bildete der unumschränkte „Herr" (dominus), umgeben von vielen, nach Rang und Würden sich abstufenden Hof- und Reichsbeamten. Zur Verhütung einer despotischen Soldatenherrschaft war die Militärgewalt von der bürgerlichen ganz getrennt. Die bisherige Provinzialeintheilung und Verwaltung hörte auf und an ihre Stelle trat die Eintheilung des Reichs in vier Präfecturen (Exarchate oder Oberstatthalterschaften) in die orientalische, illyrische, italische und gallische, jede unter einem eigenen prätorischen Präfecten (Exarchen oder Oberstatthalter) zu denen noch mit gleichem Range die Präfecten der beiden Residenzen, Rom und Constantinopel, hinzukamen.

Die **Hofeinrichtung** erhielt folgende Ämter: 1) der höchste Beamte war der erlauchte Oberkammerherr (illustris praepositus sacri cubiculi), der selbst den Vorrang vor den Ministern hatte; unter ihm standen: der Oberkämmerer (primicerius sacri cubiculi) mit seinen Kammerherren (cubiculariis), der Haushofmeister (comes castrorum oder palatii) und die Edelknaben (ministeriales dominici); der Obertafelmeister, der Garderobemeister u. s. w. 2) Der Magister officiorum (der Minister des Innern), der die Zuschriften an den Kaiser in Empfang nahm, die Leibwache beaufsichtigte, die Streitigkeiten der Hofdiener entschied; — 3) der Quaestor sacri palatii, (der Justizminister) der die kaiserlichen Edicte und sonstigen Befehle ausarbeitete; — 4) der comes sacrarum largitionum oder Reichsschatzmeister; — 5) der comes rerum privatarum divinae domus oder auch comes rei privatae (der Minister des Hauses), der die Krongüter verwaltete; — die beiden Befehlshaber der Leibwache zu Fuß und zu Pferd (comites domesticorum equitum et peditum) oder der 3500 Mann Haustruppen, die alle von Adel waren. Alle diese obersten Beamten hatten eine Menge Geheimschreiber. Die höchsten Beamten sammt denen, die des Kaisers Vertrauen noch berief, bildeten das Consistorium principis oder den Staatsrath, der die höchste Entscheidung in Rechts- und Verwaltungssachen hatte. Der nur dem Namen nach, nicht der Sache nach, noch bestehende Senat war ohne allen Einfluß und der Name Senator zum leeren Titel geworden. Außerdem bezeichneten Ehrenbenennungen wie z. B. Erlauchte (Illsustres), Hochansehnliche (Spectabiles), Hochberühmte (Clarissimi), Vollkommenste (Perfectissimi), Erlesene (Electi) zc. die strengbemessene Abstufung der Ämter; desgleichen zeugten Titel, wie

Ew. Magnificenz, Ew. Würdigkeit (Magnificentia, Gravitas, Serenitas) ꝛc. von dem eingerissenen „Hang zur Eitelkeit.“

Die **Staatseinkünfte**, aus denen die Bedürfnisse des Hofs und der Reichsverwaltung bestritten wurden, floßen theils aus den Krongütern und Hoheitsrechten (wie z. B. aus Zöllen, Auflagen auf Lebensmitteln, dem Zwanzigstel von größern Erbschaften, dem Krongeld, das statt der frühern Geschenke bei Regierungsantritten und bei andern frohen Vorkommenheiten in der kaiserlichen Familie vom Volke erhoben wurde), theils aus den jährlichen Steuern und andern Abgaben (z. B. aus der indictio oder der Grund- und Ertragsteuer vom sämmtlichen Landeigenthum, deren jährlicher Betrag alle 15 Jahre nach Maaßgabe des unterdeß verbesserten oder verschlechterten Boden-Ertrags neu veranschlagt wurde; aus der Gewerbs- und Nahrungssteuer, aus den Abgaben für Fabrik- und Industrie-Monopole; aus den Abgaben für Titel und Ämter, wie z. B. für den leeren Titel Consul, Patricius.)

Die neue **Provincialverwaltung** war in ihrer Einrichtung von der ältern sehr verschieden. Jede der 4 Präfecturen zerfiel in Diöcesen (Bezirke), diese in Provinzen (Kreise) und diese wiederum in Districte und Gemeinden. — Die orientalische Präfectur mit 5 Diöcesen und 48 Provinzen umfaßte Ägypten, das römische Asien, Syrien, Paläſtina Mesopotamien, den Pontus und Thrazien; — die illyrische Präfectur mit 2 Diöcesen und 11 Provinzen Macedonien mit Griechenland, nebst Mösien und Dacien; — die italische Präfectur mit 3 Diöcesen und 29 Provinzen Italien und seine Inseln, das abendländische Illyricum (an der Ostküste des adriatischen Meers) und Westafrika von Cyrene an; — die gallische Präfectur mit 3 Diöcesen und 29 Provinzen Gallien, Spanien und Britannien.

Jeder Präfect oder Exarch hatte in seiner Provinz die Verwaltung, die Finanzen, die Rechtspflege, die Polizei, das Postwesen. Unter ihm standen an der Spitze der Diöcesen seine Vicarien oder Stellvertreter mit dem Titel Consularen, an der Spitze der Provinzen die Rectoren mit dem Titel Präsides oder Proconsularen, die dann wieder ihre Unterbeamten (Gerichtsbeamte, Finanzbeamte, ausfertigende Beamte) hatten, zumal jede Provinz ihre eigene Kasse hatte, deren Überschuß in den Staatsschatz floß.

Das **Heerwesen** erhielt gleichfalls eine neue Einrichtung: Zwei Oberfeldherrn, davon der eine als Magister peditum das Fußvolk, der andere als Magister equitum die Reiterei befehligte, standen an der Spitze des Heers und hatten zugleich die militärische Rechtspflege. Unter ihnen standen die comites (Feldobristen) und duces (Feldhauptleute) als Unterfeldherrn in den Provinzen. Die Legionen wurden verkleinert und im ganzen Lande vertheilt, nämlich in alle größeren Städte und in die Gränzfestungen und Gränzlager, damit nicht so leicht Heeraufstände entstehen, also die Provinzen desto leichter in Ruhe gehalten werden könnten. Diese Vertheilung der Legionen gewährte auch den Vortheil, daß durch sie das Christenthum weiter verbreitet wurde (s. K. 6, 1), hatte aber auch den Nachtheil, daß die Garnisonen in den Städten, welche ohnedieß vor denen in den Gränzfestungen ungebührlich bevorzugt wurden, verweichlichten.

Das planmäßige Bestreben Constantin's, durch eine unbeschränkte Herrschaft die Einheit und Festigkeit des wankenden Reichs zu stützen, führte sonach auf Staatseinrichtungen, die allerdings zum Theil sehr wohlthätig waren, (wie namentlich die Trennung der Militärgewalt von der bürgerlichen) großentheils aber auch in ihrer weitern Ausbildung einen drückenden Mechanismus zur Folge hatten, der eine lebendige Entwicklung der Volkskräfte eben so sehr hemmte, als die vorangegangenen Kaiserregierungen sie vergeudet hatten. Die übermäßige Gewalt der Präfecten, von deren Ausspruch nicht einmal Appellation an den Kaiser galt; der häufige Präfectenwechsel, welcher anhaltenden Ungerechtigkeiten vorbeugen sollte, aber dafür andere Mißbräuche der kurzen Amtsgewalt veranlaßte; der übermäßige Hofglanz, welcher (sammt fort-

währenden Spenden für den Pöbel in beiden Hauptstädten, der nichts als Brod und Spiele, panem et Circenses, wollte) einen so großen Theil des Einkommens verschlang; der deßhalb vermehrte Steuerdruck, in Folge dessen allmählig große Landstrecken verödet liegen blieben; die Entkräftung vieler Municipien durch Einziehung ihrer Patrimonien oder Gemeindegüter, aus denen sie ihre Bedürfnisse bestritten hatten; die Bevorrechtung gewisser Gewerbsthätigkeiten zu Gunsten des Staats, welche den Gewerbfleiß und Verkehr hemmte, — solche und andere Mängel konnten die constantinische Verfassung nicht zum Palladium der Reichswohlfahrt machen, wiewohl sie im Ganzen auch nicht schlechter war, als die von seinen Vorgängern überkommene; wie denn auch im Grunde nicht sie den Reichseinsturz herbeiführte, sondern der ganze sittlich versunkene Volksgeist, den selbst das Christenthum nicht so zu durchdringen und zu erneuern vermochte, daß es im Römervolk und Römerstaat seinen wahren Träger und hinwiederum der Staat wie das Volk in jenem seine Stütze hätte finden können. Wer Augen hatte zu sehen, konnte bereits bemerken, daß der Stein im Herabrollen begriffen war, der den römischen Coloß zermalmen sollte. (Dan. 2, 44, 45.)

Aus der Verschlimmerung des noch in den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserzeit ziemlich kräftigen Städtewesens in Italien ließ sich schon einer der Hauptgründe des innerlich begonnenen Staatsverfalls wahrnehmen, so wenig es noch äußerlich den Anschein dazu hatte. Die Selbständigkeit der italischen Städte schwand vom dritten Jahrhundert an mehr und mehr, besonders nach der Mitte desselben, als unter Diocletian auch Italien „nicht mehr von den Leiden und Lasten der Provinzen verschont" wurde. Denn mit der Freiheit von der Grund- und Kopfsteuer verlor es seinen bedeutendsten Vorzug. Durch die Staatsverfassung Constantin's kam nun die ganze Last des Staatsgebäudes auf die Städte zu ruhen. „Sie mußten den Hof, das Heer, die Beamten und sich selbst erhalten. Mit ihrem Glück und Wohlstand war es ganz vorbei, da die vermehrten Bedürfnisse des Staats und die Habsucht der zahllosen Beamten sie weit über ihre Kräfte in Anspruch nahmen." Besonders drückend für die italischen Städte war das neue Steuersystem, wobei man anfieng, die Felder nach Schollen zu messen, die Weinstöcke und Bäume zu zählen, alles mögliche Vieh zu verzeichnen und die Menschen nach Köpfen einzutragen. Alles Stadt- und Landvolk mußte sich in Familien einfinden; dabei setzte es Schläge und Peinigungen der Söhne, um gegen ihre Väter —, der Sclaven, um gegen ihre Herren auszusagen, und den Schluß der Schatzungsscene machte dann die Zahlung des Kopfgeldes, als Preises für das Leben. Diese Kopfsteuer war für den Armen drückend und doch für die Staatskasse wenig ergiebig. Constantin regelte allerdings die Grund- und Vermögensbesteuerung, und ließ alle vier Jahre abschätzen. Aber um seinen unermeßlichen Aufwand, den die prachtvolle Herstellung Neu-Roms und der Prunk der neuen Hofhaltung erforderte, bestreiten zu können, beraubte er, wie eben angedeutet, die Städte ihrer Kämmereigüter und vieler besonderer Einkünfte an Zöllen &c. Und dieses sein Beispiel reizte dann die Habsucht der folgenden Kaiser und ihrer Günstlinge, so daß in der Folge die „von allen Seiten beraubten Städte nicht mehr im Stande waren, ihre öffentlichen Gebäude und Anstalten, Mauern und Wasserleitungen zu unterhalten. Die Städte mußten daher auch für solche Zwecke die Bürgerschaften mit neuen Abgaben von ihrem Grundbesitze belegen und so „gewährten sie schon im 5. Jahrhundert nur den traurigen Anblick des kläglichsten Verfalls." (Vergl. K. Hegel's Gesch. der Städteverfassung in Italien I. S. 57—74.)

Nicht zu verkennen ist übrigens an Constantin seine ernste Sorge, nach dem Maaße seiner — durch politische Erfahrung, wie durch das Christenthum ge-

Ew. Magnificenz, Ew. Würdigkeit (Magnificentia, Gravitas, Serenitas) ꝛc. von dem eingerissenen „Hang zur Eitelkeit."

Die **Staatseinkünfte**, aus denen die Bedürfnisse des Hofs und der Reichsverwaltung bestritten wurden, floßen theils aus den Krongütern und Hoheitsrechten (wie z. B. aus Zöllen, Auflagen auf Lebensmitteln, dem Zwanzigstel von größern Erbschaften, dem Krongeld, das statt der frühern Geschenke bei Regierungsantritten und bei andern frohen Vorkommenheiten in der kaiserlichen Familie vom Volke erhoben wurde), theils aus den jährlichen Steuern und andern Abgaben (z. B. aus der indictio oder der Grund- und Ertragsteuer vom sämmtlichen Landeigenthum, deren jährlicher Betrag alle 15 Jahre nach Maaßgabe des unterdeß verbesserten oder verschlechterten Boden-Ertrags neu veranschlagt wurde; aus der Gewerbs- und Nahrungssteuer, aus den Abgaben für Fabrik- und Industrie-Monopole; aus den Abgaben für Titel und Ämter, wie z. B. für den leeren Titel Consul, Patricius.)

Die neue **Provincialverwaltung** war in ihrer Einrichtung von der ältern sehr verschieden. Jede der 4 Präfecturen zerfiel in Diöcesen (Bezirke), diese in Provinzen (Kreise) und diese wiederum in Districte und Gemeinden. — Die orientalische Präfectur mit 5 Diöcesen und 48 Provinzen umfaßte Ägypten, das römische Asien, Syrien, Paläftina Mesopotamien, den Pontus und Thrazien; — die illyrische Präfectur mit 2 Diöcesen und 11 Provinzen Macedonien mit Griechenland, nebst Mösien und Dacien; — die italische Präfectur mit 3 Diöcesen und 29 Provinzen Italien und seine Inseln, das abendländische Illyricum (an der Ostküste des adriatischen Meers) und Westafrika von Cyrene an; — die gallische Präfectur mit 3 Diöcesen und 29 Provinzen Gallien, Spanien und Britannien.

Jeder Präfect oder Exarch hatte in seiner Provinz die Verwaltung, die Finanzen, die Rechtspflege, die Polizei, das Postwesen. Unter ihm standen an der Spitze der Diöcesen seine Vicarien oder Stellvertreter mit dem Titel Consularen, an der Spitze der Provinzen die Rectoren mit dem Titel Präsides oder Proconsularen, die dann wieder ihre Unterbeamten (Gerichtsbeamte, Finanzbeamte, ausfertigende Beamte) hatten, zumal jede Provinz ihre eigene Kasse hatte, deren Überschuß in den Staatsschatz floß.

Das **Heerwesen** erhielt gleichfalls eine neue Einrichtung: Zwei Oberfeldherrn, davon der eine als Magister peditum das Fußvolk, der andere als Magister equitum die Reiterei befehligte, standen an der Spitze des Heers und hatten zugleich die militärische Rechtspflege. Unter ihnen standen die comites (Feldobristen) und duces (Feldhauptleute) als Unterfeldherrn in den Provinzen. Die Legionen wurden verkleinert und im ganzen Lande vertheilt, nämlich in alle größeren Städte und in die Gränzfestungen und Gränzlager, damit nicht so leicht Heeraufstände entstehen, also die Provinzen desto leichter in Ruhe gehalten werden könnten. Diese Vertheilung der Legionen gewährte auch den Vortheil, daß durch sie das Christenthum weiter verbreitet wurde (s. K. 6, 1), hatte aber auch den Nachtheil, daß die Garnisonen in den Städten, welche ohnedieß vor denen in den Gränzfestungen ungebührlich bevorzugt wurden, verweichlichten.

Das planmäßige Bestreben Constantin's, durch eine unbeschränkte Herrschaft die Einheit und Festigkeit des wankenden Reichs zu stützen, führte sonach auf Staatseinrichtungen, die allerdings zum Theil sehr wohlthätig waren, (wie namentlich die Trennung der Militärgewalt von der bürgerlichen) großentheils aber auch in ihrer weitern Ausbildung einen drückenden Mechanismus zur Folge hatten, der eine lebendige Entwicklung der Volkskräfte eben so sehr hemmte, als die vorangegangenen Kaiserregierungen sie vergeudet hatten. Die übermäßige Gewalt der Präfecten, von deren Ausspruch nicht einmal Appellation an den Kaiser galt; der häufige Präfectenwechsel, welcher anhaltenden Ungerechtigkeiten vorbeugen sollte, aber dafür andere Mißbräuche der kurzen Amtsgewalt veranlaßte; der übermäßige Hofglanz, welcher (sammt fort-

währenden Spenden für den Pöbel in beiden Hauptstädten, der nichts als Brod und Spiele, panem et Circenses, wollte) einen so großen Theil des Einkommens verschlang; der deßhalb vermehrte Steuerdruck, in Folge dessen allmählig große Landstrecken verödet liegen blieben; die Entkräftung vieler Municipien durch Einziehung ihrer Patrimonien oder Gemeindegüter, aus denen sie ihre Bedürfnisse bestritten hatten; die Bevorrechtung gewisser Gewerbsthätigkeiten zu Gunsten des Staats, welche den Gewerbfleiß und Verkehr hemmte, — solche und andere Mängel konnten die constantinische Verfassung nicht zum Palladium der Reichswohlfahrt machen, wiewohl sie im Ganzen auch nicht schlechter war, als die von seinen Vorgängern überkommene; wie denn auch im Grunde nicht sie den Reichseinsturz herbeiführte, sondern der ganze sittlich versunkene Volksgeist, den selbst das Christenthum nicht so zu durchdringen und zu erneuern vermochte, daß es im Römervolk und Römerstaat seinen wahren Träger und hinwiederum der Staat wie das Volk in jenem seine Stütze hätte finden können. Wer Augen hatte zu sehen, konnte bereits bemerken, daß der Stein im Herabrollen begriffen war, der den römischen Coloß zermalmen sollte. (Dan. 2, 44, 45.)

Aus der Verschlimmerung des noch in den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserzeit ziemlich kräftigen Städtewesens in Italien ließ sich schon einer der Hauptgründe des innerlich begonnenen Staatsverfalls wahrnehmen, so wenig es noch äußerlich den Anschein dazu hatte. Die Selbständigkeit der italischen Städte schwand vom dritten Jahrhundert an mehr und mehr, besonders nach der Mitte desselben, als unter Diocletian auch Italien „nicht mehr von den Leiden und Lasten der Provinzen verschont" wurde. Denn mit der Freiheit von der Grund- und Kopfsteuer verlor es seinen bedeutendsten Vorzug. Durch die Staatsverfassung Constantin's kam nun die ganze Last des Staatsgebäudes auf die Städte zu ruhen. „Sie mußten den Hof, das Heer, die Beamten und sich selbst erhalten. Mit ihrem Glück und Wohlstand war es ganz vorbei, da die vermehrten Bedürfnisse des Staats und die Habsucht der zahllosen Beamten sie weit über ihre Kräfte in Anspruch nahmen." Besonders drückend für die italischen Städte war das neue Steuersystem, wobei man anfieng, die Felder nach Schollen zu messen, die Weinstöcke und Bäume zu zählen, alles mögliche Vieh zu verzeichnen und die Menschen nach Köpfen einzutragen. Alles Stadt- und Landvolk mußte sich in Familien einfinden; dabei setzte es Schläge und Peinigungen der Söhne, um gegen ihre Väter —, der Sclaven, um gegen ihre Herren auszusagen, und den Schluß der Schatzungsscene machte dann die Zahlung des Kopfgeldes, als Preises für das Leben. Diese Kopfsteuer war für den Armen drückend und doch für die Staatskasse wenig ergiebig. Constantin regelte allerdings die Grund- und Vermögensbesteuerung, und ließ alle vier Jahre abschätzen. Aber um seinen unermeßlichen Aufwand, den die prachtvolle Herstellung Neu-Roms und der Prunk der neuen Hofhaltung erforderte, bestreiten zu können, beraubte er, wie eben angedeutet, die Städte ihrer Kämmereigüter und vieler besonderer Einkünfte an Zöllen rc. Und dieses sein Beispiel reizte dann die Habsucht der folgenden Kaiser und ihrer Günstlinge, so daß in der Folge die „von allen Seiten beraubten Städte nicht mehr im Stande waren, ihre öffentlichen Gebäude und Anstalten, Mauern und Wasserleitungen zu unterhalten. Die Städte mußten daher auch für solche Zwecke die Bürgerschaften mit neuen Abgaben von ihrem Grundbesitze belegen und so „gewährten sie schon im 5. Jahrhundert nur den traurigen Anblick des kläglichsten Verfalls." (Vergl. K. Hegel's Gesch. der Städteverfassung in Italien I. S. 57—74.)

Nicht zu verkennen ist übrigens an Constantin seine ernste Sorge, nach dem Maaße seiner — durch politische Erfahrung, wie durch das Christenthum ge-

wonnenen Einsicht, das Wohl des Reichs in aller Weise zu fördern. Dieß bezeugen vorzüglich seine Verordnungen für schnelle, unparteiische Rechtspflege durch Abstellung jeder Beamtenwillkühr, für Verminderung der Prozesse durch Bestrafung der Prozeßsüchtigen, für Abkürzung fiscalischer Streitsachen ꝛc. Eben so hielt er kräftig die Barbaren im Zaum, schlug insbesondere die Gothen in ihrem eigenen Lande und verpflanzte einen Theil derselben nach Mösien, wo er für ihre Bekehrung zum Christenthum sorgte.

Seine Theilnahme an den Kirchenangelegenheiten, die ihren Grund in wirklicher religiöser Überzeugung hatte, blieb immer gleich lebhaft, obgleich er als bloßer Katechumene nie einem eigentlich vollständigen Gottesdienste hatte beiwohnen können. Mochte sich ihm auch aus der Art, wie ihn Gottes Leitung zum Herrn der römischen Welt gemacht hatte, die Überzeugung gebildet haben, daß er ein Liebling Gottes sei, so war er doch nicht ohne Demuth, sonst hätte ihn nicht die Schmeichelei eines Bischoffs, der ihn bei der Feier des dritten Jahrzehnds seiner Regierung selig prieß, weil er in dieser Welt von Gott zum Herrscher über Alles gesetzt sei und in der zukünftigen Welt mit Christus regieren werde, empört, so daß er ihm einen ernsten Verweis gab und hinzufügte, er solle lieber für ihn bitten, daß er in dieser und in jener Welt ein Knecht Gottes zu sein gewürdigt werde. Ungeachtet aller, zum Theil mit seiner obberührten Schuld (K. 3, 3. a. E.) zusammenhängenden Sehnsucht nach Reinigung aber, die er nur mehr durch äußere Werke, besonders durch reiche Ausstattung der Kirche mit Geschenken und Vorrechten, zu Weg zu bringen suchte, blieb ihm stets eine gewisse Unsicherheit und Unklarheit, die in ungründlicher Erneurung und mangelhaftem Glauben ihren Grund hatte. Daher er auch in der arianischen Sache, deren Verwerfung er doch selbst herbeigeführt hatte, in's Schwanken gerieth, indem er, durch die Vorstellung seiner sterbenden Schwester bewogen, nicht nur die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft betrieb, sondern auch durch die Verbannung des von den Arianern verläumdeten Athanasius ein starkes Zeugniß von seiner Schwäche gab. Als er sodann in seinem 65. Jahre, zum erstenmal die Gebrechen des Alters fühlend, von Constantinopel nach der kleinasiatischen Stadt Helenopolis in Bithynien reis'te, um die dortigen Heilquellen zu brauchen, und ihn daselbst ein Gefühl der Todesnähe ergriff, legte er in der Kirche des Märtyrers Lucian vor mehreren versammelten Bischöffen das gewöhnliche Sündenbekenntniß der Katechumenen ab und ließ sich nach erhaltenem Segen auf einem Schlosse in der Vorstadt von Nicomedia von dem dortigen arianisch gesinnten Bischoff Eusebius endlich die Taufe ertheilen, die er wahrscheinlich in dem damals von vielen Christen getheilten Irrthum, als könne eine nach der Taufe begangene Sünde nicht mehr vergeben werden, bis dahin aufgeschoben hatte, um desto sicherer sündenfrei zu sterben! Nicht lange darauf starb er, den 22. Mai 337.

Nicht etwa Vorneigung zur arianischen Lehre, sondern des Arius trügerisches Vorgeben, daß er jetzt mit dem angenommenen Kirchenglauben übereinstimme, stimmte den Kaiser für Arius, und diese Vergünstigung gab dem Arianismus wieder neue Kraft. Con-

stantin's Fürsprache bewog die meisten Bischöffe, zur Wiederaufnahme des Arius ihre Zustimmung zu geben. Nur der Bischoff Eustathius von Antiochia und Athanasius, jetzt Bischoff in Alexandria, weigerten sich standhaft. In Antiochia erregten nun die Arianer einen Aufstand, in welchem Eustathius weichen mußte; in Alexandria, wo sie keinen Anhang hatten, konnten sie auf solchem Wege nicht zum Ziele kommen. Dafür rächten sie sich an Athanasius durch falsche Anklagen (z. B. er sei ein Verschwörer gegen den Kaiser, er hemme die Kornausfuhr nach Byzanz) und bewirkten endlich seine Verbannung nach Trier. Jetzt glaubte Arius am Ziele seiner Wünsche zu sein: schon war der Tag festgesetzt, da er in Constantinopel auf's feierlichste wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen werden sollte, ob gleich der dortige Bischoff Alexander sich nicht zu dem Act der Wiederaufnahme hergeben wollte und mit all den Seinen an heiliger Stätte flehentlich um die Abwendung dieses Unheils bat. — Da gieng Arius am Vorabend seiner Wiederaufnahme in Constantinopel mit einigen seiner Anhänger durch die Stadt, als ihm ein Bedürfniß ankam, um deßwillen er sich auf einen Augenblick in einen nahegelegenen geheimen Ort entfernte. Vergeblich harrten jene auf seine Rückkehr, und als sie nach ihm sahen, fanden sie ihn an jenem Orte — todt: es zeigte sich, daß bei Befriedigung jenes Bedürfnisses auch die Eingeweide mit abgegangen waren. Viele sahen darin ein Gottesgericht; denen aber, die darüber frohlockten, verwies es Athanasius auf das ernstlichste mit den Worten: „Man muß über Keines Tod triumphiren, wenn er auch ein Feind ist, da es ungewiß ist, ob uns nicht bis zum Abend dasselbe treffen wird." Obgleich dieser Ausgang des Arius Viele seiner Sache abwendig machte, so dauerte natürlich der Kampf in Betreff seiner Lehre noch fort.

Constantin's Leichnam wurde mit größter Feierlichkeit in der Apostelkirche zu Constantinopel beigesetzt, er selbst aber von den Christen unter die Heiligen, von den Heiden unter die Götter versetzt.

5. Kapitel. Wiederkehrende Theilung der Kaisergewalt. Letzter Widerstand des Heidenthums und völliger Sieg des Christenthums.

1. Theilung und Streit unter Constantin's Söhnen: Constantin II., Constantius und Constans. Constantius Alleinherr. Zug gegen die Perser. Die Alemannen und Franken in Gallien. Galliens Rettung durch Julian. Constantius Begünstiger des Arianismus; seine Gewaltschritte gegen die Athanasianer, wie gegen die Heiden.

Nach Constantin's letztem Willen sollten sich seine drei, bereits länger her mit der Verwaltung der Provinzen betrauten Söhne und zwei seiner Neffen in das Reich theilen. Weil aber die Legionen nur jene drei Constantinssöhne anerkennen wollten, ließ es Constantius, der zuerst auf die erhaltene Nachricht von des Vaters Tod herbeigeeilt war, zu, daß nicht nur jene beiden Neffen, sondern auch die beiden Brüder seines Vaters mit noch fünf andern Verwandten ein Opfer des Soldatenungestüms wurden; nur zwei andere Neffen Constantin's, nämlich Gallus, der gerade krank war, und Julian, der erst sieben Jahre alt war, wurden aus dem Blutbade gerettet und in der Einsamkeit eines cappadocischen Bergschlosses erzogen.

Hierauf nahmen die drei Brüder die Theilung der Herrschaft in der Art vor, daß jeder die Präfectur behielt, die er schon früher verwaltet hatte, und zwar Constans die italische und illyrische Präfectur, Constantin II die gal-

lische Präfectur mit Mauretanien, Constantius die orientalische Präfectur.— Ob nun gleich diese Brüder von vortrefflichen Lehrern, darunter sich die Kirchenväter Lactantius und Eusebius (von Cäsarea s. K. 4, 7.) befanden, eine sorgfältige Erziehung bekommen hatten, so hatte doch theils eine ränkesüchtige Palastumgebung, theils der Reiz zu früh überkommener Cäsarenmacht in ihnen die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht geweckt, welche nun die Eintracht unter den Brüdern und dadurch die Ruhe und Ordnung des Reichs störten.

Den Anfang der Störung machte Constantin II, indem er zu Mauretanien noch das übrige Afrika haben wollte, und deßhalb seinen Bruder Constans in Italien bekriegte, aber bei Aquileja 340 fiel, worauf Constans den ganzen Ländernachlaß des Gefallenen an sich zog.

Bald aber erhoben sich gegen den schwelgerischen Constans zwei Usurpatoren, der eine in Italien, der andere in Illyrien; er mußte vor ihnen fliehen, wurde aber in den Pyrenäen eingeholt und getödtet, 350. Hierauf brachte Constantius den illyrischen Usurpator zum Rücktritt und schlug den italischen, Namens Magnentius, zuerst in der mörderischen, den Kern der beiderseitigen Heere vernichtenden Schlacht bei Mursa (Essek in Slavonien), später bei Lugdunum (Lyon) so auf's Haupt, daß er sich selbst entleibte, und Constantius nun Alleinherr des Reiches war (353).

Der übrigens schwache Constantius, der kinderlos war, hatte jene beiden übriggebliebenen Neffen seines Vaters, die Stiefbrüder Gallus und Julian, unter sorgfältiger, aber mißtrauischer Aufsicht erziehen lassen und den Gallus, als den ältern, bereits zum Cäsar im Orient ernannt. Weil derselbe aber seine dortige Verwaltung mit Grausamkeiten und Willkührhandlungen bezeichnete und sogar mit Empörungsgedanken umgieng, lockte ihn Constantius zu sich nach Italien, und ließ ihn unterwegs gefangen nehmen und hinrichten (354).

Fast hätte auch Julian, obgleich nur stillen Studien ergeben, das gleiche Schicksal gehabt, da des Kaisers allvermögender Günstling, der Eunuche Eusebius, dem kräftigen und geistvollen Jüngling mißtraute und auch den Kaiser gegen ihn einzunehmen wußte. Aber die edle Kaiserin Eusebia milderte des Kaisers Argwohn, und Julian wurde angewiesen, seinen Aufenthalt in Athen (in einer Art ehrenvoller Verbannung) zu nehmen, wo er, der früherhin durch eine finstere, überstrenge ascetische Behandlung und rein äußerliche Einprägung todter Lehrformeln vom Christenthum abgestoßen worden war, sich nun um so freier, wiewohl im Stillen, dem ihn anziehenden Studium der heidnischen Philosophie und Mystik hingab, das späterhin so entscheidenden Einfluß auf sein und des Reiches Geschick hatte.

Nicht lange darauf jedoch, als die Perser von Neuem drohten und die Sarmaten die Donauländer, die Alemannen und Franken Gallien furchtbar verheerten, ließ Constantius, auf Eusebia's dringende Vorstellungen, den Julian nach Mailand kommen und ernannte ihn zum Cäsar mit dem Auftrag, Gallien zu retten, wo bereits 45 Städte von den Barbaren in Asche gelegt waren.

Constantius selbst wandte sich mit seinem Hofe, nachdem er den Prunk desselben in einem steif-feierlichen Aufzuge der alten Welthauptstadt Rom gezeigt hatte, wieder nach dem Orient, wo den Sarmaten und Persern Schranken zu setzen waren.

Obgleich der nun 25jährige Julian, welcher bisher nur mit Büchern und Gelehrten Umgang gehabt hatte, noch ohne Kriegserfahrung war, und die Arglist des kaiserlichen Eunuchen ihm auf diesem schwierigen Posten mannichfachen Hinterhalt legen ließ, so wurde er doch bald durch seine Kraft und Klugheit der Liebling des Heeres und durch seine Tapferkeit und Raschheit der Schrecken der Barbaren. Zuerst schlug er die Alemannen in der großen Entscheidungsschlacht bei Straßburg 357, wobei er ihren König Chnodomar gefangen nahm; setzte hierauf zweimal bei Mainz und einmal bei Speyer über den Rhein, drang bis an die äußerste Gränze der Alemannen vor und brachte sie zum Frieden. Alsdann wendete er sich gegen die über den Niederrhein brechenden Franken und besiegte sie bei Lüttich. Nachdem er so Gallien durch Herstellung der Rheingränze gesichert hatte, wendete er seine ganze Thätigkeit auf die Verwaltung des Landes und erwarb sich durch Milderung der Noth und Unterdrückung von Ungerechtigkeiten allgemeine Liebe und Achtung.

Julian's Ruhm aber erregte die Eifersucht und das Mißtrauen des kaiserlichen Hofs und plötzlich erhielt er den Befehl, seine besten Truppen nach dem Orient zum Kriege gegen die Perser abzugeben. Vergebens stellte er vor, daß dann Gallien wieder den Einfällen der Barbaren preißgegeben sein würde; er mußte gehorchen. Allein die Truppen, die keine Lust zu diesem weiten Zuge hatten, riefen den Julian zum Augustus aus und zwangen ihn, diese Würde anzunehmen; und als Julian, anstatt der beim Hofe nachgesuchten Bestätigung, die Weisung erhielt, seine Präfectur niederzulegen, so ließ das Heer das nicht zu und verlangte gegen den Kaiser geführt zu werden. Indessen war Constantius, nach Einstellung des Kriegs gegen die Perser, bereits selbst gegen Julian aufgebrochen, um ihn zu bestrafen, — da ereilte ihn zu Tarsus der Tod (3. Nov. 361) und somit stand der allgemeinen Anerkennung Julian's kein Hinderniß mehr im Wege.

Unter der eben dargestellten Regierung der drei Söhne Constantin's des Großen genoß die christliche Kirche im Allgemeinen Schutz und das Heidenthum wurde mehr und mehr zurückgedrängt. — Constantin II gab den vertriebenen Athanasius seiner Gemeinde zu Alexandria wieder, die den Ersehnten mit Dank und Freude aufnahm. Nach dem Tode jenes seines Beschützers aber brachten es die Arianer bei dem ihnen geneigten Kaiser Constantius dahin, daß Athanasius auf einer Synode zu Antiochia 341 wieder abgesetzt und seiner Gemeinde unter schändlichen und blutigen Mißhandlungen ein arianischer Bischoff aufgedrungen wurde. Athanasius hatte eine Zuflucht bei dem Bischoff Julius in Rom gefunden, auf dessen Betrieb nun die Synode zu Sardica 347, ungeachtet der unwürdigsten Ränke der Arianer, die Unschuld des Athanasius feierlich aussprach, worauf der Kaiser Constantius — theils aus Furcht vor seinem damals noch lebenden Bruder Constans, der den Athanasius schützte, theils durch eine persönliche Unterredung mit Athanasius umgestimmt — die Rückkehr und Wiedereinsetzung desselben und der übrigen vertriebenen Bischöffe gestattete. „Sein (des Athanasius) Leben nach der Wiederkehr in seine geliebte Gemeinde (sagt

ein Kirchenschriftsteller) widersprach dem begeisterten Empfange nicht; alles stimmte bei diesem Manne, wie bei einer Laute, zusammen: Leben, Lehre, Kampf, Gefahr und seine Sitten vor, wie nach. Seine Beleidiger behandelte er mit solcher Schonung, daß sie selbst nicht sagen konnten, daß seine Rückkehr ihnen lästig gewesen sei".

Nach dem Tode des Kaisers Constans lieh der Kaiser Constantius sein Ohr wieder den Verleumdungen der geschmeidigen Arianer, die den Athanasius fälschlich beschuldigten, es mit dem Usurpator Magnentius gehalten zu haben, und betrieb persönlich auf der Synode zu Mailand 355 die abermalige Absetzung des Athanasius. Als mehrere Bischöffe ihre Stimme muthig für den Unschuldigen erhoben, drohte der Kaiser ihnen mit Verweisung, und als sie bemerkten, daß es sich hier um Gottes Reich handle, zog er wüthend sein Schwert und drohte mit Hinrichtung. Nun gieng die Verfolgung wieder an; Athanasius und die dem nicänischen Glauben anhängigen Bischöffe (darunter der standhafte Bischoff Liberius von Rom, der 100jährige Bischoff von Corduba rc.) wurden mit höhnender Gewalt abgesetzt und der Arianismus erhob allenthalben triumphirend sein Haupt. Allein es half ihm nichts: die gewaltsame Einsetzung der arianischen Bischöffe (in Constantinopel allein kostete dieselbe 3000 Menschen das Leben; in Alexandria wurde des Athanasius Kirche mit 5000 Soldaten umstellt und auf die betende Gemeinde mit Pfeilen geschossen) empörte die rechtgläubigen Gemeinden, die nur um so treuer an ihrem Glauben und an ihren vertriebenen Bischöffen hiengen. Dazu kam, daß unter den Arianern selbst eine Spaltung entstand, wodurch die Verwirrung nur noch höher stieg, zumal Constantius in seiner Unbeständigkeit und Herrschsucht fortfuhr, willkührlich in das Innere der Kirche einzugreifen. Mit Recht schrieb ihm der h. Hilarius von Poitiers: „Du machst Glauben und lebst gegen den Glauben; du sperrst Bischöffe ein, lässest Heere anrücken, zwingst Synoden zusammen, treibst die Abendländer vom Glauben zum Unglauben und unterhälst die Uneinigkeit der Morgenländer; — du beugst das Haupt, um von den Bischöffen dich segnen zu lassen, und erhebst die Füße, um ihren Glauben zu zertreten". — Eben so gewaltthätig verfuhr Constantius auf Anrathen seiner arianischen Hoftheologen gegen die Heiden: er ließ viele ihrer Tempel zerstören und deren Schätze plündern, und drohte sogar denen mit Todesstrafe, die den Göttern opfern würden. Vergebens erhoben sich pflichtgetreue Stimmen von wahren Dienern des Evangeliums, die mit Ernst darauf hinwiesen, daß „nicht das Schwert, sondern nur das Wort die dem Christen allein ziemende Waffe" im Kampfe mit den Ungläubigen sein dürfe.

Der Tod des Constantius benahm dem Arianismus seine Hauptstütze, und da der neue Kaiser Julian sich der Einmischung in die Lehrstreitigkeiten enthielt, so konnte die Kirche wieder innerlich zu Kräften kommen, die sie jetzt gegen eine andere, eben von diesem neuen Kaiser selbst drohende Gefahr, doppelt nöthig hatte. Diese Gefahr aber, die nichts Geringeres, als das ganze Dasein der Kirche und zwar nicht auf rohgewaltsamem, sondern auf mehr schlaugeistigem Wege bedrohte, hatte sie im Allgemeinen selbst mit verschuldet. Nicht nur hatten sich in das Innere der Kirche selbst bereits viele Mißbräuche eingeschlichen, welche (wie z. B. die Art der Reliquienverehrung, der Heiligendienst, das Mönchthum s. K. 8, 1.) durch Nährung des Aberglaubens und der Werkheiligkeit an dem Marke des christlichen Lebensbaums zu zehren anfiengen, sondern es hatte sich auch die Kirche durch die Gunst und den Schutz, den sie bei den Großen der Erde fand, einer gefährlichen Sicherheit, und durch den Reichthum und äußern Glanz, womit sie ausgestattet wurde, einer bedauerlichen Verblendung überlassen und sich dadurch vielfach ihrem hohen Berufe entfremdet, so daß ihr eine nachdrückliche,

selbst mit Schmerzen verbundene Erinnerung an das Schriftwort: „Es ist gut, auf den HErrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten!" nur heilsam sein konnte.

2. Julian der Abtrünnige. Scheinbare Toleranz. Seine Schritte zur Auflösung des Christenthums. Wiederherstellung und Reform des heidnischen Volkscultus. Erfolglosigkeit derselben. Julian's Zug gegen die Neuperser; sein Tod.

Julian hatte in seiner frühern Erziehung (K. 5, 1.) das Christenthum nicht in seinem wahren Wesen, sondern nur in einer abschreckenden Gestalt kennen gelernt, und nachher im Umgang mit heidnischen Dichtern, Rednern und Philosophen, insbesondere mit neuplatonischen Mystikern und ihren Schriften, bei der großen Erregbarkeit seiner Einbildungskraft, eine so große Vorliebe für das Heidenthum gefaßt, daß er, angetrieben, zugleich von einer brennenden Ruhmbegierde und von einer tiefen, durch Schmeichelei genährten Eitelkeit, zur Wiederbelebung desselben alle Kräfte seines Geistes und seiner Macht aufbot.

Gleich nach dem Antritt seiner Regierung verbot er das Christenthum zwar nicht geradezu, sondern nahm nur theils aus philosophischen, theils aus politischen Gründen, das von seinem Großvater erlassene und ohnedieß noch nicht durchgeführte Verbot des Heidenthums zurück, und stellte die frühere constantinische Religionsgleichheit wieder her, gleich als sei es dabei nur auf einen Wettstreit abgesehen, welche von beiden Religionen mehr vermöchte. In der That aber gieng er unter diesem Vorwande darauf aus, durch eine Art Vergeistigung des Heidenthums mittels Popularisirung neuplatonischer Lehren und durch ausschließliche Begünstigung desselben die gebildete Welt sowohl, als vorzüglich die Volksmasse zu gewinnen, und so das Christenthum allmählig aufzulösen. Dieser Bestrebung wegen erhielt er von der Kirche den brandmarkenden Beinamen Apostäta, d. i. der Abtrünnige.

Die Maaßregeln, deren er sich zur Durchführung seines Staats- und Religions-Reformplanes bediente, verfolgte er mit durchgreifender Consequenz. Um zunächst die Staatsverwaltung zu verbessern, schränkte er den Hofstaat, der so viel als das ganze Heerwesen gekostet hatte, durch Abstellung alles Prunks und durch Verminderung der Unzahl müßiger Hofdiener auf das nur Nothdürftige ein, gieng aber dabei so weit, daß seine Umgebung fast ärmlich und er selbst wie ein Cyniker erschien. Über die schändliche Günstlingswirthschaft hielt er ein strenges Gericht, bestrafte aber dabei auch manchen Unschuldigen; — den Städten gab er ihre Gemeindegüter zurück, wodurch aber auch das, was davon den christlichen Kirchen gewidmet worden war, zurückfiel und diese verarmten; — die Rechtspflege handhabte er auf's strengste, oft in eigner Person; und im Heere stellte er eine fast altrömische Disciplin her, — was im Ganzen um so löblicher war, da er selber mit dem Beispiele der größten Enthaltsamkeit und Thätigkeit vorangieng. Bei der Durchführung seiner Religionsreform aber bewies er einen, mit Ungerechtigkeit ver-

bundenen und fast an Wahnsinn gränzenden Eifer, wie denn wirklich in ihm die Finsterniß des Heidenthums ihre letzten geistigen Kräfte zusammenzuraffen schien, um, wo möglich, das Licht des Evangeliums auszulöschen.

So befahl er gleich im Anfang dem Bischoff Athanasius, dessen großen Einfluß auf die in Alexandria noch übrigen Heiden er fürchtete, Ägypten zu verlassen, ja es wurden sogar Mörder gegen ihn ausgeschickt, wenn auch nicht auf Julian's Befehl, so doch mit der Gewißheit, ihm nicht zu mißfallen. Aber Athanasius entgieng ihnen wunderbar und verbarg sich, bis die julianische „Wolke" vorüber war. Julian, der sich selbst einem streng ascetischen Leben in neuplatonischer Weise (XII. 10, 7.) hingab, that Alles, um einen möglichst würdigen Priesterstand für den von ihm mit größter Pracht ausgestatteten Götzencultus zu schaffen, verrichtete selber mit großem Ernst das Oberpriesteramt, ahmte manche christliche Cultuseinrichtungen nach und ließ sogar — was bis dahin im Heidenthum nicht vorgekommen war — Religionsunterricht ertheilen, wozu er selbst in eigenen Briefen Anleitung gab. So lehrte er unter Anderm: „Das große Tagsgestirn, der Helios, erscheine als das lebendige, beseelte geistige Bild Gottes, des einigen, aus sich gewordenen, auf sich ruhenden Gottes und geistigen Vaters, dessen Hohenpriesteramt der römische Augustus übernomen habe. Wandeln in dem Licht und in der Wahrheit, strenges unablässiges Ringen nach einer lautern, tugendhaften Gesinnung, Beobachtung aller vorgeschriebenen Bräuche fordere dieser von der Erde in den Sternenhimmel versetzte Gottesglaube (siderische Deismus) von den Verehrern. Nicht Jesus, welchen Niemand gesehen habe, sondern der Helios, Allen sichtbar und Alles schauend, stelle den Ab- und Ausdruck der höchsten Gottesweisheit dar". (S. Kortüm röm. Gesch. p. 440).

Wiewohl Julian keine Verfolgung der Christen befahl, so strafte er doch auch keine Excesse, die sich die Heiden wieder gegen die Christen an vielen Orten erlaubten; er entzog den christlichen Kirchen ihre Stiftungsgüter, schloß die Christen von Staats- und Ehrenämtern aus, verbot christlichen Lehrern Unterricht in der Rhetorik und Philosophie zu geben, um den Christen alle Mittel wissenschaftlicher Fortbildung zu entziehen; er begünstigte und übte selber gegen die Christen Verachtung, Hohn und Spott, bezeichnete Christum und die Christen nicht anders als mit dem Namen Galiläer und zog ihnen selbst die Juden vor, ja wollte zur Schmach des Christenthums sogar den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen lassen; allein unterirdisches Feuer, das aus den alten Tempelgewölben wie eine göttliche Racheflamme hervorbrach, schreckte die Arbeiter und machte das Unternehmen zu nichte.

Indeß alle seine, von trefflichen Naturanlagen, willenskräftiger Selbstverläugnung und größtem Machtaufwand unterstützten Bemühungen waren erfolglos und scheiterten an dem innern Widerspruch eines bereits ausgelebten Prinzips, das im Mißverhältniß zum religiösen Zeitbedürfnisse stand, indem die Mehrheit unter den gebildeten Heiden schon über das julianische Heidenthum hinausgeschritten war, und das gemeine Volk die sinnigere Symbolik des Christenthums leichter faßte, als die Spitzfindigkeiten des erkünstelten Rituals der neu-antiken Religion. Und so war Julian nach des Athanasius Ausspruch wirklich nur eine „Wolke", die bald vor dem Glanz der einmal aufgegangenen christlichen Sonne wieder weichen mußte. Brennend vor Begierde nach kriegerischem Ruhm unternahm er, nicht ohne eitlen Hinblick auf Alexander den Großen, eine, mit übrigens genialer Umsicht entworfene Heerfahrt gegen die Neuperser und war an der Spitze des glänzendsten und bestversorgten Heeres unter glücklichen Erfolgen bereits kühn über den Tigris gedrungen, als er von einem zu ihm übergegangenen persischen Fürsten sich verleiten ließ, seine

mit großen Vorräthen versehene Tigrisflotte zu verbrennen, weil sich beim weitern Vordringen im Perserlande sein Heer von selbst leicht erhalten würde. Allein die Einwohner verwüsteten vor ihm her ihr Land, so daß er, durch Mangel genöthigt, umkehren mußte, und auf dem Rückzug, vom ganzen Perserheere beständig umschwärmt und angegriffen, in die äußerste Noth gerieth. Eben hatte er einen Perserhaufen zurückgeschlagen, als er beim unvorsichtigen Nachsetzen von einem Reiterspeer in die Seite tödtlich verwundet wurde. Er soll, als er die Tödtlichkeit der Wunde gespürt, eine Handvoll ausströmenden Blutes in die Luft geworfen und mit dem Ton der Bitterkeit ausgerufen haben: „So hast du dennoch gesiegt, Galiläer!" In sein Zelt zurückgebracht, starb er in der darauffolgenden Nacht den 26. Juli 363, nach einem ernsten Gespräch über die Unsterblichkeit, das er „nicht ohne Hinblick auf Socrates" mit zwei Philosophen hielt, in einem Alter von 32 Jahren, ohne etwas über die Nachfolge bestimmt zu haben, weil er, gleich Alexandern, keinen Eingriff in die Wahl des Würdigsten thun wollte.

3. Jovian: schimpflicher Friede mit den Persern. Zurücknahme der Religionsedicte wider die Christen. Valentinian I im Westen und sein Mitregent Valens im Osten. Vertheidigungskampf gegen die Germanen am Rhein und an der Donau. Unbeschränkte Religionsfreiheit im Westen; Begünstigung des Arianismus im Osten.

Der vom Heere zum Kaiser gewählte Jovianus, zuvor Befehlshaber der Haustruppen, war seiner Aufgabe nicht gewachsen: er schloß mit den Persern einen schimpflichen Frieden, für welchen er fünf Provinzen jenseits und diesseits des Tigris sammt den Festungen Nisibis und Singara, diesen Schlüsseln Mesopotamiens, preisgab und dadurch selbst Vorderasien bloß stellte; ja er bedingte sich nicht einmal Lebensmittel für sein Heer aus, so daß dieses auf dem weiten Zuge nach Syrien vom Mangel fast ganz aufgerieben wurde.

Gleich bei seiner Thronerhebung hatte er freimüthig bekannt, daß er ein Christ sei und über Götzendiener nicht herrschen wolle: er hob auch sogleich alle Religionsedicte gegen die Christen auf, ohne jedoch die Heiden in ihrer Freiheit zu beeinträchtigen. Während seiner Rückkehr aus dem Osten ordnete er vorläufig durch Eilboten die Angelegenheiten des Westens und hätte sich durch seine Milde und Bildung vielleicht bald allgemeine Anerkennung verschafft, wenn er nicht unweit Nicäa in seinen besten Jahren im Schlaf am Kohlendampf erstickt wäre, acht Monate nach dem Antritt seiner Regierung im J. 364.

Sein Nachfolger, der vom Heere einstimmig erwählte Valentinian I, ein zwar militärisch erfahrener, aber ungebildeter, zu Heftigkeit und Überstrenge geneigter Mann, nahm sogleich seinen Bruder Valens zum Mitregenten an und überließ ihm den gebildeteren, zumal durch theologischen Hader getheilten Osten sammt der Hauptstadt Constantinopel, während er selbst aus Neigung zur kriegerischen Thätigkeit die Regierung der drei Präfecturen des Abendlands über-

nahm. Dort suchte er von Mailand aus die wieder hart bedrohte Rheingränze gegen die Alemannen, Burgunder und Franken, die Nordküste Galliens gegen die seeräuberischen Sachsen, Britannien durch seinen glücklichen Feldherrn Theodosius gegen die Picten und Scoten, und Illyrien gegen die Quaden und Jazygen zu schirmen. Eben in einer Unterredung mit den Gesandten der Quaden begriffen, ereiferte er sich so, daß ihm die Stimme versagte und ein Blutsturz ihn tödtete (374); — worauf seine beiden Söhne Gratian und Valentinian II (letzterer, ein vierjähriges Kind, als Mitregent unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina) die Nachfolge in den Abendländern erhielten.

Während Valentinian die unbeschränkte Religionsfreiheit aufrecht erhalten hatte, begünstigte sein Bruder Valens im Osten vorherrschend das Christenthum, verfolgte aber als Arianischgesinnter die Athanasianer mit der kopflosesten Unduldsamkeit, ja Grausamkeit; nur den Athanasius selbst mußte er, nachdem er ihn eine Zeit lang hart verfolgt hatte, aus Furcht vor einer Empörung Ägyptens ruhig bis an dessen Ende (373) in seiner gesegneten Wirksamkeit zu Alexandria belassen. Aber Valens — der sich auch gegen eine Empörung seines Feldherrn Procopius nur durch Arglist halten konnte, jedoch einen Anfall der Westgothen mit Kraft zurücktrieb, — sollte für seine, gleichmäßig von Unwissenheit, Furcht und zum Theil Habsucht eingegebene Beförderung des Arianismus noch bittere Früchte ärndten und in dem furchtbaren Sturme, der noch unter ihm über das morsche Reich der Römer einzubrechen begann, gerade von jenem Volke, dem er wenige Jahre nachher den arianischen Glauben aufnöthigte, die Strafe für seinen unduldsamen Eifer erleiden.

6. Kapitel. Beginn der Völkerwanderung und immer selbständigeres Auftreten des Germanenthums.

1. Anfänge des Christenthums in der Germanenwelt. Die christlichen Gemeinden in den Rhein- und Donaulanden. Das Christenthum unter den Gothen. Ulphilas. Das durch Valens hervorgebrachte Übergewicht des Arianismus unter den Gothen. Das gothische Reich Hermanrich's.

So umbildend bereits das Christenthum auf die Römerwelt gewirkt und bei seiner Verbreitung in ihr selber aus dem gleichzeitigen Kampf mit äußern und innern Gegensätzen Klarheit und Stärke gewonnen hatte, so zeigte sich doch immer deutlicher, daß die römische Völkermasse ebenfalls einem alten verdorbenen Schlauche glich, in welchem der gährende Most des Evangeliums Gefahr lief, sammt dem Schlauche zu Grunde zu gehen, zumal jener bereits von diesem einen schlimmen Beigeschmack angenommen hatte, der einer Reinigung durch Umgießung in ein anderes Gefäß bedurfte. Dieß zu bewerkstelligen trat ein Ereigniß ein, das gleichermaßen die Zertrümmerung des alten und die Zuberei-

tung des neuen Gefäßes, dadurch aber die Läuterung, ja Erneuerung seines geistigen Inhalts bezweckte. Denn es war überhaupt die Zeit gekommen, da sich (nach Off. Joh. 8.) die Gottesgerichtsengel „mit ihren Posaunen rüsteten", um in stoßweisem Schalle den römischen Weltkreis mit seiner ganzen auf semitischem Grunde ruhenden Bildung dem unausweichlichen Untergang in bestimmten Sturzabsätzen entgegenzuführen.

Jenes Ereigniß ist die mit dem Anfang des letzten Drittheils vom 4. Jahrhundert beginnende **Völkerwanderung**, die in ihrem hundertjährigen Verlaufe, wie eine unaufhaltsame Sturmfluth über das ganze entartete Abendland sich ergießend, sowohl die verwitterten Dämme und Wehren der antiken Welt mit rasender Zerstörungslust niederreißen, als auch die von ihrem HErrn weichende Christenheit auf das furchtbarste sichten und durch alles dieß, besonders in Europa, dem ganzen äußern Völkerleben eine völlig neue Gestalt geben sollte. Da mit dieser Völkerwanderung zugleich der Zeitpunct beginnt, wo das schon oben genau geschilderte Germanenthum in selbständigerer Weise in die Geschichte eintritt, dieses aber die Aufgabe hatte, durch diese Wanderung seiner meisten Stämme die Alleinherrschaft des Christenthums in Südwesteuropa zu beschleunigen und die innere Entwicklung desselben, zu welcher die „römische Natur für sich allein nicht ausreichte", wenn auch Anfangs durch eine Unterbrechung jener Entwicklung, dann aber späterhin durch deren vorzugsweise Übernahme zu befördern und so der Hauptträger christlicher Bildung und Gesittung zu werden: so möge jetzt der Vorüberführung des bunten Völkerzugs eine kurze Darstellung der Anfänge des Christenthums in der damaligen Germanenwelt vorausgehen. (Vergl. Rettberg's Kirchengesch. Deutschlands I.)

Schon Irenäus (XII. 11, 2.), der im J. 204 starb, erwähnt unter den Völkerschaften, die er zum Zeugniß für die Einheit des kirchlichen Bekenntnisses nennt, neben den kirchlichen Gemeinden bei den Iberern und Celten im westlichen Europa auch der Kirchen in Germanien, (worunter er wahrscheinlich das obere und niedere Germanien am linken Rheinufer versteht), die folglich im Laufe des zweiten Jahrhunderts entstanden sind.

Die später entstandenen Legenden rücken zwar die Anfänge der Bekehrung durch apostolische Sendboten in den Bischoffssitzen von Straßburg, Mainz, Trier, Köln, Tongern, Metz, Toul, Verdun, schon in das 1. Jahrhundert n. Ch.; allein vor der geschichtlichen Kritik können ihre Angaben nicht bestehen, obgleich sich einzelne Bekenner gewiß schon mit Ende des 1. Jahrhunderts unter den dortigen Bevölkerungen mögen befunden haben.

Was von der thebaischen Legion erzählt wird, daß sie im J. 288, unter einem Feldherrn Diocletian's aus Ägypten kommend und aus lauter Christen bestehend, nach Gallien zog, um dort jenen Aufstand der Bagauden (s. K. 3, 1.) zu dämpfen, und im Rhonethal, weil sie sich dem heidnischen Opfergebrauch nicht fügen wollte, zuerst mehrmals decimirt und dann, weil sie dennoch im Glauben standhaft blieb, sammt ihrem Anführer Mauritius gänzlich zusammengehauen worden sey, und daß auch vorausgeschickte Abtheilungen dieser Legion in Bonn, Trier, Köln, Xanten dasselbe Schicksal erfahren hätten, ist wahrscheinlich Übertragung einer morgenländischen Märtyrergeschichte des Mauritius und seiner 70 Soldaten zu Apamea auf abendländische Verhältnisse, wenn gleich der Grundzug jener Geschichte,

nämlich die Dämpfung der Bagauden durch eine morgenländische Legion wahr ist und dabei auch die Hinrichtung einer Anzahl christlicher Soldaten Statt gehabt haben kann.

Was in Legenden und Sagen von der Verbreitung des Evangeliums in Deutschland vorkommt, läßt sich auf die Wahrheit zurückführen, daß das Christenthum auf den natürlichen (der Lage der Provinzen angemessenen) Verkehrswegen dahin gelangt ist, so daß also die ersten Glaubensboten über die Alpen nach Deutschland, also über Vindonissa an den Rhein und über Aquileja an die Donau kamen. Der römische Weltverkehr, der durch mannichfache Verbindungsmittel die römische Cultur von der Hauptstadt in die eroberten Provinzen trug, hat auch das Christenthum an die Gränzen des römischen Reiches getragen und so kam es schon frühe über die Alpen an den Rhein und an die Donau. Daß zu jenen Verbindungsmitteln vorzüglich die Züge jener Legionen gehörten, liegt am Tage. Haben auch anfangs viele Christen den Kriegsdienst gemieden, so beweisen doch die Angaben der Kirchenlehrer, daß schon frühe das Christenthum in die römischen Lager gedrungen ist, und daß daher allerdings die Züge der Legionen das Christenthum nach Deutschland verpflanzt haben, zumal in diesen Legionen ebenfalls schon frühzeitig eine Menge Germanen dienten.

Wie viele Christen im römischen Heere dienten, erweiset die große Anzahl von Soldatenmärtyrern am Ende des 3. Jahrhunderts, so wie im Anfang des 4. Jahrhunderts die Strafe der Excommunication, welche das Concil zu Arles (314) auf das Wegwerfen der Waffen legte. Namentlich kann die Verpflanzung christlicher Soldaten aus Nordafrika und Vorderasien (wo um die Mitte des 3. Jahrhunderts die blühendsten Sitze des Christenthums waren) an den Rhein und an die Donau und nachher die gänzliche Umstellung der Militärverhältnisse (durch Constantin den Großen) als fruchtbare Aussaat für das Christenthum in Germanien angesehen werden (Kap. 4, 8).

Die Bildung eigener geordneter christlicher Gemeinden in den Rheinlanden hatte in ihren Anfängen wohl nicht vor der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts Statt. Da sich erst seitdem auch in Gallien geordnete Gemeinden fanden (die erste in Lyon durch eine griechische Colonie, deren Führer Pothinus und Irenäus schon oben XII. 11, 1. 2. genannt wurden), so gilt dies wohl auch nicht früher von Gemeinden am Rhein. Als sodann im Anfang des 4. Jahrhunderts die Christen in der gallischen Provinz durch ihre Menge schon politisch bedeutend wurden, so haben da wohl die meisten Städte am Rhein in ihrem Schooße bereits christliche Gemeinden, jede mit einem Bischoffe an ihrer Spitze, gehabt.

Seit dem 4. Jahrhundert treten auch die römischen Inschriften in Deutschland mehr zurück, dagegen einzelne Denkmäler mit christlicher Symbolik (des Kreuzes, der Taube, des Fisches, des A und O, der Formel in pace oder quiescit 2c.) hervor, wenigstens da, wo Römermacht sich gegen germanische Anfluthung länger hielt, wie zu Mainz, zu Wiesbaden, zu Köln, zu Trier, wo sich viele Grabschriften auf Ehemänner, Ehefrauen, Jungfrauen und Kinder finden; weniger an der Donau, wo sich bis jetzt nur zwei dergleichen Inschriften fanden. Einige in Trier unter Constantin vor 326 geprägte Münzen sind die ältesten christlichen Denkmäler im rheinischen Deutschland.

Für die Donauländer beginnen die zuverlässigen Nachrichten schon mit den Berichten der diocletianischen Verfolgung, weil die frühe christliche Gestaltung der reichern und gesicherteren Provinzen an der Unterdonau und an Italien auch auf Rhätien, Noricum und Pannonien früher vortheilhaft einwirkten. Daher lassen sich die dortigen Bischoffssitze schon aus dem Ende des dritten und dem Anfang des vierten Jahrhunderts nachweisen, so daß sie im Laufe des 4. Jahrhunderts als vollendet dastehen und an den Bewegungen der christlichen Streitigkeiten auf den Synoden zu Nicäa, Mailand, Aquileja, Sirmium, Sardica Theil nahmen, was von den gallischen und römischen Bischöffen nicht so erweisbar ist. Die kirchliche Wissenschaft der angegebenen Zeit hat auch in den mittlern Donaulanden ihren ersten und einzigen Repräsentanten in der Person des Victorin von Petau aus dem Ende des 3. und dem Anfang des vierten Jahrhunderts.

Seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts fand das Christenthum durch christliche Kriegsgefangene aus Kleinasien auch bei den Gothen Eingang, welche seit der Einstellung ihrer verheerenden Raubzüge (durch Aurelian s. K. 2, 1.) sich in den weiten Länderstrecken zwischen dem Tanais oder Don bis zum Tibiscus oder der Theiß in zwei Hauptstämmen, als Ostgothen und Westgothen ausgedehnt hatten, und seit ihrem jüngsten Einbruch in's Reich, von Constantin dem Großen durch einen Heervertrag befriedigt, Ruhe hielten und den Römern als eine Art Vormauer gegen andere, insbesondere sarmatische Barbaren dienten, die von den Gothen unaufhörlich bekämpft wurden.

So lange die Gothen in den angegebenen Gränzen wohnten, hießen die in den Steppen des Ostlandes wohnenden „Greuthunger" oder Ostrogothen, — die in den waldreichen Westgegenden aber „Therwinger" oder Wisigothen, und zwischen diesen beiden Hauptstämmen ist der Dnjepr, hinter welchem die Sarmaten wohnten, die Gränze. Als beide dann späterhin diese Gegenden verließen, blieb ihnen bloß der Name Ostgothen und Westgothen.

Die Größe des ostgothischen Stammes, seine außerordentliche Tapferkeit und eine Reihe ausgezeichneter Helden aus dem Geschlechte der Amaler (eines Sanskritwortes, das makellos bedeutet) hatte die Greuthunger längst über alle einzelnen ostgothischen Stämme erhoben und im Anfang des 4. Jahrhunderts um ihren heldenmüthigen König Hermanrich (Ermenrich) einen großen Glanz verbreitet, weßhalb sich ihm, theils freiwillig, theils durch seine Macht geschreckt, auch alle Westgothen unterwarfen und auch sehr viele benachbarte theils sarmatische, theils germanische Völkerschaften, (darunter die Alanen, Roxolanen, Heruler, Weneder, Ästier) von dem schwarzen Meer an bis hin an die Ostsee seine Herrschaft anerkennen mußten. Doch gestand er den Westgothen oder Therwingern und ihrem König Athanarich eine größere Unabhängigkeit als den übrigen zu, um durch ihn die Südgränze seines Reiches besser schützen zu können.

Unterdeß hatte das Christenthum bei den Gothen so viele Fortschritte gemacht, daß schon auf dem Concilium zu Nicäa ein gothischer Bischoff, Namens Theo-

philus, das athanasianische Glaubensbekenntniß mit unterschrieb und durch Constantin's Bemühung das Christenthum der katholischen oder allgemeinen Kirche nicht geringe Fortschritte unter den Gothen machte. Gothische Geistliche wandten sich sogar an den berühmten Kirchenlehrer Hieronymus um Aufschluß über einige Stellen der heiligen Schrift, so daß dieser verwundert ausrief: „Wer sollte es glauben, daß die barbarische Zunge der Gothen nach dem reinen Sinn der hebräischen Urschrift fragen, und daß, während die Griechen schlafen oder mit einander streiten, selbst Deutschland das göttliche Wort erforschen würde!" — Bald aber fand auch das arianische Christenthum Eingang bei ihnen, und zwar anfangs durch den Vorgang des gothischen Bischoffs Ulphilas, dessen Übersetzung der Bibel in die gothische Sprache übrigens ein vorzügliches Mittel zur Förderung des Christenthums unter diesem Volke wurde.

Ulphilas (Vulfila, Wülflin), geb. um 318, Abkömmling einer aus Kappadocien stammenden kriegsgefangenen Familie in Dacien, wurde 348 Bischoff einer christlichen Gemeinde, mit der er, von heidnischen Landsleuten verfolgt, sich auf das rechte Donauufer flüchtete und dort vom Kaiser Constantius Aufnahme fand. Im Jahre 360 unterschrieb er auf einer Kirchenversammlung zu Constantinopel das arianische Bekenntniß, worauf auch ein Theil der Gothen sich für dasselbe entschied. Er starb 388 zu Constantinopel bei einer Kirchenversammlung, von den Seinen, wie auch von Freunden, ja selbst von dem Kaiser als ein zweiter Moses geehrt. Daß Ulphilas von der heil. Schrift wenigstens die Evangelien aus dem Griechischen übersetzt hat, ist, den bestimmtesten Nachrichten zufolge, keinem Zweifel unterworfen, und sehr wahrscheinlich ist die unter dem Namen der silbernen Handschrift (oder des codex argenteus) in der Bibliothek zu Upsala befindliche alte gothische Evangelienübersetzung die nur späterhin nach Sprache und Text umgearbeitete ulphilanische Übersetzung. Jener silberne Codex enthielt ursprünglich 320 purpurfarbige Pergamentblätter in Quart, von denen aber kaum 188 mehr vorhanden sind. Die Schrift besteht aus silbernen mehr eingebrannten, als eingeschriebenen Uncialbuchstaben. Auch das A. T. hat er, aus vorhandenen Bruchstücken zu schließen, übersetzt, wobei er der Septuaginta folgte. Seine Sprache schließt sich noch ziemlich nahe an die Urschrift, doch nicht knechtisch. Da Ulphilas das größtentheils den griechischen, zum Theil auch den römischen Buchstaben nachgebildete gothische Alphabet, worunter aber auch einige Runenzeichen vorkommen, verbessert und vermehrt hat, so wird er auch der Erfinder der gothischen Buchstabenschrift genannt. (Die noch aufgefundenen Bruchstücke der h. Schrift, z. B. der paulinischen Briefe und der Pastoralbriefe, rühren von spätern gothischen Übersetzern her.) Die Sprache selbst war äußerst bildsam und in der Wortstellung sehr frei. So z. B. lautet der Anfang des Vater-Unser's: Atta unsar thu in himinam, weihnä namo thein: Vater unser du in Himmeln, geweihet sey (geheiligt werde) Name dein. — Eine Ausgabe der Überreste der gothischen Übersetzung des Alten und Neuen Testaments ist von 1843 bis 1846 von Gabelentz und Löbe erschienen. Die neueste und vollständigste Ausgabe mit gegenüberstehendem griechischem und lateinischem Texte, zugleich mit Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung (1857) verdankt man dem Prof. H. F. Maßmann, der sich überhaupt um die gothische Sprache sehr verdient gemacht hat; er fand auch eine gothische Auslegung des Evangeliums Johannis auf.

Eine Zeit lang bestanden unter den Gothen beide christliche Bekenntnisse nebeneinander, bis Kaiser Valens nach seinem Rachezug gegen die Westgothen, deren Fürst Athanarich jenen aufrührerischen Procopius, (K. 5, 3 a. E.) unterstützt hatte, der arianischen Lehre dadurch das Über-

gewicht unter den Gothen verschaffte, daß er nach dem Friedensschluß einen Zwiespalt unter den Westgothen benützte und während er die eine vom Herzoge Friedigern befehligte Partei heimlich gegen Athanarich unterstützte, durch zugesandte arianische Bischöffe das Christenthum unter ihnen verbreiten ließ. Zwar versöhnten sich die beiden gothischen Führer wieder; Athanarich aber verhängte nun zur Aufrechthaltung des vaterländischen Götterglaubens eine blutige Verfolgung über sämmtliche westgothische Christen; allein diese blieben standhaft und zeigten sich als würdige Nachfolger der ersten Märtyrer (372).

2. Einbruch der Hunnen. Überwältigung der Alanen und Ostgothen. Hermanrich's Tod. Athanarich's Rückzug in die Karpathen. Aufnahme und Bedrückung der Westgothen in Thrazien. Ihr Aufstand. Die Schlacht bei Adrianopel. Valens' Tod.

Während dieser innern Bewegungen unter den Westgothen hatte der nunmehr über 100 Jahre alte Gothenkönig Hermanrich sein weites Reich noch mit Kraft und Umsicht zusammengehalten, als an der Ostgränze desselben unter den Roxolanen eine abfällige Bewegung entstand, die er durch die strengste Bestrafung unterdrücken zu müssen glaubte. Indem er des entflohenen Roxolanenfürsten zurückgelassene Gattin lebendig mit Pferden zerreißen ließ, wurde er von den über diese Grausamkeit empörten Brüdern derselben mit Dolchstichen überfallen und entgieng mit Mühe dem Tode. Während er noch an seinen Wunden danieder lag, brach jener Sturm der Völkerwanderung los, dessen erster Stoß zunächst Hermanrich's Reich auflösen und auch dem römischen schon eine tiefe Erschütterung beibringen sollte. Der Stoß gieng von den Hunnen aus, einem bis dahin ungekannten, übrigens nicht mongolischen, sondern dem großen Türkenstamme, obwohl als minder edler Zweig, angehörenden Nomadenvolke, das wie ein Schwarm von Heuschrecken (Off. 9, 2, 7 ff.) von den nordwestlichen Gebirgen Hochasiens in die scythischen Steppenländer am kaspischen und schwarzen Meere hervorbrach und auf seinem verheerenden, alles vor sich niederwerfenden Zuge gegen den asiatischen Westen zunächst auf die damals zwischen dem Don und dem Kaukasus wohnenden Alanen stieß.

Von den schönen, kriegerischen, dem medisch-persischen Stamme verwandten Alanen, von welchen einzelne Zweige schon früher unter den Völkern des Markomannenkriegs gegen die Römer gestritten, und ein Theil sich noch bis heute in seiner alten Heimath am Kaukasus erhalten hat, unterschieden sich in äußerer und innerer Hinsicht die **Hunnen** in auffallender Weise. Ähnlich den heutigen Kalmücken, waren diese von untersetztem, starkknochigem Körperbau, dickem Kopfe, breiten Schultern, häßlichem braungelben Gesichte mit kleinen, tiefliegenden blitzenden Augen, breithervorstehenden Backenknochen, tiefen Narben an Kinn und Wangen, die von Einschnitten herrührten, die sie sich in der Kindheit machten, um den Bartwuchs zu unterdrücken; voll Schmutz, mit Kitteln aus Linnen oder zusammengenähten Mausfellen, Beinkleidern aus Bockshäuten, Mützen aus Zottelfellen, — und durch alles dieß von so abschreckender Gestalt, daß sie, nach dem Ausdruck des Geschichtsschreibers Ammianus Marcellinus, eher zweibeinigen Bestien, als Menschen glichen. Von Jugend auf an Ertragung von Kälte und Hitze, Hunger und Durst gewöhnt, lebten sie von rohen Wurzeln und rohem Fleisch, das sie ohne Feuer zubereiteten, indem sie es unter ihre Sättel legten und mürbe ritten. Denn beständig lebten sie im Freien, auf ihren kleinen häßlichen, aber ausdauernden Pferden sitzend, auf denen sie aßen

und tranken, schliefen und sich beriethen, während ihre Weiber auf Karren wohnend und ihre Kinder erziehend, ihren Zügen folgten, so daß sie alle, Flüchtlingen gleich, ihre Heimath kaum angeben konnten und es bei jedem hieß: „anderswo entstanden, fernhin geboren, weiterhin erzogen." — Von Ackerbau, festen Sitzen und daraus entstehenden Gesetzen und Sitten wußten sie nichts. Ohne Ahnung Gottes, ohne Treue gegen die Menschen, ohne einen Begriff von Recht oder Unrecht, waren sie nur den Trieben ihrer thierischen Begierden hingegeben, jähzornig, veränderlich, wankelmüthig, raubsüchtig, insbesondere goldgierig. — Ihre Angriffe waren besonders furchtbar. Mit einem schrecklichen Geheul beginnend, stürzten sie sich ohne alle Reihenordnung blitzschnell auf den Feind, schossen von ferne schon, dahin und dorthin schweifend, ihre spitzknochigen Pfeile ab, griffen dann in der Nähe zum Säbel, und wenn der Feind ihren Hieben auswich, warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Eben so rasch zogen sie sich nach jedem Ansturm gleich schnell wieder zurück, bloß um schnell wieder zu kommen und durch unausgesetzten Angriff zu ermüden.

Nachdem sie die Alanen, die bisher, wiewohl ungern, den Gothen gehorcht, überwältigt hatten, wälzten sie sich mit diesen im J. 375 auf die Ostgothen mit solchem Ungestüm, daß der an seinen Wunden noch daniederliegende Hermanrich sich in der Verzweiflung mit dem Schwerte das Leben nahm, das er auf 110 Jahre gebracht haben soll. Ob nun gleich der Greuthunger-Fürst Withimir tapfern Widerstand leistete, so wurde er doch nach mehreren Niederlagen in einer Hauptschlacht erschlagen und die Menge der Ostgothen über den Dnjepr in die Sitze der Westgothen gedrängt. Vergebens suchte der Westgothenfürst Athanarich sich anfangs hinter dem Dniester, dann hinter dem Pruth durch eine von diesem Fluß bis an die Donau gezogene Mauer gegen den hunnischen Andrang zu halten: er wurde ebenfalls zum Weichen genöthigt und von seinem Volke mit fortgerissen, das nur hinter der Donau Sicherheit zu finden glaubte. Da er aber den Römern nicht traute und das Christenthum haßte, so wendete er sich mit den heidnischgebliebenen Westgothenstämmen nach den Karpathen und setzte sich nach Vertreibung der sarmatischen Einwohner in diesem Waldgebirge fest.

Die andern, dem Christenthum mehr zugeneigten, von Fridigern geführten Westgothen aber flehten, am jenseitigen Donauufer harrend, durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze Bischoff Ulphilas stand, den gerade in Asien gegen die Perser rüstenden Kaiser Valens um Aufnahme an, und dieser, in dem Wahne, durch die Westgothen seinen Thron gegen seine beiden Vettern im Occident desto besser befestigen zu können, gestattete ihnen, über die Donau zu setzen und gegen das Versprechen des Heerdienstes und der Annahme des arianisch-christlichen Bekenntnisses sich in Thrazien niederzulassen. Beim Herübergehen wurden alle genau verzeichnet und die 200,000 streitbaren Männer aufgefordert, ihre Waffen vorher abzulegen; aber sie bestachen die habsüchtigen römischen Aufseher und behielten größtentheils ihre Waffen.

Obgleich ihnen Valens die nöthigen Lebensmittel gegen mäßige Bezahlung zugestanden hatte, so hielten doch die römischen Statthalter in Thrazien, Maximus und Lupicinus, diesen Vertrag nicht, sondern suchten sich dadurch zu bereichern, daß sie ihnen die elendeste Nahrung (darunter Hundefleisch) nur gegen

theuere Bezahlung, sogar gegen Hergabe ihrer Söhne und Töchter, verabreichen ließen. Als die Westgothen, darüber empört, Drohungen ausstießen, ließen die Statthalter sie in einzelnen Haufen über das ganze Land vertheilen und durch römische Soldaten begleiten, um sie desto leichter im Zaum halten zu können. Weil nun aber dadurch die Donaugränze von Truppen entblößt wurde, zog auch ein ostgothischer Stamm unter Witherich's Sohn, der früherhin von Valens abgewiesen worden war, ohne nochmalige Anfrage auf Flößen über die Donau nach Thrazien und vermehrte dadurch die Masse der den Römern gefährlichen Gäste. Erschreckt dadurch, suchten nun die gedachten Statthalter, theils aus Rathlosigkeit, theils aus Habsucht, sich durch List der gothischen Anführer Friedigern und Alaviv zu bemächtigen, in der Meinung, dann das Volk desto leichter unterdrücken und unschädlich machen zu können; allein der mißglückte Versuch fachte das Feuer der Unzufriedenheit zu hellen Flammen an, die Alles zu vernichten drohten.

Der Statthalter Lupicinus lud nämlich die Herzoge Friedigern und Alaviv zu einem Gastmahl nach Marcianopel ein. Diese erschienen mit einem großen bewaffneten Gefolge, das aber vor den Stadtthoren bleiben mußte, indeß die beiden Herzoge nur mit einer kleinen Leibschaar in die Stadt einritten und bei'm Statthalter abstiegen. Während des Mahles entspann sich vor den Thoren zwischen den Gothen und Römern darüber, daß jene aus Hunger sich die ihnen versagten Lebensmittel mit Gewalt nahmen, ein Gefecht, worin viele Römer erschlagen wurden. Als Lupicinus das hörte und daß die Gothen aus Besorgniß für ihre Führer in die Stadt eindringen wollten, ließ er die den Herzogen gefolgte Leibschaar tödten. Durch den dabei entstandenen Lärm aufmerksam gemacht, sprangen Friedigern und Alaviv vom Mahl auf und stürzten mit gezogenen Schwertern und dem Rufe, daß nur sie den Tumult beschwichtigen könnten, unaufgehalten durch die Menge der erstaunten Römer, schwangen sich auf ihre Pferde und jagten zur Stadt hinaus, wo sie mit Freudengeschrei von den Ihrigen empfangen wurden und sogleich zur Rache sich anschickten.

Empört über die erlittene Treulosigkeit erhoben sich die Westgothen im ganzen Lande und zogen gegen Marcianopel, wo ihnen Lupicinus mit Noth ein römisches Heer entgegenstellte. Er wurde von Friedigern besiegt und nun ergoßen sich die Gothen unter Raub, Mord und Brand über ganz Thrazien und schlugen nach einem vergeblichen Sturm auf Adrianopel in der blutigen Schlacht bei den Weiden unweit Tomi 377 ein von Valens gesandtes mächtiges Römerheer, zu welchem Kaiser Gratian diesem seinem Oheim eine Verstärkung zusammt einem tüchtigen Feldherrn in der Person des Germanen Richiomer geschickt hatte. Hierauf faßte dieser römische Feldherr den klugen Gedanken, die Westgothen in den Bergen des Hämus einzuschließen und durch Hunger aufzureiben. Und schon hatten sie nur die Wahl zwischen Hunger und Ergebung, als neue Schwärme von Gothen und Alanen, denen sich sogar ein Hunnenhaufe beigesellt hatte, über die Donau herüber kamen, und nun die Römer, dadurch erschreckt, den Hämus verließen und ein festes Lager bei Adrianopel bezogen, wo der Kaiser Valens — der in Asien seinen Feldzugsplan gegen die Perser aufgegeben hatte und von Antiochia her endlich in Constantinopel angekommen war, — es lieber auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen wollte. Natürlich drangen nun, nach aufgehobener Sperre, die

ausgehungerten Gothen „wie aus dem Käfig losgelassene wilde Thiere" durch die Hämuspässe und überflutheten bis zum Rhodope und dem Meere hin das Land. Anstatt nun aber in dem wohlverschanzten Lager bei Adrianopel den aus dem Westen her zu Hülfe eilenden Kaiser Gratian, der dort erst die in Gallien eingefallenen Alemannen hatte zurückschlagen müssen, abzuwarten, ließ sich Valens, aus Eifersucht auf diesen seinen jugendlichen Neffen, von seinen Höflingen verleiten, noch vor der Ankunft desselben die Entscheidungsschlacht bei Adrianopel (378) herbeizuführen, welche dem Valens selbst das Leben, den Römern die Blüthe ihrer Mannschaft und dem östlichen Reiche fast seinen Bestand kostete.

Friedigern, „gleich gewandt im Krieg, wie in den Geschäften des Friedens," hatte durch verstellte Friedensunterhandlungen den Kaiser in seinen Anstalten zur Schlacht lässig machen wollen; doch half es ihm nichts: Valens ließ sich nicht täuschen; sondern rückte am 9. August Morgens aus dem Lager gegen den Feind. Durch einen Fehler aber war sein rechter Flügel mit der Reiterei zu rasch in's Angesicht des Feindes gerückt, so daß der noch zu weit entfernte linke Flügel sich übereilen mußte, um in die Linie einzurücken; und da noch dazu Friedigern aus List wieder Unterhandlungen anknüpfte, während welcher die Römer den größten Theil des Tages in der ärgsten Sonnenhitze ohne Erquickung stehen mußten, so waren sie schon völlig ermattet, als die westgothische und alanische Reiterei plötzlich die Schlacht durch einen Angriff auf die römische Reiterei begann. Diese ergriff daher sogleich die Flucht, und nun wurde das verlassene Fußvolk umringt und niedergehauen. Der Kaiser, um noch zu helfen, wagte sich zu nahe an einen fechtenden Haufen und gerieth — es war schon dunkel — mitten in das Getümmel. Einige der aus der Zerstreuung zurückkehrenden Seinigen wollten ihn heraushauen und retten: da traf ihn, wie man glaubt, ein Pfeil, und tödtlich verwundet wurde er von seinem Gefolge in eine nahe Feldhütte getragen und dieselbe bewacht. Allein der Feind umringte die Hütte und verbrannte sie sammt dem Kaiser und seinem Gefolge. — Zwei Drittheile des römischen Heeres mit vielen tapfern Feldherren lagen todt auf dem Wahlplatze, so daß Ammian diese Niederlage mit der bei Cannä vergleicht. Nur Richiomer entkam und hinterbrachte die schreckliche Kunde davon dem Gratian, der sogleich seinen Zug einstellte, um wenigstens den Westen zu schützen.

3. Gratian im Westen. Theodosius der Große im Osten Ordner des Reichs. Aufnahme der Westgothen in Dacien, Mösien und Thracien. Gratian's Tod. Maximus in Gallien gegen Valentian II in Italien. Des Theodosius Sieg über Maximus. Valentinian's Tod. Des Theodosius Sieg über Eugenius. Theodosius Alleinherr.

Zu schwach, in eigner Person das erschütterte Ostreich zu erheben, da auch der bedrängte Westen seine Gegenwart forderte, sah sich Gratian genöthigt, einen von ihm verbannten Feldherrn, den tapfern Spanier Theodosius — obgleich er dessen gleichnamigen Vater (jenen siegreichen Feldherrn Valentinian's I s. K. 5, 3. a. E.) auf falsche Verleumdungen hin hatte hinrichten lassen, — zum Mitregenten zu ernennen und ihm die Verwaltung der Präfectur des Orients zu übertragen. Diese Wahl rettete wirklich das östliche Reich, das nahe daran war, an hundert Jahre früher, als das westliche zu unterliegen.

Fünf Monate lang hatten die Gothen bereits das verwaiste Reich auf das schrecklichste verheert und manche Gegend zur Einöde gemacht, waren sogar einer-

seits bis vor Constantinopel, anderseits bis in die julischen Alpen gestreift, — als Theodosius erschien und von Thessalonich aus seinen Plan, den nicht mehr zu vertreibenden Feind wenigstens unschädlich, wenn möglich selbst nützlich für das Reich zu machen, mit Vorsicht und Klugheit entwickelte. Unangreifbare Stellungen, verstellte Märsche, hinterhaltige Angriffe wechselten mit Versuchen, die Barbaren zu trennen und durch Versprechungen zu gewinnen. So lange aber Friedigern lebte, welchem Gothen und Alanen unbedingt gehorchten, konnte Theodosius weder im Felde, noch durch Unterhandlungen viel gegen sie ausrichten. Als aber nach dem Tode Friedigern's (dessen letzte Schicksale dunkel sind) die Eintracht unter den westgothischen Stämmen schwand und jeder Führer nur für sich handelte, wurde es dem Kaiser leichter, die Gothen durch Gothen zu besiegen, und sie wären durch sich selber untergegangen, wenn nicht der oben schon erwähnte Therwinger Athanarich, durch innere Unruhen aus seinen bisherigen Gebirgssitzen fortgetrieben, mit den ihm anhängigen Stämmen über die Donau herübergezogen wäre, hier durch sein Ansehen die Getheilten wieder geeinigt und in der Überzeugung, daß fortgesetzter Kampf nicht zum ruhigen Genusse des Landes führen würde, sich zu Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser herbeigelassen hätte.

Zwar starb dieser alte Gothenkönig während der Unterhandlungen zu Constantinopel an einer Krankheit; da ihn aber der kluge Kaiser mit den höchsten Ehren bestatten ließ, so blieben die meisten seiner Gothen gleich bei'm Kaiser, der sie reichlich beschenkte und in seinen Dienst nahm. Dadurch gelockt, beeilten sich nun auch die übrigen Führer, mit ihm Frieden und einen Heerdienstvertrag zu schließen (352). Diesem gemäß erhielten sämmtliche Westgothen als Verbündete (foederati) ruhige Sitze in Dacien, Mösien und Thrazien mit dem Zugeständniß, keine Abgaben zu zahlen und unter ihren eigenen Gesetzen und Häuptern zu leben, dagegen mit der Verpflichtung, nach Abschaffung der Königswürde die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen und, jedoch gegen Jahrgelder, ein beständiges Heer von 40,000 Mann für den römischen Kriegsdienst zu stellen. Wie bald diese Föderirten, durch römische Kriegskunst vollends herangebildet, die Grundvesten des römischen Reiches doch noch zum Theil zerstören würden, ahnete Theodosius freilich nicht, zumal diese Folge seiner Politik bei seinen Lebzeiten noch nicht hervortrat. Von nun an gehörten gothische Fürsten (im Westen bereits auch fränkische) zu den Großen des römischen Reichs, und vorzüglich mit gothischer Kraft führte fortan Theodosius die Aufgabe aus, die ihm als Ordner des ganzen römischen Reichs zufiel.

Im Westen verlor Gratian, seines unthätigen, dabei germanischen Sitten zugeneigten Lebens wegen, das Zutrauen des Heeres, so daß sich Maximus, sein Befehlshaber in Britannien, zum Augustus aufwarf und Gratian bei dessen Einbruch in Gallien auf der Flucht ermordet wurde (383). Zwar wurde Maximus von Theodosius, der noch zu sehr mit der Wiederherstellung der Ordnung in Osten beschäftigt war, als Präfect von Gallien anerkannt,

mußte aber versprechen, den noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina stehenden Valentinian II im ungestörten Besitz von Italien, Afrika und Illyrien zu lassen. Nichts desto weniger brach Maximus einige Jahre darauf in Italien ein und Valentinian sah sich genöthigt, mit seiner Mutter und Schwester zu Theodosius zu fliehen (387). Dieser, darüber empört und zugleich von einer Neigung zu Valentinian's schöner Schwester erfaßt, griff zu den Waffen und zog gegen Maximus aus, besiegte ihn bei Pettau an der Save (388) und ließ ihn zu Aquileja hinrichten. Darauf übergab er dem Valentinian, dessen Schwester er zur Gattin nahm, alle Präfecturen des Westens, ohne sich etwas davon anzueignen.

Wenige Jahre darauf aber wurde Valentinian II, der bereits zu vielen guten Hoffnungen berechtigte, von seinem ehrsüchtigen Reiterbefehlshaber Arbogast, einem Franken von Geburt, ermordet (392). Zwar nahm dieser den Purpur nicht selbst, sondern überließ ihn dem Hofkanzler Eugenius, wußte aber diesen als Werkzeug zu gebrauchen und durch herbeigerufene Germanen seine Stellung zu befestigen.

Da rüstete sich Theodosius mit Macht und in den julischen Alpen stießen die gegnerischen Heere aufeinander. Schon hatte Arbogast einen Vortheil errungen, als in der Hauptschlacht bei Aquileja 394 die Tapferkeit der von Alarich geführten Westgothen im Bunde mit einem furchtbaren Sturmwetter dem Kaiser Theodosius den Sieg verschaffte. Eugenius wurde gefangen und hingerichtet, Arbogast aber tödtete sich selbst auf der Flucht, und so war noch einmal, wiewohl zum letztenmal und auf nicht lange, das ganze römische Reich in allen seinen Theilen unter Einem Haupte vereinigt.

4. Beilegung der Religionsstreitigkeiten. Das nicäno-constantinopolitanische Symbolum. Fortdauer des Semiarianismus. Ausbreitung des nicänischen Bekenntnisses im Orient. Sittliche Macht der Kirche. Ambrosius. Theodosianisches Verbot des heidnischen Opfercultus. Schließung und Zerstörung der Göttertempel. Das Christenthum ausschließende Staatsreligion.

Während Theodosius durch diese Kämpfe die äußere Einigung des Reichs noch auf eine Zeit lang herbeiführte, war es ihm eine Hauptsorge, die innere Ruhe desselben durch Beilegung der zerrüttenden Religionsstreitigkeiten zu befestigen, und daher zunächst durch die entschiedenste Zurückweisung der arianischen Lehre dem Bekenntnisse der allgemeinen Kirche, dem er selbst mit Ernst zugethan war, den Sieg zu verschaffen.

Da nämlich im Innern der Kirche der Gegensatz des sophistisch-dialectischen Arianismus und des dogmatisch-positiven Katholicismus so lange und große Zerüttungen angerichtet hatte, so berief Theodosius, um denselben ein Ende zu machen, im J. 381 das zweite ökumenische Concil in Constantinopel, das von 150 Bischöffen repräsentirt war. Auf diesem wurde der Streit auch für die Kirche des Orients dadurch beigelegt, daß von den zwei sich unter-

einander selbst bitter bekämpfenden Parteien des Arianismus diejenige, welche die Unbestimmtheit des Begriffs der bloßen „Wesensähnlichkeit" (des Sohnes mit dem Vater) zugestand und darum den Namen der Semi-Arianer (Halb-Arianer) führte, das nicänische Bekenntniß annahm, und so durch Erweiterung desselben zu dem nicäno-constantinopolitanischen Symbolum, das man auch das athanasianische nennt, theologisch und politisch die Ausbildung der äußern Staatskirche (XII. 4, 6.) gefördert wurde. Obgleich nun dadurch der Arianismus unterdrückt war, so blieb doch die Nachwirkung des Streits noch lange, und vorzüglich pflanzte sich der Semi-Arianismus unter mehrern germanischen Stämmen, namentlich unter den Gothen, Vandalen, Burgundern und Longobarden fort.

Schon vor diesem Concil hatte für die Ausbreitung der nicänischen Glaubenslehre im Orient theils die länger her bestandne, schon erwähnte Spaltung des Arianismus in zwei Parteien, theils und vorzüglich das einmüthige und eifrige Zusammenwirken dreier ausgezeichneten Kirchenlehrer aus Cappadocien das Meiste beigetragen. Es waren dies: Basilius Magnus, Bischoff von Neocäsarea, dann sein Bruder, der Bischoff Gregor von Nissa, und des erstern innigster Freund **Gregor von Nazianz**, Bischoff von Constantinopel, alle drei durch das Studium des klassischen Alterthums gebildet und eben so hochachtungswerth wegen ihrer Wissenschaftlichkeit, als wegen ihrer aufopfernden Thätigkeit für das lebendige practische Christenthum; wie denn von beiden Richtungen ihre noch vorhandenen Homilieen, Briefe, Reden ꝛc. Zeugniß geben (s. K. 7, 2.). Von diesen drei großen Kirchenlehrern hat sich der letztere auf dieser Kirchenversammlung durch seine standhafte Verfechtung der Kirchenlehre und durch „Dämpfung eines frivolen Geistes bei Behandlung dieser Streitigkeit" ein besonderes Verdienst erworben; auch hat er auf die dogmatische Fassung des neuen Symbols, das nun zugleich auch eine nähere Bestimmung über das Verhältniß des heiligen Geistes zum Vater und Sohn enthielt, den bedeutendsten Einfluß gehabt. — (Die Lehre vom heiligen Geist hatte besonders der gelehrte Didymus, von 340—395 Lehrer an der alexandrinischen Schule, in einer eigenen Schrift, so wie in seinem erst seit 1793 aufgefundenen Werke „von der Dreieinigkeit" gründlich vertheidigt.

Im Westen, wo das nicänische Glaubensbekenntniß schon vorher den meisten Boden hatte, war der Arianismus eine Zeitlang durch die Mutter Valentinian's II Justina leidenschaftlich begünstigt worden; aber alle seine Bemühungen, sich dort zu halten, scheiterten an der unerschütterlichen Festigkeit des Bischoffs Ambrosius von Mailand (geb. 340, gest. 397) eines Mannes, der weniger durch selbständige Wissenschaftlichkeit, als vielmehr durch eine umfassende practisch-kirchliche Thätigkeit hervorragte und sich durch keine kaiserlichen Drohungen in seiner Pflichterfüllung irren ließ. Denn, sagte er, der Purpur macht Könige, keine Priester.

Zu welch' einer sittlichen Macht sich die Kirche in diesem Zeitalter bereits erhoben hatte, beweist folgender Zug aus dem Leben dieses gewissenhaften Vertheidigers der Kirche und ihres Grundsatzes, daß vor dem göttlichen Gesetz alle Menschen ohne Unterschied gleich seyen, — ein Zug, der übrigens dem Kaiser Theodosius, der mit all' seiner irdischen Macht demüthig vor diesem Gesetze sich beugte, gleich-große Ehre macht. Theodosius hatte nämlich in einer Zornaufwallung, der er bei aller seiner Milde öfters ausgesetzt war, zu Thessalonich die Ermordung eines seiner Befehlshaber dadurch gerächt, daß er auf das im Circus versammelte Volk einhauen ließ, wobei an 7000 Menschen umkamen. Als er nun einige Zeit darnach zu Mailand in die Kirche gehen wollte, versagte ihm **Ambrosius** den Eintritt, weil es eine neue Sünde wäre, wenn er seine von ungerecht vergossenem Blute triefenden Hände ungesühnt zu Gott erheben wollte. Der Kaiser, ergriffen von dieser Mahnung, unterwarf sich der Kirchenbuße und erhielt die Lossprechung erst nach 8 Monaten

und zwar gegen das Versprechen, daß „künftige Todesurtheile erst nach 30tägigem Aufschub vollzogen werden sollten.“ — So lange und so oft die Kirche diese ihre sittliche Macht ohne Herrschsucht und rein im Dienste Gottes übte und nur dem Mißbrauche weltlicher Herrschgewalt in rein geistiger Weise entgegentrat, war sie stets für die gedrückte Menschheit eine Heil und Trost bringende Wohlthäterin, und nur wenn sie späterhin, uneingedenk der apostolischen Weisung: „Weidet die Heerde, nicht als die über das Volk herrschen“ in eigner Selbstsucht diese Macht zu irdischen Zwecken mißbrauchte, schlug sie in ihren Gegensatz um und stiftete Unheil und Verwirrung.

Aber auch noch zu einem andern folgenreichen Schritt bewog ihn die Sorge für die innere Ruhe des Reichs. Der seit Julian's Reaction noch nachwirkende mystisch-sophistische Deismus des Heidenthums und der gegen denselben mit verstärkter Kraft und vermehrtem Erfolg ankämpfende Geist des Christenthums schienen ein friedliches Nebeneinanderbestehen nicht hoffen zu lassen, und ihr Gegensatz mechte allerdings die Staatslenkung oft sehr erschweren. Da nun aber doch einerseits die epicureisch-stoische Gleichgültigkeit der meisten Gebildeten, anderseits der abnehmende Fanatismus der gemeinen Heiden, die im überhandnehmenden Prunk des christlichen Gottesdienstes und in manchen, dem Heidenthum angepaßten Festen der Christen ebenfalls Nahrung für den Aberglauben fanden, immer weniger Widerstand entgegensetzte: so wagten Theodosius I, Gratian und Valentinian II nicht zu viel, wenn sie seit 381 mit einer Reihe von Gesetzen gegen das Heidenthum hervortraten, bis endlich Theodosius durch das allgemeinste und strengstte Verbot des heidnischen Opfercultus 392 das Christenthum zur ausschließenden Staatsreligion erhob, so daß selbst der Senat zu Rom, der sich am längsten gegen die Hofreligion gesträubt hatte, sich fügen und seine Göttertempel schließen mußte.

Obgleich nun die Heiden dadurch nicht außerhalb des Rechtsgesetzes gestellt wurden, so gieng doch der Eifer an vielen Orten so weit, die Tempel nicht bloß zu schließen, sondern auch zu zerstören und damit freilich zugleich die schönsten Denkmäler der Baukunst sammt andern Kunstalterthümern und den wichtigsten Handschriften zu vernichten.

Es bemächtigte sich der Christenheit damaliger Zeit ein ähnlicher Geist, wie derjenige war, vermöge dessen einst von den Israeliten bei Eroberung des heiligen Landes die kanaanitischen Städte und Tempel zerstört wurden; nicht als ob die Zerstörung der großartigen Kunstwerke des Heidenthums christlich gewesen wäre, obwohl es von Vielen aus menschlichem Eifer mitunter dafür angesehen wurde, sondern weil diese Werke nach dem damaligen Stande der Völker Vielen zu einem öffentlichen Ärgerniß gewesen, Vielen auch zu einer in's Heidenthum zurücklockenden Versuchung geworden wären. — Wiewohl Theodosius solch' leidenschaftlichen Eifer anfangs mißbilligte, so gab er doch selbst einmal bei einem Strafact durch ein ähnliches Verfahren das Signal zu weitergehenden Executionen. Zu Alexandria nämlich hatte ein Bischoff die Götterbilder eines geschlossenen und zu einer christlichen Kirche umgewandelten Tempels unklugerweise dem allgemeinen Gespötte preisgegeben; deßhalb griffen die Heiden zu den Waffen, besetzten ihren großen, prächtigen Serapistempel (VII. 8, 1.), eines der berühmtesten Heiligthümer damaliger Zeit, zwangen dort viele Christen zum heidnischen Opfer und tödteten sie im Weigerungsfall auf das grausamste. Der Kaiser verzieh nun zwar nach Dämpfung des Aufstands den Schuldigen, befahl aber, das Serapeum sammt allen

übrigen Tempeln zu Alexandria zu zerstören. Als nun vor Allem das Serapisbild, von dem von alten Zeiten her die Sage gieng, daß mit seinem Fall auch Himmel und Erde einstürzen würde, zerstört werden sollte, so war Alles in banger Erwartung und Niemand wollte Hand an das Bild legen, bis ein gläubiger Soldat die Axt ergriff und dem Götzen den Kopf abhieb. Da nun Himmel und Erde sich nicht bewegten, so ließ das Volk die Zerstörung des Tempels ruhig geschehen. Von nun an jedoch mehrten sich allerwärts dergleichen Angriffe gegen die Tempel und nicht selten erlaubte sich falscher Glaubenseifer, selbst unter Anführung von Geistlichen, die gröbsten Gewaltthätigkeiten gegen die ihre Heiligthümer vertheidigenden Heiden. — Beißend sagte daher der heidnische Redner Libanius (gest. 395) in einer an Theodosius gerichteten Schutzrede für die Tempel: „Zwang sei ja selbst durch ein christliches Religionsgesetz verpönt; das Volk besuche nun zwar statt der Tempel die Kirchen, bleibe aber doch ein heidnisches Volk, nur unter christlichem Schein!"

In Folge dieser Maßregeln giengen allerdings die meisten Heiden, besonders die vornehmeren, zum Christenthum über, und da Rückfälle, die bei unaufrichtigem Bekenntniß häufig vorkamen, streng bestraft wurden, so nahm die Zahl der Heiden in den Städten rasch ab, wiewohl sie sich dafür in den Dörfern, namentlich der Gebirgsgegenden, wohin Viele sich flüchteten, noch lange hielten und daher der Name Pagani (Dörfler) mit dem Namen Heiden gleichbedeutend wurde.

7. Kapitel. Stand der Literatur und des practischen Christenthums im 4. Jahrhundert.

1. Die heidnischen Dichter: Claudianus, Avienus. Die christlichen Hymnologen: Der ambrosianische Lobgesang: Ausonius, Prudentius, Nonnus. Rhetorik. Rechtskunde. Die Geschichtschreibung: Aurelius Victor, Eutropius, Sext. Rufus, Ammianus Marcellinus, Eusebius Pamphili.

Ehe wir zum letzten Act übergehen, der uns Alt-Rom in seinen letzten Zügen vorführt und mit dem Tode des Kaisers Theodosius des Großen beginnt, sei zuvörderst noch ein Blick auf die übrigen Culturverhältnisse des 4. Jahrhunderts n. Chr. geworfen und noch einiger Erscheinungen auf heidnischem, wie christlichem Gebiete nähere Erwähnung gethan. Sie betreffen theils die heidnische und christliche Literatur jenes Jahrhunderts, theils den Stand des practischen Christenthums in dieser Periode.

Was in der Literatur dieser in der Geschmacks- und Sittenbildung so entarteten Zeit zunächst die Dichtkunst betrifft, so gefiel sie sich heidnischer Seits meist in Lobgedichten auf vornehme Personen. Was ein Kaiser und seine Gemahlin, was einer seiner Minister oder Günstlinge nur im Geringsten that oder sagte, das wurde sogleich von einer Menge hungriger Versemacher in den Himmel erhoben, und ganze Schaaren derselben, in Gilden gesammelt und mit Vorstehern an der Spitze, erschienen an den Geburtstagen der Großen und bei andern Festgelegenheiten in deren Häusern, um ihre schwülstigen Verskünsteleien zu recitiren. Noch sind verschiedene dieser panegyrischen Gedichte auf uns

gekommen, deren Form durch falschen rethorischen Geschmack, maaßlose Übertreibung in Bildern, Gesuchtheit und Ungewöhnlichkeit im Ausdruck, womit ein ergreifender Effect hervorgebracht werden sollte, gar oft abstößt, während ihr Inhalt durch widerliche Schmeichelei und geistlose Spielerei häufig anekelt. Doch verrathen einige darunter ein nicht ungewöhnliches Talent ihrer Verfasser. Namentlich erhoben sich die Epigrammatisten mehr über das Gemeine.

Der beste unter diesen Dichtern ist Claudius Claudianus, der am Ende des 4. Jahrh. verschiedene Gedichte, theils lobpreisenden, theils erzählenden, theils epigrammatischen Inhalts hinterließ, die zum Theil zu einer Geschichtsquelle wurden, welche jedoch mit Vorsicht zu gebrauchen ist, weil in ihr Historisches und Mythisches, Wahres und Erdichtetes gemischt ist. So wie er den Virgil und Statius nachzuahmen suchte, ist er selbst für die Folgezeit ein bedenkliches Muster geworden.

Eine andere Gattung Dichter machte auch geographische Beschreibungen zum Inhalt ihrer Gedichte, und hierin zeichnete sich besonders Rufus Festus Avienus aus, der eine Art poetischer Erdbeschreibung in Hexametern (die freie Uebertragung eines griechischen Werks von Dionysius) hinterließ, das durch Ausdruck und Darstellung eine günstige Meinung von diesem Dichter erweckt.

Christlicher Seits traten in diesem Jahrhundert Dichter mit lyrischen, didactischen und epischen Versuchen hervor. Theilten sie auch in der Form gar manche Gebrechen ihrer Zeit, so hatte doch der Inhalt ihrer Gedichte eine höhere Richtung und entquoll einer tiefern Anschauung. Was namentlich die eigentliche heilige Dichtkunst der Christen betrifft, welcher die ersten drei Jahrhunderte nicht günstig waren, so traten im 4. Jahrhundert bedeutende Kirchenlehrer auf, welche die „im religiösen Volksgesang liegende Kraft und Weihe zur Andacht" ehrten und sie für die Kirche in Anspruch nahmen, ja selber den Anbau der heiligen Dichtkunst übernahmen.

In den drei ersten Jahrhunderten n. Chr. bediente man sich zum Kirchengesang meistens der Psalmen, und nur Bardesanes und Clemens Alexandrinus können als erste christliche Hymnologen genannt werden. Im 4. Jahrhundert aber traten Kirchenlehrer auf, die wie Ephräm, Hilarius, die beiden Apollinaris, Basilius, Gregor von Nazianz, Ambrosius, Synesius, Paulinus von Nola u. a., die heilige Poesie wesentlich förderten. Unter den auf uns gekommenen Gedichten und Liedern dieser Art ist besonders der **Ambrosianische Lobgesang** hochberühmt; doch ist derselbe, so wie wir ihn besitzen, wahrscheinlich durch mehrere „nachbildende Abwandlungen" hindurchgegangen.

Von christlichen Laien zeichneten sich in der Dichtkunst vorzüglich aus: der fromme „Naturmaler" Ausonius aus Burdigāla (Bordeaux) Lehrer der Kaiser Gratian und Valentinian, Sachwalter und Rhetor, (gest. um 392), von dessen Idyllen das „Lobgedicht auf die Mosel" die beste ist; der christliche Siegeshymnen-Dichter Prudentius aus Spanien, zugleich Jurist und Soldat, gest. 405; vorzüglich aber der geistvolle und gelehrte Nonnus von Panopolis in Ägypten (gest. um 400), der noch als Heide ein großes bacchisches Epos unter dem Titel Dionysiaca schrieb, das neben den genannten Gebrechen jener Zeit auch unverkennbare Vorzüge hat, und der nachher als Christ mit einer in Verse gebrachten Paraphrase des Evangeliums Johannis hervortrat, welche für die Textkritik wegen ihres über die Handschrift des Textes hinausliegenden Alters von Werth ist.

In der prosaischen Literatur hatte die Rhetorik ihre lobrednerische Richtung beibehalten, ja war noch mehr in niedrige Schmeichelei ausgeartet, und nur Wenige haben sich den Ruhm der Mäßigung und Feinheit in Ton und

Ausdruck erworben. Als solche können Pacatus und Symmachus genannt werden, die beide unter Theodosius dem Großen lebten, und von denen besonders der letztere bei der Abschaffung des heidnischen Cultus seine Stimme für die vaterländischen Götter mit Freimüthigkeit erhob. — Die Rechtswissenschaft war in pedantische Gelehrsamkeit und unfruchtbaren Mechanismus ausgeartet, sie entschädigte sich für den Verlust der Oeffentlichkeit durch kleinlichen Rechthabergeist und streitsüchtige Klopffechterei und ertheilte aus Gewinnsucht ihre Rechtsgutachten meist nach Gunst. — Nur die Geschichtschreibung trat, ungeachtet ihrer schon in der vorigen Periode geschilderten Mängel und Gebrechen, zu denen noch eine gewisse, aus der Parteinahme für eines der beiden im Kampf begriffenen Religionsprinzipe entspringende Gereiztheit kam, noch mit einer gewissen Kraft und Würde und mit einem nicht zu verkennenden Sittenernst auf, der gegen die Leichtfertigkeit und Geistlosigkeit der meisten anderen Literaturerzeugnisse vortheilhaft abstach. Zu den namhaften Geschichtschreibern dieses Jahrhunderts gehörten heidnischer Seits Aurelius Victor, Eutropius, Sextus Rufus, Ammianus Marcellinus, die sich nicht, wie die Geschichtschreiber der vorigen Periode, bloß mit panegyrisch-declamatorischen Kaiserbiographieen abgaben, sondern auch vorzüglich theils die allgemeine Geschichte berücksichtigten, theils manche selbsterlebte Zeitereignisse mit Gewissenhaftigkeit und Lebendigkeit schilderten. Besonders ist christlicher Seits der Bischoff Eusebius Pamphili hervorzuheben, der nicht nur unter den Geschichtschreibern dieses Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle einnimmt, sondern sich auch um die Chronologie, diese unentbehrlichste Hülfswissenschaft der Geschichte, in hohem Grade verdient gemacht hat.

Sextus **Aurelius Victor** war unter Kaiser Julian Statthalter von Pannonien und unter Theodosius dem Großen Stadtpräfect von Rom. Seine „Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Römer“ (darunter auch einiger Nichtrömer) sind vielleicht ein Auszug aus einem größern Werke des Cornelius Nepos. Sodann hat man von ihm eine ziemlich unparteiische Kaisergeschichte in abgekürzter Form und gedrängtem Styl; endlich Leben und Charactere der römischen Kaiser von August bis Theodosius I, ein Werk, das aber nur noch im Auszug eines spätern Schriftstellers vorhanden ist.

Eutropius, mit dem ungewissen Vornamen Flavius, von unbekanntem Geburtsort, war Geheimschreiber Constantin's des Großen, zog mit Julian gegen die Perser, lebte noch unter Valens und starb um 370. Er hinterließ einen Abriß (Breviarium) der römischen Geschichte in 10 Büchern von der Erbauung Roms bis auf Valens. Das Werkchen ist meist aus guten, zum Theil uns nicht mehr zugänglichen Quellen geschöpft, enthält aber einige unrichtige Zusätze und übergeht alles für Rom Nachtheilige. Der Styl ist für seine Zeit einfach, klar und faßlich.

Sextus (Festus) **Rufus**, von dessen Schicksalen wir nichts Genaues wissen, schrieb aus Auftrag des Kaisers Valens einen kurzen Abriß der römischen Geschichte, der noch vorhanden, aber seiner großen Kürze wegen nicht gut zu gebrauchen ist.

Ammianus Marcellinus, von Geburt ein Grieche, begleitete den Kaiser Julian auf seinem Zuge gegen die Perser und machte auch unter den folgenden Kaisern bis auf Theodosius d. Gr. Kriege in Germanien, Gallien und im Orient mit. In seinem hinterlassenen Werke „Rerum gestarum Libb. XXXI“ setzt er die römische Geschichte da fort, wo Tacitus aufhörte und führt sie vom Kaiser Nerva an bis zum Tode des Valens; doch fehlen

die 13 ersten Bücher (oder die Geschichte vom J. 91 — 352); dafür tritt er in den übrigen Büchern als ein lebendig schildernder Zeuge und Theilnehmer der von ihm erzählten Ereignisse auf, so daß diese seine, aus eigner Anschauung hervorgegangenen „Memoiren" die sicherste und zuverlässigste Quelle für diese Zeitperiode sind. Finden sich auch bei ihm die Stylgebrechen seiner gesunkenen Zeit, so zeigte er sich doch allenthalben als wahrheitsliebender und unparteiischer, wohlunterrichteter und verständiger Mann, der, obgleich Heide, selbst gegen die Christen nicht unbillig ist und auch die Fehler seines Helden Julian nicht verschweigt.

Eusebius Pamphili d. i. der Freund des Märtyrers Pamphilus, geb. 264 in Palästina, gest. 340 als Bischoff von Cäsarea (nicht zu verwechseln mit dem Kirchenvater Eusebius von Cäsarea) war ein ausgezeichneter Gelehrter seiner Zeit. Seine chronologischen Forschungen hatten zunächst die feste Begründung der historischen Bücher des Alten Testaments zum Zweck, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen legte er in den zwei Büchern seiner Chronik oder Allgemeinen Geschichte nieder. Das erste Buch enthält die Geschichte aller Völker und Staaten von Erschaffung der Welt bis 325 v. Chr. nach früheren, zum Theil verloren gegangenen Quellen; das zweite Buch enthält synchronistische Tabellen mit Bezeichnung aller Regenten und der wichtigsten Begebenheiten von Abraham an. Der griechische Text dieses Werks ist verloren gegangen; nur Bruchstücke daraus finden sich in einem andern Werke des Eusebius (in der praeparatio evangelica) und in der Chronik des Georgius Syncellus. Dagegen besitzen wir die von Hieronymus verfertigte lateinische Übersetzung oder Bearbeitung jenes von ihm bis zum Jahr 378 fortgesetzten Originals, und in neuster Zeit ist eine armenische Übersetzung aufgefunden worden.

2. Die Kirchenliteratur des 4. Jahrhunderts. Griechische Dogmatiker und Exegeten aus der Schule von Alexandria: Eusebius Pamphili, Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Ephräm der Syrer, die beiden Apollinaris, Chrysostomus, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus.

Mit dem eben genannten christlichen Historiker Eusebius macht sich zugleich der Übergang in die Kirchenliteratur des 4. Jahrhunderts, die sich theils mit der fortgesetzten Apologie des Christenthums, theils mit der Auslegung der heiligen Schrift, theils mit dem Ausbau der Kirchenlehre beschäftigte. — Da noch immer von Seite der heidnischen Gelehrsamkeit, namentlich nun auch von Seite des Neoplatonismus, der früherhin das Christenthum von seinem Eklecticismus ausschloß, Angriffe erfolgten, bald in milderer Form, wie z. B. vom Redner Themisius, vom Staatsmann Symmachus, bald in gehässiger Weise, wie z. B. vom Kaiser Julian, der selbst drei Bücher gegen das Christenthum schrieb; ferner vom Verfasser des Dialogs Philopatris und vom Redner Libanius: so setzen sich christlicher Seits auch die Widerlegungen fort, und außer dem schon oben (K. 4, 3.) genannten Lactantius sind Eusebius, Athanasius, Ambrosius, Firmianus Maternus nebst Prudentius, von denen allen meist ebenfalls oben schon die Rede war, die wichtigsten Apologeten dieser Zeit.

Die für Religion und Wissenschaft überhaupt einflußreichern, insbesondere dogmatisch-exegetischen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts sind theils Griechen, theils Lateiner. Die griechischen gehören theils zur Schule in Alexandria, wie die schon genannten Eusebius, Athanasius, Basi-

lius der Große, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Cyrillus von Alexandria, — theils zur Schule in Antiochia, wie Cyrillus von Jerusalem, Synesius von Cyrene, der Syrer Ephräm, der ältere Apollinaris, Johannes Chrysostomus, und die beiden Macarius. — Unter den lateinischen Schriftstellern sind im 4. Jahrhundert die bedeutenderen: Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, Rufinus, auch bereits Augustinus, dessen Hauptwirksamkeit jedoch in das folgende Jahrhundert fällt.

Von **Eusebius** Pamphili, dem obgenannten Universalhistoriker, ist, außer seinen apologetisch-exegetischen Schriften, noch besonders eine Kirchengeschichte in 10 Büchern vorhanden, die bis auf das Jahr 324 geht und ihm den Ehrennamen „Vater der Kirchengeschichte" erworben hat. Lange Zeit war nur der zweite Theil dieses Werks und zwar in der überarbeiteten Übersetzung des Hieronymus bekannt; in neuerer Zeit (1818) ist es in der armenischen Übersetzung von Mai und Zorab, später auch von Aucher wieder aufgefunden worden. Auch hat man von ihm eine panegyrische Lebensbeschreibung Constantin's des Großen.

Von **Athanasius**, dem das nach ihm benannte nicänische Glaubensbekenntniß seinen Stern und Kern verdankt, ist schon oben im Laufe der Geschichte selbst ausführlich gesprochen worden. Sein Leben war ein Leben „voll Heldenmuth im Kämpfen, voll Treue, Kraft und Weisheit im Bauen, groß im Unterliegen, groß im Siegen; ein Leben, in welchem Einsicht, Wille und That, Ernst, Kraft und Milde, Wissenschaft und Glauben im schönsten Einklang stehen." Er war 45 Jahre lang Bischoff, wurde aber zehnmal vertrieben und brachte 20 Jahre lang in der Verbannung zu. Er starb 373. Unter 40 sicher von ihm herrührenden Schriften befinden sich, außer seinen dogmatischen, viele Commentare und Homilieen.

Wie viel zur Verbreitung des rechtglaubigen Bekenntnisses im Orient die drei großen kappadocischen Kirchenlehrer beigetragen haben, ist schon oben (K. 6, 4.) vorgekommen. Von dem ersten unter ihnen, **Basilius** dem Großen (geb. 330, gest. 379) sind noch exegetische und ascetische Schriften und 300 Briefe vorhanden. Seine Mutter Emelia und seine Großmutter Makrina weckten schon frühe eine innige Frömmigkeit in ihm. Nachdem er in Athen, wo er mit Gregor von Nazianz einen engen Freundschaftsbund schloß, sein Studium vollendet hatte, ergab er sich der Ascese, vertheilte sein Vermögen unter die Armen, und wurde Presbyter, dann Bischoff. „Das ganze reiche Leben dieses Mannes athmet weltüberwindenden Glauben, selbstverläugnende Liebe, hohe Gesinnung und königliche Würde." Den wüthenden Verfolgungen des arianischen Kaisers Valens setzte er unerschütterliche Standhaftigkeit entgegen. Von seinem aufopfernden Sinne zeugten seine großartigen und umfassenden Wohlthätigkeitsanstalten in Cäsarea. — Von **Gregor von Nazianz** (geb. um 328 zu Arianzus) hat man noch Reden und Gedichte. Aus seinem Leben ist bekannt, daß er seine frühe christliche Bildung von seiner vortrefflichen, durch Frömmigkeit und Treue im häuslichen Beruf gleich-ausgezeichneten Mutter Nonna erhielt. Nachdem er in Athen studirt und dort die innigste Freundschaft mit Basilius geschlossen hatte, wurde er Presbyter und trat als solcher muthvoll den Drohungen Julian's entgegen. Späterhin nahm er die Leitung einer kleinen rechtgläubigen Gemeinde zu Constantinopel an, wo er anfangs dem Hohn und den Spöttereien des zügellosen arianischen Pöbels ausgesetzt war, allmählig aber durch sein heiliges Leben und durch seine Beredsamkeit sich ungeachtet seiner körperlichen Schwächlichkeit eine so große Achtung verschaffte, daß er beim Concil zum Bischoff von Constantinopel erwählt wurde, welche Würde er aber, da ihm die Schlichtung des Streits nicht sobald gelang, noch während des Concils wieder niederlegte. Er starb in der Zurückgezogenheit 391. Welch' einen günstigen Erfolg für die Beilegung des Streites auf diesem Concil alsdann die Bemühungen Gregor's von Nyssa, der ein jüngerer Bruder des Basilius war, (geb. 372, gest. nach 394) hatten, davon war oben (K. 6, 4.) die Rede. An Ruhm steht er den beiden vorigen nicht nach.

Ephräm der Syrer (gest. 378), anfangs Anachoret, dann später Diacon zu Edessa, war ein vorzüglicher Exeget und Homilet, auch gefeierter Dichter, dabei eifriger Anhänger des Nicäums. Am meisten geschätzt ist sein syrisch geschriebener Bibelcommentar. — Die beiden Apollinaris, der Ältere Presbyter, der Jüngere Bischoff von Laodicea (gest. gegen 309), arbeiteten besonders für eine „höhergebildete, schriftgemäße Fassung des Christenthums."

Synesius von Cyrene, der als 19jähriger Jüngling im Namen seiner Mitbürger dem Kaiser Arcadius eine goldene Krone überreichte und dabei eine freimüthige Rede über die Kunst zu regieren, gehalten hatte, suchte nach seiner Bekehrung zum Christenthum den Plato mit dem Christenthum zu vereinigen und weigerte sich, theils aus Liebe zu den philosophischen Studien, theils aus Besorgniß, sich von seiner Gattin trennen zu müssen, das Bisthum Ptolemais anzunehmen. Da man ihn aber ungeachtet seiner Ehe zum Bischoff weihte, bewies er, daß sich die Würde des Amtes mit den Pflichten des Gatten wohl vereinigen ließ. Er war Redner und Hymnendichter, vermengte aber in seinen Hymnen das Evangelium mit idealistischen Träumereien. Sein prosaischer Styl ist meist elegant und oft erhaben. Er fiel bei dem Sturm, der die Provinz verwüstete, wahrscheinlich unter dem Schwert der Barbaren.

Johannes **Chrysostomus** (Goldmund) geb. 347 zu Antiochia, Sohn eines vornehmen Militärs, verdankte seiner trefflichen Mutter Anthusa eine sorgfältige Erziehung; er widmete sich anfangs dem Sachwalterberuf, dann nach seiner Taufe dem Dienst der Kirche. Nachdem er eine Zeit lang als Mönch gelebt, wurde er Presbyter, dann Diacon in seiner Vaterstadt, und zeichnete sich durch einen heiligen Ernst, unermüdliche Seelsorge, große Bibelkenntniß, lebendige Schriftanwendung und hinreißende Beredsamkeit so sehr aus, daß Schaaren von Zuhörern aus allen Gegenden ihm zuströmten und einer derselben, der kaiserliche Günstling Eutropius, Alles aufbot, ihn für den Bischoffssitz zu Constantinopel zu gewinnen. Er folgte 398 diesem Ruf, lebte aber, obgleich nunmehr erster Bischoff der orientalischen Christenheit, nicht, wie mancher seiner Vorgänger, in Pracht und Glanz, sondern in größter Demuth und Einfachheit und gab Alles, was er erübrigte, den Armen. Dabei strafte er als Prediger die herrschenden Sünden jedes Standes, besonders aber der Geistlichkeit und der Großen, ja schonte selbst die hab- und herrschsüchtige Kaiserin nicht. Diese Freimüthigkeit aber zog ihm Haß und Verfolgung zu. Er wurde auf Betrieb des ränkesüchtigen Bischoffs Theophilus von Alexandria, der sich, unterstützt von der Kaiserin, mit des Chrysostomus Feinden verband auf einer Synode zu Chalcedon excommunicirt. Obgleich er nun kurze Zeit darauf durch die Macht der Volksliebe wieder in sein Amt zurückgerufen wurde, so gelang es doch seinen Feinden, ihn zum zweitenmal zu vertreiben, 404. Von seinem von ihm mit christlicher Seelengröße erduldeten Exil in Armenien und Cilicien aus fuhr er fort, durch Schriften auf seine fernen Freunde und durch Missionsbemühungen auf seine Umgebung zu wirken. Seine Freunde, darunter selbst der Bischoff von Rom, boten Alles auf, seine Zurückrufung zu erwirken; aber seine Lage wurde dadurch nur verschlimmert: denn er mußte sich an einen noch ödern Verbannungsort Pityus bei Kolchis begeben, starb aber auf dem Wege dahin bei Kumana (Comanum) im Pontus, den 14. Sept. 407. Als er seinen Tod nahen fühlte, zog er ein reines Gewand an, nahm mit stiller Freude das Abendmahl und verschied mit den Worten: „Ehre sei Gott um Alles!" „Das christliche Alterthum hatte keinen Prediger seines Gleichen an practischer Lehrweisheit, Originalität, Gedankenreichthum, Reinheit und Würde des Styls." Unter seinen Schriften befinden sich auch (in der Abhandlung über das Mönchsleben) treffliche Grundsätze einer christlichen Jugenderziehung.

Hilarius, Bischoff von Pictavium (Poitiers) in Gallien, 350—368, von welchem schon oben (K. 5, 1.) die Rede war, schrieb unter andern: 12 Bücher von der Trinität.

Von **Ambrosius**, Bischoff von Mailand, dessen ebenfalls schon genauer gedacht wurde (K. 6, 4.), sind unter andern auch 91 für die Zeitgeschichte wichtige Briefe vorhanden. Er starb 397, bewundert und beweint von der ganzen christlichen Welt.

Hieronymus, einer der angesehensten Kirchenväter, geboren zwischen 330 und 340 zu Stridon (Strigovo) in Dalmatien, getauft 362, lebte abwechselnd im Abend- und Morgenland und führte ein zwischen Ascese und Wissenschaft getheiltes Leben. Nächst Irenäus, war er es vorzugsweise, der die griechisch-theologische Literatur und Wissenschaftlichkeit in das Ausland verpflanzte und sich besonders als großer Sprachkenner, gelehrter Schriftausleger und Kritiker, desgleichen als Übersetzer ein hohes Ansehen in der Kirche erwarb. Er verstand auch allein unter allen Kirchenvätern die hebräische Sprache, die er zu Jerusalem erlernt hatte, gründlich, und seine Übersetzung der Bibel aus dem Grundtext in's Lateinische (die sog. Vulgata) erhielt kirchliche Gültigkeit. — Er war ein Hauptbeförderer des Mönchthums. Die letzten Jahre seines, durch viele Reisen, wie durch leidenschaftliche Theilnahme an dogmatischen Streitigkeiten vielbewegten Lebens brachte er als Einsiedler in der Nähe von Bethlehem zu, bis er 420 starb.

3. Reaction des Ascetismus gegen das in die Kirche eindringende Verderben. Die ägyptische Stiftung des Einsiedlerlebens oder Mönchthums: Antonius. Anachoretenvereinigung des Pachomius in Thebais. Einordnung des Mönchthums in das Kirchensystem durch Synodal- und Staatsbeschlüsse. Auswüchse des Klosterlebens: Die Säulenheiligen; die Schwärmerei der Euchiten.

So hatte denn das christliche Leben auch im 4. Jahrhundert in einer Reihe von großen Kirchenlehrern und in vielen frommen Männern und Frauen verschiedener Stände stets seine Repräsentanten. Dennoch aber stand bereits der bei weitem größere Theil der Christenheit in einem bloß äußerlichen Verhältniß zur Kirche, indem die einen bei eifriger Werkheiligkeit ohne innere Herzensänderung bloße Scheinchristen, die andern bei dem offenen Unglauben und der sittlichen Ungebundenheit ihres unverändert gebliebenen heidnischen Wesens bloße Namenchristen waren. Der betrübende Anblick dieses in die Kirche eingedrungenen Verderbens führte daher viele Gemüther den seit dem Beginn dieses 4. Jahrhunderts überhandnehmenden Einsiedlerleben oder Mönchthum zu. Dieses ist als eine Unterart des in der vorigen Periode aufgekommenen Ascetenwesens (K. 4, 5. a. A.) anzusehen, in so fern nämlich mehrere gleichgesinnte Asceten zu einem, von allen nicht-ascetischen Christen ausgeschiedenen Leben sich verbanden und diese Lebensform für die allein wahre Ascese oder, weil ihnen Ascese mit Religion gleichbedeutend war, für die allein wahre Religion ansahen. Das ist der Begriff des frühesten Klosterlebens, das anfangs nur eine geregelte Anachoreten- oder Einsiedlervereinigung war. Das von Antonius in Ägypten gestiftete Einsiedlerleben verbreitete sich durch seine Nachfolger Ammonius, Pachomius, Hilarion bald auch in andere Theile des Morgenlandes, und namentlich war es Pachomius, der dadurch, daß er seine Jünger zu einem geregelten Zusammenwohnen in Einem Hause brachte, der Stifter des Klosterlebens wurde. Diese ägyptische Stiftung des Mönchthums bekam von der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an dadurch einen festern Bestand, daß es durch bischöffliche Canones oder Regeln (vorzüglich durch die des h. Basilius des Großen), als auch durch Synodal- und Staatsbeschlüsse in das Kirchensystem eingeordnet wurde.

In dem mehr nüchternen Abendlande, wo das Mönchthum zuerst aus der Empfehlung des Athanasius (in seiner Lebensbeschreibung des h. Antonius) bekannt wurde, fand es mehr Widerstand und erst im folgenden Jahrhundert Eingang.

Je mehr nämlich die Zeit zum Schlusse drängte, darin die Auserwählten des leiblichen Israels aus der Zerstreuung zum „geistlichen Israel" gesammelt und versiegelt wurden (Off. 7, 4—8), desto mehr verwandelte sich dasjenige, was in der Christenheit vorher lebendige liebliche Geistesfrucht war, in unevangelische Gesetzlichkeit, welche häufig christliche Werke mit heidnischem Geiste vergebens zu Stande zu bringen suchte (Gal. 3, 2 ff.), und es zeigte sich immer mehr, daß die japhetitischen Menschenstämme erst eine dem Alten Bunde ähnliche pädagogische Vorbereitung auf Christum bedurften, wie die Kirche sie allmählig in der spätern Zeit wirklich aufgerichtet hat.

Das Einsiedlerleben hatte **Antonius** (geb. 251), der nicht wissenschaftlich gebildete, aber für Religion glühend begeisterte Sohn angesehener und begüterter Ältern in Ägypten, aufgebracht. Nachdem er seine Habe unter die Armen vertheilt und eine Zeitlang der Ascese oder dem beschaulichen Leben unter mannichfachen Selbstpeinigungen sich hingegeben hatte, zog er sich vollends in eine Einöde zurück. Nach 20 Jahren des entbehrungsvollsten Einsiedlerlebens trat er als ein Prediger in der Wüste auf; und aus der ihm zuströmenden Zuhörermenge folgten viele seinem Beispiele und widmeten sich dem Einsiedlerleben, wobei er ihnen Gebet und Handarbeit befahl. Im Jahr 311, als die Verfolgung unter Maximinus ausbrach, trat er in Alexandria auf und stärkte den Glauben der Verfolgten mit seinem Zuspruch, ohne daß die Verfolger den allgemein als Heiligen verehrten Mann anzutasten wagten. Zurückgekehrt in die Einsamkeit, ward er von Menschen aus allen Klassen aufgesucht und Keiner gieng ohne Rath und Trost von ihm. Selbst Kaiser Constantin wandte sich schriftlich an ihn, wie an einen Vater, und Antonius erinnerte ihn an Christus als den König aller Könige. Nach vielen Jahren erschien er noch einmal in Alexandria, um dort im Dogmenstreit der Zeit ein begütigendes Wort zu sprechen. So war er bis in sein 105. Jahr der Gegenstand der allgemeinsten Verehrung und als er 356 starb, hinterließ er eine so große Menge Nachfolger, daß alle Einöden Ägyptens bis Libyen hin zusammen mit 2000 bis 3000 Einsiedlern angefüllt waren, welche theils einzeln, theils in Vereinen in zerstreuten Lauren, d. i. Hütten oder Zellen wohnten und sich der Aufsicht eines gemeinschaftlichen Oberhaupts untergaben.

Die berühmteste Einsiedlervereinigung war die, welche **Pachomius** (gest. 348) auf der Nil-Insel in Thebais stiftete. Er bildete zuerst eine beisammenwohnende Genossenschaft, die man Cönobium oder Monasterium nannte und deren Haupt er mit dem Titel Abbas (Vater; daher Abt) oder Archimandrit (Beherrscher der Horde) war. Die Glieder dieser Klosterschaft waren theils nach ihren innern Zuständen, theils nach ihren äußeren Beschäftigungen in gewisse Ordnungen getheilt, und trieben ihre Arbeit und ihre Andachtsübungen nach bestimmten Regeln. Als sich seine Anhänger mehrten, vertheilte er sie in mehrere solche geschlossene Gebäude oder Klöster, davon jedes einen Vorsteher und einen Verwalter hatte und deren Glieder sich alle Jahre zweimal im Hauptgebäude zur Rechenschaftsablegung vor dem Abte versammelten. Der Aufnahme in die Genossenschaft gieng eine Prüfungszeit vorher. Der Aufgenommene mußte sich zur strengen Beobachtung der Regeln verpflichten; doch stand es jedem zu jeder Zeit frei, das Kloster wieder zu verlassen und in die Welt zurückzutreten.

Diese eigenthümliche und auf eine lange Folgezeit hinaus einflußreiche Erscheinung des Einsiedler- und Klosterwesens, wobei diese Entsagenden, seit keine Märtyrerkrone durch blutige Leiden mehr zu erringen war, sich mit vollster Andachtsgluth durch Beweise unglaublichster Selbstverläugnung den Seligkeitslohn

zu erkämpfen suchten, vereinigte Wahres und Irriges, Vortheilhaftes und Nachtheiliges in sich. Nicht zu verkennen ist, daß in der freiwilligen Losreißung von allem irdischen Besitz und Genuß ein großartiger Heiligungsmuth, in der Absonderung von der Welt eine Bewahrung vor vielen Versuchungen derselben, in der stillen Abgeschiedenheit eine Veranlassung zur nöthigen Einkehr in sich selbst lag; allein eben so nahe lag der Übergang aus jenem Heldenmuth in einen selbst- und werkgerechten geistlichen Hochmuth, eben so nahe das Fallen aus der Sicherheit vor Weltversuchungen in die verstärkten Versuchungen durch das eigene Herz, so wie das Umschlagen der Selbstbeschauung in ein Irrewerden an sich selbst, an Gott und dem Leben. So leuchtende Beispiele wahrer Heiligung das Einsiedler- und Klosterleben mit seinem Cölibat besonders in jener ersten Periode seiner Erscheinung aufzeigte und so offenbar dasselbe anfangs als ein lebendiges Zeugniß gegen die ringsum herrschende Üppigkeit und Sinnlichkeit und als eine beständige „Mahnung an ein höheres Leben" dastand, so wenig ist zu läugnen, daß es auch schon frühe warnende Beispiele tiefer Verirrung bot, die lehren konnten, wie gefährlich die Aufrichtung eines „selbst erwählten Gottesdienstes" und wie vergeblich die Abmühung um die Seligkeit mittels noch so eifriger Eigenwerke ist.

Daß viele dieser gottgeweihten Männer durch Tröstung Bekümmerter, Rettung Verirrter, Speisung Bedürftiger, Heilung Kranker, Beschützung Verfolgter einen außerordentlichen Segen stifteten, davon giebt die Kirchengeschichte die unverwerflichsten und erhebendsten Beispiele; wie denn diese dem Dienst der Liebe geweihten Klöster auf lange hinaus wohlthätige Trost- und Pflegestätten für den leidenden Theil der Menschheit und durch die Bemühungen des h. Basilius auch zweckmäßige Erziehungsanstalten für die verlassene und verwaiste Jugend wurden. Daneben aber entwickelte sich in dem Mönchswesen frühe die Werkgerechtigkeit zu jenem Krebsschaden, der, allmählig um sich fressend, der Gesundheit des geistlichen Lebens nachtheilig wurde, so daß dieses von dem einfachen Weg der evangelischen Rechtfertigung ab in die Irrgewinde der Selbsterlösung durch die mannichfaltigsten Selbstpeinigungen gerieth, die man, im Gefühle ihrer Unzulänglichkeit zur Beseligung, immer höher trieb, bis sie in Einigen sich zu der wunderlichen Erscheinung der Styliten oder Säulenheiligen steigerten, in Andern die Schwärmerei der Euchiten und andere Verirrungen hervorriefen. So stand zuerst Symeon der Stylite 30 Jahre lang auf einer 36 — 40 Ellen hohen Säule (in der Nähe von Antiochia) Tag und Nacht, Sommer und Winter hindurch, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, und predigte der ihn als einen Heiligen anstaunenden Menge Buße; er brachte Tausende von Heiden zu dem Entschluß, sich taufen zu lassen, und fand viele Nachfolger seiner Lebensart. — Die Euchiten wähnten in einer so vollkommenen Gemeinschaft mit dem heiligen Geist zu stehen, daß sie den Gebrauch der Sacramente unterließen, keine Arbeit trieben und nur vom Almosen lebten; so daß sie die ersten Bettelmönche waren. — Andere wurden durch wiederholte unnatürliche Kämpfe aufgerieben, oder verfielen in Wahnsinn und Verzweiflung und ergaben sich wohl auch Lastern.

Da das Mönchswesen die höchste Verehrung genoß und ein geruhiges Dasein bot, so griff der Eifer dafür so um sich, daß sehr viele Männer ihre Weiber, Knechte ihre Herren verließen, um Mönche zu werden. So kam es, daß sich die Klöster bald mit einer Menge von Unberufenen füllten, die nachher nur geschäftige und selbst staatsgefährliche Unruhestifter wurden. Daher erließ der Staat Gesetze gegen den Zudrang zu den Klöstern und die Kirche durch ein Concil (370) ein Verdammungsurtheil gegen die, welche den Mönchsstand aus dem Grunde ergriffen, weil sie die Ehe und das Leben in der Welt verwarfen.

Auch erhoben sich Stimmen gegen das Mönchswesen überhaupt, fanden aber kein Gehör. — Von der practischeren Bestimmung, welche späterhin die abendländische Kirche dem Klosterwesen gab, wird weiter unten die Rede sein (XIV. 2, 6.).

4. Fortdauernde Opposition des strengen Ascetismus. Die gegenkirchliche Secte der Donatisten. Gefährdung des Glaubens durch einschleichende, zum Theil abgöttische Mißbräuche. Überneigung der Heiligenverehrung in den Heiligendienst (die Korylidianerinnen). Gescheiterter Versuch, den Cölibat zum allgemeinen Kirchengesetz zu machen. — Die christliche Kunst, besonders die Kirchenbauten vom 3. bis zum 6. Jahrhundert.

Obgleich nun das in das Kirchensystem aufgenommene Klosterthum die Opposition des strengen Ascetismus gegen die Kirche minderte, so widerstrebte doch noch eine große Masse von Asceten der Einordnung in die Kirche, vornehmlich die Partei solcher, welche in der zwar richtigen Erkenntniß, daß die Kirche seit dem Auftkommen eines „christlichen Pöbels" viel von ihrem ehemaligen Character der Heiligkeit eingebüßt hatte, die alte Reinheit der Zucht und Sitte in die Kirche zurückführen wollten, aber dieses Ziel mit der starrsten Strenge und bittersten Herbigkeit verfolgten — und so der gesammten Christenheit gerade ihre Gemeinschaftsform zumutheten. Daher gaben die von dieser Partei ausgegangenen gegenkirchlichen Secten, darunter vorzüglich die Donatisten, Veranlassung zu mannichfachen Streitigkeiten, unter denen eben diese donatistischen ein ganzes Jahrhundert lang dauerten.

Die **Donatisten**, Anhänger des Donatus Magnus in Afrika, forderten (ähnlich den Novatianern K. 4, 5.) eine nicht nur in Bezug auf Lehre und apostolische Succession völlig reine Kirche, sondern auch lauter nach Lehr' und Leben reine Glieder. Sie verwarfen daher jede andere, auch die katholische Kirche, weil sie so viele unreine Glieder dulde, sprachen gegen jede Verbindung der Kirche mit dem Staat, erklärten die Ordination durch einen unwürdigen Geistlichen für ungültig, eiferten gegen den unmäßigen Glanz der Kirche und sprachen sonach Grundsätze aus, in deren Übertriebenheiten allerdings theilweise Wahrheit lag, welche die Kirche wenigstens als eine Mahnung gegen die in ihr eingerissene Laxheit der Zucht ansehen konnte. Da verschiedene kaiserliche Edicte und Synodalaussprüche (313—317) gegen die Donatisten entschieden, so steigerte sich der Enthusiasmus dieser Idealisten zur Schwärmerei und diese, auf die Anwendung von Gewalt, zum Fanatismus, welcher die gegen ihn gerichtete Gewalt mit noch ärgern Gewaltthätigkeiten vergalt. Durch Kaiser Julian erhielten sie Duldung und bestanden ruhig als Partei fort, geriethen aber dann selbst unter sich in Spaltungen. Alle Versuche, sie durch Überzeugung zur Kirche zurückzuführen, halfen nichts, selbst nicht die durch den Bischoff Augustin 411 zu Stande gebrachte Conferenz, bis härtere kaiserliche Edicte und Executionen ihre Zahl minderten und erst mit dem Ende des folgenden Jahrhunderts die letzten Reste dieser standhaften Kämpfer für einen theilweise mißverstandenen Glauben verschwanden. Nicht zu läugnen aber ist, daß, so schroff sie „die Heiligkeit der Kirche auf Kosten der Einheit durchsetzen" wollten, ihre Gegner oft eben so schroff „die Einheit der Kirche auf Kosten der Heiligkeit" zu erhalten suchten.

Da seit dem raschen und massenhaften Anwachsen der Christenmenge die oft nur durch äußere Mittel herbeigeführten Bekehrungen selten mehr so gründlich waren, so konnte sich um so leichter der alte heidnische Sinn unter dem neuen christlichen Außengewand verbergen und an der Stelle des aufgege-

denen alten Götzendienstes einen neuen mitten in der christlichen Kirche errichten. Dieß geschah theils durch ein ungebührliches Vertrauen auf äußere Werke oder äußere Mittel, von deren Verrichtung und Gebrauch man unmittelbar sein Heil erwartete. Dergleichen abergläubische, das innere christliche Leben hemmende und störende Richtungen zeigten sich insbesondere bei dem falschen Gebrauch der Sacramente, bei der ausschweifenden Verehrung der Heiligen und ihrer irdischen Überreste, der Reliquien, bei der Aufrichtung des Mariendienstes, bei dem falschen Vertrauen auf Wallfahrten, auf den Ablaß und auf andere ursprünglich tiefsinnige und wohlgemeinte Werke und Einrichtungen. Obgleich von Zeit zu Zeit einzelne Kirchenlehrer den einreißenden Mißbräuchen zu steuern suchten, so konnten sie doch im Allgemeinen nicht durchdringen und das daraus drohende Verderben von der Kirche abwenden, deren Acker im Laufe der Zeit mehr und mehr mit dergleichen schädlichen Schlinggewächsen überwuchert wurde.

So wurde die Taufe mit ihren Ceremonieen von Vielen nur als ein äußerliches verdienstliches Werk, — das Abendmahl, besonders in der Form des Meßopfers für die Todten, von Vielen als bequemes Mittel der Sündentilgung betrachtet. Die Heiligenverehrung, durch welche die Kirche freilich ursprünglich nur Gott in seinen Heiligen verehren wollte, weil er diese zu so herrlichen Tugenden in Christo geheiligt hat, artete bei Vielen zu einem Heroen- und Schutzgötterdienst aus, zumal manche Kirchenführer sich eine bewußte, wenigstens unvorsichtige Anbequemung an alte heidnische Vorstellungen und Lustgewohnheiten des Volks gestattet haben. Die Reliquienverehrung, in der die Kirche ursprünglich nur eine Ausdehnung der frommen Verehrung von sittlichgeheiligten Persönlichkeiten auf das, was ihnen im Leben angehört hatte, erblickte, bot besonders viel Stoff zum Aberglauben dar, indem man in diesen, oft nur vermeintlichen Überresten nicht nur Schutz gegen alle Leibesübel, sondern auch gegen alle Gefahren der Seele zu haben wähnte. — Die Verehrung der h. Jungfrau Maria hatte zwar an sich eine sehr tiefsinnige Veranlassung: denn die in David vorerwählte Jungfrau, welche von Gott gewürdigt wurde, Mutter des Heilands zu werden, war „das Weib“, welchem, als dem Gegenbilde des ersten, mit dem Namen „Mutter alles Lebens“ bezeichneten Weibes, eben dieselbe Bezeichnung in einem höhern Sinne zukommen kann: weil von ihr der durch Eva über das weibliche Geschlecht gekommene Fluch genommen und in ihr das, durch die sündliche Entwickelung des Menschengeschlechts bei den heidnischen Völkern mehr oder minder in Schmach und Erniedrigung hinabgedrückte weibliche Geschlecht wieder zu seiner rechten und allein würdigen Stellung erhoben worden ist: so daß jener „Gruß des Engels“ an die kindlich demüthige Magd des HErrn mit Recht „der Wendepunct in der Geschichte des weiblichen Geschlechts“ genannt und auf seine welthistorische Bedeutung aufmerksam gemacht worden ist. Auch zeigte es sich, daß bei der Aufnahme und Ausbreitung des christlichen Glaubens das weibliche Geschlecht von Anfang an und zu allen Zeiten sich besonders geneigt und thätig hat erfinden lassen. Bei aller Anerkennung der hohen Auszeichnung aber, welche in der Erwählung Maria's lag, berechtigt doch kein Wort der heiligen Schrift, sie zum Gegenstand übermenschlicher Verehrung und Anbetung zu machen; wie denn auch die Kirche der ersten Jahrhunderte diesen Gedanken zurückwies und der Kirchenlehrer Epiphanius ausdrücklich sagt: „Maria werde zwar in Ehren gehalten, aber angebetet soll nur Gott Vater, Sohn und heiliger Geist werden; Maria soll Niemand anbeten.“ Dennoch bildete sich die Marienverehrung allmählig zu einem Mariendienst aus, und daran hatte einen bedeutenden Antheil besonders der Umstand, daß die h. Jungfrau Maria als Christusgebärerin (oder mit Beziehung auf die Gottheit Christi als „Gottesgebärerin“) zum

Symbol der Kirche (die Sonnenjungfrau der Apokalypse) genommen und demnach in diesem Symbol die Kirche selbst verehrt wurde. Der fleischliche Sinn verwechselte aber bald die Bedeutung mit dem Bild, um so mehr, da nicht zwar die Symbolisirung an sich, wohl aber jede Verehrung eines Symbols auf Abwege führen muß und es wenigstens im Alten Bunde ein Gräuel gewesen wäre, den Tempel oder die Bundeskirche Israels, als solche anzubeten, ungeachtet ihrer so nahen Beziehung zum HErrn. Daher nahm bei einem Theile der Christen schon frühe der Mariencultus eine so abgöttische Richtung, daß sich z. B. eine Anzahl thrazischer Frauen in Arabien, Koryllidianerinnen genannt, für Priesterinnen der Maria erklärten und, die Abendmahlsfeier mit den Gebräuchen der heidnischen Thesmophorien beim Ceresdienst (IV. 5, 7. a. C.) vermengend, der Maria eine Art Brotkuchen, die sog. Kollyrien, (auch Koryllien) darbrachten und in feierlichem Aufzug umherführten. Zwar mißbilligte die Kirche diesen offenbaren Götzendienst, führte aber doch selbst im 4. Jahrhundert das Fest der Himmelfahrt Mariä ein.

Die Verehrung heiliger Örter führte, besonders seit der fromme Sinn der Kaiserin Helene die heiligen Stätten im gelobten Lande mit prächtigen Kirchen geschmückt hatte, die Sitte der Wallfahrten herbei, durch deren bloße Vornahme an sich Manche die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen wähnten, so daß ebenfalls einzelne Kirchenlehrer, wie Gregor von Nyssa, sich gegen diesen Wahn erklären mußten. — Die Vernachlässigung der Kirchenzucht führte zur häufigeren Loskaufung von auferlegten Kirchenstrafen durch Geldbußen, die zwar zu milden Zwecken dienten, aber bei Vielen den Wahn erzeugten, als könne man durch sie, so wie durch Almosengeben und kirchliche Stiftungen an sich, Vergebung der Sünden erwerben. — Gegen alle diese Mißbräuche wurden Stimmen laut, verhallten aber in ihrer Vereinzelung.

Die von der weltlichen Macht dem Klerus zugestandenen Privilegien vermehrten in dieser Periode die Zahl der Geistlichen und besonders derer, die nach dem Bischoffsamt strebten, zum Nachtheil der Kirche so sehr, daß Gesetze auf die Beschränkung jener Zahl Bedacht nehmen mußten. Eine solche Beschränkung lag auch im Cölibat, welcher, im ascetischen Geiste entstanden und zur aufgekommenen Idee des Priesterthums hinzugetreten, schon auf dem Concil zu Elvira in Spanien (305) für die dortigen Bischöffe, Presbyter und Diakonen kirchengesetzlich wurde. Der Versuch des Concils zu Nicäa (325), den Cölibat zum allgemeinen Kirchengesetz zu machen, gieng für den Orient noch nicht durch; für den Occident jedoch wurde er durch den römischen Bischoff seit 385 in Betreff jener drei ersten geistlichen Grade verlangt, aber in der Praxis nur theilweise angenommen.

Die Wahl der Geistlichen gieng in dieser Periode zunächst von den Bischöffen aus, mit bloß formeller Zustimmung der Gemeinden; die Bischöffe wurden, wo nicht kaiserlicher Einfluß vorwaltete, von den übrigen Bischöffen einer Provinz gewählt, jedoch mit Beistimmung der Gemeinde. An manchen Orten im Occident hatte jedoch die Gemeinde allein noch das Recht, ihre Bischöffe zu wählen. (Über die Fortbildung des römischen Primats siehe die folgende Periode XIV. 2, 6.)

Was die christliche Kunst betrifft, so war sie seit Constantin dem Großen vorgeschritten und zeigte sich besonders in Errichtung von Kirchen und deren Ausschmückung mit Bildern und Ornamenten. Constantin selbst ließ viele bauen; weil er sie aber immer rasch vollendet haben wollte, war vielen seiner

kirchlichen Bauten keine lange Dauer beschieden. Noch mehr Kirchen errichtete Kaiser Theodosius: denn die heidnischen Tempel konnten, obgleich sie sich unter ihm völlig entleerten, wegen ihrer Kleinheit, für die sich vermehrende Menge der Christen nicht wohl in Kirchen umgewandelt werden. Zur Versammlung des christlichen Volkes in einem Gebäude waren daher größere Räume nöthig und dazu wurden meist die vorhandenen römischen Basiliken verwendet.

Eine Basilica war ein bedecktes länglich viereckiges Gebäude zum Gebrauch der Handelsleute sowohl, als auch der Redner bei gewissen gerichtlichen Verhandlungen. Sie waren nicht, wie die Tempel, äußerlich von Säulenreihen umgeben, sondern zeigten äußerlich nur nackte Mauern: im Innern waren sie durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe getheilt. Nach dem Eintritt in die Basilica gelangte man an einen um mehrere Stufen erhöhten halbkreisförmigen Platz, welcher Tribunal (griech. Absis) hieß, an dessen beiden Seiten in die Quere sich Säle für die Advocaten, Schreiber und Sachverständigen befanden. Manche dieser Basiliken hatten Emporbühnen für Zuhörer. — Diese Gebäude nun (deren es z. B. in Rom 18 gab) waren hinsichtlich des Raumes und der Eintheilung für eine Christenversammlung wie gemacht. „In die Mitte des Tribunals wurde der Altar gestellt; der Bischoff nahm den Stuhl des Magistrats ein und der Klerus umgab ihn: den übrigen Raum füllten die Gläubigen, die Männer das südliche, die Frauen das nördliche, die Katechumenen das mittlere Schiff; die Emporbühnen waren für die Wittwen und frommen Jungfrauen bestimmt."

Mit der völlig ungehemmten Ausbreitung des Christenthums entwickelte sich aber ein eigentlich christlicher Kirchenbau, der anfangs den alttestamentlichen Tempel zum Vorbild nahm. Hatte man die Wahl des Ortes, so erbaute man die Kirche auf einer Höhe; sie war doppelt so lang, als breit, mit dem Chor gegen Osten. Von Außen hatte die Kirche einen mit Säulen umgebenen Platz, (atrium) so groß wie die Kirche selbst, der anfangs (nach dem Aufgeben der Katakomben) zur Ruhestätte für die Todten diente. Die Reichen konnten hier abgesonderte Gräber und Grüfte erlangen: im Innern der Kirche wurden nur die Bischöffe beigesetzt. Die kaiserliche Familie hatte ihr Grabgewölbe unter der Kirchenpforte: daher Chrysostomus sagte „die Könige seien die Thürhüter der Sünder geworden".

Das Innere dieser Kirchen war in drei Zonen abgetheilt: die hinterste an der Thüre oder das pronaos nahm die Katechumenen und die nicht ausgeschlossenen Büßer auf; die zweite (naos) enthielt die eigentliche Gemeinde, rechts die Männer, links die Frauen mit einem Mittelgang für die Prozessionen; im erhöhten Theile des Mittelschiffes, da wo die Cultushandlungen vorgiengen, waren die Sängerchöre. Der Sitz des Bischoffs hinter dem Altare befand sich in der Mitte des sogenannten Presbyteriums. Am Ende der beiden Seitenschiffe waren die Sitze für die Senatoren und Matronen. Die dritte drei Stufen höher liegende Zone bildete das Sanctuarium oder die cella: sie war durch einen Triumphbogen von der übrigen Kirche abgeschieden, und nur den Priestern zugänglich: dort stand der einzige Altar, überschwebt von der Taube der Eucharistie; unterhalb des Sanctuariums befand sich die Krypta mit den Gebeinen der Märtyrer. — Dieser allgemeine Bauplan erhielt aber im Laufe der Jahrhunderte vielfache Modificationen. Mit der Verehrung verschiedener Heiligen in Einer Kirche mehrten sich auch die Altäre und die Einfachheit der Bauart und ihrer schönen Linien wurde dadurch beeinträchtigt. So sehr sich aber die Menge der Gotteshäuser vermehrte, (in Rom allein entstanden vom 2. bis zum 6. Jahrhundert 43 Kirchen), so behielten sie doch alle im Plan und in der Ornamentik die rituellen Formen bei. — Glasmalereien, Goldschmiedearbeiten, Wandgemälde erhöhten den Glanz und verstärkten den Eindruck der kirchlichen Feier.

8. Kapitel. Theilung des römischen Reichs in das morgen- und abendländische und Germanennoth im Westreich.

1. Honorius und Arcadius und ihre Reichsverweser. Die Westgothen unter Alarich in Griechenland und Illyrien. Stilicho der Schirm Italiens gegen die Einfälle des Alarich und des Rhadagais. Einbruch der Alanen, Vandalen, Sueven u. a. in Gallien und Spanien. Der Usurpator Constantinus. Stilicho's Tod.

Nur vier Monate lang hatte Theodosius der Große die Frucht seines Sieges über seinen Gegner Eugenius, nämlich die Alleinherrschaft über das ganze wiedervereinigte römische Reich, genossen, als er den 17. Jan. 395 an den Folgen seiner Anstrengungen starb, nachdem er zuvor von seinen beiden jungen und zugleich schwachen Söhnen dem 18jährigen Arcadius die Präfectur des Orients mit dem östlichen Theile der illyrischen Präfectur, dem 11jährigen Honorius den übrigen Reichstheil übertragen und jenem den habsüchtigen und ränkevollen Gallier Rufinus, diesem den kräftigen und waffenkundigen Vandalen Stilicho, den Gemahl seiner Nichte Serena, als vormundliche Reichsverweser an die Seite gesetzt hatte.

Diese Theilungsanordnung veranlaßte die zwar nicht beabsichtigte, aber nothwendig daraus entstehende scharfe und fortdauernde Trennung des römischen Reichs in ein morgenländisches und abendländisches, in Folge welcher sich der byzantinische Hof durch stärkere Ausprägung des orientalischen Wesens und durch Erhebung der griechischen Sprache zur amtlichen dem westeuropäischen Wesen gänzlich entfremdete, und das abendländische Römerthum seinen frühern Untergang fand.

Die Eifersucht, welche sich zwischen jenen beiden ehrgeizigen, im Übrigen so ungleichartigen Reichsverwesern erhob, führte bald zur offenen Feindseligkeit. Stilicho, welcher behauptete, vom Theodosius zum Hauptvormund bestellt worden zu sein, trachtete nach der Verwaltung des Ganzen und reizte dadurch die Tücke des Rufinus, der, um ihn zu schwächen, den über zurückgehaltenen Sold unzufriedenen Westgothen die Pässe nach Griechenland öffnete. Schon durchstreiften sie unter dem kühnen und klugen Alarich, ihrem ersten Könige aus dem Geschlechte der Balten (d. i. der Tapfern), Thessalien, Macedonien, Thrazien und Illyrien unter schrecklichen Verwüstungen, als Stilicho mit Heeresmacht hineilte, sie zu bekämpfen; aber Rufinus verbat sich im Namen des Kaisers seine Hülfe und forderte ihm den Antheil des Arcadius an dem Heere und an den Schätzen ab. Stilicho gehorchte und kehrte wieder nach Italien zurück, überließ aber seine Rache dem Befehlshaber des von ihm abgegebenen gothischen Truppenantheils, Namens Gainas, der im Einverständniß mit dem am Hofe zu Constantinopel vielgeltenden Eunuchen Eutropius, welcher lbst Rei chsverweser zu werden trachtete, den Rufinus bei der Feierlichkeit des

Truppenempfangs vor den Thoren Constantinopels umringen und niederhauen ließ. Dafür aber bekam Stilicho an beiden Männern noch schlimmere Feinde, zumal Eutropius jetzt an die Stelle des Rufinus trat und von der Kaiserin Eudoxia (der Tochter eines Frankenfürsten), die ihm ihre Vermählung mit Arcadius zu danken hatte, in allen seinen Planen unterstützt wurde.

Unterdessen waren die Westgothen (Mönche sollen ihnen den Weg gezeigt haben) durch die Thermopylen gedrungen, hatten Mittelgriechenland und den Peloponnes mit Feuer und Schwert verwüstet, alle bedeutenden Städte (mit Ausnahme Athens, das sich ihnen freiwillig ergab) geplündert, und insbesondere die noch übrigen heidnischen Tempel vollends zerstört, darunter die dem Zeus geweihten Heiligthümer in Olympia, sowie den großen Demeter-Tempel in Eleusis, wobei der letzte Hyerophant (IV. 5, 6) mit allen andern Priestern erschlagen wurde. Schon drangen sie gegen die Ostküste des adriatischen Meeres vor, um von dort in Italien einzufallen: da kam ihnen Stilicho zuvor, landete im Peloponnes, drängte den Alarich in die Gebirge Arkadiens zurück und hätte ihn durch Sperrung derselben vernichtet, wenn dieser nicht noch zu rechter Zeit auf einem unbewachten oder absichtlich ihm gelassenen Ausweg entschlüpft und aus dem Peloponnes nach Illyrien zurückgegangen wäre. Hierauf schloß Eutropius im Namen des Kaisers mit dem Alarich Frieden und ernannte ihn, zur allgemeinen Verwunderung, zum Befehlshaber der illyrischen Provinz, in der hinterlistigen Absicht, sich seiner von dort aus gegen Stilicho in Italien zu bedienen. Dadurch war Alarich auf die bequemste Warte gestellt und selbst der Sturz des Eutropius konnte diese Gefahr von Italien nicht mehr abwenden.

Eutropius selbst fand nämlich bald die Strafe seiner Ränke. Jener Gothe Gainas suchte ihn zu stürzen und reizte deshalb die Alanen und andere Barbaren, denen die Gränzhut im Nordosten anvertraut war, zum Aufstand an. Als sodann Gainas mit seinen Gothen denselben dämpfen sollte, verweigerte er, unterstützt von dem gegen den bisherigen Reichsverweser erregten Volksunwillen, mit seinem Heere den Gehorsam, bis Eutropius entlassen würde. Nun konnte sich dieser nicht mehr halten: er wurde abgesetzt, nach Cypern verbannt und 399 hingerichtet.

Schon im J. 400 machte Alarich, mit allem Kriegsbedarf aus den Zeughäusern Illyriens versehen, einen ersten Versuch, über die julischen Alpen in Italien einzudringen; doch mißglückte derselbe. Während Stilicho hierauf den Alemannen und Franken die Macht der römischen Waffen fühlen ließ und eine gefährliche Empörung in Afrika glücklich bekämpfte, hatte Alarich seine Vorbereitungen zu einem zweiten Einfall nach Italien getroffen, so daß Stilicho genöthigt war, zur Abwendung dieser neuen Gefahr den Rhein und Britannien von Truppen zu entblößen, um Italien zu decken, wo es an kräftigen Vertheidigern fehlte. Während sich der schwächliche Kaiser Honorius in die Stadt Ravenna einschloß, welche durch Gräben und Sümpfe vor einem feindlichen Angriff geschützt schien, stellte sich Stilicho — der einzige, der in der allgemeinen Bestürzung nicht verzagte, — dem eingedrungenen Alarich entgegen

und bestand in Ligurien am Ostertage 403 die blutige **Schlacht bei Pollentia.** Sie war aber nicht entscheidend und **Alarich** setzte fast noch ein halb Jahr lang durch verschiedene Bewegungen Rom in Angst, bis es dem **Stilicho** in einer zweiten (von Einigen wohl mit Unrecht bezweifelten) **Schlacht, bei Verona,** gelang, Italien von diesem gefährlichen Feind zu befreien, der sich wieder nach Illyrien zurückzog, um dort auf bessere Gelegenheit zu lauern.

Kaum hatte Italien wenige Jahre lang wieder frei geathmet, als es von einem noch furchtbareren Feinde heimgesucht wurde. Ein großer Völkerschwarm von **Alanen, Gothen, Vandalen, Burgundern, Sueven** und andern germanischen Stämmen, im Ganzen 200,000 streitbare Männer mit Weibern und Kindern, geführt von dem **Herzog Rhadagáis,** brach, von der Donau herkommend, 406 über die Alpen in Italien ein, setzte, den am Ticino stehenden Stilicho umgehend, über den Po, überstieg den Apennin und drang sengend und brennend, Städte und Dörfer, Kirchen und Tempel sammt vielen Denkmälern der Kunst und Bildung zerstörend, unaufgehalten **bis Florenz** vor, und gewiß wäre Rom mit Italien verloren gewesen, wenn nicht Stilicho's muthige Geistesgegenwart es zum zweitenmal gerettet hätte. Er verschloß die Gebirgspässe bei Fiesole, warf Verstärkungen in die Städte, versorgte sein Heer von der See her und wartete die Folgen des Mangels ab, dem die Menge der Barbaren voraussichtlich erliegen mußte. Tausende raffte Hunger und Krankheit hinweg, den Rest schlug und drängte Stilicho's Schwert zurück; **Rhadagais** selbst mit 12,000 erlesenen Streitern wurde von ihm gefangen, jener wurde enthauptet, diese wurden theils als Sklaven verkauft, theils in römischen Sold genommen.

Das **Verdienst Stilicho's** ist hiebei um so höher anzuschlagen, als er sich sein Heer erst hatte schaffen und den Kampf gegen die kräftigen Barbaren mit Menschen hatte aufnehmen müssen, die aus Liebe zum Genuß und zur Ruhe so weichlich und schwach geworden waren, daß Viele lieber sich selbst verstümmelten, um nur zur Übernahme von Beschwerden und Gefahren für das Vaterland nicht gezwungen werden zu können. Darum scheute sich auch Stilicho nicht, **sogar Hunnen in Sold** zu nehmen und so **Barbaren mit Barbaren zu bekämpfen.**

Die Trümmer des vernichteten Völkerschwarms zogen sich eilig aus Italien zurück, wendeten sich aber nun, verstärkt durch andere, in den Alpen angekommene Waffen, so wie durch die sich an sie anschließenden Bevölkerungen benachbarter Landschaften, **nach Gallien** und ergossen sich wie ein reißender Strom über das schutzlose, weil von römischen Truppen entblößte Land, wo sie 407—409 nach Niederwerfung der festesten Gränzbollwerke fast alle Theile des Innern verwüsteten, so daß Feuer und Schwert, Hunger und Pest die ebenfalls längst verweichlichten Bewohner zur Verzweiflung trieb und nur ein Theil „Trost in der Religion" und Schutz in der Einsamkeit fand.

Als Bestandtheile dieses in Gallien eingebrochenen Schwarms werden außer den obigen Völkern noch **Alemannen, Franken, Sachsen, Sarmaten** (Slaven), **Gepiden** und **Heruler** genannt. Unter den großen Städten, die von ihnen zerstört wurden, befanden sich **Windisch** (Vindonissa), **Avenches** (Aventicum), **Augst** (Augusta Rauracorum bei Basel), **Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Arras, Amiens, Tournay, Rheims.**

Die Noth des weströmischen Reichs sollte aber noch höher steigen. In dem ebenfalls von Truppen entblößten Britannien ließ sich ein gemeiner Soldat, Namens Constantinus, zum Kaiser ausrufen, setzte mit seinem Heere nach Gallien über, fand dort bei den bedrängten Einwohnern einen Anhang und kämpfte mit ihnen theils gegen die eingedrungenen Barbaren, theils gegen ein von Honorius wider ihn gesandtes Heer mit solchem Glück, daß er auch an die Unterwerfung Spaniens gehen und so drei der schönsten Provinzen von dem alten Reichsverbande lösen konnte. Bereits war er auch schon von Honorius als Beherrscher derselben anerkannt worden und hatte, nachdem er seinen ältern Sohn Constans zum Mitregenten angenommen, die Absicht, auch Italien anzugreifen. Um daher wenigstens Italien zu retten, suchte Stilicho unter Zustimmung des Senats den Alarich durch das Versprechen von 4000 Pfd. Goldes aus dem oströmischen Dienst in den weströmischen zu ziehen und damit zugleich Illyrien zu gewinnen. Bereits rückte Alarich nach Noricum vor, als Stilicho von seinen Neidern am Hofe, an deren Spitze der frömmlerische Hofmann Olympius und der Feldherr Sarus standen, des Hochverraths angeklagt und beschuldigt wurde, für seinen Sohn Eucherius den Besitz des oströmischen Throns zu erstreben. Eingeschüchtert durch ihre Vorstellungen gab der schwache Honorius seine Einwilligung zu Stilicho's Hinrichtung und beraubte sich dadurch des einzigen Mannes, der das wankende Reich noch hätte halten können.

Da die Gegner Stilicho's es nicht wagten, den gefürchteten Mann offen anzugreifen, so stifteten sie einen Theil seines Heeres in Pavia zum Aufstand gegen ihn an, in welchem die meisten seiner Getreuen ermordet wurden. Erbittert darüber, forderte der andere, in Bologna eingelagerte Theil des Heeres den Stilicho auf, sie gegen den Kaiser zu führen. Er aber wollte einen Bürgerkrieg vermeiden und als deßhalb ein Hauptmann Stilicho's Zelt angriff, rettete sich dieser nach Ravenna an die Stufen eines Altars. Man wußte ihn aber aus seiner Zufluchtsstätte hervorzulocken und legte ihm einen kaiserlichen Befehl vor, nach welchem er sogleich verhaftet und hingerichtet wurde (408). Er starb mit Würde und Muth. Auch sein Sohn wurde dem Asyl entrissen und getödtet.

2. Einbruch der Westgothen in Italien. Alarich dreimal vor Rom. Eroberung Roms. Alarich's Tod. Athaulf's Unterhandlungen mit Honorius und Placidia. Untergang der Usurpatoren Constantinus, Maximus und Jovinus. Gründung des westgothischen Reichs in Südgallien und Spanien durch Athaulf und Wallia.

Nicht zufrieden damit, ließ der boshafte Olympius nicht nur alle noch übrigen Freunde Stilicho's, sondern auch die Weiber und Kinder, die von Stilicho's fremden Söldnern in den Festungen Italiens zu ihrer Sicherheit untergebracht worden waren, an einem Tage tödten und ihr Vermögen einziehen. Wüthend darüber begaben sich 30,000 also verfolgte Bundesgenossen zu Alarich, der, durch sie verstärkt, mit seinen Westgothen von Noricum aufbrach und, da man ihm die versprochenen Hülfsgelder zu verweigern fortfuhr, in Italien einfiel. Ohne Widerstand gieng er über Aquileja, Cremona, Ariminum gerade auf Rom los,

ohne den in Ravenna sich einschließenden Honorius zu beachten. Ein Einsiedler wollte ihn davon abmahnen; Alarich aber antwortete: „Ich kann nicht einhalten, ein Gott treibt mich vorwärts!"

Die geängstete, in sich selbst durch Glaubensuneinigkeiten, so wie durch Hunger und Krankheiten gelähmte Stadt, ließ sich, ungeachtet sie weit über eine Million Einwohner zählte, zu Unterhandlungen herbei und erkaufte sich für einen unerschwinglichen Preis die Gnade des gothischen Königs.

Der Umfang der Stadt Rom betrug damals 6½ Stunden: sie hatte 37 mit eben so vielen Vorstädten zusammenhängende Thore, 27 Hauptstraßen, 7 Tiberbrücken, 8 Marsfelder und 17 andere Plätze; 19 für ein Schiff breite Aquäducte, die das Wasser 15—20 Stunden weit herführten; hunderte von Brunnen und Cisternen, 2 Capitole, 424 Tempel, 14 heilige Haine, 17 Basiliken für Versammlungen und bürgerliche Gerichte, 29 Bibliotheken, 8 Circus, 2 Amphitheater, 6 Arenen für die Fechterspiele, 5 für Naumachien, 400 Kloaken, 16 öffentliche unentgeldliche Bäder, 856 Bäder, für deren Benutzung man zahlte. Zu den 46,602 Privathäusern kamen 1780 Paläste, 268 Magazine. Die Einwohnerzahl hatte sich zu dieser Zeit im Vergleich mit der früheren, um ⅔ vermindert. — Als die römische Gesandtschaft (der Senator Basilius und der Comes notariorum Johannes) gegen den Alarich anfangs mit Roms zahlreicher Kriegsmannschaft prahlte, soll Alarich lachend geantwortet haben; „Je dichter, das Gras, desto leichter das Mähen!" Und als sie seine Bedingungen zu hoch fanden und fragten, was er ihnen denn übrig lassen wolle, antwortete er: „die Seelen!" Endlich kam man überein, daß die Stadt 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 4000 Seidenkleider, 3000 rothe Saffianfelle, 3000 Stück feinen Purpur und 30,000 Pfund Pfeffer geben und alle Barbarensclaven freilassen sollte. Da so viel Gold nicht aufzutreiben war, geschah es, daß man sogar die goldene Bildsäule der Virtus oder Mannhaftigkeit einschmelzen mußte, und es war, als ob damit auch der letzte Rest alter Tapferkeit mit eingeschmolzen worden wäre.

Nachdem ein Theil der Zahlung sogleich geleistet und für den übrigen Geiseln gestellt waren, zog Alarich nach Etrurien ab; weil jedoch der Kaiser den Vertrag nicht bestätigte, fuhr Alarich, verstärkt durch die Aufnahme von 40,000 Sclaven (wohl meist deutscher Abkunft), die sich aus Rom zu ihm flüchteten, so wie durch einen, von seinem Schwager Athaulf (Adolf) geführten Zuzug aus Pannonien fort, die Stadt Rom zu bedrängen. Dazwischen unterhandelte er mit dem Hofe zu Ravenna, indem er nicht nur die Abtretung von Dalmatien, Noricum und Venetien, sondern auch die Oberfeldherrnstelle, im Grunde also die Regentschaft verlangte.

Olympius war nämlich unterdeß am Hofe zu Ravenna gestürzt und zu Tode gegeißelt worden. Seine Stelle nahm Jovius ein, der nicht verhindern konnte, daß zwei auf einander eifersüchtige Eunuchen den ganzen Hof in Verwirrung setzten, bis der eine von dem Andern unter den Augen des Kaisers mit Stöcken todtgeschlagen wurde. Der Übriggebliebene, Namens Allobich, verband sich dann mit dem gallischen Usurpator Constantinus zum Sturze des Kaisers und ließ den Constantinus bis an den Po vorrücken. Diese Verschwörung wurde entdeckt; der Kaiser hatte aber nicht den Muth, mit offener Strafe einzutreten, sondern ließ den Allobich bei einem Spazierritt, den er mit ihm machte, ermorden. Nach der That stieg Honorius vom Pferde, kniete nieder und dankte Gott für die Befreiung von diesem Verräther. So war der schwache Kaiser das Spiel seiner erbärmlichen Hofumgebung.

Da weitere Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, so nahm Alarich den Hafen Ostia mit den dortigen Getreidevorräthen weg und nöthigte dadurch

Rom zur Übergabe. Darauf ließ er durch den fügsamen Senat den Honorius ab- und den römischen Stadtpräfecten Attalus zum Kaiser einsetzen, sich aber zum Oberfeldherrn und seinen Schwager zum Gardebefehlshaber ernennen, so daß Honorius als auch sein Minister Jovius zum Attalus übergieng, in seinem Kleinmuth dem Attalus eine Theilung des Reiches anbot, obgleich der treugebliebene Präfect von Africa durch Aufhaltung der Getreidezufuhr nach Italien die Gothen in Verlegenheit setzte. Sie zu heben, wollte Alarich eine Schaar Gothen nach Africa abschicken, und Attalus stimmte bei; aber der comes der kaiserlichen Leibwache überfiel sie unterwegs, so daß beim Ausbleiben der Getreidezufuhr ein Aufstand in Rom ausbrach. Aufgebracht über das zweideutige Benehmen des neuen Kaisers und einsehend, daß die Erhebung desselben seinen Zweck nicht gefördert hatte, entsetzte Alarich ihn wieder seiner Würde und schickte das ihm abgenommene Diadem an Honorius, in der Hoffnung, sich dadurch denselben zu gewinnen. Als er jedoch von dem römischen Feldherrn Sarus (einem Gothen und bittern Feind der Balten) hinterlistig angegriffen wurde, wendete sich Alarich's Zorn zum drittenmal wider die Stadt Rom und eroberte sie d. 24. Aug. 410 in einem nächtlichen Sturm. Nur dem durch das Christenthum gemilderten Sinne der Gothen hatte es die ehemalige Weltherrscherin, die seit 800 Jahren keinen Feind in ihren Mauern gesehen zu haben sich rühmte, zu danken, daß es ihr nicht so unbarmherzig ergieng, wie sie es ihren Feinden zu thun gewohnt gewesen. Sie wurde zwar drei Tage lang arg geplündert, die größten Prachtwerke wurden zerstört und vernichtet, Kirchen aber, Geistliche und Flüchtlinge geschont, und das dabei vorkommende Brennen und Morden gieng mehr von Einzelnen aus, die dem rohern Bestandtheile des Heeres, darunter z. B. auch Hunnen waren, angehörten.

Den christlichen Sinn der arianischen Gothen bezeugten auch folgende Züge. Als ein junger Gothe eine Frau von großer Schönheit angriff, und diese sich mit solchem Muthe widersetzte, daß sie selbst Wunden nicht achtete, um ihre Tugend zu vertheidigen, wurde der Barbar mit solcher Achtung von ihr erfüllt, daß er sie selbst nach dem heil. Asyl des Vaticans geleitete, und dort einige Soldaten bezahlte, damit sie dieselbe sicher zu ihrem Gatten brächten. — Als ein Haufe Gothen das Haus der Marcella, der Freundin des h. Hieronymus, stürmten, um nach Schätzen zu suchen, wollten sie dieselbe auf ihre Versicherung, daß sie arm sei, zur Folter schleppen. Ergeben in ihr Geschick, bat sie nur, daß man ihre Tochter Principia, für deren Ehre sie fürchtete, nicht von ihr trennen möchte, und ihre rührenden Bitten machten einen so tiefen Eindruck auf die Herzen der Gothen, daß sie beide Frauen in das Asyl des h. Paulus führten. — Ein Gothe trat, um zu plündern, in das Haus einer alten frommen Jungfrau ein, bei der sich silberne und goldene Gefäße aus der Kirche des h. Petrus befanden, die ihr zur Aufbewahrung übergeben worden waren. Als der Soldat sie nehmen wollte, aber von der Frau über die Bestimmung der Gefäße belehrt wurde, ließ er sogleich davon ab und machte dem Könige die Anzeige. Dieser befahl, auf der Stelle die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurückzutragen. Die Römer durch solche Großmuth begeistert, begleiteten die Gefäße unter Gebet und Gesang, und die plündernden Gothen, erstaunt über den Vorgang, ließen vom Plündern ab und schloßen sich dem Zuge an.

Als Honorius vernahm, daß Rom verloren sei, erschrak er, weil er glaubte, dieses Trauerschicksal habe sein Lieblingshuhn, das Roma hieß, betroffen; tröstete sich aber, als sich's aufklärte, daß darunter nur die Stadt Rom gemeint war! — Mit solcher Witzanecdote

bezeichnete man den weichlichen Sinn des Kaisers, dessen Lieblingsbeschäftigung es war, Hühner zu füttern, und der (nach Gibbon) „den Schlummer seines Lebens als ein Gefangener in seinem Palast, als ein Fremder in seinem Lande und als der geduldige, wenigstens gleichgültige Zuschauer der Zerstörung seines Reiches hinbrachte."

Wenige Tage darnach brach Alarich mit Beute beladen von Rom nach Unteritalien auf, um von dort nach Sicilien und Afrika überzusetzen, weil er wohl einsehen mochte, daß er ohne den Besitz dieser Länder sich nie würde in Italien behaupten können. Aber die zur Überfahrt bestimmten Schiffe zerscheiterte vor seinen Augen ein Sturm und während neuer Zurüstungen ereilte der Tod den Gothenhelden in der Blüthe seiner Kraft. Er starb, 34 Jahre alt, an einer Krankheit zu Cosentia (j. Cosenza), in der Nähe von Rhegium (Reggio), und erhielt von seinen Gothen ein großartiges, ihren Landessitten gemäßes Grab.

Sie leiteten den Fluß Busentus (j. Busento) ab, mauerten in dem trockengelegten Strombett ein Grab aus, und setzten darin ihren todten König in seiner Rüstung, mit seinem Streitroß und vielen Kostbarkeiten bei, leiteten dann den Fluß wieder darüber und tödteten die Gefangenen, welche die Arbeit verrichtet hatten, damit kein Römer erfahre, wo der große Alarich liege, und ihn aus Geiz oder Rachsucht in seiner Ruhe störe.

Hierauf erhoben sie den jugendlich blühenden, eben so milden, als tapfern Athaulf auf den Schild und riefen ihn zu ihrem König aus. Dieser hatte anfangs den Gedanken, das weströmische Reich oder Romania, wie er es nannte, in ein Gothia zu verwandeln, gab ihn aber bei der Betrachtung, daß einer vernünftigen Staatsordnung der ungefüge Trotz seiner Gothen noch zu sehr widerstreben würde, wieder auf und zog es vor, mit Honorius zu unterhandeln, dessen Schwester Placidia, die bei der zweiten Einnahme in gothische Gefangenschaft gerathen war, er liebte und zur Gattin wünschte. So lange der weströmische Hof noch den Usurpator Constantinus (K. 8, 1 a. E.) zu fürchten hatte, hielt man, scheint es, den Athaulf mit Hoffnungen hin: als aber Constantinus unschädlich gemacht war, glaubte man, den Gothen nicht mehr berücksichtigen zu müssen, so daß Athaulf, des Unterhandelns müde, 412 nach Gallien aufbrach.

Noch als jener Usurpator Constantinus auf dem Gipfel seines Glückes war, begieng er die Unvorsichtigkeit, seinen Feldherrn Gerontius von der Statthalterschaft Spaniens, das dieser ihm erobert hatte, zu entfernen. Dadurch beleidigt, ließ Gerontius einen gewissen Maximus zum Kaiser ausrufen, und begann Krieg gegen Constantin, schlug und tödtete dessen Sohn Constans in Spanien, zog nach Gallien und schloß den Constantin selbst in Arles ein. Doch gelang es diesem, die Truppen des Gerontius zu gewinnen, der, als er sich verrathen sah, nach Spanien flüchtete und, als er dort angegriffen wurde, nach unglaublich tapferer Gegenwehr mit altrömischem Heldenmuth sich sammt seiner Gattin selber den Tod gab. Kaum hatte Constantin sich von seinem Gegner Maximus durch dessen [illegible]tung befreit, so erhob sich in Mainz ein neuer Gegenkaiser, Namens Jovinus, der sich einige Jahre in einem Theile Galliens hielt. Constantinus aber mußte sich dem tapfern römischen Feldherrn Constantius ergeben und wurde, ungeachtet er sich das Leben ausbedungen hatte, hingerichtet.

In Gallien wollte Athaulf sich anfangs an den Usurpator Jovinus anschließen; als er aber hörte, daß auch der römische Feldherr Sarus, der Erb-

feind seines Geschlechts, vom Honorius zum Jovinus abgefallen sei, brach er die Unterhandlung ab, wendete sich gegen Sarus, fleng ihn und ließ ihn auf's grausamste tödten. Darauf besiegte er auch den Jovinus und sandte dessen Kopf dem Honorius. Nun begannen die Unterhandlungen wieder: Placidia, welche Honorius schon früher seinem Oberfeldherrn Constantius versprochen hatte, sollte ausgeliefert, dagegen Athaulf mit Zufuhren versorgt werden. Aber kein Theil hatte Lust, die eingegangene Bedingung zu erfüllen und da Athaulf ohne Zufuhr von der See her sich nicht halten konnte, erstürmte er die Städte Narbo (Narbonne), Tolosa (Toulouse) und Burdigala (Bordeaux) und feierte, auf endlich von Honorius ertheilte Einwilligung, seine Vermählung mit Placidia zu Narbonne auf das prachtvollste.

Die Hochzeitsfeier fand in dem Hause eines vornehmen Galliers Namens Ingenuus Statt. Placidia saß im kaiserlichen Schmuck auf prächtigem Throne, ihr zur Seite, doch etwas tiefer, Athaulf in römischer Patriciustracht. Fünfzig schöne Knaben trugen die Beute Roms, ein Jeder zwei Platten von aufgehäuften Goldstücken und Edelsteinen. Der Chor, welcher die Hochzeitshymnen aufführte, wurde von dem entthronten Attalus geleitet, der sich nicht schämte, den Hofschranzen des Gothenkönigs zu machen.

Erzürnt über dieses Vorgehen des Gothenkönigs begann der römische Feldherr Constantius die Feindseligeiten von Neuem und rückte von Arles aus gegen Athaulf in Narbonne, der es jedoch für gut fand, sich mit seiner Gattin vor ihm zurückzuziehen und über die Pyrenäen nach Spanien zu gehen (414), wohin ihm seine Gothen nach dem Verlust von Narbonne und nach vorheriger Ausplünderung von Burdigala folgten.

In Spanien aber waren schon seit 409 Alanen, Vandalen und Sueven von Gallien aus eingedrungen und hatten durch ihre Beute- und Mordgier dieses seit dem ersten Augustus in Frieden und Wohlstand blühende Land in die gräulichste Verwirrung gestürzt, bis sie, des langen Herumstreifens müde, sich endlich feste Sitze wählten und zwar die Sueven mit einem Stamme der Vandalen in Galicien, die Alanen in Lusitanien und Carthagena, der silingische Stamm der Vandalen in Bätica, das nach ihnen den Namen Andalusien erhielt.

Als sodann Athaulf mit den Westgothen in das Land einzog, bemächtigte er sich zuerst der wichtigen Seestadt Barcelona, wurde aber daselbst, während die Seinen in der Eroberung der Länderstrecke, die das jetzige Catalonien und Aragonien ausmachen, begriffen waren, von einem treulosen Diener (einem ehemaligen Gefährten des Sarus, dessen Tod derselbe rächen wollte) in seinem Pferdestalle mit dem Dolche ermordet. Sterbend befahl Athaulf seinem Bruder, den er für seinen Nachfolger hielt, die Placidia dem Honorius zurückzuschicken und im Frieden mit den Römern zu leben. Allein Siegerich, der Bruder jenes Sarus, riß die Königswürde an sich, ließ des Athaulf's Kinder aus erster Ehe grausam morden, mißhandelte die Placidia, indem sie ihm unter einem Haufen Sclavinnen 12 Meilen zu Pferd nachfolgen mußte, und herrschte so roh, daß ihn die Gothen schon nach sieben Tagen erschlugen und den

tapfern Wallia zu ihrem Könige wählten. Dieser setzte Athaulf's Eroberungen fort und schloß, nach einem mißglückten Versuche, seine Waffen nach Afrika zu tragen, mit Honorius Frieden, wobei er gegen die benöthigte Getreidelieferung die Placidia herausgab, welche nachher (417) ungeachtet ihres Widerstrebens die Gattin des ehrgeizigen Constantius werden mußte.

Seitdem hielt es Wallia mit den Römern und eroberte dem Kaiser Honorius gegen das Versprechen fester Wohnsitze in einem hartnäckigen Kriege mit den germanischen Eroberern Spaniens den größten Theil dieses Landes wieder. Durch ihn wurden die Vandalen in Andalusien, desgleichen die Alanen in Lusitanien fast ganz ausgerottet, und die Sueven und übrigen Vandalen in Galicien konnten der Aufreibung nur dadurch entgehen, daß sie sich in die unzugänglichsten Theile der galicischen Gebirge zurückzogen und im Gebirgskrieg sich behaupteten. Zum Lohn für die Wiederunterwerfung Spaniens räumte Honorius den Westgothen den südwestlichen Theil Galliens ein, nämlich das Land zwischen der Garonne und dem Meere oder das sogenannte Aquitania secunda, das nun den Namen Septimania oder Gothia erhielt, worin sodann Wallia die Stadt Tolosa (Toulouse) zum Herrschersitz erkor. Denn um die Gothen unschädlich zu machen, mußte man sie vom Mittelmeere entfernen, konnte sie also weder in Spanien lassen, noch ihnen das sog. Aquitania prima oder Gallia Narbonensis einräumen. Und dieß war ihr Glück: denn sonst wären sie nicht aus dem Erobern heraus- und zu einem geordneten Staatsleben gekommen. Denn jetzt endlich waren die langen Wanderungen der Westgothen, die seit einem halben Jahrhundert das ost- und das weströmische Reich in so große Noth versetzt und beide Reichstheile an den Rand des Untergangs gebracht hatten, beendigt: friedlich lebten sie nun an den Ufern der Garonne und lernten dort die Vortheile einer durch Ackerbau, Künste und Gewerbe getragenen Cultur kennen und schätzen, und brachten es bei ihrer großen Befähigung bald dahin, daß sie ihre römischen Lehrmeister nicht nur in der Waffenkunst, sondern auch in der Bildung übertrafen.

Nicht lange nach der Gründung des westgothischen oder tolosanischen Reichs in Gallien — des ersten, das Germanen auf den Trümmern der zerfallenen Römerwelt aufrichteten, — starb Wallia (419), und erhielt an Theodorich I (den Einige für einen Enkel Alarich's, Andere für einen Sohn Wallia's halten) einen Nachfolger, durch dessen Kraft und Klugheit das neue Reich allmählig, aber sicher seiner höhern Ausbildung und weitern Ausdehnung selbst über die Pyrenäen hinüber entgegengieng. Mit den Römern hielt er jedoch so lange Frieden, als Honorius lebte.

3. Tod des Honorius. Verwirrte Lage des Reichs: die Burgunder am linken, die Alemannen am rechten Mittelrhein, die Franken in Niederbelgien, die Vandalen in Spanien. Valentinian III unter Placidia's Vormundschaft. Aëtius römischer Oberfeldherr und Bonifacius Statthalter von Afrika. Übergang der Vandalen nach Afrika und Stiftung des vandalischen Reichs durch Geiserich. Kampf zwischen Aëtius und Bonifacius. Aëtius Reichsverwalter und Schirmvogt Roms. Eroberung Britanniens durch die Angeln, Sachsen und Jüten.

Unterdessen hatte Honorius seinen Schwager Constantius zum Mitregenten erhoben, behandelte ihn aber in diesem Verhältnisse so scheelsüchtig, daß dieser um das Kaiserhaus verdiente Mann schon im siebenten Monate nach der Erlangung jener Würde (421) mitten unter den Vorbereitungen zu einem Kriegszuge vor Verdruß starb. Darauf gerieth der launenhafte Kaiser mit seiner Schwester, der nun zum zweitenmal verwittweten Placidia, welche von den im Heere befindlichen Gothen unterstützt wurde, in einen so heftigen Zwist, daß sie sich mit ihren beiden unmündigen Kindern, Valentinian und Honoria, nach Constantinopel flüchten mußte, wo sie von dem oströmischen Kaiser Theodosius II, dem Sohne des seit 408 gestorbenen schwachsinnigen Arcadius, freundlich aufgenommen wurde.

Nicht lange darauf jedoch starb Honorius (423) und ließ das weströmische Reich in einer bedenklichen Lage zurück. Denn in den äußeren Theilen machte die beginnende Auflösung desselben immer weitere Fortschritte. In Gallien hatten, außer den Gothen im Südwesten, sich schon seit 414 die Burgunder unter ihrem Könige Gundikar am linken Rheinufer zwischen Worms und Mainz festgesetzt und dehnten sich von da aus weiter an den Jura hin aus, während ihre Nachbarn die Alemannen am rechten Rheinufer sich bis an den Lech und die Lahn, am linken südlich bis gegen die Vogesen, nördlich bis Coblenz hin verbreiteten; — im Nordwesten, in Germania secunda oder Niederbelgien, hatten sich ebenfalls seit 414 Franken von der Maas bis zur See neue Sitze gegründet und breiteten sich von dort aus weiter aus; — an der Nordküste hatten die kriegerischen und trotzigen Armoriker (in der nachmaligen Bretagne) sich schon seit dem Einbruch der Germanen unter Rhadagais, unabhängig erklärt. — In Spanien drangen nach dem Abzuge der Gothen die Vandalen und Sueven aus ihrem Gebirgsversteck in Galicien unter König Gundarich hervor, setzten sich durch einen entscheidenden Sieg über ein römisches Heer (wobei 20000 Römer auf dem Wahlplatz blieben) in den Besitz von dem größten Theile Spaniens, bemächtigten sich nach der Eroberung von Hispalis (Sevilla) und Carthagena sogar der balearischen Inseln und warfen schon ihre lüsternen Blicke nach Afrika.

Italien selbst gerieth durch den Tod des Honorius in neue Verwirrung. Sein Geheimschreiber Johannes benützte die Entfernung Placidia's und warf sich zum Kaiser auf. Er hielt sich jedoch nur bis in's zweite Jahr, da es dem oströmischen Hofe gelang, ihn durch Waffengewalt zu stürzen und den Sohn der

Placidia und des Constantius, den erst sechsjährigen Valentinian III, auf den weströmischen Thron zu setzen. Für diese Beihülfe wurde Entschädigung durch eine Gebietsabtretung im Osten geleistet.

Für den unmündigen Kaiser führte nun Placidia die Regentschaft und behielt dieselbe, da der von ihr in weibischer Weichlichkeit erzogene Valentinian auch nach erlangter Großjährigkeit regierungsunfähig blieb, 25 Jahre lang bis an ihren Tod.

Zum Unglück für das ohnedies so zerrüttete Reich bereitete die gegenseitige Eifersucht der beiden einzigen großen Feldherren und Staatsmänner, die Rom damals noch besaß, neue gefährliche Verwicklungen, welche seinen äußern Feinden wieder Gelegenheit gaben, weiter in sein Inneres einzudringen. In jenem Erbfolgekriege nämlich war der Feldherr Bonifacius, ein geborner Römer und tapferer, wohlgesinnter Mann, der ein Jahr vor des Honorius Tode eigenmächtig die Verwaltung Afrika's übernommen hatte, dem rechtmäßigen Thronerben Valentinian treu geblieben, und hatte zum Lohn dafür von der Regentin Placidia die Statthalterschaft dieser reichen Provinz für immer bestätigt erhalten. Diese Gunst erregte die Eifersucht des ehrgeizigen Aëtius, der, als Sohn eines in einem Aufstand gallischer Legionen erschlagenen Gothenführers und einer reichen, vornehmen Römerin, früher Geißel bei den Westgothen, später bei den Hunnen gewesen war und in jenem Erbfolgekriege mit einer hunnischen Schaar zuerst den Usurpator Johannes unterstützt, dann aber sich der Sache Placidia's und Valentinian's zugewendet hatte und dafür von ihr zum Oberfeldherrn und ersten Minister ernannt wurde. Als solcher wollte er keinen Gleichen neben sich dulden. Um daher den Bonifacius aus der Hofgunst zu verdrängen, verdächtigte er ihn bei der Regentin, als halte er es mit den Vandalen in Spanien und vermochte sie, ihn von seiner Statthalterschaft abzurufen und wegen seiner Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen. Zugleich aber rieth er dem Bonifacius mit verstellter Freundschaft, dem Befehle des Hofes nicht zu gehorchen, wenn er anders dem Tode entgehen wolle.

Erschreckt dadurch, befolgte Bonifacius den falschen Rath und erklärte dadurch seinen Abfall. Da er sich aber auf die durch religiöse Streitigkeiten uneinigen Einwohner seiner Provinz nicht verlassen konnte, indem er als Gatte einer Arianerin weder die athanasianischen Geistlichen, noch weniger aber die donatistischen (K. 8, 2. a. E.) auf seiner Seite hatte, so rief er, um sich zu halten, die Vandalen aus Spanien herbei. Diese, längst nach dem reichen Afrika lüstern, giengen einen Heervertrag ein, der ihnen zwei Drittheile vom Landbesitz sicherte, und setzten im Jahre 429 unter Anführung ihres kühnen und verschlagenen Königs Geiserich, auch Genserich genannt, nach Afrika über.

Diese Vandalen, ein Gemische gothischen und sarmatischen Bluts, zeichneten sich vor allen Barbaren durch Ungestüm und Grausamkeit aus, und selbst das Christenthum, das sie in der arianischen Form angenommen hatten, hatte sie nicht sehr zu veredeln vermocht. In ihrem Könige Geiserich concentrirte sich der ganze vandalische Character. Er hatte die Wittwe und Kinder seines Bruders Gundarich unbarmherzig umbringen

lassen und sich so der Regierung bemächtigt. Bei seiner Übersiedlung nach Afrika folgten ihm 80,000 Vandalen, darunter jedoch nur 30,000 Streiter.

Raubthieren gleich fielen die Vandalen über das Land und seine Bewohner her, verheerten die Äcker und Pflanzungen, zerstörten ganze Städte und Dörfer, tödteten in ihrem arianischen Fanatismus die katholischen Einwohner, zertrümmerten Kirchen und Paläste, folterten besonders die Geistlichen, um dadurch die Auslieferung der Kirchenschätze zu erpressen, mißhandelten alle Vornehmen und Frauen, zerschmetterten die Kinder an Steinen und verübten die unmenschlichsten Gräuel. Zu spät bereute Bonifacius seine Übereilung und bot alles auf, sich wieder mit Placidia zu versöhnen, wobei ihn selbst der h. Augustinus, Bischoff von Hippo, (s. unten K. 12, 2.) mit seiner Fürsprache unterstützte. Obgleich nun Bonifacius nach erfolgter Aussöhnung den Vandalen erklärte, daß er ihrer nicht mehr bedürfe, so ließen sie sich doch nicht mehr zur Rückkehr nach Spanien bewegen, sondern setzten sich, unterstützt sowohl von den Mauretaniern, als auch von den fanatischen Donatisten (K. 7, 4.), die ihnen in grausamer Behandlung der rechtgläubigen Christen nichts nachgaben, mit Gewalt im Lande fest (429). Ungeachtet Bonifacius von Rom und Constantinopel mit Truppen unterstützt wurde, ward er doch zweimal geschlagen und mußte sogar das Land verlassen und sich nach Italien flüchten. (432). So war die schönste und reichste Provinz des römischen Reichs, die „Kornkammer Italiens", für immer verloren und noch dazu in den Händen eines Feindes, der mit seiner rücksichtslosen Barbarei auf lange Zeit hinaus zu einer Strafruthe für Roms alte Missethaten nicht minder, wie für die Sünden der entarteten Christenheit bestimmt zu sein schien.

Unterdessen hatte Aëtius, der Ursächer dieses Verlustes, sich wenigstens anderwärts große Verdienste um das Reich erworben. Er hatte die Westgothen, die nach des Honorius Tode als Feinde gegen die Römer auftraten und nach Eroberung mehrerer Städte in der narbonensischen Provinz gegen Arles zogen, mit empfindlichem Verlust wieder in die Gränzen Septimaniens zurückgewiesen; hatte die Franken am Niederrhein (430) gedemüthigt und die Juthungen an der rhätischen Gränze glücklich bekämpft. Als er aber vernahm, daß Bonifacius nach seiner Flucht aus Afrika wieder am Hofe zu Ravenna in der Gunst Placidia's gestiegen und von ihr zum Oberfeldherrn ernannt worden war, verband er sich mit den Hunnen und zog gegen Bonifacius nach Italien, um mit ihm um die Leitung des Reiches zu kämpfen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher zwar Aëtius geschlagen, aber Bonifacius tödtlich verwundet wurde, so daß er kurz darauf starb. Zwar erhielt nun Sebastianus den Oberbefehl und rief die Gothen zur Hülfe herbei; aber Aëtius kam abermals mit einer großen Hunnenschaar herbei, schlug ihn und nöthigte die Regentin zur Sühne, worauf er selbst den Oberbefehl über das Heer mit der Würde eines Patricius und Consuls erhielt.

Von nun an lag die ganze Macht des Reichs in seinen Händen, wurde aber von ihm zum Besten desselben, ja, wie sich zeigen wird, späterhin zum

Heil Europa's gebraucht. Zunächst demüthigte er in zwei Feldzügen (435—436) die Burgunder, züchtigte 437 die aufrührerischen Bagauden (freien Landbewohner) in Armorika, ohne sie jedoch unterwerfen zu können; — er brachte den tüchtigen Westgothenkönig Theodorich, (Alarich's I Enkel und Wallia's Nachfolger) der die Belagerung der Stadt Narbonne zwar vergeblich unternommen, aber den römischen Feldherrn Litorius bei Toulouse in einem glänzenden, von Gott erbetenen Sieg gefangen genommen hatte, unter ehrenhaften Bedingungen zum Frieden (439); — er wies den in Gallien umherziehenden Alanen unter ihrem Könige Sangipan Wohnsitze zu Valencia an der Rhone an (340), und überfiel und schlug die Franken unter Chlodio an der Somme. Und da unterdessen der Vandalenkönig Geiserich sein Reich in Afrika vertragswidrig weiter ausgedehnt und mit der Einnahme Karthago's (439), das er zu seinem Herrschersitz erkor, seine Eroberung geschlossen hatte, so errichtete Aëtius mit ihm einen Endvertrag, nach welchem er den Vandalen die eigentliche Provinz Afrika rechtskräftig abtrat, dagegen die beiden Mauretanien und Westnumidien dem römischen Reiche erhielt.

Nach Britannien aber reichte der römische Arm nicht mehr. Seit Stilicho die Legionen von dort zurückgezogen hatte, waren die weichlich gewordenen Briten von allem Schutz entblößt und den beständigen Einfällen der Picten und Scoten, dieser kriegerischen Hochländer, ausgesetzt. Um sich besser zu helfen, rief endlich der britische König Vortigern einen Häuptling der an der deutschen Nordseeküste wohnenden Sachsen herbei, die auch schon oft mit ihren Raubgeschwadern die britischen Küsten heimgesucht hatten. Der Einladung folgend, sendete dieser seine beiden Söhne Hengist und Horsa (Hengst und Horst), welche 449 auf drei langen Schiffen mit 1600 Angeln, Sachsen und Jüten in Britannien landeten, die Picten und Scoten bei Stamfort schlugen und dann, von stets neu ankommenden Haufen angelsächsischer Abenteurer verstärkt, sich selbst im Lande festsetzten und im Laufe von 130 Jahren die sogenannten sieben angelsächsischen Königreiche stifteten, von denen das von Hengist gegründete Kent das erste war (s. XIV. 2, 6. a. E.). Die übrigen, welche nach und nach hinzukamen, waren Sussex, Wessex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia. Die besiegten Briten zogen sich theils nach Wales zurück, theils wanderten sie nach dem nördlichen Frankreich aus und ließen sich als Bretonen in Armorika, der nachmaligen Bretagne, nieder.

Dagegen unterhielt Aëtius seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Hunnen und wußte diese durch Unterhandlungen so zu gewinnen, daß sie ihre Einfälle mehr gegen das ost-, als weströmische Reich richteten. Außerdem traf er im Innern in Bezug auf Verwaltung und Gesetzgebung zweckmäßige Anordnungen und verschaffte durch diese seine Thätigkeit dem hinfälligen Reiche noch eine kurze Ruhe, die es bedurfte, um den furchtbaren Stoß zu bestehen, der gerade von den Hunnen ausgieng, auf die sich Aëtius von Anfang an so unbedacht gestützt hatte.

9. Kapitel. Das Hunnenreich.

1. Lage des oströmischen Reichs. Theodosius II und Pulcheria. (Der theodosianische Codex.) Der byzantinische Hof. Steuer- und Beamtendruck in den Provinzen. Tribut an die Hunnen. Attila Alleinherr aller Hunnenstämme. Sein Einfall in die oströmischen Gränzprovinzen. Die Ostgothen, Longobarden, Gepiden in hunnischer Dienstbarkeit. Attila die Gottesgeißel.

Unterdessen war im oströmischen Reiche der Kaiser Arcadius nach 13jähriger Regierung, während welcher er der Spielball seiner Günstlinge gewesen war, gestorben und hatte einen erst fünfjährigen Sohn, **Theodosius II**, hinterlassen. Für diesen regierten anfangs die Vornehmsten seiner Umgebung, die aber nur auf ihren Privatvortheil sahen, bis zum Glück der Präfect Anthemius, ein als Feldherr, Staatsmann und Christ ausgezeichneter Mann die Regentschaft übernahm. Er setzte die Reichsgränze gegen die auswärtigen Feinde in guten Vertheidigungsstand, umgab Constantinopel mit neuen Mauern und erbaute eine Donauflotte von 250 bewaffneten Schiffen, womit er namentlich die Hunnen in Thrazien abzuhalten suchte.

Als aber die älteste Schwester des Theodosius, **Pulcheria** mündig geworden war, ließ sie sich von Anthemius die Regentschaft abtreten und behielt sie auch nach eingetretener Mündigkeit ihres Bruders. Während sich dieser gutmüthige, aber äußerst schwache Fürst, mit äußerlichen Andachtsübungen, Schönschreiben, Malen und Jagdvergnügungen die Zeit vertrieb und höchstens seinen Namen unter die Decrete schrieb, die er fast nie las, leitete die geistvolle und thatkräftige Pulcheria, obgleich sie sich dem Dienste Gottes gewidmet hatte und mit Vorliebe theologischen Verhandlungen folgte, doch mit Weisheit und Verstand die Geschicke des Reichs und ihren sorglosen Bruder. Pulcheria hatte mit ihren beiden Schwestern das Gelübde der Keuschheit abgelegt und den Eitelkeiten des Hoflebens entsagt. Gleich gewandt in der lateinischen, wie in der griechischen Sprache, besorgte sie mündlich und schriftlich die Regierungsgeschäfte selbst. Sie handelte stets erst nach reiflicher Überlegung, dann aber rasch und entschieden. Auf ihre Veranlassung mußte ihr Bruder einen ihn beherrschenden Günstling entlassen, um ihn unter ihrem bessern Einfluß halten zu können. Sie hatte dabei den Tact, ihm den Ruhm der Regierung zu überlassen, deren Seele und Triebfeder sie doch war. Auch verschaffte sie ihm eine Gattin, die Tochter des Sophisten Leontius, die wissenschaftlich gebildete Eudoxia, welche ein Leben Christi in Hexametern schrieb. Unter Pulcheria's starker und zugleich milder Verwaltung kam es auch nie zu einem Aufstand. Neben den Regierungssorgen hatte sie eine besondere Vorliebe für Errichtung von Pflegehäusern für Pilger und Kranke, so wie für Erbauung von Kirchen. Auch stickte sie mit ihren Schwestern eine Altardecke von wundervoller Arbeit. An vierzig Jahre lang stand sie so rathend

und stützend ihrem kaiserlichen Bruder zur Seite, bis sie zuletzt durch Hofränke sein Vertrauen verlor und bis zum Tode desselben den Hof verließ.

Ungeachtet der Reformen, welche unter diesem Theodosius in der Gesetzgebung durch Aufstellung des theodosianischen Codex vorgenommen wurden und welche dadurch, daß Aëtius diese Reformen auch auf das weströmische Reich übertrug, beiden getrennten Reichen wenigstens in der gleichen Rechtspflege den Schein der Einheit verliehen, befand sich doch auch das oströmische Reich in einem kläglichen Zustande. Denn die am Hofe mehr und mehr überhand nehmende Frömmelei, Ränkesucht und Prachtliebe, so wie der auf den Provinzen lastende Steuer- und Beamtendruck ließ keine rechte Volkswohlfahrt aufkommen.

Die übertriebene Pracht des oströmischen Hofs ersieht man schon allein an dem Ornat des Herrschers, der ein mit Diamanten übersäetes Diadem auf dem Haupte, in einem mit goldnen Drachengebilden gestickten Purpurgewande, mit Ohrgehängen und Armbändern von unschätzbarem Werthe dasaß auf einem Throne von reinem Gold, umgeben von in Gold strotzenden Höflingen, Ministern und Leibwachen. Erschien er öffentlich, so saß er in einem goldnen mit purpurnem und weißem Sammt ausgeschlagenen und mit großen Edelsteinen besetzten Wagen von zwei blendend weißen Maulthieren gezogen. Die Böden der Säle, die Treppen und Höfe des Palastes waren mit Goldstaub bedeckt.

Bei solchem Mangel an wahren volksthümlichen und sittlichen Grundlagen war es kein Wunder, daß das Reich nach Außen mannichfaltigen Demüthigungen ausgesetzt war und, wie früher von den Gothen, so nun jetzt von den Hunnen oft schwere Noth zu leiden hatte.

Die Hunnen waren seit ihrem ersten Einbruch in Europa in den Sarmaten-Ebenen zwischen der Wolga und Niederdonau als Wanderhorden umherzogen und durch ihre Raubzüge ihren Nachbarn beschwerlich gewesen, so daß selbst der griechische Hof sich durch einen jährlichen Tribut Ruhe vor ihnen erkaufen mußte. So lange sie, in zahlreiche Stämme getheilt, unter vielen Oberhäuptern (Tanjus) standen, war ihre Macht für das römische Reich noch nicht so gefährlich. Dies war erst der Fall, als nach dem Tode des Rugilas, eines der mächtigsten Hordenführer (433), sein Neffe Attila (in deutschen Sagen Etzel genannt, ein Name, den Einige von Atta, Vater, Andere von dem Flusse Atel, dem alten Namen der Wolga ableiten, in welchem Fall er so viel als Wolgafürst bedeutet) zum Stammführer gewählt wurde und in Verbindung mit seinem Bruder Bleda (in den Sagen Blödel) nach und nach theils durch Güte, theils durch Gewalt die meisten Stämme unter seine Botmäßigkeit brachte. Da sich ein Theil der verfolgten Stammfürsten auf das griechische Gebiet flüchtete und der byzantinische Hof dem Umsichgreifen der Hunnen entgegentreten wollte, zwang Attila den Kaiser Theodosius II zu einem schimpflichen Frieden, indem dieser ihm die Geflüchteten ausliefern und 700 Pfund Jahrgeld (das Doppelte des bisherigen Tributs) zahlen mußte.

Durch seine freundlichen Beziehungen zu Aëtius von Angriffen auf das lateinische Reich abgehalten, richtete Attila seine Angriffe auf das griechische. Auf jede ihm verweigerte Forderung folgte ein verwüstender Einfall in die

Gränzprovinzen des letztern. Den zerstörendsten unternahm er im Jahr 447, indem er in Thrazien und Illyrien, so wie in Nordgriechenland an 70 Städte ausplünderte und selbst Constantinopel bedrohte, wo eben ein Erdbeben 28 Thürme niedergeworfen hatte. Aller Mittel beraubt, bot der griechische Hof Frieden an, mußte aber die schmählichsten Friedensbedingungen eingehen und nicht nur ein Stück Land an der Donau in der Ausdehnung von 15 Tagereisen abtreten, sondern auch eine Erhöhung des jährlichen Tributs von 700 Pfund Goldes auf 2100 Pfund, ja außerdem noch die Bezahlung von 6000 Pfund Kriegsentschädigung sich gefallen lassen. Byzantinischer Stolz nannte zwar diesen Tribut „Sold" und den Hunnenkönig „Feldherrn des Reichs"; aber Attila spottete darob, indem er sagte: „des Kaisers Reichsfeldherrn sind Sklaven, aber Attila's Feldherrn sind Kaiser!"

Seit dem Jahre 444 hatte sich Attila durch Ermordung seines Bruders Bleda vollends zum Alleinherrn aller Hunnen gemacht, und da er auch viele deutsche Völker, darunter besonders die Ostgothen, die nun in Thrazien und Illyrien —, die Longobarden, die damals am Pontus —, die Gepiden, die in den Gebirgen nordwestlich vom ehemaligen Westgothenlande wohnten, sich dienstbar gemacht hatte: so beherrschte er, ein König vieler Könige, sein weites Barbarenreich, das von der Wolga bis in's Innere von Deutschland reichte, mit unumschränkter Macht. Der Eindruck, den die Macht dieses nicht bloß durch Tapferkeit, sondern auch durch Geist ausgezeichneten Hunnenbeherrschers auf seine Zeit machte, war so groß, daß man sagte, wenn er sein geheimnißvolles, ihm vom Kriegsgott selbst verliehenes Schwert in die Erde stieß, hätten hundert Völker gebebt und Rom und Constantinopel in ihren Grundvesten gezittert. Er schien zu einer Zuchtruthe für die Völker geboren zu sein: daher er sich selbst Godegisil d. i. Gottes Geißel nannte.

Attila war zwar von kurzer, gedrungener Gestalt, breiter Brust, ziemlich dickem Kopf, hatte kleine Augen, dünnen Bart, eine Stülpnase, dabei aber große Leibeskraft, stolzen Gang und gebieterische Haltung. Schrecklich im Krieg gegen Feinde, war er gnädig gegen Hülfeflehende und gütig gegen Schützlinge. Den ihm unterworfenen Völkern ließ er Sprache, Sitten und Gesetze und verpflichtete sie nur zur Heeresfolge und zu einem jährlichen Tribut. Im Krieg führte er selbst an, im Frieden saß er selbst gern zu Gericht und sprach allen Recht ohne Unterschied der Person. Er liebte an seiner Umgebung die Pracht, während er für sich in Nahrung Kleidung und Pferdeschmuck höchst einfach war. So z. B. aßen seine Gäste auf goldenen und silbernen Geschirren, er selbst nach alter Volkssitte auf hölzernen. Bei Gastmählern liebte er um sich herum Gesang und Scherz, während er selbst sich stets ernst zeigte. Sein weitläuftiger Palast in einem großen, mit Pfahlwerk befestigten Orte Pannoniens, in den Ebenen zwischen der Theiß, der Donau und den Karpathen, in der Nähe des heutigen Tokay, war zwar nur von Holz, aber mit allen Bequemlichkeiten, Hallen, Bädern, Harem's, versehen und überhaupt sein ganzes Hoflager mit einem Luxus ausgestattet, der nur irgend in Constantinopel oder Ravenna zu sehen war. — An seinem Hofe wurde außer der hunnischen Sprache, auch die gothische gesprochen, und da ihm aus allen ihm unterworfenen Völkern stets die Auserlesensten zu Hofe dienten oder sich als Geiseln und Gesandte bei ihm befanden, sich auch außerdem — wegen seiner strengen Gerechtigkeit, mit der er keinen Beamtendruck duldete, — viele andere Fremde, besonders Künstler und Gewerbtreibende aus Griechenland und Italien in seinem Reiche niederließen: so stellte Attila's Hof ein buntes „Gemische von asiatischer Sitte und Rohheit mit

griechisch-römischen Genüssen und Einrichtungen" dar. — Was ihn aber besonders furchtbar machte, war die Größe seines Heeres, da so viele Völker von Thüringen an bis jenseits der Bulgarei dem Banner Attila's folgten, so daß außer den West- und Oströmern auch die Neuperser ihn fürchteten, ja selbst im äußersten Osten die Chinesen ihm Freundschaft anboten.

2. Marcianus die Stütze des Ostreichs. Aufbruch Attila's gegen Westrom. Sein Verheerungszug durch das Donau- und Rheingebiet; Unterjochung der Burgunder und Einbruch in Gallien. Aëtius im Bund mit den Westgothen, Franken u. a. gegen Attila. Die Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern. Theodorich's I Tod. Attila's Rückzug und Einfälle in Italien; seine Umkehr und sein Tod. Zerfall des Hunnenreichs.

Nachdem ein fehlgeschlagener Versuch des am griechischen Hofe allesvermögenden Eunuchen Chrysaphius auf das Leben des Hunnenkönigs eine neue schmähliche Demüthigung für den griechischen Hof herbeigeführt hatte, starb der kinderlose Theodosius II an den Folgen eines Sturzes vom Pferd auf der Jagd in seinem 50. Lebensjahre (450). Da trat Pulcheria aus ihrer Einsamkeit wieder hervor und gab durch ihre (unter dem „Vorbehalt ehelicher Getrenntheit" vollzogene) Vermählung mit dem 60jährigen Senator Marcianus in diesem staats- und kriegserfahrnen Thrazier dem schwerbedrohten Reiche eine kräftige Stütze. Denn alsbald setzte dieser die Legionen und Gränzfestungen in bessern Kriegsstand und wies die Tributforderung der Hunnen mit den Worten zurück: Gold habe er nur für seine Freunde, Stahl dagegen für seine Feinde. Sicher hätte Attila diese herausfordernde Sprache mit dem Schwerte beantwortet, wenn er nicht schon einen Anfall auf das Weströmerreich im Sinne gehabt hätte, wozu ihm nicht nur eine Anreizung des schlauen Vandalenkönigs Geiserich, der dadurch einen ihm drohenden Rachekrieg der Westgothen und Weströmer von sich ablenken wollte, sondern auch der Selbstantrag der Honoria, der Schwester Valentinian's III, willkommenen Anlaß bot.

Geiserich hatte früher, als der Westgothe Theodorich mit Rom gebrochen hatte, dessen Tochter mit seinem Sohne Hunorich (Hunnerich) vermählt; nachher aber, als Theodorich wieder in ein gutes Vernehmen mit den Römern trat, schickte ihm der rohe Tyrann seine Tochter mit abgeschnittener Nase und abgeschnittenem Hauptthaar zurück und mußte darum Theodorich's Rache gewärtigen. — Honoria war wegen ihrer heftigen Triebe von ihrer Mutter Placidia streng überwacht worden, vergieng sich aber doch mit einem Kämmerling und wurde von den Ihrigen nach Constantinopel geschickt, damit sie dort in der Gesellschaft der frommen Schwestern des Theodosius sich bessere. Um sich aber diesem klosterartigen Zwang zu entziehen, soll sie durch einen Brief und beigefügten Brautring ihre Hand und die Hälfte des römischen Reiches dem Hunnenkönig angetragen haben. Deßhalb wurde sie wieder nach Italien zurückgeschickt und dort zuletzt lebenslänglich eingesperrt.

Als Attila auf sein Begehren, daß man ihm Honoria sammt einem Theile des Reiches als Mitgift geben solle, abschläglich beschieden wurde und auch seine diplomatischen Versuche, die Weströmer und Westgothen zu trennen, gescheitert waren, brach er, auf die versprochene Beiwirkung der Vandalen vertrauend, nach

einem Aufgebot an alle ihm untergebenen Völker an der Spitze einer halben Million Streiter im Frühling d. J. 451 von Pannonien auf, durchzog, Alles vor sich niederwerfend, Noricum und Vindelicien (das heutige Östreich und Bayern), zwang einen großen Theil der Alemannen, sich ihm anzuschließen, stieß im westlichen Helvetien auf die Burgunden und vernichtete durch eine blutige Schlacht den König Gundikar sammt seinem ganzen Stamme und dem Kerne der Burgunder, deren Rest ihm Heeresfolge leisten mußte. Dann zerstörte er Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), drang in Gallien bis in die belgischen Sitze der Franken vor und bewies durch Zerstörung noch vieler Städte (darunter Trier, Metz, Arras, Tongres ꝛc.), welch' ein schreckliches Loos die Westlande von diesem wilden Eroberer zu befahren hatten.

Aber Aëtius hatte in seiner Voraussicht bereits die Westgothen, Alanen, Franken (zwischen dem Niederrhein und der Somme), Sachsen (von denen ein Theil sich an der Nordküste Galliens festgesetzt hatte), Armoriker, Burgunden und andere Völker in einen großen Gegenbund vereinigt und rückte gegen Attila an, als dieser eben an der Loire von der Stadt Genabum (Orleans) die er zu seinem Waffenplatz machen wollte, die Vorstädte eingenommen hatte.

In dieser Stadt lebte der Bischof Anianus, der die Einwohner durch seine Verheißung, daß Gott gewiß Hülfe schicken werde, zur tapfern Vertheidigung anfeuerte. Als schon die Gefahr am höchsten war, ließ er unter Gebet von einem Thurm Ausschau halten, ob sich keine Hülfe nähere. Zweimal wurde ihm auf seine Frage gemeldet, es sei nichts zu sehen; das drittemal aber zeigte der Wächter an, man sehe eine kleine Staubwolke, da rief Anianus: das ist die Hülfe des Herrn! Und siehe, es waren die römischen Adler, Aëtius mit den Verbündeten.

Auf die Nachricht von der Annäherung des Bundesheeres, hob Attila sogleich die Belagerung auf, eilte über die Seine und Marne und nahm seine Stellung in der weiten Ebene von Catalaunum (Chalons). Da auch Aëtius und Theodorich eine baldige Entscheidung wünschten, so kam es 451 zu der großen Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern, in welcher Attila geschlagen wurde und hunnische Barbarei vielleicht jetzt schon vernichtet worden wäre, wenn nicht römische Eifersucht auf die Westgothen ihm den unbehinderten Rückgang über den Rhein ermöglicht hätte.

In dieser Hunnenschlacht führte auf Seite der Verbündeten den rechten Flügel der alte König Theodorich, den linken Aëtius; in die Mitte stellten sie Sangipan mit seinen Alanen, um sich dadurch seiner Treue zu versichern. Auf Seite der Hunnen befehligte der Gepidenkönig Harderich den einen, die drei Ostgothenfürsten Theudomir, Widimir und Walamir den andern Flügel, Attila die Mitte, und alle seine Völker und Führer harrten stumm und ängstlich auf seine Befehle. Hierauf ermahnte er alle Führer und bedeutete ihnen, daß sie sich aus den Römern nichts machen, dagegen sich besonders auf die Westgothen und Alanen werfen sollten, in welchen beiden die eigentliche Kraft des Feindes bestehe; „seien die Knochen einmal gebrochen, so habe der übrige Körper keine Stütze mehr! wer zum Sieger bestimmt sei, könne durch keinen Pfeil getroffen werden", und schloß mit den Worten: „Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht: richtet eure Augen auf mich! Ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!" — Und nun begann die furchtbarste Schlacht, deren die Geschichte gedenkt. Beide Theile suchten einen, die Gegend beherrschenden Hügel (bei

Mury in der Nähe von Troyes) zu gewinnen, und dort war das Würgen am schrecklichsten. Schon hatte Attila das römische Mitteltreffen durchbrochen und die Römer zur Flucht gezwungen; schon war auch Theodorich, nachdem er die Seinen befeuert hatte, im Getümmel gefallen, — als eben dieser Fall ihres Heldenkönigs die Westgothen zur Wuth entflammte, so daß sie unter der Führung seines Sohnes Thorismund im heftigsten Ansturm die Hunnen zurückdrängten und so den Sieg für die Sache der Bildung entschieden. Attila mußte sich bei einbrechender Nacht in seine Wagenburg zurückziehen und Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Angriff treffen. Er ließ sogar aus Sätteln und hölzernen Schilden einen Scheiterhaufen aufthürmen, um sich im Fall des Unterliegens mit seinen Schätzen zu verbrennen. Wirklich wollten die Westgothen noch in derselben Nacht, nachdem sie ihren gefallenen König unter Klaggesang und Waffengetön bestattet hatten, zum Angriff schreiten; allein Aëtius war dagegen und soll dem jungen Thorismund zur Heimkehr in sein Land gerathen haben, weil sonst seine Brüder ihm die Krone streitig machen könnten, im Grunde aber wohl, weil Aëtius besorgte, daß nach der völligen Vernichtung der hunnischen Macht die Westgothen dem Römerreich noch gefährlicher werden möchten. Wie dem sei, der Angriff unterblieb und Attila fand Zeit, sich über den Rhein zurückzuziehen.

Von der Furchtbarkeit der Hunnenschlacht aber zeugt nicht nur die Angabe, daß über 150,000 Getödtete die Ufer der Marne bedeckt, sondern auch die alte Sage, daß in der Nacht darauf sich auf den catalaunischen Feldern die Geister der Erschlagenen erhoben und den Kampf drei Tage lang in den Lüften fortgesetzt hätten.

Zurückgekehrt nach Pannonien, machte Attila neue Rüstungen, um nunmehr in Italien selbst einzufallen. Nachdem er auf seine wiederholte Forderung, ihm Honoria zur Ehe zu geben, einen abermaligen Abschlag erhalten hatte, drang er mit dem Frühling des Jahres 452 durch die unbewachten Pässe der julischen Alpen, erstürmte die feste Gränzstadt Aquileja am Isonzo, die er bis auf den Grund zerstörte, verwüstete die Städte Vicenza, Padua, Verona, Mantua, Brescia, Bergamo, Mailand u. a. und erfüllte ganz Oberitalien mit Mord, Brand und Raub. Dabei geschah es, daß ein Theil der Veneter, vor den Hunnen fliehend, sich auf die Lagunen oder kleinen Inseln des adriatischen Meeres, an den Ausflüssen der Brenta und Etsch, rettete und dort den Grund zu der in der Folge so mächtig und berühmt gewordenen Republik Venedig legte. Da die Westgothen keine Hülfe schickten, und der byzantinische Hof sie zwar versprach, aber sein Wort nicht hielt, so mußte sich Aëtius darauf beschränken, den Feind nur von der Seite zu beunruhigen. Valentinian war von Ravenna nach Rom geflohen.

Schon war Attila im Begriff auf Rom loszugehen, als ihm der römische Bischoff Leo I der Große an der Spitze einer römischen Gesandtschaft bis Peschiera am Mincio entgegengieng und ihn im Namen Gottes und des Kaisers beschwur, der Stadt und des Landes zu schonen. Theils die Vorstellungen des ehrwürdigen Greises, verbunden mit der Erinnerung an Alarich's Schicksal, theils Mangel und Krankheiten im hunnischen Heere, dazu der wegen der vielen Flüsse für die Ausbreitung seiner Reiterschwärme ungünstige Boden, theils die Furcht vor den Rüstungen des Kaisers Marcian im Osten, — alles dieß zusammen mag den Hunnenkönig zu dem Entschlusse bewogen haben, Italien wieder zu verlassen und — nach noch einem mißlungenen Versuche, durch die Schweiz in Gallien einzudringen, — nach Pannonien zurückzukehren.

Es ist hiebei bemerkenswerth, daß nach den christlichen Chroniken jener Zeit der Raub- und Eroberungszug dieser Gottesgeißel (virga furoris Dei, wie Jesaja den Assur nennt) nicht nur durch Leo von Rom abgehalten wurde, sondern daß auch auf seinem frühern Zug durch Gallien andere fromme Bischöffe ihre Städte — wie z. B. der Bischoff St. Aignan die Stadt Orleans, der Bischoff St. Lupus Troyes und sogar die h. Genovefa Paris durch Gebete und Fürbitten von seiner Zerstörungswuth gerettet haben (Off. Joh. 9, 4.).

Es war Attila's letzte Heerfahrt: denn im darauffolgenden Jahre 453 führte sein plötzlicher Tod den Zerfall des Hunnenreichs herbei. Der Verwüster Europa's starb in der Nacht seiner Vermählung mit der schönen Burgundin Ildeko, die ihm wahrscheinlich den Rachestahl in's Herz stieß. (Nach Andern endete er in der angegebenen Nacht durch einen Blutsturz.)

Bei seiner Leichenfeier ritten die Hunnen mit vor Trauer abgeschnittenen Haaren und zerfetzten Gesichtern mehrmal um den, in einem Prachtgezelt ausgestellten Leichnam ihres großen Königs in weitem Kreise herum und prießen dabei in Liedern seine Thaten. Dann ward er in einen goldenen Sarg gelegt, den ein silberner und zuletzt ein eiserner umschloß, und mit seinen Lieblingsgeräthen und andern Kostbarkeiten begraben. Die das Grab gemacht hatten, wurden getödtet, damit die Ruhestätte des Hunnenhelden nicht verrathen werde.

Über Attila's Einfluß auf seine Zeit sagt Amédée Thierry in der Revue des deux mondes (Nouv. periode Vol. 16, p. 617 ff.: „Zwischen zwei Zeitaltern — die römische Epoche, welche er unter ihren Trümmern begräbt und die Epoche der großen (Staaten-) Schöpfungen der barbarischen Völker, denen er den Zugang eröffnete, — erscheint Attila in der Geschichte unter zwei verschiedenen Gesichtspuncten — zugleich Zerstörer und Gründer schließt er die Ära der römischen Herrschaft im Occident und eröffnet die Ära der germanischen Reiche. Daher auch die zwei Ströme der Erinnerungen, Eindrücke, Urtheile, welche an sein Gedächtniß geknüpft sind: der eine, welcher von der römischen Welt ausgeht, der andere, welcher in der germanischen Welt seinen Quell hat; — unterschieden, selbst entgegengesetzt bei ihrem Ursprung, bleiben sie getrennt in ihrem Laufe und durchströmen das Mittelalter, wenn auch nicht ohne Trübung, doch ohne sich zu begegnen und zu vermischen." — — Außerdem giebt es über ihn noch eine Tradition der Ungarn, welche Alles gesammelt haben, was zu seiner Verherrlichung dienen kann, da sie von ihm die Reihe ihrer Könige ableiten (s. unt. XV. K. I, I.).

Attila's Söhne vermochten nicht, ihres Vaters Reich zusammenzuhalten. Sie geriethen in Zwist über die Nachfolge, und diese Verwirrung benützten Viele der ihnen unterworfenen Völker, vor allen die germanischen, und erkämpften sich ihre Unabhängigkeit. Das Hunnenreich zerfiel und nachdem Ellak (Ellach), Attila's ältester Sohn, in einer großen Schlacht gegen die Gepiden gefallen war, wurden dessen beide Brüder mit den Hunnen an den Pontus zurückgeworfen, von wo aus sie noch eine Zeit lang ihre Nachbarn belästigten, bis der eine dieser Brüder gegen die Oströmer fiel und sein abgehauener Kopf die Rennbahn zu Constantinopel zierte, der andere gegen die Avaren seinen Tod fand. In die Hauptsitze der Hunnen theilten sich die Gepiden und Ostgothen: das Land innerhalb der Theiß, der Donau und der Karpathen nahmen die Gepiden in Besitz; die Länderstrecken von Sirmium bis Wien und von Dalmatien bis an die Donau besetzten die Ostgothen mit Bewilligung des oströmischen Hofs und richteten später auch in Thrazien ein Reich ein.

Den Rest der Hunnen findet ein neuerer Forscher (Zeuß) in dem nachher dem byzantinischen Reiche so gefährlichen Bulgaren. Andere halten die Kuturguren und Uturguren am Don für Reste der Hunnen, und lassen die Bulgaren aus einer Vermischung der Chazaren, welche zwischen dem Don und der Wolga wohnten, und noch dem Attila dienstpflichtig gewesen waren, mit anderen asiatischen Völkern entstehen. Über die Tradition der Ungarn in Bezug auf ihre Abkunft von den Hunnen s. XV. I,I.

10. Kapitel. Einsturz des weströmischen Reichs und Sieg des Germanenthums.

1. Valentinian's III Alleinregierung. Tod des Aëtius. Erlöschung des theodosianischen Mannsstamms. Petronius Maximus und Eudoxia. Plünderung Roms durch die Vandalen. Avitus. Der Sueve Ricimer vergiebt den weströmischen Thron nach Gefallen. Majorianus. Geiserich der Schrecken des Mittelmeers. (Glanz und Erweiterung des Westgothenreichs unter Eurich.) Dritte Verwüstung Roms durch Ricimer. Sein Tod.

Die Erschütterung, welche die Hunnenbewegungen im Abendlande verursacht hatten, führte in ihren Folgen Rom seinem Untergang näher. Der schwache Valentinian, der sich seit dem Tode seiner Mutter Placidia ganz seinen sinnlichen Lüsten und den schlechten Eingebungen des Eunuchen Heraclianus hingab, beraubte sich selbst der einzigen Stütze, durch welche der Staat bisher noch gehalten worden war. Denn als Aëtius — der, stolz auf seine Siege, wohl öfter über die Gränzen eines Unterthanen hinausgetreten sein mochte und deßhalb von jenem Eunuchen beim Kaiser verdächtigt wurde, — sich gegen die Vorwürfe desselben in allzukühner Sprache vertheidigte, stieß ihn der Kaiser mit eigener Hand nieder. Diese Unthat blieb nicht ungestraft. Der Befehlshaber der Leibwache Petronius Maximus, der jenen Mord begünstigt hatte, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, sich an dem Kaiser, der ihm seine Gattin entehrt hatte, zu rächen, reizte einige Freunde des Aëtius zur Rache gegen den Kaiser, so daß dieser von ihnen am 16. März 455 auf dem Marsfelde ermordet wurde. Mit Valentinian erlosch der Mannsstamm des großen Theodosius, „dessen Glanz den schwachen Kaisern noch einiges Ansehen verliehen hatte."

Der hierauf zum Kaiser ausgerufene Petronius Maximus wollte daher sein Ansehen einigermaßen dadurch befestigen, daß er seinen Sohn, den er zum Cäsar ernannte, mit Valentinian's Tochter vermählte, und nachher, als ihm seine eigene Gattin gestorben war, Valentinian's Wittwe Eudoxia, die Tochter Theodosius II, zwang, ihn selbst zu ehelichen. Voll Abscheu gegen den Mörder ihres Gatten, soll sie selbst den Vandalenkönig Geiserich zu einem Krieg gegen Maximus herbeigerufen haben. Nicht lange, so erschien dieser, ohnedieß längst nach Roms Schätzen lüstern, mit seiner Flotte, durch die er, als Herr von Afrika und von Sicilien, Sardinien und Corsika, das italische Meer beherrschte, in der Mündung der Tiber und setzte durch seine Landung Rom in die äußer

Bestürzung. **Maximus**, der keine Vorkehr getroffen hatte, wollte fliehen, wurde aber von dem über ihn aufgebrachten Pöbel auf der Straße gesteinigt.

Noch einmal ward Rom durch die Macht der Religion vor eigentlicher Zerstörung gerettet. Derselbe Bischoff **Leo**, der sie vor Attila geschützt, gieng an der Spitze seiner Geistlichkeit auch dem **Geiserich** entgegen, bat ihn im Namen Gottes um Schonung der Stadt und erhielt die Zusage, daß, wenn kein feindlicher Widerstand geleistet würde, die Einwohner am Leben erhalten, die Gefangenen nicht gefoltert und die Häuser vor Einäscherung geschont werden sollten.

Hierauf rückte **Geiserich ohne Widerstand in Rom ein** und enthielt sich zwar, seinem Versprechen gemäß, des Mordes und Brandes, suchte aber dafür 14 Tage und Nächte hindurch die unglückliche Stadt mit der unerhörtesten **Plünderung** heim. Was an Bildsäulen und sonst an Kunstschätzen, in Palästen und Tempeln vorhanden war, sogar das Gold an der Decke des Capitol's sammt den angesehensten gefangenen Römern und Römerinnen, darunter selbst **Eudoxia** mit ihren beiden Töchtern, wurde zu Schiffe gebracht und so gleichsam **Rom nach Carthago geschleppt**, als sollte es jetzt nachzuempfinden bekommen, wie es vor 600 Jahren dieser von ihr zertretenen Feindin zu Muthe war, auf deren Trümmern damals Scipio die Ahnung einer Wiederververgeltung hatte.

Von den mit Roms Schätzen beladenen Schiffen der Vandalen gieng auf der Rückfahrt nach Karthago gerade dasjenige unter, auf welchem sich die seit der Zeit des Titus bis dahin im Friedenstempel verwahrt gewesenen **heiligen Tempelgefäße** von **Jerusalem** befanden, gleich als wenn sie künftigem Mißbrauch des Aberglaubens für immer entzogen werden sollten. Die übrigen **Schätze Roms**, (wie auch **Capua's**, **Nola's**, **Neapels** und anderer Küstenstädte Campaniens, die **Geiserich** zugleich hatte überfallen und ausplündern lassen) dienten hinfort, den **Glanz** der **vandalischen Hauptstadt** zu vermehren, bis sie späterhin sammt diesem verschwanden. Die **Gefangenen** aber fanden eine Linderung ihrer harten Leiden in dem Trost des karthagischen Bischoffs **Deogratias**, der durch den Erlös aus Kirchengeräthen viele gefangene Kinder, die von ihren Ältern, — oder gefangene Frauen, die von ihren Ehegatten getrennt worden waren, **loskaufte** und kein Bedenken trug, **ihnen Kirchen zu Herbergen** einzuräumen und sie ungeachtet seines hohen Alters mit den liebethätigen Gliedern seiner Gemeinde Tag und Nacht zu **verpflegen**. — In **Rom** selbst aber vergaß man den Vandalenschreck bald wieder, indem das Volk sich „mit voller Lust den Freuden des Circus" hingab oder in der Rückkehr zum heidnischen Aberglauben „Abwehr gegen den äußern Feind suchte." — Auch der Bischoff **Paulinus von Nola** kaufte mit den Kleinodien der Kirchen Gefangene los, und als er nichts mehr hatte, um den Sohn einer armen Wittwe loszukaufen, stellte er sich an dessen Stelle selbst zum Sclaven dar.

Den erledigten weströmischen Thron erhielt nun der gebildete und tapfere Arverner **Avitus**, welchen auf Betrieb des westgothischen Königs **Theodorich's** II, der durch die Ermordung seines Bruders Thorismund zur Regierung gelangt war, die gallischen Legionen 455 zum **Kaiser** ausriefen. Weil aber **Avitus** von Theodorich, der gerade die Sueven in Gallicien bekriegte, nicht hinreichend unterstützt wurde, so konnte er sich gegen den Comes **Ricimer** (Richimer), den Feldherrn der barbarischen Hülfsheere in Italien, nicht halten. Dieser (von väterlicher Seite aus dem suevischen Königsgeschlechte, von mütterlicher Seite Wallia's, des frühern Westgothenkönigs, Enkel), der, stolz auf einen

über die Vandalen errungenen Seesieg, selbst nach der Gewalt trachtete, zwang den Avitus zur Entsagung 456 und erhob im folgenden Jahre einen in Italien angesehenen Römer, Namens Majorianus, zur Würde des Augustus, in der Hoffnung, ihn nach seinem Willen leiten und in seinem Namen das Reich beherrschen zu können.

Avitus hatte sich nach abgelegtem Diadem, um sein Leben zu sichern, zum Bischoff von Piacenza weihen lassen. Allein die Rache des Senats, den er als Kaiser in vielen seiner Mitglieder beschimpft hatte, verfolgte ihn in seinen neuen Aufenthalt. Als er hörte, daß ihn der Senat sogar zum Tode verurtheilt habe, suchte er über die Alpen nach Gallien zu entkommen, starb aber auf der Reise.

Majorianus, gleich tüchtig im Krieg, wie im Frieden und werth einer bessern Zeit, hielt noch kurze Zeit die klaffenden Fugen des auseinanderfallenden Reichs zusammen, indem er in Gallien den Westgothen, Burgunden und Franken einigen Abbruch that, und von Carthagena aus einen Kriegszug gegen die Vandalen unternahm, durch den er sie, ungeachtet Geiserich ihm gleich anfangs durch einen von Verrath geleiteten Überfall die Flotte noch im Hafen zerstörte, zum Frieden und zur Beschränkung ihrer Räubereien bewog.

Der thätige Unternehmungsgeist dieses Kaisers veranlaßte aber den herrschsüchtigen Ricimer, sich seiner zu entledigen. Er ließ ihn durch das Heer im Lager von Tortona absetzen und auf seiner Reise von Spanien nach Rom zu Voghera tödten (461). Alsdann vergab er den Thron nach Gefallen nur an solche, die ihm durch ihre Schwäche zu Werkzeugen dienen konnten. Der erste dieser von ihm geschaffenen Schattenkaiser war Libius Severus aus Lucanien; als dieser sodann 465 starb, führte Ricimer die Reichsverwaltung zwei Jahre lang allein, jedoch im Namen des oströmischen Hofes, (der den Anspruch auf die Oberherrlichkeit über Westrom noch nicht aufgab). Hierauf wendete sich der Senat — einerseits beunruhigt über die angemaßte Gewalt Ricimer's, anderseits stets bedroht von den räuberischen Einfällen der Vandalen — mit der Bitte, in Rom einen Kaiser einzusetzen, an den griechischen Kaiser Leo, welcher dazu den Schwiegersohn des 457 gestorbenen Kaisers Marcianus, den reichen Anthemius ersah und ihn mit einer Abtheilung seines Heers über Ravenna nach Rom sandte, wo er mit großen Festlichkeiten aufgenommen und im Namen des Senats von Sidonius Apollinaris mit einer poetischen Bewillkommungsrede begrüßt wurde. Auch Ricimer stimmte dieser Wahl bei, indem er des Anthemius Tochter zur Gattin und seine bisherige einflußreiche Stellung an der Spitze des Heers unbeschränkt behielt.

Da der Vandale Geiserich, der sich selbst, gleich Attila, als eine Zornruthe Gottes ansah, fortfuhr, die abend- und morgenländischen Küsten zu durchbeuten und sich sogar in die römischen Thronfolge-Angelegenheiten gemischt hatte, so vereinigten sich Anthemius und der griechische Kaiser Leo, Marcian's Nachfolger, zu einem gemeinsamen, mit ungeheuern Kosten unternommenen Seezug gegen die Vandalen: allein der durch das Ungeschick des griechischen Ober-

feldherrn verschuldete unglückliche Ausgang desselben trug nur bei, Geiserich's Macht auf die Spitze zu treiben.

Es ist merkwürdig, wie beharrlich Geiserich, ungeschwächt durch hohes Alter, fortfuhr, allen anderen Mächten zum Trotz die Küstenländer des Mittelmeeres mit Plünderungen und entsetzlichen Grausamkeiten heimzusuchen. Wie wenig ihm Menschenleben galt, zeigt, daß er einst 500 Bürger von Zante miteinander in's Meer werfen ließ. Alle Frühjahre fuhr er von Karthago mit einer starken Flotte aus, und wenn der Steuermann ihn fragte, nach welcher Gegend er hinsteuern solle, antwortete er: „fahr zu, wohin die Winde dich führen: sie werden uns nach den Gestaden bringen, welche die göttliche Vorsehung züchtigen will!" — Das ganze mittelländische Meer mit seinen Inseln war ihm tributpflichtig und unter der Vandalenherrschaft stehend, so daß es von den Abendländern nur der Wendelsee, d. i. das Vandalenmeer genannt ward.

Der schlaugewandte Sieger lockte hierauf sowohl die Westgothen, als die Ostgothen durch Geschenke zu einem gleichzeitigen Angriff auf das römische Reich an, und während er die Küsten desselben furchtbarer, als je, heimsuchte, eroberte der Westgothenkönig Eurich, der Mörder und Nachfolger seines Bruders Theodorich II, die Städte Arles und Marseille und dehnte — alles Widerstands von Seiten der Römer, Burgunden, Franken und Bretonen ungeachtet — seine Herrschaft in Gallien binnen wenigen Jahren von der Loire bis zum Mittelmeer und von der Rhone bis zu den Pyrenäen aus. Und da auch die Franken und Burgunden nicht säumten, ihre Gränzen in Gallien zu erweitern, so blieb den Römern in dieser Provinz am Ende nichts, als der alte Suessionensitz oder die Umgebung von Sigdunum (Soissons), wo sich noch eine Zeit lang ein römischer Statthalter hielt (K. 10, 5.).

Inzwischen hatte der eigensüchtige Ricimer gegen seinen edlen Schwiegervater Anthemius, der sich seinem Willen nicht so unbedingt fügen wollte, die Waffen erhoben, denselben in Rom belagert und diese Stadt erstürmt, so daß Anthemius dabei umkam und Rom zum drittenmal schrecklich verwüstet wurde. Kaum aber hatte Ricimer mit Zustimmung des oströmischen Hofs und auf besonderes Betreiben Geiserich's den Olybrius, den Gemahl der jüngern Tochter jener gefangenen Kaiserin Eudoxia (die ältere hatte Geiserich seinem Sohne Hunnerich vermählt), zum Augustus gemacht, als eine in Rom ausbrechende Pest den Ricimer sammt seinem Schützling Olybrius hinwegraffte (472).

Schon im Jahr 471 hatte sich Ricimer von Rom nach Mailand zurückgezogen, wo sich das Lager der Hauptmacht des aus verbündeten Barbaren (Gothen Germanen) bestehenden Heeres befand, und es schien schon damals der Krieg auszubrechen. Da aber die Furcht vor den verheerenden Folgen desselben allgemein war, so vereinigten sich die ligurischen Städte durch eine Deputation an Anthemius und Ricimer, dem Ausbruch vorzubeugen. Sie wählten dazu den jungen, aber wegen seines heiligen Lebens und seiner unwiderstehlichen, milden Beredtsamkeit allgemein geachteten Bischoff von Mailand, Epiphanes, dem es auch wirklich gelang, den drohenden Sturm zu beschwören und von beiden Theilen das feierliche Versprechen des Friedens zu erlangen. Allein Ricimer legte die Waffen nur scheinbar nieder und conspirirte im Geheimen um so thätiger, bis er endlich den Olybrius nach Italien gezogen hatte,

um ihn dem Anthemius entgegenzusetzen. Denn noch wagte es kein Barbar, für seine Person auf den kaiserlichen Thron Anspruch zu machen, der trotz des Verfalls in den Augen des Volkes noch immer in hohem Ansehen stand.

2. Verwirrung. Die beiden letzten Imperatoren. Julius Nepos und Romulus Augustulus. Umsturz des Throns. Odoaker, römischer Patricius und deutscher Heerkönig in Italien.

Ricimer's Tod hatte eine solche Verwirrung zur Folge, daß während derselben die Auflösung des weströmischen Reichs erfolgte.

Ricimer's Neffe nämlich, der Burgundenkönig Gundobald (Gundibal) ließ den römischen Leibwache-Obersten Glycerius 473 in Ravenna zum Augustus erheben; der oströmische Hof dagegen ernannte den Patricius Julius Nepos zum Kaiser des Westreichs. Dieser zwang nun zwar den Glycerius zur Abdankung und zum Eintritt in den geistlichen Stand, mußte aber selbst dem, von ihm zum Befehlshaber in Römisch-Gallien ernannten Patricius Orestes, einem ehemaligen Geheimschreiber Attila's, weichen und sich vor dessen Angriff 475 nach Dalmatien flüchten, wo derselbe sich noch mit Hülfe des griechischen Hofes hielt.

Orestes selbst nahm den Purpur nicht, sondern bewog das Heer, seinen Sohn, den schönen, erst 15jährigen Romulus Augustus (von den Griechen Momyllus, von den Römern Augustulus genannt) damit zu bekleiden. Zur Belohnung dafür verlangte das meist aus Deutschen, vorzüglich aus Herulern, Rugiern, Turcilingern, Schyren, Alanen, bestehende römische Söldnerheer den dritten Theil der Ländereien Italiens; und als Orestes sich nicht dazu verstehen wollte, erhob sich der Oberanführer jenes Heeres, der kriegstapfere Odoäker (Odovakar, Ottaker), rückte mit seinen Deutschen aus Noricum über die Alpen nach Italien, belagerte den Orestes in Ticinum (Pavia) und ließ ihn nach der Eroberung dieser Stadt hinrichten. Den Sohn desselben aber, den letzten dieser Namenkaiser, der in Ravenna keinen Widerstand wagte, setzte er aus Mitleid mit seiner Jugend bloß ab und verwies ihn in ein campanisches Landhaus (das einst von Marius erbaut und von Lucullus verschönert, zuletzt aber in eine Festung verwandelt worden war), wo derselbe von einem Jahrgehalte lebte und nur durch seinen, an Roms Gründer erinnernden Namen in jedem nachdenkenden Römer ein Wehgefühl über den ruhmlosen Untergang des einst so ruhmreichen Römerreiches und Römervolkes erweckte, das von nun an auf eine unabsehliche Zukunft hinaus der Nemesis anheimfallen und der Spielball fremder Nationen und ausländischen Einflusses werden sollte.

Denn nunmehr standen Germanen, die vor 589 Jahren zum erstenmal an die Alpenpforte geklopft und seitdem so oft mit gewaltigen Stößen den römischen Machtbau erschüttert, ja lange her schon so viele und starke Außenwerke desselben

niedergerissen hatten, als Sieger sogar im Mittelpunct desselben, so daß von nun an in allen Theilen des zusammengebrochenen Westreichs germanische Hände rege waren, um auf den Trümmern des römischen Alterthums eine neue, auf Germanenthum und Christenthum gegründete Welt zu bauen.

Als Odoăker aus seiner bisherigen Gränzstation aufbrach, um nach Italien aufzubrechen, besuchte er noch den unfern Wien zu Faviana lebenden h. Severin, der damals den Völkern der mittleren Donaugegenden das Christenthum predigte und weit und breit in großem Rufe stand. Einfach gekleidet, trat Odoăker in des heiligen Mannes Zelle, deren Decke so niedrig war, daß er kaum aufrecht stehen konnte. Nach einer Unterredung über geistliche Dinge, schloß Severin seine Belehrung mit folgender Weissagung: „Du gehst nach Italien, jetzt mit ärmlichem Gewande bedeckt, wirst aber bald Vielen reiche Gnaden spenden!" und entließ ihn mit seinem Segen.

Es war im zwölfhundert und neun und zwanzigsten Jahre nach der Erbauung Roms und im vierhundert sechs und siebenzigsten Jahre nach Christi Geburt, da Odoaker von seinen deutschen Kriegern als König von Italien begrüßt und die Römerwelt zum erstenmal von einem germanischen Herrscher gelenkt wurde. Den römischen Kaisertitel sich beizulegen, hielt er für unklug, weil die Römer ihm in solcher Eigenschaft als einen Fremden und noch dazu Arianer nicht würden gehorcht haben; ja, um bei ihnen leichtere Anerkennung zu finden, ersuchte er den oströmischen Kaiser Zeno, den Eidam und Nachfolger Leo's, um Verleihung des Patricius-Titels. Vom oströmischen Hof an den Julius Nepos gewiesen, der noch zu Salona in Dalmatien regierte, empfieng er von diesem die verlangte Würde und residirte anfangs in dessen Namen, seit 480 aber (in welchem Jahre Julius Nepos von zweien seiner Hofdiener ermordet wurde) allein und ohne einen neuen Kaiser zu ernennen, als römischer Patricius und deutscher Heerkönig über Italien und die Süd-Donaulande. Von dieser Zeit an ist eigentlich erst der Sturz des weströmischen Reiches zu rechnen.

Um sich in seiner Herrschaft zu behaupten, überließ er seine Deutschen, die allein seine Heeresmacht bildeten, nach der alten Gewohnheit germanischer Heerkönige in eroberten Landen, anstatt des bisherigen Soldes, den sie fortan nur im Kriege erhielten, den dritten Theil des von ihm beherrschten Landes, welcher theils aus abgetretenen Grundstücken der größern Gutsbesitzer, theils aus verödeten Landstrecken bestand. Aus Klugheit that er zu Gunsten der Westgothen, damit diese keinen Augustus gegen ihn aufstellen möchten, auf das sogenannte zweite oder narbonensische Gallien, — und zu Gunsten der Vandalen, um ihre Angriffe auf Italien abzuhalten, auf Sicilien Verzicht, jedoch gegen einen jährlichen Tribut. Einen Einbruch der Rugier in sein Gebiet bekämpfte er mit Nachdruck, und verpflanzte nach Vernichtung ihrer Macht Viele von ihnen sammt ihrem letzten Könige aus dem römischen Donaulande (dem jetzigen Oestreich und Mähren) nach Italien, um dadurch ihren Aufstiftungen Anderer zum Krieg gegen die dortigen Deutschen ein Ende zu machen. Außerdem behielt er diesseits und jenseits der Alpen die alten römischen Einrichtungen und Gesetze bei; der Senat hielt ungestört seine Versamm-

lungen, Consuln wurden ernannt, der prätorische Präfect mit allen seinen Beamten besorgte nach wie vor, die Verwaltung Italiens und die Erhebung der Abgaben, und Niemand wurde seines Amtes entsetzt; selbst an der bisherigen Hofordnung in Ravenna änderte er nichts, ließ auch auf keine Münzen sein Bildniß prägen. Auch die rechtgläubige Kirche ließ er unangetastet und gewährte so durch verständige Mäßigung dem erschöpften Land eine wohlthuende Ruhe.

11. Kapitel. Stiftung des ostgothischen Reichs.

1. Die Ostgothen in Pannonien und Mösien. Theodorich als Geisel am oströmischen Hof. (Die Kaiser Leo und Zeno.) Theodorich Herr der Ostgothen. Schlacht bei Verona. Odoaker's Sturz.

Nachdem Odoaker's milde Herrschaft an zwölf Jahre lang gedauert hatte, sollte Italien unter ein mächtigeres Germanenhaupt sich beugen, dessen Versuch, römisches und deutsches Wesen in diesem Lande noch näher mit einander zu verbinden, als es Odoaker gethan, zwar anfangs von einem großartigen Erfolge begleitet war, aber doch zuletzt für sein Volk einen verhängnißvollen Ausgang nahm. Es war dieß der hochbegabte Ostgothenkönig Theodorich, der, angereizt von dem Sohne des von Odoaker im Kampf erschlagenen Rugierfürsten und begünstigt von dem auf Odoaker's unabhängiges Walten scheelsehenden oströmischen Hofe, im J. 489 mit seinem ganzen Volke aus Pannonien sich aufmachte, um jenseits der Alpen ein neues Gothenreich mit wohlgeschirmtern Gränzen zu errichten.

Seit der Auflösung des Hunnenreichs hatten die Ostgothen unter der Herrschaft jener drei Brüder aus dem Geschlechte der Amaler, Theudomir, Widemir und Walamir (s. o. K. 10, 2.) in Pannonien oder West-Ungarn gesessen und einerseits mit den streitbaren und unruhigen Gepiden, Schyren, Turcilingern und andern germanischen, zum Theil auch slavischen Nachbarn in Kämpfen gelebt, anderseits die schwachen Byzantiner durch ihre Einfälle bedrängt und sie zum Tribut gezwungen. Als ihnen dieser von dem kräftigen Kaiser Leo I., einem gebornen Illyrier, verweigert wurde, erzwang sich Theudomir durch einen Einfall in Illyrien 463 sogar noch einen höhern Tribut, mußte aber beim Friedensschluß seinen siebenjährigen Sohn Theodorich als Geißel nach Konstantinopel schicken, wo derselbe bis zu seinem 18. Jahre am Hofe mit der ehrendsten Rücksicht behandelt und bei einer sorgfältigen Erziehung wenigstens mit einer hohen Achtung vor der griechischen Bildung und Wissenschaft erfüllt wurde. Heimgekehrt an das Hoflager seines Vaters, welchem unterdeß durch den Tod der beiden andern Brüder auch deren Herrschaftsantheile zugefallen waren, errang der thatkräftige, feurige Jüngling durch mehrfache Siege über die räuberischen Slaven die Bewunderung und Liebe aller Ostgothen so, daß sie ihn auf den Vorschlag seines sterbenden Vaters 475 zu ihrem Herzog annahmen. Weil daher Leo's Nachfolger, der Kaiser Zeno, von den Gothen unter solcher Führung noch größere Befürchtungen hegte, so suchte er den ehemaligen kaiserlichen Pflegling durch Geschenke, Titelverleihungen und andere Ehrenbezeugungen, so wie dessen Volk durch Einräumung eines Theiles von Mösien zu bestimmen, sich feindlicher Angriffe auf das byzantinische Gebiet zu enthalten. Aber die noch an keinen Ackerbau und friedlichen Erwerb gewöhnten Ostgothen ließen sich dadurch nicht abhalten, sondern fielen nach wie vor, bald da, bald dort ein, und holten sich, was ihnen anstand.

Um sich daher dieser lästigen Nachbarn zu entledigen und zugleich den Odoaker zu demüthigen, veranlaßte Zeno unter der Hand den Theodorich zu dem Vorhaben, sich in Italien niederzulassen, und erbot sich, ihm über dieses Land das übrigens „längst verwirkte" Hoheitsrecht abzutreten. Theodorich und seine Gothen, denen ohnedieß ihre ungesunden und seit der Hunnenzeit zum Theil noch wüste liegenden Wohnsitze nicht gefielen, giengen mit Freuden darauf ein, und schon 488 fiengen die in Mösien wohnenden Gothen an, sich mit all' ihrer Habe nach Pannonien in Bewegung zu setzen, von wo aus dann im Frühling 489 das gesammte Ostgothenvolk, an welche sich rugische und andere Heimathlose anschloßen, seine Auswanderung begann.

Von Weibern und Kindern begleitet, mit Hab und Gut bepackt, 200,000 Streiter stark, gelangten die Ostgothen, nachdem sie auf ihrer 175 Meilen langen Wanderfahrt die Gepiden zwischen der Drau und Sau über den Haufen geworfen hatten, in ungestörter Ordnung an den Isonzo, an dessen Ufern ihnen Odoaker mit den Herulern den Weg zu verlegen suchte. Allein Theodorich erstürmte mit jugendlichem Heldenfeuer Odoaker's Lager (in der Nähe des durch Attila zerstörten Aquileja 490), nöthigte ihn zum Rückzug, schlug ihn dann abermal in der berühmten Schlacht bei Verona und drang bis Mailand und Pavia vor, während sich Odoaker mit den Trümmern seiner Macht in die stark befestigte und durchs Meer geschützte Stadt Ravenna warf.

In der Schlacht bei Verona wollte ein Theil der Gothen die Flucht ergreifen: da trat die hochherzige Mutter Theodorich's den Fliehenden entgegen, schalt ihre Feigheit und bewog sie zur Umkehr und zur Entscheidung des Siegs, den Theodorich erfocht.

Da Theodorich, von der Anerkennung des oströmischen Hofes begleitet, mit einem Schein von Berechtigung auftreten konnte, so öffneten ihm nicht nur die wichtigsten Städte Oberitaliens ihre Thore, sondern es strömten ihm auch aus ganz Italien viele Freiwillige zu und verstärkten seine Macht. Dennoch wagte der muthige Odoaker noch eine Schlacht an der Adda, aber Theodorich schlug ihn zum drittenmal und hielt ihn darauf in Ravenna eingeschlossen, während er fortfuhr, auch den übrigen Theil Italiens zu unterwerfen. Drei Jahre lang vertheidigte sich Odoaker in Ravenna, vergebens auf burgundische Hülfe aussehend, bis er sich, durch Hunger und Klagen der Einwohner genöthigt, dem von der Unterwerfung Italiens zurückgekehrten Theodorich gegen Zusicherung seines Lebens und seiner Freiheit am 3. März 493 ergab. Allein schon wenige Monate darauf wurde er sammt seinen Getreusten von der Hand oder auf Befehl des Siegers getödtet, sey's weil er diesem (wie Cassiodor angiebt) zum Mißtrauen Anlaß gegeben, oder weil dessen Herrschbegierde dadurch jeden künftigen Widerstand unmöglich machen wollte. Jetzt, da die Uebergabe von Ravenna die Eroberung des ganzen Landes vollendet hatte, ließ sich Theodorich als König von Italien begrüßen und der byzantinische Hof ertheilte, wiewohl nach langem Zögern, die Bestätigung.

2. Theodorich's Staatseinrichtungen. Sicherung und Abrundung der Gränzen. Innere Verwaltung. Des Königs Doppelstellung zu den Gothen und Römern. Arianismus der Ostgothen; religiöse Duldung. Theodorich's Verhältniß zu den germanischen Fürsten im Ausland. Spannung mit dem byzantinischen Hof. Kaiser Justin's Edict gegen die Arianer. Theodorich's Argwohn. Tod des Boethius und Symmachus. Des Königs Reue und Tod.

Mit großer Besonnenheit gieng nun Theodorich an die Einrichtung seines neuen Reichs, das sich durch ihn allmählig nach Innen und Außen zu einem „geordneten, auf möglichst rechtlicher Grundlage ruhenden" Staat ausbildete. Mit schonender Erhaltungspolitik gieng er nicht auf eine Verschmelzung der von ihm beherrschten beiden, sich in Sitte und Art so entgegenstehenden Volksnaturen aus: denn zu solchem Zweck hätten Theodorich und seine Gothen entweder eine rücksichtslose, rohe Gewaltsamkeit, mit der in der gleichen Zeit Chlodwig und seine Franken bei der Eroberung Galliens verfuhren, oder jenes Übergewicht höherer Geistesbildung besitzen müssen, wodurch einst Alexander mit seinen griechischen Bildungsmitteln den Orient umschmolz. Treu seiner mildern, gemäßigten, dabei aber strebsamen Gothennatur suchte er die beiden Nationen nur durch Begünstigung ihrer gesonderten Fortentwicklung einander zu nähern und ihre verschiedenen Kräfte dem Staatszwecke dienstbar zu machen.

Die lange friedliche Verbindung so ungleichartiger Volksthümer, bei der anfangs eines durch das andere gehoben und gestützt wurde, zeugt von einer „vorbedachten Planmäßigkeit", mit welcher der Stifter des ostgothischen Reichs bei seiner Staatseinrichtung verfuhr, und die in derselben vorkommenden Widersprüche rühren weniger von ihm her, als vielmehr eben von der für ihn unaufhebbaren politischen sowohl, als religiösen Ungleichartigkeit der also zusammengebrachten Elemente, in deren bloßen Zusammenfügung zwar nun einmal die Aufgabe des Ordners, aber auch der Keim des künftigen Verfallens lag.

Die bauende und schaffende Thätigkeit Theodorich's erstreckte sich äußerlich auf die Sicherung und Abrundung der Gränzen seines großen, außer Italien auch Sicilien, Rhätien, Noricum, Istrien, Dalmatien und Pannonien umfassenden Reichs, so wie auf die Erhaltung der Ruhe und Ordnung innerhalb dieser Gränzen durch ein nur auf gothische Kraft gestütztes Heerwesen; innerlich strebte sie durch eine zwar meist auf römischen Grundsätzen ruhende, aber doch die verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten berücksichtigende Verwaltung, vorzüglich durch eine für Römer und Gothen abgesonderte Rechtspflege, durch Hebung des den Römern überlassenen Handels und Gewerbwesens, so wie durch Beschützung der Kunst und Wissenschaft, endlich durch strenge Beobachtung religiöser Duldung die Wohlfahrt seiner gemischten Reichsunterthanen zu fördern.

Durch die große Ausdehnung der Nordgränze, welche das heutige Graubündten, Ober- und Niederöstreich, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, Bayern, Salzburg, Friaul, ferner östlich hin Dalmatien und West-Ungarn, westlich hin den Strich

zwischen den Alpen und der Rhone umfaßte, standen die Ostgothen nun in so naher Verbindung mit allen andern Germanenstaaten, daß dem Theodorich ein steter vermittelnder Einfluß auf dieselben möglich und von ihm auch auf das weiseste benutzt wurde. Zugleich machte ihm der Besitz aller Alpenpässe, die er durch starke Besatzungen verwahrte, seine herrschende Stellung in Italien möglich. Während er Italien und die Abendländer durch ein 100,000 Mann starkes Landheer schirmte, deckte er die Landesküsten zum Widerstand gegen die Vandalen und Byzantiner und zum Schutze des Handels durch eine Seemacht von 1000 Schnellseglern. Die gesammte Landesvertheidigung vertraute er aber nur seinen Gothen an, denen allein er die Waffenehre zugestand. Um ihren kriegerischen Sinn zu erhalten und vor Erschlaffung zu bewahren, theilte er Italien in 14 Lagerbezirke und hielt in denselben das Fußvolk, wie die Reiterei in beständiger Waffenübung, so daß Italien einem großen, stets schlagfertigen Feldlager glich.

Seinen römischen Unterthanen überließ er außer dem Ackerbau, zu dem er übrigens auch seine Gothen ermunterte, vorzugsweise den Betrieb der Gewerbe und des Handels, und in der Hof- und Staatsverwaltung behielt er, um die römische Eitelkeit zu schonen, alle von den Kaisern eingeführten Ämter sammt Titeln und Rangordnung derselben bei und übertrug auch meistens Römern die Leitung der verschiedenen Geschäftszweige, wobei er indeß nicht auf Geburt und Reichthum, sondern nur auf Tüchtigkeit sah. Er selbst aber legte sich die ganze Machtfülle bei, welche vorher die Kaiser gehabt hatten, berief und entließ die Beamten, bestimmte die Steuern, gab Gesetze, kurz übte alle Hoheitsrechte.

Die Rechtspflege ließ er möglichst unparteiisch, aber für beide getrennt verwalten: über Römer durften nur Römer nach römischen Gesetzen, über Gothen nur Gothen nach gothischem Herkommen Recht sprechen; nur bei gemischten Streitigkeiten zog er, zur Verhütung von Parteilichkeit, auch römische Richter bei.

So wie demnach der ganze Reichskörper in den meisten Beziehungen in gedoppelter Bahn sich bewegte, so hatte auch der König zu seinen Unterthanen eine Doppelstellung: den Römern gegenüber war er Autokrat oder Selbstherrscher, der Gesetze geben und aufheben —, den Gothen gegenüber beschränkter Wahlfürst und Heerkönig, der eigentlich ohne Beistimmung der Volksältesten weder alte Rechtsgebräuche abschaffen, noch neue einführen konnte. Wo jedoch das Ganze würde gelitten haben, wenn er diese Schranken unbedingt anerkannt hätte, stellte er beide Theile unter das gleiche Gesetz, wie z. B. als er zum Schutz des Eigenthums und der Frauenehre das Edictum Theodorici erließ. Eben so wurden Gothen, wie Römer der gleichen Grundsteuer unterworfen, obwohl sie von den Gothen nur ungern getragen wurde und auf den Römern nur darum mehr lastete, weil diese der ungesetzlichen Habgier der römischen Beamten weniger entgegenzutreten wagten, als die Gothen. Die Gewerbsteuern und Zollabgaben trafen aus dem obenangegebenen Grunde billigerweise nur die Römer.

Ungeachtet der vielen allerdings dennoch fortbestehenden Mißbräuche, die ihren Hauptgrund in der altvererbten Bedrückungskunst der römischen Beamten hatte, hob sich dennoch unter Theodorich's weiser Regierung der Wohlstand Italiens von Jahr zu Jahr. „Die Zertheilung der großen Landgüter in kleine Freiloose, welche fortan auch der Gothe allmählig seinerseits mit Lust bestellte, hob den tiefgesunkenen Feldbau; Gleichheit des Maaßes, Gewichts und der Münze, treffliche Straßen, von keinem Gesindel beunruhigt, Flüsse und Canäle belebten den innern Verkehr; mäßige Zölle und liebreiche Aufnahme der Fremden den äußern, meist auf Griechenland gerichteten Handel."

Theodorich selbst mied allen Prunk und unnöthigen Aufwand und seine Hofhaltung zu Ravenna war ein Abbild der einfachen, aber „bedeutsamen Persönlichkeit" dieses Königs, dessen Äußeres weniger schön, als „ausdrucksvoll" war.

Von dem Betrieb der Wissenschaften hielten sich die kriegerischen Gothen fern; doch verlieh Theodorich (obgleich er selbst nicht soll haben schreiben können, sondern nur mit den vier ersten Buchstaben seines Namens mittelst einer Blechform, in die sie eingeschnitten waren,

seine Befehle unterzeichnete,) den vorhandenen Bildungsanstalten seinen Schutz, behandelte kenntnißreiche Römer mit Auszeichnung, und wählte sich sogar aus ihnen den erfahrenen und vielseitig gebildeten Cassiodorus (s. K. 12, 1. a. E.) zu seinem ersten Minister, den Laberius zum prätorianischen Präfecten, den trefflichen Symmachus und den gebildeten Boëthius zu Räthen und Ministern.

Für die Kunst hatte Theodorich schon von seiner Jugend her aus dem Anblick der Prachtwerke von Constantinopel viel Sinn, so daß er einst in Rom, nach seinem Triumpheinzug, den er dort im Jahre 500 hielt, ein halbes Jahr lang verweilte, um die Meisterwerke und Alterthümer dieser Stadt recht zu betrachten. Gerührt von den Denkmälern ihrer alten Herrlichkeit, trug er für die Erhaltung und, wo es möglich war, Herstellung derselben Sorge. Auch ließ er vorzüglich in Ravenna, wo er im Kriege —, desgleichen in Verona, wo er im Frieden sein Hoflager hielt (daher in Sagen sein Name Dietrich von Bern), Kirchen und Paläste von eigenthümlich-großartigen Verhältnissen ausführen, in denen schon die Anfänge der mittelalterlichen Baukunst zu erkennen waren. Dies beweis't auch das Grabdenkmal, das er sich bauen ließ, ein Rundbau, dessen Kuppelgewölbe aus Einem Stein mit den Bildnissen der 12 Apostel den Marmorsarg zu enthalten bestimmt war.

Den Verwicklungen, die der Gegensatz des Arianismus der Gothen und des Katholicismus der Römer befürchten ließ, suchte er dadurch vorzubeugen, daß er beide Religionstheile bei ihren Rechten und Gütern schirmte, auch dem katholischen Glauben und Klerus Achtung erwies, Glaubensstreitigkeiten aber nicht zugab und Priestern keinen Einfluß in weltlichen Angelegenheiten gestattete, selbst aber sich aller Eingriffe in die Kirche enthielt, höchstens über streitige Bischoffswahlen entschied und Kirchenversammlungen berief und leitete.

Seine Heldenthat und Tapferkeit, wie seine Milde und Gerechtigkeit versetzte selbst die Römer, obschon sie ihn im Stillen als Barbaren und Ketzer ansahen, in staunende Begeisterung, und verschaffte ihm auch im Ausland solchen Ruhm, daß er mit den mächtigsten germanischen Fürsten Bande der Freundschaft oder Verwandtschaft knüpfen konnte, in der Absicht, zur Verhütung alles Kriegs und zur Förderung gegenseitigen Verkehrs sämmtliche germanische Stämme unter dem Schirm seines väterlichen Ansehens wie in einem großen Friedensbunde zu vereinigen. Allein der rohere Sinn einiger Stämme, insbesondere aber die wilde Eroberungssucht des Frankenkönigs Chlodwig, hinderte ihn an der Durchführung dieses großen Planes. Er war sogar genöthigt, gegen diesen seinen Schwager die Rechte seines jungen Enkels, des Westgothenkönigs Amalarich, mit den Waffen in der Hand zu schützen, und bei dieser Gelegenheit schlug er einen Theil Südgalliens (Gallia Narbonensis prima) und zwar das Land zwischen der Durance (Druentia) und dem Meere zu seinem ostgothischen Reiche, und öffnete sich dadurch die Verbindung mit Spanien, wo er die Herrschaft jenes seines Neffen und Mündels, also im Grunde seine eigene Herrschaft, befestigte.

Theodorich hatte nämlich Chlodwig's Schwester Audefleda zur zweiten Gattin genommen; von seinen drei Töchtern vermählte er die erste, Ostrogotha, mit dem Burgundenfürsten Siegmund, die zweite, Theudogotha, mit dem Westgothenkönig Alarich II, die dritte, Amalasuntha, mit dem Amaler Eutharich, den er zu seinem Nachfolger bestimmte; seine Schwester Amalfrieda gab er dem Vandalenkönig Thrasamund und seine Nichte Amalberga dem Könige der Thüringer Hermanfried. — Nicht nur suchten die Westgothen und Alemannen gegen die Franken, die Heruler gegen die Longobarden seine

Hülfe, sondern auch die Esthen und Lieven und selbst die Skandinavier ehrten ihn durch Geschenke. „Ja es gab kein Volk im Abendlande (sagt Jornandes) welches dem Theodorich, so lang er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte". Sein väterliches Verhältniß zu jenen germanischen Fürsten erhellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe an sie: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; Ihr seid junge Helden, mir gebührt, Euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr Euch von den Leidenschaften beherrschen laßt: denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen."

So waltete Theodorich der Große als ein Völkerhirt und Friedenshort unter seinen germanischen Stammverwandten, und das ganze Abendland zollte ihm Bewunderung. Nur mit dem byzantinischen Hof ließ es die Verschiedenheit der Politik, wie des Glaubens zu keiner Annäherung kommen, und einmal mußte Theodorich sogar einen offenen Angriff des Kaisers Anastasius abtreiben. Seit Theodorich sich einen Thronfolger aus dem Amalergeschlechte (den Eutharich, den Gatten seiner Tochter Amalasuntha) ohne die Einwilligung der Byzantiner erkoren hatte, stieg in Constantinopel der Mißwille gegen die arianische Ostgothenherrschaft, und erreichte vollends den höchsten Grad, als seine Römer, die er wegen einer Judenverfolgung strafen wollte, plötzlich anfiengen, ihn zu hassen und sich in Folge eines unklugen Waffenverbots, das er ihnen zu seiner Sicherheit aufzulegen für nöthig erachtete, mit Klagen über arianische Bedrückung an den byzantinischen Hof wandten. Plötzlich erschien Kaiser Justin's I Edict gegen die Arianer und fachte nicht nur im ganzen griechischen Reich die härtesten Verfolgungen gegen dieselben an, sondern regte auch die römischen Unterthanen Theodorich's so auf, daß sie über jene Verfolgungen ihren lauten Beifall äußerten, und Theodorich sich gedrungen sah, eine eigene Gesandtschaft, mit dem römischen Bischoff Johannes an der Spitze, nach Constantinopel abzuordnen und sich für die Verfolgten zu verwenden. Da seine Verwendung abgewiesen, die Person des Johannes aber an jenem Hofe mit den größten Ehren überhäuft wurde, so faßte Theodorich Mißtrauen gegen den Bischoff und ließ ihn nach seiner Rückkehr — gefangensetzen.

Mit diesem Schritt verlor der König den Boden der Besonnenheit. Seine bisherige Duldsamkeit gieng über in argwöhnische Härte. Neu hinzugekommene, wenn auch unbewiesene Anzeigen von staatsgefährlichen Umtrieben und verrätherischem Einverständniß römischer Großen mit dem Hofe von Constantinopel, verbunden mit dem bittern Gefühle, alle seine den Römern erwiesenen Wohlthaten mit Undank gelohnt zu sehen, trieben ihn vollends von der Bahn der Gerechtigkeit, und durch die Verhaftung und Folterung der angesehensten Senatoren, insbesondere durch die Hinrichtung des tugendhaften und gelehrten Boëthius und des eben so unschuldigen greisen Symmachus erscheint der bedauernswerthe Theodorich am Ende seiner langen, bis dahin so ruhmvoll geführten Regierung als ein Tyrann, unter dessen hartem Fußtritt die rechtgläubige Kirche schwer zu leiden hatte.

Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius (auch Boëtius), geb. 470 war einer der angesehensten Römer aus altem Geschlecht (er rühmte sich ein Nachkomme

Scipio's zu sein) besaß Theodorich's Vertrauen in hohem Grade: er wurde zum Consul, Patricius und zuletzt zum magister officiorum (Minister des Innern) erhoben. Dennoch erniedrigte er sich nie zum Schmeichler, vielmehr mäßigte er oft die Strenge des Königs und suchte in aller Weise das Loos der dem Fremdherrn Unterworfenen zu mildern. Als der Senator Albinus angeklagt wurde, gesagt zu haben, er hoffe einst noch Rom von fremder Herrschaft befreit zu sehen, that Boëthius die Äußerung: „Wenn das ein Verbrechen ist, so bin ich und der ganze Senat desselben schuldig!" Theodorich faßte bei jener Anklage einen Verdacht gegen den ganzen Senat und bald sah sich auch Boëthius in die Anklage verwickelt indem man ihm Schuld gab, er habe mit Albinus ein Schreiben an den Kaiser unterzeichnet, worin derselbe zur Befreiung Italiens aufgefordert worden. Da zwei falsche Zeugen dies bestätigten, so wurde Boëthius zu Pavia in's Gefängniß geworfen und der feige Senat bestätigte das Urtheil seines Todes und der Einziehung seiner Güter. Als Boëthius dieß vernahm, rief er aus: „O daß doch keiner in diesem Senate mit mir desselben Verbrechens schuldig befunden werden möchte!" Die kurze Frist bis zu seiner Hinrichtung benützte er zur Abfassung einer Abhandlung „Vom Troste der Philosophie" (im Mißgeschick). — Der edle Mann wurde erdrosselt und mit Stockstreichen vollends getödtet. Seine Zeitgenossen beweinten ihn als einen Märtyrer. Als sein als Redner berühmter greiser Schwiegervater Symmachus ihn zu beklagen wagte, glaubte man, er werde jenen rächen wollen, und so fiel auch er als ein Opfer despotischen Argwohns. — (Von des Boëthius übrigen Schriften, die von seiner edlen Gesinnung zeugen, siehe ein Näheres in Kap. 13, 1.)

Doch schon ein Jahr darauf folgte die Strafe: Theodorich's Gewissen erwachte plötzlich (man sagte, beim Anblick eines auf die Tafel gebrachten, das Maul aufsperrenden großen Fisches, der ihm das Bild des getödteten Symmachus in die Erinnerung gebracht habe) und von tiefer Reue ergriffen, erkrankte Theodorich und starb drei Tage darauf (526), nachdem er zuvor seinem Enkel Atharich, den er an der Stelle seines bereits gestorbenen Vaters Eutharich zur Thronfolge bezeichnete, und seiner Tochter Amalasuntha, der er bis zu dessen Mündigkeit die Reichsverwesung übertrug, noch die ernste Ermahnung gegeben hatte, sich niemals vom Boden des Rechts zu entfernen.

Allein das frühere, ohnedieß bloß durch die Charakterstärke dieses Königs bewirkte ruhige Nebeneinanderstehen der Gothen und Römer blieb fortan gestört, und wenn auch noch auf kurze Zeit die Klugheit seiner Tochter zusammenhielt, was aus nationaler und religiöser Verschiedenheit sich abstieß, so mußte doch das unnatürlich Verbundene auseinanderfallen, sobald Unverstand und Thorheit von Innen, Gewalt und List von Außen sich die Hand zur Zerstörung reichten. (XIV. 1, 3.)

Was übrigens Theodorich's politische Schöpfung im tiefern Grund zu einer nur kurz vorübergehenden machte, war der Mangel an einer höhern Kraft und Einheit, deren freilich der Arianismus, dem er mit seinem Volke huldigte, nicht fähig war, weil demselben, als dem Producte einer Buhlschaft christlicher Theologie mit heidnischer Philosophie, der eigentliche lebendige Glaubenskern abgieng, der allein, selbst dann noch, wenn er von lästiger Schale umhüllt ist, eine dauernde Frucht giebt. Hätten Theodorich und seine Gothen es vermocht, von der ihnen sich darbietenden römisch-christlichen Bildung dasjenige anzunehmen, was dem Christenthum eben die volle, weltüberwindende Kraft giebt, so hätte er mit den übrigen, in der verhältnißmäßig unverdorbenen Natur gerade seines Volkes liegenden Mitteln und Kräften einen Staatsbau gründen können, der von län-

gerer Dauer und tiefer eingreifenden Wirkung auf die Zukunft gewesen wäre. Derselbe Mangel mit denselben Folgen hatte sich schon bei dem, was Odoaker und seine Heruler und was die Sueven in Spanien schufen, gezeigt und sollte sich weiter noch bei dem Vandalenreich, wie nicht minder selbst bei dem Westgothenstaat (in Gallien wenigstens), als der innerste Grund national-individuellen Untergangs erweisen: denn im Arianismus lag die platte Unmöglichkeit zu dauernden socialen Schöpfungen. Glaubenssysteme, die auf menschlicher Autorität ruhen, befriedigen auf die Länge kein Volk: der letzte Grund aller Ordnung, der Völker sich unterwerfen sollen, muß ein göttlicher sein; ohne ihn schwindet früher oder später ihr Werk sammt ihnen selbst aus der Reihe der Lebendigen.

12. Kapitel. Die Gründung des Frankenreichs.

1. Die salischen und ripuarischen Franken. Die Merowinger. Childerich's Flucht zu den Thüringern und Rückkehr. Chlodwig's Sieg über den letzten weströmischen Statthalter und Eroberung Galliens bis an die Loire. Zustand Galliens in der letzten Zeit der Römerherrschaft.

Zwei Jahre zuvor, da Theodorich der Große sein Ostgothenreich in Italien errichtete, hatte die Gründung des Frankenreichs in Gallien begonnen. Die Franken, von deren Entstehung oben (K. 1, 5. K. 9, 3.) die Rede war, hatten sich vom 1. bis 5. Jahrhundert n. Chr. am untern Rhein und dessen Ausflüssen in der Art ausgebreitet, daß die salischen Franken (auch Sigambern genannt), die batavische Halbinsel und die westliche Gegend der Maas oder den Landstrich zwischen Tongern und dem Zusammenfluß der Waal und des Rheins inne hatten, die Unterfranken aber (von den Römern Riparier oder Ripuarier genannt) auf beiden Seiten des Niederrheins, von Köln aufwärts, von den Ardennen abwärts, östlich bis über die Ruhr, westlich bis zur Maas wohnten.

Oben (K. 2, 5.) ist schon bemerkt worden, daß sich im 3. Jahrhundert der Name Franken auch über die Amsibarier und Katten verbreitet hat; jene waren der Kern jener Uferfranken, diese der Kern der sogenannten Oberfranken, welche das Land vom Thal der Sieg und Diemel bis an die Murg und Enz, durch den Lauf des Kochers, der Jaxt, der Tauber und des Mains bis in seine obern Thäler an der Mündung der Rednitz und Werra einnahmen. — Das Wort Franke leitet man gewöhnlich von frank d. i. frei ab; ein neuerer Forscher leitet es von wrang d. i. wild ab, eine Ableitung, die auf das sittenlose Auftreten der Franken bei ihren Eroberungszügen passen würde, indem sie bei denselben nicht wie die Gothen, Burgunden, Vandalen mit Weib und Kind auszogen, sondern nur als Gefolgschaften beutelustiger Jugend unter einem Gefolgsherrn oder Heerkönige, woraus sich auch eben jenes wildere, sittenlosere Auftreten erklärt. — Was die Sprache der Franken betrifft, so stellt Jac. Grimm sie zwischen die ober- und niederdeutsche d. i. zwischen die sächsische und alemannische. Diese Stellung haben auch die Franken selbst; sie bildeten den Mittelpunct und Kern der deutschen Stämme, und wo sie mit andern deutschen Stämmen zusammentreffen, ist jedesmal der fränkischen Streitaxt, der sogenannten Franciska, der Sieg gewiß.

Als ersten fränkischen König nennt man den Faramund, dessen Sohn Chlodio (Chlojo) von Dispargum (wahrscheinlich Duisborch in Brabant) auch bis an die Somme vordrang, Kammerich (Cambray) eroberte und zugleich Herr der salischen und ripuarischen Franken gewesen zu sein scheint. Nach seinem Tode (450) wurde sein älterer Sohn Merwig (Mervey, Merovänus, bei Gregor von Tours: Merovechus) Herr der salischen, — sein jüngerer Sohn Herr der ripuarischen Franken, und zur Zeit des Hunneneinbruchs stand jener auf Attila's, dieser auf der Römer Seite. Nach dem Tode Merwig's, dessen Nachkommen Merwinger oder Merovinger hießen (wiewohl Andere diesen Namen von Merve, dem Ausfluß der Maas nach ihrer Vereinigung mit der Waal, oder von einem Schloß Merve bei Dortrecht ableiten), herrschte sein Sohn Childerich so sittenlos und willkührlich über die Salier, daß sie ihn vertrieben und sich unter die Oberhoheit des römischen Statthalters Ägidius begaben, der nur noch das Umgebiet von Paris, Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens behauptete, während alle übrigen Theile Galliens sich dem römischen Joche entwunden hatten (K. 9, 3. a. A.).

Nach acht Jahren kehrte Childerich aus Thüringen, wo er bei dem Könige Bisinus (auch Basinus) eine Zuflucht gefunden hatte, zu den Franken zurück, welche, über den römischen Steuerdruck erbittert, ihn gern wieder aufnahmen und unter seiner Führung die Römer aus ihrem Lande trieben. Einige Zeit darauf erschien bei ihm die Gemahlin des thüringischen Königs, Namens Basina, die ihren Gatten verlassen hatte, um fortan mit Childerich zu leben. Er nahm sie auf und die Frucht dieser ehebrecherischen Verbindung war — Chlodwig (Chlodovechus, französisch Chlovis, deutsch Ludwig), der im J. 466 geboren wurde.

Die Thüringer, als deren erster König der obengenannte Bisinus erscheint, waren eine Völkereinigung, die seit ihrem ersten Vorkommen im 5. Jahrhundert nicht bloß über die alten einst so mächtigen Hermunduren an der Werra bis zur Elbe, sondern nach der Auflösung des Hunnenreichs sich auch südöstlich bis zur Donau ausdehnte, wo früher die Naristker und Markomannen genannt wurden.

Obiger Bericht des Gregor von Tours (in seiner Hist. eccl. Francorum) gehört allerdings der beglaubigten Geschichte nicht an, sondern ist von ihm wahrscheinlich aus einer Volkssage geschöpft. Was Gregor weiter über Childerich mittheilt, ist sodann römischen Quellen entlehnt. Was die Kritik im Wesentlichen daraus entnehmen kann, ist folgendes: Childerich half dem gallo-römischen Statthalter Ägidius als Bundesgenosse die denselben an der Loire angreifenden Sachsen bei Orleans bekämpfen. — Nach dem Tode des Ägidius, der 464 durch Hinterlist (an Gift) starb, überkam dessen Sohn Syagrius, ein durch Sittenstrenge und Weisheit ausgezeichneter Mann, die römische Statthalterschaft, konnte sich aber ebenfalls nur mit fränkischer Hülfe gegen die Sachsen und wider die nun auch gegen die Loire heraufdrängenden Westgothen behaupten. — Weil nun auf diese Weise Childerich als ein Freund der Römer erschien, so ist erklärlich, daß in vielen Gallo-Römern jener Gegenden der Wunsch entstand, es möchte das bedrängte Land lieber der fränkischen Herrschaft anheimfallen, zumal Childerich, der Heide, sich ihrer katholischen Religion stets freundlich erwies, während sie in dieser Beziehung die arianischen Westgothen und Burgunden mehr zu fürchten hatten. — (Vgl. Löbell Gregor v. Tours und seine Zeit; und Junghans die Gesch. Childerich's u. Chlodvech's (1857.) — Childerich starb im Jahre

481 und wurde zu Dornik (Tournay), der Hauptstadt seines salischen Gebietsantheils (denn es gab damals noch mehrere salische Frankenkönige d. i. Stammhäupter mit dem Königstitel), begraben; sein Grab hat man an 1200 Jahre darnach (i. J. 1653) daselbst wieder aufgefunden; es enthielt sein $5^1/_2$ Schuh langes Gerippe und nebst seinem Schwert und andern Kleinodien zwei Siegelringe, auf deren einem sein Name stand. — Das ganze salische Gebiet bestand aus 4 je in 4 Gaue getheilten Haupttheilen: dem Teisterbant, Bracbant der Haskanja und dem Austrobant.

Nach Childerich's Tode folgte ihm, dem Erbrechte gemäß sein Sohn Chlodwig in der Herrschaft des Gaukönigthums, ein zwar erst 15jähriger, aber kecker, thatenmuthiger Jüngling, den eine Mischung von wilder Barbarenkraft mit listiger Verstellungskunst eben so geschickt machte, seine rohen Kriegsmänner mit der Streitaxt zu bändigen, als Zwietracht unter seinen Nebenbuhlern zu stiften, um aus ihrem Verderben seinen Vortheil zu ziehen.

Einzig auf Erweiterung seiner Herrschaft bedacht, verbündete sich Chlodwig in seinem 20. Jahre mit seinem Vetter Ragnachar, dem fränkischen Gaukönig von Cambray, und schickte dem römischen Statthalter Syagrius, der seit dem Falle Westroms durch Odoaker eine unabhängige Stellung in seinem gallischen Gebiete einnahm, eine Ausforderung zur Schlacht, die dieser annahm. Chlodwig zog mit 5000 Franken aus und sein Ungestüm siegte 486 bei Soissons; Syagrius floh nach Toulouse zu dem minderjährigen westgothischen König Alarich II (Eurich's Sohn K. 10, 1 u. 11, 2.), ward aber von demselben aus Furcht ausgeliefert und von Chlodwig in der Stille enthauptet.

Da schon längst (besonders unter Childerich) in diesem Gebiete viele Franken sich niedergelassen hatten, die dem Sieger und seinem Kriegsgefolge gleich zufielen, so unterwarfen sich zuerst die gallischen Städte bis an die Seine, bis wohin die Herrschaft des Syagrius gereicht hatte, der fränkischen Herrschaft. So war denn der letzte Rest der von Julius Cäsar in Gallien gestifteten Römerherrschaft (540 Jahre nach Ariovist's Vertreibung) verschwunden. In Soissons schlug Chlodwig sein Hoflager auf. Darauf unterwarf er sich, gleichfalls nicht ohne Kampf, die Lande zwischen der Seine und Loire, und nur das Gebiet im äußersten Nordwesten, wo sich Briten als Bretonen niedergelassen hatten, erhielt sich noch frei.

Wie groß das Verderbniß der unter römischer Herrschaft gestandenen Städte in Gallien war, beweist Salvian, Bischoff von Massilia, der als Augenzeuge von der Einnahme der Städte Trier, Mainz, Köln durch die Uferfranken im Anfange des 5. Jahrhunderts (413) sich also vernehmen läßt:

„Mitten in dem Gräuel der Verwüstung sah ich die Sitten der Einwohner von Trier verderbter, als ihre Habe; denn wiewohl sie schon ausgeplündert und fast entblößt waren, besaßen sie doch noch mehr Vermögen als Zucht. — Greise in Ehrenämtern, bejahrte Christen, fröhnten beim herannahenden Untergange noch dem Trunk und der Üppigkeit; die Ersten der Stadt lagen, ihrer Würde, ihres Alters, Standes und Namens vergessend, an den Tafeln der Schwelgerei und brüllten im trunkenen Muth nach bacchantischer Weise. Kaum machte die Erstürmung der Stadt diesen Schändlichkeiten ein Ende. Als die Stadt eingenommen und beinahe in einen Schutthaufen verwandelt war, als neue Gattungen des Elends auf die Bewohner hereinbrachen, die bei der Erstürmung dem Tod entgangen waren, als einige langsamen Todes an ihren Wunden, andere an den Verletzungen, die sie in der allgemeinen Feuers-

brunst erhalten hatten, starben; als Manche vor Hunger verschmachteten, Andere vor Kälte erstarrten: als auf den Straßen nackte und verstümmelte Leichname beiderlei Geschlechts von den Hunden herumgeschleppt wurden, der Leichengeruch der Verstorbenen, die Pest der Lebendigen, und Tod vom Tod ausgehaucht wurde, — da verlangten die wenigen Vornehmen, welche die Zerstörung überlebt hatten, noch — circensische Spiele!" Ähnliches erzählt er von dem Gräuel der Verwüstung in Mainz und Köln, welches letztere darauf der Sitz eines fränkischen Königs wurde. So war es denn kein Wunder, daß, da römische Staatskunst es gleichsam darauf angelegt hatte, in ihren Provincialen allen Geist und alles bessere Volksleben zu tödten, es (nach Salvian) an vielen Orten Galliens einstimmiges (an Off. 8, 4 erinnerndes) Gebet des Volks war, daß die Barbaren kommen und dem römischen Wesen ein Ende machen möchten. Es ist daher eine unrichtige Vorstellung, wenn man, französischen Geschichtschreibern folgend, annimmt, in Gallien sei „ein freies, würdiges und sicheres Dasein plötzlich von einer wild daher brausenden Bewegung zerrissen und verschlungen" worden. Auch stellt man sich die in Folge der Eroberung eintretende Umwandlung viel zu plötzlich vor und knüpft eben so unrichtig die Veränderungen, welche das erst später sich ausbildende Lehens- oder Feudalwesen in Land und Volk hervorgebracht hat, zu unmittelbar an den ersten Act der fränkischen Eroberung an. Was sich durch Chlodwig's Besitznahme zunächst in den Verhältnissen der Sieger und der Besiegten änderte, wird K. 12, 3. a. E. angegeben werden.

2. Das Reich der Burgunden. Klothilde. Die Chlodwigsschlacht bei Zülpich. Chlodwig's Taufe und Eintritt in die rechtgläubige Kirche. Die Burgundenschlacht bei Dijon. Die Westgothenschlacht bei Vouglé und Verdrängung der Westgothen. Theodorich's des Großen Dazwischentritt. Chlodwig, römischer Patricius und Alleinherr der Franken. Sein Tod. Chlodwig's Bedeutung.

So lange die neue Besitzung rings von Westgothen, Burgunden, Alemannen und Armorikern umschlossen war, mußten sie dem Eroberer sehr unsicher erscheinen und ihm daher der Gedanke an weitere Ausdehnung seiner Eroberung nahe liegen. Daher vermählte er sich mit **Klothilde** (Chrotechildis), der Tochter des von ihrem Oheim erschlagenen burgundischen Königs Hilperich, die ihm mit der vermeintlichen Pflicht der Blutrache die Aussicht zubrachte, seine Macht auf Kosten der Burgunden zu vergrößern und dadurch sowohl, als auch durch ihre Versuche, ihren Gatten zum Christenthum zu bewegen, einen großen Einfluß auf die Zukunft des Frankenreichs gewann.

Die **Burgunden** waren seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts von ihren Rheinsitzen aus, wo sie das katholische Christenthum der von ihnen besiegten Gallier angenommen hatten, tiefer in Gallien eingedrungen und hatten dort durch Vergleiche mit den Römern (414 und 436) Wohnsitze um die Rhone und Saone, in Helvetien und Savoyen, gewonnen, wo ein Theil von ihnen das katholische Christenthum mit dem arianischen der benachbarten Gothen vertauschte. — Seit 465 hatte sich ihr Reich weiter über den ganzen Südosten Galliens ausgebreitet und stand seit 470 durch Erbtheilung unter vier Brüdern, von denen **Gundobald** (auch Gundobad, als Patricius der mächtigste) in Lyon, Hilperich in Genf, Godegisel in Besançon (Bisanz) und Godemar in Vienne seinen Regierungssitz hatte. Ihre Uneinigkeit führte zu einem Bruderkrieg, in welchem Gundobald siegte und seine Brüder Hilperich und Godemar gefangen bekam. Der letztere gab sich selbst den Tod; den erstern mit zwei Söhnen ließ Gundobald enthaupten und dessen Gattin in der Rhone ertränken; die beiden Töchter desselben blieben am Leben; die eine, Chrona,

gieng in ein Kloster, die jüngere, die durch Schönheit und Klugheit ausgezeichnete Klothilde nahm er sammt ihres Vaters Schätzen mit nach Lyon; das Gebiet von Genf aber überließ er seinem Bruder Godegisel.

Als Chlodwig um Klothildens Hand werben ließ, wollte Gundobald sie anfangs trotzig verweigern, weil er besorgte, der Franke möchte auch ihr Erbgut fordern; aber, gedrängt von seinen Burgunden, welche Furcht vor den Franken hatten, gab er sie sammt ihres Vaters Schätzen heraus. Klothilde folgte mit Freuden den Brautwerbern, in der Hoffnung, durch Chlodwig Blutrache an ihrem Oheim nehmen und zugleich den bis dahin noch heidnischen Frankenkönig zur Annahme des Christenthums bewegen zu können, dem sie nach dem katholischen Bekenntnisse zugethan war, während ihr Oheim Arianer war. Wie es aber um Klothilden's Christenthum stand, erkennt man daraus, daß sie gleich auf dem Weg nach ihrer neuen Heimath ihre fränkischen Begleiter bat, sie durch Niederbrennung der burgundischen Orte, durch die sie kam, an ihrem tyrannischen Oheim zu rächen, und daß sie, als dies geschah, mit Dank gegen Gott auf die brennende Landschaft zurückblickte! In Soissons fand die Vermählung um das Jahr 493 Statt, und mit Vertrauen und Hoffnung blickten die von Chlodwig beherrschten Gallo-Römer auf ihre neue Königin, die ihren Glauben theilte.

Lange auch waren ihre Versuche, den wilden Chlodwig zu bekehren, vergeblich, zumal er den Tod des ersten Sohnes Ingomar, den sie ihm gebar, der Taufe desselben zuschrieb, die er auf Klothilden's Bitten zugelassen hatte. Doch neigte sich sein Schwanken im Glauben schon nach der christlichen Seite hin; sonst würde er nicht auch die Taufe seines zweiten Sohnes Chlodomir zugelassen haben. Den ersten Unterricht im Christenthum ertheilte dem Chlodwig der Priester Vedastus, der vom Metropoliten Remigius von Rheims in der Folge zum Bischoff von Arras geweiht wurde.

Ehe Chlodwig den Krieg mit den Burgunden, wozu Klothilde ihn eifrig antrieb, beginnen konnte, mußte er seinem Vetter Siegbert, dem Könige der ripuarischen Franken in Köln, gegen die Alemannen zu Hülfe ziehen, die, seit sie die von den Burgunden verlassenen Rheinsitze besetzt hatten, sich immer weiter rheinabwärts in das Gebiet der Uferfranken eindrängten und für diese sowohl, wie für Chlodwig gefährliche Nachbarn wurden. Es kam zwischen beiden Theilen 496 zur geschichtlich merkwürdigen Schlacht bei Zülpich (Tolbiacum, am Ursprung der Roer, zwischen Bonn und Aachen) und sein in der Bedrängniß der heißen Schlacht dem Christengott gethanes Gelübde verhalf ihm zu einem Siege, der nicht nur für die Oberherrschaft der Franken über die mächtigen Alemannen und in weiterer Folge über das übrige Gallien, sondern auch für die Bekehrung der Franken zum Christenthum entscheidend war. Mit Chlodwig's Taufe, die er zu Rheims in demselben Jahre, und zwar nicht nach dem arianischen, sondern nach dem athanasianischen Bekenntnisse, mit sich vornehmen ließ, trat das Volk der Franken erst recht in die Weltgeschichte ein, in der es eine so bedeutende Sendung auszurichten hatte.

So wie einst die Constantinsschlacht bei Rom gegen Maxentius für den Sieg des Christenthums im Allgemeinen entschied, so war die Chlodwigsschlacht bei Zülpich für den Sieg der rechtgläubigen Kirche über den im Abendlande wieder so mächtig emporgekommenen Arianismus von entscheidenden Folgen. — Schon neigte sich in dieser Schlacht der Sieg auf die Seite der Alemannen, da rief Chlodwig zum Gotte seiner Gemahlin: „Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen; denn meine Götter verlassen mich:

wenn du mir in dieser Noth beistehst, will ich an dich glauben!" Der Kampf erneuerte sich; der Alemannenherzog fiel; sein Volk floh und Chlodwig zog als Sieger durch die schönen alemannischen Gaue am Mittelrhein und Main, welche nun Landeigenthum des fränkischen Königs wurden und nach der Flucht der meisten alemannischen Einwohner sich mit neuen Ansiedlern füllten, die den Namen Oberfranken führten (vgl. 1, 5.). Auch die Alemannen im Elsaß und in Helvetien erkannten die fränkische Herrschaft an. — Was den Ort der Schlacht betrifft, so läßt es sich nicht erweisen, daß sie bei Zülpich, wie man bisher annahm, vorfiel. Neuere Forschung macht es wahrscheinlich, daß sie am obern Rhein, als ihn Chlodwig überschreiten wollte, geschlagen wurde.

Nach beendigtem Feldzug eilte Klothilde in Begleitung des h. Remigius dem siegreichen Gemahl bis in die Champagne entgegen, um ihn an die Erfüllung seines Gelübdes zu erinnern. Erfreut grüßte Chlodwig seine Gemahlin mit den Worten: „Chlodwig hat die Alemannen und du hast Chlodwig überwunden!" und Klothilde entgegnete: „dem Herrn der Heerschaaren gebührt die Ehre des zweifachen Siegs!" — Klüglich aber erforschte Chlodwig erst die Gesinnung seiner Franken, und als sie in einer Versammlung erklärten, daß sie ihre sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gotte folgen wollten, den Remigius predige und der den Franken so wunderbar den Sieg verliehen habe, so zog Chlodwig am Weihnachtsfeste 496 mit 3000 seiner Edlen, alle mit weißen Kleidern angethan, durch die festlich geschmückten Straßen von Rheims in die hell erleuchtete und von Weihrauch duftende Kirche, um sich mit ihnen taufen zu lassen. Beim Eintreten fragte er den ihn führenden Bischoff ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dieß das Reich, welches Ihr mir versprochen habt?" — „Nein, antwortete Remigius, sondern nur der Weg, der in dasselbe führt". (Einen ähnlichen lebhaften Eindruck auf seine noch sinnlich-kindische Vorstellung machte die Leidensgeschichte Jesu, bei deren Anhörung er, von kriegerischem Feuer ergriffen, ausrief: „Wär' ich doch mit meinen Franken dabei gewesen, so wäre solche Schmach nicht ungerächt geblieben!") Als darauf das Taufbecken mit Wasser gefüllt und der Balsam ausgegossen wurde und die wohlriechenden Wachskerzen flammten, so daß die Franken meinten, „Luft des Paradieses zu athmen", sprach der Bischoff zu dem herantretenden König: „Beuge nun, stolzer Sigambrer, demüthig deinen Nacken! bete an, was du sonst verbrannt, und verbrenne, was du sonst angebetet hast!" — Darauf legte der König das Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott ab, ward getauft, mit dem h. Öle gesalbt und dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Auch eine seiner Schwestern, Audefleda, die noch eine Heidin war und in der Folge Theodorich den Großen heirathete, wurde mitgetauft; eine andere Schwester, Lantechilda, die schon Arianerin war, nun aber auch die Gottheit Christi bekannte, erhielt die Salbung.

Weil an den andern germanischen Königen der Arianismus seine Hauptstütze hatte und selbst der griechische Kaiser Anastasius damals in der arianischen Häresie stack, Chlodwig also dazumal der einzige rechtgläubige König in der Christenheit war, so gab ihm der römische Bischoff Anastasius den Beinamen „der Allerchristlichste", den seitdem alle Nachfolger Chlodwig's auf fränkischem Throne trugen. — Die Wichtigkeit dieser Bekehrung suchte auch die Legende zu bezeichnen, indem sie erzählt, daß, als bei Chlodwig's Taufe, das h. Chrisma oder Salböl fehlte, weil der Priester, der es herbeitragen sollte, nicht durch die Volksmenge hindurchdringen konnte, auf das Gebet des Bischoffs Remigius eine weiße Taube vom Himmel herabgeflogen sei und mit ihrem Schnabel ein Fläschchen geweihten Öls (die Ampulla) gebracht habe, (woraus in der Folge jeder König Frankreichs gesalbt wurde). — Wenigstens hat die christliche Kirche darin Recht, daß sie in solchen Wendepuncten des Menschheitsgeschicks Wirkungen des Geistes Gottes erblickt.

Die Einheit des Bekenntnisses, in welcher die altkatholische Kirche ihre Stärke hatte, wurde auch forthin die Stärke des fränkischen Reichs. Mit dem Eintritt in die katholische Kirche hatte sich Chlodwig die Ergebenheit der gallischen Bischöffe (wie besonders aus einem Briefe des Bischoffs Avitus von

Vienne an Chlodwig erhellt) und durch sie das Zutrauen aller seiner römischen Unterthanen gewonnen, so daß sogar bald auch die freien Städte Armorika's ihn als ihren Schutz- und Oberherrn erkannten. Auch der Bischoff Anastasius von Rom bezeugte ihm in einem Schreiben seine große Freude und hofft von ihm, daß er der Kirche eine eherne Säule werde. — Die übrigen Franken folgten dem Beispiele Chlodwig's und seiner Großen nur nach und nach, und erst im Laufe eines ganzen Jahrhunderts wurde das Frankenreich in Gallien vollends zu einem christlichen Staat.

Fortwährend angetrieben von Klothilde und ihrem Oheim Godegisel, der seinem Bruder Gundobald nicht traute und selbst nach der Oberherrschaft trachtete, zog Chlodwig nun zum Rachekrieg aus und traf 501 bei Dijon auf die ganze Macht der Burgunden. Godegisel hatte zum Schein seinem Bruder Zuzug geleistet; aber mitten in der Schlacht gieng er zu Chlodwig über, so daß Gundobald unterlag und nach Avignon floh, wo er sich jedoch so lange tapfer vertheidigte, bis Chlodwig ihm Frieden gewährte. Er mußte Zins und Heeresfolge versprechen und seinem Bruder Genf und Vienne überlassen. Späterhin jedoch, als Chlodwig anderwärts beschäftigt war, überfiel Gundobald seinen Bruder zu Vienne und eroberte durch Verrath die Stadt. Godegisel floh in eine Kirche und wurde mit dem römischen Bischoffe ermordet; alle, die es mit ihm gehalten, verfielen dem gleichen Geschicke. So machte sich Gundobald zum Herrn des ganzen burgundischen Reichs. Da er durch den Schutz des Ostgothenkönigs Theodorich gedeckt war, wagte Chlodwig es nicht, ihn weiter anzugreifen, und so regierte Gundobald unabhängig von den Franken bis an seinen Tod (516). Während seiner Regierung bemühte er sich, durch Begünstigung der katholischen Romanen die Einheit in seinem Reiche zu befördern. Auch erwarb er sich durch ein eigenes Gesetzbuch einen großen Ruhm. Chlodwig ließ ihn aus Politik ungestört.

Da die Westgothen den Burgunden beigestanden und ohnedies wegen vieljährigen Gränzzwistes Franken und Westgothen in steter Spannung gegen einander waren, so richtete sich Chlodwig's nächste Rüstung gegen sie; indessen vermittelte der ostgothische König Theodorich, (König Alarich's Schwiegervater und Chlodwig's Schwager), einen Vergleich, so daß beide Könige in einer Zusammenkunft auf einer neutralen Insel der Loire (in der Nähe von Amboise) anscheinend als Freunde schieden.

Eine Zeit lang verhielt sich Chlodwig ruhig, wie es scheint, weil er (nach einer alten Angabe) zwei Jahre zu Paris an einem kalten Fieber krank darnieder lag, von dem ihn der h. Severin geheilt haben soll. Inzwischen aber gaben Klagen der Katholiken im Westgothenreich, welche vom arianischen Druck viel zu leiden hatten, insbesondere die Verjagung eines ihrer Bischöffe, dem Frankenkönig willkommenen Anlaß, seine Großen in einer Versammlung zu Paris zu überzeugen, daß man Ketzern das schönste Land Galliens nicht länger lassen dürfe, sondern ausziehen müsse, es „mit Gottes Hülfe" zu gewinnen! Man rüstete. Zu Hülfsgenossen hatte Chlodwig die ripuarischen Franken

unter Siegberts Sohn Chloderich und sogar den Burgundenkönig Gundobald, der den Westgothen wenigstens die Verbindung mit den Ostgothen in Italien erschwerte. Den durch lange Ruhe schlaff gewordenen Westgothen fehlte es an Kriegsübung, ihrem Könige an ausreichenden Geldmitteln, und die Romanen seines Landes hielten es der Religion wegen im Herzen mit den Franken. Nachdem Chlodwig die Loire und die Vienne überschritten hatte, kam es 507 zur Schlacht bei Vouglé, (Cloué) oberhalb Poitiers, in welcher die Franken in ihrem neuen Glaubenseifer die Westgothen schlugen und Chlodwig selber den König Alarich beim Aufeinanderrennen durchbohrte; die übrigen Westgothen flohen und nur die tapfern Auvergnaten hielten Stand und fielen alle (bis auf ihren Führer, den Sohn des Bischoffs Apollinarius) im Kampfe. — Diese Schlacht entschied das Geschick der Westgothen in Gallien. Chlodwig's (natürlicher) Sohn Theuderich unterwarf dann die Auvergne und alle westgothischen Städte bis zur Gränze der Burgunden. Chlodwig selbst überwinterte in Bordeaux, und im folgenden Frühling öffnete sich dem Sieger selbst die westgothische Hauptstadt Toulouse, wo Alarich's ganzer Schatz in seine Hände fiel.

Schon war ihm auch ganz Aquitanien zugefallen und ohne Zweifel wären die über die Thronfolge uneinigen Westgothen wohl über die Pyrenäen zurückgedrängt worden, wenn nicht des Ostgothenkönigs Theodorich's bewaffnete Dazwischenkunft (K. 11, 4) seinem Enkel Amalrich, Alarich's Sohne, von dem, was die Westgothen in Gallien besaßen, wenigstens das heutige Languedoc mit dem südlichsten Theile Aquitaniens gerettet hätte, während das Land von den Cevennen und der Garonne an bis an die Loire fränkisch, die Provence aber ostgothisch wurde.

Theodorich's Dazwischenkunft fällt in das Jahr 508. Er selbst zog nicht mit aus, sondern schickte ein Heer unter den Grafen Ibbas und Tulum nach Gallien, das die Franken in einer bedeutenden Schlacht (wahrscheinlich südlich von der Durance) besiegte. In Folge dieses Siegs gelangte dieser Theil Galliens in Theodorich's Besitz. Sein Enkel Amalarich Alarich's Sohn, damals noch ein Kind, war nach Spanien gerettet worden, und die Westgothen in Gallien hatten sich in der Noth einen König, Namens Gesalich (einen natürlichen Sohn Alarich's) gegeben, der sich aber in Gallien gegen die Burgunden, die ihm Narbonne abnahmen, nicht halten konnte, sondern mit Schimpf bedeckt nach Spanien floh, wo er sich in Barcelona hielt, bis Theodorich's Heer unter Ibbas 510 auch in Spanien einrückte, ihn schlug und nach Gallien zu fliehen zwang, wo er in Gefangenschaft gerieth und auf Befehl Theodorichs getödtet wurde. Theodorich übernahm hierauf die vormundschaftliche Regierung für seinen Enkel in Spanien und behielt sie bis an sein eigenes Ende 526. — Den ihm zugefallenen Theil Galliens (die heutige Provence, d. i. den südlichen Theil der alten Provincia im römischen Sinn) behandelte Theodorich mit ausnehmender Schonung und Milde.

Chlodwig, der schon im J. 508 vom Kriegsschauplatz nach Paris zurückgekehrt war, hielt durch seinen Sohn Theuderich das eroberte westgothische Gebiet besetzt und Theodorich der Große beließ es ihm, entriß aber den Burgunden Avignon, Arles, Marseille und Orange, so daß seine ganze Eroberung doch südwestlich bis zur Garonne, westlich bis zum Einfluß derselben in's Meer, östlich bis zur burgundischen Gränze reichte. Der Küstenstrich am Mittelmeer, den man späterhin Septimanien hieß, blieb noch in den Händen der Westgothen.

Erfreut darüber, daß Chlodwig den Westgothen einen so bedeutenden Abbruch gethan, sandte der byzantinische Hof (Kaiser Anastasius) dem Chlodwig auf sein Begehren Titel und Ehrenschmuck eines römischen „Proconsuls und Augustus,“ also daß von nun an in dem fränkischen Häuptling die untergegangene römische Macht von Neuem aufzuleben schien.

In der Basilica von Tours, vor dem Grabe des h. Martin, feierlich umgeben von Priestern und Kriegern, bekleidete sich der „langhaarige“ König der Franken (denn lange Haare waren der Ehrenschmuck der fränkischen Könige) mit der purpurnen Toga und der Chlamys und setzte sich die Krone auf's Haupt. So geschmückt trat er aus der Kirche unter das staunende Volk, bestieg ein Prunkroß und warf Goldmünzen unter die jauchzende Menge. Denn von nun an erst erschien er einerseits seinen gallo-römischen Unterthanen als ihr rechtmäßiger, vom Kaiser beliehener Herr, anderseits, ungeachtet der veränderten Tracht, selbst seinen Franken im Lichte höherer Würde.

Als Chlodwig fast ganz Gallien bis nahe an die Pyrenäen unter seine Herrschaft gebracht hatte, gedachte er auch die übrigen, von seinen Vettern beherrschten Frankenstämme mit seinem Volke in Einem Reiche zu vereinigen. Weil ihm aber seine Franken in einen Krieg gegen ihre Brüder nicht gefolgt wären, so räumte er mit der schnödesten Hinterlist alle noch vorhandenen Zweige des faramundischen Königstammes aus dem Wege und bewies durch eine solche blutbefleckte Vollendung seiner Gründung, wie ungebrochen die alte Barbarennatur noch in ihm war, und wie wenig der Geist des Christenthums das Innere dieses „erstgebornen Sohnes der Kirche“ ergriffen hatte.

Von ihm angestiftet, ließ der junge Chloderich seinen eigenen alten, gebrechlichen Vater, den König Siegbert von Köln, als derselbe jenseits des Rheins im Buchenwalde umherzog und in seinem Zelte schlummerte, ermorden und lud, um sich die Thronfolge desto eher zu sichern den Chlodwig ein, sich von seinen Schätzen zu nehmen, was ihm beliebe. Dieser läßt ihm sagen, er solle sie behalten und sie bloß seinen Gesandten zeigen. Dieß thut Chloderich; wie er sich aber beim Öffnen einer mit Gold gefüllten Truhe bückt, erschlägt ihn einer der dazu beauftragten Gesandten mit der Streitaxt. Sogleich eilte Chlodwig herbei und brachte durch die Betheuerung seiner Unschuld an dem Doppelmord die ripuarischen Franken dahin, daß sie ihn auf den Schild hoben und jauchzend fortan als ihren Herrn anerkannten. — Auch die noch übrigen merowingischen Gaukönige mußten fallen. Den Ragnachar zu Kammerich bekriegte er unter nichtigem Vorwand und ließ ihn nebst seinem Bruder Richar gefesselt vor sich führen. Mit dem erheuchelten Vorwurf: „Wie magst du deinen Stamm so schänden und diese Fesseln dulden? schlug er ihn eigenhändig mit der Streitaxt nieder; darauf, zu dessen Bruder gewendet, that er ihm mit den Worten: „Hättest du deinem Bruder besser geholfen, so würde er jetzt keine Ketten tragen!“ den gleichen Tod an. — Einem andern, Namens Cararich, ließ er seine frühere Neutralität im Kriege Chlodwig's mit Syagrius dadurch büßen, daß er ihn und seinen Sohn zu Geistlichen scheeren und nachher, als Letzterer äußerte, die Haare könnten auch wieder wachsen, sie beide dennoch hinrichten ließ. Der letzte, der auf Befehl Chlodwig's getödtet wurde, war Richnomer, König von Mans.

Nachdem er so seine ganze Sippschaft ausgerottet hatte, stellte er sich betrübt, daß er keine Verwandten mehr habe, in der Absicht, dadurch etwa noch einen oder den andern aus der Verborgenheit hervorzulocken und ihn dann mit gleicher Grausamkeit zu vertilgen. Allein die Frucht derselben, nämlich die unumschränkte

Alleinherrschaft, sollte er nicht lange genießen. Denn er starb schon 511 in seinem 45. Jahre noch in der vollen Kraft seines Alters und hinterließ das mit so viel Blut und Unrecht aufgebaute Reich seinen vier Söhnen zur Theilung.

Chlodwig wurde zu Paris in der Basilica beigesetzt, die er bei seinem Auszuge in den Westgothenkrieg zu bauen gelobt hatte, wenn der Krieg glücklich ausgienge, und zwar auf dem Platze, wo seine von ihm zu diesem Zweck in die Luft geschleuderte Streitaxt (seine Franziska) niedergefallen war. Der Bau war noch während jenes Krieges unternommen und von Klothilde rasch gefördert worden. Diese Kirche bekam anfangs den Namen Apostelkirche, späterhin wurde sie St. Genovefa genannt.

Wenn sein Geschichtschreiber, der Bischoff Gregor von Tours, Chlodwig's Unthaten übersehend, ihn als einen Mann nach dem Herzen Gottes darstellt, so that wenigstens er und der bessere Theil der gallischen Geistlichkeit dies wohl nur im ahnenden Hinblick auf die hohe geschichtliche Stellung, welche allerdings Chlodwig dadurch einnimmt, daß er durch die feurige Kraft und Kühnheit seines Geistes sein Volk auf weit hinaus zum Schutzwächter der christlichen Kirche im Abendland und zum natürlichen Damm gegen die bisherige, alle Civilisation niederreißende Völkerströmung machte. Daß andere Kleriker bei ihrer Begünstigung der fränkischen Obmacht in Gallien auch weltliche Absichten hegten, braucht darum nicht geläugnet zu werden.

Auch Remigius sagte: „Demjenigen, der den Glauben fortgepflanzt und die Provinzen gerettet, muß man Vieles verzeihen." Gewiß ist, daß die damalige Kirche an diese, noch von so großer Wildheit und schwer zu zügelnder Sinnlichkeit beherrschten Völker nur erst gar geringe Anforderungen stellen konnte, und als sie diese von roher Kraft übersprudelnden fränkischen Katechumenen zur Taufe zuließ, wußte sie besser, als wir es uns es jetzt vorstellen können, „welche mächtige Naturtriebe und Leidenschaften diese zu bezwingen gehabt hatten", um erst nur den äußerlichsten Geboten der Kirche zu gehorchen.

3. Veränderung in der alten freien Verfassung der Franken durch die gallische Eroberung. Grundlage des Feudal- oder Lehnswesens. Allmählige Veränderung im Zustand der Gallo-Römer; die allmählige Verschmelzung erst unter Chlodwig's Nachfolgern.

An den Schluß von Chlodwig's Thatenlauf knüpfe sich nun die Andeutung dessen, was durch die von ihm dem Wesen nach vollzogene Besitznahme Galliens zunächst in den politischen Verhältnissen der Sieger und der Besiegten sich noch bei seinen Lebzeiten geändert hat.

Ein Blick auf die alte Gemeindeverfassung, unter der die Franken früherhin in ihren heimathlichen Gauen gelebt hatten, lehrt, daß sich bei derselben ein Jeder entweder seines Eigenthums nährte, oder, wenn er dieß nicht konnte oder wollte, in die Genossenschaft eines Führers, jedoch mit Beibehaltung seiner persönlichen Freiheit, eintrat, und daß bei dem Genusse dieser Freiheit zwar die Ungleichheit des Ranges und des Reichthums immer vorhanden, aber doch nicht sehr groß war, also daß sich bei ihnen noch kein erblicher Adel fand, der als geschlossener Stand zwischen Fürst und Volk gestanden wäre, und eben so wenig

die Reichen eine Kaste bildeten, — daß es folglich, zumal da bei ihren immerwährenden Kriegen mit den Römern die Lage des Einzelnen einem beständigen Wechsel unterworfen war, keine tiefwurzelnden Parteiungen mit daraus hervorgehenden Gewaltherrschaften gab, welche die allgemeine Freiheit bedrohen konnten. Dieser alte freie Verfassungszustand aber erlitt nach der Eroberung Galliens eine wesentliche Veränderung.

Bei der Einnahme des Landes erhielt jedes Glied des königlichen Gefolges von dem Grund und Boden einen Beuteantheil, der Allod (XII. 2, 3.) hieß und sein freies Eigenthum wurde; doch war der Inhaber dafür verpflichtet, bei allgemeinen Kriegsaufgeboten dem Heerbanne zu folgen. Der Antheil der Übrigen war theils nach Ausdehnung, theils und besonders nach Anlage und Werth sehr verschieden, und begründete gleich in den ersten Zeiten eine große Ungleichheit unter den Siegern, die mit der Zeit noch größer wurde, wenn Einzelne durch Einsicht und Thätigkeit den Ertrag ihres Besitzthums mehrten. Weil nun alle Gefolgsglieder durch diesen freien Grundbesitz weniger abhängig vom Könige wurden, so suchte dieser sie dadurch wieder an sich zu fesseln, daß er von den ihm zugefallenen weitläuftigen Besitzungen (Städten, Schlössern, Äckern, Weinbergen, Wäldern) einzelne Theile an die Einzelnen nach Verdienst oder Gunst als Feod oder Lehnsgut (feudum, bewegliches d. i. auf Widerruf geliehenes Gut) zu lebenslänglichem Genuß (beneficium) unter der Bedingung abgab, daß sie ihm ferner zu Heer und Hof dienen und ihm immer „treu und gewärtig" sein sollten. In Beziehung auf dieses Lehnsgut hießen die Belehnten Getreue (fideles) oder Leudes (Leute d. i. Dienstmannen) oder Vasallen (vassi, vasalli; auch antrustiones, so benannt, weil sie im Truste d. i. Troste oder Schutze (tutela) ihres Heriro oder Herrn standen). Versäumte ein Vasall oder Lehnsmann seine Pflicht, so konnte der Lehnsherr das Lehen wieder einziehen. — Ebenso machten es auch die unter dem Heerkönige stehenden übrigen Frankenführer, welche gleichfalls einen Theil der von ihnen eroberten Städte und Ländereien an ihr Gefolge vertheilten, und obgleich sie die Oberhoheit des Königs anerkannten, doch sich in dem ihnen zugefallenen Eigenthume eben so frei bewegten, wie der König in dem seinen. Dies war die Grundlage des Feudalwesens oder Lehnswesens, das erst im Laufe der nächsten Jahrhunderte zur weitern Ausbildung gelangte. (S. XIV. 2, 4.)

Chlodwig's neues Königthum in Gallien behielt übrigens im Grunde seinen germanischen Charakter bei, indem es an sein mit einer gewissen Heiligkeit umgebenes Adelsgeschlecht gebunden blieb, ein Königthum, dessen Souverainetät seine Quelle nicht im Volke hat, daher der Sohn dem Vater kraft Erbrechts auf dem Throne folgt. Nichts desto weniger hat aber bei dem germanischen Königthum das Volk doch auch einen Antheil an der Erhebung oder Absetzung eines Königs, und dieser Antheil wird in der Versammlung des Volks ausgeübt, wie denn auch der König in wichtigen Angelegenheiten an die Zustimmung der Volksversammlung gebunden ist. Indeß beruft nur er (der König) die Versammlung, er trägt ihr sein Begehren vor, es findet aber dabei keine Berathung statt, sondern das Volk giebt nur durch Zuruf seine Beistimmung (z. B. zur Unternehmung eines Kriegs) zu erkennen. Im Frieden ist also des Königs Macht in dieser Beziehung beschränkt. Im Krieg aber ist er als Heerführer unbeschränkt: er handelt während des Kriegs durchaus ohne

Zustimmung des das Heer ausmachenden Volkes, straft nach Gutdünken, oft mit der äußersten Strenge; erklärt einzelne Personen oder Gegenden, zum Zweck des Schutzes in Ausnahmsstand, kurz ordnet Alles nach Gefallen an. — Nach Beendigung des Kriegs aber hört seine unbeschränkte Gewalt auf und die Versammlung der fränkischen Volksgenossen tritt wieder in ihren Rechtsantheil ein. Im Ganzen ist die Gewalt des fränkischen Königs eine, das Recht und den Frieden schützende und erstreckt sich auf das ganze Volk, gewährt aber auch Einzelnen nach Gefallen einen besonderen Schutz und ahndet die Verletzung der in solchem besonderen Schutze Stehenden als eine dem Könige selbst widerfahrene. — Durch die gemachte Eroberung ist also des Königs Gewalt nicht wesentlich verändert, wohl aber gesteigert worden: denn in Bezug auf seine neuen Unterthanen, die Gallo-Römer, trat er in die Rechte des frühern Herrschers ein. Durch die vom oströmischen Hof ertheilten Herrschafts-Insignien bekam Chlodwig's Königthum im Grunde keine reale, sondern nur eine ideale Bedeutung.

Was nun einerseits die Franken betrifft, die sich im eroberten Gallien niederließen, so wurden anfangs die wenigsten gleich nach der Eroberung Eigenthümer, noch ließen sie sich in ihren neuen Besitzungen gleich nieder: sie würden sonst von den an Zahl sie weit überwiegenden und auf ihre neuen Herren erbitterten Gallo-Römern vertilgt worden sein; denn nicht das ganze salisch-fränkische Volk war dahin ausgezogen, sondern nur die Großen mit ihren Gefolgschaften. Erst nach vollendeter Eroberung und nach völliger Festsetzung einer allgemeinen Ordnung, als den Besiegten jede Hoffnung auf Befreiung entschwunden war, konnte allmählig eine „neue in's Einzelne gehende Vertheilung" vorgenommen werden und der Franke die Gefolgschaft seines Fürsten verlassen, mit Weib und Kind und einigen Waffenknechten sich unter der großen Anzahl der Gallo-Römer ansiedeln, sie für sich arbeiten lassen und nun sich erst recht als ihr Herr gebahren. Dies geschah aber erst gegen das Ende der Regierung Chlodwig's.

Anderseits änderte sich der Zustand der besiegten Gallo-Römer ebenfalls erst allmählig. Der Zustand der Einwohner der niedern Klasse blieb lange derselbe, wie zur Zeit der Römerherrschaft. Der freie Grundbesitzer zahlte, nach wie vor, seine Grundsteuer von seinem Eigenthum; der Colone oder hörige Landbauer (tributarius), der unter der römischen Herrschaft in tiefer Abhängigkeit gelebt und zum Kriegsdienst, sowie zur Errichtung einer Kopfsteuer verbunden war, blieb unter der Herrschaft der Franken, die bei der Eroberung Galliens diesen Stand schon vorfanden, im Ganzen in derselben Abhängigkeit, — nur mit dem Unterschiede, daß diese Hörigen unter römischer Herrschaft im Schutze des Staates und seiner Gesetze standen, dagegen unter fränkischer Herrschaft aus Staatsschützlingen Unterthanen der neuen Eigenthümer wurden, denen sie zufielen und die zwar die directen Leistungen nicht leicht zu erhöhen wagten, ihnen aber desto mehr indirecte Steuern auflegten und ihre Streitigkeiten mehr nach eigenem Ermessen entschieden.

Was die vorgefundenen römischen Sclaven betrifft, so wurden sie unter der Herrschaft der Franken, die in ihrer Heimath die Sclaverei wenig gekannt hatten, nicht als Sclaven mehr angesehen und behandelt, sondern den Hö-

rigen beigezählt, wodurch freilich der ursprüngliche Hörigenstand für den Anfang einigen Nachtheil, die Menschheit selbst aber nur Gewinn hatte.

Die Glieder der höhern Klasse aber behielten entweder ihr Besitzthum, oder, wenn sie es verloren, traten sie entweder in den Dienst der Kirche und bekamen da, nur unter anderm Titel, das ihnen Entrissene wieder, oder sie traten in das Gefolge fränkischer Großen ein und wußten sich ihnen durch ihre Bildung unentbehrlich zu machen.

Die römischen Bischöffe in den gallischen Städten hatten sich darin von jeher eine leitende Stellung verschafft und genoßen als die Hauptträger der christlichen Bildung ein hohes Ansehen, das ihnen und ihren Schützlingen auch bei den fränkischen Eroberern zu Statten kam. Da selbst Chlodwig stets die katholische Geistlichkeit mit Ehrerbietung behandelte und ihren Fürbitten für Gefangene und Unglückliche willfahrte, er auch manche unter ihnen, wie den Bischoff Remigius von Rheims, den Bischoff Vedastus von Arras, den Bischoff Avitus von Vienne, besonders auszeichnete, so mußte nothwendig ihr Ansehen noch steigen. Dagegen bewiesen ihm auch die Geistlichen die schuldige Ehrerbietung und bestrebten sich durch ihren Anschluß an ihn auch seinen Ruhm zu erhöhen, ja untergaben sich in weltlichen Dingen seinem Ausspruch. Dagegen bewahrten sie in geistlichen Dingen dem Könige gegenüber eine gewisse Selbständigkeit und beobachteten unter sich eine feste hierarchische Ordnung. Auch hatte Chlodwig anfangs keinen rechtlichen Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer: di se erfolgte zunächst durch die Wahl der Gemeinde. Doch scheint er später das Bestätigungsrecht bei diesen Wahlen in Anspruch genommen zu haben. Auch berief er aus königlicher Machtvollkommenheit Synoden, so oft er in Betreff kirchlicher Angelegenheiten ihrer Mitwirkung zur Aufrechthaltung der Ordnung benöthigt war, und eben so bestätigte er ihre Beschlüsse, damit sie in Kraft treten konnten.

Die römischen Städte verloren am meisten, zum Theil durch ihre Verwüstung bei der Einnahme, alle aber durch Einbuße ihres Gemeindevermögens; und da sie von nun an die Sitze der Ersten des königlichen Gefolges wurden, so änderte sich mit ihrem Herabkommen allmählig das ganze Leben der Nation und das Ansehen des Landes selbst.

Übrigens blieb das römische Recht fortwährend in Gültigkeit, in so fern es sich um Processe der Gallo-Römer unter einander handelte; doch wurde ihnen das Recht nicht mehr in eigenen römischen Gerichten gesprochen, sondern in den nämlichen Gerichten, in denen es die Franken empfiengen. Auch Streitigkeiten zwischen Römern und Franken wurden eben so, wie Streitigkeiten zwischen Franken vor dem Gericht des fränkischen Grafen erledigt. — Was die ständischen Verhältnisse betrifft, wurden diese für den Römer nach dem fränkischen Rechte geregelt: der freie Grund-besitzende Römer hatte das gleiche Wergeld, 100 Solidi, wie der fränkische Lite zu zahlen, der Hörige 45. Der freie Römer ist dadurch allerdings nicht dem freien Franken gleichgesetzt worden; doch hatte dieß in Bezug auf seine sonstige Stellung im fränkischen Reiche keinen nachtheiligen Einfluß: er stand im Heere dem Franken gleich; Ehen zwischen Römern und Franken wurden ungehindert geschlossen; Römer, wie Franken, wurden Beamte, Räthe, Gesandte des Königs und erlangten die Grafen- und Herzogswürde. Seine Lage hat sich demnach im fränkischen Reiche nicht verschlechtert: denn er hatte das „volle Staatsbürgerrecht". (Vergl. Löbell u. Junghans u. a. O.)

Lange noch, selbst über Chlodwig's Regierung hinaus, blieben Franken und Gallo-Römer durch Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache, der Sitten und besonders der Gesetze vollständig gesondert. Erst unter Chlodwig's Nachfolgern, als alle Glieder der Gefolgschaften große Grund-

besitzer geworden und die öffentlichen Verhältnisse geregelt waren, wurde das gallo-römische Wesen in den Kreis des fränkisch germanischen Wesens hineingezogen; und wie alsdann mit der eigentlichen Ausbildung des Feudalwesens der Unterschied zwischen Gallo-Römern und Franken verschwand und durch die innige Mischung der Frankennatur mit der romanisirten Celtennatur eine neue Nationalität hervorgieng, wird später an seinem Orte dargethan werden.

13. Kapitel. Stand der römischen Literatur und Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete vom Anfang des 5. Jahrhunderts bis in die Mitte des sechsten.

1. Grammatik und Rhetorik: Donatus, Victorinus, Macrobius, Marcianus Capella, Priscianus, Symmachus, Boëthius. — Geschichtschreibung: Orosius, Cassiodorus, Zosimus.

Ehe wir nun aber die Schicksale der auf den Trümmern des weströmischen Reichs errichteten germanischen Reiche weiter verfolgen und zu dem Ende zugleich wieder einen Blick auf das Geschick des oströmischen Reiches werfen, mag hier erst noch das, was einerseits aus der letzten Zeit des römischen Alterthums und seiner Literatur auf uns gekommen ist, anderseits das, was gleichzeitig auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete vom Anfang des fünften Jahrhunderts bis in die Mitte des sechsten zu Tage trat und auf die Entwicklung des allgemeinen staatlichen und kirchlichen Lebens Einfluß hatte, seine Stelle finden, um nicht durch eine allzufern von einander gehaltene Darstellung dieser Verhältnisse das Verständniß dieser und der nächsten Geschichtsperiode zu erschweren.

Die römische Literatur des 5. und der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts bezieht sich vorzüglich auf die Leistungen in der Grammatik und Rhetorik, sowie auf die Geschichtschreibung und Rechtswissenschaft; da aber das, was für die Rechtskunde und Gesetzgebung geschehen ist, schon theils unter Theodosius II besprochen wurde (K. 10, 1.), theils in dem folgenden Abschnitt im Leben Justinian's am besten erwähnt wird, so kommen hier zunächst nur die drei erstangegebenen Beziehungen zur Sprache.

Von den Arbeiten der zahlreichen Grammatiker dieser spätern Zeit ist nur spärliche Kunde auf uns gekommen. Nachdem noch im vorhergehenden Jahrhundert Älius Donatus, der 355 zu Rom starb, das erste systematische Lehrgebäude, als Grundlage des grammatischen Studiums und somit auch der spätern grammatischen Schriften und Elementarbücher, zu Tage gefördert hatte, lieferte zu Anfang des 5. Jahrhunderts der Redner C. Marius Victorinus eine vollständige Metrik und Poetik, die als das vorzüglichste Werk des Alterthums über diesen Gegenstand zu betrachten ist. — Von umfassender Gelehrsamkeit war der in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebende Aure-

lius Macrobius, dessen historische, philosophische, mythische, naturhistorische und antiquarische Erörterungen (davon freilich nicht Weniges aus Gellius und Plutarch geschöpft ist) den größten Einfluß auf das Mittelalter hatten und auch für uns noch von großem Werthe sind. Ob er Heide oder Christ war, ist nicht gewiß; doch ersteres wahrscheinlich; jedenfalls war er ein Anhänger der neuplatonischen Lehre. — Als berühmter Erklärer des Virgil wird Servius Maurus Honoratus genannt. — Nennenswerth ist auch der Grammatiker Musäus, aus der Mitte des 5. Jahrhunderts, als Verfasser des anmuthigen kleinen Epos Hero und Leander.

Unter dem griechischen Kaiser Leo dem Thrazier schrieb um das Jahr 470 zu Rom der berühmte Marcianus Capella, ein geborner Afrikaner, unter dem Titel Satira ein aus Prosa und Poesie gemischtes encyklopädisches Werk in schwerfälligem, schwülstigem, zum Theil barbarischem Stil, worin er die nachher sogenannten sieben freien Künste, nämlich Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik (mit Einschluß der Poesie) behandelt, und welches für das ganze Mittelalter eine Grundlage des Schulunterrichtes und der gelehrten Bildung geworden ist. (Aus ihm soll selbst Copernicus die Idee seines neuen Weltsystems geschöpft haben.)

Der berühmteste Grammatiker jenes Zeitalters aber, dessen gründliches und umfassendes Werk auch das vollständigste ist, das aus dem Alterthum auf uns kam, ist Priscianus aus Cäsarea, der als christlicher Lehrer der Grammatik am Hofe zu Constantinopel bis wenigstens 562 lebte. Er benützte bei Ausarbeitung seiner 16 Bücher grammatischer Commentarien, worin er von den acht Redetheilen und ihrer Verbindung miteinander handelt, die besten Werke der Alten und sein Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte war außerordentlich.

In Betreff der (übrigens blos panegyrischen) Rhetorik verdienen hier nur Q. Aurelius Symmachus und Anicius Manlius Torquatus Severus **Boëthius** (auch Boëtius), jene edlen Männer am Hofe Theodorich's des Großen, die 534 als Opfer des Verdachts eines unerwiesenen Verraths gefallen sind (K. 11, 2. a. E.), erwähnt zu werden. Von Symmachus der für den ersten Redner seiner Zeit gehalten wurde, haben wir nur noch Bruchstücke; den Untergang des Übrigen von ihm mag seine Feindschaft gegen das Christenthum verursacht haben. Boethius (s. oben Kap. 11, 2.), welcher als Consul 510 so viel zur Ruhe und zum Glück Italiens beitrug, war es auch, der vorzüglich durch seine Übersetzungen und Erklärungen der aristotelischen Werke die Kenntniß der peripatetischen Philosophie im Abendland verbreitete. Er schrieb auch verschiedene theologische Schriften und drang als christlicher Philosoph mit größter Entschiedenheit auf eine „Union der Theologie und Philosophie". Vorzüglich berühmt ist seine „philosophische Tröstung", die er im Gefängniß schrieb. Doch enthält sie nichts spezifisch Christliches. — Seine Poesie zeichnet sich durch Natürlichkeit und edle Bilder aus und ist „von einem melancholischen Wohllaut durchhaucht".

Was die Geschichtschreibung dieser Periode betrifft, so gehören ihre wichtigsten Repräsentanten zugleich der Kirchenliteratur an. Unter ihnen haben sich Paul Orosius, gest. nach 416 als Presbyter zu Tarraco in Spanien, ein Schüler Augustin's, durch seine apologetische Weltgeschichte in 7 Büchern, und Magnus Aurelius Cassiodorus (geb. 468. gest. nach 562 zu Squillaceum

in Calabrien), jener schon oben (K. 11, 2.) vorgekommene hochgebildete Geheimschreiber und erste Minister Theodorich's des Großen, durch sein, obwohl in schwerfälligem schwülstigem Stil geschriebenes Chronikon, das vom Anfang der Welt bis 513 n. Chr. reicht, sowie auch durch eine Kirchengeschichte, große Verdienste erworben. Erwähnungswerth ist auch noch der Rhetor Procopius von Gaza, der um 520 unter Justin I lebte, als Verfasser einer Lobrede auf den Kaiser Anastasius, die historischen Werth hat.

Cassiodor hinterließ auch 12 Bücher verschiedener Briefe (Variarum libri XII) d. i. eine Sammlung officieller, im Namen des ostgothischen Königs von ihm abgefaßter Erlasse, welche für die Geschichte jener Zeit sehr merkwürdig sind. Sein Bestreben, neben der Leitung der Staatsgeschäfte, die klassischen Studien zu erhalten und auf die Nachwelt zu verpflanzen, machen ihn höchst achtungswerth. Seine Erklärung der Psalmen ist ein Auszug aus Augustin und einigen andern Kirchenvätern. Seine Geschichte der Gothen in 12 Büchern ist nur noch in einem Auszug des Jornandes vorhanden, was sehr zu beklagen ist. Auch verabfaßte er ein Elementarlehrbuch über die dem Christen nothwendigen Wissenschaften, darunter er Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Musik und Geometrie versteht. Noch in seinem 83. Jahre schrieb er eine Abhandlung über Rechtschreibung. Er lebte zuletzt in der Stille eines von ihm erbauten Klosters seiner Vaterstadt, besonders mit jenen grammatischen und theologischen Studien beschäftigt, und wurde über 100 Jahre alt.

In die letzte Hälfte des 5. Jahrhunderts gehört auch der griechische Geschichtschreiber **Zosimus**, von dessen Lebensumständen man nichts weiter kennt, als daß er Comes und einer der 60 Fiscus-Advocaten zu Constantinopel war. So wie Polybius in seiner Geschichte die Ursachen der Größe Roms darstellte, so wollte Zosimus die Ursachen von Roms Verfall schildern, nur fehlte ihm „der Scharfsinn und die Darstellungsgabe" seines Vorbilds. Er beginnt sein in 6 Büchern abgefaßtes Werk mit der Umgestaltung der Verfassung durch August und führt die Geschichte fort bis zum Jahr 410, ohne also bis auf seine Zeit, wie er vorhatte, zu kommen. (Dabei schweift er aber auch oft unnöthigerweise in die persische, griechische und macedonische Geschichte über.) Er ist im Ganzen klar, wenn auch zuweilen der gedrängten Kürze wegen undeutlich; doch vernachläßigt er alle Chronologie. Indeß ist er der freimüthigste Geschichtschreiber seiner Zeit. Weil er sich aber dabei als ein Feind der christlichen Religion zeigt, indem er dieselbe mit dem schlechten Theil ihrer Bekenner verwechselt und namentlich den Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt auf ihre Rechnung setzt, ward er zu jeder Zeit verschieden beurtheilt.

Auch im Allgemeinen findet sich in jener Zeit bei vielen würdigen Repräsentanten der Kirche classische Bildung mit kirchlicher Gelehrsamkeit und geistlichem Einflusse vereinigt, namentlich besaß Gallien manche ausgezeichnete Bischöffe, welche mit großem Eifer dem unter dem Schutze der Westgothen eindringenden Arianismus widerstanden und dadurch dem römischen Einfluß zur Stütze dienten, wie Lupus in Troyes, welcher in jüngeren Jahren als Missionar in Britannien gearbeitet, und sich während der 45jährigen Verwaltung seines Bisthums ein so hohes Ansehen erworben hatte, daß er „Vater der Väter" und Bischoff der Bischöffe genannt wurde; ferner Perpetuus in Tours, Patiens in Lyon, Sidonius Apollinaris in Clermont u. A.

Sidonius **Apollinaris** war der Sohn eines Präfecten in Auvergne und genoß eines vortrefflichen Unterrichts, indem er Eusebius zum Lehrer hatte. Reich an Gaben, Gelehrsamkeit und Bildung hatte er sich anfangs einer weltlichen Laufbahn gewidmet, kam als Abgesandter seiner Provinz nach Rom, wohin er von dem Kaiser Anthemius berufen war und

fand dort durch seine Beredsamkeit so viel Gunst, daß er zum Patricius und Präfecten erhoben wurde. Er hatte eine Tochter des Kaisers Avitus zur Gemahlin und genoß auch nach dessen Sturz so großes Ansehen, daß er auch von den nachfolgenden Kaisern mit wichtigen Gesandtschaften beauftragt wurde. — Gleichwohl hatte er sich bereits zurückgezogen, um sich literarischen Beschäftigungen zu widmen, zu welchen ihn seine Neigung hinzog, als er ungeachtet seiner bescheidenen Weigerung 472 zum Bischoff von Clermont gewählt wurde, von welcher Zeit an er allen weltlichen Beschäftigungen völlig entsagte und nur noch seinem geistlichen Amte und theologischen Studien lebte, als deren Frucht er mehrere geschätzte Werke hinterließ. Außerdem sind noch Neun Bücher Sendschreiben und eine Anzahl poetischer Schriften von ihm vorhanden. Er starb 482 im 52. Jahre.

2. Weitere Entwicklung und materielle Bestimmung des Christenthums im Abendlande: Augustinus und sein Gegner Pelagius. Die pelagianischen Streitigkeiten. Der Semipelagianismus. Leo der Große. Religiös-sittlicher Gewinn aus der augustinischen Bewegung. — Alttestamentlich-gesetzlicher Typus der römischen Kirche. Gegensatz der alexandrinischen und antiochenischen Theologenschule. Die nestorianischen Streitigkeiten. Das chalcedonische Symbolum. Der monophysitische und monotheletische Streit und seine unvollständige Lösung.

Auf kirchlichem Gebiete traten in der genannten Periode sowohl in der rechtgläubigen, als auch in der häretischen Richtung bedeutende Erscheinungen hervor. Für die weitere Entwicklung und materielle Bestimmung des Christenthums im Abendlande ist in Hinsicht auf Lehre und Wissenschaft der schon in der vorigen Periode genannte Kirchenvater **Augustinus** von hohem Gewicht, und seine das Theoretische und Practische der Religion gleich umfassende „trinitarische Theologie und moralische Anthropologie“ hat eine nicht zu berechnende, Geist und Gemüth gleich tief anregende Bewegung hervorgebracht, indem er auf Vereinigung des Denkens und der Gesinnung, der Dialectik und der Mystik, der Philosophie und Theologie drang und sie in seinen theils vorzugsweise philosophischen, theils allgemein religiös-dogmatischen, theils exegetisch-homiletischen, theils antihäretischen Schriften nach allen Seiten hin geltend zu machen suchte. Insbesondere hat er der Lehre der Kirche von der menschlichen Verderbniß und von der freien Gnade Gottes durch die genauere Bestimmung des Verhältnisses der menschlichen Kraft zur göttlichen eine schärfere Fassung gegeben. Freilich hat er dabei „den für das menschliche Denken so schwierigen Knoten“ in dem Verhältnisse der göttlichen Allmacht zur menschlichen Freiheit, des göttlichen Vorherwissens und göttlichen Vorherbestimmens (der Präscienz und Prädestination) zu einander und zu dem menschlichen Willen vor der Hand erst mehr durchhauen, als gelöst, und die völlige Lösung desselben einer spätern Zeit der Kirche überlassen.

Aurelius Augustinus, geb. den 13. Nov. 354 zu Togaste in Numidien, Bischoff zu Hippo-regius (dem heutigen Bona), in dessen kräftigem Geiste sich „Scharfsinn und Tiefsinn“ in einem ausgezeichneten Grade durchdrungen, war, seinen eigenen autobiographischen „Bekenntnissen“ nach, selbst „ein Wunder der Gnade Gottes“, die ihn aus einem tief Verirrten zu ihrem auserwählten Rüstzeug heranzog. Er setzte als Knabe seiner frommen Mutter Monica, die ihn für das Christenthum gewinnen wollte, einen zu allem Schlimmen stets geneigten Sinn entgegen, spottete als Jüngling nach seiner Rückkehr von der Schule zu Ma-

daura, wo er mit seinen Altersgenossen im Bösen gewetteifert, den Bitten und Thränen seiner Mutter, und sank auf der hohen Schule zu Karthago, wo seine glänzenden Fortschritte in den Wissenschaften ihn nur eitel machten, immer tiefer in den Schlamm weltlicher, insbesondere sinnlicher Lust. Endlich ward er, und zwar zunächst durch eine Schrift Cicero's, die den Titel „Hortensius“ führt, ernster gestimmt, aber im innersten Seelenbedürfniß nicht befriedigt. Da griff er zu der ihm von seiner Mutter oft empfohlenen Bibel. Allein „ich drang (sagt er selbst) nicht ein in ihren tiefen Sinn, der dem Stolzen nicht einleuchtet und dem Leichtsinnigen sich nicht enthüllt. Dem Anfänger unscheinbar, ist sie dem Weiterschreitenden erhaben: sie wächst gleichsam mit den Kleinen; ich aber verschmähte es, der Kleinen Einer zu sein: aufgeblasen vom Stolz (des Wissens), dünkte ich mich groß zu sein.“ — So konnte ihm die Bibel noch keine Waffe werden, die „Lüste des Fleisches zu dämpfen“: er gerieth in die mannigfaltigsten Irrgänge, ergab sich dem Manichäismus (K. 4, 5. a. E.) und machte durch alles dies seiner unablässig für ihn betenden Mutter noch größern Kummer, ungeachtet er schon in seinem 21. Jahre Lehrer der schönen Wissenschaften in seiner Vaterstadt wurde. Durch einen Traum seiner Mutter und den Tod eines Freundes unruhig gemacht, gieng er wieder nach Karthago, wo er 373 Lehrer der Beredsamkeit wurde, aber nur in seinem manichäischen Aberglauben und daneben im leidenschaftlichen Genuß der Schauspiele seine Befriedigung suchte. Von Täuschung zu Täuschung fortgehend und Ruhe im Ruhm suchend, gieng er nach Rom, wurde aber dort von einer tödtlichen Krankheit befallen, bei der ihm die Augen über seine Verirrungen aufzugehen anfiengen. — Seine Berufung als Lehrer der Rhetorik nach Mailand veranlaßte seine Bekanntschaft mit dem Bischoff Ambrosius (K. 6, 4.), und die Kraft der Wahrheit, die aus dessen Predigten ihn erfaßte, führte ihn tiefer in sich: dennoch schwankte er „im Kampf des Ehrgeizes und der Lust“ mit dem immer mehr sich verstärkenden „Zug nach Oben“, noch eine Zeitlang „zwischen Welt und Gott“, ja er war nun nahe daran, in völligen Scepticismus zu fallen, aus dessen Stricken ihn jedoch das Studium der platonischen Philosophie wieder riß, ohne ihm jedoch die Kraft zu einem göttlichen Leben zu geben: „denn (sagt er nachher) aus den Schriften der Weltweisen ertönte mir nie die Stimme des Rufenden: „„Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!““ — Endlich nach vielen Kämpfen faßte er mit noch einem seiner Freunde Alypius den Entschluß, sich allen Banden der Sünde und Welt zu entreißen und sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Er empfieng zur Freude seiner Mutter, welche somit die Erhörung ihrer treuen Gebete für ihn noch erlebte, durch den Bischoff Ambrosius an Ostern 388 die heilige Taufe, und mit ihr begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt, in welchem er sowohl durch sein in der Erkenntniß und Heiligung wachsendes Leben, als auch durch den tiefen Gehalt seiner zahlreichen Schriften ein so helles Licht für die Kirche wurde. Im Jahr 391 wurde er Presbyter, 396 Bischoff zu Hippo und als solcher die Hauptsäule der nordafrikanischen Kirche, welcher er 34 Jahre lang mit dem größten Segen vorstand. Die letzte Zeit seines Lebens war durch den Einfall der Vandalen getrübt, welche mit Feuer und Schwert so unendliches Elend über sein Vaterland und seine Kirche brachten. Doch sollte er die Eroberung und vandalische Mißhandlung Hippo's nicht mehr erleben: er starb im 3. Monat der vierzehnmonatlichen Belagerung am 28. August 430.

Unter seinen vielen Schriften sind, außer seinen polemischen gegen die Manichäer, Donatisten und Pelagianer und außer seinen schon genannten Selbstbekenntnissen noch folgende zu erwähnen: über den Gottesstaat; über die Trinität; über die christliche Lehre (eine Anweisung zur Entwicklung der reinen Lehre aus der Bibel und zu einem faßlichen Vortrag derselben); über die Unstatthaftigkeit der Accommodation als eines frommen Betrugs: über die Gnade und den freien Willen; über den Glauben und die Werke (worin er gegen den todten Glauben kämpft, der keine Werke zur Frucht hat); von der Natur und Gnade, vom Geist und Buchstaben (zur Begründung und Vertheidigung seiner Lehre von der Rechtfertigung, wobei er zwar einerseits die Unabhängigkeit des Glaubens von der speculirenden Vernunft, anderseits doch die Vernunftmäßigkeit der Offen-

barung darzuthun sich bemühte und „der erste war, der eine wissenschaftliche christliche Dogmatik (auch im Gegensatz gegen eine platonisirende Richtung) aufstellte". Er hat nämlich in der Lehre von der natürlichen Verderbniß des Menschen, als der Quelle aller andern einzelnen Sünden, und von der Nothwendigkeit der Umwandlung der verderbten menschlichen Natur durch die göttliche Gnade (oder von dem heiligenden Einfluß Gottes auf die verderbte Natur des Menschen durch den Glauben an Christus) das bis dahin unbestimmt gebliebene Verhältniß der menschlichen Kraft zur göttlichen Kraft dahin bestimmt, daß, wenn schon der Mensch in seinem natürlichen Verderben einer verdienstlichen Mitwirkung zu jener Umwandlung nicht fähig sei, die Zutheilung der rettenden Gnade allein von dem freien, sich erbarmenden Willen Gottes und dessen „allmächtig und unwiderstehlich heiligenden Wirken im Menschen abhänge", wobei Augustin übrigens den freien Willen des Menschen keineswegs läugnete, vielmehr ihn voraussetzte, aber ihn nur denen zuschrieb, in welchen die Gnade „die ursprüngliche Natur des Menschen von der Knechtschaft der Sünde befreit" habe.

Der augustinischen Lehre schroff gegenüber stellte sich der Pelagianismus oder die Lehre des britischen Mönchs Pelagius, der die menschliche Freiheit als einen moralisch-gleichgültigen Mittelzustand zwischen Gut und Bös faßte und daher behauptete, der Mensch sei noch jetzt in seinem ursprünglichen Zustande und könne sich durch eigne Kraft zu jeder Zeit mit voller Freiheit seine Seligkeit selbst schaffen, — eine Behauptung, durch die er im Grunde die Nothwendigkeit der Erlösung aufhob und, ohne es zu wollen, die Verkehrung der geoffenbarten Religion in den bloßen Naturalismus anbahnte. Der Streit über die pelagianische Irrlehre, die den ganzen Grund der Kirche zu erschüttern drohte, wurde jedoch auf einer allgemeinen Synode zu Karthago 418 für die Kirche überwunden und die Verwerfung vom römischen Bischoff Zosimus bestätigt.

Die auf die Spitze getriebene Folgerung, welche Manche aus der augustinischen Lehre zogen, weil sie nicht wie Augustin und die ihm folgenden besonneneren Kirchenlehrer sich beschränkten, die Sünde bloß aus der freien That des ersten Menschen abzuleiten, sondern sie auf Gott selbst zurückführten, veranlaßte den gallischen Abt Johannes Cassilianus zu Massilia, einen Schüler des Chrysostomus, einen Mittelweg zwischen der augustinischen und pelagianischen Lehre einzuschlagen, dem man späterhin den Namen **Semipelagianismus** gab. Derselbe giebt nämlich zwar die Allgemeinheit des Sündigens, nicht aber die Nothwendigkeit desselben zu, sieht (mit Pelagius) die Sünde nur als einen „grundlegenden Anfang", nicht als eine „Verursachung des Sündigens" an, bezeichnet die Mitwirkung der (nach ihm) bloß beschränkten freien Kraft des Menschen als die Mitursache der Erneuerung und Heiligung desselben, nimmt die Berufung und Bestimmung zur Seligkeit für eine unbedingt allgemeine an, bei der es übrigens Stufen der Seligkeit (nicht bloß der Herrlichkeit) gebe, und behauptet endlich (verschieden von Pelagius), daß die Gnade mehr „wirkend", als „mitwirkend", mehr „vorlaufend", als „nachfolgend", und ihre Wirksamkeit an die christlichen Heilsmittel gebunden sei, und daß die „Rechtfertigung durch den Glauben", gegenüber der Gerechtigkeit Gottes und der Größe der Seligkeit nicht als volle „Genugthuung" angesehen werden könne.

Die von Cassilianus aus der augustinischen Lehre von der Gnadenwahl gezogenen nachtheiligen Folgerungen suchte noch Augustin selbst zu beseitigen. Der Streit aber dauerte nach seinem Tode noch fort, indem Augustin's Anhänger seine Ausdrücke milderten, Andere aber sie noch stärker übertrieben, so daß eine Zeit lang der Semipelagianismus die Herrschaft wenigstens in der gallischen Kirche erhielt, bis derselbe dort 529 auf dem Concil zu Orange durch die Bemühung des Erzbischoffs Cäsarius und später auch zu Valence verworfen und diese Verwerfung von Rom aus bestätigt wurde, indem man die augusti-

nische Lehre festhielt und nur die falsche Auffassung derselben (daß nämlich Einige zum Bösen vorherbestimmt seien) abwies. Namentlich sucht das Buch, welches wahrscheinlich von dem für Hebung des Kirchenwesens, wie der Kirchengewalt Roms gleich thätigen, durch Scharfsinn und Geist ausgezeichneten römischen Bischoff Leo dem Großen (440—461) abgefaßt ist und den Titel führt: de vocatione gentium (von der Berufung der Heiden), die Übereinstimmung zwischen Gnade und freiem Willen nachzuweisen und dringt darauf, daß bei Annahme des Satzes, daß Gott seine Gnade nach Gefallen Einigen ertheile, Andern nicht, stets die drei Rücksichten recht fest gehalten werden müßten: 1) daß Gott will, daß alle Menschen selig werden, 2) daß Derjenige, welcher selig wird, es nicht durch sein eigen Verdienst, sondern durch die Gnade Gottes werde, und 3) daß im Übrigen kein Mensch in die Tiefe der göttlichen Rathschlüsse dringen könne. (Die tiefere Entwicklung dieser Lehre sollte erst über 1000 Jahre später wieder aufgenommen werden.)

Der pelagianisch-augustinische Streit hatte sonach nicht bloß eine dogmatische, sondern zugleich eine sittliche Bewegung in der Kirche, wie im Leben hervorgebracht. Die Frage, wie christliche Sittlichkeit möglich werde, welche von den Asceten nur von der moralischen Seite aufgefaßt worden war, ist in diesem Streite nach ihrer „religiösen" Seite behandelt worden, in sofern man zu bestimmen suchte, welchen Antheil die Religion (Gott) oder die Moral (der Mensch) bei der Erlangung des Heils habe. Der (nicht mißverstandene) Augustinismus, der den Menschen im Grunde nicht nur „höher", sondern auch „wahrer" erfaßt, geht demnach nicht bloß im Objectiven auf, sondern hat auch eine subjective Seite, in sofern die göttliche Wirkung auf eine Umwandlung des Menschen ausgeht und nicht bloß etwas Außenhaftendes, außer ihm Bleibendes ist. Indem der recht verstandne Augustinismus sich dabei von der jüdischen Gesetzlichkeit zur evangelischen Sittlichkeit erhebt, läßt er über den ideellen Zustand des Menschen den wirklichen Zustand desselben nicht außer Acht, und nimmt ein durch Gottes Gnade allmählig vor sich gehendes Wachsen in der Freiheit an, wobei dennoch „Zweck und Erfolg des Evangeliums" gleichmäßig gesichert bleibt.

Nichts desto weniger kam der Gewinn aus dieser Bewegung nicht der ganzen Kirche zu gut: man vermochte es nicht, ihn in rechter Klarheit und Reinheit zu erhalten. Ein in die Praxis der Kirchenbeamten und des Volks und allmählig auch in die Theorie mancher Kirchenlehrer sich einschleichender sittlicher Aberglaube, legte auf bloß äußerlich (mechanisch) vollbrachte Werke (opera operata) religiösen Werth und schrieb ihnen eine magische Kraft zu. Dieser Übelstand, sowie die häufige Unterlassung rechtzeitig und kräftig vorbauender Maßregeln zur Abwehr jenes seelengefährlichen Wahns, verbunden mit dem Nachlassen in der Strenge der sittlichen Anforderungen und der disciplinarischen Aufsicht, — führte, von der Mitte des 6. Jahrhunderts an, in der Kirche ein dauerndes Übergewicht ihrer pädagogisch-disciplinarischen, mehr in einem bloß gesetzlichen Geiste sich äußernden Bestimmung herbei, so daß fortan für das Volk nur der Cultus und ein mehr oder weniger dürftiger Religionsunterricht die Hauptstütze des sittlichen Lebens wurde. Dabei sollte die Kloster-Ascese einen gewissen Ersatz für die mangelhafte Disciplin in den Gemeinden geben; aber dieser reichte natürlich nicht aus.

Indeß ist nicht zu verkennen, welche mächtige, schwer zu überwältigende Hindernisse sich in der europäischen Heidenwelt den heiligenden Absichten der Kirche entgegenstellten, so daß es wenigstens erklärlich ist, wenn sie sich mehr und mehr zu einer für die Heiden zugerichteten Vorbereitungsanstalt mit vorherrschend alttestamentlichem Charakter und Typus ausbildete, welche bis zur Zeit der „Versiegelung" d. i. bis zum Eintritt des lebendigen königlichen Priesterthums der aus den Stämmen Japhet's gesammelten reinevangelischen Kirche bestehen sollte. In sofern ist die römisch-katholische Kirche in ihrem, von dieser Zeit an immer mächtiger hervortretenden Streben nach äußerlich einheitlichem Gliedbau durch jene ihre vorbereitend sittigende, gesetzlich-typische Bedeutung als eine für das europäische Heidenthum geschichtlich nothwendige und darum providentielle Ökonomie anzusehen, welche — ungeachtet aller ihrer mehr und mehr zunehmenden innern Gebrechen bei Ausübung ihres Berufs, die Völker zur Mündigkeit im Christenthum hinzuleiten,— dennoch einen reichen Segen haben sollte, und jedenfalls mit dem später eintretenden, auf dem Abfall von dem Prinzip der freien Gnade ruhenden Kirchenthum nicht zu verwechseln ist.

Die pelagianischen Streitigkeiten waren noch in lebhaftem Gang, als die, schon durch die origenistischen und arianischen Streitigkeiten angeregten Untersuchungen über die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Jesu, in denen sich die alexandrinische und antiochenische Theologenschule, jedoch noch innerhalb der Kirche, einander gegenüberstanden, in den nestorianischen Streitigkeiten zur Klarheit zu kommen suchten. Diese hatten ihren Namen von dem, der antiochenischen Schule angehörigen Patriarchen Nestorius, der zwar zwei Naturen in Christo annahm, aber ihre gegenseitige Mittheilung (die communicatio idiomatum) leugnete, während der Patriarch Cyrillus von Alexandria zwar jene, wie diese verfocht, aber bei seiner Einigungsansicht die Idee einer Vermischung nicht ganz fern halten konnte.

Obgleich das dritte ökumenische Concil zu Ephesus 431 die nestorianische Lehre verwarf, so war es doch ebenfalls nicht im Stande, diesen Gegenstand zum Abschluß zu bringen. Die strengen Nestorianer gründeten in Syrien 435 eine Separatkirche, die nachher in Persien (wo man die Nestorianer auch chaldäische Christen nannte) durch den Bischoff von Nisibis, — und in Ostindien (wo man sie Thomaschristen nannte) durch den Bischoff von Seleucia-Ktesiphon Eingang fand. Die übrigen Anhänger der Antiochener Schule blieben im Kirchenverband und gegen sie suchten die Alexandriner durch den Eutychianismus (der Christi menschliche Natur in der göttlichen aufgehen läßt) anzukämpfen. Als aber der römische Bischoff Leo der Große sich für die Antiochener Lehre, sowie überhaupt gegen jede Art von Monophysitismus, der vorzüglich in Alexandria gehegt wurde, mit Scharfsinn erklärte, und die sogenannte Räubersynode zu Ephesus 449 sich nur auf gewaltsame Weise einen kurzvorübergehenden Sieg erzwang: so wurde auf der vierten ökumenischen Synode zu Chalcedon 451 durch das chalcedonische Symbolum die Lehre von der Vereinigung der beiden Naturen (mit der communicatio idiomatum) in einer Weise aufgestellt, welche „die Mißverständnisse des alexandrinischen und antiochenischen Unionsbegriffs zugleich heben" sollte.

Von da an trat der Naturen-Streit in sein zweites Hauptstadium, in welchem er zum allgemeinen Kirchenstreit wurde und den Namen monophysitischer Streit bekam, weil die alexandrinische Lehre von Einer Natur, welche in der ganzen östlichen Kirche ihre zerstreuten Anhänger hatte, der antiochenischen Lehre von den zwei Naturen in Christo die Alleinherrschaft streitig machte. Im Verlaufe der zweiten Hälfte des 5. und des 6. Jahrhunderts fehlte es zwar nicht an theilweisen Vereinigungsversuchen, aber die innere Schwierigkeit der Streitfrage und das religiöse Gewicht, das sich an sie knüpfte, erschwerte es der Kirche, ihre Autorität geltend zu machen.

Mit diesem Streite hieng auch der monotheletische Streit gegen die Lehre von den zwei Willen (dem menschlichen und göttlichen) in Christus zusammen, wodurch gleichfalls heftige Spaltungen hervorgerufen wurden. Und da bei dem Streben nach Einigung oder wenigstens nach Annäherung die Anhänger der Kirchenlehre nicht immer durch Belehrung, sondern oft entweder durch anbequemendes Nachgeben, oder auch durch Zwang, zu dem sich der Staat hergab, die Gegner zu überwinden suchten, so hatte der Streit für die Kirche vor der Hand einen noch unvollständigen Erfolg. Wie tief er aber in's Volksleben eingriff und somit auch zu einem weltgeschichtlichen Moment wurde, wird sogleich der nächste Abschnitt beweisen. Nicht minder wird sich aber auch bald zeigen, wie diese theologischen Streitigkeiten nicht sowohl für und durch sich selbst (denn der menschliche Geist mußte in diesen sich nothwendig aufdringenden Fragen zur Klarheit zu kommen suchen), als vielmehr durch die von einem tief eingerissenen Mangel an Lichtkraft zeugende Leidenschaftlichkeit, womit der Streit besonders in der orientalischen Kirche geführt wurde, Veranlassung zum Ausbruch des göttlichen Strafgerichtes wurden, das in einem großen Theile des morgenländischen Kirchenbezirks den Leuchter des Evangeliums umstieß.

Vierzehntes Buch.

Die christlich-germanische Staatenwelt vom Anfang des 6. bis gegen das Ende des 9. Jahrhunderts, oder von der Ausbildung des Frankenreichs bis zur völligen Ausscheidung des deutschen Reichs.

1. Kapitel. Das oströmische Reich und seine Anstrengungen zur Wiederherstellung seiner Obmacht im Westen.

1. Die Kaiser Zeno, Anastasius und Justinus I. Die Glanzregierung Justinian's I. Theodora. Die justinianeische Gesetzgebung. Gränzbefestigung; Handel; Finanzoperationen. Die Kirchenverhältnisse; die Rennbahnparteien (der Blauen und Grünen.) Der Nika=Aufstand. Der Dreikapitelstreit. Die auswärtige Politik. Krieg und schimpflicher Friede mit den Persern (Belisar; Nushirvan.)

Während so im zerfallenen römischen Westreiche germanische Völker (die Ostgothen in Italien, die Vandalen in Afrika, die Angelsachsen in Britannien, die Sueven und Westgothen in Spanien, die Burgunden und Franken in Gallien) neue Staatenbildungen versuchten und so auf den Trümmern der antiken Welt eine neue aus dem Christen= und Germanenthum aufblühende Welt vorbereiteten, — wobei es sich in der nächsten Zukunft zeigen sollte, welche unter diesen germanischen Völkern auf dauernden Grund gebaut hatten und darum bleibende Mitträger der neuen weltgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit werden sollten: — bestand das römische Ostreich als griechisches oder byzantinisches Kaiserthum noch fort, um für Europa nach jener Seite hin noch als eine, wenn auch gebrechliche Schirmmauer gegen neue barbarische Überfluthungen zu dienen und überhaupt mit der ihm vom Christenthum eingeimpften, wenn gleich durch die eignen verderbten Säfte vielfach geschwächten Kraft noch eine Zeit lang verderbliche Störungen oder verkehrte Entwickelungen im neubeginnenden europäischen Staatenleben zu verhindern.

Bei aller Ausdehnung, die das byzantinische Reich noch besaß, und bei allem Stolz, womit seine Kaiser ihre Hauptstadt noch immer als den „Mittelpunct der Welt" betrachteten, stand ihre Macht doch auf sehr schwachen Füßen, zumal keine gesetzliche Erbfolge bestand und daher seit dem Aussterben des theodosianischen Stamms jede neue Kaiserwahl neue Verwirrung im Reiche verursachte. Da die griechische Geistlichkeit der unabhängigste Stand im Reiche geworden war und bei dem lebhaften Interesse der griechischen Natur an den speculativen

Untersuchungen des Dogma der Streit der theologischen Systeme im byzantinischen Reiche stets in der leidenschaftlichsten, alle politischen Interessen mit sich fortreißenden Weise geführt wurde, so konnten auch die Kaiser — „meist Geschöpfe ihrer Leibwache oder der Hofränke" — sich zugleich nur dadurch halten, daß sie sich einer theologischen Partei anschloßen, ja, wollten sie überwiegenden Einfluß gewinnen, sich selbst als tief eingehende Theologen erweisen mußten. Denn alle Politik trat dort „in dogmatischem oder wenigstens kirchlichem Gewande" auf und konnte nur in dieser Form ihren Zweck zu erreichen hoffen. War es ein kräftiger Kaiser, so siegte diejenige theologische Partei, die er stützte; war er schwach, so wurde er der Spielball seiner Hoftheologen und Eunuchen; wollte er beide Parteien zum Kirchenfrieden anhalten, so war er jeder Partei verdächtig und an grausamen Bedrückungen der Andersglaubenden fehlte es oft in keinem dieser Fälle. So sank das Reich im Innern mehr und mehr in Schwäche, und war darum auch nach Außen desto leichter dem beständigen Andrange feindlicher Nachbarn preisgegeben.

Jener Isaurier **Zeno**, der die Veranlassung zum Einbruch der Ostgothen in Italien war, wurde einmal durch seinen Gegner Basiliscus vertrieben, und dieser suchte sich nun dadurch auf dem Throne zu halten, daß er sich auf die häretischen Monophysiten stützte und die chalcedonischen Beschlüsse aufhob (XIII. 12, a. E.). Der Widerstand der orthodoxen Partei, an deren Spitze der Patriarch stand, und die Annäherung Zeno's mit einem isaurischen Heere nöthigte ihn, den Thron wieder dem Zeno einzuräumen (477), der nun seinen Gegner mit Weib und Kind den Hungertod sterben ließ.

Auch die Regierung seines Nachfolgers, des alten schwachen **Anastasius**, (491—518), der bald diese, bald jene Partei, selbst die Arianer begünstigte, war durch Religionsstreitigkeiten sehr unruhig und sein Schwanken im monophysitischen Streit hätte ihm fast Regierung und Leben gekostet. Anfangs strafte er die Ruhestörer beider Parteien; als er darauf zu Gunsten der Katholiken den Befehl gab, in das sogenannte Trishagion (das dreimal Heilig, einen uralten Kirchengesang) die Worte einzuschalten: „der du für uns gekreuzigt bist", so entstand von Seiten der Monophysiten eine so wüthende Empörung, daß er, um sich zu halten, einen Monophysiten zum Patriarchen von Antiochia machte und mehrere katholische Bischöffe verjagte, worauf sein Feldherr Vitalian zur Beschützung der Katholiken auftrat, an der Spitze eines wilden, zum Theil von Hunnen und andern Heiden verstärkten Heeres von 60,000 Mann unter Verwüstungen durch Thrazien nach Constantinopel zog und den Kaiser zur Wiederherstellung der chalcedonischen Beschlüsse nöthigte. Zuletzt wurde Anastasius fast blödsinnig, bis eines Tags der 88jährige todt in seinem Bette gefunden ward.

Sein Nachfolger, der Thrazier **Justin I** (518—527), der sich vom Hirten zum Prätorianerpräfecten und als solcher durch List zum Kaiser emporgeschwungen hatte, ein zwar alter und ungebildeter, aber strenger und verständiger Regent, war mit Eifer der rechtgläubigen Kirche zugethan, die er gegen die Ketzer schützte, und erwarb sich besonders dadurch Verdienste um das Reich, daß er den lang unterbrochenen Kirchenfrieden zwischen dem Patriarchen von Constantinopel und dem Bischoff von Rom wieder herstellte: die chalcedonischen Beschlüsse wurden auf der Synode zu Constantinopel den 30. Juli 518 angenommen und diese Aussöhnung mit Rom 519 mit großer Freude begangen. — Unterstützt von seinem Neffen Justinian brachte Justin auch den Staatshaushalt und das Heerwesen in Ordnung. Er starb an den Folgen einer Wunde.

Einen nochmaligen bedeutenden Aufschwung nahm das Reich unter Justin's Neffen und Nachfolger **Justinian I**, eines armen Landmanns Sohne aus

Tauresium in Illyrien, der 527, also ein Jahr nach Theodorich's des Großen Tode, zur Regierung kam, die er eigentlich schon bei seines Oheims Lebzeiten vier Monate lang als dessen Mitregent fast allein in der Hand gehabt hatte. Ohne höheren Geist und wahre Weisheit, auch ohne tiefere sittliche Kraft und echten persönlichen Muth, bloß getrieben von Eitelkeit und Ehrsucht, die sich die Wiedergewinnung der alten römischen Reichsgränze und Kaisermacht zum Ziel gesetzt zu haben schien, würde es weder seiner gewandten, auch Trug und Meineid nicht verschmähenden Unterhandlungskunst, noch seiner unermüdeten, sich selbst nicht schonenden Arbeitsthätigkeit, selbst nicht seiner entschiedenen Hingabe an das orthodoxe Prinzip gelungen sein, im Ganzen so glänzende Erfolge seiner innern und äußern Politik zu erzielen, wenn er sich nicht durch die Wahl einer mit männlichem Muthe und kühner Entschlossenheit begabten Gemahlin, der übrigens herrschsüchtigen und frömmelnden Theodora, und tüchtiger Feldherren und Staatsmänner, wie Belisar, Narses, Tribonian u. a., gewissermaßen zu ergänzen gewußt hätte.

Theodora, eine geborne Cyprierin, die Tochter eines Bärenwärters der Partei der Grünen am kaiserlichen Hofe, wurde von ihrer Mutter schon frühe dem Theater zugeführt und trieb als Komödiantin anfangs zu Byzanz, dann auf Kunstreisen in Afrika das Buhlgewerbe. Nach Byzanz zurückgekehrt, gab sie plötzlich das Lasterleben auf und befliß sich der Frömmigkeit und Sittsamkeit. In diesem ihrem verwandelten Zustande lernte Justinian, damals noch Mitregent, sie kennen, und entzückt von ihrer Schönheit, wie von ihrem Verstande, erhob er sie zur Patricia, überhäufte sie mit Reichthümern und nahm sie nach dem Tode seiner Tante, der Kaiserin-Wittwe Lupicina, welche stets gegen diese Verbindung gewesen war, zur Ehe, nachdem er das Gesetz, welches vornehmen Römern Schauspielerinnen zu heirathen verbot, aufgehoben hatte. So weit gieng seine Liebe zu ihr und ihre Gewalt über ihn, daß er bei seiner Krönung auch sie mit der Krone schmückte und sie dadurch als Mitregentin anerkannte, der man gleichfalls den Eid der Treue schwören mußte und deren Namen mit dem seinigen auf alle Denkmäler zu stehen kam. — „Die ehemalige Schauspielerin blieb sich darin getreu, daß sie immerdar den Schein statt des Wesens festhielt, mit Kunst Gefall- und Eifersucht handhabte, bei reiferem Alter durch Frömmelei und Priesterumgang Sühne für frühere Leichtfertigkeiten und weltliche Lüste suchte, unzufrieden mit dem häuslichen Kreis in Staatsgeschäfte eingriff, Feldherren und Beamte schuf und vernichtete, kurz, als Mann handelte, ja dem Gemahl bisweilen die Rolle des Weibes übertrug." (Kortüm.) Sie häufte übrigens für sich große Schätze für den Fall auf, daß sie wieder von der Höhe in die frühere Tiefe hinabgestoßen werden sollte.

Justinian's Thätigkeit nach Innen war besonders auf die Stärkung des autokratischen oder selbstherrlichen Prinzips gerichtet, daher er sogar auch das Consulat, das doch nur noch „der Name eines Schattens" war, abschaffte, weil sich auch zuweilen reiche Senatoren in dieser Würde durch Spendungen an das Volk einige Popularität zu verschaffen wußten, wie er das selbst früherhin gethan hatte. Mehr als alle andern Maßregeln aber, die auf jenen Zweck ausgiengen, bewirkte indeß seine Bemühung um eine geordnete Justizverwaltung, und vornehmlich hat die von ihm umgeschaffene Gesetzgebung seinen Namen verewigt. Obgleich nämlich schon der Theodosianische Codex (XIII. 6, 3.) durch Sammlung der kaiserlichen Beschlüsse einem wesentlichen Mangel im römischen Recht abgeholfen hatte, so hatten doch auch eine Menge Entscheidungen

(responsa) der alten Rechtsgelehrten im Laufe der Zeit Rechtskraft erlangt. Da sie aber zerstreut waren und sich nicht selten widersprachen, folglich bei ihrer Anwendung dem Mißbrauche einen zu großen Spielraum ließen, so ließ Justinian, um die verschiedenen Theile des Reichs durch Rechtsgleichheit zu einigen und dadurch die kaiserliche Macht zu stärken, durch eine eigene Commission Rechtsgelehrter unter Aufsicht und Mitwirkung seines ersten Ministers Tribonian eine neue Sammlung kaiserlicher Bestimmungen (von Hadrian bis auf seine Zeit) veranstalten. Sie trat im Jahre 529 unter dem Titel Codex Justinianeus an's Licht, der 535 auf's Neue bearbeitet erschien und durch den Hinzutritt neuer Verordnungen (der sog. Novellen) und mit Hinzurechnung der sogenannten Institutionen i. J. 565 zu dem gesammten Corpus juris romani erwuchs, das bisher die Grundlage aller neuen Gesetzgeberweisheit ausmachte.

Das große System des bürgerlichen Rechts, das im Justinianeischen Codex niedergelegt ist, heißt, weil es das Ganze der römischen Rechtswissenschaft umfaßt „die Pandecten", und weil es methodisch zusammengestellt ist, „die Digesten". Es besteht aus 50 Büchern oder 422 Titeln und 9123 Gesetzen, deren jedes mit dem Namen seines Urhebers bezeichnet ist. Alle von dieser Sammlung ausgeschlossenen Entscheidungen der Rechtsgelehrten verloren ihre Gültigkeit. Und um die Pandecten gegen jede Verunstaltung zu sichern, gebot Justinian, daß alle Abschriften ohne Abkürzungen geschrieben und daß die Gesetze selbst nur dem Wortsinne nach ausgelegt werden sollten. — Gleichzeitig mit der Abfassung der Pandecten ließ Justinian die Institutionen, d. i. einen Grundriß des ganzen römischen Rechts in vier Büchern ausarbeiten und mit den Pandecten bekannt machen. Während die Pandecten und Institutionen in lateinischer Sprache verfaßt sind, war der größte Theil der Novellen griechisch geschrieben; doch wurde eine wörtliche lateinische Übersetzung davon gemacht, die unter dem Namen Authentica bekannt ist.

Eben so erhöhte er durch großartige Unternehmungen im Gebiete der bürgerlichen und kirchlichen Baukunst, durch außerordentliche Vorkehrungen zum Schutze der nördlichen und östlichen Landesgränzen, durch Belebung des Handels mittels Anbahnung neuer Verkehrswege oder Einführung neuer Gewerbszweige den Glanz seiner Regierung, wiewohl die ungeheuern Summen, die er dazu verwendete, verbunden mit den unermeßlichen Ausgaben, die ihm seine auswärtige Politik, namentlich die Geschenke und Tribute an so viele barbarische Gränzvölker zur Abwehr ihrer Einfälle, insbesondere aber seine vielen Kriege kosteten, durch die er die verlorenen römischen Reichstheile wieder herbeizubringen hoffte, ihn zu Finanzoperationen verleiteten, welche zum Theil eben so sehr dem materiellen Gedeihen des Landes, als der Sittlichkeit des ohnedieß so tief gesunkenen Volkes nachtheilig waren.

Die vielen von ihm aus Staatsmitteln ausgeführten Neubauten und Reparaturen, (Wasserleitungen, Brücken, Krankenhäuser, Kirchen, Festungen &c.) sind kaum zu zählen. In Constantinopel allein ließ er 25 neue Kirchen bauen, darunter die berühmte Sophienkirche, die er nach dem zweiten Brande, der sie betroffen hatte, mit einer so außerordentlichen Pracht wieder aufbauen ließ, daß er bei deren Einweihung, selbst überrascht von deren Eindruck, sich höher denn Salomo stellte. Die Kirche selbst, die unter der Leitung der griechischen Baumeister Anthemios und Isidoros aus Milet von 10,000 Arbeitern in 6 Jahren mit einem ungeheuern Aufwande gebaut und innerlich ausgestattet wurde, hatte eine auf vier Arkaden, welche ein Kreuz bildeten, ruhende sphärische Kuppel, um welche eine Gallerie läuft, die von 67

Säulen getragen ist, darunter sechs von Jaspis aus dem Dianentempel zu Ephesus genommen waren. Die Breite der ganzen, aus Ziegelstein gebauten, aber innen ganz mit Marmor ausgelegten Kirche beträgt 228, die Länge 252½ par. Fuß. Die Kuppel war innen ganz vergoldet, der Boden mit Mosaik ausgelegt, die Kirchengeräthe von dichtem Gold mit Edelsteinen besetzt; das Sanctuarium allein enthielt 40,000 Pfund Silbers. — Ungeheure Kosten verursachten auch die Schutzbauten, zu denen die Vermehrung und Unterhaltung des Festungsgürtels an der Donau von Belgrad bis zum schwarzen Meere mit mehr als 80 festen Plätzen, die Verstärkung der langen Mauer von der Propontis bis eben dahin, die Befestigung der Gränzlinie gegen Neu-Persien hin, hinter Palmyra weg, über Dara nach Nisibis, gehörte.

Den Handel hob er vorzüglich durch Erleichterung der Einfuhr, den Gewerbsbetrieb durch Einführung des Seidenbau's. Dieser war bis dahin nur im östlichen Asien, vorzüglich in China, heimisch und wurde dort als Geheimniß behandelt. Den Zwischenhandel mit Seide hatten Neuperser als Monopol an sich gebracht und da dieser Stoff von den Byzantinern sehr gesucht war, so giengen unmäßige Summen dafür aus dem Lande. Da machten zwei Mönche, die als Missionäre im östlichen Asien die Seidenbereitung beobachtet hatten, den Justinian mit dem Geheimniß bekannt und brachten, durch ihn reichlich unterstützt, von einer zweiten Reise dahin in hohlen Wanderstäben eine Menge Seidenwurm-Eier mit, so daß auf diese Weise der Seidenbau in's Abendland verpflanzt und sogleich in Griechenland mit dem besten Erfolg betrieben wurde, von wo aus er sich dann später nach Sicilien und Italien verbreitete.

Um die ungeheuren Staatsausgaben zu erschwingen, reichten weder die ohnedieß drückenden Steuern, noch die Beutegelder, noch auch die Ersparungen hin, welche Justinian (oft auch am unrechten Orte, z. B. am Heeressold, an Lehrerbesoldungen rc.) machte; daher suchte er durch Regierungsmonopole (namentlich in Betreff der Seide), durch Einführung der Lebensmittelsteuer (des Octroi) und der Luftsteuer, durch Kornwucher, durch Erhöhung und Vermehrung der Zölle, durch Stellenhandel, durch zahllose, vorzüglich die Häretiker treffende Confiscationen aller Art und unter allen Vorwänden, durch Zwangsanlehen, Einziehung von Gemeindevermögen u. s. w. sich Einnahmsquellen zu verschaffen, die, je reichlicher sie floßen, desto ärmer das Land und die Leute machten, ohne daß Justinian selbst etwas davon hatte: denn er hinterließ einen leeren Schatz.

Da Justinian mit vollstem Eifer der Kirche zugethan war, als deren höchsten Schirmherrn nicht nur, sondern auch als deren Gesetzgeber er sich betrachtete, so trugen seine Regierungshandlungen meist kirchlichen Character, und seine Bestrebungen, der Kirche zu dienen und sie von häretischen Elementen zu befreien, giengen nicht selten in wirkliche Eingriffe in deren Inneres, so wie in Härte gegen die Häretiker über, wodurch die Religionsstreitigkeiten, unter denen auch seine Regierung litt, nur vermehrt und verschärft wurden. Gleich in der ersten Zeit seiner 38jährigen Regierung verwandelte ein unbesonnener Machtspruch von ihm den gewöhnlichen Streit der kirchlich und politisch sich entgegenstehenden Rennbahnparteien in den furchtbaren Nika-Aufstand, der von dem Losungswort der Empörer: „Sieg!" seinen Namen hat.

Die in der Kaiserzeit schon in Rom auf's höchste gesteigerte Sucht, die großen Circusspiele mitzumachen oder ihnen wenigstens zuzusehen, bot nämlich auch den sich entgegenstehenden politische Parteien stete Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Leidenschaften. Die Wettrenner, darunter viele aus den reichsten Familien, hatten je nach ihrer politischen Meinung, Binden von besonderer Farbe um sich. Gewöhnlich waren es vier Banden, die Blauen und die Grünen, die Weißen und die Rothen, die sich den Sieg streitig machten. Auch die Zu-

schauer nahmen Partei; Beifall oder Spott begegneten sich unaufhörlich und das Ende waren oft Schläge und Messerstiche.

Die allgemeine Theilnahme für die Rennbahnspiele, bei denen sich die Mehrzahl des Volks vom ärmsten Proletarier bis hinauf zum Kaiser in Parteien spaltete, zeugte jedenfalls „von der Unnatürlichkeit der politischen Zustände und von der wachsenden geistigen und sittlichen Verwilderung der Hauptstadt". Mochte auch anfangs die Kaiserregierung die Leidenschaftlichkeit für die Circusspiele als einen Ableiter für die Masse ansehen, damit sie dem Thron nicht gefährlich werden möchte, so erwuchs ihm doch bald gerade aus diesem Parteitreiben die schwerste Gefahr: denn aus diesen Circusparteien wurden gefährliche Factionen, und selbst der Hof unterstützte oft aus Politik die eine oder die andere Partei. Jene Farben, die eine so wichtige Rolle bei der Parteinahme spielten, waren, „wie geschaffen" für das Bedürfniß der Masse, in so fern die Menge bloß ein Schlagwort oder ein Feldgeschrei braucht, wenn sie auch die innerste Bedeutung und Beziehung desselben nicht verstehen. Die gewählte Parteifarbe und die an sie geknüpfte Gesinnung pflanzte sich „von Generation zu Generation fort" und artete bei der steigenden Verwilderung der Bevölkerung immer mehr aus; selbst die auf dem Schauplatz der Spiele aufgestellten militärischen Wachen konnten nicht immer den Ausbruch einer wilden, blutigen Schlägerei verhindern. „Für die Partei verschwendete man sein Vermögen, ertrug Martern und Tod und beging Verbrechen; das Partei-Interesse stand höher als Verwandschaft und Freundschaft, Haus und Vaterland, Religion und Gesetz. Auch die Frauen, die keine Schauspiele besuchten, wurden doch vom Schwindel ergriffen: man konnte es nur eine allgemeine Geisteskrankheit nennen!" — „Als das weströmische Reich vom Sturm der Völkerwanderung längst in Trümmer geschlagen war und Italien wüste lag, tobten im Circus noch immer die alten Leidenschaften. Cassiodorus (des großen Theodorich hochgebildeter Minister, selbst ein Römer) fand es staunenswürdig, wie im Circus die Aufregung der Gemüther größer, als in allen andern Schauspielen war: der Grüne (sagte er) gewinnt den Vorsprung, so ist ein Theil des Volkes niedergeschlagen; der Blaue gewinnt ihn, ein anderer Theil grämt sich; ohne einen Vortheil zu haben, triumphiren sie leidenschaftlich; ohne einen Nachtheil zu leiden, fühlen sie den tiefsten Schmerz! Er nennt das Wagenrennen ein Schauspiel, das den sittlichen Ernst vertreibt, die eitelsten Kämpfe befördert, die Rechtschaffenheit vernichtet, für Hader und Zwietracht eine befruchtende Quelle ist".

Einen noch höhern Grad der Gefährlichkeit erreichte das Übel in Constantinopel, seit es zur Reichshauptstadt geworden war: denn dort verschärften die Kirchenstreitigkeiten die politischen Gegensätze oft zur maaßlosen Verbitterung. Zu Justinian's Zeit hielten die Blauen es mit dem Hof und den Orthodoxen; die Grünen bestanden aus Häretikern und Regierungsgegnern. Bedrängt von den Blauen, die sich im Vertrauen auf die Unterstützung des Hofs Gewaltthätigkeiten gegen die Grünen erlaubt hatten, baten die letztern bei Gelegenheit der dritten Regierungsantrittsfeier den Kaiser um Schutz und Beistand. Er aber schalt sie Lügner, Manichäer, Samariter, und befahl ihnen zu schweigen. Erbittert darüber schalten sie ihn einen Tyrannen und Meineidigen, ja sogar einen Esel (mit Anspielung auf seine beweglichen Ohren). Das war den Blauen zu arg; mit Wuth fielen sie über die Grünen her und so entstand ein mörderisches Blutbad. Als Justinian hierauf die Führer der beiden Banden strafte, wendete sich auch der Unwille der Blauen gegen ihn, und die nunmehrige Verbindung mit den Grünen hatte dann den Nika-Aufstand zur Folge.

Dieser Aufstand war so furchtbar, daß das Morden in der Hauptstadt fünf Tage lang währte, ein Theil von Constantinopel in Flammen aufgieng und Justinian auf dem Puncte war, durch heimliche Flucht sich um den Thron zu bringen, auf den die Grünen schon einen Neffen des früheren arianischen Kaisers Anastasius setzen wollten, wenn nicht die Geistesgegenwart Theodora's ihn dadurch gerettet hätte, daß sie die Blauen wieder für den Hof gewann und es nun

dem Feldherrn Belisar möglich machte, die Empörung zu dämpfen, indem er mit 3000 Veteranen die Grünen in den Circus zusammendrängte und 30,000 derselben niedermachte. Diese Strenge stellte zwar die Ruhe her, konnte aber doch den Hader nicht stillen.

Da Justinian seinen Ehrgeiz darein setzte, die Monophysiten (XIII. 13, 2.) zur Kirche zurückzuführen, so rief er durch seine Nachgiebigkeit gegen dieselben den sogenannten Dreikapitelstreit hervor, den er dann durch einen Machtspruch gegen die Orthodoxen (mittels der von ihnen nie anerkannten ökumenischen Synode) beizulegen suchte, ohne daß es ihm jedoch gelang, dadurch die Monophysiten zu gewinnen, die sogar jetzt förmlich aus der Kirche austraten. Seine Orthodoxie richtete sich besonders auch gegen die griechischen Philosophenschulen zu Athen, die er für immer schließen ließ, so daß die letzten griechischen Philosophen (darunter der durch seine Schriften auf uns gekommene Simplicius) nach Persien auswanderten, aber weil sie auch dort für die Gebilde ihrer Speculation keinen Boden fanden, wieder heimkehrten. Dagegen ließ er sich desto mehr die Ausbreitung des Christenthums unter fremden Völkern angelegen sein, unter denen die Heruler, auch Juden und Mauren, genannt werden.

In seiner auswärtigen Politik brachte Justinian theils die Kunst seiner Diplomatie, womit er seine Feinde gegen einander hetzte, theils den Reiz des Goldes, womit er drohende oder begonnene Angriffe abwendete, theils das Kriegsschwert in Anwendung, das er jedoch nie selbst, sondern nur durch seine Feldherrn schwang. Nicht immer aber wählten er und Theodora die Feldherren nach Verdienst, sondern nach kleinlichen Rücksichten, und selbst die tüchtigsten hemmte er oft entweder durch mißtrauische Eifersucht oder durch unzeitige Sparsamkeit (in Bezug auf Sold und Ausrüstung) mitten in ihren Siegen. Seinen ersten Krieg hatte er gleich nach seiner Thronbesteigung mit den Neupersern um die Erhaltung seiner östlichen Gränzen zu führen. Obgleich in demselben sein Feldherr Belisar seine ersten Lorbeern pflückte und der persische Feldherr Narses zu den Byzantinern übertrat, so fand doch Justinian für gut, sich von dem neuen Schach Khosroes I dem Großen (der 531 den persischen Thron bestieg), den Frieden um 10,000 Pfund Goldes zu erkaufen, um seine Kraft nach dem Westen hin richten zu können, wo ihm zunächst die innere Zerrüttung im Vandalenreiche Gelegenheit zur Ausführung seines Lieblingsplanes gab, der, wie schon oben angedeutet, die Wiederherstellung des alten römischen Reiches zum Ziele hatte.

Jener Khosroes (Kosru) ist der berühmte **Nushirvan** (d. i. der Gerechte), welchen orientalische Schriftsteller mit den größten Geistesgaben und Regententugenden ausschmücken, christliche dagegen unter Anerkennung seines hohen Muthes als einen stolzen und grausamen Despoten darstellen, — wie er sich denn auch den Thron durch Ermordung seiner beiden älteren Brüder verschaffte und den Frieden mit den Byzantinern mehrmals durch die verheerendsten Einfälle auf treulose Weise brach. Er dehnte die persische Macht bis an den Indus und über einen Theil von Arabien aus und erhielt von allen Seiten her Tribut. Die sämmtlichen Provinzen seines Reiches ließ er von vier Statthaltern aus königlichem Geblüte verwalten, denen er unbe-

schränkte Vollmacht gab und behielt sich nur das Urtheil über Leben und Tod vor. Gegenüber seinen Persern war er indeß ein zwar strenger, aber unparteiischer Regent, der durch eifrige Sorge für Ackerbau und Erziehung, sowie durch Beförderung der Wissenschaften sein talentvolles Volk zu beglücken suchte. Er hielt seine Beamten unter genauer Controle und strafte jede Pflichtvergessenheit strenge. In jeder Stadt ließ er Waisen und arme Kinder auf öffentliche Kosten heranbilden. Er gründete eine Academie für Dichtkunst, Philosophie und Beredsamkeit, ließ die persischen Annalen ordnen und die berühmtesten griechischen und indischen Werke in's Persische übersetzen. In religiöser Beziehung belebte er wieder den persischen Lichtdienst. — Unter seiner Regierung soll nach Einigen das Schachspiel erfunden worden seyn, das indeß nach den gründlichen Untersuchungen der Engländer schon in der frühesten Geschichte Indiens vorkommt, wo es seit undenklichen Zeiten bekannt ist.

2. Sturz des Vandalenreichs. Die Vandalen unter Hunnerich, Hulderich und Gelimer. Belisar in Afrika, Einnahme Karthago's. Gelimer's Gefangenschaft. Das vandalische Afrika ein byzantinisches Exarchat. Belisar's Triumph.

Die gefürchtete Macht der Vandalen in Afrika, gegen welche Justinian sich zuerst kehrte, war seit dem Tode ihres Begründers Geiserich (477) in Abnahme gerathen und die schon früher begonnene Entartung dieses mächtigen und wiewohl begabten, aber unbändigen und aus Religionsfanatismus grausamen Volkes trat unter Geiserich's Nachfolgern vollends zu Tag: Schwelgerei, Üppigkeit und Weichlichkeit, insbesondere die warmen Bäder in dem heißen Klima, der übermäßige Genuß südlicher Weine und der Hang zur Wollust hatten ihre ehehin so kräftigen Leiber entnervt und allmählig ihren kühnen Muth so geschwächt, daß sie häufig den sie anfallenden Numidiern und Mauretaniern unterlagen und einmal sogar von den Gothen sich Hülfe gegen sie erbitten mußten. Mit ihren römischen Unterthanen standen sie im schlimmsten Vernehmen: sie behandelten sie als Knechte mit drückendem Übermuth, und verfolgten als Arianer fortwährend den katholischen Glauben derselben mit so rücksichtsloser Grausamkeit, daß der Haß der römischen Eingebornen gegen sie auf's höchste stieg. Am grausamsten wüthete gegen sie Hunnerich, Geiserich's Sohn, der sich durch Ermordung seiner eigenen Sippschaft den Thron gesichert hatte. Selbst seine beiden minder schlimmen Nachfolger Gundamund und nach diesem Thrasamund, ließen mit der Verfolgung der Katholiken nicht nach, bis der milde Hilderich, Hunnerich's Sohn, 523 den Thron bestieg und die Verfolgung gegen sie einstellte. Dadurch aber erregte er den Unwillen seiner Vandalen in dem Grade, daß er 530 seinem unduldsamen Vetter Gelimer weichen mußte, der ihn in's Gefängniß werfen und viele vornehme Römer hinrichten ließ.

Längst schon hatten die verfolgten Katholiken nach Hülfe vom byzantinischen Hofe ausgesehen. Jetzt ließ Justinian den Gelimer zur Mäßigung ermahnen, und als dieser mit persönlichen Beleidigungen gegen den Kaiser, sowie mit neuen Verfolgungen gegen die Katholiken antwortete, beschloß Justinian den Krieg gegen ihn und übertrug die Führung desselben dem tapfern Belisar mit der Weisung, die Vandalen zu vertreiben und Afrika dem byzantinischen Reiche zu gewinnen.

Belisar, unstreitig der tüchtigste Mann seiner Zeit, von Geburt ein Illyrier, also Landsmann Justinian's, hatte anfangs unter den Haustruppen des Kaisers gedient, dann im neupersischen Kriege mit solcher Auszeichnung gefochten, daß er in der Gunst seines Herrn von Stufe zu Stufe stieg, um so mehr, als seine Gattin Antonina (die Tochter eines Wagenlenkers und einer Komödiantin) eine Freundin der Kaiserin Theodora war. Sein Feldherrntalent war so bedeutend, daß er durch dasselbe der besten Zeit des alten Roms würdig gewesen wäre. Schon im Äußern ausgezeichnet durch ein edles, schönes Gesicht, eine hohe Gestalt und große Stärke, war er im Privatleben durch Milde, Mäßigkeit und Keuschheit bei Jedermann, im Felde durch Freigebigkeit und Characterfestigkeit bei seinen Soldaten beliebt. Vor allem aber schmückten ihn — wie sich aus dem Verlaufe seines mit den Geschicken des Reichs verwebten Lebens ergeben wird — zwei christliche Tugenden: „unerschütterliche Treue gegen seinen Herrn in einer schlechten Zeit und unter schlechter Behandlung, und demuthsvolle Ergebung in unvermeidlichen Prüfungen." Ohne ihn würde der characterschwache Justinian unter den übrigen byzantinischen Kaisern nie diese hervorragende Stellung eingenommen haben.

Mit nur 10,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern (darunter auch Heruler und Hunnen) auf 600 Schiffen nach einer dreimonatlichen Fahrt (bei der er gewisse nautische Zeichen zum Zweck des Zusammenhaltens der Schiffe erfunden haben soll) erreichte Belisar im Sommer 533 Afrika, landete beim Vorgebirg Hermäum und gewann dort auf seinem Zuge über Hadrumetum und Leptis nach Karthago sogleich alle Landeseinwohner durch die Erklärung, daß er nicht als ihr Feind, sondern als ihr Befreier komme. Gelimer, zur Unterwerfung aufgefordert, tödtete im Grimm den gefangenen Hilderich und dessen Söhne und rückte zur Schlacht aus; aber seine Vandalen, unter denen viele Anhänger Hilderich's waren, hielten nicht Stand: er wurde geschlagen und floh in die numidische Wüste. Karthago öffnete dem Sieger Hafen und Thore, und ohne Plünderung und Schädigung zog Belisar mit seinem Heere in die Stadt ein, wo er in Gelimer's Palaste seinen Hauptleuten ein Gastmahl gab. Nachdem er die Stadt hinreichend verwahrt hatte, zog er wieder gegen Gelimer aus, der unterdeß noch ein Heer gesammelt hatte, schlug ihn in der Schlacht bei Tricamoro und konnte schon nach drei Monaten seinem kaiserlichen Gebieter die Eroberung des Vandalenreichs berichten. Die Besiegten fanden an Belisar einen menschlichen Sieger.

Nach und nach unterwarfen sich auch die entferntern Theile des Reiches, zu welchem auch Sardinien, Corsica und die Balearen gehörten, und im folgenden Frühling wurde auch Gelimer, der sich in einem numidischen Bergschlosse des Atlas behauptet und endlich, vom Hunger bezwungen, dem Heruler Pharas ergeben hatte, als Gefangener eingebracht.

Pharas hatte ihn durch ein Schreiben unter Bezeugung seiner Theilnahme aufgefordert, sich ihm zu ergeben. Darauf gieng Gelimer nicht ein, ließ ihn aber um drei Dinge bitten um ein Stück Brod, einen Schwamm und um eine Harfe: das Brod, um seinen Hunger zu stillen, den Schwamm, um seine vor Thränen kranken Augen zu befeuchten, die Harfe, um seinen und seines Volkes Untergang zu betrauern. Pharas gewährte ihm die Bitte. Zuletzt mußte sich Gelimer ergeben und als er dem Belisar vorgestellt wurde, brach er vor Verzweiflung in ein Gelächter aus.

eine so lange Belagerung von 150,000 Gothen aushielt. Er ließ einen Theil der Bewohner, die sich nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versehen konnten, nach Calabrien und Sicilien bringen, machte unaufhörliche Ausfälle, gab den Wachen Hunde bei, erfand, als die Feinde durch Zerstörung der Wasserleitungen die Mühlen in der Stadt unbrauchbar gemacht hatten, die bis dahin noch unbekannten Schiffsmühlen, die er auf der Tiber anlegte, erstickte jede Verrätherei im Keim, entsandte 1000 M. zur See nach Ligurien und brachte die Städte Mailand, Como, Novara und andere zum Abfall, und als Vitiges ihm Sicilien und Unteritalien für den Frieden anbot, beharrte er standhaft auf dem Besitz von ganz Italien. — Des Kaisers kleinliches Mißtrauen hatte bisher die Hülfe verzögert, und als sie endlich unter dem Befehl des Eunuchen Narses ankam, der sich mit 7000 M. vor Rimini legte und dadurch den Vitiges zum Rückzug nach Ravenna zwang, so verhinderte der Neid dieses Mannes, der sich dem Belisar nicht unterordnen wollte, die nöthige Zusammenwirkung, und so kam es, daß Mailand von den Burgunden, welche unterdeß von den Gothen zu Hülfe gerufen worden waren, wieder genommen und verwüstet, die ganze männliche Einwohnerschaft dieser Stadt, etliche Hunderttausend an der Zahl, niedergemacht, und die weibliche in die Sclaverei fortgeschleppt wurde.

Auf die Kunde von dem Jammergeschick dieser, nach Rom größten und blühendsten Stadt Italiens rief Justinian den Narses zurück und überließ dem Belisar wieder den alleinigen Oberbefehl. Aber Mailands Unglück zog ein zweites nach sich. Gereizt von der ungeheuern Beute, welche die Burgunden aus dieser zerstörten Stadt in ihre Heimath geschleppt, rückten nun auch die austrasischen Franken in Italien ein, giengen, weil sowohl Gothen, als Byzantiner sie zu Bundesgenossen zu bekommen hofften, unbehindert über den Po, zerstörten Genua und andere Städte und zogen mit der Beute von fast ganz Oberitalien beladen wieder heim.

Während Belisar, bevor er auf Ravenna losgehen konnte, mit der Belagerung einiger Städte aufgehalten war, veranlaßte Vitiges, um die Byzantiner im Osten zu beschäftigen, durch eine Gesandtschaft die Neuperser zum Friedensbruch, und erwirkte sich darauf durch unmittelbare Unterhandlung mit dem Kaiser Justinian einen günstigen Vertrag: denn eben als Belisar Ravenna belagerte, erschien ein Befehl von Constantinopel, der dem Vitiges das nördliche Po-Land mit dem Königstitel gegen Verzichtleistung auf das übrige Italien gewährte. Allein Belisar, so nahe seinem Ziele, achtete nicht darauf, sondern fuhr in der Berennung Ravenna's fort, und als die Gothen, an ihrer Rettung verzweifelnd, ihm die Krone von Italien anboten, gieng er in scheinbarer Untreue darauf ein und öffnete sich durch diese allerdings verwerfliche List die Thore der fast unbezwinglichen Stadt.

„Als ich", erzählt Belisar's Geheimschreiber Procopius, „das römische Heer in die Stadt einziehen sah, dacht' ich lebhaft bei mir, daß nicht Kraft, nicht Menschenmenge über die Begebenheiten entscheide, sondern ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl, Kraft und Leibesgröße ihren Überwindern weit überlegen: darum spieen ihnen ihre eigenen Weiber in's Gesicht, damit anzeigend, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten".

Vergebens aber harrten die getäuschten Gothen auf Belisar's Abfall vom Kaiser; er blieb ihm treu, und als dieser aus Mißtrauen ihn sogleich von seiner Siegeslaufbahn abrief, stellte Belisar seine Rüstungen, durch die er den letzten Gothenrest aus Italien vertreiben wollte, gehorsam ein, kehrte mit dem gefangenen Vitiges nach Byzanz zurück und legte im Februar 540 den Schatz

Theodorich's des Großen seinem kaiserlichen Gebieter demüthig zu Füßen. Wohl letzte sich der Kaiser an diesem Anblick, gönnte aber dem Sieger keinen Triumph. Dafür aber genoß Belisar, der in sechs Jahren zwei Könige eingebracht, das Gebiet des Reichs um die Hälfte erweitert und den Glanz desselben bei den Barbaren wieder hergestellt hatte, die höchste Bewunderung des Volks, das ihn, so oft er auf dem Forum erschien, in freiwilligem Geleite umdrängte.

Da nicht lange darauf (541) die Neuperser in Mesopotamien einfielen, wurde Belisar gegen sie gesandt, konnte aber in zwei auf einander folgenden Feldzügen nichts Bedeutendes ausrichten, weil (nach des Procopius geheimer Aufklärung) Hofränke seine Thatkraft lähmten, indem seine verbuhlte Gattin in Verbindung mit der Kaiserin Theodora darauf ausgieng, den freien Mann zu demüthigen und durch unverdiente Abberufung und ausgesuchte unwürdige Behandlung und Einschüchterung dem Hofe zu verknechten. (S. Dr. K. L. Roth über Belisar's Ungnade, S. 10 ff.)

4. Wiedererhebung der Gothen: Totilas. Belisar wieder in Italien und in Rom. Verheerender Einfall der Franken und Alemannen; Belisar's Abgang. Totilas Herr von Italien. Narses mit germanischen Söldnern. Totilas' Heldentod. Tejas' Verzweiflungskampf. Verheerung Italiens durch Leutharis und Buzelin. Untergang der Ostgothen. Italien griechisches Exarchat: Narses. Sinken des oströmischen Reichs. Belisar's Ende. Justinian's Tod. Schwäche Justin's II.

In Italien aber gieng die Frucht von Belisar's Siegen durch die Willkühr und Parteilichkeit habgieriger byzantinischer Statthalter und Feldherrn bald wieder verloren. Solch' ungewohnter Druck, der selbst die eingebornen Italier erbitterte, weckte in den Gothen das alte, freie Nationalgefühl wieder: sie gaben sich in einer allgemeinen Versammlung zu Pavia, das keine byzantinische Besatzung hatte, an einem Gliede des westgothischen Königsstammes, Namens Ildebald, einen König, und als dieser von einer Partei des alten ostgothischen Königshauses ermordet wurde und auch der Rugierfürst Erarich einen kurzen mißglückten Regierungsversuch gemacht hatte, hoben die Gothen den tapfern und klugen Totilas, Ildebald's Neffen, auf den Schild und durch ihn schien die Gothenherrschaft sich wieder herstellen zu sollen. Er vereinigte die getrennten Parteien, schlug den Exarchen und seine Feldherren bei Faënza, eroberte Neapel und Benevent und gewann eben so sehr durch seine Tapferkeit, als durch seine Milde und Schonung den ganzen Süden Italiens.

Jetzt erst übertrug Justinian dem zurückgesetzten Belisar die Leitung des italischen Kriegs. Allein er ließ es ihm aus Eifersucht an den nöthigen Hülfsmitteln, an Geld und geübter Mannschaft fehlen, und da Belisar auch in Italien nur mißvergnügte und durch zahlreiche Niederlagen entmuthigte Truppen antraf, die, wie er selbst dem Kaiser berichtete, beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde die Waffen wegwarfen und davon liefen, so konnte er fünf Jahre hindurch eigentlich nie den Feldzug recht eröffnen, sondern mußte immer „wie in verstohlener Flucht" an den Küsten hin von einem Platz zum andern sich durchhelfen, also daß fast ganz Italien, selbst Rom, in Totilas' Hände

fiel (546). Totilas konnte sich indeß in Rom nicht halten, sondern mußte es doch noch dem Belisar überlassen, der es nun zwei Jahre lang zu seinem Stützpunct machte.

Bei der Einnahme von Rom durch Totilas wurden die Einwohner durch seine Milde vor Tod und Entehrung bewahrt. In der Stadt lebte noch des Boëthius Wittwe Rusticiana (des Symmachus Tochter s. XIII. 11, 2. a. E.), welche die ihrer Familie von Theodorich entzogenen Güter nachher von der Amalasuntha zurückerhalten, nun aber beim Einzug der Gothen das Schlimmste zu befürchten hatte, weil man glaubte, sie habe auf Anstiften des Volkes die Bildsäulen des großen Theodorich zerstören lassen. Allein der edle Totilas nahm sie in besonderen Schutz. Als er nachher vor dem ihn bedrängenden Belisar von Rom abzog, wollte er das Grabmal des Hadrian und andere große Gebäude zerstören, damit sie vom Feinde nicht zu Castellen benützt werden möchten, ließ aber edelmüthig davon ab, als Belisar ihn um Schonung dieser Kunstdenkmäler ersuchen ließ und ihn an die Schmach erinnerte, mit der er sich dadurch bei der Nachwelt bedecken würde. Dennoch gieng in diesem langen verheerenden Kriege ebensowohl durch die Gothen, als durch die Griechen, am meisten freilich durch die Franken und Alemannen, welche 548 abermals die Po-Lande und sogar, wie sich unten zeigen wird, 553 ganz Italien verwüstend durchzogen, der größte Theil der noch aus dem Alterthum übriggebliebenen Denkmäler zu Grunde.

Da Belisar fortwährend ohne Unterstützung gelassen wurde, so bat er selbst durch seine Gemahlin um seine Abberufung. Justinian gewährte sie um so lieber, weil er ihn durch seinen vertrauten Schatzmeister und Kämmerling Narses zu ersetzen gedachte, den er reich mit Geld versah und nach vollendeter Rüstung mit einem auserlesenen Heere, dessen Kern aus Herulern, Longobarden und Gepiden bestand, nach Italien entsandte, in der Überzeugung, Germanen am besten mit Germanen besiegen zu können.

Unterdessen hatte Totilas, der sich nach Belisar's Abgang (549) als Herrn von Italien betrachtete, Rom wieder eingenommen, und indem er den Senat dahin zurückführte, Lebensmittel mit freigebiger Hand spendete und dem Volke circensische Spiele gab, erneuerte er die milde Verwaltung Theodorich's, den er sich gerne zum Vorbild nahm. Dabei unterließ er nicht, dem byzantinischen Hofe Friedensvorschläge zu machen; aber Justinian wies sie beharrlich zurück. Schon hatte er auch Tarent und Rhegium, Sardinien und Corsica unterworfen, schon bedrohte seine Flotte von 300 Schiffen sogar die Küsten Griechenlands, als — die Erscheinung des neuen byzantinischen Oberfeldherrn hemmend in das Rad seines Glücks griff.

Narses, der, obgleich Eunuche und von Person klein und mager, doch eine ungewöhnliche Thatkraft und Characterstrenge mit großer Klugheit und Gewandtheit verband, rückte über Illyrien in Oberitalien ein, zog über den Po nach Ravenna und von da über die Apenninen gerade auf Rom zu, und nöthigte dadurch die gothische Hauptmacht zu der Entscheidungsschlacht bei Tagenä (an der flaminischen Straße in der Nähe des alten Iguvium). Mit bewundernswürdiger Tapferkeit stritten Totilas und seine Gothen; aber sie erlagen der frischen Kraft der wohlgeführten Germanen und Totilas' Heldentod verwandelte den bisherigen Kampf um die Obmacht in einen verzweifelten Vernichtungskampf.

Umsonst hatte die gothische Reiterei das feindliche Mitteltreffen, das aus dem germanischen Fußvolke bestand, zu durchbrechen gesucht; es stand fest wie eine Mauer, und als es, während die beiden halbmondförmig gestellten Flügel der Oströmer die Gothen in die Seite nahmen, selbst den Angriffssturm begann, wendete sich die gothische Reiterei und riß ihr eignes, ohnedieß nur schwaches Fußvolk in Flucht und Verderben mit fort, so daß 6000 Gothen die Wahlstatt deckten und Totilas tödtlich verwundet nur unter dem Schirm der Nacht in's Gebirg entkam, wo er in den Armen einiger Getreuen starb und von ihnen zu Capua begraben wurde.

Während Rom (zum fünftenmal in diesem Kriege) dem Sieger die Thore öffnete und viele andere Städte nachfolgten, wählten die Gothen, entschlossen, byzantinischer Herrschaft sich nie zu beugen, den tapfern Tejas zu ihrem Könige. Dieser ließ, um keine Aussöhnung möglich zu machen, 300 junge römische Patrizier, „die letzten des uralten Adels", hinrichten und eilte mit den kühnsten seines Volks nach Campanien, um den Königsschatz zu retten, den sein Bruder in dem festen Cumä hütete, das eben vom Narses belagert wurde. Zwei Monate lang hielt sich Tejas unweit Nocera auf einem Vorberg des Vesuv in einer unangreifbaren Stellung und beschäftigte den Narses unaufhörlich durch neckende Gefechte. Als aber die gothische Getreideflotte durch Verrath in dessen Hände gerieth, hatte Tejas nur die Wahl zwischen Ergebung und Kampf auf Leben und Tod. Sein verzweifelter Sturm wider den von Narses befestigten Hauptpaß an der Drakobrücke endete mit dem Untergang dieses letzten Ostgothenkönigs und seiner Heldenschaar.

Tejas stritt mit solchem Verzweiflungsmuth, daß er fast allein mehrere Stunden lang die Wurfspeere, die ihm sein Waffendiener reichte, abschleuderte und die feindlichen auffieng, bis er endlich, als er eben seinen Schild, in welchem 12 Wurfspeere stacken, wechseln wollte, von einem feindlichen Geschoß in die Brust getroffen, todt niederstürzte. Dessenungeachtet setzten die Seinen, um ihn zu rächen, nicht nur diesen, sondern auch den ganzen andern Tag, den Kampf noch fort, und erst als die Tapfersten gefallen waren, sandten die Übriggebliebenen in der Nacht Friedensboten an den Narses und ließen ihm sagen: Gott streite wider das Volk der Gothen; doch wollten sie eher sterben, als sich gefangen geben: wenn man ihnen aber freien Abzug gewähren und sie unter oströmischer Hoheit nach ihren eigenen Gesetzen leben lassen wolle, so wollten sie die Waffen niederlegen. Narses, ihre Tapferkeit ehrend, sagte ihnen Gewährung zu; von den bereits gefangenen Gothen aber schickte er die Männer nach Constantinopel, die Weiber und Kinder in die Sclaverei.

Als die letzten freien Gothen am Po und in Venetien keine Rettung mehr sahen, forderten sie den König der austrasischen Franken Theodobald zu einem Schutzbündniß auf. Zwar gieng derselbe nicht förmlich darauf ein, gestattete aber, daß zwei kühne Brüder, Leutharis und Buzelin, Herzoge der den Franken zinsbaren Alemannen, mit einem Haufen von 70,000 alemannischen, fränkischen und andern germanischen beutegierigen Abenteurern im Frühling 553 über die Alpen in Italien einbrachen. Ohne sich aber um die Sache der Gothen zu kümmern, durchzogen sie die Halbinsel in zwei gesonderten Zügen und verwüsteten und durchbeuteten sie von oben bis unten hinaus um so schrecklicher, da die Alemannen noch Heiden waren und daher auch Kirchen und Klöster nicht verschonten

Narses konnte dem Völkerschwarm nur dadurch einige Schranken setzen, daß er die wichtigsten Städte besetzte und ihm das platte Land überließ. Endlich machte sich der eine Zug unter Leutharis zur Sicherung seiner unermeßlichen Beute wieder auf den Rückweg, ward aber im Venetischen von der Pest befallen und größtentheils hingerafft, darunter selbst Leutharis, der in seinem Krankheitswahnsinn an seinem eigenen Fleisch nagte. Als auch Buzelin zur Heimkehr sich anschickte, lockte ihn Narses in der Nähe von Capua zu einer Schlacht am Volturno (im Herbst 553) und brachte ihm eine so völlige Niederlage bei, daß, wie berichtet wird, von allen Alemannen nur fünf in ihre Heimath entkamen.

Mit dem Gothenreich aber hatte es nun ein Ende. Denn die Gothen, von Hülfe verlassen und in sich selbst zerrissen, konnten sich nun nicht mehr halten; was sich noch in einzelnen festen Plätzen, wie in Verona, Brixen und Conza (Kompsa) behauptet hatte, ergab sich: andere Haufen fielen noch in einzelnen Kämpfen oder flüchteten sich in die rhätischen und norischen Gebirge und verloren sich unter andere Völkerstämme. Und so verschwand von dem so edlen und kräftigen Ostgothenstamme auch die letzte Spur und nur die wenigen Schriftreste ihrer Sprache bezeugen noch, von welch' einem bildsamen Geist er belebt war.

Italien aber sank wieder zu einer oströmischen Provinz, Rom abermals zur zweiten Stadt herab: denn Ravenna wurde der Sitz des Exarchen oder Statthalters, zu welchem Justinian den verdienten Narses erhob. Aber so eifrig er auch war, die Ordnung im Lande wieder herzustellen, — byzantinische Staatswirthschaft und Verwaltung war nicht geeignet, das arme, 19 Jahre hindurch von so vielen, sich bekämpfenden Völkern zertretene und ausgeraubte Land, dessen Ackerbau, Gewerbe und Handel gänzlich darniederlag, wieder zu dem Flor emporzuheben, den es (nach Abzug jener 19 Kriegsjahre) 45 Friedensjahre hindurch unter gothischer Herrschaft genossen hatte.

Während Narses noch 15 Jahre hindurch die byzantinische Herrschaft in Italien aufrecht erhielt, hatte das oströmische Reich fortwährend im Norden vorzüglich von den Bulgaren, im Osten von den Neupersern zu leiden, und selbst die entehrenden Tribute, zu denen sich Justinian verstand, konnten die Ruhe nur kümmerlich und vorübergehend erhalten. Die engherzige und eigensüchtige Politik dieses Kaisers trat besonders seit dem 549 eingetretenen Tode seiner Gemahlin Theodora, die doch noch mit Kraft durchgegriffen und seiner Regierung wenigstens den äußern Anschein der Würde und des Ruhms zu erhalten gesucht hatte, in der verwerflichsten Weise hervor. Besonders verzehrte sein in der letzten Hälfte seiner Regierung zum Grundsatz gewordenes Verfahren, die äußern Feinde lieber mit Gold, als mit den Waffen abzutreiben, mehr und mehr die Kräfte des Reichs, und steigerte zuletzt die Unzufriedenheit des Volks mit ihm sogar zu einer Verschwörung, bei deren Entdeckung dem ohnedieß so unverdient zurückgesetzten Belisar das letzte und höchste Unrecht angethan wurde. Nur ein Jahr überlebte der in Ehren ergraute Feldherr seine Wie-

derbegnadigung, und acht Monate darauf folgte der 83jährige Kaiser diesem seinem „gefürchteten" Freund im Tode nach, und hinterließ im J. 565 das Reich seinem Neffen Justin II, der, selbst schwach, die Stärke des Reichs und das Ansehen der Krone nicht heben konnte, so daß vielmehr seine Regierung im Ausland mit Schmach, im Innern mit Elend bezeichnet war.

Einen genauen Einblick in die Geschichte jener Zeit, insbesondere in das Regierungsleben Justinian's gewährt uns der obengenannte Geheimschreiber und fast beständige Begleiter Belisar's, der byzantinische Geschichtschreiber Procopius aus Cäsarea (in Palästina), der eine „Geschichte seiner Zeit" in 8 Büchern und in denselben die Kriege der Byzantiner mit den Persern, Vandalen, Mauren und Gothen bis zum Jahr 522 auf eine, allen innern Zeugnissen nach, sehr glaubwürdige Weise in einem klaren, von barbarischen Formen ziemlich reinen Styl beschrieben hat. Da er aber nicht alle Ereignisse nach ihren innersten Beweggründen an's Licht stellen durfte, so lange die Urheber derselben (nämlich Justinian und Theodora) noch lebten, weil er sonst den schmählichsten Tod zu fürchten gehabt hätte, so schrieb er unter dem Titel Anecdota geheime Memoiren, in denen er die in jenem ersten Werke verschwiegenen Ursachen und Thatsachen rücksichtslos aufdeckte und dadurch bewies, daß „die Mächtigen der Erde die Wahrheit den Augen der Nachwelt nicht zu entziehen im Stande sind." — Die Geschichte des Procopius setzte Agathias bis zum J. 559 fort und diesen ergänzte hinwiederum Menander bis zum J. 582.

Von Belisar's Endgeschick, das späterhin durch Dichter und Maler zu einem tragischen gemacht und dadurch Gegenstand allgemeiner Theilnahme wurde, sei noch Folgendes beigebracht. Nach seiner letzten Rückkehr aus Italien bezeichnete ihn der Kaiser zum Oberfeldherrn für den Orient, behielt ihn aber am Ende doch nur als Obersten der Leibwache um seine Person, weil er ihn wegen seiner großen Verdienste und bedeutenden Reichthümer stets fürchtete. Nur noch einmal (berichtet der obengenannte Agathias) übertrug der Kaiser ihm gegen die wilden Kuturguren, die sich in furchtbaren Plünderungsschwärmen über Thrazien gegen Griechenland und selbst bis Constantinopel hin ergoßen, den Oberbefehl, rief ihn aber, als er den Feind in einer Schlacht vor den Thoren von Byzanz geschlagen und schon bis an den Ister hin zurückgetrieben hatte, zur Unzeit wieder zurück und erkaufte den völligen Abzug jenes Volks lieber durch Gold.

Nach einem weitern, durch den Chronisten Theophanes († 818) auf uns gekommenen Bericht des Malalas, eines Zeitgenossen Belisar's, wurde im Nov. des Jahres 563 die obenerwähnte Verschwörung gegen den Kaiser entdeckt und einer der Verschwornen, auf der Folter um die übrigen Theilnehmer befragt, nannte aus Neid unter andern auch den bereits hochbetagten Belisar. Bei der Untersuchung zeigte sich der gekränkte Mann theils entrüstet, theils tief betrübt, hielt es aber unter seiner Würde, sich zu verantworten. Da ließ ihn der Kaiser in seiner Wohnung gefangen halten und seine ganze Dienerschaft verabschieden. So weit Malalas; nach Theophanes wurde Belisar ein halb Jahr darauf 564 wieder zu Gnaden angenommen und in alle seine Ehren eingesetzt. Im März 565 starb der „vielgeprüfte Dulder" und sein Vermögen fiel dem kaiserlichen Schatz anheim. Seine Gemahlin Antonina überlebte ihn und starb in einem Kloster.

Der Umstand, daß Johannes Tzetzes, ein gelehrter Kenner der alten Literatur im 12. Jahrhundert, in seinem, eine Menge Memorabilien aus der Welt- und Naturkunde enthaltenden Gedichte bei der Schilderung Belisar's, jedoch ohne Anführung eines Gewährsmannes, sagt, Belisar habe, „vom Neide geblendet", auf einem öffentlichen Platz der Residenz, ein hölzernes Becken in der Hand, um Almosen gefleht (wobei Tzetzes wahrscheinlich eine andere Geschichte, die sich 866 unter Kaiser Michael III zutrug, verwechselte) — gab Veranlassung zu dem Mährchen, daß dem Belisar die Augen ausgestochen worden und der alte blinde Mann, von einem Knaben geleitet, als Bettler umhergewandert sei. Auf dieser unhistorischen Auffassung von Belisar's Endgeschick fußen dann alle spätern Darstellungen der dichtenden und zeichnenden Kunst. (S. K. L. Roth a. a. O.)

5. Byzantinische Politik in Italien. Abberufung des Narses. Zug der Longobarden nach Italien: Alboin. Vernichtung der Gepiden. Einnahme von Pavia. Gründung des Longobardenreichs. Alboin's Tod. König Kleph. Die Lombarden unter Herzögen. König Authari. Die Bajuarier unter Garibald. Theodolinde; Agilulf. Übertritt der Lombarden zur allgemeinen Kirche. Italiens bleibende Zerstückelung.

Die Herrlichkeit der Byzantiner in Italien war von kurzer Dauer: das Fremdenjoch war zwar abgeworfen, aber das Joch des griechischen Steuerdrucks und Glaubenszwangs wurde jetzt noch weit lästiger gefühlt, und es schien, als ob das dadurch erzeugte Elend die Schatten Theodorich's und Totila's hätte versöhnen wollen. Vom Volke wegen habsüchtiger Bedrückung bei'm Hofe zu Constantinopel angeklagt, wurde Narses im 15. Jahre seiner Statthalterschaft vom Kaiser Justin II und seiner allmächtigen Gemahlin Sophia mit Hohn abberufen und durch einen schwachen und unkriegerischen Mann, Namens Flavius Longinus, ersetzt. Zürnend zog sich Narses von Ravenna nach Neapel zurück, und soll aus Rache die Longobarden, deren Hülfe ihm ja vorzüglich die Besiegung der Gothen erleichtert hatte, zur Besitznahme Italiens eingeladen haben.

Man erzählt nämlich: die Kaiserin Sophia habe dem Narses mit spottender Anspielung auf seinen Eunuchenstand einen Spinnrocken und einen Weiberanzug geschickt mit der Weisung, in's Frauenhaus nach Constantinopel zurückzukehren; Narses aber habe darauf geantwortet, er wolle ihr einen Faden spinnen, dessen Ende ihre Finger nicht sollten finden können; worauf er sogleich an den Alboin Boten mit kostbaren italischen Früchten und der Einladung abgesandt habe, sich das schöne Land, wo dieselben wüchsen, ohne Umstände zu nehmen. Zwar bereute man in Constantinopel bald, den greisen Feldherrn gekränkt zu haben, und es kam eine Aussöhnung zu Stande, nach welcher Narses seine Wohnung in Rom auf dem Capitol nahm; aber er starb nicht lange darauf, ohne die Folgen seiner übereilten Einladung mehr abwenden zu können.

Die **Longobarden**, denen seit 526 Pannonien eingeräumt war, lebten mit ihren damaligen Nachbarn, den in Dacien (d. i. Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei) wohnenden Gepiden in beständigen blutigen Kämpfen und ein entscheidender Sieg des Longobardenkönigs Audoin über den Gepidenkönig Turisend, wobei des erstern Sohn Alboin einen Sohn des letztern, Namens Turismund, erschlug, steigerte die Feindschaft zwischen beiden Völkern zum Todhaß. Nach Audoin's Tode fiel der zum König erhobene Alboin, ein tapferer Kriegsheld, aber roher und wenig edelgemüthеter Mann, gestärkt durch ein Bündniß mit den Avaren, einem wilden tartarischen Volk an der untern Donau, und gesichert durch die Freundschaft mit dem griechischen Kaiser, über die Gepiden her, erschlug in einer großen Feldschlacht ihren König Kunimund (den andern Sohn des unterdeß verstorbenen Turisend) und vernichtete dessen Reich und Volk 556 vollständig, indem er das Land den Avaren überließ, welche einen Theil der Gepiden zu Knechten machten, während der übrige Theil sich unter die Longobarden verlor. Die Tochter des erschlagenen Königs, Rosamunda, zwang er, seine Gattin zu werden, und aus dem Schädel desselben

ließ er sich eine Trinkschale verfertigen, um daraus bei Festmahlen sich und die Seinen zu neuen Heldenthaten zu begeistern.

Weit und breit gerühmt und mächtig durch diesen Sieg, warf der ehrgeizige Alboin hierauf seine Blicke nach Italien, wohin schon längst Vielen seiner Lombarden seit ihrer Theilnahme am Gothenkriege der lüsterne Sinn stand, und wohin jetzt, wenn nicht Narses, so doch jedenfalls der Zwiespalt der Römer und Griechen um so mehr zum Einfall lud, als zugleich die Angriffe der Perser im Osten und die der Avaren an der Donau, dazu Theurung, Krankheiten und Elend aller Art im Innern des byzantinischen Reichs, den Kaiser an der Beschützung Italiens hinderten. Daher versammelte Alboin seine Longobarden, zu denen sich auch Avaren, Gepiden, Sachsen, Bajuaren, gesellten, überließ Pannonien den Avaren unter der Bedingung, es wieder zu erhalten, wenn ihm Italiens Eroberung mißlänge, und brach mit Weib und Kind und aller Habe im April des Jahres 568 nach Italien auf, dessen fruchtbare Gefilde er bald von einer Höhe der julischen Alpen, dem sogenannten Königsberg aus, mit Verwunderung vor sich ausgebreitet sah. Nachdem er zu Forum Julii (Friaul) seinen Neffen Gisulph zur Bewachung der Alpenpässe zurückgelassen hatte, rückte er in Oberitalien ein, wo er die Städte Trevigi, Vicenza, Mantua, Verona, Brescia ohne Mühe, Mailand durch Sturm, Pavia (Ticinum) durch Hunger, aber erst nach mehr als dreijähriger Belagerung, einnahm und dann letztere Stadt zum Sitze seiner neuen Herrschaft erkor.

Bei der Belagerung von Pavia hatte Alboin der hartnäckig sich vertheidigenden Bürgerschaft den Tod geschworen. Als nun bei seinem Einzug in die eroberte Stadt sein Streitroß sich unter dem Thore bäumte und nicht von der Stelle wollte, benützte einer aus seinem Gefolge dieß „Warnungszeichen" zu einer Fürsprache für die unglücklichen Einwohner, indem er ihm rieth, sein Gelübde zu brechen: er würde dann einen leichtern Eingang finden; denn die Bewohner dieses Ortes seien christliche Leute. Der König versprach's und ruhig trug ihn das Roß vor den Palast des Königs Theodorich, wo ihm die verschonten Paviesen huldigten. — Kaiser Justin II hatte Italien keine Hülfe schicken können, weil er mit den Persern Krieg führte und von den Avaren bedroht war.

Nachdem Alboin auch das rechte Ufer des Po bis zum Tanăro erobert hatte, durchzog er Umbrien, wo er zu Spoleto den Longobarden Fernald zum Herzog einsetzte, und erreichte Süditalien, wo er das Herzogthum Benevent stiftete. Sich ganz Mittel- und Unteritalien zu unterwerfen, dazu fehlte ihm theils das umsichtige Feldherrntalent, theils die Kraft, seine eigensüchtigen Großen, die sich gleich nach Willkühr in den ihnen zugefallenen Landestheilen einzurichten suchten, auf jenes Hauptziel hinzulenken. Fortan erhielt Oberitalien den Namen der Lombardei und wurde in kleine Ducate oder Herzogthümer getheilt, die Alboin seinen Tapfersten zu Lehen gab. Seine weiteren Eroberungsversuche stellte ohnedieß sein früher gewaltsamer Tod ein, der durch seine Gattin Rosamunda herbeigeführt wurde. Der rohe Mann hatte sie bei einem Siegesmahl zu Verona im trunkenen Übermuthe aufgefordert, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken: dafür gelobte sie im Herzen Blutrache, gewann zwei Lombarden, den Schildträger Helmichis und den riesenstarken Peredeo — jenen durch das

Anerbieten ihrer Hand, diesen durch eine verbotene Gunstbezeugung — und führte dann selbst beide Mörder in das Gemach, wo ihr Gatte Mittagsruhe hielt. Durch das Geräusch aufgeschreckt, wollte Alboin zu seinem Schwerte greifen; aber die Königin hatte es vorher festgebunden, so daß es seinen Dienst versagte; daher ergriff er den Fußschemel und vertheidigte sich damit so lange, bis er überwältigt erschlagen ward, worauf man ihn unter der Treppe des Palastes begrub (573).

Nicht lange aber genoßen die Königin und ihr neuer Gemahl die Frucht ihrer Unthat. Die Lombarden ertrugen ihre Herrschaft nicht und nach wenigen Tagen mußten die Schuldbeladenen nach Ravenna fliehen, wohin sie Alboin's Schatz und Tochter mitnahmen. Dort trug sich der neue Exarch Longinus, nach dem Schatze begierig, Rosamunden zum Gatten an, wenn erst Helmichis aus dem Wege geräumt wäre. Voll Ehrgeiz, wieder zu einer Herrschaft zu gelangen, reichte das schandbare Weib dem Helmichis Gift, und als er den Tod spürte, zwang er sie mit gegen ihre Brust gezücktem Schwerte den Rest zu trinken, so daß beide den verdienten Sündenlohn empfiengen. Peredeo wurde gefangen nach Constantinopel geschickt, wo er seiner Stärke wegen mit einem Löwen kämpfen mußte, den er erlegte; doch half ihm dieß nichts: es wurden ihm zuletzt die Augen ausgestochen.

Die Unbestimmtheit der Thronfolge, verbunden mit dem Umstand, daß die Lombarden Arianer, zum Theil sogar noch Heiden waren, führte nun so viel innern Zwiespalt und äußere Bedrängniß herbei, daß die lombardische Macht, obgleich sie in der Folge noch manche Vorschritte in ihrer Ausbreitung in Italien machte, doch nie zur vollen Entwicklung gelangen konnte.

Alboin's Nachfolger, König Kleph, der bis vor die Thore von Ravenna und Rom streifte, wurde nach 18monatlicher Regierung von einem seiner Hofdiener ermordet, worauf dann die Lombarden zehn Jahre lang ohne König blos unter ihren dreißig Herzögen lebten, die sich in dieser Unabhängigkeit gefielen, bis die daraus entstandene Unordnung die Lombarden bewog, sich in Kleph's unterdeß herangewachsenem Sohne Autharis wieder einen König zu geben. Dieser schloß sodann, um das geschwächte Reich gegen die dasselbe stets bedrängenden Franken und Byzantiner zu stärken, ein Bündniß mit den zwischen den Alpen und der Donau, dem Lech und der Enns wohnenden Bayern und zwar durch eine Vermählung mit Theodelinde, der Tochter ihres Herzogs Garibald, und wies die Einfälle der Franken fünfmal mit Glück zurück, während er zugleich den Exarchen bedrängte, dessen Gebiet damals, als „letztes Asyl der Römer", den Namen Romagna erhielt!

Die **Bajuarier** oder **Bajuwaren** (Bajuvarii, Bayern) hielt man sonst entweder für Nachkommen des alten keltischen Volkes der Bojer, oder man ließ sie aus den Resten der Heruler, Rugier, Turcilinger rc. entstehen. Zeuß weis't nach, daß sie Nachkommen der ehemals in dem Quell-Land der Elbe, dem alten Beheim (Bojohemum, Boihemum) gesessenen Markomannen sind, die nach Erlöschung dieses ihres alten Namens zunächst unter dem Vereinsnamen der Thüringer mit erscheinen, alsdann nach ihrem Zug über die Donau 508 und ihrer nachmaligen Niederlassung an der Ostseite der Schwaben und gleichzeitigen Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft mit dem neuen Einzelnamen Baiovarii oder Bajuvarii auftraten. Auch H. Leo giebt an, daß das vom Lech abwärts, südlich der Donau gelegene Land, das einst Bojern gehört, nachher vorherrschend germanische Bevölkerung erhielt und hauptsächlich von Markomannen besetzt wurde; er macht aber dabei geltend, daß unter

jener germanischen Bevölkerung, die sich vor und nach den Markomannen in diesen Gegenden ansiedelten, vorzüglich gothische Bestandtheile gewesen. — Desgleichen nimmt Waitz auch gothische Bestandtheile in den Bajuaren an. Jacob Grimm und Schmeller wiesen nach, daß die bayrische Mundart Eigenthümlichkeiten enthält, welche bis zum Gothischen hinanreichen. Auch wurde nachgewiesen, daß nicht nur die leges Bajuariorum, sowie die Eigennamen der Orte und Leute „das echteste germanische Gepräge" tragen, sondern auch, daß die alten Gothenlieder nirgends so lange nachgehallt haben, als in der alten bajuarischen Bevölkerung, d. i. im heutigen bayrisch-österreichisch-tyrolischen Volke. (Eine nähere Begründung der Abstammung der Bayern von den Markomannen und Gothen versucht Dr. Quitzmann in zwei Schriften 1857 und 1860.) — In der Zeit, wo die Bajuaren mit den Lombarden in Verbindung traten, herrschte in Bajuarien **Garibald** I, aus dem Geschlechte der Agilolfinger; er mußte 554 die fränkische Oberhoheit anerkennen, von der sich aber die Bayern öfter wieder los machten.

Bei der Werbung um Theodelinden's Hand war Autharis selbst verkleidet an der Spitze der Gesandtschaft, und als ihm auf seinen Wunsch Theodelinde selbst den Willkommsbecher reichte, drückte er beim Zurückgeben desselben mit dem Finger die Hand der Braut und machte mit dem Haupte eine solche Bewegung, daß dabei ihre Hand seine Stirne oder Wange streifte, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Auf der Rückkehr, an der Gränze seines Landes, bis wohin ihm die Bayern das Ehrengeleite gegeben hatten, schwang er seine Streitaxt und warf sie in einen fernen Baum mit solcher Kraft, daß sie tief darin stecken blieb, wobei er die Worte sagte: „Solche Hiebe thut nur Autharis, der Lombardenkönig!"

Die Vermählung wurde zu Verona gefeiert; aber schon ein Jahr darauf
590 starb Autharis noch in der Blüthe seiner Jahre, und das Reich würde wieder der Unordnung anheim gefallen sein, wenn nicht seine schöne, gebildete und christlich fromme Wittwe die Gunst der Lombarden in dem Grade besessen hätte, daß sie sich bereit erklärten, denjenigen als König sich gefallen zu lassen, den sie wieder zum Gatten wählen würde. Sie gab nun ihre Hand dem Herzog Agilulf von Turin, der nach seiner Krönung zu Mailand 591 den Krieg gegen den Exarchen fortsetzte und sogar Rom erobert haben würde, wenn nicht Gregor I der Große, der damals den Bischofsstuhl zu Rom zierte und schon länger her mit der dem katholischen Glauben ergebenen Königin Theodolinde in geistlichem Verkehr stand, durch eine schnell gesammelte Geldsumme, mit der sich die Lombarden begnügten, die Gefahr abgewandt hätte. — Ja es gelang Theodelinden sogar, mit Gregor's Beistand, ihren Gatten Agilulf und dadurch viele Lombarden zur Annahme des athanasianischen Bekenntnisses zu bringen, dem sie bisher als Arianer und Heiden widerstrebt hatten.

Zu Monza ließ Theodelinde eine dem Täufer Johannes geweihte und reich ausgestattete Basilica bauen, in deren Schatz sie eine goldene Krone mit der Umschrift niederlegte: Agilulf, von Gottes Gnaden König von ganz Italien rc. (Die Formel „von Gottes Gnaden" tritt hiebei zum erstenmal in der Geschichte auf.) Es war dies die berühmte eiserne Krone, womit die spätern lombardischen Könige gekrönt wurden. Eisern hieß sie, weil sie innen durch einen eisernen Ring zusammengehalten war, der aus einem bei der Kreuzigung Christi gebrauchten Nagel verfertigt gewesen sein soll. Daß Papst Gregor der Königin diese Krone geschenkt habe, wird bezweifelt. Sie wurde zu Monza bis in die Zeit Rudolf's von Habsburg aufbewahrt, dann aber kam sie abhanden, weßhalb nachher Kaiser Heinrich VI. eine neue machen ließ, womit späterhin auch die österreichischen Kaiser in der Lombardei gekrönt wurden.

Von da an erst begann die Abneigung der Landeseinwohner gegen die Lombarden mehr und mehr zu schwinden und in Oberitalien allmählig einer innigern nationalen Verschmelzung Platz zu machen. Obgleich noch mehrere der nachfolgenden lombardischen Könige Arianer waren, so trat doch der Arianismus mehr und mehr unter den Lombarden zurück, so daß Grimoald (vorher Herzog von Benevent), der nach Beendigung eines verderblichen Thronstreites als König bis 671 regierte, es wagen konnte, die alleinige Geltung des katholischen Glaubens zu erklären.

Dennoch widerstrebte die, obwohl kräftige und biedere, aber der Ruhe des Ackerbaus und Gewerblebens abgeneigte und für Kunst und Wissenschaft wenig empfängliche Lombardennatur dem in Italien so tief gewurzelten römischen Wesen, nicht minder auch den kirchenherrschaftlichen Anforderungen zu sehr, als daß eine tiefere Einigung der beiden Volksthümer und dadurch eine Einheit Italiens hätte zu Stande kommen können, — eines Landes, das ohnedies, so wie es vor der Gründung der Römerherrschaft von unzähligen Völkerschaften des verschiedensten Ursprungs zertheilt war, nach dem Untergang jener Alles mit der Überwucht ihrer Gewalt zusammenhaltenden Römerherrschaft wieder in die verschiedenartigsten, einander vielfach widerstrebenden Nationalitäten, denen noch dazu unterdeß so viele ausländische Völkerbestandtheile beigemischt waren, auseinanderfiel.

Die Lombarden beherrschten, außer der eigentlichen Lombardei im mittleren Po-Lande, noch im Norden Italiens das Gebiet von Turin, den größern Theil Tyrols, das Gebiet von Genua, einen Theil Toscana's und des nachmaligen Kirchenstaats, im Süden das Herzogthum Benevent und einen Theil von Calabrien und Neapel. Das Exarchat Ravenna (zu welchem die heutige Romagna, die Städte Ferrara und Commacchio und zuletzt auch der Küstenstrich von Rimini bis Ancona gehörte), hieng unmittelbar vom byzantinischen Hof ab; aber das Herzogthum Rom (südlich bis Perugia hinab), das Großherzogthum Neapel (das sich aber die Freiheit erworben hatte, unter eigenen Herzögen zu leben), ferner das Gebiet von Istria und der Inselstaat Venedig, endlich der südliche Theil von Calabrien und die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica erkannten nur zum Schein noch die Oberhoheit der Byzantiner an.

2. Kapitel. Das Frankenreich seit Chlodwig und Verfall des merovingischen Königthums.

1. Erbtheilung unter Chlodwig's Söhnen. Die vier Höfe. Die Eroberung von Burgund und Thüringen. Die Provence fränkisch. Bayern unter fränkischer Hoheit. Reichsvereinigung unter Clothar I.

Während des Zeitraums, in welchem in Italien das ostgothische Reich den Gipfel seiner Blüthe erreichte, dann sank und untergieng, nach kurzer Zwischenherrschaft der Byzantiner aber das Reich der Lombarden aufkam und bis auf die angegebene Gränze sich entwickelte, hatten sich seit Chlodwig's Tod in dem von ihm gestifteten Frankenreiche mannichfache Veränderungen zugetragen, die, wenn

auch nicht zu seiner innern sittlichen Befestigung, doch zu seiner äußern Vergrößerung beitrugen.

Die vier Söhne, welche Chlodwig hinterließ, ordneten unter sich die Regierung in der Art, daß Theodorich oder Dietrich als Erstgeborner der eigentliche Nachfolger seines Vaters als Gefolgherr der Franken wurde und zu seinem Antheil Austrasien im weitern Sinn d. i. die alten salischen Erbsitze (Bracbant, Hasbanja und Ostrobant) mit Hinzurechnung der ripuarischen und alemannischen Eroberungen, dazu einen Theil der angränzenden Champagne und südlich von der Loire das von seinem Vater den Westgothen abgenommene Land (darunter die Auvergne) erhielt und seinen Königssitz zu Metz nahm, — seine drei Brüder aber sich in das übrige fränkische Gallien theilten, indem Chlodomir einen Theil an der Loire (darunter Anjou, Berry, Maine) mit dem Hauptsitz Orleans — Childebert Neustrien im engern Sinn (nämlich die Isle de France und die Lande von der Somme bis an die Pyrenäen) mit der Hauptstadt Paris —, Chlotar den übrigen Theil der Champagne sammt der Picardie mit der Hauptstadt Soissons erhielt.

Ein Glück für das Reich war es, daß diese Brüder unter sich wenigstens äußerlich einig blieben und ihre mord- und habgierigen Waffen nur gegen äußere Nachbarn kehrten. Zuerst fielen die drei neustrischen Herrscher vereinigt über die Burgunden her und vergrößerten zwischen den Jahren 523 bis 534 ihr Gebiet durch die Eroberung von Burgund, das jedoch als ein Ganzes besonders verwaltet wurde und seine Rechte und Freiheiten behielt.

Nach Gundobald's Tode 516 (XIII. 12,2.) nämlich war in Burgund dessen Sohn Sigimund König und als solcher, weil er zur katholischen Kirche übergetreten war, vom oströmischen Hofe anerkannt. Er hatte eine Tochter Theodorich's des Großen zur Gemahlin und von ihr einen Sohn, Namens Siegerich, der, als Sigimund nach seiner Gattin Tode eine zweite, nicht ebenbürtige Gemahlin nahm, diese seine Stiefmutter verspottete und, als sie ihn dafür bei seinem Vater verdächtigte, von demselben mit dem Tode bestraft wurde. Bald aber erkannte Sigimund den Ungrund der Verdächtigung und zog sich aus Reue in das von ihm gestiftete Kloster St. Mauritius zurück. Die drei fränkischen Könige, als Söhne Chlotilden's, nahmen nun Blutrache zum Vorwand für den Krieg gegen die Burgunden, in welchem sie 523 den Sigimund gefangen nach Orleans schleppten, wo er auf Chlodomir's Befehl sammt seiner Gemahlin und zwei Kindern in einen Brunnen gestürzt wurde. Hierauf überfielen sie seinen Bruder Gundomar, der unterdeß die Regierung von Burgund angetreten hatte, wurden aber in der Schlacht bei Vienne geschlagen, die sogar dem Chlodomir das Leben kostete. Während nun Childebert und Chlotar sich in dessen Hinterlassenschaft theilten und bald darauf auch der Ostgothenkönig Theodorich starb (der ebenfalls aus Blutrache die Gränzen der Burgunden geschädigt hatte), so hatte Gundomar eine Zeit lang Ruhe. Im Jahr 534 aber brachen die beiden fränkischen Königsbrüder wieder in Burgund ein, schlugen Gundomar's Heer und schleppten ihn selbst gefangen hinweg.

Auf der andern Seite erweiterten die durch ihre vorherrschend germanische Abstammung und hohe Tapferkeit ausgezeichneten Austrasier unter ihrem Könige Dietrich die östlichen Gränzen des Frankenreichs dadurch, daß sie einen Familienzwist im thüringischen Herrscherhause benützten und mit Hülfe der Sachsen

die Thüringer überfielen, den König derselben, Hermanfried, aus dem Weg räumten und Nordthüringen zwar den Sachsen überließen, den übrigen größern Theil des Landes aber dem fränkischen Reiche einverleibten, unter der Beschränkung jedoch, daß die Thüringer ihr eignes Volksrecht behalten und unter eigenen Herzögen leben durften.

Hermanfried hatte sich nämlich die Alleinherrschaft in Thüringen dadurch verschafft, daß er von seinen beiden Brüdern den einen ermordete, dem andern mit Hülfe der Franken in einer Schlacht Leben und Land nahm. Die Strafe folgte bald. Im Jahr 527 verband sich König Dietrich mit seinem Bruder Chlothar (von Soissons) und fiel in Thüringen ein. Während Chlothar vom Niedermain her in Thüringen eindrang und die Thüringer an der Naab schlug, drang Dietrich vom Norden her durch den Thüringer Wald ein und schlug den Hermanfried an der Unstrut. Bald darauf unterhandelte dieser und ließ sich nach Zülpich locken, wo er, im Gespräch mit Dietrich begriffen, von einem wahrscheinlich dazu bestellten Franken meuchlings die Mauer hinabgestürzt wurde. — Das den Sachsen überlassene Nordthüringen begriff die Gegenden zwischen der Elbe, Saale und Bode mit der Stadt Magdeburg; bald darauf rissen die Sachsen alles nördlich von der Helme, Unstrut und Saale gelegene Land an sich. Mehrmals versuchten es die den Franken unterworfenen Thüringer (das letzte Mal 555), sich von der fränkischen Herrschaft loszumachen; es glückte ihnen aber nicht.

Da bald darauf auch (um 536) der ostgothische Antheil an Alemannien, desgleichen auch die Provence von den Ostgothen an die Franken abgetreten wurde, und 553 nach dem Untergang der Ostgothen auch die Herzöge von Bayern (K. 1, 5.) ihr Land unter den Schutz des fränkischen Reichs stellten, so beherrschte Chlothar I, der jüngste von den Chlodwigssöhnen, welcher alle seine Brüder und deren Erben überlebte, seit 559 ein Reich, das sich von dem atlantischen Meer und den Pyrenäen an bis an die Unstrut erstreckte und als solches das mächtigste im Abendlande war.

2. Abermalige Theilung des Reichs unter die Söhne Clothar's I. Die Brüder- und Bürgerkriege. Chilperich und Fredegunde in Neustrien, Siegbert und Brunhilde in Austrasien. Siegbert's und Chilperich's Tod. Haß der beiden Königsweiber und dessen Folgen. Zerrüttung des Reichs. Ausscheidung des westfränkischen und ostfränkischen Reichs.

Doch nur drei Jahre lang war die fränkische Monarchie auf diese Weise wieder vereinigt: denn nach dem Tode Chlothar's I, welcher vier Söhne hinterließ (561), zerfiel sie wieder in vier Reiche, indem Paris an Charibert, Orleans und Burgund durch das Loos an Guntram, Neustrien mit der Hauptstadt Soissons an Chilperich und Austrasien an Siegbert fiel, welcher in Metz seine Residenz hatte. Auch Aquitanien theilten die vier Brüder unter sich. Von da an traten an die Stelle der Eroberungen innere Bürgerkriege, die mit dem Tode Charibert's 567 über dessen Hinterlassenschaft begannen und in ihrem wechselvollen Verlauf durch die hab- und blutgierige Leidenschaft der Chlodwigsenkel, insbesondere aber durch den wüthenden, die Flamme der Feindschaft und des Brüderzwists schürenden Haß zweier Königsweiber, der Brunhilde

von Austrasien und der Fredegunde von Neustrien, in Chlodwigs Hause die Greuel des Atridengeschlechts in der altgriechischen Sage zur Anschauung brachten.

Nach dem Tode Chlotar's I empfieng Charibert (der älteste) den Theil des Reichs, welchem Paris seinen Namen gab und wozu außer dieser Hauptstadt Senlis, Melun, Chartres, Tours, Poitiers, Saintes, Bordeaux und die Pyrenäenstädte gehörten; Guntram erhielt das Reich von Orleans (vorher das Erbe seines Oheims Chlodomir) und das ganze Burgund; der Antheil Chilperich's war der seines Vaters, Neustrien (Neoster-rike oder Westreich) mit der Hauptstadt Soissons, im Norden von der Schelde, im Süden von der Loire begränzt; dem Siegbert endlich fiel Austrasien (Oster-rike) zu, wozu die Auvergne, das nordöstliche Gallien und der deutsche Theil mit der Hauptstadt Metz bis zu den Gränzen der Sachsen und Slaven gehörte. Weil bei dieser Theilung auf die größeren Städte besondere Rücksicht genommen wurde, so ergaben sich daraus eine Menge Enclaven, welche häufig der Anlaß zu Streitigkeiten wurden. — Nach dem Tode Charibert's wurde sein Reich nach dem Loose unter seine drei Brüder vertheilt. Guntram erhielt Melun, Saintes, Angulême, Agen und Perigueux; — Siegbert Meaux, Vendôme, Avranches, Tours, Poitiers, Albi, Conserans und die Cantone der Niederpyrenäen; — Chilperich endlich Limoges, Cahors, Dax und Bordeaux, Bigorre, Béarn und die Hochpyrenäen, nebst einigen andern Städten. Paris wurde in drei gleiche Theile getheilt, also gemeinschaftlicher Besitz unter der feierlich auf Reliquien beschworenen Bedingung, daß keiner der Brüder es ohne Zustimmung der beiden übrigen besetzen sollte.

Siegbert von Austrasien und Chilperich von Neustrien hatten zu Gattinnen zwei Schwestern, Töchter des westgothischen Königs Athanagild in Toledo, jener die Brunhilde, dieser die Galeswintha. Chilperich, in wissenschaftlicher Bildung erzogen, Erfinder von vier neuen Buchstaben zum Alphabet, die er sogar mit Gewalt einführen wollte, eifriger Theolog und Verfertiger lateinischer Verse und Hymnen, dabei aber, wie Nero, ein launischer und grausamer Despot, hatte neben seiner Gemahlin eine Frankin, Namens **Fredegunde**, zum Kebsweibe. Eines Morgens fand man die Königin ermordet im Bette, und da Chilperich bald darauf Fredegunden zur Gemahlin und Königin erhob, so gab man ihr den Tod ihrer Vorgängerin Schuld, deren Schwester Brunhilde, Siegbert's Gattin, von nun an tödtlichen Haß auf sie warf. Zwar vertrugen sich die beiden feindlichen Brüder unter Vermittlung Guntram's dahin, daß Brunhilde die fünf Städte Bordeaux, Limoges, Cahors, Bearn und Bigorre, welche Galeswintha von Chilperich als Morgengabe erhalten hatte, als Wehrgeld für den Tod ihrer Schwester annahm.

Weil sich aber Chilperich in der Abwesenheit Siegbert's, der gegen die seine Ostgränzen bedrohenden Avaren ausgezogen war, gleichsam als Ersatz in den Besitz der Städte Tours und Poitiers setzte, welche zu Austrasien gehörten und später auch jene fünf Städte Aquitaniens wieder in seine Gewalt zu bringen suchte, so wendete sich Siegbert nach Besiegung der Avaren gegen Chilperich, zerstreute sein Heer und wurde von den neustrischen Großen 575 zu Vitry bei Douai als ihr König anerkannt. Aber noch während der Krönungsfeierlichkeiten ließ ihn Fredegunde meuchlings tödten, verfolgte dessen Wittwe Brunhild mit unversöhnlichem Haß, und tödtete Viele, die sich derselben annahmen, darunter ihren eigenen Stiefsohn Merowig, zumal er ihren eigenen Kindern im Wege stand.

Einige Zeit darnach ward auch Chilperich, als er von einer Jagd zurückkehrte, ermordet, höchst wahrscheinlich auf Anstiften Fredegunden's, der seine Vorwürfe über ihre Lebensweise lästig waren. Von da an führte das herrschsüchtige Weib als Vormünderin ihres viermonatlichen Sohnes Chlothar II die unbeschränkte Regierung in Neustrien.

Beide Königswittwen giengen nun mit der ganzen Kraft eines von der Herrschgewalt unterstützten Hasses darauf aus, einander zu verderben. Zweimal sandte Fredegunde je zwei Mörder, noch dazu Geistliche, mit Gift und Dolch gegen Brunhilde und deren Sohn Chil-

debert aus; beidemal aber wurde der Anschlag vereitelt. Zweimal suchte sie auf die gleiche Weise den König Guntram in Burgund um's Leben zu bringen, wiewohl ebenfalls vergeblich. Nicht minder wüthete sie in ihrem eigenen Reich und Haus, wie eine Furie, ließ alle, die ihr im Wege standen, martern, blenden und hinrichten, ja wollte selber ihre eigene Stieftochter RiguntHis, mit der sie in beständigem Streit lebte, dadurch tödten, daß sie ihr den Deckel einer Truhe, aus der sie ihr etwas herauszunehmen befahl, auf den Kopf fallen ließ; nur zu Hülfe eilendes Gesinde vereitelte das volle Gelingen der bösen That.

Unterdessen führte **Brunhilde** in Austrasien für ihren Sohn die Zügel der Regierung mit männischem Sinn, und als der mildere Guntram von Orleans (den die Kirche unter die Heiligen versetzte, weil er bei einer Pest zu Marseille Gebete und Fasten anordnete) starb, so gelang es ihr, Burgund, das er besessen hatte, an Austrasien zu bringen. Der Tod ihres 25jährigen Sohnes Childebert aber, der zwei Söhne hinterließ, führte 596 eine Theilung seines Reiches herbei, indem sein älterer Sohn Theodebert II Austrasien, wo Brunhild als dessen Großmutter die Regierung für ihn führte, und sein jüngerer Theodorich oder Dietrich II Orleans und Burgund erhielt. Davon nun nahm Fredegunde Veranlassung zum Krieg gegen Brunhild: zwar siegte ihr Heer, sie selbst aber starb schon im folgenden Jahre 597, ohne für ihre Frevelthaten gebüßt zu haben. (Doch bemüht sich Luden, Fredegunden in einem minder schuldigen Licht zu zeigen und viele ihrer Unthaten auf Rechnung der Lästerung zu setzen, welcher die Geschichtschreiber jener Zeit zu leichten Glauben geschenkt hätten.)

Indeß hatte sich Brunhild den Haß der austrasischen Großen zugezogen, so daß sie sich genöthigt sah, eine Zuflucht bei ihrem jüngern Enkel Dietrich II in Burgund zu suchen, den sie dann sogleich zum Krieg gegen seinen Bruder Theodebert II antrieb, um ihre Rache an den Austrasiern zu kühlen. Zwar gelang es anfangs nicht, denn als die beiden Heere sich zu Kiersi-sur-Oise schon schlagfertig einander gegenüber standen, so zwangen die burgundischen Großen ihren König Dietrich, seinen Bruder zu umarmen. Aber als durch Besitzstreitigkeiten der Krieg dann von Neuem ausbrach, so wurde Theodebert in zwei Treffen geschlagen, gefangen und 612 sammt seinen zwei Söhnen auf Betrieb seiner Großmutter getödtet. Schon dachte sie darauf, auch Fredegunden's Geschlecht auszurotten, als mitten unter den Rüstungen zum Krieg gegen Neustrien ihr Enkel Dietrich II 613 an der Ruhr starb und nun die 80jährige Brunhild mit dessen vier unmündigen Söhnen, ihren Urenkeln, allein dastand, entschlossen, abermals die Zügel vormundschaftlicher Regierung zu ergreifen.

Allein die fränkischen Großen, überdrüssig der Regierung eines Weibes und unmündiger Könige, trugen dem König Chlothar II von Neustrien die Herrschaft an. Chlothar zog aus und siegte, unterstützt von Arnulf von Metz und Pippin von Landen und von vielen austrasischen und burgundischen Bischöffen und Herren in einer großen Schlacht 613. Brunhild wollte entfliehen, wurde aber gefangen und sah sich nun der ganzen Rache des Fredegundensohns preisgegeben. Zwei ihrer Urenkel wurden von Chlothar mit eigener Hand getödtet, der dritte, weil er ihn aus der Taufe gehoben, geschont; der vierte verkam auf der Flucht. Nachdem in einer Versammlung der Franken über Brunhild das Todesurtheil gesprochen worden war, ließ Chlothar die greise Königin drei Tage lang foltern, dann auf einem Kameel zur Schau im Lager herumführen und sie zuletzt, mit Einem Arm und Einem Bein an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen und den Leichnam verbrennen. (Obgleich sie 10 Könige und Königssprossen ihrem Hasse geopfert hatte, so war sie doch nicht so verrucht als Fredegunde, und es giebt Geschichtschreiber, welche vermuthen, daß man um die unmenschliche Behandlung, die sie von Clothar erfuhr, zu rechtfertigen, ihre Unthaten übertrieben habe.)

Es zeigt sich in diesem wilden Kampf der merovingischen Könige gegen einander, dessen Ergebniß die Ausscheidung eines westfränkischen Reiches Neustrien und eines ostfränkischen Reiches Austrasien war, im Grunde der

blutige Wettkampf der salischen und ripuarischen Stämme, welche fort und fort der Grundstock jener beiden Reichstheile geblieben waren. Die Merowinger, als ursprüngliche Stifter Neustriens, gehörten dem salischen Stamm an, und da dieser Stamm als Überwältiger des römischen Galliens, so lange er dem Reiz der ersten Ruhe, die dem Siege folgte, widerstand und sich von der Vermischung mit der gallo-römischen Bevölkerung noch ferne hielt, der thatkräftigere war, so erschien der ripuarische Stamm anfänglich als der schwächere und abhängige. Allein als die Salier allmählig anfiengen, auch Ackerbau zu treiben, die Gallo-Römer aber in deren Kriegsheere eintraten, die Senatoren der Städte in die königlichen Hausämter aufgenommen wurden und auf diese Weise das entnervende römische Wesen in die Sprache, Sitte und Gesetzgebung dieser Germanen eindrang und durch sein Übergewicht die sittliche Entartung der Neustrier herbeiführte: da wurden ihnen die meist germanisch gebliebenen austrasischen Stammgenossen überlegen, zumal diese sogleich aus der Verbindung mit den von ihnen besiegten tapfern überrheinischen Stämmen, deren Freiheitsbestrebungen sie überwachen und deren häufiges Andrängen gegen den Rhein sie abwehren mußten, fortwährende Muths- und Bluts-Erneuerung schöpften. So bildete sich frühe, ungeachtet der äußern Vereinigung beider Stämme zu einem Ganzen, unter ihnen ein im sittlichen Character wurzelnder Gegensatz aus, der späterhin zu einer noch schärfern äußern Scheidung beider führte.

In den Osttheilen des nördlichen Frankenreichs, am Rhein und an der untern Mosel, hatte das Römische nie eigentlich tiefe Wurzeln gefaßt, selbst nicht ganz an der Maas und Schelde. Denn da wohnten nicht nur die halbgermanischen Belgen, sondern auch eigentliche deutsche Stämme, bei denen „wegen der Nähe des freigebliebenen Stammlands das Vaterländische nicht verdrängt werden konnte", zumal die fränkischen Eroberer das Germanische wieder aufgefrischt hatten: so daß nachher dieser Osttheil selbst durch das ganze Mittelalter hindurch sein deutsches Wesen bewahrte; während im eigentlichen Sitze der Franken, dem celto-römischen Neustrien, Alles in romanische Sitte und Sprache übergieng. — In Aquitanien oder dem Südwesten Frankreichs (von der Loire an gerechnet) fand sich von jeher vom germanischen Element am wenigsten vor; auch von den Franken hatten sich dort nicht sehr viele niedergelassen, so daß also selbst im ganzen Westen Frankreichs nach Sprache und Sitte ein scharfer Gegensatz herrschte. — Im romanischen Südosten Frankreichs oder in der alten Provincia (Gallia narbonensis) waren längst die Burgunder heimisch und die Franken hatten sich dort nur in geringer Anzahl niedergelassen. Alle diese Verschiedenheiten blieben auch während des Mittelalters: denn die Osthälfte des Landes gehörte, politisch genommen, gar nicht zu Frankreich, sondern der Norden dieser Osthälfte machte einen unmittelbaren Theil Deutschlands aus, während der burgundische Süden auch später wieder ein eigenes Reich bildete. (S. Löbell Gregor von Tours und seine Zeit S. 92 ff.)

3. Wiedervereinigung des Gesammtreichs unter Clothar II. Auflösung des altfränkischen Lebens. Aufkommen der königlichen Hausmeyer: Pippin von Landen. Dagobert I. Schwäche der Merovinger. Pippin von Heristal, Herzog und Fürst der Franken. Die Großmacht des Hausmeyerthums.

Mit der Wiedervereinigung des Gesammtreichs unter Chlothar II kehrte eine fünfzehnjährige Friedensruhe in das zerrüttete Land zurück, für dessen Wohl dieser Fürst im Einvernehmen mit den weltlichen und geistlichen Großen zu sorgen sich angelegen sein ließ. Denn auf einem allgemeinen Synodalreichstag (615) zu Paris kam die berühmte Constitutio generalis des Königs Chlothar zu Stande, welche die Herstellung der Ruhe und der Sicherheit zum Zweck hatte.

Die darin den Bischöffen eingeräumten Befugnisse enthalten unter andern auch das Recht der Censur ungerechter richterlicher Bescheide, die Bestätigung der von den frühern Königen der Kirche und den Geistlichen eingeräumten Immunitäten und Besitzungen und die Zuerkennung alles Dessen, was sie überhaupt schon 30 Jahre im Besitz gehabt. Auf einer folgenden Synode suchte man auch der Simonie (d. i. der Vergabung geistlicher Ämter um Geld und nach Vorgunst) zu begegnen, die canonische Einsetzung der Bischöffe zu regeln und die verfallene Kirchenzucht zu verbessern; desgleichen wurde festgesetzt, daß ein Geistlicher nur bei einem Kapitalverbrechen dem weltlichen Richter Rede zu stehen habe und zwar nur unter Beiziehung seiner Kirchenbehörde, so daß das Urtheil im öffentlichen Verhör von beiden Behörden gemeinschaftlich gefällt werden müsse; — in Bezug auf andere Vergehungen und Verbrechen stand der Geistliche unter dem bischöfflichen Gericht.

Indeß konnte diese Wiedervereinigung des Gesammtreichs nicht hindern, daß die lange im Stillen wirkende Auflösung des altfränkischen Lebens zum erstenmal sichtbar hervortrat und einen „Wendepunct" in der Geschichte des merovingischen Hauses machte. Der Zauberglanz, den Chlodwig's Thatkraft und sein Eintritt in die Kirche noch über seine nächsten Nachkommen warf, war erloschen. Der auf seinem Geschlecht ruhende Fluch wirkte weiter: es versank allmählig in Unkraft und Entnervung, so daß der im Königthum der Merovinger liegende Volkshalt auf eine andere Gewalt überzugehen anfieng, nämlich auf die des königlichen Majordomus oder Hausmeyers (Minister des Hauses), der als solcher ursprünglich nur der Aufseher des königlichen Palasts und Kronguts und, war er tapfer und kriegserfahren, zugleich der Befehlshaber des königlichen Dienstgefolges oder der Lehnsmannschaft war. Anfangs nur der Erste unter den Getreuen des Königs, und, so lange dieser kräftig und mächtig war, an ihn sich lehnend, stützte ein solcher Majordomus sich, als die Könige erschlafften und ihr Ansehen verloren, bloß auf die Lehnsmannen, welche immer mehr im Volke der herrschende Bestandtheil wurden. Mit Hülfe dieser Lehnsmannen begründeten die Hausmeyer ihre Macht zum Nachtheil der Könige und nahmen allmählig die ganze Leitung des Staates in die Hände.

Bei der Eroberung von Gallien waren die fränkischen Könige in alle Rechte der römischen Kaiser eingetreten und besonders die großen Staatsgüter, wie die ebenso werthvollen kaiserlichen Privatbesitzungen fielen ihnen zu. Dieser weit verzweigte unermeßliche Grundbesitz, welcher noch durch häufige Confiscationen, durch Heimfälle, durch die Stammgüter vertriebener einhei-

mischer Fürstenfamilien und durch Eroberungen beständig vermehrt wurde, wurde nun als Domaine der Verwaltung eines Major domus anvertraut und verschaffte ihm bald einen um so größern Einfluß am Hofe und im Staate, als es in seiner Hand lag, solche königliche Güter an diejenigen Personen gegen Verpflichtung zum Kriegsdienst zu Lehen zu geben, welche ihm anhiengen, wie es in den Kriegszeiten immer häufiger geschah. Dieser Lehensnexus verbreitete sich daher bald nicht nur im Frankenlande, sondern auch im größten Theile von Deutschland; und zwar trat ein Lehensmann nicht nur für seine Person in denselben ein, sondern zugleich für die ihm auf ähnliche Weise zum Dienst verpflichtete waffenfähige Mannschaft; und je zahlreicher diese war, desto angenehmer war er und desto größer war sein Antheil bei einer neuen Vertheilung von Lehen. Endlich kam es so weit, daß nicht nur alle königlichen Beamten, welche meistens durch Anweisung auf Güter oder deren Ertrag besoldet waren, sondern auch die Inhaber von Kirchengütern, welche von königlichen Schenkungen herrührten oder selbst nur unter königlichen Schutze standen, auch als solche Lehensleute angesehen wurden. — Dadurch wurde der Majordomus, welcher nicht nur als k. oberster Verwalter der Einkünfte auch die Verfügung über die Lehen in der Hand hatte, sondern auch an Statt des Königs als Befehlshaber über die Lehensleute (Vasallen) zugleich eine oberrichterliche Stellung über dieselben einnahm, ohne Vergleich der mächtigste Mann im Reiche, so lange er nur die Lehnsleute auf seiner Seite hatte, und erhielt endlich — nachdem schon 615 in einer großen Versammlung der Vasallen seine Würde für lebenslänglich erklärt war — durch Pippin von Herstal ein vollständiges Übergewicht. (Vgl. Rückert d. deutsche Volk c. I.)

Schon Chlothar II mußte dem burgundischen Majordomus Warnachar eidlich geloben, ihn nie zu entsetzen, folglich ihm die Mitregentschaft in Burgund gestatten, und bei der Huldigung der Austrasier, denen ein neustrischer König durch Erziehung und Lebensweise schon wie fremd geworden war, mußte er ihnen ihren staatsklugen, dabei eben so gelehrten, als tapfern Majordomus Arnulf als seinen Stellvertreter in Ausübung der Lehnsherrlichkeit belassen und, als derselbe in den geistlichen Stand trat und Bischoff von Metz wurde, den Pippin von Landen (dessen Tochter Begga an Arnulf's Sohn Ansgisil vermählt war) in dieser Reichsverweserwürde anerkennen. Pippin, dieser kluge, thatkräftige und gerechtigkeitsliebende Mann (der Sohn Karlmanns, eines brabantischen Edlen, der seine Stammgüter zwischen Lüttich und Löwen hatte) führte auch dann, als Chlothar seinen jungen Sohn Dagobert I zum König von Austrasien einsetzte, die Regierung dieses Landes fort, förderte Ackerbau, Gewerbe und Handel und verbesserte die Rechtspflege durch Anlegung von Gesetzbüchern (K. 2, 4. a. E.).

Nach Clothar's II Tode (622) erhielt auf Pippin's Betrieb Dagobert auch die Nachfolge in Neustrien und beherrschte von Paris aus das abermals wiedervereinigte Gesammtreich. Sein jüngerer Bruder, Charibert, eroberte den Rest der westgothischen Besitzungen in Gallien (von der Garonne an bis zum Meer und den Pyrenäen), und als dieser 631 starb, stifteten dessen zwei Söhne das Herzogthum Aquitanien (im engern Sinn) mit der Residenz Toulouse. — Zur Zeit Dagoberts rissen sich unter der Führung eines Franken, Namens Samo, slavische Stämme von der Herrschaft der Avaren los und gründeten 627 ein eigenes Reich, das erste Slavenreich, dessen Mittelgebiet Böhmen war. (S. von Samo und seinem Reich, XIV. 7, 4.)

Dagobert selbst war ein zwischen Wollust und Kircheneifer, Ausschweifungen und Bußübungen hin- und herschwankender Despot, hatte aber zwei fromme und treue Männer zu Bei-

räthen, den Bischoff Audoenus von Rouen, der sein Kanzler war, und den h. Eligius, den Apostel der Flandern. Der letztere war früher ein kunstreicher Goldschmied gewesen und hatte dem Könige einen so schönen Thron von Gold und Edelstein verfertigt, daß er ihn zum Leiter seiner Prachtbauten machte. Später als sich Eligius von der Welt zurückzog und Bischoff von Noyon und Tournay wurde, verfertigte er noch Reliquienkästchen und Kirchengefäße, von deren Ertrag er Leibeignen die Freiheit erkaufte.

Von Dagobert I an gerieth das merovingische Königthum in sichtbaren Verfall. Da nämlich die Austrasier nach einem unglücklichen Krieg gegen die Slaven (in Böhmen?) einen eigenen König verlangten und Dagobert ihnen seinen dreijährigen Sohn Siegbert II gab, selbst aber bald darauf starb (638), und nun sein anderer, ebenfalls minderjähriger Sohn, Chlodwig II, Neustrien bekam, so traten von da an die merowingischen Könige bei rasch zunehmender Kraftlosigkeit allmählig so in den Hintergrund, daß in jedem der drei Reiche (dem austrasischen, neustrischen und burgundischen) die Zügel der Regierung in den Händen der Hausmeyer (Erkinoald, Eudes und des stolzen ehrgeizigen Ebroin) waren, die nun, wie vormals ihre Könige, sich gegenseitig bekriegten, ein jeder in der Absicht, seine Macht auch über die andern beiden Reichstheile auszudehnen.

Nach dem Tode Chlodwig's II kamen seine Söhne Chlotar III, Childerich und Theuderich nach einander auf den Thron, während ihr Majordomus Ebroin die Gewalt an sich riß und — nach zeitweiliger Verweisung Theuderich's in ein Kloster — einen angeblichen Sohn Chlotar's III als Chlodwig III zum König machen wollte, um dadurch seiner eigenen Gewaltherrschaft den Schein der Legitimität zu geben. Allein nicht nur der Adel (darunter Pippin von Heristal), sondern auch die bessere Geistlichkeit und unter dieser besonders Leodegar, Bischoff von Autin, widersetzten sich seinen Anschlägen standhaft, weßhalb Ebroin auf letztern einen besondern Haß warf und ihn grimmig verfolgte. Er ließ den frommen Bischoff in der Stadt Autin selbst belagern, deren Einwohner jedoch ihren geistlichen Hirten tapfer vertheidigten und mehrere Stürme abschlugen. Allein Leodegar wollte nicht, daß seine Heerde um seinetwillen leiden sollte. „Er vertheilte seine Habe an die Armen, nahm Abschied von seinen Brüdern, genoß mit ihnen noch das h. Abendmahl in Brod und Wein" und überlieferte sich, um der Belagerung ein Ende zu machen, freiwillig seinen Feinden. Diese aber stachen ihm die Augen aus, verfolgten und quälten ihn noch längere Zeit und schlugen ihm endlich das Haupt ab. Doch Ebroin entgieng dem Gerichte der Vergeltung nicht: er wurde von einem Edeln, den er seiner Güter beraubt hatte, in einem Hinterhalte erschlagen (681).

Nach vielen innern Kämpfen, wobei durchaus unfähige, meist minderjährige Throninhaber die Spielbälle der Hausmeyer waren, und diese wiederum theils unter sich, theils mit widerspenstigen Großen in Fehde lagen, riefen die mit ihrem König Theuderich, Chlodwig's II Sohne, unzufriedenen Neustrier den oberwähnten klugen und tapfern austrasischen Majordomus **Pippin von Heristal** (so benannt von seinem Lieblingssitz an der Maas), Ansgisil's und Begga's Sohn, und Enkel Pippin's von Landen, zu ihrer Hülfe herbei. Von den austrasischen Großen unterstützt, zog dieser aus, besiegte den neustrischen Majordomus 687 in der Schlacht bei Testri, unweit St. Quentin an der Somme, und zwang den König Theuderich, ihn zum alleinigen und beständigen Majordomus in allen drei Reichen unter dem Titel Herzog und Fürst der Franken (Dux et Princeps Francorum) zu erklären. Als solcher hatte Pippin nicht nur unter

Theuderich, sondern auch unter noch drei folgenden Königen die eigentliche Regierung über das ganze Frankenreich, während die Merovinger nur den Königsnamen führten und in ihrem Palaste oder auf ihren Gütern in Unthätigkeit (als rois fainéans) schwelgten und schlummerten und höchstens im Jahr einmal auf dem Märzfelde in ihrem altfränkischen Königsaufzug ihrem Volke sich zeigten. In dieser Gewalt erhielt sich Pippin bis an sein Ende, da er es verstand, die weltlichen Großen durch freigebige Belohnungen, die Geistlichkeit durch Schenkungen an Kirchen und Begünstigung christlicher Sendboten zur Bekehrung der heidnischen Deutschen, das Volk durch Erleichterung des Drucks und Aufrechthaltung der Ordnung zu gewinnen, dagegen die widerspenstigen Vasallen und aufständischen Völker (wie Friesen, Alemannen und Bayern) durch die Sprache seiner Waffen zum Gehorsam zu bringen. Und so stand das kühne und unternehmende Geschlecht der Pippine bereits auf einer Höhe der Macht, welche der königlichen gleichkam, und nicht lange mehr ließ die Gunst der Umstände auf sich warten, durch welche eines seiner Glieder aus einem ehehin nur bevorzugten Getreuen sich zum Begründer einer großen, durch sich selbst bestehenden Dynastie machen sollte.

4. Veränderungen in den innern Zuständen des Frankenreichs unter den Merovingern. Öffentliches Leben. Verfall der Märzfelder. Weitere Ausbildung des Lehnswesens und Herausbildung der unbeschränkten Monarchie. Die Königswahlen. Die Hofämter. Kron-Einkommen. Beginn der Vererblichung der Lehen. Die Lehenshierarchie. — Verschmelzung des römischen und fränkischen Wesens in Sprache, Sitten und Character. Verkümmerung der Freiheit und Sittlichkeit durch die Herrschaft der großen Vasallen und den Despotismus der Könige. Rechtsgewohnheiten; geschriebene Gesetze; Gerichtsverfassung.

Vor der Darstellung des Übergangs der fränkischen Königsmacht auf einen neuen Herrscherstamm sind erst noch die Veränderungen, die sich im 6. und 7. Jahrhundert unter den Merovingern in den innern Zuständen des Frankenreichs in Bezug auf Politik, Moral und Kirche ergeben haben, etwas näher zu beleuchten; und alsdann wieder einige Blicke auf den Orient zu werfen, in so fern ein von dort ausgehendes, denselben erschütterndes welthistorisches Ereigniß in seinen weitergreifenden Folgen auch das Abendland berührte und die kaum befestigte christlich-germanische Staateneinrichtung mit dem Untergang bedrohte.

Die Form des öffentlichen Lebens, die in der ursprünglichen Heimath der Franken auf der Gleichheit der Stamm- und Waffengenossen beruht hatte, also auf der gleichen Theilnahme jedes Einzelnen am Wohl des Ganzen und auf dem Selbstgefühl, einer gesetzlichen Macht unterworfen zu sein, zu der man selbst gehörte, war in dem eroberten Lande durch die aus der willkührlichen Verleihung von Lehensgütern entstandene größere Ungleichheit des Vermögens und des Ranges unmöglich geworden. Die altfränkische Volksversammlung, auf der ehemals alle wichtigen Fragen des öffentlichen Wohls zur

Entscheidung gebracht worden waren und die von dem Monat, in dem sie gehalten wurde, den Namen Märzfeld hatte, war schon unter den ersten Merowingern zu einer bloßen Heerschau herabgesunken, bei welcher öffentliche Angelegenheiten nur in Bezug auf einen gleich darauf bevorstehenden Feldzug zur Sprache kamen; und auch diese Angelegenheiten verhandelte der König bald nicht mehr mit allen Freien, sondern nur mit seinen, von ihm abhängigen Vasallen oder Leuten, die seinen Hof ausmachten und ihm Heer- und andere mit ihrer Würde verträgliche Dienste leisteten. Die übrigen im Lande zerstreuten Freien, die anfangs noch zu viel mit der Einrichtung und Beschützung ihres Eigenthums beschäftigt und nach gestilltem Wanderdrang der Ruhe froh waren, blieben lieber in einer gewissen vereinzelten Unabhängigkeit, befriedigten das Gefühl ihrer Persönlichkeit in der Herrschaft über ihre neuen römischen Unterthanen und verloren so allmählig den Gemeinsinn.

So konnte sich leicht eine, von dem Willen aller ehemals Gleichberechtigten unabhängige, oberste Gewalt bilden, um so mehr, da ohnedieß die Hinneigung zur persönlich-freiwilligen Hingabe des Niedrigen an den Höheren, des Gemeinfreien an den Edlen, des Edlen an den Fürsten ein Grundzug im germanischen Geiste war, der sich in dem Wesen der Gefolgschaften besonders deutlich zeigte und nun auch die geistige Grundlage des Lehnswesens wurde, das in seinem ursprünglichen Bestande gerade durch die aufopfernde gegenseitige Treue veredelt wurde, die zwischen dem König und seinen Leuten bestand, eine Treue, durch welche in jener Zeit die überströmende Lebenskraft und das leicht übergreifende Freiheitsgefühl der Germanen sich freiwillig beschränkte.

Ohne Einrede von Seite der auf ihrem Allod sitzenden Freien konnte daher der König nicht nur ferner die Heerbannführer, sondern auch die früherhin vom ganzen Volk gewählten Richter (Gaugrafen) aus seinen Getreuen ernennen und von seinem Hoflager aus in die Städte und Gaue des Landes senden. Dadurch wurden die Leute des Königs der herrschende Stand, und es bildete sich, noch ehe das eigentliche Lehenswesen zur vollen Ausbildung kam, die von der Aristokratie getragene und gestützte unbeschränkte Monarchie heraus, bei deren Aufrichtung die Merovinger von den römischen Einrichtungen, wo immer möglich, alle diejenigen bei sich an- und aufnahmen, welche der Ausdehnung ihrer Vorrechte Vorschub thun konnten. — Die Annahme, daß Land und Volk das Eigenthum des Königs sei, führte zu den vielen, die Kraft des Ganzen schwächenden Ländertheilungen: denn starb ein König, so wurde das Land unter seine erbberechtigten, wehrhaften Söhne gleichheitlich getheilt; waren sie nicht alle wehrhaft oder gar keine erbberechtigten da, das Geschlecht also ausgestorben, so wählten die Getreuen den Nachfolger, und in so fern waren diese Königthümer eigentlich „erbliche Wahlreiche."

Nach der Wahl wurde der neue König nach altgermanischer Sitte auf den Schild gehoben und dem Gefolge gezeigt, das ihm huldigte. Hierauf machte der König eine Reise im Lande umher und hielt an den verschiedenen Pfalzen (Palatien), von seinen Getreuen

umgeben, vor versammeltem Volk Hof- und Gerichtstage. Bei diesen Zügen fuhr er auf einem von Ochsen gezogenen Wagen, — eine Gewohnheit, die sich aus der altgermanischen Zeit herschrieb, da König und Oberpriester, noch in Einer Person vereinigt, von Opferstätte zur Opferstätte, die zugleich Gerichtsstätte war, in dieser Weise umherfuhr und sich in seiner neuen Würde und Gewalt zeigte. — An den fränkischen Königshöfen fanden sich auch die bei allen germanischen Höfen der frühesten Zeiten vorkommenden vier Hofämter vor, nämlich das Amt des Kämmerers (Camerarius, Thesaurarius), dem die Obhut des Schatzes oder des Geld-, Kleinodien- und Kleidervorraths anvertraut war; des Marschalks (Marescalcus, comes stabuli), der die Aufsicht über die Rosse und Gespanne des Königs und Gefolges hatte; des Truchseß oder Seneschalls (Senescalcus, dapifer), der für den Unterhalt der Hoftafel —, und des Mundschenks (Buticularius), der für das Getränke zu sorgen hatte. Zu diesen vier Ämtern kam im eroberten Lande noch hinzu: der Pfalzgraf oder Hofrichter (Comes palatii), der an des Königs Stelle in der Pfalz (im palatium) zu Gericht saß; der schon oben bezeichnete Hausmeyer oder Großhofmeister (Major domus), der für die Ordnung und Ausstattung des Rittergefolges im Allgemeinen sorgte, daher er auch die Aufsicht über die Domanialgüter hatte; endlich der Erzkanzler (Archicancellarius, Referendarius), der dem Könige Vortrag über alle Regierungsangelegenheiten erstattete, alle königlichen Urkunden ausfertigte, Steuern ausschrieb und erheben ließ und viele Schreiber und Notarien unter sich hatte. Zu welcher Wichtigkeit unter diesen Hofbeamten der Majordomus allmählig gelangte, so daß er mit der Führung des Rittergefolges auch das Erzkanzleramt und zuletzt die königliche Vollmacht in seiner Person vereinigte, ist oben im Verlauf der Geschichte angegeben worden.

Das Einkommen des Königs floß aus den Steuern und Auflagen der Städte und des Landes, welche noch nach den römischen Tabellen erhoben wurden, bis eine neue Schätzung eintrat, besonders aber aus den Krongütern (dem fiscus regius oder dominicus), woraus die Belohnungen oder Beneficien als Lehen an einzelne Glieder des Adels oder der Geistlichkeit ertheilt wurden. Der Ertrag aus diesen Lehen, verbunden mit dem Einkommen vom Allod, oder bei Geistlichen vom Kirchengut, diente zum Unterhalt des Adels und der Geistlichkeit. — Manche dieser Lehengüter wurden von der Gewalt der königlichen Beamten befreit, so daß dadurch ein solcher Lehensmann in Bezug auf sein Lehengut selber ein königlicher Beamter ward. Die auf solchen, von der königlichen Gerichtsbarkeit befreiten Lehngütern befindlichen Hörigen und Knechte hatten dann als nunmehrige Unterthanen dieses Besitzherrn forthin bei ihm ihren Gerichtsstand. War ein solcher Besitzherr ein Geistlicher, so bestellte er zur Ausübung dieser Gerichtsherrschaft Schultheißen und Vögte. Dasselbe that derjenige weltliche Inhaber solcher befreiten Beneficien, der die gerichtsherrlichen Geschäfte nicht persönlich besorgen mochte oder konnte.

Allmählig wurde jede Berechtigung und jedes Amt, das der König zu vergeben hatte, in Form eines Lehens mit der Verpflichtung zu treuen Diensten ertheilt und selbst „Bischöffe und Äbte wurden in Betreff der ihnen zugestandenen Ländertheile mit Ring und Stab belehnt.“ Mit dem Tode des Lehenträgers fiel das Lehngut an den Lehnherrn zurück, der es entweder überhaupt an einen Andern, oft aber an den Sohn des Verlebten verlieh, so daß nach und nach die Lehen anfiengen, erblich zu werden. Die Vortheile, die ein solches Beneficium bot, bewog viele der vornehmen und reichen

Freien in das Gefolge des Königs zu treten, wodurch natürlich die Macht und das Ansehen desselben gemehrt wurde. Aus diesen unmittelbaren ritterlichen Dienstmannen, sowie aus den übrigen sehr reichen Freien (Baronen), die zum Theil aus Stolz dieses Dienstverhältniß mieden, bildete sich späterhin der hohe Adel, während aus denen, die bei der hohen Geistlichkeit oder bei dem Adel zu Lehen giengen, desgleichen aus den untergeordneten königlichen Vasallen, sowie aus den minder reichen Freien, die aber doch noch zu den Richterstellen befähigt waren, in der Folge der sogenante niedere Adel hervorgieng. Die auf diese Weise entstehende Lehenshierarchie, die ihren ersten Grund in der ungleichen Größe und Wertheigenschaft der verliehenen Besitzungen und in der daraus entstandenen persönlichen Stellung ihrer Inhaber hatte, konnte sich jedoch, so lange noch viele Allodien zu vergeben waren und die Erblichkeit der Lehen noch nicht allgemeiner Grundsatz war, noch zu keiner festen Gestalt abschließen. Dazu kam es erst in der folgenden Periode, in der wir das Lehnswesen als die herrschende und ausschließliche Form des politischen und gesellschaftlichen Zustandes der romanischen und germanischen Völkerschaften erkennen werden. (K. 8, 1.)

Je mehr das Feudalwesen sich einer festen Organisation näherte, desto mehr verschwand der lange Zeit merkbar gewesene Unterschied zwischen Franken und Römern, und aus dem Austausch der beiden ehehin sich so entgegengesetzten Nationalitäten erfolgte allmählig jene Verschmelzung, worin der Sieger dem Besiegten zwar größtentheils die Form seines öffentlichen Lebens aufdrückte, aber auch von dem Besiegten einen wesentlichen Theil seiner Sprache, Sitte und Characterweise annahm. Am deutlichsten zeigte sich diese Verschmelzung in der Sprache. Die alte Celtensprache war in den größeren gallischen Städten durch die Italier, die sich darin seit Jahrhunderten niedergelassen hatten, schon längst theils durch Umbeugung und Umendung, theils und meist durch Umtausch der Wörter nahezu in die lateinische verwandelt worden; nur auf dem Lande, wohin das Lateinische nur schwer und allmählig drang, war die Sprache noch mit sehr vielen celtischen Wörtern vermischt. Zu diesen beiden Elementen nun kam, zunächst nur in den größeren Städten, das fränkische Sprachelement hinzu, gieng nach und nach in die ausgebildetere celto-römische Form ein und bildete sich mit ihr allmählig zu einer Mengsprache um, die späterhin als die französische erscheint. Nur auf dem Lande, wo die fränkische Sprache geringen Einfluß übte, blieb bis heute das celto-römische Element das vorherrschende: wie denn überhaupt in Frankreich die Vorstellungen und Sitten des Landvolks vorherrschend celtisch und sein ursprüngliches Blut mehr unvermischt geblieben ist.

Mit dem Aufhören der Theilnahme aller Freien und Edlen an den öffentlichen Angelegenheiten verlor dieser Stand die Liebe zur gemeinsamen Sitte und Verfassung und das damit zusammenhängende persönliche Selbstgefühl mehr und mehr. Ein Theil von ihnen sank in immer tiefere Abhängigkeit von den großen Vasallen, oder sah sich wenigstens in seiner Thätigkeit beschränkt und in seinem geistigen Aufschwung gelähmt. So verlernten sie es, sich als den eigentlichen Grundpfeiler des Staats anzusehen, fühlten sich getheilt und vereinzelt und wurden politisch bedeutungslos. Kein Wunder, daß mit der verkümmerten Freiheit auch die ganze Gestalt ihres sittlichen Lebens eine Verkümmerung erfuhr.

Auch die Großen unter ihnen, als der eigentlich herrschende Stand, nahmen durch die plötzliche Versetzung in so ausgedehnten Besitz und Einfluß Schaden an ihrem sittlichen Wesen: aus ganz unabhängigen Freien Günstlinge und Diener der Fürsten geworden, verloren sie das bessere Bewußtseyn, als Freie über Freien, wenn auch minder mächtigen, zu stehen und sich von ihnen nur „durch den Adel der Gesinnung" zu unterscheiden, wurden aus natürlichen Beschützern derselben, wie sie es früher gewesen waren, allmählig ihre Dränger, schloßen sie von aller lebendigen Theilnahme am Staatsleben aus, und glaubten desto mehr an Würde und Ehre zuzunehmen, je mehr sie durch stolze Verachtung gegen den Niedern die Kluft zwischen sich und den Freien vergrößerten. Die Sucht dieser Großen, es einander in ausgedehntem Besitzthum, in kostbarem Waffenschmuck, in prächtigen Banketten zuvorzuthun, erzeugte unter ihnen Neid und Mißgunst, Zwist und Streit und führte auch zu Gewaltthätigkeiten gegen die Niedern, die ihrerseits, durch das von Oben herab gegebene Beispiel verleitet, ebenfalls der Habsucht, Üppigkeit, Wollust und anderen Lastern dienten. Eben so halfen auch die Schmeicheleien der von Selbstachtung entblößten, noch an die römische Despotie gewöhnten Gallo-Römer den sittlichen Character der Franken verderben.

Mit den Königen selbst endlich gieng durch die veränderte Stellung, die ihnen die Eroberung gab, gar bald eine noch raschere und auffallendere Verwandlung vor. Umgeben von ihren Großen, die ihnen aus Eigennutz, oft auch aus Furcht schmeichelten, so daß selbst die Geistlichen sie als Lieblinge Gottes und Vollstrecker seines Willens priesen; dazu von den Besiegten innerlich nicht selten gehaßt und äußerlich nach römischer Weise durch Kniefall angebetet, verloren sie ihr besseres Selbst; ihre ehehin den Andern überlegene Kraft und ihr früherer Thatenmuth erlag sinnlicher Abschwächung und launenhaftem Übermuth; im Streben nach unumschränkter Gewalt vergaßen sie ihre höhere Bestimmung, wurden Despoten und entwürdigten sich als solche, gleich orientalischen Königen durch zunehmende Entnervung zu ohnmächtigen Sclaven ihrer Hofumgebung.

So boten sich alle Stufen der neuen Gesellschaft schon frühe die Hand zum gegenseitigen sittlichen Verderben und obgleich bei den Burgunden, Westgothen und andern germanischen Völkern auf erobertem Boden ähnliche Erscheinungen aus gleichen Ursachen zu Tage kamen, so haben sich doch bei den Franken und ihren merovingischen Herrschern die Laster der Hinterlist und Verstellung, des Verraths und Betrugs, des Meineids und Meuchelmords in einem höheren Grade gezeigt, und nur ein, wenn auch noch so schwacher Rest von altgermanischem Rechts- und Ehrgefühl, verbunden mit dem, wenn auch noch gar wenig tief erfaßten, Christglauben bewahrte das Volk der Franken vor jener äußersten sittlichen Zerrüttung, welche in der alten Welt so oft das Ergebniß ähnlicher Vorausgänge war.

Da die Vereinigung von Germanen und Römern zu einem politischen Ganzen die mannichfaltigsten Rechtsverwicklungen und diese hinwiederum vielfache Gewaltthätigkeiten und Streitigkeiten herbeiführten, so reichten die altherkömmlichen, mündlich fortgepflanzten Rechtsgewohnheiten nicht mehr aus, und daher entstanden schon im 5. Jahrhundert bei verschiedenen germanischen Stämmen geschriebene Gesetze oder schriftlich verzeichnete Volksrechte

(Leges), die, weil bei ihrer Abfassung das Herkommen möglichst berücksichtigt blieb, einander ziemlich ähnlich sind. Meist veranlaßten die Könige ihre Abfassung, indem sie dieselben unter dem Beirath des Adels, von Gesetzkundigen vornehmen, dann von Geistlichen in lateinischer Sprache niederschreiben und dem Volke bekannt machen ließen. Als das älteste dieser Volksrechte bei den Franken wird das unter Chlodwig (als er noch Heide war) verfaßte, nachher öfters revidirte salische Gesetz angesehen, dem übrigens das Volksrecht der ripuarischen Franken aus der Zeit Theodorich's I zum Grunde liegt. So gehört auch das Gesetz der Westgothen, das zwischen 466 und 483 unter Eurich, — und das Gesetz der Burgunden, das unter Gundobald (um 500) abgefaßt wurde, noch dem 5. Jahrhundert an; die Gesetzbücher der Alemannen und der Bajuarier fallen in das 7. Jahrhundert, und neuere Forscher machen es wahrscheinlich, daß der Grund zu den geschriebenen Volksrechten der Friesen, Sachsen und Thüringer, die man an's Ende des 8. Jahrhunderts setzt, schon zur Zeit der Merovinger wenigstens ihrer Grundlage nach abgefaßt wurden. Die longobardischen und angelsächsischen Gesetzgebungen bildeten sich im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts aus.

Im Allgemeinen beruht die Gerichtsverfassung dieser Zeit noch auf den älteren Rechtsgrundsätzen, die schon oben (XII. 2, 3) bei der allgemeinen Schilderung der Sitten und Gebräuche der alten Germanen angegeben worden sind. In verwickelten Rechtsfällen waren als Hauptbeweismittel noch fortwährend der Eid und das Ordal oder Gottesgericht im Gebrauch. Wie häufig der Meineid wurde, zeigt die Vermehrung der Eideshelfer: so suchte z. B. Fredegunde die eheliche Geburt ihres Sohnes Chlotar durch 300 Eideshelfer zu erhärten. Zu den alten Ordalien (XII. 2, 3.) kam nach der Einführung des Christenthums noch die Kreuzprobe hinzu, wobei der Verdächtige unter einem Kreuze mit kreuzweis ausgestreckten Armen eine gewisse Zeit lang unbeweglich stehen mußte und seine Schuld an den zu früh heruntersinkenden Armen erkannt wurde. Eid und Ordal standen unter kirchlicher Aufsicht.

Besonders genau und in's Einzelne gehend wurde die Größe des Währgeldes d. i. die Bestimmung der Geldstrafen für Verletzungen an Gut, Leib und Leben aufgestellt, und dasselbe in vielen Beziehungen bedeutend erhöht, wie denn der Tod eines freien Franken mit 200 Goldgülden, der eines zinsbaren Römers nur mit 45 gebüßt wurde: für die abgehauene Hand eines freien Franken mußten 100, für einen Daumen 45, für den zweiten Finger 35, für einen andern Finger 15 Goldgülden erlegt werden. — Die sogenannte Gewehre (jus et dominatio, auch potestas und possessio) gieng nicht mehr, wie früherhin bei Todesfällen bloß auf die Schwertmagen (männlichen Verwandten) über, sondern es wurden nun auch Spillmagen (weibliche Verwandte, insbesondere Töchter) zur Erbfolge berufen. — Ein jeder wurde nach seinen Gesetzen, der Provinciale nach römischem Rechte gerichtet. Der Gerichtsort hieß das Mal (mallum); Vorsitzer waren gewöhnlich die Grafen (in geringen Sachen die Centgrafen), in gewissen Fällen und bei gewissen Gelegenheiten auch der Herzog oder der König. Die Schöffen oder Urtheilsfinder (Rachimburgi) waren freie Männer vom Stande des Beklagten; die zugezogenen Rechtskundigen hießen Sachiburones.

Bezeichnend ist der Geist dieser geschriebenen Volksrechte in Bezug auf das weibliche Geschlecht, insbesondere der Gegensatz, der sich in der Anschauung von dem Werth und der Bedeutung des Weibes ausspricht. Einerseits scheint das Gesetz die Frauen fast nur wie Bäume nach dem Ertrag der Früchte zu schätzen: denn der Mord einer Frau, die noch Mutter von Kindern hätte werden können, wurde z. B. bei den Lombarden mit 600 Solidis gebüßt, während sie vor und nach der Periode der Fruchtbarkeit nur 200 Solidi

galt. Bei den Franken galt das Leben einer Mutter von Kindern 26000 Denare, das einer Schwangern 28000; das einer nicht mehr Empfängnißfähigen 8000. Anderseits bezeugen dieselben Gesetze, welch' einen hohen Werth sie auf die weibliche Keuschheit legten, indem sie deren leise Verletzung von Seite einer männlichen Person schwer straften. So sollte bei den Franken der Freie, welcher einer Freien den Finger drückt, mit 600 Denaren, seine absichtliche Berührung ihres Vorderarmes mit 1200, die des Oberarms mit 1400, die der Brust mit 1800 Denaren bestraft werden. Das Herausziehen eines Kammes aus den Haarflechten einer Frau, um dieselben aufzulösen, kostete nach den bajuarischen Gesetzen 12 Solidi.

Bei der Heirathsschließung erhielt die Braut 1. das federfium d. i. ein bestimmtes von ihrem Vater oder ihren Brüdern der Braut gegebenes väterliches Erbe, um sie damit für ihre Ansprüche an die Erbfolge abzufinden; — 2. das mefium d. i. das Geschenk, das der Bräutigam seiner Braut vor der Heirath machte und gewöhnlich in einem Grundstück bestand, das gesetzlich bei angesehenen Männern 400 Denare, bei andern Edlen 300 Denare, bei Geringen nach Verhältniß weniger werth war; — 3. das morghengebium, die Morgengabe d. i. das Geschenk, welches der Mann der Frau am ersten Ehemorgen gab, und die Aussicht auf diese Gabe sollte den Mädchen zum Antrieb dienen, sich bis dahin ihre Keuschheit zu bewahren. Die Größe dieser Morgengabe blieb bei den Franken unbestimmt; die Lombarden schränkten sie auf ein Viertheil des Vermögens des Mannes ein, die Gothen auf den zehnten Theil. — Bei den Alemannen bestand das fein unterscheidende Gesetz, daß, wenn des Mannes Erben der Wittwe diese Aussteuer ableugneten, der gerichtliche Zweikampf zu entscheiden habe; wurde aber die Morgengabe von ihr abgeleugnet, so genügte der Schwur der Frau: das war ein Gesetz der Alemannen.

Die gehörig geschlossene Ehe war unauflöslich. Gegen den ehebrecherischen Mann konnte die Frau nicht klagend auftreten; eine treulose Frau wurde aber sammt ihrem Verführer der Rache des beleidigten Gatten überlassen. Bei den Longobarden zeugen die geschlechtlichen Verhältnisse dieses Volkes von keinem hohen Grade von Sittlichkeit: denn ihre Gesetze sind sehr ausführlich gegen das Concubinat, die Kuppelei, den Weiberverkauf von Seiten der Ehemänner, Verehelichung mit Nonnen ꝛc. gerichtet. — Die Verlobung bestand bei den Franken darin, daß man den Verlobten aus dem nämlichen Gefäße zu trinken erlaubte. Bei der Übergabe der Tochter an ihren Bräutigam sprach der Brautvater die Worte: „Ich übergebe dir meine Tochter, daß sie dein Weib und dein Glück sei, deine Schüssel bewahre und Theil habe an deinem Bett und Gut: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" worauf die Anwesenden antworteten: „So sei es!" Am darauffolgenden Sonntag, dem sog. „schönen Sonntag" wurde die Braut den neuen Verwandten vorgestellt, und am Hochzeitsmorgen erschien der Bräutigam mit den Seinen vor dem Hause der Braut, klopfte an die verschlossene Thüre und erhielt erst nach einem spruchartigen, in Fragen und Antworten bestehenden Zwiegespräch Einlaß, worauf der Bräutigam die Braut mit einem symbolischen Bande umschlang. Bevor sie das Älternhaus verließ, besah sie noch einmal die Kühe, Ochsen und Pferde im Stall, streute dem Geflügel zum letztenmal das Futter, nahm von allen Räumen und Geräthen des Hauses, an die sich die Erinnerungen einer glücklichen Kindheit und Jugend knüpften, wehmüthigen Abschied, und trat, umgeben vom Gefolge der beiderseitigen Verwandten und Freunde den Zug in das Haus des Gatten an. Das männliche Gefolge war meist zu Pferde und schwang die bloßen Schwerter, anzudeuten, daß sie die Braut gegen etwaige Nebenbuhler oder andere Angreifende vertheidigen würden. Nach der Trauung reichten die Verwandten der Braut eine geweihte Spindel dar, womit sie einige Fäden spann, zum Beweis, daß sie es an häuslichem Fleiß nicht fehlen lassen werde. Darauf folgte das Festmahl, nach welchem die Freundinnen unter Anstimmung des Brautlieds der Braut einen Blumenstrauß und eine Taube gaben. Darauf ward das junge Paar in das Brautgemach begleitet, worin die Ältern noch einmal ihren Segen und die Gäste ihre Glückwünsche unter Umarmungen ertheilten. Am andern Morgen wohnten die Neuvermählten einer Seelenmesse für die verstorbenen Verwandten bei „in sinniger Weise der Freude die Trauer, dem Genusse des Lebens die ernste Erinnerung an das Grab gesellend."

5. Die christliche Kirche unter den Merowingern. Die Bischöffe zugleich weltliche Grundherren und Stützen des Königthums. Unabhängige Stellung der Bischöffe, wie der Kirche. Verweltlichung und Ausartung des episcopalen Klerus. Gregor von Tours; St. Germanus.

Unter den Erbschaftsstücken, welche die fränkischen, wie überhaupt alle germanischen Könige auf erobertem Boden aus der Macht-Hinterlassenschaft der römischen Kaiser an sich nahmen, befand sich auch die Autorität, welche die christliche Kirche den Kaisern dadurch verschafft hatte, daß sie nach der Apostellehre die Gläubigen anwies, der Obrigkeit nicht aus Politik, sondern um Gottes und des Gewissens willen unterthan zu sein. Bei dem Streben nach fester Staatsorganisation und nach Ausdehnung der monarchischen Gewalt sahen sich die merovingischen Könige vom Klerus, insbesondere von den Bischöffen auf's eifrigste unterstützt. Der Grund davon lag darin: vorher waren sie von den römischen Kaisern ungeachtet vielfacher Auszeichnungen doch nur als Unterthanen behandelt worden, und waren wie jeder andere, der kaiserlichen Willkühr ausgesetzt gewesen, hatten also eine mehr moralische, als politische Stellung gehabt; jetzt aber fanden sie an den germanischen Eroberern, ungeachtet der Rauhheit und wilden, oft selbst widerspenstigen Gebahrung derselben, doch im Grunde ehrerbietige, vor dem Geheimnißvollen im Christenthum kindlich und demüthig sich neigende Gebieter, und an deren noch wenig entwickeltem Gesellschaftszustande kein so starr widerstrebendes Hinderniß, als sie an der längst bis in's Kleinste hinein streng organisirten römischen Welt gehabt hatten. Die Franken betrachteten nicht, wie die Römer, die Bischöffe als geistliche Magistrate, sondern als heilbringende Boten, in denen sie die Repräsentanten der Apostel erblickten und verehrten. Dadurch gewann die Kirche, welche an Bildung und Wissen den weltlichen Stand weit überwog, selbst eine unabhängige Stellung und wuchs im Innern zu einer freiern Macht heran, und wenn es ihr auch schwer wurde, den ungefügen Geist der kriegerischen Eroberer zu bändigen, so gelang es ihr doch nach und nach, das wilde Naturleben derselben, wenn auch zuerst nur von Außen herein, in die Bahn einer sittlichen Ordnung zu leiten.

Man stellt sich die rohe Naturkraft der heidnischen Franken und anderer noch tief in Barbarei versenkten Völker nicht lebhaft genug vor, um zu begreifen, daß weder eine andere, wenn auch noch so große materielle Kraft, noch auch eine geistige Gewalt, die etwa aus der von den Barbaren verachteten und für sie unverständlichen Literatur hätte fließen können, im Stande gewesen wäre, ihnen die nothwendige Sittigung und höhere Menschlichkeit beizubringen. Das konnte allerdings eher die Kirche mit ihren vorzüglich auf das Gefühl und die Phantasie der Ungebildeten wirkenden Einrichtungen, mit den einfachen Christuslehren, die sich nicht an den spitzfindigen Verstand, sondern an das heilbedürftige Gemüth wandten und sich dabei auf ein im Glauben gegründetes Sittengesetz stützten, dessen „Heiligkeit sie fühlen mußten, selbst indem sie es verletzten". Nur die Kirche konnte diese rohen Horden, die vor keiner andern Macht scheuten und auf Ausrottung ihrer Nebenmenschen ausgiengen, als Autorität die gebührende Achtung verschaffen; und rührend und wunderbar ist es, zu gewahren, daß waffenlose Priester sich unter die Unbändigen wagen, ihrem Wüthen oft Einhalt zu

thun, den Sieger besänftigen, durch Ermahnungen sich Gehorsam verschaffen und sie lehren, in den Verfolgten und Bedrohten ihre Brüder und Mitmenschen zu erkennen, — zu sehen, wie achtungswerthe Bischöffe, selbst einem Attila, einem Geiserich Achtung abnöthigen, wie sie von den Siegern die Gefangenen zu erflehen und sie ihrer Heimath und den Ihrigen wiedergeben, oder den Bedrängten Nachlaß an der Beute und Steuerforderung verschaffen; daß Bischöffe (wie der h. Germanus) all' ihr Eignes hingaben, um Gefangene zu Hunderten und Tausenden zu lösen. Kein Wunder, wenn die Kirche in ihren Päpsten und Bischöffen unermüdlich eifrig waren, besonders die Häuptlinge und Könige zu bekehren, um dadurch eben so wohl die Seelen derselben, als auch durch dieselben ganze Nationen der christlichen Gesittung zu gewinnen. Daher fanden auch die Schwachen, Bedrängten und Verfolgten nur bei der Kirche Schutz, zu deren Altären und Heiligthümern sie sich nicht selten flüchteten und so ihr Leben erhielten. „Bedrängte Jungfrauen, gestürzte Staatsmänner, entthronte Könige fanden in ihnen schirmende Bergestätten".

Da zu dieser Zeit das Papstthum noch nicht zu allgemeinem Einfluß gelangt war, so konnte die Verbindung der Bischöffe mit den merovingischen Königen um so enger werden. Sie wurden in der Regel von den Königen ernannt, ohne noch an die Bestätigung des römischen Bischoffs gebunden zu sein, traten dann in den Rath der Getreuen, wurden durch die Freigebigkeit der Könige bedeutende Grundherren mit Land und Leuten, und übten durch ihre höhere Bildung bald einen überwiegenden Einfluß auf die Verhältnisse des Staats. Sie erkannten zwar in dem Könige ihren natürlichen Schutzherrn, räumten ihm aber auf das Innere der Kirche keinen unmittelbaren Einfluß ein, den er in dieser Zeit auch noch nicht verlangte. Der größte Theil der gallischen Bischöffe war im Anfang der Merovingerherrschaft im Dienste noch eifrig und im Privatleben ziemlich geordnet; sie wirkten wenigstens durch sittliches Beispiel, wenn auch wenig durch intellectuelle Bildung, in der die Kirche der vorhergehenden Jahrhunderte so viele bedeutende Namen aufzuweisen gehabt hatte.

Wie nach und nach die wilden Krieger „ihre Waffen an der Pforte der Kirche" zurückließen und das belehrende Wort aus Priestermunde, so wie die Gesetze der Concilien annahmen, beweist ein königlicher Erlaß Childebert's I v. J. 554, der die Zerstörung von Götzenbildern auf Privatgütern befiehlt, und die Nächte in Trunkenheit und im Tanze mit Frauen nach heidnischer Sitte zuzubringen verbietet. Noch im J. 614 bestätigte Dagobert I einen von 79 Bischöffen unterzeichneten Concilienartikel, daß unrechtlich erworbene Güter dem Eigenthümer zurückgegeben werden müßten und daß es den Richtern verboten sein sollte, dem Willen der Fürsten zu gehorchen, wenn er dem Gesetze entgegen sei.

Je mehr aber das hierarchisch-kirchliche Leben sich mit dem Feudalwesen durchdrang, desto mehr fieng es an, zusehends zu verweltlichen, und schon in der letzten Hälfte der merovingischen Herrschaft fanden sich in der gallischen Kirche keine so ehrwürdigen Männer mehr, wie noch in der Mitte des 6. Jahrhunderts ein Gregor von Tours und ein St. Germanus von Paris gewesen waren. Eben weil die Bischöffe zugleich weltliche Grundherren mit selbständiger Verwaltung und noch großentheils vom römischen Primat frei waren, übten sie über ihren Klerus eine fast unumschränkte Gewalt aus, die bei manchem dieser Kirchenfürsten sogar in empörende Anmaßung und Grausamkeit übergieng. Dadurch artete die höhere Geist-

lichkeit und durch ihr Beispiel auch die niedere immer mehr aus und war somit nicht mehr, wie früher, im Stande, die gesellschaftliche Ordnung zu stützen, zu deren tieferen Verfall sie selbst so wesentlich beitrug.

In der „fränkischen Kirchengeschichte" des obgenannten Gregor von Tours kommt folgendes Beispiel vom Mißbrauch der Bischoffsgewalt vor: Ein Bischoff von Clermont forderte von einem der ihm untergebenen Priester, er solle ihm ein Landgut, das diesem Priester eigenthümlich gehörte, abtreten, und als dieser sich weigerte, setzte er ihn gefangen, und ließ ihn endlich, um ihn zur Nachgiebigkeit zu zwingen, im Gewölbe der Kirche in einen Sarg mit einem Leichnam einschließen! — Wie wenig sittlichen Einfluß aber die Könige auf ihre eigene Person selbst den bessern Bischöffen einräumten, bewies eben jener Dagobert I, der sich nicht weniger als drei Gemahlinnen zugleich unter dem Titel Königinnen und überdieß eine große Menge Kebsweiber zulegte.

Über **Gregor von Tours** selbst, als Geschichtschreiber, ist Folgendes zu bemerken: Geboren 540 zu Clermont, aus einer vornehmen römischen Familie, der fast alle Bischöffe von Tours angehörten, und getauft mit dem Namen Georgius Florentius, den er später mit dem Namen seines mütterlichen Ahnherrn, des Bischoffs Gregorius von Langres, vertauschte, wurde er vom König Sigibert 573 zum Bischoff von Tours ernannt. In den merovingischen Bürgerkriegen, unter Chilperich und Fredegunde, erwies er sich als ein kluger und charactersfester Mann und wurde nach Chilperich's Tod einer der einflußreichsten Männer in Frankreich. Er nahm an vielen wichtigen Staatsgeschäften persönlichen Theil und fühlte sich auch dadurch berufen, die Geschichte seiner Zeit zu verfassen. Wegen seines bis 592 reichenden Werkes, das den Titel Historia ecclesiastica Francorum führt, besser aber Zehn Bücher fränkischer Geschichte heißen sollte, wird er der Vater der Geschichte Frankreichs genannt. Ungeachtet seines ungebildeten Stils, seiner unkritischen Behandlung des Stoffs und seines Mangels an chronologischer Ordnung ist sein Werk doch von großem Werthe, weil es die einzige Quelle für jene Periode des Verfalls und Untergangs ist. Für die frühere fränkische Geschichte benützte er den Orosius und andere Annalisten, zur Schilderung Chlodwig's und seiner nächsten Nachfolger auch die bloße Überlieferung: daher seine Autorität für diesen Zeitraum nur mit Vorsicht zu brauchen ist. Was er aber persönlich erlebte und erfuhr, erzählt er mit Treue und ungekünstelter Einfachheit, einzig zu dem Zweck, das Andenken an diese Begebenheiten zu erhalten. Aus seinem Werke, das in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist, weis't Löbell recht deutlich die eingetretene völlige Verschmelzung der fränkischen und romanischen Bevölkerung nach, so daß in ihr ein feindlicher Gegensatz beider Volksnaturen nicht zu entdecken ist. Gregor v. T. starb allgemein geachtet den 17. Nov. 594 und wurde nachher als ein Heiliger verehrt.

Ebenso wie Gregor war auch Bischoff **Germanus** von Paris ein Mann von starkem Glauben und gründlicher Bildung; beide schöpften ihre Weisheit und ihren Einfluß aus dem Worte Gottes, welches sie stets treffend anzuwenden wußten. Von zarter schwächlicher Natur zwar, ermüdete er doch nicht, der rohen Gewalt und den heftigen Leidenschaften der Könige entgegenzutreten. Als der Rachekrieg Siegbert's gegen Chilperich ausbrach, den man der Anstiftung Brunhilden's zuschrieb, richtete Germanus an diese einen gesalbten Mahnbrief (der noch vorhanden ist) voll Ernst und Würde, von dem landesverderblichen Zwist abzulassen und das Urtheil Gott zu befehlen — obwohl vergeblich. — Und als König Siegbert schon im Begriff war, von dem zahlreichen Gefolge seiner Ritter umgeben, aufzubrechen, so erschien mitten unter den Lanzen und bemalten Schilden noch einmal Germanus, der sich von seinem Krankenlager aufgerafft hatte, bleich und in Priesterkleidung und sprach: „König Siegbert, wenn du „hingehst ohne die Absicht, Deinen Bruder zu tödten, so wirst Du lebend und siegreich wieder„kehren, — wenn Du aber andere Gedanken hast, so wirst Du sterben. Denn der Herr spricht „durch den Mund Salomo's: Wer seinem Bruder eine Grube gräbt, fällt selbst hinein". Ohne zu antworten, ritt der König weiter, aber das Wort gieng in Erfüllung.

6. Stockung des christlichen Lebens in der romanischen und frische Keimlegung desselben in der germanischen Welt. Gregor I der Große. Feststellung des römischen Primats. Gregor's Einfluß auf die Bekehrung der Lombarden. Seine Sorge für Bekehrung der Heiden durch Errichtung von Klöstern (die benedictinische Klosterreform). Gregor's kirchliche Schöpfung im Angelsachsenreich. Vereinigung der altbritischen Kirche in Irland mit der angelsächsischen. Die irischen und altsächsischen Missionare in Burgund, Helvetien, Thüringen, Bayern, Friesland und Westfalen.

Ein so ausartender episcopaler Klerus konnte weder bei den schwelgerischen und sittenlosen Großen, noch bei dem rohen Volke das innerlich immer wieder hervorbrechende Heidenthum überwinden. Die vereinzelten, wenn auch achtungswerthen Anstrengungen besserer Bischöffe unter dem zwar wildern, aber um seines Kraftgehalts willen hoffnungsvollern Stamme der Austrasier führten zu nichts Dauerndem und im Allgemeinen stockte das christliche Leben und drohte am Ende zu versiegen.

Da jedoch die germanische Welt nicht bestimmt war, wie die römische zu Grunde zu gehen, weil die Gebrechen, an denen sie litt, nicht in geistiger und leiblicher Abgelebtheit, sondern in einer Überfülle von Kraft, die nur schlecht geleitet und nicht geläutert war, ihre Quellen hatten, so bedurfte es nur eines neuen in das staatliche und kirchliche Leben eintretenden Ferments, um einestheils der eingerissenen Kraftzersetzung Einhalt zu thun, anderntheils diese Kraft da, wo sie noch unvergeudet war, in besserer Weise zu befruchten, und dadurch Staat und Kirche einer weitern Entwicklung entgegenzuführen. Das eben sollte äußerlich durch das Emporkommen eines neuen Herrscherstamms im Frankenreich, wozu es sich eben anließ, innerlich aber durch eine vom römischen Stuhl begünstigte neue christliche Schöpfung bewirkt werden, die vermittelst lebendigerer Verkündigung des Worts vom Kreuz durch Männer hervorgerufen wurde, die aus Liebe zu dem, der sie selbst aus heidnischer Finsterniß zum göttlichen Licht berufen hatte, von einer bisher wenig beachteten Insel herüber in die Urwälder Germaniens drangen, um dort einen Grund zu legen, auf dem sich im Laufe der Zeit ein gereinigter Tempel des heiligen Geistes erheben könnte.

Auf dem römischen Stuhle saß nämlich gegen das Ende des 6. bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts ein Bischoff, der durch innere Weihe des Herzens, hohe Begabung des Geistes und große Kraft des Willens den Ruhm aller vorangegangenen römischen Bischöffe übertraf. Es war dieß **Gregor I der Große**, der für das Abendland, so wie für das ganze Mittelalter, „im Practischen beinahe das wurde, was der h. Augustinus im Theoretischen war".

Aus einem altrömischen Patriciergeschlechte (der reichen Familie Anicia) stammend, bekleidete er (unter dem Kaiser Justin II) bereits die Würde eines römischen Stadtpräfecten, als er dem weltlichen Leben entsagte und in eines der sieben Klöster gieng, die er bereits aus seinem eigenen Vermögen im Sicilien gestiftet hatte. Bald darauf wurde er, seiner anerkannten Tüchtigkeit wegen, wie-

wohl ganz wider seine Neigung, auf den bischöfflichen Stuhl zu Rom berufen, auf welchem er in seiner ganzen Kirchenleitung bewies, wie sehr er von dem Bewußtsein der Größe und Verantwortlichkeit des geistigen Hirtenamtes durchdrungen war. Ihm gelang es, die von den römischen Bischöffen längsther angestrebte Einheit in der Kirche und deren Repräsentation durch ein, alle kirchlichen Angelegenheiten leitendes Oberhaupt festzustellen, indem er gegen die Anmaßung des Patriarchen von Constantinopel, der sich den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischoffs beilegte, den entschiedensten Widerspruch erhob und unter den schwierigsten Umständen den von seinen Vorgängern behaupteten Vorrang festhielt. Von ihm an blieb der Name Pápa (Πάππας, Vater) den vorher jeder Bischoff geführt hatte, den römischen Bischöffen eigen, so daß man sie von da an Päpste nannte.

Wenn sich Gregor, um den Hochmuth des Gegners in's grellste Licht zu setzen, einen „Knecht der Knechte Gottes" (Servus servorum Dei) nannte, so floß diese Benennung, die sich seine Nachfolger als Titel beilegten und manche derselben nicht selten als Demuthsmaske gebrauchten, bei ihm aus wirklicher Demuth her: denn er sagt selbst, daß dieser Name nur Christo, als dem gemeinsamen unsichtbaren Oberhaupte gebühre, und daß die Apostel und ihre Nachfolger, als Häupter einzelner Gemeinden, nur Glieder unter dem Einen Haupte Christus seien. Ja als der Patriarch Eulogius von Alexandria sich einst in einem Briefe an ihn des Ausdrucks bediente: „wie du befohlen hast", so verbat sich Gregor diese Redeweise ausdrücklich; „denn (schrieb er ihm) ich weiß, wer ich bin, und wer du bist: dem Range nach mein Bruder, der Frömmigkeit nach mein Vater". — In seinen Schriften warnt er häufig vor jener Scheindemuth, welche mit dem Eitelkeit treibt, „was aller Eitelkeit und allem Hochmuth am meisten entgegengesetzt ist". Wie würdig er von seinem geistlichen Berufe dachte, und daß es ihm nicht um Ruhm und Genuß, wie bereits so vielen Bischöffen seiner Zeit, zu thun war, bezeugt noch seine Schrift über die Pflichten der Lehrer (Liber regulae pastoralis), deren Inhalt das Ergebniß seines eigenen Lebens war. Dieses Werk ließ Kaiser Mauritius in's Griechische übersetzen und König Alfred von England übertrug es selbst in das Angelsächsische. — Er verfaßte auch einen Commentar über den Propheten Ezechiel und Homilien über die 4 Evangelien. Übrigens sind seine vielen Schriften nicht frei von Irrthümern, und in seinen Wundergeschichten übt er durchaus keine Kritik. (S. Gregor's Werke v. Abbé Migne in Paris, 5 Bde.)

Mit gleicher Entschiedenheit hielt er die Kirchenzucht aufrecht und verfocht in dieser Beziehung standhaft seine Rechte gegen den griechischen Exarchen und dessen Herrn, den damaligen griechischen Kaiser Mauritius, der ihm die ungerechtesten Zumuthungen machte. Desgleichen wandte er die Gefahr, welche das römische Bisthum in Betreff seines Landbesitzes durch die Lombarden erlitt, mit Weisheit und Geschicklichkeit von seiner bedrängten Gemeinde ab, und wie es ihm glückte, durch Bekehrung des König Agilulf bei den Lombarden den Übergang vom Arianismus zum athanasianischen Bekenntniß anzubahnen und sie der Kirche zu gewinnen, ist bereits oben in der lombardischen Geschichte bemerkt worden (K. 1, 5. a. E.).

Eben so sind seine Bemühungen um die Hebung des Gottesdienstes durch Verbesserung der Liturgie und Gründung einer Gesangschule (wie denn von ihm der gregorianische Gesang seinen Namen hat), zu rühmen, wenn gleich nicht zu verschweigen ist, daß durch ihn die Reliquien- und Heiligenverehrung, so wie die Verdienstlichkeit der Werke eine ungebührende Förderung erhielt. Bei allem dem aber sprach er stets gegen die

Veräußerlichung der guten Werke: denn nur das sei das rechte Opfer, wenn aus der Wurzel der Gerechtigkeit die Zweige der Frömmigkeit hervorgiengen. Auch bekämpfte er stets den Wahn, als könnte man durch bloßes äußeres Bekennen der Glaubensformeln und durch den Eifer für ein reines Bekenntniß „ohne practischen Einfluß des Glaubens auf das Leben" den Forderungen des Christenthums genügen. Gieng er auch im Wunderglauben seiner Zeit viel zu weit, so vergaß er doch nicht, den Blick der Menschen vom Sichtbaren auf das Unsichtbare zu erheben und als Zweck und Ziel aller Wunder das Werk Gottes in den Gemüthern der Erlöseten aufzuzeigen, nämlich das Werk „der Hervorbringung einer neuen Creatur". — Die „vorsätzliche" Verbrennung klassischer Schriften, wobei mehrere Bücher des Livius untergiengen, so wie die Zerstörung verschiedener Denkmäler des Alterthums ist ihm mit Unrecht Schuld gegeben worden.

Sein Eifer für Errichtung von Klöstern hatte seinen Grund in der Beobachtung, daß sich die Klöster bei der damaligen allgemeinen Verwilderung der Völker, in die selbst der größte Theil der episcopalen Geistlichkeit mit hineingezogen war, als die fast einzigen bergenden Stätten christlicher Frömmigkeit und zugleich als eines der wichtigsten Förderungsmittel zur Ausbreitung des Christenthums und christlicher Bildung unter den Heiden und verwahrlosten Christen erwiesen. Sie waren die ersten Bildungsstätten für Kunst und Wissenschaft, stets offen stehende Herbergen für Jedermann, besonders für Arme, Zufluchtsstätten für Verfolgte, Kranke und sich nach Ruhe Sehnende (s. K. 2, 5. a. E.), Pflegerinnnen der Gewerbe und Künste. Zu solchem Zweck hatte sie vorzüglich die heilsame Reform geschickt gemacht, welche ein halb Jahrhundert zuvor **Benedict von Nursia** im Herzogthum Spoleto, (aus Umbrien, geb. 480, gest. 543) mit dem abendländischen Klosterwesen vorgenommen hatte, indem derselbe einen großen Theil der Gebrechen, an denen besonders das morgenländische Klosterwesen (XIII. 7, 3.) litt, für das Abendland dadurch hob, daß er in seiner berühmten Stiftung, der Abtei **Monte Cassino** am Ufer der Melfa (an der Stelle des alten castrum Cassinum) in Campanien (529), mit den geistlichen Studien nicht nur die Beschäftigung mit Handarbeiten, insbesondere mit dem Anbau des Landes verband, sondern auch die Erziehung der Jugend und (auf Antrieb Cassiodor's, der die Wissenschaften für die Kirche gerettet wissen wollte), die Beschäftigung mit gelehrten Studien mit zur Aufgabe der Klosterthätigkeit machte. Benedict's Mönchthum unterschied sich sonach wesentlich von dem orientalischen. Seine Mönche durften nicht in träger Ruhe und im Müssiggang leben: sie mußten tüchtig körperlich arbeiten und geistig studiren. Seine Regel theilte ihnen die Zeit genau ein: im Sommerhalbjahr z. B. mußten sie von der Prima bis zur vierten Stunde arbeiten, von der vierten bis zur sechsten der Lectüre obliegen; nach der 6. Stunde (nach dem Mahle) durften sie eine Stunde Mittagruhe halten; nach der 8. Stunde, wann die None gesagt ist, mußten sie bis zum Abend arbeiten. Wer aus Nachlässigkeit oder Trägheit nicht lesen oder meditiren möge, dem solle eine Arbeit aufgegeben werden, damit er nicht unnütz sei. Diese Arbeiten bestanden im Urbarmachen der Umgegend, Austrocknen von Moräften, Ausrotten von Wäldern, überhaupt im Betreiben und Lehren der Landwirthschaft, so daß Benedict's Klöster auch die ersten großen landwirthschaftlichen Anstalten waren. Die geistige Thätigkeit bezog sich auf das Lesen und Abschreiben von Büchern, Unterrichten der Jugend. Die Grundlagen dieses Klosterlebens sollten sein: „Gehorsam, Demuth, Keuschheit, Armuth, Entsagung des eigenen Willens, Arbeit, Aufmerksamkeit auf sich selbst, innerliches Vorwärtsschreiten". — Diese benedictinische Regel fand bald auch außer Italien Eingang und an Gregor dem Großen einen thätigen Förderer.

Ein ganz besonderes Verdienst aber hat Gregor I sich durch seine Sorge für Bekehrung der Heiden erworben, und ihm besonders verdankt England, wo jede alte christliche Stiftung der Briten von den Angelsachsen wieder größtentheils zerstört und an die Stelle römischer Bildung die Unwissenheit und Barbarei Norddeutschlands hingepflanzt worden war, die Wiederaufrich-

tung des Christenthums. Er schickte nämlich im Jahre 596 zwei und dreißig Klostergeistliche unter der Leitung des muthigen Abts Augustinus, des Apostels der Angelsachsen, als Missionäre nach Britannien, wo sie, unterstützt von dem durch Augustinus getauften König Ethilbert von Kent und seiner gläubigen Gemahlin Bertha, von dessen Hauptstadt Kanterbury (Durovernum) aus — die Verkündigung des Evangeliums unter den Angelsachsen begannen und durch Anlegung von Klöstern, Kirchen und Schulen das Christenthum in England befestigten, indem es im Laufe von 80 Jahren, wiewohl mit abwechselndem Erfolge, sich über alle sieben angelsächsischen Königreiche und von da nachher auch nach Schottland verbreitete.

Der Zudrang der Einwohner Englands zu dem Christenthum war so groß, daß Augustinus, als erster Erzbischoff von Kanterbury, einmal an einem Weihnachtsfeste mehr als 10,000 Heiden taufen konnte. Deßhalb schickte ihm Gregor bald auch neue Gehülfen nach, unter denen sich der Abt Mellitus befand, den er zum Erzbischoff von London ernannte. Kam es auch vor, daß einzelne Landestheile nach dem Falle eines Königs, der die Missionäre unterstützt hatte, oder nach dem Tode eines Bischoffs auf einige Zeit wieder zum Heidenthum zurückkehrten, so ist das bei so wenigen Lehrern, so vielen Schülern und so gränzenloser Unwissenheit und Wildheit, die jene Sachsen auszeichnete, ganz begreiflich. Dennoch machte allmählig die innere Umwandlung bewunderungswürdige Fortschritte. — Gregor, der selbst schon, ehe er noch Papst war, — ergriffen vom Mitleid bei'm Anblick angelsächsischer Sclaven — als Missionär nach England hatte gehen wollen, ließ sich fleißig von Augustinus Bericht erstatten und gab in schwierigen Fällen weisen Bescheid. Insbesondere schärfte er ihm ein, nie den weltlichen Arm zur Bekehrung anzugehen, sondern Alles vom milden Geiste des Christenthums zu erwarten, und empfahl namentlich seinem Eifer Mäßigung in Unterdrückung des Götzendienstes. Dabei rieth er ihm, nicht allzu ängstlich an römischen Kirchengebräuchen festzuhalten und sandte ihm Bibeln zu, mit der ausdrücklichen Weisung, daß man sie fleißig lese und zwar so lese, daß die Beziehung zur eignen Heiligung immer die Hauptsache bleibe. Denn es war überhaupt ein eifriges Streben Gregor's I, das Studium der heiligen Schriften nicht bloß Geistlichen, sondern auch Laien bei jeder Vorkommenheit zu empfehlen. So machte er einem kaiserlichen Leibarzt Vorwürfe darüber, daß er wegen der Zerstreuungen der Welt nicht täglich in der Bibel las. „Was anders ist die heilige Schrift — schrieb er ihm — als ein Brief des allmächtigen Gottes an sein Geschöpf? Wahrlich wenn ihr fern von der Residenz euch aufhieltet und ihr einen Brief des irdischen Kaisers empfienget, ihr würdet nicht ruhen, nicht einschlafen können, bis ihr erkannt, was euch der irdische Kaiser geschrieben. Der König des Himmels, der Herr der Menschen und der Engel, hat euch seinen Brief, der euch zum ewigen Leben führen soll, geschickt, und doch versäumt ihr es, diesen Brief eifrig zu lesen! Also beeifert euch und sinnet täglich über die Worte eures Schöpfers nach. Lernet das Herz Gottes in dem Worte Gottes erkennen, damit eure Seele von desto größerer Sehnsucht nach dem Ewigen entzündet werde: denn in eurer Seele wird desto größere Ruhe werden, wenn die Liebe zu ihrem Schöpfer ihr keine Ruhe läßt." —

Die altbritische Kirche in jenem Inselreiche hatte außer dem Rest, der noch in England war, besonders in Irland ihren Sitz, wohin das Christenthum seit 450 durch den h. Patricius (Patrik) gekommen war. Das Bestreben des Augustinus nun, die altbritische Kirche mit der neuen angelsächsischen zu vereinigen, wollte theils wegen mancher Abweichungen im Ritus, ja selbst zum Theil in der Lehre, die in der irischen Kirche getrübt war, theils wegen des zwischen Briten und Angelsachsen noch bestehenden Nationalhasses lange nicht gelingen.

Erst als angelsächsische Mönche in häufigere und nähere Berührung mit den irischen kamen, erhielt nach und nach die angelsächsisch-römische Ordnung das Übergewicht. Aus diesen, mit einem frischeren Geiste des Christenthums erfüllten irischen, besonders aber angelsächsischen Klöstern nun, denen jene Eilande auch ihr äußeres Wiederaufblühen verdankten, giengen im 7. Jahrhundert jene Sendboten aus, welche die ersten wichtigeren Versuche machten, in die germanischen Wälder zu bringen und den Samen des Evangeliums im Innern von Deutschland auszustreuen.

Die ersten Bekehrer, die zunächst aus Irland dahin kamen und durch Stiftung von Klöstern das Christenthum gründeten, waren Columban, der 590—615 mit zwölf Gehülfen in den Vogesen, in der Schweiz (bei Zürich und Bregenz) und in den penninischen Alpen rastlos wirkte; — Gallus, sein Gefährte, der 590—640 in der Schweiz das nachher für die höhere Gesittung Süddeutschlands so wichtige Kloster St. Gallen stiftete; — Fridolin, der am obern Rhein predigte und auf einer Insel dieses Flusses das Kloster Seckingen gründete; — Kilian, der zwischen 650—689 in Thüringen, besonders nachher in der Gegend des heutigen Würzburg, thätig war; — Trudpert, der im Breisgau lehrte, — während Emmeram aus Aquitanien 651—664 in Bayern das Werk des h. Severinus (453) und anderer Missionäre fortsetzte, welche seit 613 aus dem, von Columban im Burgundischen gestifteten Kloster dahin gekommen waren.

Columban gieng aus dem berühmten irischen Kloster Bankor hervor. Er begab sich zuerst 590 nach dem westlichen Frankreich, wo durch nachlässige Bischöffe und entartete Mönche eine große kirchliche Verwilderung eingerissen war. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit fand so große Verehrung, daß man ihm ein reiches Kloster im Burgundischen anbot. Er aber begab sich mit seinen Gefährten lieber in eine Wildniß der Vogesen, wo er unter Kämpfen mit Mangel und Elend ein Kloster stiftete, das bald die Zahl seiner vielen Schüler nicht fassen konnte. Die Einheit und Allgemeinheit der kirchlichen Verfassung mißachtend, widersetzte er sich dem Primat von Rom. Seine Mönchsregel war äußerst streng und von drückender Gesetzlichkeit nicht frei, wobei freilich in Anschlag zu bringen ist, daß er es mit Schaaren roher Menschen zu thun hatte, die durch Arbeitsamkeit und Ertragung von Mühseligkeiten und Entbehrungen aus ihrer Zügellosigkeit herausgerissen und zu „einem in Selbstverläugnung Gott geweihten Leben" gebracht werden sollten. Seine strenge Sittenzucht und sein kühner Freimuth mißfiel besonders den Mächtigen und er wurde auf Betrieb der alten Königin Brunhild von ihrem Enkel Dietrich II aus Burgund verbannt. Er wirkte darauf mehrere Jahre in der Schweiz an der Bekehrung der Alemannen und Schwaben, begab sich dann nach Italien und stiftete in den Apenninen das Kloster Bobio, wo er bald darauf im 72. Lebensjahre starb.

Gallus, der ausgezeichnetste Schüler Columban's, stammte aus einer angesehenen irischen Familie. Da er sich während seines Aufenthalts im fränkischen Reiche mit der deutschen Sprache vertraut gemacht hatte und daher einst in einer verfallenen Götzenkapelle bei Bregenz den dort versammelten Heiden predigte, unterstützte er den Eindruck seiner Predigt dadurch, daß er muthig vor den Augen der wilden heidnischen Volksmasse die Götzen zertrümmerte und sie dadurch von der Ohnmacht ihrer Götter überzeugte. Als Columban nach Italien zog, blieb Gallus, durch eine Krankheit verhindert, in jener Gegend und errichtete in einer Wildniß das in der Folge nach ihm benannte Kloster St. Gallen, wo er zur Erziehung der Ju-

gend, so wie zur Bildung von Geistlichen wirkte, durch welche der Samen der christlichen Erkenntniß weiter verbreitet wurde.

Auf diese irischen Bekehrer folgten sodann die angelsächsischen, von denen zuerst Wilibrord (geb. 658 in Nordhumberland), unterstützt von noch eilf Gehülfen und gesichert durch den Schutz des fränkischen Majordomus Pippin von Herstal, sich den Norden des fränkischen Reiches anweisen ließ und in Friesland das Bisthum Utrecht (Wittaburg) stiftete, während sein Gefährte Suidbert als Bischoff in Westfalen wirkte. Unter Wilibrord machte auch Winfried oder Bonifacius, von welchem in der nächsten Periode (K. 6, 3.) besonders die Rede sein wird, seine ersten Missionsversuche.

Wilibrord stammte aus England von einem frommen Vater, der als Einsiedler starb, gieng aber schon in seiner Jugend nach Irland (damals die Insel der Heiligen genannt), wo er nach beendigtem Studium im 30. Jahre zum Presbyter geweiht und dann mit eilf Gefährten (690) als Missionar nach Friesland gesandt wurde. Unterstützt von Pippin ließ er sich in dem heutigen Utrecht nieder, wo sich damals ein fränkisches Castell befand, und predigte und taufte längere Zeit mit solchem Erfolg, daß er daselbst 697 ein Bisthum errichten konnte, nachdem er im vorhergehenden Jahre auf einer Reise nach Rom vom Papst Sergius die Bischoffsweihe empfangen hatte. — Auf seinen Missionsreisen kam er öfters durch Thüringen und bis nach Dänemark, und brachte von denselben zuweilen eine Anzahl Knaben mit, welche er dann im Christenthum unterrichten und erziehen ließ. Seine unermüdliche evangelisirende Thätigkeit, womit er die spätere kirchliche Organisation weit umher verbreitete, verschaffte ihm ein gesegnetes Andenken, welches seinen Tod 739 bis auf unsere Zeit überdauert hat. — Er hinterließ ein Testament, worin er seine Güter dem von ihm gegründeten Kloster Echternach vermachte.

Die angelsächsische Kirche zeigte überhaupt in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts ein reges Leben. In dieser Zeit war Theodor aus Cilicien, welcher griechische Wissenschaft mitgebracht hatte, Erzbischoff von Kanterbury. Derselbe durchzog noch als Greis mit seinem Freunde, dem Abt Hadrian, ganz England, lehrend und Bücher austheilend, und umgab sich mit einem großen Kreise von Schülern. Die auf diese Weise in der angelsächsischen Kirche niedergelegten Kenntnisse sammelte in der Folge der ehrwürdige **Beda** (venerabilis Beda) zu einem Ganzen. Dieser von inniger Frömmigkeit, wie von hoher Wißbegierde beseelte Presbyter war sowohl für seine, als für die nachfolgende Zeit ein wahres Licht der Kirche und Muster eines treuen Lehrers. Von ihm begeistert, wandten sich Viele dem Missionsberufe zu. Sein Tod fällt in das Jahr 735.

So bildeten sich einstweilen einzelne Lichtpuncte der ewigen Wahrheit in der Nacht des Heidenthums auf urgermanischem Boden, die dann im folgenden Jahrhundert von demselben Herde her neue Nahrung bekamen und den Ersatz vorbereiteten für den Verlust, welchen die Kirche — wie sich im nächsten Abschnitt zeigen wird — noch im 7. Jahrhundert auf einer entgegengesetzten Seite der Welt erleiden mußte.

---

3. Kapitel. Das Morgenland unter dem Einfluß des Islam.

1. Das oströmische oder byzantinische Reich unter Justinian's I Nachfolgern: Justin II, Tiberius II, Mauritius, Phokas, Heraklius. Der Krieg mit den Neu-Persern. Sieg des Heraklius bei Ninive. Frieden.

Der Verlust, den die Christenheit im 7. Jahrhundert erlitt, traf zunächst das byzantinische Reich, das durch die Erschöpfung, in die es durch fortwährende Kriege mit seinen nördlichen und östlichen Feinden gerieth, dem Sturme, den ein neues, in die Geschichte tretendes Volk über Asien, Afrika und einen Theil von Europa heraufführte, nicht zu widerstehen vermochte. Sehen wir zuerst kurz, wie es zu jener Erschöpfung kam.

Bereits ist schon erwähnt worden, wie schwer es dem Justinian I und vollends dem Justin II wurde, sich der Avaren sowohl, als besonders der Neuperser zu erwehren. Zwar war es dem Nachfolger Justin's, dem als Feldherrn und Regenten gleich trefflichen Tiberius II (578—582), gelungen, den schon oben (K. 1, 1 a. E.) genannten Perserkönig Khosroes oder Kosru I, genannt Nushirvan, der 48 Jahre hindurch die Geißel der Oströmer war, endlich zu demüthigen; er starb aber zu früh für das Reich. Sein Schwiegersohn und Nachfolger Mauritius (582—602) konnte zwar noch dem von seinen empörten Persern verfolgten Könige Kosru II Schutz gewähren, hatte aber Mühe, den Avaren-Chan durch erhöhten Tribut zu befriedigen und mußte zuletzt bei einer Truppenempörung dem rohen Centurio Phokas (602—610) weichen, dessen achtjährige Schreckensregierung dem unglücklichen Mauritius und seiner ganzen Familie das Leben kostete und das Land in's Unglück stürzte, indem Kosru, unter dem Vorwand, den Tod des Mauritius zu rächen, die byzantinischen Provinzen in Asien verheerte.

Doch die Rache blieb nicht aus. Heraklius, der Sohn des Exarchen von Afrika, erschien mit Heer und Flotte vor Constantinopel und wurde als Befreier von dem jubelnden Volke, das sogleich den Phokas in Stücken riß, auf den Thron erhoben. Der Krieg mit den Persern dauerte indeß fort: schon hatten sie Syrien, Ägypten und Kleinasien erobert und bedrohten am Hellespont Constantinopel, während im Norden des Reichs die Avaren hausten und aus den Vorstädten Constantinopels 270,000 Menschen als Sclaven wegraubten.

In dieser Bedrängniß wollte Heraklius, dem nur noch seine Hauptstadt zu gehören schien, sich nach Karthago zurückziehen: aber der edle Patriarch von Constantinopel ermuthigte ihn und ließ ihn am Altar der Sophienkirche schwören, „mit dem Volke, das Gott in seine Hand gegeben, treu zu leben und zu sterben." Es gelang ihm nun, einen Waffenstillstand zu erwirken, zu dem sich Kosru verstand, weil es ihm an einer Flotte gebrach. Als aber Kosru die eroberten Länder nicht herausgeben wollte, da ermannte sich Heraklius, unterstützt von seinem ganzen Volke, insbesondere aber von der Kirche, die ihre

geretteten Schätze zur Aufstellung eines Heeres opferte, und trieb in einer Reihe glänzender Siege die Perser aus allen eroberten Provinzen hinaus, brachte dem Kosru bei den Ruinen von Ninive 627 eine entscheidende Niederlage bei und eroberte seine Hauptstadt Destagerd (Artemita) sammt allen dort aufgehäuften Schätzen.

Der Zorn, mit dem Kosru dieser Verluste wegen gegen seine treusten Diener wüthete, hatte eine Empörung seiner Satrapen zur Folge, an deren Spitze sein Sohn Siroes (Schiruhjeh) stand, der bald darauf als Mörder seines Vaters und achtzehn seiner Brüder unter dem Namen Kobad II den persischen Thron bestieg und mit Heraklius einen Frieden schloß, in welchem beide Reiche ihre alten Gränzen, aber nicht ihre früheren Kräfte wieder erhielten. Denn beide vermochten es nicht, der neu aufstrebenden Macht zu widerstehen, der es Gott in seinem geoffenbarten Rathe zuließ, einen großen Theil der Welt mit einer so unwiderstehlichen Gewalt zu überfallen und auf weit hinaus zu überherrschen, daß man an den losgelassenen Gerichtsengel im prophetischen Wort (Off. 9, 14. 15.) erinnert wird, indem die Entscheidungszeit gekommen war, daß die semitische Okonomie der Kirche untergehen, also der Schwerpunct des Christenthums fortan nicht mehr im Orient, sondern im japhetitischen Occident liegen und so die Verheißung, daß „Japhet in den Hütten Sem's wohnen" werde, vollends in die ganze Erfüllung gehen sollte.

2. Ausartung der orientalischen Kirche. Ausbruch des Strafgerichts durch eine Staaten- und Sitten-Umwälzung in einem Theil der orientalischen Christenwelt. Das Land und Volk der Araber. Ihre Abstammung, ältere Geschichte und ältere Religion. Die Kaaba und ihre Hüter. Religionsmischung vor Muhammed.

Weil es der durch politischen Despotismus gelähmten und durch unaufhörlichen, leidenschaftlichen Formelstreit entkräfteten, orientalischen Kirche mit ihrem, wenn auch theoretisch mehr entwickelten, aber practisch zurückgegangenen Christenthum nicht gelingen konnte, die morgenländischen Völker des alten Weltkreises (Off. 3, 10.) der geistigen Erstarrung, in die sie bei ihren alten Religionen gerathen waren, zu entreißen, so kam eine neue, wie von einer geheimen Macht aus Licht und Finsterniß gewobene Religion auf, durch welche mit Blitzesschnelle nicht nur in einem großen Theile der abgestandenen asiatischen und afrikanischen Heidenwelt, sondern auch in den dürr und unfruchtbar gewordenen Länderbezirken der orientalischen Christenwelt eine Staaten- und Sittenumwälzung hervorgebracht werden sollte, die einerseits für die entartete Christenheit jener Regionen als ein Strafgericht, anderseits für viele Völker des Orients, besonders des heutigen Rußlands, als ein Mittel der Belebung erschien, vermöge deren sie durch Aufnahme des verfolgten Christenthums später in den Kreis der Völker des neuen Bundes eingeführt werden sollten.

Das Land und Volk, von dem diese neue geistige Bewegung ausgieng, ist das der Araber, die bis dahin fast nur vor der Pforte der Geschichte geblieben waren; das Werkzeug aber, welchem die Vorsehung es zuließ, sie durch dieselbe einzuführen und ihnen ein so großes welthistorisches Feld zu eröffnen, war **Muhammed**, der falsche Prophet und Stifter des Islam.

Die Halbinsel Arabien (Dschesira al Arab), im W. vom arabischen Meerbusen oder dem rothen Meer, im S. und O. vom indischen Meer und vom persischen Meerbusen, im N. gegen Palästina und Syrien hin von Sandwüsten umgeben und dadurch stets für Eroberer wenig zugänglich, daher selbst von den Macedoniern und Römern nur an seinem Rande vorübergehend berührt, ist mit seinem 45,000 (oder, mit Einrechnung der nordöstlichen Wüste, 55,000) Q.-M. großen Flächenraume, in welchen man Deutschland viermal stellen könnte, im Ganzen eine dürre, wasserlose, zum größten Theil mit Sand überdeckte Hochfläche, die in der in ihrem Innern liegenden Landschaft Nedsched (Nedjed) ihre größte Höhe mit 9000 Fuß hohen Felsenketten erreicht. Im N.-W. enden die Verzweigungen des syrischen Libanon mit dem Sinai und Horeb; ein anderer Gebirgszug mit mehrern östlich in's Land hineingreifenden Ästen streift unweit der Küste des rothen Meeres bis zum Süden hinab, während ein ähnlicher Gebirgszug am persischen Meerbusen sich von dessen Eingang an bis zum südlichen Vorgebirge El-Had hinabzieht. Kein auch nur irgend beträchtlicher Fluß durchströmt das Land, und nur seinen Küstenflüssen, deren noch dazu die meisten den größten Theil des Jahres über trocken sind, verdankt es, was es an Fruchtbarkeit besitzt. Das Klima ist höchst heiß und trocken, und nur die kühlen Nächte und an den Küsten die Seelüfte mildern die brennende Gluth.

Schon die Griechen und Römer theilten das, seinem Boden nach, so ungleiche Land in das wüste (deserta), steinige (paetraea) und glückliche (felix) Arabia, eine Eintheilung, welche die Einwohner nicht kennen, die nur von Hoch- und Tiefland sprechen. Das peträische Arabien, so benannt von der alten, längst zertrümmerten Hauptstadt Petra sammt seinem Sinai gehört jetzt zu der, bis über die Mitte der Westküste hinabreichenden Landschaft Hedschas (Hedjas), in welcher die heiligen Städte Medina und **Mekka**, dann Yamba und Dschibda liegen. Am persischen Meerbusen liegt die Landschaft El-Hassa: an der Küste des indischen Oceans die Landschaften Hadhramaut, Mara und Oman, die letztere mit der Hauptstadt Maskate. Den Namen „glückliches Arabien" hatte der südwestliche Küstenbezirk oder die Landschaft Jemen mit ihrem ewig heitern Himmel und fruchtbaren Boden, der Sitz des uralten Handels, von dessen ehemaliger Herrlichkeit die einst berühmten, jetzt herabgekommenen Städte Saana, Mokka, Aden und die Trümmer von Saba (Mareb) zeugen. — Unter den reichen Erzeugnissen dieser Küstenlandschaften werden im Alterthum, außer den gewöhnlichen Südfrüchten, besonders Aloë, Manna, Datteln, Myrrhen, Weihrauch, Balsam genannt, wozu später Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle kam; aus dem Thierreich sind besonders Schaaf, Kameel (dieses „Schiff der Wüste"), Esel, Büffel, Strauß und die edelsten Pferde zu nennen; von Edelsteinen: Onyx, Carneol, Achat, Berill, Topas.

Arabien (sagt Ritter) ist eine lebendige Menschenquelle, deren Strom seit Jahrtausenden weit und breit nach dem Orient und Occident sich ergossen hat. In der frühesten Zeit befanden sich ihre Stämme schon in ganz Vorderasien, Syrien, Palästina, Ägypten, Mesopotamien, am Tigris bis Iran, in Ostindien seit Agatharchides Zeit, in Afrika nilaufwärts bis Meroë und den Küsten entlang bis zum Cap Corientes. — Ihre frühern Seefahrten giengen über Ceylan nach Hinterindien bis Canton."

Von den in Arabien seit unvordenklicher Zeit zusammengedrängten Nachkommen Sem's und Ham's sind die Semiten der Grundstock der Araber: denn die Hamiten dieses Landes sind nur Sclaven, die von Äthiopien und Abyssinien herüberkamen. Jene Semiten waren theils Joktaniten oder Abkömmlinge

Jok'tan's (arab. Kabylen), eines Sohnes des Eber, (1. Mos. 10, 25—30), welche den echten Stamm der Araber ausmachten, theils Ismaeliten oder Nachkommen Ismael's, des Sohnes Abraham's und der Hagar, die man auch gemischte Araber nannte. Die letztern sind die heutigen Beduinen, richtiger Bedauwi, d. i. Nomaden oder Söhne der Wüste, die heute noch so, wie zu Hiob's Zeiten, unter ihren Stamm- und Familienhäuptern (Scheiks und Emirs) das Innere und den Norden Arabiens nomadisch durchstreifen und theils von Viehzucht, theils vom Carawanenhandel, zum Theil auch vom Raub und von der Plünderung durchziehender Carawanen leben: denn Raub wird von den Horden, die davon leben, als kein Verbrechen, sondern als ein ehrenvolles Gewerbe betrachtet.

Fresnel unterscheidet drei arabische Nationalitäten: 1. die Aribah, welche 9 Stämme reinen semitischen Blutes bilden; 2. die Muta-Arribi, welche gemischten (nämlich semitischen und kuschitischen) Blutes sind; 3. die Mustarribi oder Ismaeliten. — Die zahllose Mehrung der Ismaeliten oder Nachkommen Hagar's, so wie ihre unstäte, wilde Lebensart ist Erfüllung von 1. Mos. 16, 11. 12. „Der beduinische Nomade (sagt Ritter) gedeiht nur auf den Ruinen eines ackerbautreibenden Volkes und könnte er die ganze Welt in eine Wüste verwandeln, so würde er darin sein Himmelreich sehen."

Die Jok'taniten sind die Hadbhesis oder seßhaften Araber, welche schon in frühester Zeit geordnete Staaten mit Städten und Dörfern besonders in den Küstenlandschaften gegründet und durch Carawanenhandel und Schifffahrt den Verkehr mit Kanaan und Phönizien, mit Babylonien und Indien, mit Ägypten und Äthiopien vermittelt haben, so daß sich in ihren verschiedenen Handels- und Königsstädten im Alterthum ein Reichthum und Luxus fand, der Alles übertrifft, was man bei den reichsten Nationen der heutigen Welt nur immer finden kann.

Als Hauptstämme der Araber werden von den Alten, außer den Skeniten d. i. Zeltbewohnern oder Wanderhorden, die Nabatäer im peträischen Arabien, die Saranen im heutigen Nedschid, die Thamudener und Minäer in Hedschas, die Sabäer und Himyariten (auch Himrajiten, Homeriten) in Jemen, die Hadhramiten in Hadhramaut auf der Südküste, die Omaniten, Dacharener und Gerräher in Oman und Al-Hassa (Lachsa, auch Hadschar) angegeben.

Die arabische Sprache ist eine der reinsten und wohlklingendsten, und (namentlich durch die Fähigkeit des Zeitworts für Zusammensetzungen) dem kühnsten Gedankenflug folgend, während ihre Laute den Schrei der Thiere, das Murmeln des Baches, den Hauch der Winde ꝛc. nachahmen können; für den Reim ist sie durch den Reichthum ihrer Bezeichnungen besonders geeignet: sie hat z. B. zur Bezeichnung des Honigs 80, des Löwen 500, des Schwertes 1000 Wörter. Die beiden Hauptmundarten waren zu Muhammed's Zeiten das Himyaritische und das Koreïschitische. — Die arabische Poesie ist leben- und ausdrucksvoll, voll glühender Leidenschaft und überschwänglicher Bilder, durchzogen von Parabeln, Räthseln und Sinnsprüchen. Der berühmteste arabische Volksdichter im 6. Jahrhundert war Antar (zugleich Krieger und Hirt), der die Sitten seiner Volksgenossen naturgetreu schildert, so daß seine Gesänge noch jetzt in dem Munde des Volks leben. Schon in der Namengebung sind die Araber poetisch, besonders bei den weiblichen Namen: so heißt Sobeiha die Morgenröthe, Nedhiya die Süße, Zahira die Blume, Amina die Treue, Saida die Glückliche, Lokna die Perle, Kethira die Fruchtbare ꝛc.

In Betreff dieser seßhaften Araber führt die arabische Tradition verschiedene Reiche mit ihren Dynastieen auf. Die Namen der beiden ältesten,

um 2000 v. Chr. gestifteten Reiche sind 1. das himyaritische in Jemen, das sich bald in das Reich Saba und in das Reich Hadhramaut theilte, die aber beide um das Jahr 1072 v. Chr. sich wieder vereinigten und nach dem Jahre 1075 von Balkis, Hodhad's Tochter, beherrscht wurden, welches eben jene Königin von Saba seyn mag, die als Zeitgenossin Salomo's erscheint; 2. das Reich in Hedschas, worin die Nabatäer die herrschende Macht bildeten und aus dessen Innern sich der für die Folge so berühmte Stamm der (von Ismael stammenden) Koreïschiten herausbildete. — Aus dem ersten dieser beiden Reiche hatten unter Amru's Regierung 120 n. Ch. vier große Auswanderungen Statt, durch welche die Stiftung von drei neuen Reichen Hira in Irak am Euphrat, Gassan im Süden von Damaskus, und Kendah an der Gränze von Jemen und Hadhramaut veranlaßt wurde.

Die Profangeschichte läßt schon mit Nimrod arabische Horden nach Babylonien ziehen und führt in der Reihenfolge der babylonischen Könige sechs arabische auf; ebenso erwähnt sie bei der Gründung des assyrischen Reichs unter den Hülfsvölkern des Ninus Araber mit ihrem Fürsten Ariäus. — Aus Jemen sollen Araber Eroberungszüge nach Ägypten gemacht und unter dem Namen Hykfos (II. 4, 2.) Ägypten eine lange Zeit beherrscht —, dagegen der ägyptische König Sesostris sich einige arabische Stämme, jedoch nur vorübergehend unterworfen haben. — Nachdem das peträische Arabien eine kurze Zeit den assyrischen Königen Phul und Sanherib (im 8. Jahrh. v. Ch.) gehorcht hatte, findet man es nachher unabhängig im Bunde mit den Perserkönigen Cyrus und Cambyses. — Die Absichten Alexander's des Großen auf Arabien vereitelte sein Tod; unter seinen Nachfolgern machte Antigonus und sein Sohn Demetrius 312 v. Ch. einen unglücklichen Versuch auf Arabien, und die kleine Eroberung, die Antiochus 219 machte, war von kurzer Dauer. — Nach den abwechselnden Kämpfen dieser nördlichen Araber mit den Maccabäern warfen die Römer ihr beutesüchtiges Auge auf das blühende Reich von Peträa, doch weder Scaurus und Gabinius, noch Antonius und selbst Augustus richteten etwas gegen dieses Land aus; erst Trajan eroberte einen Theil von Nord-Arabien und streifte bis Khatif hinab. Seitdem verschwand die einst so prachtvolle Stadt Petra und wurde durch die Stadt Bostra (j. Bosra) ersetzt, welche nun Hauptsitz des Handels vom Euphrat und Tigris her wurde. — Nach Trajan's Tod machten sich die Araber wieder frei. Aurelian brach zwar die Macht der Nabatäer und führte Araber im Triumphzug auf; aber das Volk der Nabatäer blieb dennoch ununterworfen, da es sich von da an in die Wüste zurückzog.

Da nur das peträische Arabien öfters fremden Mächten, namentlich den Macedoniern und Römern, wiewohl seinem größten Theile nach nie auf lange Dauer erlag, die eigentliche Halbinsel aber bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. niemals von einem fremden Volke unterjocht wurde, so konnten sich auch die Sitten und Gebräuche der Einwohner so lange Zeit hindurch, ja zum Theil bis auf heute erhalten, und so stehen die Araber und Israels wunderbar erhaltenes Volk noch jetzt als „zwei Säulen mitten unter vermischten Trümmern anderer Nationen", lebende Zeugnisse von der Wahrhaftigkeit des Gottes, dessen Wort sie vor den Augen der ganzen Welt als untrüglich erweisen sollten. — Jene Unveränderlichkeit des Naturels gilt in hohem Grade von den nomadischen Arabern, besonders von denen, die in Hedschas und in den weiten Steppen zwischen Ägypten und dem Euphrat mit ihren Heerden umherziehen. Frei in der freien Natur lebend und gegen alle Beschwerden der

Witterung abgehärtet, mühsamen Erwerb durch Ackerbau und Gewerbe fliehend, nur Wechsel und Veränderung liebend, verachten sie die seßhaften Stämme als ein schwächeres, unedleres Geschlecht.

Bei überaus kühnem Muth und kriegerischem Feuer sind sie stark und ausdauernd, ernst und mäßig, gastfrei und großmüthig, offen selbst gegen den Feind, treu ihren Häuptern und ihren Freunden, wie überhaupt dem gegebenen Wort, geneigt zu häuslicher Abgeschlossenheit, nicht ohne tieferes Gefühl gegen das Weib, begeistert für Dichtkunst und Gesang. Dagegen sind sie als Beleidigte rachsüchtig, wie denn Rache und Eifersucht die Quelle häufiger Fehden unter diesen Stämmen ist. — Dem Äußern nach sind sie — bei einer schmächtigen Natur und bald heller, bald dunkler Hautfarbe — von edler schöner Bildung, aber nicht gerade schönen Gesichtszügen, doch mit Augen, die unter der schwarzen Braue mit einem bei uns ungekannten Feuer funkeln. — Auch die seßhaften Araber sind von lebhaftem Character, haben viel Verstand, Scharfsinn und Witz, sind reich an Wortspielen und besitzen bei allem Stolz, besonders gegen Fremde, eine große Anmuth im Benehmen, wie in der Unterhaltung: nur sind sie heutzutage in den großen Handels- und Verkehrsorten durch Gewinnsucht entartet, so daß ihnen Betrug und Meineid kaum mehr als Verbrechen gilt.

Von der Religion der alten Araber sind nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Die Urreligion der Araber scheint ein bei den Joktaniten noch vom Semiten Eber und bei den Ismaeliten noch von Abraham herrührender, zwar getrübter, aber von grobem Götzendienst freier Glaube an Einen Gott gewesen zu sein, bis auch bei ihm der grobe Götzendienst sich ausbildete und die alte, einfachere Religion in Vielgötterei ausartete. Im Süden verehrte man den Sonnengott Sabis, mit dem der Sabäismus oder der Sterndienst der Sabäer scheint zusammengehangen zu haben. Frühe drang auch der Parsismus und das Judenthum ein, wozu denn späterhin das Christenthum kam, das im Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. durch einen äthiopischen Fürsten (Aizana, König von Habesch), der einen Theil von Jemen eroberte, dahin gebracht wurde.

Die Juden, die sich schon in den ältesten Zeiten in Arabien niedergelassen hatten, gehörten zum Stamm Ben Korayta oder den Koraïten; sie kamen nach der Eroberung Jerusalems durch Nebucadnezar nach Medina, und wurden von da nach Sana verpflanzt, wo noch Nachkommen von ihnen vorhanden sind. Späterhin kamen talmudistische Juden, die sich überall hin verbreiteten; nur in den nördlichen Gegenden finden sich keine mehr.

Der aus dem Naturdienst herrührende Aberglaube der Araber widmete besonders gewissen vom Himmel gefallenen (Meteor-) Steinen, als Symbolen geheim wirkender Wunderkräfte, eine abgöttische Verehrung, und besonders wurde seit unvordenklicher Zeit zu Mekka ein schwarzer, viereckiger Stein, genannt Kaaba, der in einem gleichfalls so benannten Tempel aufbewahrt wird, so heilig gehalten, daß von jeher alle Araber zu ihm wallfahrteten, um ihn zu sehen und sich durch Berührung desselben von Sünden oder Krankheiten zu reinigen.

Zuerst hatten lange Zeit hindurch die Ismaeliten die Aufsicht über die heilige Kaaba sammt der Herrschaft über Mekka. Daraus wurden sie durch die Dschoramiten, einen Zweig der Joktaniten, verdrängt. Darauf rissen die Khuzaiten die Aufsicht und Herrschaft an sich, und sie besonders beförderten den Götzendienst daselbst so, daß man zuletzt an 300 Götzenbilder in

der Kaaba zählte. In der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. setzte sich wieder ein ismaelitischer Stamm, die Koreïschiten, in den Besitz der Kaaba und folglich der Herrschaft von Mekka. Da die Kaaba allen Arabern heilig und die jährliche Wallfahrt dahin dadurch geschützt war, daß vier Monate im Jahre aller Krieg ruhen mußte, so gewährte die Verehrung der Kaaba ein Vereinigungsmittel für die so sehr zerstreuten und durch Eifersucht geschiedenen Stämme, zumal auch eine große Handelsmesse, wobei auch Dichterwettkämpfe vorkamen, damit verbunden war. Dieser und anderer heidnischer Aberglaube, verbunden mit den verkehrten Begriffen des talmudistischen Judenthums und den Lehren eines verdorbenen, größtentheils arianischen Christenthums gab zusammen ein höchst buntes Religionsgemische, das die Geister in die unklarste Gährung versetzte und sie sittlich und politisch noch tiefer spaltete, als sie es vorher schon waren, so daß es den Neupersern unter Kosru I 574 n. Chr. leicht wurde, Arabien zu erobern und es eine Zeit lang als Provinz zu behandeln.

3. Muhammed, der Stifter des Islam. Die Glaubens- und Sittenlehre des Koran. Der Cultus.

Noch standen die Araber, wenigstens dem Scheine nach, unter einem persischen Statthalter, als im Jahre 611 aus dem Stamme der die Kaaba erblich hütenden Koreïschiten, und zwar aus der Familie Haschem's, **Muhammed** (auch Mohammed) als vorgeblicher Prophet aufstand und durch Aufstellung eines monotheistischen Nationalcultus die bis dahin nur in meist unverbundenen Stämmen lebenden und durch so entgegengesetzte Religionsbegriffe gespaltenen Araber nicht nur zu einem eigentlichen Volk, sondern sogar zu einem welterobernden machte, an welchem, ungeachtet seiner mehr Verderben, als Heil, mehr Tod, als Leben bringenden Eigenschaften, doch jedenfalls die in 1. Mos. 17, 20 ihm gelobten leiblichen Segnungen nicht zu verkennen, ja selbst manche sittliche Vorzüge wenigstens als ein Legat zu betrachten sind, das der Urstammvater Abraham von dem Erbe Isaak's, des „Sohnes der Gnade", diesem seinem „Sohne der Natur" hinterließ.

Abul Kasem Ebn Abdallah, genannt **Muhammed** d. i. der Ruhmwürdige, wurde (wie man jetzt annimmt) den 20. April 571 zu Mekka geboren. Schon in seinem ersten Jahre verlor er seinen Vater, den Haschemiten Abdallah, der ein Handelsmann war, und als in seinem 6. Jahre seine fromme Mutter Amina (auch Emina) starb, die ihm nichts als ein Haus, eine alte Sclavin und 5 Kameele hinterlassen konnte, kam er unter die Aufsicht seines Oheims Abu-Taleb, des Aufsehers der heiligen Kaaba, der ihn zur Handelschaft erzog und ihn frühe mit seinen Karawanen auf Handelsreisen nach Syrien und Südarabien schickte. Auf einer dieser Reisen soll er zu Bassora (Basra oder Bosra) in Irak-Arabi von einem christlichen Mönch, dem Griechen Sergius, mit dem Christenthum bekannt gemacht und ihm von diesem Manne eine hohe Bestimmung geweissagt worden sein. — In seinem 14. Jahre half er in der Reihe der Koreïschiten die ihnen anvertraute Kaaba vertheidigen; in seinem 20. Jahre trieb er theils auf seine eigne, theils auf fremde Rechnung Handelsgeschäfte und heirathete in seinem 25. Jahre als ein anerkannt schöner Mann die reiche 40jäh-

rige Kaufmannswittwe Chabidscha (Chadidja) aus Bassora, deren Geschäfte er geführt hatte. Denn so wie Muhammed von seiner Mutter treffliche Geistesgaben und eine einnehmende Beredsamkeit geerbt hatte, so war seine vollkommene männliche Schönheit ein väterliches Erbtheil. „Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbrauen, eine Adlernase; ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen, ein nerviger Bau, nicht allzugroß —, das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf." (Löbell.)

Durch diese Heirath bekam er Muße, in Mekka neben dem Handelsbetrieb auch der Dichtkunst, für die er viel Talent hatte, sowie überhaupt tiefsinnigen Betrachtungen über göttliche Dinge und frommen ascetischen Übungen zu leben. Zu diesem Zwecke zog er sich oft in die Einsamkeit zurück, einmal einen ganzen Monat lang in eine Höhle, auf dem Berge Hera oder Hara (bei Mecca), um sich dort den Eingebungen seines ekstatisch erregten Geistes hinzugeben. Denn es ist bei der Beurtheilung seines Wesens nicht außer Acht zu lassen, daß er, ungeachtet seiner übrigen Gesundheit, schon seit früher Jugend mit Nervenzufällen behaftet war, — ein Umstand, der, verbunden mit seinem zu einem schwärmerischen Phantasieleben geneigten Gemüthe die Visionen, die er hatte, so wie die feste Überzeugung von seiner göttlichen Sendung, die er behauptete, erklärlich macht, so daß man nicht nöthig hat, ihn in die Klasse absichtlicher und sich durchaus klar bewußter Betrüger zu setzen; wiewohl immerhin zugegeben werden muß, daß er in seinen ekstatischen Zuständen dem verborgenen Einfluß einer trügerischen Macht hingegeben war, die seinem aus Christenthum und Judenthum gemischten Religionssystem jenes dritte höchst phantastische Element beimischte, durch welches seine Lehre, ungeachtet sie nicht ohne sittigenden Einfluß auf sein Volk blieb, doch in so hohem Grade seelengefährlich und der vollen Wahrheit, die nur im Christenthum liegt, im Wege stehend ist.

Der Gedanke, sein Volk aus den Fesseln des Götzendienstes zu befreien und durch den Glauben an Einen Gott die von ihm nichts weniger als in ihrer Tiefe erfaßte Urreligion seines Stammvaters Abraham wieder herzustellen, war das Ergebniß seiner unvollkommenen, höchst oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Judenthum und Christenthum, die er beide nicht aus ihren Quellen, den heiligen Schriften A. und N. T., sondern nur in ihrer Ausartung kennen gelernt hatte. Nachdem ihm im 40. Jahre seines Lebens „in der Nacht des göttlichen Rathschlusses vom 23. auf den 24. Ramahdan" (d. i. des Fastenmonats, im J. 611 n. Ch.) der „Erzengel Gabriel seine Berufung zum Propheten Gottes verkündigt" hatte, trat er mit einer Reihe von sogenannten Offenbarungen hervor, aus welchen sich ihm der Islam (zu deutsch: Hingebung, nämlich in Gottes Willen) als ein Gemische von jüdisch-christlichen, parsisch-magischen und anderen, aus seiner eigenen Vernunft und Phantasie geschöpften Lehren entwickelte, die er zuerst in einzelnen Liedern aufzeichnete. Späterhin wurden diese Aufzeichnungen durch seinen nachmaligen Schwiegervater Abu-Bekr in eine Sammlung gebracht, die man den **Koran** nennt, der in 114 unter sich wenig zusammenhängenden Suren (Stufen oder Kapitel) getheilt, die Glaubenslehre, die Sittenlehre, die Ceremonialverordnungen und die bürgerlichen Rechtsgrundsätze enthält und somit nicht bloß Religionsbuch, sondern auch zugleich bürgerliches Gesetzbuch für die Moslemin, d. i. Gott-Ergebenen (Muselmänner oder Gläubigen) ist.

Als Glaubenslehre (Iman) enthält der Koran an der Spitze seiner Dogmen den Satz: „Es giebt keinen Gott als Allah, und Muhammed ist Allah's Prophet!" (La Illa illa Allah we Muhammed Resul Allah!) und daher ist jeder Götzendienst, insbesondere der Sterndienst und der Polytheismus streng verpönt.

Allah hat sich von Anfang durch viele tausend Propheten geoffenbart, unter welchen sechs zugleich Gesetzgeber oder Religionsstifter waren, nämlich Adam, Noah, Abraham, Moses Jesus und als der letzte und größte Muhammed, der in einer seiner Visionen auf einem geflügelten Roß nach dem Tempel zu Jerusalem und von da durch die sieben Himmel hindurch „zum Throne Gottes entrückt und dort von den frühern Propheten, so wie von allen Engeln als der geliebteste Prophet und von Gott selbst für den Edelsten aller Erschaffenen erklärt ward."

Dieser Gott Muhammed's nun ist ein einiges, unveränderliches, unsichtbares Wesen, das als Schöpfer der sichtbaren Welt durch kein Bild, noch sichtbares Zeichen dargestellt werden darf. — Ungeachtet ihm unter andern erhabenen Eigenschaften auch die Güte und Gerechtigkeit zugeschrieben wird, so ist er eben doch nicht der persönliche Gott Abraham's, sondern nur ein abstracter, unlebendiger Gottesbegriff, ohne die wahre Gerechtigkeit, welche die Sünde in ihrem tiefsten Grunde hasset, und ohne die wahre Liebe, die sich auch des ärmsten Sünders erbarmt und ihn durch Hingabe ihrer selbst erlöset und rettet. Es ist der Gott der unerleuchteten Vernunft, bei welchem der Mensch, ungeachtet der schwärmerischesten Verehrung gegen ihn, doch in seinem Innern ungeändert und ungeheiligt bleibt, und, mit Beziehung auf die von Muhammed genährte Vorstellung von einem höchst sinnlichen Paradies, ungescheut den Lüsten des alten Menschen dienen kann und darf, wenn diese nur auf dem vom äußern Gesetz erlaubten Wege befriedigt werden.

Mit dem von Muhammed gepredigten Glauben an ein Leben nach dem Tode und an ein jüngstes Gericht hängt nämlich die Darstellung seines Himmels und seiner Hölle zusammen, von denen jener, wie diese sieben Stufen oder Kreise hat. Der fromme Muselmann wird in dem mit aller sinnlichen Pracht und Lust ausgestatteten Paradiese, das über dem siebenten Himmel liegt, mit unermeßlichen Schätzen, prächtigen Kleidern und Pferden, ausgesuchten Speisen und Getränken, insbesondere aber mit dem Genusse sinnlicher Liebe erfreut, und nicht nur von 80,000 Knechten (denn auch die Knechtschaft wird auf Erden zugelassen und im Himmel verewigt), sondern auch von überaus schönen Jünglingen und Jungfrauen, den schwarzäugigen Houris, bedient, indeß der Umgang mit den Weisen der Vorzeit und das Anschauen Gottes als höchste geistige Belohnung in Aussicht gestellt ist. — So ausgesucht sinnlich die Freuden des Himmels sind, so abschreckend gräßlich sind die Qualen der Hölle geschildert, die in der untersten Stufe die Religionsheuchler, in der zweiten die groben Götzendiener, in der dritten die Magier, in der vierten die Sternanbeter, in der fünften die Juden, in der sechsten die Christen, als ewig verdammt, in der siebenten die gottlosen Muhammedaner 900 bis 9000 Jahre lang bis zu ihrer völligen Reinigung einschließt.

Der diesem Gott beigelegte unbedingte Rathschluß, durch welchen eines jeden Menschen Schicksal und Ausgang, selbst seine sittliche Beschaffenheit unveränderlich vorherbestimmt ist, läßt, wenn er auch eine sittliche Zurechnung nicht ganz ausschließt, doch keine freie Willensbestimmung zu.

Daher kommt es, daß der daraus fließende Fatalismus oder Glaube an diese unabänderliche Nothwendigkeit einerseits zwar den Muth bis zur Todesverachtung steigert, anderseits aber das Gemüth bis zur gänzlichen Apathie oder empfindungslosen Unthätigkeit in Gefahren herabstimmt und beim Mangel eines eigentlichen Heilswegs das Streben nach sittlicher, geistiger und bürgerlicher Vollkommenheit hemmt.

Die Sittenlehre des Koran stimmt zwar zum Theil mit alt- und neutestamentalischen Lehren überein, die er nur in einer reichen Bildersprache vorträgt: sie hebt namentlich unter den Pflichten gegen Gott die des unbedingten Vertrauens und des Dankes, unter den Pflichten gegen die Menschen die der Gerechtigkeit, der Treue bei gegebenem Wort, der Wahrheit, der Milde, der Wohlthätigkeit und der Geduld stark hervor, und gebietet überhaupt strengste Beherrschung der Leidenschaften, — gestattet aber die Vielweiberei, die, obgleich auf vier Frauen beschränkt, doch das schon im Fatalismus obenangedeutete Hinderniß für eine höhere Entwicklung nur noch mehr verstärkt. Da überhaupt der Islam die höhere Selbstverläugnung nicht kennt, und unter den Tugenden, die er fordert, die Demuth keinen Platz hat, im Gegentheil Stolz und Eigendünkel der Geist ist, den er athmet und fördert, so konnte es nicht anders kommen, als daß er seine Bekenner nur zu bald auf jene kahlen Höhen des Despotismus führte, auf denen alle wahre Herzens- und Geistesbildung vollkommen erstarrt.

Dadurch, daß Muhammed seine Lehre als den Inbegriff aller Bildung angesehen wissen wollte, hat er auch alle wissenschaftliche Entwicklung, — und dadurch, daß er zur Verhütung der Abgötterei verbot, irgend ein lebendiges Wesen im Bilde darzustellen, hat er auch die Kunstentwicklung bei seinem Volke unmöglich gemacht. Daß seine Anhänger nachher in den eroberten Reichen auch nach den Genüssen der Wissenschaft lüstern wurden und in einzelnen Zweigen Vieles leisteten, „geschah (nach A. W. v. Schlegel) gleichsam hinter dem Rücken des Propheten und die denkenden Köpfe unter den Arabern müssen aus dem Gesichtspuncte des Koran als Freigeister betrachtet werden." — Die Willenskraft in Muhammed zur Beherrschung seiner Leidenschaften, insbesondere seines Zorns, wozu er von Natur sehr geneigt, war allerdings groß, reichte aber doch zur Bekämpfung seiner Fleischeslust nicht aus, da er nicht nur seinen Gläubigen vier Frauen gestattete, sondern selber deren eilf, theils nach-, theils nebeneinander hatte, indem er behauptete, hierin von Gott unumschränkte Freiheit erhalten zu haben.

Unter den Ceremonialgesetzen verordnet der Koran die Beschneidung, das Gebet zu fünf bestimmten Zeiten des Tages mit nach Mekka gewandtem Gesicht, das Hersagen der 100 Namen und 99 Eigenschaften Gottes mit Hülfe des Rosenkranzes, den freitäglichen Ruhetag, das Fasten im Monat Ramahdan, vielfache Reinigungen durch Wasser, Wallfahrten zur Kaaba nach Mekka (jeder Muselmann wenigstens einmal in seinem Leben), vieles Almosengeben, wenigstens bis zum Betrag des Zehnten vom Einkommen; dazu strenges Verbot des Genusses von Wein, Schweinefleisch und Blut.

Der Islam kennt keinen eigentlichen geschlossenen Priesterstand, sondern nur den Stand der Gesetzausleger und Gesetzlehrer, welche zugleich die strenge Beobachtung des Korans überwachen und zur Auslegung auch die mündliche Tradition

(die Sunna) zu Hülfe nehmen. An der Spitze dieser Geistlichen oder Uleman's steht der Mufti. — Da der Koran zugleich bürgerliches Gesetzbuch ist, so enthält er auch die auf die bürgerlichen Vergehen und Verbrechen gesetzten Strafen, denen in der Regel das Wiedervergeltungsrecht zum Grunde liegt; nur Ehebruch wird mit dem Tod, Diebstahl mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft.

Mit dem Koran entstand auch die arabische Büchersprache, in der er verfaßt ist. Ursprünglich gab es in Arabien zwei Hauptmundarten, die himyraitische in Jemen und die koreïschitische in Hedschas, besonders in und um Mekka. Die letztere wurde durch Muhammed und seine nächsten Nachfolger — mittelst Beimischung von abyssinischen, indischen, persischen, syrischen, hebräischen und chaldäischen Wörtern (die nach Bruce darin enthalten sind), besonders durch nachmalige Aufstellung grammatischer, namentlich der griechischen Sprache nachgebildeter Regeln, — zur Abfassung des Korans verwendet und dadurch zur Büchersprache erhoben, welche selbst geborene Araber in den Schulen erlernen müssen und die unter dem Namen „gelehrtes Arabisch" bekannt ist. (S. Berghaus: die Völker des Erdballs.) Das Neu-Arabische ist zwar verschieden davon, hat aber nach Materie und Form die Sprache des Koran zur Grundlage.

Ernest Renan, ein Franzose, stellt, gestützt auf die neuesten Forschungen den Stifter des Islam in ein hie und da abweichendes Licht, indem er ihm fast alle Orginalität abspricht. Er weis't nach, daß das Legendenhafte, womit Muhammeds Leben und Wirken umgeben wird, nur zu m geringsten Theil den ursprünglichen arabischen Quellen angehöre, sondern meist in Persien entstanden wäre, das sich mitten im Schooße des Islam seine eigene Mythologie und Philosophie schuf. Die Araber, als semitischen Ursprungs, waren vor Muhammed eine skeptische, aller Mythologie abgeneigte Nation. Auch Muhammed sei nichts weniger als ein enthusiastischer, träumerischer Prophet, vielmehr ein heller, gewandter, reflectirender, politischer Kopf und bei einem mehr weichen und sanftem Gemüth keineswegs von großer Kühnheit gewesen. Die eigentliche Energie bei der Gründung dieser Religion habe der leidenschaftliche Omar bewährt, von dem auch vorzüglich das Prinzip der Eroberung herrühre, demgemäß die ganze Welt dem Islam unterworfen werden müsse. Anfangs sei Muhammed allerdings vom Enthusiasmus ergriffen gewesen, der aber nachher politischen Reflexionen Platz gemacht habe. Nur seine nächsten Anhänger seien tiefer in seinen Glauben eingegangen; die ganze übrige arabische Welt sei im alten Glauben geblieben und habe sich nur formell der neuen Lehre gefügt; daher nach seinem Tode der massenhafte Abfall und das Auftreten zahlreicher Propheten. Der heftigste Kampf sei im [illegible] eigentlichen Anhänger ausgebrochen, indem die reichen Mekkaner unter ihrem Führer Abu-Sofgan nur aus Klugheit die neue Religionsform angenommen hätten. Im ganzen ersten Jahrhundert habe dieser innere Kampf zwischen der Partei Omar's und der Partei Sofgan's gedauert; die wahren Väter des Islams hätten sich auf den Umkreis der Kaaba beschränkt, bis endlich auch dieses Heiligthum der freigeisterischen Partei erlegen sei.

Die Schöpfung des Islam sei überhaupt nicht gleich fertig aus Muhammeds Haupt hervorgegangen, sondern sie sei der Abschluß einer vorange gangenen Entwicklung gewesen. Muhammed sei auch nicht der Begründer der arabischen Bildung und Literatur, sondern vielmehr der Vertilger der vorausgegangenen Culturperiode Arabiens. Muhammed sei seiner Zeit nachgefolgt, nicht ihr vorangeschritten. — Selbst in Betreff des Dogmatischen in seiner Religion sei er kein schöpferischer Geist gewesen, welche nur einen dürftigen, rein verstandesmäßigen Gehalt habe und über die Gränzen des natürlichen Menschen nicht hinausgehe. Daraus folge, daß Muhammed in Religion und Politik wesentlich nichts Neues erfunden, sondern nur dem, was schon allgemeine Tendenz der Zeit war, einen thatkräftigen und erfolgreichen Ausdruck gegeben habe. — Obige Momente sind allerdings richtig und als der geschichtliche Kern der muhammedanischen Religion anzusehen. Allein die Bemerkung, daß Muhammed nichts Neues

erfunden, sondern Vorgefundenes nur deutlicher ausgesprochen und durchgeführt habe, leidet auch auf andere reformatorische Geister Anwendung, welche schließlich nur zusammengefaßt und mit Bestimmtheit und Entschiedenheit ausgesprochen haben, was schon in ihrer Zeit gelegen war, und die darum doch nicht mit Unrecht die ganze Richtung mit ihrem Namen besiegelt haben. Und so bleibt denn doch diesem Pseudoreformator nach, wie vor seine Stelle.

4. Verbreitung des Islam. Die Hedschra oder Muhammed's Flucht von Mekka nach Medina. Beginn des heiligen Kriegs. Sieg über die Koreïschiten bei Bedr. Muhammed in Mekka und Herr von Arabien. Sein Tod.

Da Muhammed lehrte, daß sein Glaube über die ganze Erde verbreitet werden müsse und daß gegen die Ungläubigen, die den Islam anzunehmen oder Zins zu zahlen sich weigerten, der heilige Krieg (genannt „Weg Gottes") ein verdienstliches Werk und eine der ersten Pflichten sei, der Tod in der Schlacht für Gottes Sache aber Sündenvergebung bewirke: so war damit die gewaltsame Ausbreitung des muhammedanischen Glaubens sanctionirt und die fleischliche Waffe des Schwertes das Mittel, alles Widerstrebende unter den Gehorsam gegen den Propheten und sein Wort zu beugen. Der Anfang dazu wurde noch bei Lebzeiten des Propheten gemacht.

Nachdem nämlich Muhammed für seine Lehre zuerst einen Theil seiner Verwandten und Freunde (zunächst z. B. seine Frau Chadidscha und deren Vetter Waraka (Werka), welcher aus einem Götzendiener zuerst Jude, dann Christ geworden war und vom neuen Testament Einiges in's Arabische übersetzt hatte; dann seinen 12jährigen Neffen Ali, seinen Sclaven Zeïd, seinen nachherigen Schwiegervater Abu-Bekr, seinen Freund Osman oder Othman) gewonnen und am Ende des dritten Jahres sein Anhang die Zahl 40 erreicht hatte, trat er öffentlich vor den Koreïschiten als Prophet auf, fand aber anfangs nur Spott und Verfolgung, so daß ihn sein Oheim Abu-Taleb, an der Spitze der übrigen Haschemiten, in Schutz nehmen mußte. Dafür thaten die übrigen Koreïschiten das ganze Geschlecht Haschem's in Bann. Ein Theil seiner Anhänger floh nach Abyssinien; er selbst entgieng mit Noth einigen Mordanschlägen, und als sein Oheim und seine Gattin Chadidscha (im 10. Jahre seiner Sendung) starben, mußte er sogar Mekka meiden und fand erst dann wieder Aufnahme, als ein angesehener Mann ihn in Schutz nahm. (In dieser bedrängten Zeit soll er die oben angegebene Vision gehabt haben.)

Unterdeß verbreitete sich seine Lehre nach Medina und fand dort leichtere Aufnahme, weil die Einwohner dieser Stadt von jeher auf Mekka's Handel eifersüchtig waren. Von ihnen eingeladen, siedelten sich daher viele Anhänger Muhammed's, um den Verfolgungen zu entgehen, aus Mekka nach Medina über; nur Muhammed glaubte nicht weichen zu dürfen. Da verpflichtete Abu-Sofian, Abu-Taleb's Nachfolger in der Aufsicht über die Kaaba und Haupt des koreïschitischen Geschlechts Ommaija, je ein Glied aus jeder koreïschitischen Familie durch einen Eid, den Propheten zu morden; und schon hatten die

Verschworenen in einer Nacht sein Haus umzingelt: aber Muhammed entkam mit Ali's Hülfe durch eine List und floh, von den Nachsetzenden vergebens verfolgt, am 13. September 622 von Mekka nach Medina. Da diese mit mancherlei Wundern ausgeschmückte Flucht des Propheten, Hegira (Hedschra) genannt, die Veranlassung zur weitern Ausbreitung des Islam wurde, so beginnt mit ihr die muhammedanische Zeitrechnung, jedoch nicht mit jenem Tage, sondern mit dem Anfang des Jahres, in welchem die Flucht Statt hatte, also, weil man nach Mondenjahren zählte, mit dem 15/16. Juli 622 n. Chr.

Unter Anderm wird erzählt, daß, als er auf dieser Flucht mit seinem Begleiter Abu-Bekr drei Tage lang in einer Höhle sich verborgen gehalten hatte, eine Spinne ihr Gewebe und Tauben ihr Nest vor dem Eingange der Höhle gebaut und dadurch die Verfolger abgehalten hätten, den Ort zu untersuchen. Dabei habe Muhammed den an der Rettung verzagenden Abu-Bekr durch den Spruch getröstet: „Du glaubst, wir beide seien allein hier; aber wisse, daß noch ein Dritter, Gott, bei uns ist, und uns gegen unsere Feinde schützt."

Nachdem sich in Medina sein Anhang gemehrt und durch eine Verbrüderung gefestigt hatte, (wobei jedoch sein Versuch, die Juden durch Anbequemung zu gewinnen, scheiterte), begann Muhammed die gewaltsame Ausbreitung seiner Lehre zunächst durch eine Stammfehde gegen die Koreïschiten, deren Handel er durch Anfälle auf ihre Carawanen störte. Die reiche Beute, welche dieser Raubkrieg eintrug, führte ihm einige andere arabische Stämme als Bundesgenossen zu, und ein mit ihrer Hülfe errungener größerer Sieg über die Koreïschiten bei Bedr 624, so wie ein Sieg über einen jüdischen Stamm in der Nähe von Medina, vermehrte sein Ansehen so, daß ihm selbst eine Niederlage, die ihm die Koreïschiten am Berge Ohud beibrachten, nicht schadete. Nachdem er in Medina mit 3000 seiner Anhänger eine Belagerung von 10,000 Koreïschiten glücklich ausgehalten und dann einen mit denselben verbundenen jüdischen Stamm ausgerottet hatte, unternahm er zur Hebung der moralischen Kraft seiner Anhänger während des heiligen Fastenmonds mit 700 Begleitern eine Wallfahrt nach Mekka, kam, aller feindlichen Hindernisse ungeachtet, bis in die Nähe der Stadt und brachte es durch diesen kühnen Schritt dahin, daß die Koreïschiten, nur um ihn vom Eintritt in die Stadt abzuhalten, einen 10jährigen Waffenstillstand (628) mit ihm schloßen und ihm für's nächste Jahr auf drei Tage den Besuch der Kaaba gestatteten. Von jetzt an seiner ärgsten Feinde entledigt, konnte er um so ungehinderter das Banner der Bekehrung selbst unter den Koreïschiten entfalten und durch täglich sich stärkende Macht als Eroberer auftreten.

Nachdem er durch seinen alten tapfern Abu-Bekr und den kriegerischen Koreïschiten Omar einen mächtigen Judenstaat durch Zertrümmerung der Veste Cheïbar zinsbar gemacht hatte, wagte er es bereits, die Herrscher benachbarter Reiche durch Bekehrungsschreiben zur Annahme des Islam aufzufordern. Der byzantinische Kaiser Heraklius, der Exarch von Ägypten und der König von Abyssinien schickten seine Gesandten mit höflicher Ablehnung zurück; der König von Persien, Kosru II, aber zerriß im Zorn das Schreiben des Propheten, und der König Amru von Gassan (ein Vasall des byzantinischen

Kaisers) ließ seine Gesandten hinrichten. Jenen, den Perser, begnügte sich der Prophet zu verfluchen, gegen diesen, den Gassaniten, sandte er unter Anführung Zeïd's 3000 Moslim aus, ohne jedoch etwas auszurichten.

Obgleich sie auf einen zehnfach stärkeren Feind stießen, griffen sie ihn doch bei Muta (drei Tagereisen von Jerusalem) mit der Wuth der Begeisterung an, verloren aber nicht nur ihren Führer Zeïd, sondern auch noch zwei andere tapfere Führer (von denen Jaafar die heilige Fahne sogar, nachdem ihm beide Arme abgehauen worden waren, noch mit den beiden Stumpfen so lange trug, bis er an 50 Wunden verblutete), und sie würden alle untergegangen sein, wenn nicht der tapfere Kaled, den Muhammed nachher nur „das Schwert Gottes" nannte, den Rest der Schaar durch einen wohlgeordneten Rückzug gerettet hätte.

Als hierauf, vielleicht durch diesen Unfall ermuthigt, die Koreïschiten den Waffenstillstand brachen, überfiel unvermuthet Muhammed mit 10,000 M. die Stadt Mekka, brachte sie den 11. Jan. 630 ohne Schwertstreich in seine Hände und wurde nun von ihr als Herrscher und Prophet anerkannt. Nachdem er die Kaaba von allen Götzenbildern gereinigt, erklärte er Mekka für eine heilige Stadt und machte sie dadurch zum Mittelpunct der ganzen muhammedanischen Welt.

Erschreckt dadurch, verbanden sich nun mehrere Stämme in Hedschas, um seine Macht zu brechen; allein ein großer Sieg, den er drei Stunden von Mekka über sie erfocht, brachte viele Stämme auf seine Seite, und die nicht freiwillig kamen, wurden bald mit Gewalt unterworfen, bis er im J. 632 Herr von fast ganz Arabien und der Islam das Bekenntniß fast aller Araber war. Schon hatte er den Plan entworfen, seine Bekehrungswaffen auch außerhalb Arabien zu tragen, als er nach der Rückkehr von einer großen, mit 90,000 Gläubigen unternommenen Wallfahrt nach Mekka (wobei er viele neue Lehrvorschriften, darunter das Verbot der Blutrache, gegeben hatte) zu Medina plötzlich erkrankte und am 17. Juni 632 mit den Worten starb: Auf! zu den höchsten Gefährten im Paradies!

Muhammed selbst schrieb seine Krankheit der Wirkung eines Giftes zu, das ihm eine Jüdin zu Chaïbar aus Rache beigebracht habe. Ungeachtet seiner hohen Stellung hatte doch Muhammed in seinem Leben stets die höchste Einfachkeit eines patriarchalischen Stammhäuptlings beobachtet, hatte z. B. nur grobes Tuch zur Kleidung, Datteln und Gerstenbrod, Milch und Wasser zur Nahrung gewählt, sich immer selbst seine täglichen Bedürfnisse befriedigt, oft sogar seine Kleider selbst geflickt, seine Stube gekehrt, seine Speise zubereitet. Und so wollte er denn auch in seinen letzten Tagen noch ein Beispiel der Sittenstrenge geben und zugleich noch Alles thun, um sich das Paradies zu verdienen, indem er von seinen Vertrauten sich den Rücken blutig geißeln ließ, allen Armen in und um Medina reiches Almosen gab und allen seinen Knechten die Freiheit schenkte. Dabei ermahnte er in der Moschee, wohin er sich öfters zum Gebet tragen ließ, das Volk zur Ausdauer im Glauben, und bat Alle, die er etwa beleidigt, um Vergebung. — Als er in den Armen seiner (dritten) Gemahlin Ajidscha, Abu-Bekr's Tochter, gestorben war, entstand über die Bestattung seiner Leiche zwischen den Städten Mekka und Medina ein Streit, den man endlich dahin schlichtete, daß er da bestattet wurde, wo sein Sterbelager war, also in seinem Hause, das unmittelbar an die von ihm gebaute Moschee stieß, so daß, als nachher dieselbe vergrößert wurde, sein Grab von der Moschee umschlossen ist.

5. Streit über die Nachfolge. Der Chalif Abu-Bekr. Bekämpfung der Empörung in Arabien. Kaled. Beginn der auswärtigen Eroberungen des Islam in Syrien und am Euphrat. Tod Abu-Bekr's. Der Chalif Omar. Die Eroberung Syriens, Palästina's und Aegyptens. Amru. Die Kopten. Der Feldzug gegen Persien. Sturz des Sassanidenthrons. Tod Omar's.

Da Muhammed keine Söhne hinterlassen (es waren ihrer vier schon vor ihm gestorben), auch keinen Nachfolger ernannt, sondern nur im Allgemeinen seinen Schwiegersohn Ali, den Gatten seiner aus erster Ehe vorhandenen Tochter Fatime, und seinen Schwiegervater Abu-Bekr empfohlen hatte, so fielen nicht nur gleich verschiedene Stämme theils aus alter Eifersucht, theils aus Liebe zum alten Heidenthum ab, sondern es entstand auch selbst unter den treuen Moslemin Streit über die Nachfolge in der Herrschaft. Der eine Theil, darunter die Mediner, war für den frommbegeisterten, milden und edelgesinnten Ali, der andere Theil, darunter die Mekkaner und an ihrer Spitze die ränkesüchtige Wittwe Ajidscha und der rauhe Omar, für den allerdings besonneneren und erfahreneren, dabei schlaueren Abu-Bekr. Da das durch einen großen Abfall bedrohte Reich und Werk eine kräftige Stütze zu fordern schien, so fiel die Wahl eines Chalifa-ar-Raful-Allah d. i. Statthalter des Gesandten Gottes, (Chalifen, oder Nachfolgers des Propheten im geistlichen und bürgerlichen Richter- und Fürstenamte) auf Abu-Bekr, und selbst Ali, für den seine Partei schon das Schwert zu ziehen bereit war, huldigte ihm mit großer Selbstverläugnung.

Theils um den innern Gährungsstoff nach Außen abzuleiten, theils das Werk des Propheten weiter fortzuführen, rief Abu-Bekr die treuen Muselmänner zunächst zu dem von Muhammed schon beschlossenen Feldzug nach Syrien auf, um diese reiche Provinz des byzantinischen Reichs für den Islam zu erobern, und übertrug den Oberbefehl über dieses Heer dem Abu-Obeidah. Er selbst unternahm die Bekämpfung der empörten arabischen Stämme und, von eilf Anführern unterstützt, unterwarf er, besonders durch den tapfern, aber grausamen Kaled, in kurzer Zeit Arabien wieder dem Gesetze des Propheten.

Und jetzt begannen die Anhänger des Islam mit der ganzen Feuerkraft des ersten Glaubenseifers und eines durch ihn bis zum höchsten Fanatismus angespannten Willens den Sturmlauf auf die erschlaffte christliche und heidnische Welt des Orients und rasteten nicht eher, als bis sie in drei Welttheilen die Fahne des Propheten aufgepflanzt hatten.

Während noch der tapfere Oberfeldherr Abu-Obeidah in Syrien eindrang, ließ Abu-Bekr durch Kaled zwei arabische, aber unter persischer Hoheit stehende Gränzprovinzen, Irak und Hira am Euphrat, angreifen. Schon hatte Kaled, dieses rasende „Schwert Gottes“, durch einige glänzende Siege über die Perser das Reich des Chalifen bis an den Euphrat ausgedehnt, als Abu-Bekr ihn zurückrief, um ihn mit seiner ganzen Macht nach Syrien zu senden und dort dem von den Byzantinern aufgehaltenen Heere das Vordringen zu erleichtern. Eben als derselbe dem syrischen Krieg einen neuen Schwung gab,

starb der alte Abu-Bekr, zwei Jahre nach dem Antritt seines Chalifats, nachdem er die letzte Zeit seines Lebens vorzüglich der Sammlung des Korans gewidmet und noch vor seinem Tode den schon mit der Würde eines Iman (geistlichen Vorstehers) bekleideten und mit den Regierungsgeschäften vertrauten Omar zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Abu-Bekr hatte ein durchaus nüchternes, einfaches Leben geführt, so daß er selbst als Chalife noch sein Handels- und Hirtengeschäft forttrieb. Er verachtete die Eitelkeiten der Welt insbesondere den Reichthum, belohnte aus der Beute jeden verdienstvollen Muselmann, linderte die Noth der Armen, namentlich der Wittwen und Waisen und soll nur 5 Drachmen Privatvermögen hinterlassen haben. Dennoch war seine Religiosität nicht so aufrichtig wie die Ali's und Omar's.

Omar I, der sich zuerst den Titel Emir al Mumenin (Muminin), d. i. Fürst der Gläubigen, beilegte und den Diwan (höchsten Reichsrath) einsetzte, hatte als leidenschaftlicher Krieger und fanatischer Glaubensmann alle die Eigenschaften, die nöthig waren, um das junge Reich zu befestigen und seine Gränzen zu erweitern. Sein Erstes war, daß er den Kaled, nicht wegen der Grausamkeiten, die derselbe in Irak und Syrien begangen hatte, sondern aus persönlicher Feindschaft, vom Oberbefehl in Syrien entfernte. Denn dort hatte derselbe in Verbindung mit Abu-Obeidah bereits das reiche Damaskus, das feste Emesa (Hams), Baalbek (das alte Heliopolis), erstürmt, am Bache Yermuk (Hieromak), der südlich in den See Tiberias fließt, 80,000 tapfer sich wehrende Christen i. J. 636 vernichtet und bereits Jerusalem aufgefordert, entweder den Islam anzunehmen oder Zins zu zahlen. Vier Wochen lang vertheidigte sich die heilige Stadt auf's heldenmüthigste; aber Krankheiten und Hungersnoth schienen am Ende ihren Untergang herbeizuführen, — als Kaled's Abberufung und Omar's persönliche Erscheinung auf Fürbitte des milden Abu-Obeidah der Stadt die Übergabe (637) erleichterte.

Unter den, den Christen zu Jerusalem gewährten Bedingungen waren folgende: kein Einwohner sollte an Leben und Eigenthum oder an freier Religionsübung gekränkt werden; nur sollten die christlichen Kirchen hinfort kein Kreuz und keine Glocken mehr haben und der Zutritt in dieselben dem Muselmann freistehen, damit man sich überzeuge, es würden in den Christenversammlungen keine Pläne wider die Sicherheit geschmiedet; der Christ sollte keinen Turban und keine Waffen tragen, nicht auf Pferden, sondern nur auf Eseln und Mauleseln reiten, auch keinen Wein oder andere berauschende Getränke verkaufen dürfen; die arabische Sprache aber, als die der nunmehrigen Landesbeherrscher, sollte die herrschende sein; die christlichen Einwohner sollten jeden moslemischen Reisenden beherbergen und ihm auf Einen Tag kostenfrei Lebensmittel stellen; die Vor- und Zunamen der Christen sollten von denen der Muselmänner verschieden sein; in der Stadt und auf Reisen sollten sie Trauergewänder und einen ledernen Gürtel tragen. — An der Stelle, wo ehemals der salomonische Tempel stand, ließ Omar eine Moschee bauen, die noch jetzt für eine der heiligsten gilt. — Dem obigen Vertrage zuwider zerstörten, als Omar bald darauf nach Medina zurückkehrte und die übrige Eroberung Syriens seinem Feldherrn überließ, muhammedanische Fanatiker sämmtliche christlichen Kreuze und Bilder, ja vergriffen sich selbst an den Kirchen.

Hierauf kam die Reihe an die syrische Hauptstadt Antiochia, deren Vertheidigung Kaiser Heraklius selbst anordnete. Er hatte aber weder die Thatkraft, das zwieträchtige Volk der Syrer zur gemeinsamen Abwehr zu begeistern,

noch den Muth, sich an der Spitze des Heeres dem heranstürmenden Feinde entgegenzuwerfen, sondern verließ Syrien mit den prophetischen Worten: Vale, Syria, et ultimum Vale! Auch sein Sohn Constantin, der von Cäsarea aus, 40,000 Mann frischer Truppen herbeigeführt hatte, folgte dem zaghaften Vater kleinmüthig nach. Und sogleich öffnete Antiochia die Thore und ergab sich im Aug. 638 den Händen der Muselmänner, die aber „aus Furcht vor den Gefahren der Wollust und Schwelgerei" schon nach wenigen Tagen weiter zogen und nicht eher rasteten, als bis sie durch die Einnahme von Cäsarea, Sidon, Beirut, Joppe, Gaza und anderer wichtiger Städte die Eroberung von Syrien und Palästina im sechsten Jahre des Kriegs (639) vollendet und somit der Christenheit die einstige Wiege ihres Glaubens entrissen hatten.

Obgleich eine schwere Seuche dem muselmännischen Heere in Syrien 25,000 Mann, darunter manchen tapfern Führer, ja selbst den Abu-Obeidah und den Kaled, hinweggerafft hatte, so ließ sich Omar dadurch nicht schrecken, sondern theilte die arabische Heeresmacht und schickte den einen Theil zur Eroberung Persiens, den andern zur Eroberung Ägyptens ab.

Ägypten, ein griechisches Exarchat, war durch Religionsstreitigkeiten in sich gespalten. Die alten Landeseinwohner, die aus den Nachkommen der alten Ägyptier, aus eingewanderten Nubiern, Abyssiniern und Juden bestanden und die mittlern und untern Volksklassen ausmachten, wurden als monophysitische Häretiker (XIII. 13, 2. a. E.) von den herrschenden, aus Römern und Griechen bestehenden Ständen, welche als Nestorianer vom Hofe begünstigt, also von den Verwaltungsbehörden und den kaiserlichen Truppen geschützt waren, auf das Äußerste gedrückt, in ihren Kircheneinkünften beeinträchtigt und in ihren Geistlichen verfolgt, so daß sie aus Haß gegen ihre Unterdrücker den in ihr Land einrückenden Arabern keinen Widerstand entgegensetzten. Ja als Amru, der Führer des kleinen arabischen Heers, die griechischen Truppen mehrmals schlug und nach erhaltener Verstärkung von Arabien her, Misra (das alte Memphis) einnahm (638), so fielen ihm alle Kopten zu und schloßen durch ihren Patriarchen einen förmlichen Unterwerfungsvertrag, durch welchen sie sich zwar zu einer Kopf- und Grundsteuer von 12 Mill. Goldgulden verpflichteten, im Übrigen aber von ihm des Lebens und Eigenthums, so wie der freien Religionsübung (mit Beibehaltung der Kreuze auf ihren Kirchen) versichert wurden.

Den griechischen Truppen blieb zuletzt nichts übrig, als das Land den Arabern zu überlassen und sich auf Alexandria zurückzuziehen, wo sie sich gegen Amru, dem keine Flotte zu Gebote stand, so lange tapfer vertheidigten, als sie auf der Seeseite von Constantinopel her durch Zufuhr unterstützt wurden. Als aber Kaiser Heraklius 641 starb und sich über die Thronfolge Streitigkeiten erhoben, wurde es dem arabischen Feldherrn leicht, die Eroberung Ägyptens durch die endliche Einnahme der Stadt Alexandria (Dezember 641) zu beendigen. Somit war die Leuchte des Christenthums in diesem Lande vollends umgestoßen und hat bis heute nicht wieder daselbst aufgerichtet werden können! Ägyp-

ten diente fortan den Arabern nicht nur zur Kornkammer, sondern auch zum Stützpunct für ihre weitern Eroberungen in Nordafrika, und noch Amru dehnte als Statthalter von Ägypten seine Eroberungen bis Tripolis aus.

Amru war 15 Monate lang vor Alexandria gelegen und hatte in wiederholten Stürmen 23,000 Araber verloren: ja er selbst war sogar mit einem seiner Sclaven gefangen worden, hatte sich aber durch die List dieses Sclaven wieder befreit. Nach der Einnahme der Stadt schrieb er an den Chalifen: „Die große Stadt des Abendlandes wurde von den Deinen mit wunderbarer Tapferkeit eingenommen; ihr Reichthum, ihre Schönheit können durch Worte nicht ausgedrückt werden: sie enthält 4000 Paläste, eben so viele Bäder, 4 Theater, 12,000 Speiseläden, 40,000 Tribut zahlende Juden, 200,000 Kopten und Griechen, die ihn nun zahlen werden. Die Stadt ist mit Gewalt und ohne Vertrag eingenommen worden, so daß die Moslim mit Ungeduld der Früchte ihres Sieges harren." — Omar aber versagte die Plünderung, um die erlangten Schätze für den Staat, besonders zur Ausbreitung des Islam zu verwenden. — Man erzählt, Amru sei von dem Peripatetiker Johannes Philoponus angegangen worden, ihm aus der großen Bibliothek die theologischen Werke, als für die Moslim doch werthlos, abzulassen; Amru sei nicht abgeneigt gewesen, habe aber zuvor bei dem Chalifen Omar angefragt, was er mit der berühmten alexandrinischen Bibliothek anfangen solle. Die Antwort lautete: entweder stimmten diese Bücher mit dem Koran überein oder nicht; im ersten Falle seien sie unnütz, im zweiten schädlich, folglich in jedem Falle zu vertilgen. Amru habe nun befohlen, sie zu verbrennen und sechs Monate lang seien damit die 4000 Bäder in Alexandria geheizt worden. Obgleich dieß Verfahren ganz im Geiste des culturfeindlichen Omar ist, so kann doch von der Bibliothek der Ptolemäer nicht viel mehr vorhanden gewesen sein, da der eine Haupttheil derselben, nämlich die Büchersammlung im Brucheion, schon zu Cäsar's Zeit großentheils in Flammen aufgegangen war (XI. 1, 4), und der Glaubenseifer der Christen namentlich durch die Zerstörung des Serapistempels unter Theodosius I im J. 390 n. Ch. auch den andern, im Serapeum befindlichen Haupttheil dieser Bibliothek zerstört hatte (XIII. 6, 4). — Da wo Amru während der Belagerung sein Standlager (Fostat d. i. Zelt) hatte, entstand eine Stadt, die später den Namen Kahira (d. i. die Siegreiche) erhielt und das jetzige Kairo in der Nähe des alten Memphis ist. — Um die Erzeugnisse Ägyptens leichter nach Arabien schaffen zu können, ließ Omar vom Nil bis zum rothen Meer einen Kanal bauen, zu welchem er die älteren verfallenen Kanäle benützte.

Während der Einnahme Ägyptens verfolgte Omar die schwierigere Unternehmung auf Persien mit besonderem Eifer. Dort hatten Thronstreitigkeiten und zuletzt eine Weiberherrschaft den Arabern das Vordringen erleichtert, bis Jezdegerd (Jezdidschird) III durch seinen tapfern und erfahrenen Feldherrn Rustum (Rustam) die arabischen Waffen eine Zeit lang aufhielt. Da schickte Omar den tapfern Saad, einen der ältesten Gefährten Muhammed's, mit einer Verstärkung an den Euphrat ab, hinter welchem Strom aber Rustum eine solche Stellung nahm, daß er hoffen konnte, durch bloßes Zuwarten den Feind, der hinter sich die Wüste hatte, zum endlichen Rückzug zu nöthigen. Allein der junge, unerfahrene König gab Befehl, den Euphrat zu überschreiten und veranlaßte dadurch die dreitägige Schlacht bei Kadesia 636, deren unglücklicher Ausgang, durch den Fall Rustum's, den Verlust des ganzen, westlich vom Tigris gelegenen Persergebiets (Irak) nach sich zog.

Nach kurzer Waffenruhe giengen die Araber über den Tigris 637, eroberten die Hauptstadt Madain (das alte Ktesiphon) mit ihren reichen Schätzen und bezogen am untern Euphrat ein Standlager, aus welchem späterhin die berühmte

Stadt Kufa entstand, so wie ein anderes ihrer Standlager zwischen dem Euphrat und Tigris den Grund zur Erweiterung der schon oben genannten berühmten Stadt Basra oder Bassora (Schat el Arab) hergab.

Von dem in Madain vorgefundenen Schatz in Geld soll jeder der 60,000 Mann im muselmännischen Heere 6000 Gulden erhalten haben. Die Kostbarkeiten und Kunstschätze in dem von Nushirvan erbauten weißen Königspalaste (wovon noch Überreste vorhanden sind) waren von unbeschreiblicher Pracht. Unter andern erbeutete man darin einen 300 Ellen langen und 60 Ellen breiten Teppich, auf welchem das Bild eines Gartens eingewirkt war, dessen Bäume, Blüthen und Früchte aus lauter Edelsteinen bestanden. Omar, den keine noch so kostbare Beute reizte, überließ ihn den Verwandten des Propheten. Auch hier wurde eine Büchersammlung, die sich in Madain vorfand, auf Omar's Gebot dadurch vernichtet, daß man sie in den Tigris warf.

Immer weiter mußte sich der König in das Innere seines Reiches zurückziehen und sich eine Provinz nach der andern von den Arabern entrissen sehen. Erst als Saad abberufen wurde, sammelte Jezdegerd seine letzten Kräfte und warf sich mit 150,000 Persern dem nur 30,000 M. starken Moslimheere entgegen. Es kam bei Nehawend (50 Meilen südlich von Hamadan) 642 zur Entscheidungsschlacht und ihr Verlust hatte den Untergang des Sassaniden-Reichs zur Folge. Denn während ein Theil der Araber siegend über Ispahan bis an die indische Gränze vordrang, verfolgte der andere Theil unter Feiruzan, dem Sieger von Nehawend, den fliehenden König bis an den Oxus (Dschihun), über welchen sich letzterer zu einem türkischen Stamme rettete. Von diesem unterstützt kam er wieder, um die letzte vergebliche Anstrengung zu machen: er mußte abermals aus seinem Reiche fliehen und soll bald darauf in einer Mühle von deren Besitzer im Schlaf ermordet worden sein. Mit ihm erlosch der Sassanidenstamm und wenn auch die Perser noch eine Zeit lang Widerstand leisteten, so mußten sie sich doch dem muhammedanischen Joche beugen und froh sein, wenigstens Duldung für ihren Lichtdienst zu erlangen, der freilich dem muhammedanischen Glauben gar wenig Anknüpfung bot.

Kaum aber war Omar am Ziele seiner persischen Unternehmung, als er von einem gemeinen Perser, Namens Firuz (Lulu), der sich zum Rächer seines unterdrückten Volkes berufen glaubte, in Medina beim Eintritt in die Moschee mit dem Dolche niedergestoßen wurde und zwei Tage darauf starb (644). Unter ihm waren 36,000 Städte und Orte verwüstet und 14,000 christliche Kirchen verbrannt oder in Moscheen verwandelt worden!

6. Einfachheit der ersten Chalifen. Streit der Schiiten und Sunniten über die Chalifenwahl. Der Chalife Osman. Unterwerfung Cyperns und der Nordküste von Afrika. Osman's Tod und Ali's Erwählung. Empörung Moawijah's in Syrien. Die Kameelschlacht. Der Verlust Ägyptens an Amru. Tod Ali's.

So wie Omar erst als der eigentliche Begründer des muhammedanischen Weltreichs angesehen werden kann, so war er auch der erste, der in Arabien selbst eine geordnete Verwaltung einrichtete, indem er an die Stelle der

bis dahin unbestimmt gewesenen Armensteuern und Tribute bestimmte Abgaben setzte, von deren Ertrag die Verwandten des Propheten mit den ausgedienten Kriegern einen jährlichen Gehalt und die dienenden Kriegsleute einen bestimmten Sold erhielten. Ungeachtet er in den eroberten Provinzen viele Bedrückungen gestattete, und sich auch selbst viele Härten zu Schulden kommen ließ, so leuchtete er doch in Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, in Verachtung des Reichthums und der Pracht, in Freigebigkeit und Mildthätigkeit, wie überhaupt im ungeheuchelten Glauben, seinen Muselmännern als Muster voran, und wenn auch die Sage seine Verdienste in dieser Hinsicht übertrieben haben mag, so ist doch gewiß, daß die begeisterte Sittenstrenge, die ihn, gleich seinen beiden Vorgängern, in so ungewöhnlichem Grade auszeichnete, zur Befestigung und Ausbreitung des Islam mehr beitrug, als alle schulgerechten Beweise von der Wahrheit der neuen Lehre je vermocht hätten.

Welch' eine an das Wunderbare gränzende Macht diese aus Licht und Finsterniß bereitete Lehre in der ersten Zeit ihres Auftretens über die Gemüther ihrer Bekenner übte, zeigte sich besonders deutlich in jenen ersten Eroberungskriegen, in denen der Geist des unbedingten Gehorsams gegen die Vorschriften des Propheten die glänzendsten Beispiele der Enthaltsamkeit, wie der Todesverachtung, aber auch der Grausamkeit und Rohheit aus Unwissenheit an den Tag gab. — In den ersten Kriegen wurde die gemachte Beute von keinem Soldaten berührt; keiner beneidete den andern, und nie gab es Streit über die Beute; Soldaten, die Wein getrunken hatten, unterwarfen sich freiwillig der Buße der Fußsohlenstreiche. Die einfachste Kost genügte und die besten Speisen der Christen wurden selten berührt. Verträge zu halten, galt als heilige Pflicht. Selbst Frauen und Jungfrauen wurden geschont und als dem Kaled eine schöne Gefangene zugeführt wurde, rief er: „Ehre sei dir, Gott! Wir preisen dich, daß du geschaffen hast, was dir wohlgefällt!" und ließ sie sogleich sich auslösen. — Die Aussicht zu Muhammed's Paradies trieb zu den tollkühnsten Thaten. Mit den Worten: „Mich dünkt, ich sehe die schwarzäugigen Jungfrauen (die Houris) mit ihren grünen Tüchern mir winken!" stürzte sich Kaled's Vetter Ikrimah in die dichtesten Christenhaufen und kämpfte wie rasend, bis ihn ein Wurfspeer tödtete. — Als Einer dem kämpfenden Kaled zurief, er möchte doch ein wenig ausruhen, antwortete dieser: „Wir werden in jener Welt ruhen; wer heute arbeitet, wird morgen dafür rasten!" — Selbst Weiber wetteiferten mit Männern im Kampfe für die vermeintliche Gottessache, und am Yermuk entschieden vorzüglich Frauen und Jungfrauen die Schlacht. — Als Omar vor Jerusalem erschien, führte er auf seinem Kameele einen Wasserschlauch nebst Korn und Datteln zu seiner Nahrung mit sich, aß mit seinen Gefährten aus Einer Schüssel und strafte Vergehungen mit eigener Hand. — Als nachher zu Antiochia muselmännische Gefangene vor den Kaiser Heraklius geführt wurden, verweigerten sie stolz den Kniefall der griechischen Hoffitte, weil sterblichen Menschen solche Ehre, die nur Gott gebühre, zu erweisen der Prophet verboten habe. Als der Kaiser, darob verwundert, fragte, welch' einen Palast der Chalife bewohne? antwortete einer der Gefangenen: eine Lehmhütte." — „Was für Gefolge und Diener hat er?" fragte Heraklius weiter: „die Bettler und Armen!" war die Antwort. „Auf was für Teppichen sitzt er?" — „Auf Gerechtigkeit und Lauterkeit." — „Und was ist sein Thron?" — „Enthaltung und gewisse Erkenntniß." — „Und welches sein Schatz?" — „Das Vertrauen auf Gott!" — „Und welches sind seine Leibwächter?" — „Die tapfersten der Gläubigen. Wisse, daß Verschiedene zu dem Chalifen gesagt haben: Omar, du besitzest nun die Schätze des Kaisers; Fürsten und große Herren sind dir unterthänig; warum also legest du nicht köstliches Gewand an? Er aber antwortete: Ihr suchet die äußere Welt, ich dagegen suche die Gnade dessen, der Herr ist in dem jetzigen und zukünftigen Leben." (S. Kortüm Gesch. d. Mittelalters I. S. 122.)

Aber nur in diesen ersten Chalifen stellte sich Muhammed's Werk im Glanze innerer Einheit und einer gewissen sittlichen Kraft dar. Die Zerwürfnisse unter Omar's Nachfolgern führten zu Meinungsspaltungen und die gemachten Eroberungen zum Sittenverderben.

Omar hatte keinen Nachfolger ernannt, sondern nur bestimmt, daß die ehemaligen Gefährten Muhammed's, deren noch sechs am Leben waren, aus sich selbst den Chalifen wählen sollten. Auch diesmal wurde Ali wieder übergangen, weil er, als Haupt der Schiiten oder Abgesonderten, neben dem Koran keine mündliche Tradition, noch sonst Aussprüche der Chalifen als maßgebend annehmen, auch kein anderes Nachfolgerecht, als das der Verwandtschaft mit dem Propheten anerkennen wollte, während die Sunniten die Giltigkeit der Tradition und das Recht der freien Nachfolge behaupteten. Und so ward der alte Osman (Othman), ehemaliger Geheimschreiber Muhammed's, gewählt, ein Mann, der durch gebieterischen Stolz und launenhafte Willführ zu Widersetzlichkeiten und Unordnungen reizte, die er nicht die Kraft hatte, im Keim zu ersticken. Dessen ungeachtet hatten die auswärtigen Eroberungen ihren weitern Verlauf; nnd insbesondere entriß der muselmännische Statthalter von Syrien Moawijah, des oben genannten Ommaijaden Abu-Sofian's Sohn, den Griechen Cypern und einige Städte Kleinasiens, während der Statthalter von Ägypten Abdallah (Amru's Milchbruder) anfieng, dem Islam gegen den nordafrikanischen Westen hin Bahn zu brechen, indem er in Tripolis einfiel und in die Seitenthäler des Atlas drang.

Am Ende stieg aber doch die Unzufriedenheit mit Osmann's Willführherrschaft so hoch, daß seine Gegner ihn in der Moschee zu Medina mit Steinwürfen überfielen und der 82jährige Chalife halbtodt heimgetragen werden mußte, worauf die Empörer ihn einige Wochen lang in seinem Hause belagerten, dieses dann anzündeten und ihn erschlugen (655), ungeachtet er den Koran, den er als einzig echtes Exemplar in der koreïschitischen Mundart hatte schreiben lassen, zu seinem Schutze auf der Brust trug.

Jetzt erst wurde der wegen seiner Milde, Gerechtigkeit und Tapferkeit, nicht minder wegen seiner Geistesgaben allgemein verehrte Ali, der an der Empörung zwar keinen Theil genommen, aber sie auch nicht durch sein Ansehen gehemmt hatte, zum Chalifen erwählt und nahm nach 23jähriger Selbstverläugnung diese Würde an. Weil er aber im allzugroßen Vertrauen auf seinen Geist und sein Ansehen die meisten von Osman bestellten Statthalter ihrer Stellen verlustig erklärte, so widerstrebte Osman's Vetter, der obgenannte Moawijah in Syrien, nur um so hartnäckiger durch die Behauptung, von Osman zum Nachfolger ernannt worden zu sein, und gieng darauf aus, sich einen großen Anhang zu gewinnen. Zugleich gab die noch lebende Wittwe Muhammed's, die herrschsüchtige Ajidscha, dem Ali die Ermordung Osman's Schuld und brachte zwei der angesehensten Moslemin, Talha und Zubeïr, die dem Ali schon gehuldigt hatten, dahin, daß sie zuerst die Fahne der offenen Empörung in der Provinz Irak am Euphrat erhuben. Ali eilte dahin, und unweit Bassora kam es 657

zu der sogenannten Kameelschlacht, die ihren Namen davon hat, weil Ajidscha auf einem Kameele durch die Reihen ihrer Anhänger ritt, um sie zur Tapferkeit anzufeuern. Nach einem blutigen Kampfe, worin 10,000 Muselmänner und mit ihnen auch Talha und Zubeïr fielen, siegte Ali, begnadigte viele seiner Gegner und sandte großmüthig die gefangene Ajidscha nach Medina, um dort am Grabe des Propheten Buße zu thun.

Obgleich bereits Herr von Arabien, Irak und Ägypten, hatte Ali doch noch den mächtigsten Gegner an Moawijah, der als langjähriger Statthalter von Syrien über viele Hülfsquellen gebot und sich außerdem durch Ausstellung von Osman's blutigem Hemd in der Moschee zu Damaskus eine Menge Streitgehülfen herbeizog, unter denen Amru, der von Ali abgesetzte Statthalter Ägyptens, der wichtigste war. In der Ebene Siffin, bei Rakka am westlichen Euphrat-Ufer, standen beide feindliche Heere 110 Tag lang einander gegenüber, ohne daß eines der vielen Einzelgefechte eine Entscheidung herbeiführte; als aber am Ende der Vortheil sich auf Ali's Seite zu neigen schien, machte Moawijah den listigen Vorschlag, durch zwei von beiden Parteien gewählte Schiedsrichter über das Chalifat entscheiden zu lassen. Da Ali, von der Mehrzahl der Seinen beredet, einwilligte, so wußte Moawijah es zu lenken, daß die Entscheidung für ihn ausfiel. Als sodann Ali den offenbaren Trug rächen wollte, fiel ein Theil seines Heeres (die Chorabschiten, d. i. die Ausgetretenen genannt, weil sie jedes Schiedsgericht, als dem Koran zuwiderlaufend, verwarfen) von ihm ab, so daß Ali im fortgesetzten Kriege mit Moawijah meist den Kürzern zog und sogar Ägypten verlor, dessen sich Amru wieder bemächtigte.

Indessen hatten sich drei fanatische Chorabschiten in der Moschee zu Mekka verschworen, die Häupter des Streits aus dem Weg zu räumen, in dem Wahn, dadurch Friede und Eintracht herzustellen, und an einem und demselben Tage sollte Ali in Kufa, Moawijah in Damaskus und Amru in Misr unter ihren vergifteten Dolchen fallen. Aber Moawijah und Amru entgiengen — jener durch eine Wendung, welche die Wunde untödlich machte, dieser durch Verwechslung mit einem Andern — dem ihm zugedachten Tode, und nur Ali sank beim Eintritt in die Moschee unter Abder-Rahman's Dolch und starb zwei Tage darauf 661 im 63. Lebensjahre. Noch sterbend bewies er seine Milde dadurch, daß er bat, man möchte den Thäter bei der Hinrichtung mit Qualen verschonen. Sein Grab in Kufa wird noch jetzt von den persischen Schiiten häufig besucht.

Da Ali's ältester Sohn Hassan, um neues Blutvergießen zu verhüten, auf das Chalifat verzichtete, so blieb dasselbe bei Moawijah und von ihm an behaupteten die Ommaijaden 90 Jahre lang den angemaßten Thron.

---

4 Kapitel. Das Vordringen des Islam nach dem Westen unter der Herrschaft der Ommaijaden.

1. Das Chalifat der Ommaijaden. Moawijah in Damascus. Krieg mit den Byzantinern. Rettung Constantinopels durch das griechische Feuer. Der Islam in Nordafrika (Akbba). Der Chalife Jezid I. Mißglückter Versuch des Aliten Husain zur Wiedererlangung des Chalifats. Abd-el-Malec gegen Justinian II. Eroberung Nordafrika's und Untergang der nordafrikanischen Kirche. Der Chalife Walid: Eroberungen in Ostasien; Bedrohung Spaniens durch Musa.

Mit Ali gieng der einfache und kräftige Character der ersten Chalifenzeit zu Ende und mit Moawijah begann die Reihe der durch Ungerechtigkeit zur Herrschaft gekommenen und durch Militärdespotismus sich behauptenden Dynastie der Ommaijaden, unter welcher die arabische Herrschaft ihre höchste Ausdehnung, aber auch den höchsten Grad ihrer Ausartung erreichte.

Nach kluger, durch List und Gewalt bewirkter Unterdrückung der Parteien, wobei er die Imanwürde an sich riß und den Hassan, Ali's Sohn, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen zwang, wo er nachher durch Gift aus dem Wege geräumt wurde, verlegte Moawijah den Chalifensitz von Medina hinweg nach Damascus, theils um sich selbst zu sichern, theils um desto leichter seine Herrschaft erblich zu machen, indem er ohne Rücksicht auf das Wahlrecht des Volks seinem Sohne Jezid huldigen ließ. Von Amru und dessen Nachfolger in der Statthalterschaft Ägyptens unterstützt, unterwarf er sich auch die Statthalterschaften von Basra, Kufa und Westpersien und nahm zur Beschäftigung des Heers den Krieg mit dem byzantinischen Reich auf, dessen Hauptstadt Constantinopel er sieben Jahre lang (559—565) durch alljährliche Angriffe zu Land und zu Wasser bedrängte. Aber theils geschreckt durch das griechische Feuer (eine streng geheim gehaltene Erfindung des ägyptischen Mönchs Kallinikus, die vielleicht Salpeter, Schwefel, Naphta und Harz enthielt), das, selbst unter dem Wasser fortbrennend, ja durch dasselbe noch verstärkt, seine Flotten zerstörte, theils genöthigt durch die Einfälle der tapfern Maroniten (K. 5, 1.), welche, von ihrem Libanon aus, Syrien gegen Damascus hin verheerten, schloß er mit dem griechischen Kaiser Constantin IV Pogonatus einen 30jährigen Frieden. In diesem behielt Moawijah zwar einen Theil der jenem entrissenen Länder, nämlich den Nordwesten von Kleinasien, Cypern und die Inseln des griechischen Archipelags mußte sich aber dafür zu einem jährlichen Tribut von 3000 Pfund Goldes verpflichten, der die erste Demüthigung war, welche die Muhammedaner traf.

Unter Moawijah begann der Islam auch bereits im mittleren und westlichen Nordafrika Fuß zu fassen, und zwar durch seinen kühnen Feldherrn Akhba, der im alt-karthagischen Gebiet 675 die Stadt Kairwan gründete, Tripolis und

Barka eroberte, im Kampf mit den Berbern durch den Atlas brach, bis zum atlantischen Meere vordrang und bereits an den Übergang nach Spanien dachte, als sein gewaltsamer Tod die Ausführung dieses Planes verschob.

Der verweichlichte, niedriger Sinnenlust hingegebene Jezid I, der seinem Vater 679 in der Regierung folgte, schaltete mit solcher barbarischen Willkühr gegen die Gläubigen, daß die Stämme in Irak, insbesondere in Kufa, den zweiten Sohn Ali's, den still in Mekka lebenden Husaïn, aufforderten, sich als Enkel des Propheten und demnach als rechtmäßiges Oberhaupt an ihre Spitze zu stellen und sich die Herrschaft zu erkämpfen. Der sanfte Husaïn folgte wider den Rath seiner Gattin, gerieth aber auf dem Zuge nach dem Euphrat bei Kerbela in einen Hinterhalt des Statthalters von Basra und Kufa und erlag mit seinem kleinen Gefolge sammt Frauen und Kindern der Übermacht (30. Oct. 680).

Nachdem schon alle seine Kampfgefährten gefallen, er selbst zum Tod verwundet und sein jüngstes Söhnchen und sein kleiner Enkel in seinen Armen von Pfeilen getödtet waren, stürzte Husaïn mit dem Schwert noch einmal in den dichtesten Haufen der Feinde. Alles wich bestürzt zurück und lange wagte es keiner der Feinde, Hand an den edlen Enkel des Propheten zu legen; selbst der feindliche Anführer vergoß Thränen; aber ein anderer Führer trieb mitleidlos und unter Fluchen zum Angriff, und so fiel Husaïn von 33 Wunden bedeckt. Sein abgeschnittenes Haupt strich der rohe Oberstatthalter unter Hohn mit Ruthen; nur ein alter Moslemin sprach abwehrend mit Wehmuth: „Ach, an den Lippen dieses Hauptes hieng einst der Mund des Propheten!" Noch heute wird sein Todestag an seiner Begräbnißstätte jährlich durch ein Trauerfest gefeiert.

Nur ein in Mekka zurückgebliebener Sohn Husaïn's pflanzte das edle Geschlecht der Aliden fort, die allein von nun an von allen Schiiten, besonders den Persern, als die einzig rechtmäßigen Nachfolger im Chalifat angesehen wurden und in der Folge die Throne von Persien, Syrien, Jemen, Ägypten, Afrika und Spanien einnahmen. — Die Ommaijaden aber behaupteten sich in ihrer Gewaltherrschaft und dehnten sie mit Feuer und Schwert nach allen Seiten aus. Mervan's Sohn, Abd-el-Malek (692—705), hatte so viele Kämpfe im Innern, daß er, um sie zu bestehen, den Tributvertrag mit den Griechen erneuerte. Als er sodann nach der Eroberung des abtrünnigen Kufa noch mehrere aufrührerische Secten unterworfen hatte, sandte er seinen Feldherrn Hedschadsch, der so grausam war, daß seine eignen Leute von ihm sagten, er habe statt der Muttermilch Blut gesogen, zur Unterwerfung Arabiens ab. Nachdem dieser Mekka, in dessen tapferer Vertheidigung der 73jährige Abdallah bei einem Ausfalle fiel, erobert hatte, erstickte er nachher als Statthalter von Irak einen Aufstand der Schiiten durch Ströme von Blut.

Als auf diese Weise Abd-el-Malek aus einem neunjährigen blutigen Thronfolgestreit als Sieger hervorgegangen war, eroberte er in einem Krieg mit dem byzantinischen Kaiser Justinian II Armenien und ließ die angefangene Eroberung der nordafrikanischen Küstenlande durch seinen ägyptischen Statthalter Hassan fortsetzen. Diesem gelang es, durch die Eroberung und Zerstörung Karthago's, sowie durch die Besiegung und Bekehrung der Berbern jene Lande einzunehmen.

Als Hassan in Nordafrika erschien, hatten die von den Berbern der Abstammung nach verschiedenen Mauren eine für eine Prophetin angesehene Herrscherin, Namens Kahina, welche die Ihren so zu begeistern wußte, daß sie die einfallenden Araber bis an die Gränze Ägyptens zurücktrieben. Nach diesem Siege versammelte sie die Stämme und stellte ihnen vor, daß es eigentlich nur die Städte wären, welche durch ihren Reichthum die Araber anlockten. Was nütze aber alles Gold und Silber, da sie sich ja mit Erdfrüchten begnügten; sie sollten daher alle Städte mit ihren Schätzen vernichten, um jenen Habsüchtigen allen Vorwand zu nehmen! Gesagt, gethan! In kurzer Zeit war die ganze lange Landstrecke zwischen Tripolis und Tanger in eine häuser- und baumlose Wüste verwandelt! Wegen dieser Verödung aber sehnten sich nachher die dadurch beschädigten Einwohner nach der Herrschaft der Muselmänner, gleichsam wie nach einer Erleichterung, und als Hassan wieder vordrang, fielen sie ihm gerne zu; Kahina aber fiel in einem verzweifelten Gefechte.

Nach Hassan's Sturz durch den Bruder des Chalifen mußten die Araber wieder eine Zeitlang den Griechen weichen. Hierauf aber entsandte Abdel-Malek den tapfern Musa, welcher (698) durch Vertreibung der Griechen und durch die grausamste Bestrafung der abgefallenen Berbern die Eroberung Nordafrika's vollendete und durch Vertilgung des Christenthums und christlicher Bildung die muhammedanische Herrschaft daselbst dauernd befestigte. So war der Leuchter des Evangeliums, der einst in diesem Lande, besonders in den Tagen des h. Augustinus, so rein und weithin gestrahlt hatte, auch hier umgestoßen, um einer langen Finsterniß zu weichen, welcher die Untreue eines todten Glaubens den Weg gebahnt hatte.

Ein Theil der Berbern rettete sich in die unzugänglichen Thäler des Atlas; die übrigen nahmen theils sogleich, theils allmählig den Islam, einige Stämme sogar auch die arabische Sprache an, und gewöhnten sich um so lieber an die Herrschaft der Araber, als diese im Übrigen sie ungestört ihrem Hang zur Ungebundenheit überließen. — Der Ackerbau treibende und in den Städten wohnende Theil der Nordafrikaner, der aus den Nachkommen der alten Punier und der vielen im Laufe der Zeit dort angesiedelten Römer und Griechen bestand, vertauschte allmählig sein Christenthum ebenfalls mit dem Islam der in diese Städte zahlreich einwandernden Araber, und auf die Mischung dieser verschiedenartigen Einwohnerschaft wurde nachher der ehehin den Ureinwohnern zukommende Namen **Mauren** übertragen, um sie einerseits von den Berbern, anderseits von den Beduinen oder nomadisch-lebenden Arabern zu unterscheiden.

Unter Abdel Malek's Sohn und Nachfolger Walid (705—714) erhielt sodann das Reich die größte Ausdehnung, indem seines Statthalters von Irak, des schon genannten grausamen Hedschadh's, Unterfeldherr Kothaïbah in Asien das ganze Land zwischen dem Oxus und Jaxartes (das Sogdiana der Alten) mit den berühmten Handelsstädten Bochāra und Samarkand eroberte, — sein Statthalter in Nordafrika aber, der obgenannte Musa, die arabischen Waffen über die Meerenge trug, um auch auf den Trümmern des Westgothenreichs in Spanien die Herrschaft des Propheten zu errichten.

2. Das Westgothenreich seit König Theudes ein Wahlreich. Schwäche der Königsmacht. Die Byzantiner in Spanien. König Leovigild. Ende des Suevenreichs. Übertritt der Westgothen zur katholischen Kirche. Steigende Macht der Geistlichkeit. Bürgerkriege. Herausbildung des romanischen Volks der Spanier. König Wamba. Innere Auflösung des Westgothenreichs. König Roderich. Julian's Verrath. Landung der Araber. Die Schlacht bei Xeres. Untergang der Westgothen und Herrschaft des Islam in Spanien.

Längst hatte nämlich die innere Auflösung des Westgothenreichs in Spanien begonnen. Sie wurde durch die Unbestimmtheit der Thronfolge, durch das politische Übergewicht des Klerus und durch die Ohnmacht der Könige herbeigeführt, durch die Eifersucht der weltlichen und geistlichen Großen, so wie durch die daraus entstandenen Thronumwälzungen und Bürgerzwiste unterhalten und durch eingerissene Üppigkeit und Lasterhaftigkeit unter Hohen und Niedern, unter Weltlichen und Geistlichen um so mehr beschleunigt, da die todte Orthodoxie des selbst auf's höchste ausgearteten Klerus in den sittlichen und politischen Zuständen keine Heilung bewirken konnte.

Seit die Westgothen in Gallien durch die Franken so große Verluste erlitten hatten (XIII. 12, 2.), so daß ihnen dort nur noch das sogenannte narbonensische Gallien blieb, ruhte das Hauptgewicht ihrer Herrschaft hinter den Pyrenäen, wo König **Theudes** (eigentlich ein Ostgothe, der sich nach dem Tode Amalarich's, des letzten Königs aus Alarich's Geschlechte, des westgothischen Thrones bemächtigt hatte), sein Hoflager zu Barcelona aufschlug, das dann seine Nachfolger nach Toletum (Toledo) verlegten. Dadurch, daß er sich von den weltlichen und geistlichen Großen seine eigenmächtig angetretene Königswürde bestätigen ließ, gab er Veranlassung, daß das Westgothenreich fortan ein Wahlreich —, folglich dem Ehrgeiz der Großen und den daraus entstehenden Spaltungen und verrätherischen Ränken preisgegeben wurde, wodurch die Macht und das Ansehen der Könige um so mehr sank, als der Zwiespalt zwischen dem Arianismus der Gothen und dem Katholicismus der spanisch-römischen Provincialen dem Throne keinen Halt geben konnte. So wurde gleich Theudes selbst und auch seine beiden Nachfolger das Opfer des Verraths und der Empörung, und der neue Thronusurpator Athanagild (der Vater der fränkischen Brunhild s. K. 2, 2.) konnte sich nur dadurch halten, daß er die Byzantiner herbeirief, die sich aber von da an selber auf der Südküste Spaniens festsetzten (554).

Seines Nachfolgers tapferem Bruder **Leovigild** oder Leuvigild gelang es übrigens, ihnen 569 einen Theil ihrer Eroberung wieder zu entreißen, und als Leovigild 584 selbst zur Regierung kam, unterwarf er nicht nur die Cantabrer und Basken (Vasken) in Biscaya und Navarra, sondern machte auch dem seit 409 in Gallicien bestandenen ordnungslosen Reiche der Sueven 585 ein Ende. Weil sein Sohn zum katholischen Glauben übertrat und sich empörte, ließ Leovigild ihn hinrichten und hielt die katholischen Bischöffe mit solcher Strenge nieder, daß sein zweiter Sohn und Nachfolger Reccared 586, um einer gewaltsamen Reaction zuvorzukommen, also bloß aus Politik, das Bekenntniß der katholischen Kirche annahm und es auch seinen arianischen Gothen aufzwang. Von da an trat der Gothe und der Hispano-Römer einander in ihren Sitten zwar näher, aber auch das germanische Element mehr und mehr zurück, ohne aus der todten Orthodoxie der spanischen Kirche den Ersatz eines neuen Lebens zu gewinnen.

Weil Reccared, um sich gegen seine weltlichen Großen zu behaupten, vorzüglich auf die zu Einem corporativen Interesse verbundene Geistlichkeit sich stützte, so stieg deren Machteinfluß so sehr, daß sich von nun an die Könige unter ihren Ausspruch beugten und nicht mehr die

Reichsversammlungen, sondern die Concilien und Synoden über Gesetzgebung und Verfassung, über Krieg und Frieden entschieden! Durch das sclavische Nachbeten todter Glaubensformeln, durch die strengste Beobachtung der äußern Kirchengebräuche und durch die unbegränzte Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit, wozu das Volk angehalten wurde, erzeugte sich in demselben jener vorherrschend devote Charakter, der den Spanier vor andern Nationen kennzeichnet.

Nach Reccared's I Tode (601) folgten fast beständige innere Zwistigkeiten und Bürgerkriege. Zwar wurde den Byzantinern 624 ihre letzte Besitzung in Spanien entrissen und das Land dadurch in seinen Gränzen frei; aber seine Könige blieben meist Werkzeuge der Großen und insbesondere der Geistlichkeit, die jeden, der das Wahlrecht der weltlichen und geistlichen Großen zu beeinträchtigen versuchte, im Voraus mit ewiger Verdammniß belegte.

Die begonnene Verschmelzung der Gothen und Hispano-Römer erhielt unter König Receswinth (649) durch Aufhebung des bisher zwischen beiden bestandenen Eheverbots, sowie durch Einführung des von ihm für beide gemeinschaftlich gegebenen Gesetzbuches, das an die Stelle des römischen Rechts trat, einen so großen Vorschub, daß besonders von da an eine wesentliche Veränderung der gothischen Sitte und Sprache eintrat, namentlich letztere durch das lateinische verdrängt wurde und so allmählig das romanische Volk der Spanier sich bildete.

Indessen sank Ordnung und Sittlichkeit immer tiefer, vollends seit König Wamba (672—681) die Geistlichen zur Heeresfolge verpflichtete und diese sich „in ritterlichen Künsten und Ausschweifungen" so wohl gefielen, daß z. B. das wüste Leben des höchsten Landesbischoffs (von Toledo) dem ganzen Volk ein Gräuel war und der Klerus auf einer Kirchenversammlung „sich selber Schranken zu setzen für nöthig fand."

Diese innere Auflösung hatte der vorletzte König Witiza, der im ersten Jahre des 8. Jahrhunderts den Thron bestieg, vergeblich durch ernste Reformversuche zu hemmen unternommen: er wurde von der erbitterten Geistlichkeit und dem ihr behülflichen Adel verjagt und der Thron 710 dem schmiegsamen Roderich überlassen. Da stifteten Witiza's beide Söhne mit ihrem Oheim, dem Erzbischoff Oppas von Sevilla, eine Verschwörung, an welcher Graf Julian, der bis dahin treue und heldenmüthige Vertheidiger von Ceuta, aus Rache theilnahm, weil ihm Roderich seine Tochter entehrt haben soll. Uneingedenk der übrigen Pflichten gegen ihr Vaterland und nicht abgeschreckt durch das Schicksal, welches Nordafrika sammt aller seiner Bildung und Gesittung unter dem zernichtenden Fußtritt der Muhammedaner erlitten hatte, wandten sich die Verschwornen an Musa um Beistand, und Julian übergab auf erhaltene Zusage demselben die Veste Ceuta, den Schlüssel von Spanien. Dieser Verrath machte die Araber zu Herren der Meerenge, über welche nun Tarik, Zayad's Sohn, Musa's Unterfeldherr, mit 5000 Arabern und 7000 Berbern setzte und, nach Besetzung und Befestigung des Vorgebirgsfelsens Calpe fast ohne Schwertstreich Algesiras einnahm. (Calpe wurde forthin der Berg Tarik's oder arabisch: Dschebel al Tarik genannt, woraus der Name Gibraltar entstand.)

Nach erhaltener Verstärkung nahm er seine Stellung in der Nähe von Cadix, wohin ihm König Roderich mit einem dreifach stärkeren Heere entgegenzog. So kam es vom 19. bis 26. Juni 711 zu der acht Tage lang währenden Schlacht bei Xeres de la Frontera, welche über das Endgeschick des ganzen West-

gothenreichs entschied. Der verrätherische Übergang der Söhne Witiza's mitten in der Schlacht zu dem Feind entmuthigte den König Roderich: er floh mit seinen bestürzten Christenschaaren und fand seinen Tod, man weiß nicht wie, vermuthlich im Flusse Guadalquivir. — Ungeachtet die Christen in einer zweiten Schlacht tapferer kämpften, so unterlagen sie dennoch, und unaufgehalten drang nun Tarik mit den Arabern über Andalusien durch die Sierra Morena nördlich in Castilien, östlich in Murcia und Granada ein. Bald huldigte ihm die Hauptstadt Toledo, in die er am Palmsonntag des Jahres 712 seinen Einzug hielt. Selbst die lusitanische Veste Merida mit den übrigen festen Plätzen ergab sich dem Sieger, der die eroberten Theile des Landes alsbald der Zinspflicht unterwarf, dabei aber persönliche und religiöse Freiheit gewährte, die sehr viele erstorbene Christen zur Annahme des Islams mißbrauchten, um sich den neuen Herrschern gefällig zu erweisen.

Bald darauf erschien der auf seines Unterfeldherrn Ruhm eifersüchtige Musa mit 30,000 Streitern selbst in Spanien und vollendete 712 die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel. Nur in den Gebirgsthälern von Galicien, Asturien und Biscaya erhielt sich der muthigste Theil der Christen unüberwunden und von der Vorsehung geschützt, um einst von da hervorbrechend die Wiederherstellung christlicher Herrschaft in Spanien zu beginnen.

Wichtige Dienste bei dieser Eroberung Spaniens leisteten dem Tarik sowohl, als dem Musa die dort stets von den Christen schwer verfolgten Juden. Denn schon 100 Jahre zuvor hatte der westgothische König Sisebut an 90,000 Juden durch Leibes- und Lebensstrafen zur Taufe gezwungen und die Güter derjenigen eingezogen, die, um diesem Zwang zu entgehen, in Massen über die Pyrenäen oder über's Meer geflohen waren. Dieses eben so unchristliche, als unpolitische Verfahren, an dem die ganze orthodoxe Christenheit Spaniens ihren Gefallen hatte und das sich von Zeit zu Zeit, wenn auch in geringerm Maßstab, wiederholte, brachte dem Lande bittern Schaden. Nach der Eroberung kehrten die entflohenen Juden von allen Seiten wieder in das Land — und die im Lande gebliebenen Zwangschristen zum Judenthum zurück, und machten von nun an zwischen den Spaniern und den aus Afrika fort und fort einwandernden Arabern das verbindende Mittelglied.

3. Der Chalife Suleiman. Erneuerte Angriffe auf Constantinopel. Omar's II vergebliche Reformen. Ausartung des erblichen Chalifats. Willkürherrschaft der Vezire und Statthalter. Die drei Parteien im Chalifat. Untergang der Ommaijaden und Gründung des Abbasiden-Chalifats. Der letzte Ommaijade.

Walid's Argwohn, Musa möchte sich in Spanien ein unabhängiges Reich gründen, verursachte die Zurückberufung dieses Feldherrn, der jedoch vor seiner Rückkehr den einen seiner Söhne über Spanien, den andern über Afrika zum Statthalter einsetzte. Weil er aber seinen Prunkeinzug in Damascus nicht bis zum Regierungsantritt Suleiman's (Soliman's), des Bruders des damals im Sterben liegenden Walid, verschob, so wurde er von dem neuen Herrscher für seine Verwaltung in Spanien zur Rechenschaft gezogen, seines Vermögens beraubt und in den Kerker geworfen, worin ihm bald die Rache desselben auch das

Haupt seines in Spanien zurückgelassenen Sohnes überbringen ließ. Ein ähnliches Schicksal war dem Eroberer von Indien Kothaïbah zugedacht: er wollte durch Empörung zuvorkommen, fiel aber im Kampfe. Der grausame Despot regierte indeß nicht lange (714—717). Die von ihm zu einem neuen Angriff gegen Constantinopel abgeschickte Flotte wurde nach ungeheuren Verlusten von seinem Nachfolger Omar II zurückgerufen, einem Manne, welcher überhaupt als der beste unter den Ommaijaden die nüchterne Einfachheit der ersten Chalifen wieder zurückführen wollte und sogar auch den Fluch, welcher täglich beim Gebet in der Moschee über die Aliden ausgesprochen wurde, wieder aufhob. So weit aber war es in der Sittenfäulniß dieses Reiches gekommen, daß man diesen wohlgesinnten Fürsten als einen Wahnsinnigen betrachtete und ihn durch Gift beseitigte.

Omar II lebte so einfach, daß er nicht im Palast wohnen wollte, um seines Vorgängers Familie nicht zu stören, daß er jährlich nur zwei Drachmen für seine Kleidung ausgab und nur Eine Frau hatte, die zugleich seine Dienerin war. Zwar wollte er die Christen in Damascus durch alle Mittel bekehren, ließ ihnen aber doch ihre Kirchen. Seine Duldsamkeit gegen die Schiiten mißfiel aber seinen fanatischen Großen, daß sie ihm langsam wirkendes Gift gaben. Als er die Vergiftung spürte, entließ er den Sclaven, der ihm den Trank gegeben hatte, ungestraft und wollte kein Gegengift nehmen, weil doch allein geschehe, was Gott wolle. Er starb nach dritthalbjähriger Regierung, 33 Jahre alt. Sein Nachfolger Jezid II (720) war das Gegentheil von ihm: denn dieser liebte die Pracht und den Sinnengenuß und verfolgte die Schiiten und Christen.

Die Ausartung des erblichen Chalifats in eine maßlose Willkührherrschaft lag überhaupt längst völlig zu Tage. Die Reichsverwaltung war am Hofe dieser verweichlichten und launenhaften Herrscher in den Händen der Vezire, in den Provinzen in den Händen der Statthalter, welche letztere die Civil- und Militärgewalt in sich vereinigten und, von einer Menge Beamten und Leibwächtern umgeben, das Mark der Länder bald durch maßlose Verschwendung, bald durch Anhäufung todter Schätze verzehrten und dabei häufig nach Unabhängigkeit strebten. Die beständigen Eroberungskriege, verbunden mit dem bildungsfeindlichen Koranglauben, hinderten jede ernstere Pflege der Kunst und Wissenschaft, und die Verpachtung des sämmtlichen als Kroneigenthum geltenden Grundes und Bodens gegen Entrichtung des Zehnten an die Gläubigen, des Fünften und Dritten an die Ungläubigen, die noch dazu Kopf- und Vermögenssteuer (meist durch Juden erhoben) zahlen mußten, lähmte den Ackerbau und Gewerbfleiß und ließ den Gedanken an einen freien Bürger- und Bauernstand gar nicht aufkommen.

Die zunehmende Despotie und Grausamkeit, Habsucht und Schwelgerei der auf Omar noch folgenden Chalifen aus diesem Herrschergeschlechte steigerte den längst im Geheimen glühenden Haß der gläubigen Moslemin gegen die Ommaijaden auf das Äußerste: Verwirrung und Aufruhr, die Vorboten des Untergangs, mehrten sich und zuletzt gab es drei Parteien im Chalifenreich: die der Ommaijaden in Syrien oder Spanien, die der Fatimiten in Arabien und die der Abbasiden in den asiatischen Ostprovinzen. Der Abbaside Ibrahim (Ur-

enkel des Abbas, Oheims des Propheten), von den Seinen zum Chalifen ernannt, erhob die Fahne des Bürgerkriegs gegen den Ommaijaden Mervan II, wurde aber gefangen und starb im Kerker. Hierauf wurde sein Bruder Abul Abbas in Kufa an seine Stelle gewählt und dieser war es, der durch die Besiegung Mervan's am Zab (dem Canale zwischen dem Euphrat und Tigris) 750 der Ommaijadenherrschaft ein Ende machte und das Reich des Propheten an die Dynastie der Abbasiden brachte.

Der Untergang des Hauses Ommaija erfolgte unter den entsetzlichsten Gräueln, in denen die Nemesis nicht zu verkennen ist. Mervan selbst, von Land zu Land fliehend, ward in Ägypten noch einmal geschlagen, flüchtete sich in eine Christenkirche und erlag dort dem Streich eines fanatischen Khorasaners. Neunzig seiner königlichen Verwandten wurden von Abdallah, Abul Abbas' Oheim, getäuscht durch eine Amnestie, nach Damascus zur Huldigung geladen und alle auf Einem Platze ermordet, worauf der Unmensch einen Teppich über die Erschlagenen breiten, sich auf ihnen die Tafel decken und unter dem Röcheln der Sterbenden sich das gräuliche Mahl schmecken ließ. Selbst die Gräber der Ommaijaden ließ er erbrechen und ihre Asche in die Luft streuen. Alle noch übrigen Ommaijaden in allen Theilen des Reichs wurden noch viele Jahre hindurch verfolgt und ermordet, selbst die Säuglinge nicht verschont und die Empörungen der Anhänger des gestürzten Hauses „von Indien bis zum atlantischen Ocean hin" im Blut erstickt.

Ein einziger Ommaijade, Abder-Rahman, rettete sich durch die Flucht nach Afrika und von da nach Spanien, entriß es den Abbasiden und stiftete dort 756 das Emirat Corduba (Cordova), von dem in der Folge noch näher die Rede sein wird. Eben so rissen sich die Fatimiten in Fetz und die Aglabiden in Tunis vom großen moslemitischen Reiche los, dessen Einheit sich mehr und mehr zu lösen begann.

Der Bruder und Nachfolger des blutdürstigen Abul Abbas, der Chalife Abdallah-al-Mansur, verlegte den Regierungssitz von Damascus weg an das östliche Ufer des Tigris (oberhalb der Ruinen Seleucia's) und baute dort 762 eine neue Residenz Bagdad, welche wegen ihrer günstigen Lage auf dem Handelswege nach Indien schnell zu einer stark bevölkerten, reichen Stadt erwuchs.

5. Kapitel. Beginnender Verfall des byzantinischen Reichs (von der Mitte des 7. bis zum Anfang des 9. Jahrhunderts).

5. Verlauf und Ende der Dynastie des Heraklius: Constantin II, Constans II, Constantin III Pogonatus, Justinian II, Leontius, Tiberius III. — Leo III der Isaurier. Beginn des Bilderstreits. Abfall Roms von den Byzantinern. Constantin IV Kopronymus. Leo IV der Chazare. Kaiserin Irene; Constantin V Porphyrogenitus. Das 7. ökumenische Concil. Verlust Kleinasiens an die Abbasiden. Nicephorus. Leo V der Armenier. (Ende des Bilderstreits.)

Auch die byzantinische Dynastie des Heraklius, — desselben, unter welchem das oströmische Reich im Innern durch die monophysitischen und mono-

theletischen Religionsstreitigkeiten XIII. 13, 2.) zerrissen, im Äußern durch den mit Feuer und Schwert um sich greifenden Islam seiner reichsten Provinzen anfieng beraubt zu werden (K. 3, 5.), — nahm durch die Blutschuld seiner meisten Glieder ein fluchbeladenes Ende. Des Heraklius Sohn und Nachfolger Constantin III (641) starb an Gift, das ihm seine Stiefmutter, die ehrgeizige Martina, gemischt; dieses Constantin's Sohn, Constans II, ein grausamer Verfolger der Monotheleten, vergiftete seinen Bruder, und als ihm das böse Gewissen deßhalb keine Ruhe ließ, verließ er mit seinem Hofe die Hauptstadt, um sich in Italien, das er zu erobern gedachte, niederzulassen. Zwar hielt das Volk, das den Glanz des Hofes nicht vermissen wollte, die Kaiserin und seine Kinder zurück; er selbst aber entkam und betrat als der erste unter den byzantinischen Kaisern mit einem Heere Italien. Anfangs focht er gegen die Lombarden glücklich, konnte sie aber doch nicht bewältigen; dagegen überfiel er Rom und schleppte die übrigen Kunstwerke, welche die Barbaren verschont hatten, mit fort. Dann wendete er sich nach Sicilien, wo er nach einem verunglückten Zug nach Afrika sich 6 Jahre in Syracus hielt, das er zu seiner Hauptstadt erklärte, bis der häßliche Despot von einem Syracusaner im Bade mit einem metallenen Gefäße erschlagen wurde.

Als sich nach seinem Tode in Syracus ein Gegenkaiser aufwarf, kam sein junger Sohn Constantin IV von Constantinopel herbei, besiegte und bestrafte den Usurpator und wurde bei seiner Rückkehr nach Constantinopel mit dem Beinamen Pogonatus (der Bärtige) begrüßt, weil sich während dieses Zuges sein Kinn mit dem ersten Flaum bedeckt hatte. Als hierauf die Araber, welche inzwischen von Afrika aus Syracus ausgeplündert hatten, vor Constantinopel erschienen, trieb Constantin sie mit Hülfe des griechischen Feuers zurück. — Er veranlaßte das sechste ökumenische Concilium (630), auf welchem die Lehre der Monotheleten verdammt wurde, und verfolgte mit Gewalt die monotheletischen Maroniten (im Libanon), mußte aber dafür von den Arabern wieder eine harte Bedrängniß erleiden, die jedoch mit jenem (K. 4, 1.) erwähnten Friedens- und Tributvertrag ausgieng, zu dem sich der Chalife Moawijah verstehen mußte. Dagegen sah sich Constantin genöthigt, den über die Donau eingedrungenen Bulgaren Sitze am schwarzen Meere einzuräumen, wo sie fortan selbst durch Tribut nur zeitweise in Ruhe gehalten werden konnten.

Sein Sohn Justinian II (685—695), derselbe, dem die Araber Armenien und Karthago entrissen, war ein so grausamer Despot, daß die Bewohner Constantinopels, die er mit allgemeiner Niedermetzelung bedroht hatte, seinen eingekerkerten Feldherrn Leontius zum Kaiser erhoben, der ihn mit abgeschnittener Nase in die Verbannung schickte, selbst aber das gleiche Schicksal von seinem Feldherrn erfahren mußte, der ihm unter dem Namen Tiberius III folgte. — Der von den Bulgaren eingesetzte Nachfolger desselben Justinian III (705—711), ein schrecklicher Wütherich, wurde sodann von dem Monotheleten Philippicus verdrängt, den Bulgaren ausgeliefert und von

diesen mit seinem Sohne hingerichtet. Er war der letzte aus dem Geschlechte des Heraklius.

Nach noch drei kurz auf einander folgenden Thronumwälzungen kam mit Leo III dem Isaurier (717—741) ein Mann auf den byzantinischen Thron, der zwar mit der ausdauerndsten Kraft und Tapferkeit sowohl die Nordgränze gegen die Bulgaren schützte, als auch insbesondere Constantinopel gegen die Araber (nämlich gegen die erwähnten Angriffe des Chalifen Suleiman (s. K. 5, 3 a. E.) rettete, aber durch den von ihm veranlaßten Bilderstreit für Staat und Kirche auf ein Jahrhundert hinaus die verderblichsten Erschütterungen herbeiführte.

Es war nämlich die Verehrung der Bilder, welche seit dem 4. Jahrhundert in der christlichen Kirche aufgekommen waren, um durch Veranschaulichung der biblischen Geschichten, besonders aber der Thaten der Märtyrer und Heiligen, zur Nacheiferung im Christenwandel zu reizen, allmählig bei den Meisten im Volke, durch Unterlassung gehöriger Warnung vor dem Mißbrauch, in abergläubische Anbetung ausgeartet, indem man ihrer Berührung Wunderkräfte zuschrieb. In diesem Stücke trat aber der Muhammedanismus eben so sehr, wie der Judaismus, welche beide alle Bilder verabscheuten, mit dem Christenthum in den strengsten Gegensatz, der eine Bekehrung der Juden und Muhammedaner äußerst erschwerte. Um diese Bekehrung zu erleichtern, kam Leo auf den Gedanken, die Bilder gänzlich zu verbieten und, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten des gebildetsten Theils der Geistlichkeit zu Constantinopel, alle Bilder von Christus, den Engeln, den Märtyrern und Heiligen ohne Ausnahme aus den Kirchen wegnehmen zu lassen. Darüber brachen in allen griechischen Ländern die heftigsten Unruhen aus, welche besonders von denjenigen Mönchen unterhalten wurden, die aus der Kunst der Malerei und Bildnerei einen Nahrungszweig gemacht hatten, der ihnen nun entzogen wurde.

Die erste nachtheilige Folge dieses Verbots für die griechische Kirche war der förmliche Abfall der in Italien den Griechen wenigstens dem Namen nach noch gehorchenden Landschaften, die seitdem keine byzantinischen Beamten mehr duldeten, so daß sich Venedig einen Dux (Doge oder Herzog) wählte, Rom sich dem Papste untergab und Ravenna sogar den Exarchen erschlug, dafür aber in die Gewalt der Lombarden kam. (S. unt. K. 6, 2.)

Auch der Patriarch Germanus von Constantinopel erhob Widerspruch, und legte, als der Kaiser darauf bestand, seine Würde nieder, während Papst Gregor II und der Patriarch von Jerusalem den Kaiser in den Bann thaten. Die ganze Christenheit des Orients wurde dadurch in zwei Parteien getheilt, die sich um so heftiger bekämpften, da der diesem Streite zum Grunde liegende Gegensatz zugleich ein religiöser und politischer war, indem die bilderfeindliche Partei einen „militärischen Despotismus" bezweckte und darum im Heere und dessen Führern einen Anhalt hatte. In religiöser Beziehung verhielt sich die Sache so, daß der Unterschied, den die unbedingten Bilderfreunde zwischen Anbetung und Verehrung machten, den Bilderfeinden keine hinreichende Verwahrung gegen den Götzendienst zu enthalten schien; daher ihnen sowohl die Bilderverehrer oder Bilderdiener (εἰκονοδοῦλοι), als auch die Bilderanbeter (εἰκονολάτραι) gleichmäßig als Götzenanbeter (εἰδωλολάτραι) vorkamen, während die Bilderfeinde den Mißbrauch der Bilder für unvermeidlich, den Gebrauch derselben daher für verwerflich hielten, und „die Darstellung des Heiligen oder gar Göttlichen in irdisch-sinnlichen Gestalten als widersprechend", besonders die Christusbilder als eine Trennung oder ketzerische Vermischung der beiden Naturen in Christo ansahen und daher als Bilderbestreiter (εἰκονομάχοι) zugleich Bilderstürmer (εἰκονοκλάσται) wurden. Die vermittelnde Partei, welche den Mißbrauch der Bilder als vermeidlich, den Gebrauch daher nicht als verwerflich betrachtete, stand nichts desto weniger den unbedingten Bilderfreunden entgegen. — Unter die nachtheiligen Folgen des Bilderstreits

gehörte außer den länderzerrüttenden Unruhen, die er veranlaßte, auch die Beschleunigung des Verfalls der Wissenschaft, zumal Leo der Isaurier die Bibliothek zu Constantinopel verbrennen ließ.

Auch Leo's Sohn, Constantin V Kopronymus (so benannt von seinen Gegnern, weil er als Kind bei seiner Taufe das geweihte Wasser verunreinigt haben soll) der von 741—755 regierte und den Bulgaren und Arabern seine Kraft fühlen ließ, verharrte bezüglich des Bilderstreits in der Politik seines Vaters. Er ließ in einer in seinem Palaste bei Constantinopel einseitig zusammengebrachten Kirchenversammlung (754) von 300 ihm ergebenen Bischöffen den Bilderdienst als eine „Erfindung des Teufels" verdammen und verfolgte die Bilderfreunde mit so schonungslosem Fanatismus, daß er viele hinrichten und verbannen, ja sogar den Patriarchen Anastasius geißeln und rückwärts auf einen Esel gebunden durch die Stadt führen, dann aber, als der schwache Mann zum Schein die bilderstürmende Partei ergriff, wieder einsetzen ließ. Besonders mußten die Mönche ihren widerstrebenden Sinn hart büßen und häufig zwang er sie zum Hohn — Nonnen zu heirathen.

Man gieng so weit, daß man nicht nur alle Bilder an den Kirchenwänden übertünchte, sondern manchmal sogar an die Stellen, wo Bilder aus dem Leben Christi gemalt waren, profane Gegenstände z. B. Jagdscenen hinmalen ließ! Auch Reliquien, mit denen viel Mißbrauch getrieben wurde, ließ Leo haufenweise in's Meer werfen. Allerdings ist in diesen extremen Handlungen ein warnendes Gericht, auf diese äußerlichen Hülfen ein das innere Leben verkümmerndes Gewicht zu legen, nicht zu verkennen!

Nach Beendigung des innern Kriegs wendete Leo sich gegen die Muhammedaner in jener Zeit, da sich gerade die Ommaijaden, Abbasiden und Schiiten unter einander bekriegten. Er nahm ihnen einen Theil von Syrien, bohrte eine arabische Flotte in den Grund und würde noch weitere Vortheile errungen haben, wenn nicht ein unerhört heftiges Erdbeben, welches Asien mit Schrecken erfüllte und ganze Städte verschlang, und wobei vom August bis zum October der Himmel so bedeckt war, daß man Tag und Nacht kaum unterscheiden konnte, endlich eine weitverbreitete, drei Jahre lang wüthende Pest, alle Unternehmungen gehemmt hätte. Nachdem er noch über die Bulgaren einen Sieg erfochten hatte, starb er selbst an der Pest (775).

Sein schwacher Sohn Leo IV der Chazare (so benannt, weil seine Mutter eine Chazaren- oder Tartarenfürstentochter war) verfuhr, obwohl von gleicher Denkart, wie sein Vater, doch mit mehr Schonung, mied aber den Umgang mit seiner Gemahlin Irene, einer schönen Athenerin, weil er einst ein Heiligenbild in ihrem Betgemache entdeckt hatte. Sein früher Tod (780), den man Irenen Schuld gab, führte ein verderbliches Weiberregiment herbei, indem die Kaiserin-Wittwe Irene für ihren 10jährigen Sohn Constantin VI Porphyrogenitus (so benannt von der Porphyra oder dem Prachtgemach, worin die Kaiserinnen ihr Wochenbette zu halten pflegten) mit Hülfe ihrer Günstlinge die Regentschaft übernahm und durch launenhafte Willkühr, Grausamkeit und Ränkesucht sich in der Alleinherrschaft zu erhalten suchte, während ihre Bemühungen, den Bilder-

dienst durch das siebente ökumenische Concilium zu Nicäa 787 wiederherzustellen, im Wesentlichen zwar gelangen, die Art der Beschränkung aber, unter der er wieder zugelassen wurde, dem Mißbrauch immer noch vielen Spielraum ließ.

Vergebens versuchte gleich anfangs eine Partei, den Bruder ihres verstorbenen Gatten, Namens Nicephorus, auf den Thron zu bringen: die Empörung wurde aber unterdrückt und Irene that Alles, den jungen Kaiser durch eine weichliche Erziehung in steter Abhängigkeit zu erhalten. — Um einen der Anhänger des Nicephorus, den Statthalter von Kleinasien zu bestrafen, zog sie alle Truppen aus diesem Lande und gab dadurch dem Abbasiden-Chalifen von Bagdad Haarun al Raschid (dessen weiter unten K. 8, 4. a. E. näher wird gedacht werden) Veranlassung, Kleinasien zu erobern und die Griechen zu einem Tribut von 70,000 Goldstücken zu zwingen. Um den Bilderdienst herzustellen, schrieb Irene eine Kirchenversammlung nach Konstantinopel aus, die aber von der alten kaiserlichen Leibwache auseinander getrieben wurde. Erst als sie diese Leibwache unter dem Vorwand eines Zugs gegen die Araber nach Kleinasien hatte übersetzen, dort entwaffnen und verabschieden lassen, brachte sie das siebente ökumenische Concil zu Nicäa zu Stande, dessen Beschlüsse dahin giengen, daß man die Bilder zwar nicht anbeten, aber doch durch „Kniebeugen, Küssen, Räuchern und Erleuchten" verehren solle. Auch der Bischoff von Rom Hadrian I trat diesem Beschlusse bei, und obgleich der große Frankenkönig Karl zwar die Beibehaltung der Bilder, aber keine Art der Verehrung derselben billigte (s. unten K. 8, 3), so wurde doch die obenbezeichnete Art der Verehrung durch den steigenden Einfluß der Päpste nach und nach auch im Abendlande allgemein. Im Orient spann sich übrigens der Bilderstreit noch lange fort.

Als der junge Constantin in seinem 19. Jahre einen Versuch machte, sich selbstständig zu zeigen, züchtigte ihn Irene eigenhändig und sperrte ihn ein; als sie aber dem Heere und Senate zumuthete, ihre Alleinherrschaft für immer anzuerkennen, rief das Heer den Constantin zum Kaiser aus, der dann seine Mutter vom Hofe verwies und ihre Günstlinge geißeln ließ. Bald aber brachte sie es durch ihre Ränkesucht dahin, daß er sie zur Mitregentin erhob und sich von ihr zu den verderblichsten und grausamsten Maßregeln verleiten ließ, durch welche sie nur die Geistlichkeit und das Volk zur Empörung gegen ihn bringen wollte. Da dieß nicht gelang, ließ die unnatürliche Mutter ihn gefangen nehmen, ihm in der Porphyra, wo sie ihn geboren hatte, die Augen ausstechen und ihn darauf langsam verschmachten! Als sie sich hierauf an dem Pöbel und an den Mönchen durch reiche Spenden eine Stütze machen wollte, erhoben sich ihre bisherigen Günstlinge gegen sie und schalteten mit solcher Frechheit, daß sich endlich die Großen des Reichs verbanden und dem Großschatzmeister Nicephorus den Thron übergaben. Anfangs benahm er sich ehrerbietig gegen die Kaiserin, bis er von ihr herausgebracht hatte, wo sie ihre Schätze verborgen hatte; alsdann verwies er sie nach der Insel Lesbos, wo sie sich mit Spinnen nähren mußte, aber vor Kummer schon nach einem Jahre starb (803). Ungeachtet ihrer Ränkesucht hatte Irene doch ein Herz für das schrecklich gedrückte Volk und that Vieles, ihm die Steuerlast zu erleichtern.

Der neue Kaiser und sein Nachfolger hielten die Bilderverehrung noch aufrecht; aber mit Kaiser Leo V dem Armenier (813—820) flammte der Bilderstreit wieder auf, bis er endlich nach dem Tode des Kaisers Theophilus (s. K. 10, 4 a. E.) 842 auf der Synode von Constantinopel durch Bestätigung des siebenten ökumenischen Concils beigelegt wurde, seit welcher Zeit die griechische Kirche zum Gedächtniß der Wiedereinführung des Bilderdienstes am ersten Fastensonntag das sogenannte Fest der Orthodoxie feiert.

2. Verfall der griechischen Literatur und Wissenschaft. Johannes von Damaskus. Rückgang und Erstarrung der orientalischen Kirche. (Hinblick auf das Schicksal der apokalyptischen Gemeinden in Kleinasien.)

An dem beginnenden Verfall des byzantinischen Reichs im 7. und 8. Jahrhundert nahm auch der Verfall der griechischen Wissenschaft den genauesten Antheil. Da die Städte Edessa, Berytus, Antiochia und Alexandria in die Hände der Araber gefallen waren, so wurden von denselben auch die bis dahin in diesen Städten befindlich gewesenen wissenschaftlichen Institute zerstört und giengen für die griechische Ltieratur gänzlich verloren. Daher findet sich auch aus dieser Periode kein bedeutender Gelehrtenname und höchstens verdienen folgende einer kurzen Erwähnung: Theophilactus Simokotta, der in der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts in einem oratorisch-sententiösen Styl eine Universalgeschichte schrieb (die jedoch nur von 582 bis 602 reicht), und etwa noch Paulus von Ägina, der einen Abriß der ganzen Heilkunde ausarbeitete; aus dem 8. Jahrhundert Johannes der Mönch (und vermuthlich auch Patriarch) von Jerusalem, als Verfasser einer kurzen Geschichte der Bilderstürmerei; ferner **Johannes Damascenus**, großer Staatsmann und Urheber der eigentlich systematischen Theologie, der sich mit seinem Freunde Cosmas, Verfasser von Kirchengesängen, in das Kloster Saba bei Jerusalem zurückzog und dort den Rest seines Lebens in wissenschaftlicher Beschäftigung zubrachte, deren Hauptfrucht eine Dogmatik oder Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens war, welche bis jetzt in der griechischen Kirche in Ansehen geblieben ist. Eben so gelehrt, als tiefdenkend ist er allerdings für sein Jahrhundert eine glänzende Erscheinung, vollends im Vergleich mit den gleichzeitigen Theologen des Abendlandes, welche, mit Philosophie, Sprache und Exegese unbekannt, „sich blos in dem Kreise bewegten, der ihnen von den Kirchenvätern vorgezeichnet war."

Dieselbe Katastrophe, welche dem Ostreiche einen so bedeutenden Theil seiner ehemaligen Besitzungen in Asien und Afrika zu Gunsten des Islam entriß, drängte von nun auch die griechisch-morgenländische Kirche, welche ehehin Mittel- und Ausgangspunct des christlichen Lebens war, in den Hintergrund, bis sie in dem russischen Reiche von Neuem Bedeutung und Einfluß erlangte. Das Strafgericht, das die untreue Christenheit im Osten und Süden der vom Evangelium beleuchteten Welt traf, wurde besonders schwer in den von der Kirche abgerissenen und von dem Islam verschlungenen Landestheilen gespürt, indem allein 600 Bisthümer mit vielen tausend christlichen Kirchen durch die Araber vernichtet wurden. Noch zeugen die Trümmer der Städte, wo einst die Apostel Gemeinden gegründet, von der Wahrheit des ewig untrüglichen Gotteswortes, daß denen, die nicht gehalten hatten, was sie aus seiner Fülle empfiengen, auch das Wenige noch genommen ward, was sie übrig hatten.

Wie wörtlich die Drohungen des prophetischen Wortes, gleichwie sie überhaupt an Judäa und allen umliegenden Ländern in die strengste Erfüllung giengen, auch an der untreuen Christenheit Asiens und Afrika's sich erfüllt haben, läßt sich allein schon an den Schicksalen dreier von den apokalyptischen Gemeinden Kleinasiens, jenen „sieben güldenen Leuchtern, unter denen der HErr der Herrlichkeit wandelte", erkennen, welche damals durch die Perser und Araber, später durch die Osmanen und Tartaren so schrecklich heimgesucht wurden.

Jene Gemeinde zu **Ephesus**, welche, einst der Bischoffssitz des Timotheus und des Evangelisten Johannes, in Off. 2, 2—5 wegen ihrer ersten Werke gelobt, aber weil sie die erste Liebe verlassen, ermahnet wurde, von Neuem Buße zu thun, sonst werde ihr Leuchter von seiner Stätte gestoßen werden, ist jetzt, weil sie diesen treuen Rath verachtete und den Glauben und die Liebe verläugnete (man denke nur an die ephesinische Räubersynode 449) sammt dieser im Alterthum so weit berühmten Stadt von der Erde verschwunden: nur ein Steinhaufen und elende, schmutzige Hütten, von Türken bewohnt, sind noch übrig und kein einziger Christ wohnt mehr darinnen. „Der Brief Pauli an die Ephesier wird in der ganzen Welt gelesen, aber zu Ephesus lieset ihn Niemand".

Die Gemeinde zu **Sardes**, an die der HErr das schwere Wort richtete: „du hast den Namen, daß du lebst, und bist todt!" hatte die Mahnung des HErrn zur Buße, und seine Drohung, daß er unvermuthet über sie kommen werde, wie ein Dieb (Off. 3, 3. 4.), nicht beherzigt: denn diese einst so reiche und mächtige Hauptstadt Lydiens ist nun ein Trümmerhaufen mit ärmlichen Hütten bedeckt, und hat als ehmaliger Sitz einer Christengemeinde alles, was sie hatte, „selbst den Namen" verloren. (Schubert fand auf seiner Reise in's Morgenland zu Sardes nur zwei Christen, davon einer Knecht in einer Mühle war.)

Und jene Gemeinde von **Laodicea** (der reichen Hauptstadt Phrygiens), die sich nach Off. 3, 14—18 reich und satt dünkte und doch elend, arm, blind und bloß war, so daß das Schreckenswort an sie ergehen mußte: „weil du weder kalt, noch warm bist, werd' ich dich ausspeien aus meinem Munde!" ist jetzt gänzlich verwüstet und nur noch von Wölfen, Schakalen und Füchsen, aber von keiner Menschenseele bewohnt. Ihre Prachtbauten und Kunstschätze liegen, zum Theil von Erdbeben zertrümmert, in der Erde verborgen und in den weitläufigen Amphitheater-Ruinen schlagen zuweilen wandernde Turkomanen ihre Zelte auf.

Aber auch die Verheißungen, welche den treuen Gemeinden ertheilt wurden, sind mitten unter dem Graus der allgemeinen Verwüstung jenes Landes in wörtliche Erfüllung gegangen.

Jene Gemeinde von **Smyrna**, von der es Off. 3, 8—14 hieß, daß sie ungeachtet ihrer Trübsale und Armuth reich war und welche bloß vor den Prüfungen der zehn Verfolgungszeiten gewarnt und ermahnt wurde, „treu zu sein bis in den Tod" — eine Treue, die besonders ihr Bischoff Polycarpus (XII. 11, 1.) bewährte, — ist im Sturm der Zeiten nicht ganz untergegangen, und obwohl auch ihr Licht trübe geworden ist, so ist es ihr doch bis heute noch nicht gänzlich genommen worden. Ist auch die Hauptkirche daselbst in eine Moschee umgewandelt, so ist doch dort noch eine Christengemeinde mit einer guten Schule.

Auch die Gemeinde zu **Pergamus** (der einst reichen Hauptstadt des pergamenischen Reichs) durfte, weil sie nach Off. 2, 13—17 wenigstens im Ganzen an dem Namen des Herrn festhielt, bis heute noch einen kleinen christlichen Stamm behalten. — Eben so steht die Gemeinde von **Thiatira**, die Off. 2, 19 im Ganzen wegen ihres Glaubens, ihrer Liebe und Geduld gerühmt wurde, noch heute, und ihre kleine Zahl, wenn auch verkümmerter griechischen und armenischen Christen läßt auch das Wort evangelischer Sendboten unter sich zu.

Vor allen aber ist an der treuen Gemeinde zu **Philadelphia** (jetzt Allah-Scheher, d. i. Stadt Gottes, in einem Seitenthale des Flusses Hermos) die herrliche Verheißung Off. 3, 7—10 in Erfüllung gegangen: „Ich will dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird, über den ganzen Weltkreis: Siehe ich komme bald! halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme!" Von ihr schreibt Gibbon: „Von

den griechischen Gemeinden in Asien ist nur Philadelphia übrig, eine aufrecht stehende Säule mitten in einem Gefilde von Trümmern". Und Hartley bemerkte von ihr 1827, daß dort das Christenthum in größerer Blüthe stehe, als sonst irgendwo im türkischen Reich. (Vergl. Alex. Keith's Zeugnisse für die Erfüllung des prophetischen Schriftworts und Schubert's Reise in das Morgenland I.) Daß außer dieser Erfüllung der Geschicke der sieben apokalyptischen Gemeinden noch eine vorherrschend prophetische Bedeutung derselben gilt, nach welcher sie einzeln als eben so viele Vorbilder späterer Kirchenzeiten und Gemeindegestaltungen angesehen werden, sei hier nebenbei erwähnt.

6. Kapitel. Untergang der Merovinger und Aufgang der Karolinger im Frankenreich. Grundlegung der deutschen Nationalität.

1. Verwirrung nach dem Tode Pippin's von Heristal. Herstellung der Ordnung durch Karl Martel und dessen alleiniges Hausmayerthum. Zusammenstoß der Araber und Franken; Brechung der Macht des Islam im Westen und Befestigung der Macht des pippinischen Hauses. Karlmann und Pippin. Rücktritt Karlmann's.

Wie sich unterdeß der Verlust, den die morgenländische Christenheit aus eigner Schuld erlitt, in den Abendlanden zu ersetzen begann, ist bei der Darstellung des fränkischen Reichs unter Pippin von Heristal angedeutet worden, der nicht nur die Hausmayergewalt bereits der merovingischen Königsmacht an die Seite setzte, sondern auch den Keim zur eigentlichen Nationalität des deutschen Volkes dadurch legte, daß er sich die Bekehrung der dem fränkischen Reiche einverleibten heidnischen Germanenstämme, namentlich der dem Frankenstamme noch angehörigen Hessen, der Alemannen, Bayern und Thüringer durch die vom Papste bestätigten angelsächsischen Missionen (K. 2, 6.) sehr angelegen sein ließ, wiewohl von seinem Standpunct aus mehr aus politischen Gründen. Wie sodann seine Nachfolger jenen Keim durch eine einheitliche und strengere Kirchengründuug, die auch auf das westliche Frankenreich wohlthätig zurückwirkte, zur Entwicklung förderten und dadurch allmählig die deutsche Nation sich herausbildete, ist Gegenstand der nun folgenden Darstellung:

Pippin hatte vor seinem Ende seinem Sohne Grimoald, welchen er den stets auf die Austrasier eifersüchtigen Neustriern zum Majordomus und den Burgunden zum Herzog gegeben hatte, die Nachfolge im Gesammt-Hausmayerthum zugedacht. Als aber derselbe auf der Reise zu seinem Vater von einigen neidischen Großen in der Kirche zu Lüttich meuchlings war ermordet worden, ließ sich Pippin von seiner Gemahlin Plectrudis (aus dem bayrischen Herzogshause) bereden, mit Übergehung seines zwar unechten, ihm aber an Gestalt, Kraft und Geist ähnlichen Sohnes Karl, seinen Enkel, Grimoald's unmündigen Sohn Theudoald (Theudebald), zu seinem Nachfolger zu ernennen: denn sie hatte die Absicht, in dessen Namen zu regieren, und damit ihr der kräftige Karl dabei nicht im Wege stehen möchte, ließ sie ihn gefangen setzen. Mit Pippin's Tod (714) brach daher Verwirrung ein: die Neustrier wollten keine Weiberherr-

schaft dulden; Theudoald wurde von ihnen geschlagen und kam auf der Flucht um; die Alemannen und Bayern, die Verwirrung benützend, fielen von der fränkischen Herrschaft ab; die Friesen und Sachsen fielen im Nordosten, die Aquitanier im Südwesten raubend in's Land, und allenthalben im Reiche wichen die Bande der Ordnung.

Da entkam Karl seiner Haft 716, fand in Austrasien offene Aufnahme und Anerkennung, dämpfte den Widerstand der Neustrier in zwei Schlachten und vereinigte nun wieder, wie sein Vater, das ganze Frankenreich unter seiner Reichsverweserschaft. Bald auch war der Friese, Alemanne und Bayer wieder zum Gehorsam gebracht, die Raubsucht der Aquitanier und Sachsen gezügelt und so durch Karl's Entschiedenheit und Kraft die Ruhe und Ordnung eben noch zur rechten Zeit hergestellt, um die große Gefahr bestehen zu können, von welcher das fränkische Reich, ja die ganze europäische Christenheit durch ihren furchtbarsten Feind bedroht wurde.

Schon im eilften Jahre nach der Eroberung Spaniens (K. 4, 3.) waren nämlich die Araber über die Pyrenäen in Aquitanien eingefallen und bis Burgund vorgedrungen, aber vom aquitanischen Herzog Eudo wieder zurückgedrängt worden. Zwölf Jahre darauf, im J. 732, drangen sie unter Abd-er-Rahman's Führung abermals in Aquitanien ein, schlugen den Herzog Eudo und verheerten die fränkischen Lande bis in die Gegend von Tours hin mit Feuer und Schwert. Bald hätte sich wohl auch das Frankenreich, gleich Spanien, dem Islam beugen müssen, und um christlich-germanische Bildung und Gesittung wäre es wohl auf weit hinaus geschehen gewesen, wenn sich nicht der Ungestüm der anstürmenden Muselmänner an der Tapferkeit Karl's und seiner „hochstämmigen" Austrasier wie an einem undurchdringlichen Wehr und Damm gebrochen und in der Schlacht zwischen Tours und Poitiers 732 das Kreuz den Halbmond besiegt hätte.

Die Noth war groß; das arabische Heer unzählig; einen ganzen Tag hindurch dauerte die heiße Schlacht; aber einem „Hammer" gleich zermalmte Karl mit dem Heerbanne der Austrasier, dem sich die Thüringer, Alemannen und Bayern, ja auch Lombarden angeschlossen hatten, den andringenden Feind. Abderrhaman selbst fiel; mit ihm lagen, wie man sagt, 375,000 (!) Araber erschlagen auf der Wahlstatt. Die andern flohen über die Pyrenäen. Noch einmal zwar kamen die Araber, sechs Jahre darauf, wieder, mußten aber bei Narbonne abermals die Gewalt des Hammers fühlen und dann für immer hinter die Pyrenäen weichen, wo Karl den Westgothenrest zur Gränzwache bestellte. Nur im südlichen Theile Septimaniens erhielten sich Araber noch eine Zeitlang.

So war Europa gerettet, die Macht des pippinischen Hauses für immer befestigt, und Karl selbst wurde als Held der Christenheit mit dem Beinamen **Martel**, d. i. der Hammer geehrt. Selbst der Papst sandte ihm Geschenke und ernannte ihn zum römischen Patricius. — Obgleich Karl in seinem Privatleben sich eben nicht als frommer Christ zeigte und theils durch höchst willkührliche Verleihung der Bisthümer und Abteien an ganz unwissende und unwürdige Menschen, theils dadurch, daß er die Geistlichkeit bei Verlust ihrer Güter zur Theilnahme am Heerdienst und somit zu einem wilden, die Sittlichkeit des geist-

lichen Standes noch tiefer entstellenden Kriegerleben nöthigte, der fränkischen Kirche großen Schaden zufügte und sogar mit dem Erzfeinde des Papstes, dem stolzen Lombardenkönig Luitbrand, die innigste Freundschaft schloß: so hat er doch, der Politik seines Hauses folgend, der Ausbreitung des Christenthums unter den germanischen Heiden gerne seine Macht geliehen, und insbesondere bei den Sachsen und Friesen, Hessen und Thüringern die Bemühungen der angelsächsischen Sendboten unterstützt, deren weiter unten noch mehr gedacht werden wird.

Der Friesenherzog Ratbod, der so lange her den Franken getrotzt und eben erst einen christlichen Missionär getödtet hatte, mußte sich endlich zur Unterwerfung bequemen und schien auch zur Annahme des Christenthums bereit. Doch als er eben vom h. Wolfram getauft werden sollte und schon den einen Fuß im Wasserbecken hatte, fragte er den Heiligen, ob seine Vorfahren im Himmel wären? und da dieser es verneinte, da sie ja Heiden gewesen wären, zog er den Fuß mit den Worten zurück: Nun so wolle er auch nicht in den Himmel, sondern lieber dahin kommen, wo seine Vorfahren wären. Noch lange widerstanden die Friesen dem Christenthum auf das hartnäckigste (s. K. 6, 3.).

Nachdem Karl Martel nach dem Tode des Merovingers Theodorich IV noch vier Jahre lang das Reich ohne König regiert und während dieser Zeit den wieder in Südfrankreich eingefallenen Arabern oder Sarazenen alles Eroberte bis auf die Städte jenseit der Aude wieder entrissen, auch die Aquitanier (unter ihrem König Eudes) zur Eidesleistung gebracht hatte, theilte er vor seinem Ende 741 vor der Versammlung seiner Dienstmannen oder Lehnsgetreuen (nicht des Volks) das Reich unter seine beiden Söhne erster Ehe, Karlmann und Pippin, von denen jener Austrasien mit den deutschen Lehensländern, dieser Neustrien und Burgund erhielt. Als hierauf Grippo (Griffo), sein Sohn aus zweiter Ehe (von der bayrischen Herzogstochter Sunichild), auch auf einen Theil Anspruch machte, schloßen ihn seine Stiefbrüder aus, ja kerkerten ihn ein, und machten, da die Deutschen mit Empörung drohten, wieder einen Merovinger, Childerich III, zum Scheinkönig.

Einige Jahre hindurch hatten beide Brüder mit den widerspänstigen Herzögen der Aquitanier, Alemannen, Bayern und Sachsen zu kämpfen, wurden ihrer aber Herr, ja den Herzog Theobald von Aquitanien ließ Karlmann sogar vor allem Volk in Cannstadt hinrichten. Hierauf aber zog sich Karlmann, des weltlichen Treibens müde und zu beschaulichem Leben geneigt, in ein von ihm erbautes Kloster auf dem Berge Soracte (bei Rom), nachher in das Benedictinerkloster Monte-Cassino zurück und überließ seinem ehrgeizigeren Bruder die alleinige Reichsverwaltung; auch seine beiden Söhne traten in der Folge in den Mönchsstand.

2. Sturz der Merovinger. Pippin, König der Franken. Gegenseitiger Anhalt des fränkischen Königthums und des römischen Stuhls. Wechselbedrängniß des letztern durch das Exarchat und die Lombarden. Das Lombardenreich seit Agilulf bis auf Aistulf. Pippin, römischer Patricius und Schirmherr der Kirche. Die pippinische Schenkung als Grund zum Kirchenstaat. Pippin's Tod.

Pippin, mit dem Beinamen der Kleine, war, obgleich nicht von großer Gestalt, doch von solcher Stärke, daß er einst bei einem Kampfspiele einem Löwen, mit dem es keiner aus seiner Ritterschaft aufnehmen wollte, mit Einem Hieb den Kopf abschlug. Mit fester Kraft faßte er die Zügel des Regiments, das von seinem der Haft entkommenen Halbbruder Grippo von Deutschland aus bedroht war: er hielt die Sachsen mit einem Zug durch ihre Gaue im Zaum, nahm einen Slavenfürsten in Kärnthen gegen die Avaren in Schutz, wußte die Bayern unter Herzog Thassilo in Schranken zu halten und hob, als sich die Alemannen wieder empörten, deren altes Herzogthum auf, um es fortan durch Kammerboten regieren zu lassen.

Pippin's obgenannter Halbbruder Grippo war nach Bayern entflohen, wo Herzog Odilo, sein Schwager, Partei für ihn nahm. Deßhalb bekriegte Pippin den Herzog, schlug ihn am Lech und nahm ihn gefangen. Er gab ihm zwar sein Herzogthum wieder, jedoch unter der Bedingung, daß er mit seinen Bayern die fränkische Oberhoheit anerkannte. Nach Odilo's Tode bemächtigte sich Grippo mit Hülfe der Alemannen und Sachsen der bayrischen Herrschaft, ward aber von Pippin gleichfalls besiegt, der nun Bayern für Odilo's 6jährigen Sohn, Thassilo II, verwalten ließ. Den jungen Thassilo selbst nahm Pippin zu sich und ließ ihn, als er 14 Jahre alt und wehrhaft gemacht war, zu Compiegne den Lehnseid schwören. Nun mußte derselbe als Vasall den Franken in mehreren Feldzügen Heeresfolge leisten, strebte aber beständig, sich, besonders durch eine Verbindung mit den Lombarden, unabhängig zu machen, so daß ihm Karl d. Gr. 781 zu Worms noch einmal den Lehnseid abnahm.

Eben so stellte Pippin mit Hülfe des großen Apostels der Deutschen, des weiter unten näher zu erwähnenden Bonifacius, die verfallene Zucht des fränkischen Klerus bis auf einen gewissen Grad wieder her, gab der Kirche ihre geschmälerten Rechte zurück, trat der Habgier und dem Übermuthe der Großen mit aller Kraft entgegen und schaltete auf diese Weise so mächtig und unumschränkt im Reiche, daß nicht Childerich, sondern er König im vollsten Sinne war. Da dünkte ihm endlich die von dem pippinischen Geschlecht längsther gezogene und vorsichtig gepflegte Frucht reif und er hielt es an der Zeit, sie durch einen kühnen Griff zu brechen.

Denn als er auf die im Einverständniß mit den fränkischen Großen, geistlichen und weltlichen Standes, durch den Abt Fulrad von St. Denys dem Papste Zacharias vorgelegte Frage: ob der, welcher als König sorglos daheim sitze, oder der, welcher die Last der Regierung trage, König heißen solle? die römisch-apostolische Antwort erhielt: daß nur, wer den Staat lenke, diesen Namen verdiene; — da berief Pippin eine Reichsversammlung zu Soissons, bei welcher, auf die Mittheilung des päpstlichen Ausspruches, der letzte Merovinger, der schwache Childerich, des Thrones entsetzt und in's Kloster gewiesen, dagegen Pip-

pin einstimmig zum König der Franken gewählt und dreimal auf dem Schilde in der Versammlung herumgetragen wurde (752). Bei der darauffolgenden Krönung vollzog nicht Bonifacius (s. K. 6, 3.), sondern eine Anzahl fränkischer Bischöffe die Königsweihe, und Pippin nannte sich von da an König „von Gottes Gnaden". Damit nun auch hinfort die Erinnerung an die Merovinger leichter verschwinde, wurde für die Zukunft die Zeit der Reichsversammlungen vom März auf den Mai verlegt, die sogenannten Märzfelder also in Maifelder verwandelt. — Das Amt eines Major Domus hörte von nun an auf.

Die Willfährigkeit, welche der Papst bei diesem gewaltsamen Dynastieenwechsel an den Tag legte, hatte ihren Grund in der bedrängten Lage, in welcher sich der römische Bischoffsstuhl sowohl dem griechischen Exarchat von Ravenna und Neapel, als auch den Lombardenkönigen gegenüber befand, und in der Erwägung, daß ein nachhaltiger Schutz für die römische Kirche nur von einem kräftigern Herrschergeschlecht im Frankenreiche ausgehen könne, als ihn bisher das merovingische zu gewähren im Stande war. Die Lombarden waren zuvor durch den Einfluß Gregor's I des Großen (K. 2, 6.) auf die Königin Theodelinde und ihren Gatten Agilulf, der 591 vom Arianismus zum Katholicismus übergieng, allmählig für die Kirche gewonnen worden; doch gab es noch immer eine Partei, die aus politischen Gründen widerstrebte und, auf die Eroberung von ganz Italien ausgehend, nicht nur das griechische Exarchat, sondern auch das römische Ducat an die Lombardei bringen wollten.

Die Stadt Rom und ihr Umgebiet stand nämlich unter einem Dux oder Herzog, der dem griechischen Exarchen von Ravenna untergeordnet war, aber seit dem Verluste Benevents an die Lombarden mit seinen Kriegsleuten von dem römischen Bischoff aus dem Kirchengut unterhalten werden mußte; daher der römische Bischoff bei den Ein- und Umwohnern Roms mehr landesherrliches Ansehen hatte, als der Exarch, der übrigens seine Obergewalt bei allen Gelegenheiten, oft mehr als sich's gebührte, geltend zu machen suchte. So war denn der Stand des römischen Bischoffs kein leichter, und der großen Umsicht, mit der Gregor der Große die Verhältnisse zu den Lombardenkönigen wie zu den Exarchen behandelte, hat man „die Rettung römischer Bildung in Italien" zu danken. Doch konnte er seinen Nachfolgern auf dem römischen Stuhle den immer wiederkehrenden Kampf mit diesen beiden Gegnern nicht ersparen.

Im Lombardenreich war auf König Agilulf eine Reihe von Königen gefolgt, welche gleich ihm darauf ausgiengen, ihre Macht auf Kosten des Exarchats sowohl, als auch des Herzogthums Rom zu erweitern. Besonders hatte Rotharis, der den Longobarden das erste geschriebene Gesetzbuch gab, i. J. 636 dem Exarchat wieder mehrere Besitzungen entrissen. Aus Anlaß der thörichten Theilung, die 661 zwischen den Brüdern Bertharit und Godebert Statt hatte, entstanden traurige Verwicklungen, durch welche das Reich sehr geschwächt wurde. Nach Godebert's Ermordung und Bertharit's Tode folgten zwischen den Jahren 678—712 fünf unbedeutende Könige, bis Luitprand, jener Freund Karl Martel's den Thron bestieg, — ein Fürst, der während seiner 31jährigen Regierung (712—743) mit Kraft und Einsicht (von welcher letztern insbesondere seine Verbesserung der Gesetze zeugte) das Reich in guter Ordnung erhielt. Derselbe nun entriß nicht nur dem Exarchat die sog. Pentapolis d. i. ein Gebiet von fünf Städten (darunter Rimini, Sinigaglia und Ancona), sondern machte auch einen Versuch zur Unterwerfung Roms, der aber mißglückte. — Sein Nachfolger Rachis, der nach sechs Jahren in's Kloster gieng, überließ 749 das Reich seinem Bruder Aistulf, dessen Eroberungssucht den Grund zum Untergang des Reichs legte. Weil demnach der römische Stuhl bald, um sich gegen die Eingriffe der Lombarden zu schützen, bei den Exarchen — bald, um den Anmaßungen des Exarchen zu ent-

gehen, bei den Lombarden Schutz suchen mußte, so war der Wunsch, von beiden Gegnern frei zu werden, ganz natürlich. Zuerst nun fügte es sich, daß der vom Kaiser Leo dem Isaurier entzündete **Bilderstreit** (s. oben K. 5, 1) Veranlassung zur größeren Befreiung von dem Einflusse des Exarchen und folglich vom byzantinischen Hof selbst gab. Denn als man auch in Italien den kaiserlichen Gesetzen gegen den Bildergebrauch Geltung verschaffen wollte, so wies Papst Gregor II dieses Ansinnen mit so großer Entschiedenheit zurück, daß das Gebiet von Rom (sowie auch das Gebiet von Venedig s. oben K. 5, 1.) sich dem byzantinischen Einfluß entzog und zwar im Allgemeinen noch die Hoheit des Kaisers anerkannte, aber keinen byzantinischen Beamten mehr bei sich zuließ.

Seitdem betrachtete der römische Bischoff das Gebiet von Rom als ein selbstständiges Besitzthum des heiligen Petrus oder der römischen Kirche, und kurze Zeit darauf sollte ihm dasselbe von einer andern Macht, auf deren Schutz es eben jener Papst Zacharias mit seiner Willfährigkeit abgesehen hatte, nicht nur vergrößert, sondern auch zugleich sein zweiter lästiger Gegner, der Lombarde, in die Schranken zurückgewiesen werden.

Die Gelegenheit, sich dem römischen Stuhle für seine Thronerhebung gegengefällig zu erweisen, trat für Pippin nach dem Tode des Papstes Zacharias ein, als dessen Nachfolger Stephan II, — bedrängt vom Lombardenkönige Aistulf, der kurz zuvor durch die Eroberung Ravenna's den Rest des Exarchats vollends an sein Reich gebracht hatte und nun auch das römische Gebiet angriff, — in eigner Person nach Paris eilte und (auf dem Krongute Pontion) den Pippin fußfällig um Hülfe anflehte. Nachdem Pippin sich, seine Gemahlin und seine beiden Söhne von diesem Papste hatten salben und dadurch, sowie durch den Empfang des römischen Patriciats seiner Dynastie das Siegel der Rechtmäßigkeit hatte ertheilen lassen, zog er mit seinen Dienstmannen 754 über die Alpen, schloß den König Aistulf in Pavia ein und zwang ihn zu einem schimpflichen Frieden. Weil aber Aistulf nach dem Abzuge Pippin's dennoch Rom wieder angriff, erschien Pippin als Schirmherr der Kirche zum zweitenmal in Italien, nöthigte den Lombarden durch die Belagerung Pavia's nicht nur zur Tributpflicht, sondern auch zur Herausgabe Ravenna's, der Pentapolis und einiger anderer Städte des Exarchats und gab dieses Gebiet dem römischen Stuhle zu Lehen, um dadurch ein Gegengewicht der Lombardenmacht aufzustellen. Das nennt man die pippinische Schenkung. — Aistulf hatte den Vertrag noch nicht völlig ausgeführt, als ein Sturz vom Pferde sein Leben endigte (756).

Auf diese Weise wurde der römische Bischoff zugleich weltlicher Fürst und dadurch der Grund zum nachmaligen Kirchenstaate gelegt. Daß dadurch die Vereinigung Italiens in Ein Reich noch weniger möglich wurde, als sie es ohnedieß seiner so grundverschiedenen Völkerbestandtheile wegen wohl kaum jemals werden wird, es müßte denn in einem Föderativstaate sein, lag im Plane der Vorsehung, die für das Wohl der europäischen Völkerfamilie ein höheres Ziel vor Augen hatte. Rom sollte wieder auf Jahrhunderte hinaus das Centrum des Occidents werden. — Denn so wie durch das Christenthum ein neues Rom erstanden und trotz gewaltiger Umwälzungen herangewachsen war, so auch sollte dieses christlich umgewandelte Rom „das neue Haupt des Abend-

landes" und der geistigherrschende Mittelpunct des Mittelalters werden; in den alle Radien des romanischen und germanischen Volkslebens zurückliefen und von wo aus, gleichwie aus dem Herzen das Blut durch alle Adern des Körpers, so auch das geistige Leben sich in unzähligen Gängen durch Europa ausströmen sollte.

Die Kirche in Rom, der einflußreichsten von allen Metropolen, machte allmählig die nämlichen „Ansprüche, welche die alte Welthauptstadt auf die Ehrfurcht und den Gehorsam der Völker" gemacht hatte: sie wurde „die Erbin des Geistes, der Disciplin, der Eigenschaften und selbst auch der ehrgeizigen Triebe der alten Römer, und obwohl das Reich derselben ausgegangen war, so bestand doch noch dessen große, wenn auch entseelte Maschinerie; die Länder trugen noch die tiefen Geleise der Regierung (des alten) Roms, und so begann sich die Herrschaft der kirchlichen Stadt durch jene Kanäle in die Provinzen zu ergießen, die das heidnische Rom gegraben hatte." (Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom I.)

Wie aber damals schon der geistliche Einfluß zu weltlichen Zwecken angewendet wurde, sieht man aus den Briefen, durch welche der Papst (Stephan II.) den Pippin zur Hülfe gegen Aistulf zu bewegen suchte, als dieser zum zweitenmale Rom angriff. In einem derselben hieß es u. A.: „Was Ihr dem h. Petrus als Geschenk versprochen habt, müßt Ihr ihm auch verschaffen. Bedenket, welch' ein schrecklicher Gläubiger der h. Petrus ist, der Pförtner des Himmels, der Fürst der Apostel; beeilet Euch also, ihm das Versprochene (das Exarchat) zu verschaffen, wenn Ihr nicht ewig verdammt sein wollt 2c. 2c." Da aber dieses noch nicht wirkte, so verfaßte er einen zweiten Brief, welcher des Erfolges nicht ermangeln konnte, denn er war vom h. Petrus in Person: „Ich Petrus, der Apostel Gottes, der ich Euch für meine angenommenen Söhne halte. . . Glaubet es festiglich, Ihr, die Ihr mir theuer seid und zweifelt nicht, wenn ich selbst mit Euch spreche, als ob ich noch im Fleische und lebendig bei Euch wäre. Ich bin es heute, der ich Euch beschwöre und verpflichte durch die dringendsten Bitten . . . Noch mehr die Mutter Gottes, die Jungfrau Maria und zugleich die Throne, die Fürstenthümer und die ganze himmlische Heerschaar, die Märtyrer, die Bekenner Christi und alle, die Gott gefallen, vereinigen sich mit uns, um Euch zu ermahnen und feierlich zu beschwören, daß Ihr Erbarmen habt mit der Stadt Rom, welche unser Herrgott uns anvertraut, und mit den Schaafen des Herrn und seiner heil. Kirche, welche Gott selbst mir befohlen hat . . . Scheidet Euch nicht von meinem römischen Volk, wenn Ihr nicht wollt vom Himmelreich und vom ewigen Leben geschieden sein. Ich werde Euch dafür alles gewähren, was Ihr von mir bitten werdet, oder wenigstens allen meinen Einfluß für Euch anwenden. Ich beschwöre Euch also, duldet nicht, daß meine Stadt Rom und deren Volk gequält und zerfleischt werde von jener Race der Lombarden; denn Ihr wollet doch nicht, daß Eure Leiber und Seelen im unauslöschlichen Feuer der Hölle gepeinigt werden vom Teufel und seinen abscheulichen Engeln." —

Dieses plumbe Kunstwerk fand Glarben bei der rohen Menge, welche freilich bei einer Aussicht auf Krieg, auf reiche Beute und dazu auf das ewige Leben leicht zu bewegen war, und hatte den zweiten Zug Pippin's gegen die Lombarden zur Folge.

Nachdem Pippin noch die Sachsen durch einen Sieg bei Yburg im Osnabrückischen 758 zum Tribut gezwungen, dann mit Hülfe der Gothen in Septimanien den Arabern Narbonne, ihr letztes Besitzthum in Gallien, 759 entrissen, und dadurch Septimanien unter dem Namen eines Herzogthums Gothien zum Eintritt in den fränkischen Lehensverband gebracht hatte, bezwang er auch noch in einem achtjährigen Kriege die den fränkischen Einrichtungen stets widerstrebenden Aquitanier. Denn als deren König Waifar, welcher zuletzt in seinem unbeugsamen Trotze seine eigenen festen Plätze (Poitiers, Limoges, Angoulême,

Perigueux u. a.) alle geschleift und sich in die Gebirge zurückgezogen hatte, von seinen eigenen Leuten 768 erschlagen worden war, konnte Aquitanien für völlig unterworfen gelten.

Als auf diese Weise Austrasien, Neustrien (mit Einschluß der Bretagne), Burgund und Aquitanien unter Einem Scepter vereinigt und dadurch Chlodwig's Werk vollendet war, so daß hinfort der vollen Verschmelzung der Galloromer und Franken kein Hinderniß mehr entgegenstand, starb Pippin den 13. Sept. 768 zu Paris und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Karlmann und Karl zur Theilung.

Lange noch hörte man das Sprüchwort „Klug wie Pippin". Diese seine Klugheit in Verbindung mit Kraft, Muth und Consequenz bahnte seinem zweiten Sohne den Weg zu noch größerem Ruhme, so daß man nachher auf sein Grab schrieb: „Hier ruht Pippin, der Vater Karls des Großen." — Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Pippin mit der neuen arabischen Dynastie der Abbasiden eine Verbindung geknüpft, wahrscheinlich um dem Handel der südlichen Seestädte mit Afrika und Ägypten Vorschub zu thun. Auch mit dem byzantinischen Hofe, namentlich mit dem byzantinischen Kaiser Constantinus Kopronymus, unterhielt er einen Verkehr (vielleicht „wegen der zahlreichen Pilgerfahrten der Abendländer nach dem gelobten Land"), und durch eine griechische Gesandtschaft erhielt er vom Kaiser die erste Orgel, die man im Frankenreiche sah: er übergab sie der Kirche zu Compiegne.

3. Die angelsächsische Mission in Deutschland. Gründung der deutschen Kirche und dadurch Grundlegung der Einheit deutscher Nation. Bonifacius Apostel der Deutschen und seine Gefährten. Bekehrung der Hessen und Thüringer. Stiftung von Bisthümern. Anknüpfung der germanischen Kirchenstiftung an die römische Hierarchie. Einfluß des Bonifacius auf die westfränkische Kirche. Bonifacius Erzbischoff von Mainz. Verhältniß desselben zum Hofe Pippin's. Sein Rücktritt zum Missionsberuf und sein Tod. Rückblicke auf sein Wirken: seine Ansicht von der Kirche und sein Verhältniß zum Kirchenoberhaupt.

Bevor wir die weitere Ausbildung des gesammten Frankenreiches durch das pippinische oder, wie es von seinem größten Sprossen benannt wurde, karolingische Herrschergeschlecht verfolgen, müssen wir sehen, wie noch während Pippin's Regierung der unter seinem Großvater in die heidnisch-germanischen Stämme Deutschlands gelegte Einheitskeim durch einen Mann befruchtet wurde, der mit Recht als der größte Wohlthäter des deutschen Volkes angesehen zu werden verdient. Es ist dieß der schon im Vorübergehen genannte „Apostel der Deutschen" **Bonifacius**, der durch seine vom karolingischen Regierungsinteresse wesentlich geförderte Gründung einer — im Gegensatz zur franko-gallischen Kirche — in der Lehre reineren, in der Verfassung festeren und im Wandel achtungswertheren deutschen Kirche im fränkischen Reiche den Grund für den künftigen Unterschied einer deutschen und französischen Nation legte. Von dieser Seite betrachtet, überragt er alle die Geister und Helden, welche die deutsche Nation groß gemacht haben; denn ohne ihn würde

sie schwerlich zu der innern und höhern Entwicklung gekommen sein, die an ihr wahrzunehmen ist.

Wunfried oder Winfried, mit seinem schon vor 719 angenommenen Klosternamen Bonifacius, wurde 680 oder 683 zu Kyrton (damals Crediantum) in Wessex aus einem edlen, begüterten Geschlechte geboren und in den Klöstern Exeter (damals Adescancastre) und Nudscelle gebildet. Ausgerüstet mit guten Kenntnissen (denn er schrieb eine lateinische Grammatik, welche Angelo Mai 1835 herausgab) vorzüglich aber mit einem practischen, umsichtigen Blick und Tact, fühlte er sich frühe zur Mission bei den Stammverwandten des Festlandes gezogen und begab sich deßhalb, von einigen Brüdern begleitet, 716 an die friesische Küste, obgleich damals der friesische Herzog Ratbod alle Christen aus seinem Lande vertrieben hatte (s. oben K. 6, 1). Weil sich aber bei der Abneigung dieses Fürsten vor dem Christenthum, das ihm mit der Frankenherrschaft gleichbedeutend war, nichts ausrichten ließ, kehrte Bonifacius wieder nach England zurück, und faßte, treu seinem erwählten Berufe, den Entschluß, mit dem Kreuz tiefer in's Innere von Deutschland zu bringen.

Mit Empfehlungen vom englischen Bischoff von Wincester versehen, gieng er 718 nach Rom zu Papst Gregor II, der ihm Ostfranken oder Thüringen zum Missionsfeld anwies. Nach einiger Zeit, als Ratbod in Friesland gestorben war, kehrte er zu den Friesen zurück und arbeitete unter Wilibrord's Anleitung (s. oben K. 2, 6.) drei Jahre lang an ihrer Bekehrung. Als Wilibrord, von Alter gebeugt, ihm sein Bischoffsamt übertragen wollte, schlug er es aus zaghafter Scheu aus, um die verborgene Thätigkeit eines Missionärs fortsetzen zu können. Er verkündigte hierauf den Oberfranken im Hessengau das Evangelium, stiftete dort unweit der Ohm (Amana) das Kloster Amanaburg (noch jetzt im Volk Amēnēburg, nicht Amöneburg genannt) und hatte die Freude, schon mehrere Tausend Heiden zu taufen. Um aber mit mehr Nachdruck wirken zu können, bedurfte er der Bischoffsgewalt und der Empfehlungen an Karl Martel. Er begab sich daher zum zweitenmal nach Rom, wo er von Gregor II 723 zum Bischoff geweiht und mit einem kurzen und eindrucksvollen Empfehlungsschreiben an jenen fränkischen Majordomus versehen wurde.

Bei dieser Gelegenheit legte Bonifacius am Grabe des heiligen Petrus zu Rom den gleichen Eid ab, wie ihn die italienischen Bischöffe zu leisten pflegten, indem er mündlich und schriftlich gelobte, daß er die ganze Reinheit der katholischen Lehre bewahren und in ihrem Verbande beharren wolle, insbesondere, daß er nie das Geringste wider die Einheit der allgemeinen Kirche unternehmen und demnach dem Stuhle Petri unverbrüchliche Treue und Lauterkeit des Glaubens widmen wolle. Diesen Eid hat er treulich gehalten, und dieser Treue dankt die deutsche Nation ihr eigenthümliches Bestehen.

Die Beschuldigung, daß Bonifacius durch die Anknüpfung seiner kirchlichen Stiftungen an die Hierarchie Roms die selbständige Entwicklung einer deutschen Kirche gehindert habe,

wird ohne Berücksichtigung der gegebenen Umstände gemacht, da im Gegentheil weit eher dargethan werden kann, daß, wenn Bonifacius nicht also gehandelt hätte, das Christenthum in Deutschland der Barbarei einer noch ganz rohen Nationalität und eines stets fortwuchernden Heidenthums unterlegen wäre. (Von der Rohheit der fränkischen und auch anderer noch in Barbarei versunkener germanischen Heiden s. K. 2, 5. a. E.) Ja hätte Bonifacius auch nur, anstatt seine Gründungen dem römischen Stuhle zu untergeben, die Zumuthung des Bischoffs von Cöln, sie ihm unterzuordnen, befolgt, so würde die deutsche Kirche alsbald in den ganzen entsetzlichen Verfall der franko-gallischen hineingerathen sein und es wäre „unmöglich geworden, daß später die Rheinfranken, an des Bonifacius Gründung sich anlehnend, sich kirchlich und politisch von Frankreich losgerissen" und überhaupt die Deutschen eine Einheit gewonnen hätten. Überall im austrasischen Franken, wo Bonifacius auftrat, mit Ausnahme der Gränzstriche des alten Sachsenlandes, fand er zwar schon frühere, von seinen Vorgängern gegründete Pflanzungen vor, um an sie anzuknüpfen; da sie jedoch nur vereinzelt, dazu geschwächt und zum Theil verwildert und dem Untergange nahe waren, so war es sein Verdienst, sie neu zu beleben, zu erweitern und durch Einfügung in eine schon gegebene Ordnung, eben in die römische, gegen die wiederkehrenden Ausbrüche des Heidenthums halt- und dauerbar zu machen. — Zu einer von Rom unabhängigen Kirche waren die damals in Deutschland zerstreut vorliegenden Elemente und Materialien nicht kräftig genug. Um sich der großen geistigen Macht, welche Rom über die Gemüther der damaligen Christenwelt längst errungen hatte, zu entziehen und mit eigener Autorität sich der römischen siegreich entgegenzusetzen, dazu war jene Zeit nicht angethan. Die Geschichte nahm nun einmal gerade diesen und keinen andern Gang, und was in des Bonifacius aufopferungsvollem Wirken menschlich-Irrthümliches mit unterlief, berechtigt nicht, das von Gott Zugelassene und darum Providentielle zu verkennen. Denn die von Bonifacius gepflanzte Hierarchie war zunächst nur die bergende Hülle, unter der sich der deutsche Geist entwickeln sollte, um einst nach vollendeter Entwicklung sie mit einer freiern Form zu vertauschen. — (An dem von alten Geschichtschreibern dem Bonifacius beigelegten Ehrennamen „Apostel" der Deutschen darf man sich nicht stoßen: denn ihn und diejenigen Männer, denen sonst noch das Mittelalter den Namen „Apostel" beilegt, dadurch in ihrem innersten christlichen Wesen den Jüngern Jesu gleichzustellen, wird keinem Verständigen beikommen; sondern man wollte mit dieser Benennung, die man denen gab, welche in einem heidnischen Lande zum erstenmal das Christenthum zu verbreiten suchten, nur die missionirende Thätigkeit solcher Männer bezeichnen. Da nun freilich Bonifacius schon in vielen Theilen Deutschlands das Christenthum vorfand, selbst aber es nur zuerst in Sachsen und Thüringen einzuführen begann, so ist freilich die Ausdehnung jenes seines Titels auf „die Deutschen" zu weit gehend: man wollte aber damit nur die sich allmählig kundgebende tiefe Einwirkung, welche seine Stiftungen und kirchlichen Einrichtungen auf ganz Deutschland hatten, kurz bezeichnen.)

Bei seinen Missionsbestrebungen von Karl Martel möglichst geschützt, besonders aber von einer Anzahl glaubensfester und aufopferungsfähiger Männer und Frauen unterstützt, gelang seiner kraftvollen Predigt und seinem entschiedenen Auftreten gegen den heidnischen Götzendienst zunächst die Bekehrung der Hessen und Thüringer, in deren Ländern er nach dem Muster der wohlgeordneten angelsächsischen Kirche viele christliche Kirchen mit so gutem Erfolg gründete, daß er 732 zur Anerkennung seiner Verdienste von Gregor III zum Erzbischoff von Germanien ernannt wurde, zwar noch ohne festen Sitz, aber mit der Vollmacht, in allen bekehrten Bezirken Bischöffe zu ernennen.

Nachdem er 737 zum drittenmal in Rom gewesen war, widmete er auch den

Kirchen Bayerns, die seit Severin's Tode in Verfall gerathen waren, seine ordnende Thätigkeit und vollendete alsdann in Thüringen und Hessen sein dort angefangenes Werk. Seine wichtigsten Stiftungen sind: in Hessen das Bisthum Büraburg bei Fritzlar und das Kloster Fulda, diese eigenthümliche „Pflanzstätte eines christlich-sittlichen Geistes" in Deutschland, über die er seinen Lieblingsschüler Sturm, einen Bayern, zum Abt setzte; — in Thüringen die Bisthümer Würzburg, Eichstädt, Erfurt; — in Bayern die Bisthümer Regensburg, Freysing, Passau und Salzburg.

In die Zeit seiner hessischen Mission fällt die Fällung der dem Wodan oder Thor geheiligten Eiche zu Geismar, einem Dorfe in der Nähe von Fritzlar. Sie galt für unverletzlich und als Bonifacius sie zu fällen befahl, glaubte das umstehende Volk fest, daß, wer Hand an sie lege, vom rächenden Gotte werde urplötzlich getödtet werden. Da ergriff Bonifacius selbst die Axt und that die ersten Hiebe, und als die Rache ausblieb und die Eiche zu Boden lag, ließen sie ihren Aberglauben fahren und sich taufen. Auch anderwärts, namentlich an der Werra, stürzte er mehrere Götzenbilder.

Die Tradition läßt ihn auch ziemlich tief in Sachsen eindringen, besonders in die Weser-, Haarz- und Saale-Gegenden.

Die Wahrnehmung, daß die Sachsen Menschenopfer brachten, und die Franken ihre Sclaven an diese Heiden zu dergleichen Opfern verkauften, betrübte ihn sehr. Indeß fiel vor seinem heiligen Eifer ein heidnischer Gebrauch um den andern. — Seine Gefährten, unter welchen vorzüglich Burghard und Lullus, Willibald und Wunnebald, Witta und Wigbert genannt werden, unterstützten ihn treulich, und besonders ließen sich auf seine Anweisung die frommen Frauen und Jungfrauen, Wittwen und Schwestern der Missionäre, die er aus England kommen ließ, die Bekehrung des weiblichen Geschlechts angelegen seyn, indem sie zu diesem Zwecke Klöster gründeten, wie z. B. die h. Thekla das zu Kitzingen, die h. Lioba das zu Bischoffsheim, die h. Walburgis das zu Heidenheim. — In der Unstrutgegend nördlich des Waldes stiftete er westlich vom Inselsberg am Flüßchen Ora das Kloster Ordruf, das als Lehr- und Bildungsanstalt wichtig wurde. Nach dem Verlauf weniger Jahre konnte Bonifacius schon über 100,000 Getaufte zählen.

Auch Alemannien wurde in den Synodalverband des neuen deutschen Metropolitansprengels gezogen und seine alten Bisthümer Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Vindonissa (wofür später Constanz), Chur und Augsburg in derselben strengen Weise geordnet und zum Gehorsam gegen den Stuhl Petri verpflichtet; selbst Cöln lehnte sich (742) an, ohne jedoch noch in das Suffraganverhältniß zu treten. Der Umstand, daß nach dem Tode Karl Martell's, der zur Kirche in keinem innern Verhältniß stand, bei der Reichstheilung Austrasien dem kirchlich gesinnten Karlmann zufiel, welcher (obwohl zugleich aus politischen Gründen) diesen Reichstheil durch das erste germanische (austrasisch-fränkische) Concil 742 in den deutschen Synodalverband aufnehmen ließ, erleichterte dem Bonifacius nicht nur die Durchführung seines Kircheneinheitsplanes für Deutschland, sondern gab ihm auch Gelegenheit, von da aus zunächst auf die tief darniederliegende Kirche Belgiens durch die lestinische Synode (zu Liptinä, dem jetzigen Lestines bei Cambray) bei 643 einigermaßen verbessernd einzuwirken.

Von nun an erschienen auch die deutschen Bischöffe als Vasallen auf den großen Reichstagen (Maifeldern), wo sie vermöge ihres geistlichen Ansehens und ihrer überlegenen Bildung bald großen Einfluß erlangten.

Diese seine nahe Stellung zu Karlmann war wohl Ursache, daß Bonifacius dem von Rom gebilligten Plane Grippo's, Deutschland mit Hülfe der Alemannen und Bayern vom Frankenreich loszureißen, fremd blieb. Diese seine Einsicht und der Sieg Pippin's und Karlmann's über Grippo's Verbündete (s. ob. K. 6, 2) rettete die germanische Kirchengründung, die, weil sie noch unvollständig und unbefestigt war, durch die Losreißung vom Frankenreich, wieder würde verfallen sein, wodurch das später in jener Gründung wurzelnde Hervorwachsen einer deutschen Nation wenigstens gestört und verkümmert worden wäre.

Die hohe Achtung, die deßhalb auch Pippin vor der geistig hervorragenden Stellung dieses Mannes hatte, verschaffte diesem auch Einfluß auf die westfränkische Geistlichkeit (in Neustrien), deren greuliche Sittenverwilderung aber lange seiner ordnenden Thätigkeit bedeutende Hindernisse entgegenstellte, zumal er zugleich den schwärmerischen Irrlehren eines gewissen Bischoffs Aldebert, der einen großen Anhang im Volk und selbst am Hofe eine dem Bonifacius entgegenarbeitende Partei hatte, auf der neustrischen Synode 745 in gleich scharfer Weise entgegentreten mußte, wie in Ostfranken dem irischen Pelagianer Clemens, der dort seinen kircheneinheitlichen Bestrebungen störenden Widerstand entgegensetzte.

Noch aber stand es um die Einheit seiner germanischen Kirchengründung ungewiß, als ein Ereigniß eintrat, das sie über Bonifacius' Leben hinaus für eine weite Zukunft zu sichern geeignet war. Als nämlich der rohe Bischoff Gevilieb von Mainz, der als Laie dieses Bisthum überkommen und wie ein Heide für den in einem Sachsenkrieg erfolgten Tod seines Vaters an dem Thäter in meuchelmörderischer Weise Blutrache genommen hatte, auf der fränkischen Gesammtsynode 745 abgesetzt wurde, so übertrugen Karlmann und Pippin dieses wichtige Bisthum dem Bonifacius, der sodann in seiner Eigenschaft als Erzbischoff Germaniens den Mainzer Erzsprengel durch den Bürabroner und Erfurter Sprengel vergrößerte und mit Mainz, eine oberaufsehende Stellung verband, die sich später auch über die Erzbisthümer von Trier, Cöln, Salzburg, Bremen (in der Folge auch über Magdeburg), sowie über die Bisthümer Lüttich, Worms, Speyer, selbst über Utrecht, Straßburg, Constanz, Chur und Augsburg (jedoch nur als Suffraganbisthümer) erstreckte, also daß Mainz in der Folge als Primat Germaniens erschien.

Nach Karlmann's Tode minderte sich indeß der Einfluß des Bonifacius auf Pippin und seinen Hof, und seine Reformabsichten fanden dort viele Gegner. Mit Unrecht hat man lange Zeit hindurch den Bonifacius zum „Anstifter, Vermittler und Unterhändler" bei dem fränkischen Dynastienwechsel gemacht und vorzüglich ihm die Förderung dieses Staatsstreichs zur Last gelegt. Hierin folgte man spätern karolingischen Quellen, denen daran lag, den dunkeln Fleck des am merovingischen Königshause begangenen Unrechts durch die Strahlen des durch seinen

Tod in's Wunderbare gesteigerten Ruhmes dieses heiligen Mannes in ein schönes Licht zu setzen. Aus ältern, (von Pertz kritisch gesichteten) belgischen, oberrheinischen, schwäbischen und austrasischen Annalen geht aber hervor, daß Bonifaz am Sturze der Merovinger durchaus keinen Antheil hatte, ja daß er nicht einmal, wie man bisher annahm, die Salbung bei Pippin's Königswahl verrichtete, vielmehr der ganzen Staatsaction, wenn nicht gerade zu entgegen, doch wenigstens fremd war.

Den Beweis aus den gedachten Annalen liefert Rettberg in s. Kirchengesch. Deutschlands S. 380—396, wornach sich ergiebt, daß die Stellung des heil. Bonifacius zum Hofe Pippin's durchaus keine vertraute war, weil er sowohl vor als nach Pippin's Thronbesteigung erst durch den allvermögenden Abt Fulrad von St. Denys, der gleichsam Cultusminister am Hofe Pippin's war, auf's demüthigste um Unterstützung für seine Gefährten, wie für seine Zwecke, und um Zutritt zur Berathung mit dem Könige bitten mußte, und somit keineswegs wie ein päpstlicher Legat behandelt wurde; — ferner, daß die Unterhandlung mit Papst Zacharias hauptsächlich durch diesen Fulrad betrieben wurde, daß aber der Bischoff Burghard von Würzburg, dieser alte und damals dem Grabe nahe Freund des Bonifacius, gar nicht dabei betheiligt war; — daß die Behauptung, Bonifacius habe die Salbung Pippin's vorgenommen eine spätere Angabe ist, ja daß überhaupt bei der Wahl Pippin's keine eigentliche Salbung (die erst Papst Stephan vornahm), sondern nur eine geistliche Weihe durch die Bischöffe Statt hatte, unter denen aber Bonifaz nicht genannt wird, zumal er damals gerade, wahrscheinlich in Thüringen, mit Einrichtung von 30 Kirchen beschäftigt war; — daß er endlich sich nach Pippin's Thronbesteigung von den, von demselben gehaltenen Synoden ferne gehalten habe. Was demnach durch das Resultat dieser Untersuchung Bonifacius „an politischer und hierarchischer Bedeutsamkeit einbüßt", gewinnt er dafür in „sittlicher Hinsicht."

Da das Verhältniß des Bonifacius zu Pippin's Hof besonders in der letzten Zeit seines Lebens kein einflußreiches war und er sich außer Stand fühlte, die ihm vom päpstlichen Stuhle verliehene Würde bei Hofe für seine Zwecke hinreichend geltend zu machen, wandelte ihn ein Überdruß an den hierarchischen Sorgen und zugleich eine Sehnsucht nach seiner Jugendthätigkeit, der Heidenmission, an. Er legte daher 754 sein Mainzer Erzbisthum nieder und erbat sich seinen Schüler Lullus zum Nachfolger im Predigt- und Lehramt, und nachdem er ihn als solchen den geistlichen und weltlichen Häuptern in Thüringen vorgestellt hatte, brach er nach Friesland auf, um seinen lieben Friesen noch seine letzten Kräfte zu widmen; aber schon im zweiten Jahre dieser Thätigkeit fand der ehrwürdige, mehr als 70jährige Greis bei Doccum durch einen wilden Haufen heidnischer Friesen den Märtyrertod, d. 5. Jun. 755.

Er hatte eben jenseit des Zuydersee's am Flusse Borne an dem Orte Dokkingen (Doccum) sein Zelt aufgeschlagen, um durch Predigt und Taufe auf die Umgegend zu wirken, und eines Tages eine Anzahl schon Getaufter zur Firmung bestellt, als eine bewaffnete Rotte heidnischer Friesen herbeistürzte, um ihre beleidigten Götter zu rächen und seine Bücherkisten, darin sie Gold und Silber vermutheten, zu plündern. Als seine Begleiter, 52 an der Zahl, zu den Waffen greifen wollten, wehrte es ihnen Bonifacius und bot sich ihren Streichen dar, unter denen er mit seinem ganzen Gefolge fiel. Daß er den Märtyrertod absichtlich gesucht habe, um sein Werk dadurch zu krönen, läßt sich nicht annehmen; wohl aber wollte er ihn aus einer gewissen freudigen Sehnsucht nach solcher Auflösung nicht meiden. Sein Leichnam wurde von seinen Anhängern nach Utrecht und von da durch Lullus nach Fulda gebracht, das sich Bonifacius noch bei seinen Lebzeiten zur letzten Ruhestätte ausersehen

hatte. „In weiter Einöde (schreibt er 751), mitten unter Stämmen, die meiner Predigt anvertraut sind, liegt ein Ort, wo ich ein Kloster errichtet und mit Mönchen bevölkert habe, die nach der Regel des h. Vaters Benedict leben in strenger Enthaltsamkeit, ohne berauschendes Getränke, ohne Sclaven, mit der Arbeit der eigenen Hand den Unterhalt erwerbend. Hier will ich einst, wenn auch nur für wenige Tage, meinen müden Körper pflegen und nach dem Tode ruhen. Denn die vier Stämme, denen ich durch die Gnade Gottes das Evangelium verkündigt habe, wohnen in der Umgegend. Ihnen will ich, so lange ich lebe und Geisteskraft behalte, nützlich sein, getreu der römischen Kirche und unter dem Volke, zu dem ich gesendet ward, bis zum Tode beharrend." — Und wahrhaftig: er hat beharrt in der Treue bis zum Tode und dadurch, wie H. Leo mit vollem Recht sagt, „uns und unsern Enkeln mehr gebracht, als uns irgend einer unserer großen Kaiser und Könige nachher zu bringen vermocht hat!"

Beim Überblick über das weitgreifende Wirken dieses Apostels der Deutschen sei schließlich noch seiner Ansicht von der Kirche überhaupt gedacht, weil sie den Standpunct angiebt, auf welchem die Kirche jener Zeit sich noch befand. Seine hinterlassenen Sermonen beweisen, daß er ganz die von den römischen Bischöffen Leo und Gregor I ausgebildete Ansicht von der Kirche, als einer disciplinarischen Anstalt mit alttestamentlichen Rechten und Pflichten theilte, dergemäß die Bischöffe, ausgerüstet mit göttlicher Autorität die Verpflichtung hätten, die Schlechten zu strafen, die Schwachen zu tröst en und die Übermüthigen zu zügeln. Von dieser Ansicht aus geht sein Bemühen auf Herstellung eines geordneten Organismus der Kirchenregierung aus, bei welcher die höhere Stufe immer die nächst niedere beaufsichtigt, und von der niedern aus jede Anzeige und Anfrage zu den höhern Stufen und durch diese bis zum Inhaber des Primats geht, als der letzten und höchsten Instanz für Handhabung der Zucht und gesetzlichen Ordnung. Demnach ist ihm und seiner ganzen Zeit der Papst noch nicht Stellvertreter Christi, sondern nur Petri, also noch nicht Inhaber der Gesammtgewalt der Kirche, dessen Delegirte die Bischöffe wären, die vielmehr damals noch, wie alle auffehenden Glieder dieses kirchlichen Organismus, selbstständig in ihrem Sprengel gleiche Rechte und Pflichten übten, wie der Papst in dem seinen, als welcher nur die Aufrechthaltung und Überwachung der canonischen Ordnung über sich hatte. In keinem andern Sinn hat Bonifaz dem Papste Gehorsam gelobt und von seinen Untergebenen verschofft, in keinem andern Sinn das „hierarchische Band" um die deutsche Kirche geschlungen. Daß späterhin, nach Aufstellung der Theorie einer Plenipotenz, so mancher Inhaber des römischen Stuhls dieses disciplinarische Band durch allzu straffe Anziehung zur Unterdrückung des Volksthümlichen zu benützen strebte, war nicht des Bonifacius Schuld.

Der Gehorsam gegen Rom, den Bonifacius lehrte und selber so streng übte, weil er sich in so vielen einzelnen, oft kleinlich scheinenden Dingen um Auskunft und Verhaltungsregeln an den Papst wandte, — verliert das ihm vorgeworfene Aussehen des Sclavischen, wenn man bedenkt, daß in einem erst aus dem rohsten Heidenthum zu den ersten Stufen christlich-sittlicher Cultur sich emporringenden Lande tausend Verwicklungen vorkommen mußten, die jeden Andern auch in Verlegenheit gesetzt und angetrieben hätten, sich zur Deckung seiner Ver-

antwortlichkeit an eine höhere Behörde zu wenden. Erscheint sein Verfahren auch in manchen Beziehungen mit Schwächen behaftet, so liegen diese weniger in dem Streben, dem Papste mehr einzuräumen, denn sich's gebührte, als vielmehr in den unklaren Begriffen seiner ganzen Zeit. — Daß jener sein Gehorsam seine Gränze hatte, beweist der Umstand, daß Bonifacius sich mehrmals mit rühmlicher Freimüthigkeit gegen päpstliche Handlungen tadelnd ausließ. So beschwerte er sich bei Zacharias über dessen Duldung roher Unsittlichkeiten mitten in Rom und bittet, sie abzustellen, weil sonst seine Deutschen, wenn sie nach Rom kämen, leicht zur Verachtung und zum Ungehorsam gegen Rom gereizt würden; — so beschwerte er sich über die hohen Taxen für Pallien, wodurch die neustrische Geistlichkeit abgehalten würde, sich an Rom anzuschließen; — so machte er dem Papst Stephan den Vorwurf, daß er die Weihung des Bischoffs von Metz selbst übernommen und sie nicht, den Kirchengesetzen gemäß, dem Metropolitan von Trier überlassen habe, und als Stephan sich auf seine päpstliche Autorität berief, beruhigte sich Bonifaz nicht, bis Pippin den Streit beilegte.

7. Kapitel. Das Reich Karl's des Großen. Karl's äußere Thätigkeit.

1. Geographische Lage Europa's beim Tode Pippin's. Theilung des Reichs unter Karl und Karlmann. Aquitanischer Aufstand. Karlmann's Tod. Karl Alleinherr der Franken. Beginn der Sachsenkriege. Das Heidenthum der Sachsen, und dessen Rücklehne im heidnischen Nordosten von Europa. Erster Zug gegen die Lombarden: Entthronung des Disiderius. Karl König der Lombarden. Karl und Papst Hadrian. Bestätigung und Erweiterung der pippinischen Schenkung.

Die von Bonifaz getroffenen kirchlichen Einrichtungen waren dem Regierungssystem der neuen fränkischen Dynastie um so willkommener, als das Königthum nun um so leichter mit den weltlichen Angelegenheiten auch die kirchlichen regieren und sie theils auf den Reichstagen, theils auf den Reichssynoden durch Capitularien festsetzen lassen konnte. Es bedurfte daher nur eines umfassenden Geistes, um auf dieser Grundlage eine durchgreifende Ordnung und Umgestaltung des ganzen weiten fränkischen Reiches auf- und durchzuführen. Dieser fand sich in Pippin's älterem Sohne, Karl dem Großen, dem es gelang, das fränkische Königthum zur höchsten Bedeutung zu erheben, alle germanischen Völker des Festlandes aus ihrer abgesonderten Stellung zu einem allgemeinen Verband zu zwingen und so die Einheit und Geschlossenheit des Frankenstaates zu vollenden, in der er nichts mehr von den, wenn auch vereinten Angriffen der Araber, Skandinavier, Slaven und Avaren zu fürchten hätte und alles von der antiken Bildung Gerettete und vom Christen- und Germanenthum bisher Geschaffene einer höhern Entwicklung entgegenführen konnte.

Vor der nähern Darstellung dieser Periode sei hier zunächst ein kurzer Blick über Europa's geographische Lage in jener Zeit geworfen. Südlich vom Frankenreich, das sich bereits von den Pyrenäen bis an die Enns erstreckte, gewahren wir in Spanien das Ommaijaden-Emirat von Cordova und nördlich vom Duero das unterdeß aufgekommene

kleine christliche Königreich Asturien; im nördlichen und mittleren Italien das Lombardenreich, während das südliche Calabrien, die Herzogthümer Rom und Neapel, das Gebiet von Istria und der kleine Inselstaat Venetia (wenigstens dem Namen nach) noch der byzantinischen Herrschaft unterworfen waren; — den Nordwesten Europa's nahmen in Britannien die bereits aus sieben in drei verschmolzenen angelsächsischen Königreiche, in Schottland noch die Reiche der Picten und Scoten ein, während in Irland noch fünf kleine Königreiche bestanden; — der eigentliche Norden war von den finnischen Stämmen und von vielen kleinen Königreichen der Normannen, Dänen und Schweden besetzt; — im Osten des fränkischen Reiches und zwar im Rücken der Sachsen lagerte die Menge der slavischen Völker; in Ungarn wohnten die Avaren, an der Niederdonau die Bulgaren und von der Wolga bis zum Dniestr dehnte sich das Reich der Chazaren aus.

Nach Pippin's Tod wählte die Versammlung der fränkischen Wehr- und Dienstmannen auf dem Maifelde 768 die beiden Söhne desselben, Karl und Karlmann, die keiner eigentlichen Salbung mehr bedurften, da diese schon früherhin vom Papste Stephan vorgenommen worden war (Kap. 6, 2. a. E.). Das Reich wurde unter ihnen also getheilt, daß Karl, der ältere Sohn, den nordöstlichen Theil des neustrischen und austrasischen Reichs mit den Städten Rouen, Noyon, Lüttich, Aachen, Mainz, dazu Thüringen und Bayern; — der jüngere Sohn, Karlmann, aber den südwestlichen Reichstheil mit den Städten Paris, Soissons, Metz, Verdun, dann Septimanien, Burgund, Elsaß und Alemannien bekam; — Aquitanien blieb gemeinschaftlicher Besitz. Daher kam es bei der Uneinigkeit der beiden Brüder bald zu einem allgemeinen, vom alten Herzog Hunold, Waifar's Vater, geleiteten Aufstand in Aquitanien, welchen Karl, während Karlmann stille saß, ja ihm den versprochenen Beistand versagte, mit rascher und tapferer Hand unterdrückte, worauf er diesen Reichstheil durch Anlegung einer Vestung (Fronsac) an der Dordogne im Zaum hielt. Fast aber wäre es nun zu einem Bruderkrieg gekommen, da Karlmann sich feindseligen Einflüsterungen Anderer hingab; doch gelang es der königlichen Mutter, eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Bald darauf aber starb Karlmann auf einem Krongute in der Nähe von Lyon am 4. December 771.

Ohne die Rechte der von ihm hinterlassenen zwei unmündigen Knaben zu beachten, übertrugen die vom Abt Fulrad gewonnenen weltlichen und geistlichen Großen auf der Reichsversammlung zu Corbiniacum (Corbigny bei Rheims) dem kräftigen Karl auch den Landestheil seines Bruders und bestätigten ihn als Alleinherrn der Franken. In ihm erreichte Pippin's Geschlecht die höchste Blüthe. Ausgerüstet mit einem ungewöhnlichen Maaß geistiger und leiblicher Kraft, insbesondere begabt mit besonnenem Ernst, umsichtigem Blick, rastloser Thätigkeit, festem und durchgreifendem, aber dabei durch Milde und Frömmigkeit gemäßigten Willen, hat Karl der Große als Kriegsheld, Gesetzgeber, Christ und Mensch seinem ganzen Zeitalter jene Richtung gegeben, die auf weit hinaus die Geschicke Westeuropa's bestimmt, die Kirche in ihrem Innern befestigt und in ihrem Bestande geschützt, die Entwickelung des deutschen Volkes zur Einheit gefördert, den wissenschaftlichen Forschungstrieb angeregt und überhaupt seine ganze Zeit aus ihrer dumpfen Erstarrung herausgehoben hat.

Karl wurde nach den meisten Angaben den 2. April 742 (wahrscheinlich in einem Orte an der Oise) geboren. Spätere Angaben bezeichnen Paris, Aachen, Ingelheim, Worms, Jupil bei Lüttich, Großvargel an der Unstrut, Karlsberg am Wurmsee in Bayern als Geburtsort desselben. Er war 10 Jahre alt, als sein Vater zum Frankenkönig, — und 12 Jahre, als er selbst mit seinem Bruder vom Papste Stephan zum einstigen Nachfolger gesalbt und als Patricius gekrönt wurde. Seine Jugendzeit ist in das Gewand der Sage gehüllt. Gewiß ist, daß seine Mutter Bertradis (oder Bertha), die er bis an ihren Tod in hohen Ehren hielt, ihn sehr an häusliche Tugend gewöhnte, während ihn sein Vater in allen Waffenkünsten erziehen und frühe in den Geschäften der Regierung und des Kriegs sich üben ließ. Bei der Reichstheilung war er 26, bei Übernahme der Alleinregierung 29 Jahre alt. Seine Gestalt schon verrieth den gebornen Herrscher. Seine Leibesgröße betrug sieben seiner Füße oder 6 Fuß, 3 Zoll rhein., nach dem Maaß einer Eisenlanze, die sich noch erhalten hat und die Größe Karl's zeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirne, große lebhafte Augen, eine etwas große, gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche, heitere Gesichtszüge, eine helle, jedoch mit seiner Gestalt nicht ganz im Verhältniß stehende Stimme, starken, etwas kurzen Nacken, etwas vortretenden Unterleib bei vollkommenem Ebenmaaß der übrigen Glieder, festen Gang und durchaus männliche Haltung. Jagd, Krieg und Leibesübungen im Fechten, Reiten, Schwimmen, kalte, späterhin auch warme Bäder (zu Aachen), verbunden mit Mäßigkeit in allen Genüssen, machten und erhielten ihn körperlich stark und gesund. (Von seinen übrigen Lebensgewohnheiten s. unten K. 7, 5.) Er war schon verheirathet, als er zur Regierung kam, und zwar mit Imiltrudis (aus einem fränkischen Geschlechte). Im Jahr 770 schied er sich auf Betrieb seiner Mutter von dieser seiner ersten Gemahlin und nahm der mütterlichen Politik gemäß, ungeachtet der dringenden Abmahnungen des Papstes Stephan, die Tochter des Lombardenkönigs Desiderius (der 746 dem Aistulf in der Regierung gefolgt war) Namens Hermingarda (auch nach Radbert Desiderata, nach Andreas von Bergamo Bertera d) zur Gemahlin, schickte sie aber zur Freude des noch immer von den Lombarden bedrängten Papstes schon nach einem Jahre als unfruchtbar, wieder ihrem Vater zurück, der nun deßhalb einen tiefen Haß auf ihn warf. Darauf vermählte sich Karl 772 mit **Hildegardis**, der Tochter eines erlauchten alemannischen Geschlechts, der er bis in ihren Tod mit treuer Liebe zugethan war.

Verfolgen wir zunächst die Heldenlaufbahn Karl's, so kommen dabei seine Eroberungskriege gegen die Lombarden, Sachsen, Slaven, Avaren und spanischen Araber in Betracht, in denen er an 40 Jahre hindurch das Schwert nicht aus der Hand legte und sich als den größten Kriegsfürsten seiner Zeit bewährte.

Den gewaltigsten Kampf hatte er mit den Sachsen zu bestehen, welche sich in die vier Hauptvölkerschaften der Westfalen, der Ostfalen, der Engern und der Nordalbinger (auf dem rechten Ufer der Elbe) theilten. Weil sie (besonders die Westfalen oder „Männer der rothen Erde") durch ihre mit Mord und Brand bezeichneten Einfälle fortwährend die fränkischen Gränzmarken verwüsteten, so war es Karl's nächste Sorge, seinem Reiche von dieser Seite Ruhe zu verschaffen. Dieß konnte nur in einem entscheidenden Kampfe geschehen, der nicht blos ein Streit um Gränzen war, sondern vermöge der Natur der streitenden Theile die Natur eines Religionskriegs, auf Seite der Franken insbesondere den Character eines Kreuzzugs an sich trug.

Denn die Sachsen waren von allen germanischen Stämmen des Festlandes die einzigen, die noch in der vollen Naturkraft des starrsten germanischen Heidenthums und Freiheitstrotzes dastanden, und ebensowohl für die Unabhängigkeit ihres uralten Landes und

Herdes, als auch für die Überlieferungen ihrer Väter und für die von den andern Stämmen preisgegebenen Geheimnisse ihrer Götter stritten. Dabei ist noch zu erwägen, daß die Sachsen im Grunde das ganze nordöstliche Heidenthum Europa's und Asiens zur Rücklehne hatten, nämlich nicht nur die hinter ihnen stehenden, ihnen gleichgesinnten seeräuberischen Dänen, welche, skandinavischen Ursprungs, seit dem 6. Jahrhundert von den östlichen Inseln des Belt aus sich über die cimbrische Halbinsel verbreitet hatten, ferner unter den Bayern und Thüringern alle diejenigen, die mit den neuen christlichen Einrichtungen unzufrieden waren, — sondern auch die Avaren und sämmtliche Slaven, welche mit allen jenen großen, von der chinesischen Mauer ausgehenden Völkerströmungen zusammenhiengen, die über Mitteleuropa heranwogend früher oder später die fränkische Ostgränze zu überstürzen drohten. Daher ist es klar, daß sich's bei diesem Kampfe, dessen Größe und Länge Karl allerdings nicht voraussah, hauptsächlich um die Möglichkeit der Weiterausbreitung des Christenthums, das jener Heidenwelt gegenüber noch eine so kleine Stelle einnahm, so wie um die Weiterentwicklung der Bildung handelte, die im Christenthum ihre Wurzeln hatte.

Es ließ daher König Karl gleich auf dem ersten Reichstag, der 772 zu Worms gehalten wurde, den Krieg gegen die Sachsen beschließen, und als das dazu bestimmte Heer versammelt war, zog er, begleitet von vielen kirchlichen Würdeträgern und glaubenseifrigen Missionären, aus, um dem Sachsenvolke die von ihm verschmähte Wohlthat des Christenthums aufzunöthigen. Durch Westfalen rückend drang er bis zur Weser vor, eroberte die Veste Ehresburg (j. Stadtberge) an der Diemel, zerstörte in einem Haine das größte Heiligthum der Sachsen, die sogenannte Irmensul oder Irmensäule, an deren Stelle er eine dem Petrus geweihte Kirche erbauen ließ und gab die dort aufgehäuften Schätze der Plünderung preis.

Über die Irmensäule s. XII. 2, 4. Nach Andern stellte Irmin. nicht etwa den Armin, sondern den Schutzgott der Deutschen dar, der, in voller Waffenrüstung, in der linken Hand eine Wage, in der Rechten ein Banner mit einer Rose hielt; auf seinem Schilde war ein Löwe, zu seinen Füßen ein blumenbedecktes Feld abgebildet. Karl's Krieger brauchten drei Tage lang zur Zerstörung dieses Götzenbildes. Nach Andern war die Irmensul ein Baum, der nach altdeutschem Glauben das Weltall trug (XII. 2, 4.).

Nunmehr gelobten die Sachsen Unterwerfung, stellten 12 Geiseln und ließen die Glaubensboten zu, worauf dann Karl den Zug einstellte und in der Hoffnung, daß sie sich seinen politischen und kirchlichen Anordnungen allmählig fügen würden, nach seinem väterlichen Schlosse Heristal zurückkehrte. — Er ahnete nicht, daß es ihm erst nach 32 Jahren gelingen sollte, die Hartnäckigkeit dieses Volkes zu brechen, die um so größer war, je mehr ihnen mit Gewalt, was ihnen heilig war, genommen und das, was sie in seinem Werthe noch nicht kannten, aufgedrungen werden sollte.

Im folgenden Jahre veranlaßte folgender Umstand den König Karl zu einem Krieg mit den Lombarden. Karlmann's Wittwe Gerberga war nämlich gleich nach dem Tode ihres Gatten mit ihren beiden kleinen Söhnen und einigen Vornehmen ihrer Partei nach Pavia zum Lombardenkönig Desiderius geflohen, und dieser hatte ihr nicht nur Schutz zugesagt, sondern auch den Papst Hadrian I aufgefordert, die Söhne Karlmann's zu salben. Weil nun dieser, um sich den Frankenkönig, als natürlichen Beschirmer des römischen Stuhls, nicht zu entfremden, auf diese Zumuthung nicht eingieng, entriß ihm Deside-

rius die Pentapolis und bedrohte selbst Rom. Durch Eilboten des Papstes davon benachrichtigt, erhob sich König Karl, längst begierig nach einer Veranlassung zur Einmischung in die italienischen Angelegenheiten, nach vergeblich versuchter Vermittlung ohne Zaudern, durchbrach 773 mit einem Heere die von des Desiderius Sohne Adelgis stark besetzten Alpenpässe und drang ohne Widerstand bis Pavia vor, das er belagern mußte, da sich Desiderius darin eingeschlossen hatte.

Den Weg über den Mont Cenis, den Karl nahm, (während sein Halb-Oheim Bernhard über den Mons Jovis, nachmals St. Bernhard genannt, stieg) soll ihm ein lombardischer Spielmann gezeigt und dieser von ihm so viel Land bekommen haben, als rings im Umkreise man das Blasen seines Hornes hörte. Die Chronik des Mönchs von St. Gallen erzählt, Desiderius hätte, als er von einem Thurm herab die große Macht der Franken habe heranziehen und darunter den König Karl ganz mit Eisen überpanzert auf seinem Streitrosse, das selbst eisern an Muth und Farbe schien, heranreiten sehen, ausgerufen: „Lasset uns hinabsteigen und uns in die Erde bergen vor dem Zornantlitz dieses gewaltigen Feindes!“

Nach sieben Monaten ergab sich die Stadt: Karl entthronte den Desiderius, schickte ihn in's fränkische Kloster Corvey, bestätigte dem Volke seine alten Rechte und setzte die eiserne (d. i. goldene, innen mit einem eisernen Ringe gehaltene) Lombardenkrone sich selbst auf das Haupt, indem er sich von nun an König der Franken und Lombarden nannte. Darauf begab er sich nach Rom, wo er am Ostersamstag des Jahres 774 vom Papste, den er durch den Sturz der Lombardenherrschaft von seinem schlimmsten Feinde befreit und durch die Bestätigung und Vermehrung der pippinischen Schenkung erfreut hatte, auf das feierlichste empfangen und durch Bekleidung der Tunica und des Laticlaviums zum römischen Patricius erhoben wurde. In dieser Würde sollte sich für ihn das Recht des Oberbefehls im Kriege und der bürgerlichen Gerichtsbarkeit mit der Pflicht zur Beschirmung der Kirche vereinigen.

In der Vorhalle zu St. Peter empfieng der Papst, umgeben von gesammter Geistlichkeit, den König mit Kuß und Umarmung und führte „den geliebten Sohn der Kirche Gottes“ in das geschmückte Heiligthum, während der priesterliche Chor das Benedictus (Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!) sang. Nach der heil. Handlung stiegen Papst und König hinunter zum Grabe des h. Petrus, beteten dort knieend und gelobten sich über den Gebeinen des „Apostelfürsten“ gegenseitige feste Freundschaft zwischen Thron und Altar. Noch drei Tage währten die Feierlichkeiten in verschiedenen Kirchen, worauf Karl als röm. Patricius in der Amtstracht dem Volke vorgestellt wurde und den üblichen Schwur ablegte, auch die Urkunde der karolingischen Schenkung besiegelt auf dem Grabe des h. Petrus niederlegte. — Welche Bedeutung der Papst diesem Acte beilegte, geht aus einem Briefe Hadrian's an König Karl aus dem Jahre 775 hervor, worin er sagt, daß, wie zur Zeit des Papstes Sylvester „die heilige, allgemeine, apostolische, römische Kirche“ durch Constantin den Großen erhoben und verherrlicht worden: so werde die Kirche Gottes und des h. Petrus auch in dieser glücklichen Zeit, welche er (Karl sowohl, als Hadrian) die seine nenne, mehr denn je erhöhet werden, damit die Völker als Zeugen dieser Begebenheiten ausrufen könnten: Herr, erhalte den König! Siehe ein neuer Constantin, ein allerchristlichster Kaiser ist unter uns aufgestanden!“ — Wie nachher Papst Leo III diesen Gedanken weiter ausprägte, wird sich bald zeigen. Daher findet sich in den Fresken, die den Speisesaal Leo's III zierten, auf der einen Seite Sylvester und Constantin, auf der andern Leo und Karl der Große dargestellt. Noch jetzt bewachen die Standbilder Constantin's und Karl's des Großen an den beiden Enden der Vorhalle von St. Peter die Pforten der Basilica.

2. Fortsetzung der Sachsenkriege. (Zweiter Zug gegen die Lombarden.) Der erste Reichstag im sächsischen Lande. Wittekind bei den Dänen. Zug gegen die Araber in Spanien: Eroberung der spanischen Mark. Roland. Neuer Aufstand der Sachsen unter Wittekind. Karl's Zug bis an die Elbe.

Versehen mit gelehrten Männern, die er sich vom Papste erbat, um selbst sich in Kenntnissen weiter zu bilden und die Strahlen wissenschaftlicher Bildung im Frankenreiche zu verbreiten, verließ Karl Italien, um sich rasch gegen die Sachsen zu wenden, welche unterdeß sich empört, die Missionäre vertrieben, die Ehresburg zerstört und ganz Hessenland mit Feuer und Schwert bis Fritzlar hin heimgesucht hatten, wo sie an der von Bonifacius erbauten Kirche die ihrer Irmensul angethane Schmach rächten.

Drei seiner Heere hatten schon den Schrecken vor ihm her in's Sachsenland getragen, als er nach dem Maifeld zu Düren 775 über den Rhein gieng, dann an der Ruhr aufwärts ziehend die Siegburg eroberte, die Ehresburg wieder befestigte und bei Brunisberg (in der Nähe von Höxter) den Übergang über die Weser erzwang, worauf er die Sachsen schlug und an der Ocker zuerst mit den Ostfalen, darnach auf seiner Rückkehr mit den hartnäckigern Westfalen an der Weser Frieden machte und Geiseln empfieng.

Im folgenden Jahre 776 rief ihn der Aufstand des lombardischen Herzogs Rotgaud von Friaul, der in Verbindung mit Adelgis (dem von den Griechen unterstützten Sohne des Desiderius), mit dem Herzog Arigis von Benevent und mit noch zwei andern Herzögen die Lombardenherrschaft herherstellen wollte, wieder nach Italien, wo er die aufständische Bewegung durch die Hinrichtung ihres Anstifters bald unterdrückte. Um künftigen Aufständen vorzubeugen, gab er der Landesverwaltung die fränkische Einrichtung und beschränkte die Gewalt der Vasallen. Noch einmal suchte Adelgis emporzukommen, aber er fiel im Kampfe und mit ihm die letzte Hoffnung der Lombarden.

Unterdeß hatten sich die Sachsen, des Königs Abwesenheit benützend, wieder erhoben, so daß Karl ohne Zögern aus Italien nach Worms und mit dem dort aufgebotenen allgemeinen Heerbann an die Weser eilte, wo er eben noch zur rechten Zeit ankam, um das von den Sachsen belagerte Siegburg zu retten. Darauf schüchterte er die Sachsen durch Wiederherstellung der abermals zerstörten Ehresburg, sowie durch Anlegung einer neuen Veste bei Lippspring so ein, daß er es wagte, in ihrem Lande zum erstenmal einen Reichstag 777 zu Paderborn (Padrabrunnon) zu halten, wobei sich die Sachsen in großer Zahl zur Unterwerfung und zur Taufe einstellten. Da aber der gewichtigste unter den sächsischen Führern, der Westfalen-Herzog **Wittekind** (Widukind) mit seinem ganzen Anhange das Land verlassen hatte und zu seinem Schwager, dem Dänenkönig Sigurd oder Siegfried, nach Jütland geflohen war, so ließ sich voraussehen, daß die Unterwerfung der Sachsen nicht von Dauer sein werde.

An diesen Reichstag knüpfte sich für Karl'n eine neue Veranlassung, selbst jenseit der Pyrenäen mit dem Ruhm des Eroberers den des Glaubenshelden zu

verbinden. Er empfieng nämlich zu Paderborn die Gesandten des arabischen Statthalters von Saragossa, der, von dem Ommaijaden-Emir von Cordova, Abderrahman I, vertrieben worden war und Karl's Hülfe gegen ihn anrief. Sie ward zugesagt: denn Karl glaubte sich der Pflicht, dem gefährlichsten Feind des christlichen Namens seine Macht fühlen zu lassen, nicht entziehen zu dürfen.

Die muhammedanische Herrschaft in Spanien hatte seit ihrem Bestehen daselbst mannichfache Veränderungen und Erschütterungen erlitten. In Asturien und Biscaja hatten sich aus jenem freigebliebenem Reste der Westgothen in beständigem Kampf mit den Arabern, als den Herren des übrigen Landes, zwei kleine christliche Staaten entwickelt und allmählig bis an den Duero ausgedehnt. Der Ommaijade Abderrahman, derselbe, der sich aus dem Untergang dieser Dynastie nach Afrika und von da nach Spanien geflüchtet, dort den koreïschitischen Statthalter Jussuf gestürzt und in Cordova ein Ommaijaden-Emirat gestiftet hatte (s. oben K. 4, 3), — mußte sich in dieser seiner Herrschaft in fortwährenden Kämpfen theils mit den Söhnen und Anhängern Jusuff's, theils mit einem in Spanien auftretenden mauretanischen Fatimiden, theils mit den gegen ihn ausgesandten Heeren des abbasidischen Chalifen Mansur zu behaupten suchen und that es mit Glück. Eben jene Anhänger Jussuf's waren es, die sich im Namen des von Abderrahman wegen Verräthereien abgesetzten Statthalters von Saragossa an Karl den Großen wendeten, um durch ihn den Emir von Cordova zu stürzen.

An der Spitze eines mächtigen Herres, das er theilte, um auf zwei Wegen (durch Septimanien und durch Gascogne) über die Pyrenäen zu rücken, drang er 778 in Spanien ein, schlug mit vereinigter Macht das ihm entgegenstehende feindliche Heer der Muhammedaner in die Flucht, und erstürmte Saragossa. Darauf setzte er den vertriebenen Statthalter wieder ein, ließ ihn, gleich allen andern Statthaltern, die sich von den Pyrenäen bis zum Ebro vor ihm beugten, den Lehenseid schwören und schlug die gemachte, aber noch unbefestigte Eroberung unter dem Namen der spanischen Mark zum Frankenreiche. Schon wollte er den Ebro überschreiten, um die Eroberung fortzusetzen, als ihn die Nachricht von einem furchtbaren Aufstand der Sachsen von diesem Schauplatze seiner Thaten zurückrief. Als Karl und sein Heer, mit großer Beute beladen, den Rückweg durch die Pyrenäen antrat, ward seine Nachhut von den baskischen Gebirgsvölkern (weil er ihnen die Befestigungen ihrer Hauptstadt Pampeluna zerstört hatte) in den Thälern von Roncesvalles unvermuthet überfallen, des Gepäckes beraubt und sammt allen Führern vernichtet. Dieser Unfall stellte die gewonnene Eroberung wieder auf's Ungewisse, und Karl mußte späterhin durch seinen Sohn Ludwig neue Anstrengungen machen, um den Besitz der fränkisch-spanischen Mark fester zu gründen.

Unter jenen gefallenen Führern der Nachhut befand sich auch der tapfere Roland (oder Rutland), Markgraf der bretonischen Küste, Karl's Schwestersohn, den die Sage zu einem der zwölf Paladine Karl's gemacht hat. (Die Rolands-Standbilder, die in sehr vielen deutschen Städten, besonders an den Rathhäusern anzutreffen waren, stehen übrigens in keiner Beziehung zu jenem Roland.) Die alten Sagenbücher wissen viel von seiner Riesengröße, von seinem Schwert Duranda, das einen Marmorstein durchhieb, ohne schartig zu werden, von seinem Horn Olivant, von seinen gewaltigen Kämpfen mit den Sarazenen zu erzählen. Als er bei jenem Überfall zum Tode verwundet war, blies er (so berichtet die Sage) so gewaltig in

sein Horn, daß es zwar acht Meilen weit bei dem Hauptheere von Karl'n gehört wurde, daß aber auch von der Anstrengung Roland's Halsadern zersprangen. Von ihm nahm der ital. Dichter Ariost den Stoff zu seinem Heldengedicht, das den Namen Orlando furioso, d. i. der rasende Roland führt. — Erst im Jahr 812 gelang es, den Kampf in Spanien durch einen Frieden mit dem Emir Hakem I zu beenden und dadurch die spanische Mark dem fränkischen Reiche zu sichern.

Der Sachsen Unterwerfung war nur scheinbar gewesen: in Karl's Abwesenheit war der freiheitliebende Herzog Wittekind wieder zurückgekehrt, der, weil er keinen Eid geschworen, nun ungehinderter alle Sachsenstämme zu den Waffen rufen und, von den Dänen und Friesen unterstützt, eine große Waffeneinigung zu Stande bringen konnte. Um so mächtiger war der Aufstand und wie auf Einen Schlag fielen die Sachsen in Hessen und Thüringen ein, verbrannten alle Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster, und mordeten und plünderten allenthalben. Selbst die Mönche von Fulda verließen ihren stillen Sitz im Buchenwalde und flüchteten mit den Gebeinen des h. Bonifacius vierzehn Meilen weiter. Bis Deuz bei Cöln, ja aufwärts bis Coblenz hin, selbst auf dem linken Rheinufer, dehnten sich ihre Verheerungen aus, und es schien selbst das eigentliche Frankenreich bedroht.

Zuerst ließ Karl sie durch ein Aufgebot der Ostfranken und Alemannen vom Rhein zurückdrängen; dann erschien er selbst im Frühling 779 mit großer Heeresmacht in den Gauen der Westfalen, schlug diese bei Bocholt an der Aa, bezwang die Ostfalen und Engern an der Weser und durchzog im folgenden Jahre (780) das Land bis an die Elbe, hinter welcher Wittekind wieder Schutz bei den Dänen fand. Nach Unterwerfung des Bardengau's stellten sich viele Sachsen in seinem Lager zu Orheim (Orum) an der Ocker bei Wolfenbüttel) und ließen sich taufen; dann rückte er an die Elbe, schlug sein Lager am Zusammenfluß der Ohre und Elbe auf und empfieng die Huldigung der sächsischen Häuptlinge: sie verzichteten auf das Recht des freien Landtags, erklärten sich zur Taufe bereit und ließen wieder Priester und Missionäre zu.

Zum Pfand ihrer Unterwürfigkeit versetzte er viele Sachsen über den Rhein (darunter 10000 Familien in verödete Gegenden Belgiens,) und nach Helvetien. Viele ihrer in Beschlag genommenen Besitzungen, sowie auch alle herrenlosen Güter überwies er der Kirche.

Den Winter desselben Jahres verweilte Karl in Italien, wo er die Weihnachten zu Pavia, die Ostern in Rom feierte und hier vom Papste Hadrian seinen Sohn Pippin zum Könige der Lombarden, seinen Sohn Ludwig zum König von Aquitanien salben ließ. Dagegen verzieh er auf die Vermittlung desselben Papstes dem Herzog Thassilo von Bayern, der gleich seinen Thronvorgängern, stets Versuche machte, sich der fränkischen Herrschaft zu entziehen, und empfieng zu Worms dessen Huldigung, die jedoch bald wieder in trotzige Abkehr übergieng.

3. Abfall der Sachsen und harte Bestrafung derselben. Allgemeine Erhebung der sächsischen Stämme. Unterwerfung der Sachsen und Wittekind's Taufe. Letzte Unruhen der Sachsen. Beendigung der Sachsenkriege durch den Sühnevertrag von Selz. Vollendung der kirchlichen Einrichtung in Sachsenlanden.

Bereits hatten die Sachsen zwei Jahre lang Ruhe gehalten: und besonders hatte sich der Adel mit seinen Gefolgschaften, gereizt durch die Vortheile des Lehenswesens, leicht in die neue kirchliche und politische Ordnung gefügt, während die Gemeinfreien durch Zehnten und Frohnden (wie dieselben im Frankenlande schon üblich waren) fortwährend an den Verlust ihrer Freiheit erinnert wurden. Als daher Karl die sorbischen Slaven, die über die Saale herüber in Thüringen eingefallen waren, züchtigen wollte, glaubte er nun die Sachsen zum Heerbann verwenden zu können. Diese gehorchten scheinbar; aber von dem aus Dänemark zurückgekehrten Herzog Wittekind auf's Neue zum Widerstand aufgeregt, griffen sie, eingedenk ihrer alten Götter wie ihrer alten Freiheit, zu den langen Sachsenmessern, umringten am Berge Suntel (zwischen Rinteln und Münden) an der Weser eine fränkische Abtheilung des Heerbannes und machten sie sammt den beiden königlichen Sendboten, Geilo und Adalgis, vier Grafen und zwanzig andern Edeln nieder, worauf sie dann die christlichen Kirchen und Einrichtungen zerstörten, die Missionäre theils tödteten, theils verbannten und das Land bis an den Rhein verwüsteten.

Nach Einhard (in seinen Jahrbüchern) hatte es mit dem sog. Überfall am Berge Suntel (Suntdal) im Jahr 782 folgende Bewandtniß. Als Karl's Heerführer, der Kämmerer Adalgis, der Marschall Geilo und der Pfalzgraf Worad an der sächsischen Gränze von dem aufständischen Vorhaben der Sachsen hörten, gaben sie den ihnen befohlenen Zug gegen die Slaven auf und wendeten sich gegen den Sammelplatz der Aufständischen. Unterwegs, bereits im sächsischen Gebiete, begegneten sie dem Grafen Theodorich, einem Verwandten König Karl's, der auf die Nachricht von dem drohenden Abfall der Sachsen mit ripuarischen Franken herbeigeeilt war, und sich nun erbot, mit ihnen gemeinschaftlich die Sachsen anzugreifen, wenn man zuvor über ihre Stellung nähere Kunde habe. Vereint rückten beide Frankenheere an den Berg Suntel, an dessen Nordseite sich die Sachsen gelagert hatten. Der Verabredung gemäß schlug Theodorich sein Lager am Berge auf, Geilo und Adalgis aber das ihre jenseits der Weser am Flußufer, um so den Berg auf beiden Seiten leichter umgehen zu können. Weil aber Geilo und Adalgis besorgten, es möchte die Ehre des erwarteten Sieges dem Theodorich allein zugeschrieben werden, beschloßen sie, ohne ihn die Sachsen anzugreifen und überfielen in hastiger Eile, gleichsam als ob es nur Beute zu machen gälte, die Sachsen, ohne zu ahnen, daß diese in geordneter Schlachtreihe sie empfiengen. So kam es, daß die unvorsichtigen Angreifer vom Feind umringt und fast alle bis auf den letzten Mann niedergehauen wurden.

Jetzt hatte Karl's Geduld ein Ende: er betrachtete die Thäter als eidbrüchige Rebellen und ließ sie in einer großen Versammlung zu Verden an der Aller gerichtlich verurtheilen. Von den sächsischen Edlen selbst wurden 4500 Anhänger Wittekind's, der bei der Versammlung sich einzufinden Bedenken getragen, ausgeliefert und nach dem gemeinen Gesetz, das auf Treubruch den Tod setzte, noch an demselben Tage enthauptet. War dies nun gerade kein Act gemeiner Rache, sondern in Karl's Augen eine Genugthuung für verletztes Recht,

so bleibt doch der Bluttag von Verden ein dunkler Schatten in dem sonst so hellen Characterbilde Karl's: denn gerade die Menge der Schuldigen hätte ihn von dem Bluturtheil abhalten sollen. Die Folgen schlugen auch auf ihn zurück. Um ihre Todten zu rächen, erhoben sich, von dem rastlosen Wittekind geführt, alle Sachsenstämme und machten in einem dreijährigen Kampfe die letzte Anstrengung für ihre Freiheit. Die große Schlacht, die 783 bei Thiotmelle (dem heutigen Detmold) geschlagen wurde, führte keine Entscheidung herbei; vielmehr erscheint Karl im Nachtheil, weil er sich nach Paderborn zurückzog. Erst in einer zweiten, noch blutigern Hauptschlacht an der Hase im Osnabrückischen gelang es Karln, die Macht der Sachsen völlig zu brechen, und nach mehreren Verheerungszügen, die Karln bis an die Elbe führten, baten sie in gänzlicher Erschöpfung um Frieden. Selbst der standhafte Wittekind erkannte, daß sich der alte Glaube mit der alten Freiheit nicht mehr behaupten ließ; er legte die Waffen nieder, verfügte sich mit seinem Waffenbruder Albion (nicht Alboin) nach Attiniacum (j. Attigny, damals einem königlichen Hofgut an der Aisne zwischen Rheims und Sedan) zu König Karl, der ihn mit Achtung empfieng, und ließ sich daselbst mit seiner Gemahlin Gera 785 taufen, wobei Karl der Große selbst Pathe war, und viele Tausend Edle und Gemeinfreie, dem Beispiele Wittekinds folgend, gleichfalls dem fränkischen Gesetze und den Ordnungen der christlichen Kirche huldigten.

Sieben Jahre lang verhielten sich die Sachsen in dumpfer Ruhe und gehorchten nur unwillig dem Zwang fränkischer Verwaltung. Als aber Karl, durch die Dauer dieser Ruhe getäuscht, ein großes Aufgebot au die Sachsen zum Krieg gegen die Avaren erließ, da gab der Überfall, wodurch ein nordalbingischer Sachsenstamm in dem Hriustrigau (j. Rustringen), auf der linken Seite der untern Weser (im heutigen Oldenburgischen), der sich unabhängig erhalten hatte, eine von dem Sendgrafen Theodorich geführte Frankenschaar vernichtete, 793 das Zeichen zu einem neuen, wenigstens theilweisen Aufstand in den Gauen der Ostfalen von der Weser an bis an die nördliche Elbe. Dafür verheerte Karl das Marschland und den Bardengau, reizte zu gleicher Zeit die Obotriten im Mecklenburgischen zum Kampf gegen die Sachsen, legte neue Festungen und Schanzen an, und versetzte sogar die Einwohner aufrührischer Gemeinden und Gaue von der Elbe an den Rhein. Aber weder Eidschwur noch Geiseln, weder Bann noch Tod vermochte den Freiheitstrotz der Sachsen zu beugen.

Da erkannte Karl, daß Waffengewalt und Zwangsgebot nicht zum Ziele führe: er ließ ihnen Sühne antragen und sie einladen, Abgeordnete zur Einigung zu schicken. Und so kam denn, jedoch ohne förmlichen Friedensvertrag, der sogenannte Friede mit den Sachsen zu Selz (dem jetzigen Königshofen an der Saale) im Jahr 803 zu Stande. Durch ihn wurden die Sachsen sammt den Ostfriesen (an der untern Ems und Weser) in das gleiche Verhältniß wie die übrigen deutschen Völker zu dem Frankenreiche gesetzt, und so der 31jährige Schreckenskrieg beendigt, der die alte Wahrheit bestätigte, daß der

Glaube sich nicht aufzwingen läßt: denn noch lange Zeit hindurch blieb ein großer Theil der Sachsen, ungeachtet der massenhaften Taufen, innerlich dem heidnischen Aberglauben ergeben und nur sehr allmählig wich derselbe der erneuernden und umbildenden Kraft des Evangeliums.

Daß nur Karl mit seinen weltlichen Großen, zu denen auch weltlichgesinnte Bischöffe zu zählen waren, in diesem Irrthum befangen war, und nicht auch die Kirche, zeigt ein noch vorhandenes Schreiben Hadrian's, worin er will, daß die Buße der Rückfälligen weniger nach der Länge der Zeit, als nach der Aufrichtigkeit der Reue bemessen und daher das Urtheil darüber lieber stets dem Bischoffe überlassen werden solle", einem Gerichte, bei dem man das Blutvergießen scheue. — Und der edle Abt Alkuin, Karl's Freund und Rathgeber, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, läßt sich in Tadel gegen die strengen Befehle seines Herrn aus, indem er in einem Schreiben an Kaiser Karl sagt: „Suche für das neue Volk Prediger von rechtschaffenen Sitten, welche die Verkündigung des göttlichen Wortes nach dem Beispiele der Apostel treiben, die ihren Zuhörern im Anfang des Glaubens Milch, d. h. freundliche Lehre darzureichen pflegten." — Der noch zarte Glaube eben bekehrter Völker müsse mit sanfteren Geboten genährt werden, damit nicht das noch schwache Gemüth, durch die strengeren Gebote abgeschreckt, die empfangene Nahrung wieder von sich gebe. Er solle daher erwägen, daß das Predigtamt und Sacrament recht verwaltet werde, damit nicht die äußere Taufe des Leibes unnütz werde, wenn nicht die Erkenntniß des Glaubens in der Seele vorhergegangen sei." — Und an den Bischoff Arno von Salzburg, welchem Kaiser Karl die Bekehrung der Avaren aufgetragen, schrieb Alkuin: „Was nützt die Taufe ohne Glauben? Deßhalb hat das unglückselige Volk der Sachsen so oft das Sacrament der Taufe verloren, weil es nie den Grund des Glaubens im Herzen hatte. Aber auch das müssen wir wissen, daß der Glaube, wie der heilige Augustinus sagt, eine Sache des freien Willens ist, nicht des Zwangs. Wie kann der Mensch gezwungen werden zu glauben, was er nicht glaubt? — Der Mensch muß durch Unterricht herangezogen werden, daß er die Wahrheit des Glaubens erkenne. Dabei aber müssen wir die Gnade Gottes für ihn anrufen; denn ohnmächtig ist die Zunge des Lehrers, wenn nicht Gottes Gnade das Herz des Zuhörers durchdringt." — „Sei Prediger der Gottseligkeit, nicht Zehnteneintreiber! Warum muß den rohen Menschen ein Joch auferlegt werden, welches weder wir, noch unsere Brüder haben mögen tragen? — — „Wäre das süße Joch und die leichte Bürde Jesu Christi dem unbeugsamen Volke der Sachsen mit derselben Beharrlichkeit verkündiget worden, welche man in der Forderung des Zehnten und in dem schonungslosen Vollzuge der Bestimmungen des Gesetzes für die geringsten Fehler bewiesen hat: so hätten sie vielleicht keine Scheu vor der Taufe gehabt. Möchten sich doch die Verbreiter des Glaubens durch das Beispiel der Apostel belehren lassen, möchten sie Prediger seyn, aber nicht Verwüster, und möchten sie Dem vertrauen, von welchem der Prophet bezeugt: er hat noch nie verlassen, die auf ihn hoffen!" (S. Alkuin's Brief an Meginfried, und sein 16. Brief an Karl den Großen.) — Diese Stimme verfehlte ihres Eindrucks nicht: Karl gab bereits in seinem zweiten für die Sachsen bestimmten Capitulare von 797 gelindere Gesetze, befreite sie von jeder Art von Tribut, und ließ ihnen auch das Gesetz ihrer Väter und alle übrigen Ehren eines freien Volkes.

Hierauf wurde die kirchliche Einrichtung des eroberten Landes vollendet. Schon 788 hatte er das Bisthum Bremen gestiftet und ihm verschiedene Diöcesen untergeordnet: nun wurden noch sieben andere Bisthümer errichtet und zwar außer Bremen noch Paderborn und Minden für die Engern, Münster und Osnabrück für das nördliche Westfalen (das südliche

wurde zu Cöln geschlagen), Verden und Hildesheim für die Ostfalen und Halberstadt für das thüringische Sachsen. Diese Bischoffssitze mit den um sie herum sich mehrenden Pfarrkirchen wurden zugleich die Vermittler der Civilisation, die aus diesem Kampfe hervorgieng. Aber nicht die verweltlichten fränkischen Geistlichen, welche zum größten Theil selbst zugleich wilde Krieger oder wenigstens Söhne von Kriegsleuten waren, vermochten an den Sachsen das Unrecht gut zu machen, das ihnen das Schwert angethan: nur jene angelsächsischen Missionen, insbesondere diejenigen, welche zuletzt Bonifacius in das Herz des heidnischen Germaniens geführt hatte, stellten die Männer auf, welche (wie ein Bischoff Willehad von Bremen, ein Bischoff Liudger von Münster, die Bonifaciuszöglinge von Fuld, die Klostergeistlichen von Neu-Corvey an der Weser u. a.) durch ihre aufopferungsfähige Hingebung an die Seelenbedürfnisse der heidnischen Sachsen den Glauben in ihnen weckten, die Finsterheit ihres starren Sinnes erwärmten und erleuchteten und den Grund zu jener sächsischen Geistlichkeit legten, die in der Folge Deutschlands geistige Führerin werden sollte, wie „Deutschland selbst die Führung der Christenheit" übernommen hatte.

4. Karl's Feldzug gegen die Bayern: Thassilo's Absetzung. Die Feldzüge gegen die Dänen und Slaven. Stämme, Sitten und Gewohnheiten der Slaven. Frühere Geschichte derselben und Beginn des Weltkampfs der Germanen und Slaven. Karl's Feldzüge gegen die Avaren: Errichtung der Ostmark (Oesterreich). — Politische Lage in der spanischen Mark.

So wie in der ersten Zeit des Sachsenkrieges Karl die Feldzüge gegen die Lombarden und Araber gemacht hatte, so fallen in die spätere Zeit jenes Krieges seine Feldzüge gegen die Bayern, Slaven, Dänen und Avaren.

Der bayrische Krieg (787—788) hatte folgende Veranlassung. Weil Herzog Thassilo II ungeachtet des Huldigungseides, den er dem Könige Karl 781 zu Worms (s. K. 6, 2 a. A.) geleistet hatte, sich weigerte, auf einem von Karl gehaltenen Reichstag zu erscheinen, so beschloß Karl, der ungewissen Stellung Bayerns zu seinem Reiche ein Ende zu machen. Deßhalb rückte er 787, während gerade die Sachsen Ruhe hielten, mit drei Heerhaufen in Bayern ein, brachte den Herzog Thassilo zur Unterwerfung und gab ihm Bayern als gewöhnliches Lehen zurück. Da aber derselbe sich von Neuem des Ungehorsams schuldig machte, und sich so sehr vergaß, daß er sogar mit den Avaren ein Bündniß schloß, ließ ihn Karl auf dem Maifelde oder Reichstag zu Ingelheim wegen Harisliz (Lehnsbruchs) absetzen und zum Tode verurtheilen; doch vollzog er das Urtheil nicht, sondern verwies ihn, getrennt von seiner Familie, in ein Kloster (St. Goar?). Darauf schaffte er die bayrische Herzogswürde ab und theilte Bayern in kleinere Bezirke, denen er Grafen vorsetzte. Im Übrigen aber ließ er den Bayern ihre einheimischen Gesetze, stärkte aber darin das Christenthum, das an dem Bischoff Arno daselbst einen

eifrigen Förderer hatte, so daß um seinetwillen Salzburg zum erzbischöfflichen Sitz erhoben wurde.

Weil nun Thassilo nur mit höchstem Unmuth seine Klostereinsamkeit ertrug und wegen seiner Allodien noch immer gefährlich erschien, so mußte er 794 in einer Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main durch einen feierlichen Eid ein für allemal seinem Herzogthum, sowie allem seinem eigenen Besitzthum entsagen. Mit ihm hörte die 234jährige Herrschaft der Agilolfinger in Bayern auf. Die Bayern behandelte Karl übrigens mit viel Schonung, denn der Zuwachs Bayerns erhöhte seine Macht bedeutend. „Ohne Bayerns Besitz wäre Oberitalien schwerlich in Ruhe erhalten und behauptet worden; es stand sogar zu besorgen, daß Bayern und Slaven vereinigt die Frankenherrschaft in Alemannien, in Thüringen und weiter hin erschüttern könnten. Ein solches Gränzvolk gewonnen, zählt doppelt, wo nicht dreifach. Durch dasselbe wurden der Böhmerwald links, die ganze Alpenkette rechts — des Reiches gewaltige Stützpfeiler."

Gleich im folgenden Jahre nach Thassilo's Absetzung begannen für Karl'n, dessen Reich nun bis an die Gränze der Slaven und Dänen vorgerückt war, die Kriege mit diesen Völkern des Ostens und Nordens. Weil nämlich die in der heutigen Mark Brandenburg sitzenden Wilzen es mit den Dänen gegen ihn hielten, verband sich Karl mit den im Mecklenburgischen wohnenden Obotriten und brachte durch einen Überfall die Wilzen zur Unterwerfung, während er zu gleicher Zeit seine Nordküsten gegen die seeräuberischen Normannen schützte, von denen späterhin (K. 10, 1. a. E.) noch näher die Rede seyn wird. Hierauf wendete er sich gegen die Dänen, deren König Gottfried nicht nur die Sachsen gegen Karl unterstützt, sondern auch die mit diesem verbundenen Obotriten (welchen von Karl, um die Verbindung der Dänen und Sachsen zu erschweren, der östliche Theil Nordalbingiens eingeräumt worden war) unterjocht und ihren König erschlagen hatte. Der dreijährige Krieg mit den Dänen endete, nach Gottfried's Ermordung durch einen seiner eigenen Leute, mit einem Frieden, in welchem die Eider als Gränzscheide zwischen den Franken und Dänen festgesetzt wurde.

Da fortan der Slaven vielfach Erwähnung geschehen wird, indem sich der zwischen Slaven und Deutschen begonnene Kampf um die wesentlichsten Bedingungen des Lebens und Seyn's durch Jahrhunderte hindurchzieht, so sei hier von dem Ursprung, der Sitte und Art, so wie von der Ausbreitung dieses Stammvolks im germanischen Osten das Nöthigste von dem beigebracht, was die Forschungen Heffter's (in dessen Werk über den Weltkampf der Deutschen und Slaven nach Ursprung, Verlauf und Folge) dazu an die Hand geben.

Seit sich gegen das Ende des 5. Jahrhunderts das Wogen und Wandern der Völker in Europa gelegt und im Süden und Südwesten dieses Welttheils die römischen Länder mit germanischen Wanderern gefüllt, die in Deutschland zurückgebliebenen Germanen aber sich ihre festen Einrichtungen gegeben und die Elbe, das Fichtelgebirg, den Böhmerwald und die Alpen zur schützenden Ostgränze gemacht hatten, waren bereits in Folge der Völkerwanderung die Slaven (ein Name, der eben so gut von Slawo = Wort, als Slawa = Ruhm abgeleitet werden kann) in den leergewordenen Osten und Nordosten Deutschlands eingewandert. Sie saßen nicht bloß in Masse hinter jener Gränze, sondern waren auch in vereinzelten Stämmen in den kärnthnischen, krainischen und steyrischen Gebirgen, desgleichen in Ostfranken (bis Nürnberg), wie auch am Ostufer des adriatischen Meeres eingesprengt. Die dazwischen befindlichen Lücken waren durch Avaren, Ungarn und zurückgebliebene Deutsche ausgefüllt.

Anfangs scheinen die Slaven mit den Deutschen noch in friedlichem Verkehr gestanden zu haben, da die Verschiedenheit in Religion, Sitte und Bildung noch nicht so genau hervortrat.

Die ganze Masse der Slaven, die von Mähren und Böhmen an bis zur Ostsee, ja weiter bis zum Ural und bis an's Eismeer hin einen so ungeheuren Flächenraum einnahmen, zerfiel in eine unzählige Menge verschieden benannter Völkerschaften, welche mit dem Drängen der Deutschen nach dem Westen hin einzeln und allmählig aus dem Dunkel hervortraten und sich durch Sprache, Sitte und Lebensweise von einander unterschieden.

So wohnten an der Ostsee im heutigen Holstein die Wagrier; im Mecklenburgischen die Obotriten und Polaben; im Lauenburgischen an der Elbe die Linonen; an der Elbe die Smaldinger; in der Priegnitz die Borkenizer (Bretenzer), dann die Wilzen (Welataber); an der Havel die Heveller; an der Saale hinauf die Sorben (Soraben), hinter ihnen die Daleminzier; in der Oberlausitz die Milziener; südlich neben diesen die Czechen in Böhmen, die Morawer in Mähren. — „Am Böhmerwald, Fichtelgebirg und an der Saale hin waren die dort wohnenden slavischen Stämme gleich einem Keil in die Sitze der Deutschen hineingetrieben, und hatten deßhalb dort mit ihnen lange und hartnäckige Kämpfe zu bestehen, in denen sie sich, nach vornen durch jene natürlichen Bollwerke und hinter sich durch den Hauptstock ihres Stammes geschützt, selbständig hielten, während die Slaven in Kärnthen sich bald fügen und unterwerfen mußten."

Der leiblichen Beschaffenheit nach war der Slave im Allgemeinen von mittlerer Größe, untersetzter Statur, von kräftigen und gewandten Gliedern; flaches Gesicht, starke Backenknochen, stumpfe Nase, breiten Mund, dicke Lippen, stiere Augen, glattes Haar unterschieden ihn von den Germanen. — Im Character unterschieden die Slaven sich ebenfalls von den Germanen. Bei der Angabe desselben ist aber wohl zu bedenken, daß keineswegs alle Characterzüge allen Stämmen zukommen, sondern, daß einer vor dem andern Theil daran hat, und daß das, was in denselben als unedel hervortritt, in der Folge durch den Einfluß des Christenthums gemildert, ja bei mehreren Stämmen, die ganz in germanische Bildung eingiengen, mehr und mehr getilgt wurde.

Gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst ziemlich unempfindlich, liebt der Slave die Ruhe und den Frieden, ist genügsam und arbeitet daher für sein und der Seinen Bedürfniß nur nothdürftig; Sorge und Fürsorge für die Zukunft kennt er nicht; auf Verbesserung und Verschönerung seiner Lage wenig bedacht, kann er sich und die Seinen sogar im Elend ruhig verkommen sehen. In seiner Unempfindlichkeit dafür erträgt er selbst Schmach geduldig: ist daher auch unverdrossen in auferlegter Arbeit, ausdauernd im Krieg und geht ruhig in Gefahr und Tod. — Im geselligen Umgang ist er gemüthlich und leutselig, fröhlich und gesangliebend selbst bei der Arbeit, dienstfertig und gefällig gegen Jedermann, gastfrei und mitleidig züchtig und fromm. Bei dieser seiner leichten Erregbarkeit ist er aber auch hitzig und aufbrausend, streitsüchtig und kampflustig, und in solcher Aufregung jeder Anstrengung und Aufopferung, aber auch der Rachsucht, Grausamkeit und Schandthat fähig. — Geistig leicht auffassend und Fremdes sich aneignend, anstellig, klug, erfinderisch und gewandt, ist er aber auch lüstern und neugierig, listig und lauschig, klug und verschlagen, diebisch und beutesüchtig treulos und verrätherisch selbst gegen den Stammgenossen. — Stolz auf seine Nationalität, verschmäht er Ausheimisches bis zur Intoleranz, ja bis zum Fanatismus, und hält, von allem Fremden sich absondernd, starr und fest an dem Seinen, ist daher für politische und sittliche Verbesserung schwer zugänglich und „nur despotischer Zwang konnte seinen Trotz brechen." Der Nationalstolz artet bei Vornehmen in drückenden Aristokratismus aus und ist daher gegen Untergebene despotisch und grausam, gegen Mächtige und Höhere kriechend, falsch und sklavisch-demüthig, daher sich gern umherwerfend in den Extremen des Despotismus und der Anarchie.

Der Slave trieb Ackerbau, Fischfang, Bienenzucht, jedoch kaum hinreichend zur Nothdurft. Städte und Burgen lernte er erst in den Kriegen mit den Deutschen kennen und bauen; selbst seine Waffen waren roh. In seiner politischen Verfassung herrschte das demokratische

Element vor. Das Volk schied sich frühe in Edle und Gemeinfreie, außer denen es nur Leibeigene gab. Fürsten mit Erblichkeit der Macht und des Besitzes standen an der Spitze, doch (wie bei den Germanen) ohne Beschränkung auf die Erstgeburt; daher Theilung des Erbes an die Söhne und dadurch Zersplitterung des Besitzthums; daraus häufige Erbzwiste, Thronusurpationen und Zerfall emporgekommener Herrschaften. Verbindungen und Genossenschaften kamen zwar bei einzelnen Völkern vor, nie aber auf lange Dauer.

Die Religion der Slaven war Götzendienst, welchem die Anbetung wohlthätiger und schädlicher Naturkräfte zum Grunde lag; in letzterer Beziehung war er mit Menschenopfern verbunden. Die Genossen einer Völkerschaft hatten Tempel, Priester, Feste gemeinsam; Götzenbilder wurden nur wenige gefunden. Die Gefangenen schlachteten, marterten oder verkauften sie in die Sclaverei. Manche Stämme hatten so wenig sittliches Gefühl, daß sie, wie die Wilzen, „sich nicht schämten zu bekennen, daß sie ihre Ältern mit mehr Recht essen sollten, denn die Würmer!" Einhard (Karl's des Großen Biograph s. unten K. 8, 2.) nennt sie „wilde Thiere". Vor ihrer eckelhaften Ausdünstung schauderte selbst das Roß des h. Sturm (jenes ersten Abts von Fulda s. ob. K. 6, 3), der als Missionär 744 zu einer Schaar Slaven kam, die sich an den Ufern der Fulda badeten. — Bonifacius erzählt, daß Frauen sich mit ihren gestorbenen Männern auf Scheiterhaufen verbrannt hätten. Die Pommern tödteten ihre neugebornen Mädchen, wenn sie dieselben nicht aufziehen wollten. Auch fand sich die Vielweiberei als etwas Gewöhnliches bei ihnen vor.

Die Erweiterung des fränkischen Reichs nach dem Osten hin führte zum Zusammenstoß der Deutschen und Slaven. Am frühsten wurden die Wenden unterworfen; als darauf Thüringen zwischen den Franken und Sachsen getheilt wurde, überließen die Sachsen den ihnen zugefallenen Theil gegen Tribut an slavische Colonisten, so daß schon gegen Ende des 6. Jahrhunderts der ganze Lauf der Saale anfieng, die Gränzscheide zwischen den Franken und Sorben zu werden. Von nun an wurden diese Sorben durch ihre beständigen Einfälle in das Frankengebiet so gefährlich, daß 788 von Südthüringen aus eine Mark (March) mit vielen Wehren und Festungen gegen sie errichtet wurde. — Etwa im Jahr 571 wurden die Slaven durch die sich zwischen sie eindrängenden Avaren getrennt und geknechtet, und die Slaven in Kärnthen, Krain und Steyermark mußten den Chan der Avaren als Oberherrn anerkennen. Auf ihn gestützt, machten alsdann die Slaven Einfälle in Bayern zur Zeit Thassilo's I und Garibalds II, wurden aber zurückgeschlagen. — Um das Jahr 623 machten sich die Slaven in Böhmen und Mähren unter Samo (einem gebornen Franken aus Brabant) von der avarischen Zwingherrschaft frei und erhoben denselben 627 zu ihrem König, und dieser dehnte während seiner 35jährigen Regierung sein Reich südlich bis zu den steyrischen Alpen, östlich bis an die Karpathen, nördlich bis gegen die Havel und Spree hin aus. Als darauf der Frankenkönig Dagobert, um Samo's wachsende Macht zu brechen, 630 in Böhmen einfiel, wurde er in einer dreitägigen Schlacht geschlagen, und dieser Unfall, so wie die nun immer häufiger erfolgenden verheerenden Raubeinfälle der Slaven bewogen den König Dagobert zur Abtreibung derselben einen besondern Herzog in Thüringen zu setzen. Diese Schutzmaßregel wurde sodann späterhin „zu einem förmlichen System ausgebildet", welches ein Wesentliches beitrug, „den deutschen Waffen zuletzt den Sieg zu verschaffen."

Bereits unter dem genannten Könige Samo wurde der erste Versuch gemacht, das Christenthum unter den Slaven zu verbreiten; doch fand es noch wenig Eingang. — Mit Samo's Tode zerfiel sein Reich (662?) und fast ein Jahrhundert lang herrschte Ruhe an den fränkischen Gränzen. Während dieser Zeit empfiengen die Deutschen durch jene angelsächsischen Missionen (K. 2, 6. a. f.) die Wohlthat des Christenthums, welches durch die mit ihm verbundene Civilisation fortan den Abstand zwischen den Deutschen und Slaven nur noch auffallender machte. Obgleich Bonifacius (in einem Brief an einen britischen König) die Slaven ein höchst häßliches und abscheuliches Geschlecht von Men-

schen nennt, so überließ er doch die um seine Stifter in Thüringen und Hessen herumliegenden Wildeneien slavischen Ansiedlern, als sogenannten Bargilden oder Kirchenzinsleuten, zum Anbau.

Nach der Erhebung Pippin's zum König der Franken zeigt sich ein steigendes Übergewicht der Deutschen über die Slaven; doch erst unter Karl dem Großen begann der große, Jahrhunderte hindurch mit Erbitterung und Grausamkeit geführte Kampf zwischen den Deutschen und Slaven.

So erscheint denn unter Karl dem Großen das ganze Frankenreich auf der östlichen und nordöstlichen Seite durch eine förmliche Gränzwehrverfassung gegen die Slaven gedeckt und mit Marken wie umgürtet: denn südlich in den Ostalpen befand sich die windische Mark, die schon bei der Einnahme der Lombardei und des Bayerlandes unter die Frankenherrschaft gekommen war; — weiter aufwärts die thüringische Mark gegen die Sorben (der limes sorabicus), getheilt in die nordthüringische Mark mit der Hauptstadt Merseburg, und in die südthüringische mit der Hauptstadt Erfurt, von denen jene späterhin die östliche Mark, diese uneigentlich die Mark Thüringen genannt wurde; — ferner die Gränzmark an der Mittel-Elbe über die Slaven auf dem linken Elbufer im Lüneburgischen und in der Altmark und auf dem rechten Elbufer bei Magdeburg; — endlich nördlich an der dänischen Gränze die transalbingische oder sächsische Mark (Saxonia cum marchis suis) auf der rechten Seite der Elbe gegen die nordöstlichen Slaven „mit der Aufsicht über die noch nicht unterworfenen Stämme bis zur Ostsee und zur Peene hin" mit der Hauptfeste Bardewik (Bardonwik). Konnte auch bei den slavischen Stämmen an der Weichsel und Ostsee noch an keine Eroberung zu denken sein, weil ihr armes, dürftiges Land dem Eroberer keine festen Stützpuncte gewähren konnte, so sandten sie doch dem mächtigen Karl jährlich Gesandte und Gaben und erkannten seine Oberhoheit an.

Noch war der schlimmste Gränzfeind übrig, der schon mehr als zwei Jahrhunderte lang die Geißel des Morgen- und Abendlandes gewesen war. Es waren dieß die schon oben mehrmals genannten, dem tartarischen oder türkischen Stamm angehörigen Avaren, die sich seit dem Abzug der Lombarden aus Pannonien nach Italien in den Gegenden zwischen der Enns und Sau festgesetzt und durch ihre verheerenden Raubeinfälle alle Nachbarvölker schwer bedrängt hatten. Ihr zum Theil durch die Natur geschütztes Land war an den schwächern Stellen durch Pfahlgräben befestigt und enthielt neun solche Umpfählungen oder Lagerverhaue, Ringe genannt, innerhalb deren das Volk so angesiedelt war, daß der Trompetenschall, weiter gegeben, bald durch alle Ringe reichte. In diesen Ringen waren auch die unermeßlichen Schätze aufgehäuft, die sie im Laufe so langer Zeit erbeutet hatten. Die Avaren selbst waren von Körper groß und stark, kriegerisch und gewandt, dagegen von Gemüth wild und gefühllos, hatten gepanzerte Reiter und Rosse, und verstunden sich auf Brückenbau und Befestigungskunst, die sie den Byzantinern abgesehen hatten. Der durch Beute und Handel sich bei ihnen häufende Reichthum hatte das ehehin einfache Jägervolk in

prunkliebende üppige Prasser verwandelt und da sie für Wissenschaft und Kunst, die sonst im Gefolge des Luxus sind, keinen Sinn hatten, so waren sie mehr nur thierischen Neigungen hingegeben und in keiner Weise des schönen Landes werth, das sie bewohnten.

Da sie die fränkische Ostgränze, seit sie nach der Unterwerfung Bayerns bis an die Enns vorgeschoben war, unaufhörlich beunruhigten, so beschloß Karl den Vertilgungskrieg gegen sie. Den ersten der sieben Feldzüge, die er zwischen 791—799 gegen sie unternahm, eröffnete er in eigener Person und drang auf drei Seiten zugleich in ihr Land ein und siegreich bis an die Raab vor. Die große Beute, die er machte, vertheilte er unter seine Franken und da er um diese Zeit noch mit den Sachsen zu thun hatte, so übertrug er die Fortsetzung des Kriegs seinem Sohne Pippin, welcher 796 den größten und festesten Ring der Avaren zwischen der Donau und Theiß sammt den dort aufgehäuften byzantinischen Beute-Schätzen eroberte und 799 den Krieg mit der gänzlichen Vernichtung dieses Volkes beendigte. Das verheerte und entvölkerte Land zwischen der Donau, Drau und Sau (nachher Slavonien genannt) überließ Karl deutschen, besonders bayerischen Pflanzern zum Anbau und errichtete die sogenannte Ostmark oder die Markgrafschaft Osterland (Austria, Österreich), welche, von christlichen Deutschen bewohnt, den äußersten Osten des Frankenreichs schirmen sollte und worin sich nach und nach die Städte Wien, Buda, Raab, Mohacz u. a. erhoben.

Als Karl einen Theil der Avarenbeute dem Papste Leo sandte, begleitete er dieses Geschenk mit folgenden Worten: „So wie ich mit Eurem Vorgänger einen Bund heiliger Vaterschaft eingegangen bin, so wünsche ich auch mit Eurer Heiligkeit einen unverbrüchlichen Bund derselben Treue und Liebe zu schließen. Mir liegt ob, mit Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit, die h. Kirche Christi überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach Außen zu vertheidigen und im Innern durch das Bekenntniß des katholischen Glaubens zu befestigen. Euch liegt ob, heiliger Vater! wie Moses die Hände zu Gott zu erheben und meinen Kriegsdienst durch Gebet zu unterstützen."

Noch während des avarischen Krieges, als eben Karl 793 seinen Sohn Ludwig, den er zum König des so lange an Selbständigkeit gewöhnt gewesenen Aquitaniens bestimmte, nach Italien geschickt hatte, um mit Pippin den aufständischen Herzog von Benevent zu züchtigen, machte der spanische Chalife Hischam I, jene Abwesenheit Ludwigs benützend, einen Einfall in Karl's spanische Mark, eroberte sie und drang durch seinen Feldherrn Abd-al-Malik sogar über die Pyrenäen bis tief in Languedoc ein. Dort aber widerstand ihm allein der Graf Wilhelm von Toulouse auf's tapferste und nöthigte ihn, sich wieder hinter die Pyrenäen zurückzuziehen. — Die Zurückkunft Ludwig's nach Aquitanien führte sodann zu einem Waffenstillstand. Als aber nach Hischams Tode Hakem I zur Regierung kam, und mehrere von ihm abgefallene Statthalter Karl den Großen um Hülfe baten, sandte dieser seinen Sohn Ludwig nach Spanien, brachte durch denselben Barcelona zur Unterwerfung und übergab das eroberte Land christlichen Gothen zur Ansiedlung (801). Auch Huesca erkannte die fränkische Hoheit und durch

die Verbindung der von Karl eroberten balearischen Inseln mit Barcelona bekam das in Spanien allmählig wieder vordringende Christenthum einen festen Anhalt. In den noch folgenden spanischen Feldzügen ward auch Tortosa erobert und so dem Muhammedanismus in Spanien immer mehr Boden abgewonnen.

8. Kapitel. Die innere Regierungs-Verwaltung Karl's des Großen.

1. Die Reichsverfassung Karl's des Großen. Übergang der altgermanischen Volksrechte an die königlichen Getreuen. Die Gaugrafen; die Sendgrafen. Sammlung und Vervollständigung der geschriebenen Gesetze. Die Wehrverfassung: Heerbann und Lehnsgefolge. Die Königsgewalt. Die Reichstage und die Capitularien.

Der großartigen äußern Thätigkeit, womit Karl der Große sein Reich erweiterte und befestigte, entsprach auch eine eben so große innere, mit der er die Entwicklung der Nationalkraft zu fördern und eine neue Ordnung zu schaffen bemüht war, eine Ordnung, in der freilich nur wenige Reste der altgermanischen Freiheit mehr wahrzunehmen waren.

Hatten schon die ersten Merovinger im Gefühl, daß ihr Geschlecht und der von ihnen beherrschte Volksstamm unter den andern deutschen Stämmen der kräftigste sey, diese zur Unterwerfung oder wenigstens zur Anerkennung ihrer Überlegenheit zu bringen gesucht; — hatten dann die Pippine dieses Ziel, die germanischen Stämme zu einer allgemeinen Einigung unter der Leitung der Franken zu zwingen, weiter verfolgt, und hatte insbesondere Karl Martel jedes von dem Verband der Leute und Getreuen des Königs sich absondernde und nach Unabhängigkeit strebende Gemeinwesen oder Individuum mit Erfolg bekämpft und durch Einfügung aller, vereinzelt und mit ihren Nachbarn in steter Fehde lebenden, großen Grundeigenthümer in die Gefolgschaft des Königs der eingetretenen Zerstückelung gewehrt und auf diesem Weg eine Gesammteinigung zu Stande gebracht, die allein vermögend war, dem furchtbaren Ansturm der Muhammedaner zu begegnen: — so war es seinem großen Sohne aufbehalten, auch noch die übrigen in alter Selbstsucht für sich bestehenden germanischen Stämme zur Einigung oder Anlehnung an die Franken zu zwingen und dadurch dem fränkischen Staate jene größere Geschlossenheit zu geben, ohne welche er den vereinten Angriffen der Araber, Slaven, Dänen, Normannen und Avaren hätte erliegen müssen. Daß es, wenn auch mit Zwang gegen die in ihrem Einzeldasein anfangs dawider sich Sträubenden dazu kam, geschah offenbar mit providentieller Zulassung: denn „was sich von der antiken Bildung mühsam erhalten, was das Christenthum und das germanische Prinzip bisher geschaffen", das alles wäre sonst in erneuerten Stürmen zu Grunde gegangen.

Unter den Merovingern war die Grundlage des aus dem altgermanischen Naturleben hervorgegangenen Staates der Franken geschwächt und durch die Hausmayer fast aufgelöst worden, und was sich in ihm Einzelnes noch aus dem frühern Zustande rechtmäßiger Unabhängigkeit erhalten hatte, wurde von Karl dem Großen dadurch aufgehoben, daß die einst dem Volke, als solchem, zustehende öffentliche Gewalt an die Leute oder Getreuen des Königs übergieng, welche, unabhängig vom Volke und über größere oder kleinere Landestheile gesetzt, mit Hülfe untergeordneter Beamten im Namen des Königs und als seine Stellvertreter das Volk regierten und zu diesem Zweck in ihren Bezirken die gesammte Civil- und Militärgewalt in Händen hatten.

Da sich die königliche Gewalt längst aller moralischen und materiellen Kraft des Volkes bemächtigt hatte, so giengen alle diese Beamten aus dem Dienstgefolge des Königs hervor. Über jeden der vielen Gaue, in welche das Reich eingetheilt war, wurde ein ehehin vom Volk gewählter, nun aber vom König ernannter Graf gesetzt, der in seinem Gau die Rechtspflege übte, die Abgaben erhob, die Ruhe und Ordnung erhielt und, wann es der König befahl, die bewaffnete Mannschaft anführte. Nur an den bedrohten Gränzen war Karl genöthigt, mehrere Grafschaften in Eine Mark zu vereinigen und sie einem mit höherer Macht ausgestatteten Gränz- oder Markgrafen zu untergeben.

Da natürlich jeder Graf in seinem Gau volle Macht hatte und dieselbe bei der Entfernung des Königs und während der beständigen Kriege leicht hätte mißbrauchen können, so ordnete Karl außerordentliche Gesandte, die sogenannten Sendgrafen (missi regii oder dominici, königliche Commissäre) an, von denen gewöhnlich je zwei, (anfangs bloß weltliche Große, in der Folge je ein geistlicher und ein weltlicher) in ihrer Legation d. h. in dem ihnen angewiesenen Sprengel jährlich viermal an verschiedenen Orten die Amtsführung der ordentlichen Beamten zu untersuchen hatten. Sie mußten dabei etwaige Beschwerden der Gemeinden heben, den Heerbann beaufsichtigen, namentlich die Wehrfähigen aufzeichnen, die Gehülfen des Grafen (die Zehentmänner, Stiftsvögte rc.) einsetzen, insbesondere die Wahlen der Schöffen auf den Gau-Dingen leiten, die Verwaltung der Krongüter prüfen, den Zustand der Kirchen und Klöster untersuchen und über alles dieses dem König theils mündlichen, theils schriftlichen Bericht abstatten. — Die königlichen Güter und Einkünfte wurden durch Kammerboten (missi fiscalini) beaufsichtigt.

Die Bedeutung, welche die Gaugrafen und die Sendgrafen als vormalige freie Besitzer ehehin durch das Eintreten in die königliche Gefolgschaft an den König verloren hatten, gewannen sie in diesem neuen Beamtenverhältnisse durch die ihnen über die Gemeinfreien verliehene öffentliche Gewalt wieder. Denn diese Gau- und Markgrafen waren eben so viele größere oder kleinere fast selbstständige Häupter, die, hätte nicht Karl's großer Geist sie in Schranken zu halten gewußt, sich schon jetzt als eben so viele Selbstherrlichkeiten mit eigenen Höfen würden dargestellt haben. Dagegen erscheint das aus den Gemeinfreien bestehende Volk tiefer als früherhin herabgedrückt, indem es durch die Gewöh-

nung an die unmittelbare Autorität jener königlichen Beamten allmählig in einen von aller Theilnahme an öffentlichen Angelenheiten ausgeschlossenen Zustand versetzt wurde, in welchem ihm höchstens noch das Recht blieb, unter Leitung der Sendgrafen die dem Gaugrafen als Gehülfen beigegebenen 12 Schöffen (scabini oder „merklichen" Männer, notabiles) zu wählen, die sodann nicht ihm, sondern den außerordentlichen Sendgrafen verantwortlich waren. Außer der Entrichtung des Zehenten an die Kirche mußten die Gemeinfreien bald noch manche unentgeldliche Hand- und Spanndienste thun, die sich unter willkührlichen Beamten ungeachtet des königlichen Verbotes mehrten; und da auch der häufige Ruf zum Heerbann am schwersten auf den Gemeinfreien lastete, welche ohne Entschädigung Haus und Geschäft verlassen und sich dem Kriegsdienst unterziehen mußten, so kam es, daß Viele, dieser Lasten müde, ihr Freigut verkauften oder das Eigenthum davon an einen der größern königlichen Vasallen abtraten, um es von ihm als Lehen wieder zu empfangen und es fortan als Pächter (coloni) zu bestellen, denen der Herr jeden unverschuldeten Schaden zu vergüten hatte. Andere thaten dieß, um als bloße Hintersaßen auf den Krongütern zu leben. Diese Pächter und Hintersaßen traten dadurch in den Stand der Halbfreien oder der Lazzen.i Weder Andere sanken aus Armuth zu Leibeigenen herab. Wem der Herr die Freiheit wieder schenkte, trat als Freigelassener unter den Schutz des Königs und wurde den übrigen Franken gleichgestellt. So nahm die Zahl der Freien immer mehr ab, besonders auf dem Lande in Südgallien und in Italien; nur in Austrasien (Ostfranken) und Alemannien, in Sachsen und Bayern waren sie noch zahlreich.

In der Rechtspflege, die von den Gaugrafen geübt wurde, galt übrigens noch der altgermanische Grundsatz, daß Jeder nach seinem Gesetz und von seines Gleichen gerichtet werden müsse, und Karl ließ sogar die Gesetze und Bräuche der einzelnen Völker, wie der Friesen, Alemannen, Sachsen, Bayern, Lombarden schriftlich sammeln und vervollständigen. In denselben war Todesstrafe auf Kirchenraub, Meineid, Feldflüchtigkeit und Straßenraub gesetzt; alle andern Vergehungen wurden mit dem Währgeld gebüßt, selbst der Mord, bei dem sich das Währgeld nach der Wichtigkeit des Getödteten richtete, indem z. B. die Ermordung eines Antrustio oder Getreuen mit 72000 Denaren gebüßt werden mußte. — Die Gerichte selbst waren noch öffentlich; doch durften die Parteien keine Waffen mitbringen. Die Beweise durch Zeugen, Eideshelfer, Gottesurtheile, deren in der vorigen Periode Erwähnung geschah, blieben ungeändert.

Die **Wehrverfassung** ruhte auf dem Heerbann und dem Lehnsgefolge. Zum Heerbann war jeder Freie, der 4 mansi d. i. Mannwerke oder Hufen Feldes besaß, verpflichtet und hatte dabei für Bewaffnung und für Mundvorrath auf drei Monate zu sorgen; von minder Vermögenden mußten ihrer mehrere zusammentreten und einen aus ihrer Mitte zum Heerbann ausrüsten; auch die Hintersaßen der Freien waren kriegspflichtig. Außerdem mußten alle Dienstleute der Vasallen oder Lehenträger dem Heerbanne folgen. Sämmtliche Geistliche waren davon befreit, nicht aber ihre dienstpflichtigen Lehensleute. Der Freie, der nicht folgte, mußte 60 Schillinge büßen, worüber die Sendgrafen zu erkennen hatten; der ungehorsame Lehnsmann dagegen verlor Ehre und Gut. Andere Dienstversäumnisse und Vergehungen wurden nach dem Lagergesetz strenge gestraft. Im Frieden durfte man keine Waffen tragen. — Jede der drei militärischen Provinzen, in welche das Reich eingetheilt war (nämlich die Landesstrecke zwischen der Loire und den Pyrenäen, die zwischen der Loire und dem Rhein und die zwischen dem Rhein und der Elbe) hatte ihr eigenes Aufgebot zu stellen, das von einem Herzog befehligt wurde.

Mit der Abnahme der Freien minderte sich die Stärke des Heerbannes und das Lehengefolge überwog allmählig durch die Zahl seiner Glieder, wie durch die Mehrung seiner Vorrechte.

Überhaupt durchdrang das Lehnswesen mehr und mehr alle Lebensverhältnisse. Denn wenn ein Freier sich in den Lehndienst eines Mächtigern begab, um sich dadurch dessen Schutzes zu versichern, so mußte er diesem zuerst knieend Treue bis in den Tod geloben, indem er seine Hände in die seines Lehnsherrn legte. Hierauf empfieng er durch die Investitur seine Güter mit dem Rechte der Vererbung auf seine Kinder wieder zu Lehen, indem ihm der Lehnsherr eine Handvoll Gras, einen grünen Zweig, einen Strohhalm, oder ein Messer &c. überreichte. Dadurch wurde er sein Vasall oder Lehnsmann, und während er fortan den Schutz seines Lehnsherrn genoß, hatte er folgende Verpflichtungen zu erfüllen. Er mußte seinem Herrn in den Krieg folgen auf 40 bis 60 Tage, nach welcher Zeit er das Recht hatte, heimzukehren. Er mußte die Gerechtigkeit handhaben helfen, sowohl als Richter, als auch bei Vollstreckung des Urtheils, wenn dazu, wie es häufig vorkam, Gewalt nöthig war. Er mußte auch durch Geld Lehnshülfe leisten 1) wenn der Lehnsherr Kriegsgefangener wurde, um das Lösegeld zu zahlen; 2) wenn dieser seine älteste Tochter verheirathete oder wenn sein Sohn zum Ritter geschlagen wurde; 3) wenn er eine Wallfahrt in's heilige Land antrat. Starb der Vasall, so mußte sein Nachfolger den Betrag eines Jahreseinkommens der Güter bezahlen, ebenso wenn diese verkauft wurden. Der Lehnsherr war auch der Vormünder für den unmündigen Erben seines Vasallen, und war dieser eine Tochter, so wählte er ihr einen Gatten. Die Vernachlässigung seiner Pflichten zog die Confiscation des Lehnsguts des Vasallen nach sich. Auch die Vasallen hatten wieder Lehnsmänner unter sich. Das Lehnswesen erstreckte sich so weit, daß allmählig selbst Titel, Rechte, Ämter, Renten Gegenstand eines Lehens wurden und während die größeren Vasallen ihre Fürsten als Kammerherrn, Mundschenke, Stallmeister &c. bedienten, so ließen sie sich auf ihren Schlössern von ihren Lehnsmännern wieder ebenso bedienen.

Der Mittelpunct der Regierungsgewalt war einzig der König, der weder durch eine Gemeinde- noch durch eine Vasallenvertretung beschränkt war. An seine Person waren alle jene Beamten gebunden und hatten durch dieses Band gleichen Vortheil mit ihm. Das Mittel, diesen gesammten Organismus lebendig zu erhalten, und mit Einem Geist zu durchdringen, waren die mit dem Maifeld verbundenen Reichstage, welche Karl der Große in der Regel jährlich Einmal abhielt. Auf diesem erschienen alle größern Vasallen geistlichen und weltlichen Standes, die Abgeordneten der zinspflichtigen Völker und alle Bericht erstattenden Hof- und Staatsbeamten (nämlich die Bischöffe und Äbte für die Geistlichkeit, die Herzöge und Markgrafen, Gau- und Sendgrafen für die Vasallen, die Schöffen für die Gemeinfreien), um über alle öffentlichen innern und äußern, geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zu verhandeln und in besonderen, vom Könige bestätigten Capitularien zur Entscheidung zu bringen, deren Vollzug dann den Beamten oblag.

Der König eröffnete die Versammlung entweder in Person oder durch einen Stellvertreter und zwar bei günstiger Witterung unter freiem Himmel, bei ungünstiger in seiner Pfalz (palatium), und legte die zu berathenden und zu erörternden Gegenstände vor. Die Versammlung der Stände zerfiel in zwei Curien, eine geistliche und eine weltliche, in deren jeder besonders verhandelt wurde. Alles, worin beide Curien zu einem gemeinschaftlichen Beschluß sich vereinigten, wurde sodann dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Das vom König bestätigte Capitulare oder Gesetz wurde hierauf von allen Anwesenden unterschrieben und den betreffenden Beamten zur Vollziehung übergeben. — Zur Abkürzung und Erleichterung der Reichstagsverhandlungen hielt der König einige Zeit vor dem Reichstag mit seinen Getreuen eine vorbereitende Versammlung, durch welche der Erfolg des Reichstags möglichst gesichert wurde. — Auch in jedem Gau wurden jährlich von den Sendboten die geistlichen und weltlichen Beamten ihres Sprengels zusammenberufen, der Zustand des Gau's

besprochen, die Reichsgesetze bekannt gemacht und alles, was für den Gau nützlich und wünschenswerth schien, zur Vorlage an den kommenden Reichstag vorbereitet. — Deßungeachtet galt rechtlich und factisch der Grundsatz, daß „nur ein aus der Wechselwirkung der Krone und der Stände hervorgegangenes Gesetz verbindlich" sei.

2. Karl Haupt der Landeskirche. Vollendete Einfügung der fränkischen Kirche in die allgemeine abendländische mit dem Vorbehalt möglichst selbstständiger Haltung. Karl's Sorge für die Förderung nationaler Bildung durch Pflege der Wissenschaft und deren Begründung in Schulen. Alkuin. Der Gelehrtenverein.

Die Macht und Gewalt, mit der Karl der Große im Osten und Westen, im Norden und Süden seines weiten Reiches waltete; der Ruhm, der ihm überall als größtem Kriegs- und Glaubenshelden vorausgieng, und die Umsicht und Festigkeit, mit der er alle äußern und innern Angelegenheiten theils durch unmittelbaren Ausspruch, theils durch die Reichstagsentscheidungen ordnete, — hatten ihm auch eine eigenthümliche Stellung zur Kirche gegeben. Die Leitung derselben, die er kraft seiner Königsgewalt nach Innen und Außen übte, bestand anfangs nur in der Übertragung und Befestigung der in den frühern Zeiten getroffenen und vorzüglich durch Bonifaz bei den Franken eingeführten hierarchischen Ordnung. Insbesondere brachte er durch feste Einführung von Metropoliten, sowie durch die Annahme des damals bestehenden canonischen Rechts den Plan des Bonifacius zur Ausführung. Mit der Veröffentlichung der kirchlichen Rechtsquellen endlich, (nämlich der im dionysischen Codex enthaltenen Canonen und Decretalen der römischen Bischöffe, die ihm Papst Hadrian zum Geschenk gemacht hatte) war die Einfügung der fränkischen Kirche in die allgemeine abendländische vollendet, und die kirchliche Ordnung, wie sie vor der Völkerwanderung galt, und somit zugleich die günstige Stellung des römischen Bischoffs jener früheren Zeit wiederhergestellt.

Daß indeß Karl nicht gesonnen war, durch die in seinen Reichsorganismus aufgenommene Hierarchie die nationale Entwicklung unterdrücken zu lassen, zeigt das seiner ganzen Gesetzgebung zu Grunde liegende Streben, seine Völker zu einer höhern Stufe der Bildung zu erheben und als Hauptmittel dazu sich die Förderung höherer Intelligenz im geistlichen Stande angelegen sein zu lassen. Zu dem Ende umgab er sich mit den tüchtigsten Gelehrten des In- und Auslandes, unter welchen der gründlich und vielseitig gebildete Angelsachse Alkuin, zugleich sein erster Rathgeber und Freund, ferner der sprachgelehrte, zahlen- und sternkundige Peter von Pisa, der nach Leib und Geist gleich ausgezeichnete Franke Angilbert, und der gelehrte, ton- und baukundige Franke Einhard sein Geheimschreiber und Biograph; desgleichen der mit Karl verwandte Abt Adelhard, Pippin's Erzieher, und der als Geschichtsschreiber berühmte Lombarde Paul Warnefried (gewöhnlich Paul Diaconus genannt) die bedeutendsten waren. Von ihnen vielseitig berathen, suchte er sowohl bei sich selbst die Lücken, die ein dürftiger Jugend-

unterricht gelassen hatte, durch ernste Studien, namentlich in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik und Sternkunde auszufüllen, als auch auf den verschiedensten Wegen die Theilnahme aller Stände für geistige Beziehungen zu wecken und rege zu erhalten. Vorzüglich war der ungezwungene Gelehrtenverein, welchen Karl an seinem Hofe als eine Art Academie stiftete, bestimmt, mit den Strahlen der Wissenschaft die vorhandene Finsterniß seiner Zeit zu vertreiben, insbesondere durch Weckung des Sinnes für das Wahre und Schöne die Rohheit des Jahrhunderts zu mildern, und durch alles dieß in den Beamtenkreisen sowohl, als hauptsächlich in den Stiftern und Klöstern den Reiz geistiger Nacheiferung hervorzurufen. Vor Allem suchte er durch Verbesserung alter und Errichtung neuer Schulen an Hauptkirchen und reichen Klöstern, worin sowohl die künftigen Geistlichen, als auch die Söhne von Laien, Unterricht erhielten, die gesunkene Sittenzucht zu heben, nützliche Kenntnisse zu verbreiten und in allen Ständen aller ihm untergebenen Völker die geistigen Kräfte zur gebührenden Entwicklung zu bringen.

Alkuin (Alwin, latinisirt Albinus), geb. um 735 zu York, verdankte den Grund seiner Bildung der ausgezeichneten Domschule seiner Vaterstadt. Er begleitete den Vorsteher derselben, Adelbert, auf dessen wissenschaftlichen Reise nach Rom und wurde, als dieser Erzbischoff wurde, sein Nachfolger in der Leitung jener Domschule. Auf einer zweiten Reise nach Rom (781) traf er zu Parma mit Karl dem Großen zusammen, dem er als der gelehrteste Mann seiner Zeit empfohlen war, und erhielt von ihm eine Einladung an seinen Hof, an dem er sich im folgenden Jahre mit dreien seiner Schüler einfand. Der König behielt ihn bei sich und sicherte ihm durch die Einkünfte der Abteien zu Ferrières und zu Troyes eine ansehnliche Stellung, in der er an der königlichen Hochschule vor alten und jungen Zuhörern Vorträge hielt durch welche die Ausbildung von Staatsmännern und Bischöffen gefördert wurde. Er kehrte zwar 789 wieder nach England zurück, ließ sich aber, da ihn die politischen Unruhen seines Vaterlands (unter Ethelred) abstießen, von Karl wieder gewinnen und widmete sich fortan ganz seinem Dienste. Der König verlieh ihm die reiche Abtei St. Martin zu Tours, welcher Alkuin bis an seinen Tod vorstand. Der König war auf den Besitz dieses Mannes stolzer, als auf ein Königreich, so daß er ihn auf dem Reichstag zu Frankfurt der ganzen Versammlung als seinen Freund vorstellte und diese Empfehlung sogar in die Artikel der dort abgehaltenen Synode aufnehmen ließ, um ihm als Ausländer dadurch Anerkennung zu verschaffen. Darum durfte Alkuin auch dem Könige stets offen die Wahrheit sagen, und das Meiste von dem, was Karl für die Ausbildung der Wissenschaft und für Verbesserung des Klerus that, hatte in Alkuin's weitschauendem Geist und edlem Herzen seinen Ursprung. Er verfaßte eine lateinische Grammatik und Rhetorik, wie auch viele ascetische und theologische Schriften, die wir noch besitzen. Seine Thätigkeit, wissenschaftlichen Sinn in den Klöstern zu wecken, war groß, und besonders ließ er sich die Anlegung von Schulen angelegen sein, in denen er oft selbst Unterricht ertheilte. Aus der von ihm zu Paris angelegten Schule gieng in der Folge die Pariser Universität hervor. Im J. 801 zog er sich vom Hofe in seine Abtei nach Tours zurück, wo er schon am 19. Mai 804 starb. Er liegt zu Hersfeld in Niederhessen begraben. Unter seinen Schriften ist seine uns erhaltene Briefsammlung von ganz besonderer Wichtigkeit, weil sie eine der Hauptquellen für die Geschichte jener Zeit ist. Er schrieb auch ein Leben Wilibrords.

Einhard (nicht Eginhard, wie erst später geschrieben ward) ist um das Jahr 770 geboren, also gegen das Ende der Regierung Pippin's. Frühe von Karl'n seiner Talente wegen bevorzugt und fast wie ein Sohn geliebt, ward er mit mehreren Abteien und Pfründen überhäuft und zum Geheimschreiber (Erzkapellan) und auch wegen seiner Kunstfertigkeit und seiner Kennt-

nisse in der Architectur zum Aufseher der königlichen Bauten gemacht. Er schrieb „das Leben Karl's des Großen" in gutem, dem Sueton nachgebildeten Latein, mit Klarheit und Unparteilichkeit, so daß diesem seinem Werke einer der ersten Plätze unter den Geschichtswerken des Mittelalters einzuräumen ist. (Die Textesrecension von Pertz beruht auf der Vergleichung von 60 Handschriften.) Einhard diente nach Karl's Tode auch noch dessen Sohne Ludwig dem Frommen, der ihn 817 zum Führer und Rathgeber seines Sohnes Lothar machte und ihm für seine treuen Dienste das Dorf Michelstadt im Odenwald sammt Mühlinheim schenkte, wo er (826) das Kloster Seligenstadt stiftete, als dessen erster Abt er am 14. März 844 starb und dort begraben liegt. Daß er Karl's Schwiegersohn gewesen, ist unverweislich, da er selbst seine Gattin Emma oder Imma nicht unter des Kaisers Töchtern aufzählt. Die von einem Mönch des Klosters Lorsch im Jahr 1180 mitgetheilte mündliche Sage erzählt nämlich, er sei mit des Kaisers Tochter Emma in einem Liebesverhältniß gestanden und einmal von ihr nach einem geheimen Besuche gegen Morgen bei frischgefallenem Schnee damit sein Fußtritt ihn nicht verrathen möchte, auf dem Rücken über den Burghof getragen worden, weßhalb Karl, der dies von seinem Söller aus zufällig gesehen, die Liebenden zwar in einer Versammlung seiner Räthe mit ernsten Worten gestraft, dann aber doch durch seine väterliche Einwilligung beglückt habe. Einhard's Gattin, die er innig geliebt hatte, starb 836, als er 66 Jahre alt war. Der alte Kaiser selbst suchte ihn deßhalb in seiner Zurückgezogenheit auf, um ihm wegen dieses Verlustes sein Beileid zu bezeugen. — Die ihm zugeschriebenen Annalen oder Jahrbücher sind wahrscheinlich eine „Überarbeitung oder neue Abfassung alter, schon vorhanden gewesener Annalen, worin man eine officielle Aufzeichnung der Zeitbegebenheiten erkennt, welche Einhard vorzüglich in stilistischer Hinsicht unternommen haben mag. Was darin als Einhard's selbständige Arbeit erscheint, reicht bis zum Jahr 826, von wo an er sich vom Hofe ganz zurückzog. Mit „ruhiger Würde" hat er, so lange noch das Reich zusammenzuhalten schien, von Jahr zu Jahr die Zeitereignisse in reinem Latein verzeichnet, „kurz und gedrängt zwar, aber im Wesentlichen vollständig, in edler Einfachheit und frei von Leidenschaft und Parteilichkeit."

Paul Warnefried, gewöhnlich Paul Diaconus genannt, weil er eine Zeit lang Diaconus in Forli war, aus einem lombardischen, in Friaul begüterten Adelsgeschlechte, wurde zwischen 744—749 zu Pavia an Ratchis' Hofe erzogen; er stand auch beim König Desiderius in Gnaden und war in dessen Kanzlei (als Notar) angestellt. Nach dem Falle des Lombardenreichs fand er eine Zuflucht am Hofe des Herzogs Arichis von Benevent, dessen Gemahlin Adelberga, eine Tochter des Desiderius, seine Schülerin gewesen war. Ihr zu Liebe verfaßte er dort eine römische Geschichte. In der Folge ließ er sich im Kloster Monte Cassino aufnehmen, wohin sich auch Ratchis als Mönch zurückgezogen hatte. Als sodann in seinem Vaterlande Friaul ein Aufstand gegen die Franken ausbrach, dem „er vielleicht selbst nicht fremd war (wenigstens mußte dort sein Bruder mit Gefangenschaft und Vermögensverlust büßen), mag er selbst bei Karl dem Großen in Verdacht gekommen seyn. (Erzählt wird nämlich, er habe jene seine Vaterlandsliebe mit dem Verluste seiner Hand büßen sollen, wenn nicht König Karl ihn mit den Worten gerettet hätte: Wo würden wir denn wieder eine Hand herbekommen, die uns so schöne Geschichten beschriebe?" Als König Karl 781 nach Rom kam, bat ihn Paul Diaconus in einer Elegie um Gnade für seinen Bruder. Der König gewährte sie und berief den Paul an seinen Hof, wo er dessen Gelehrsamkeit in verschiedener Weise benützte. Er ehrte ihn seinen Verdiensten gemäß, ließ sich von ihm in der griechischen Sprache unterrichten und trug ihm die Abfassung verschiedener Lehrbücher, insbesondere einer Predigtsammlung auf, die den Namen Postille bekam (von den Worten post illa sc. verba textus, weil nach den Texteswörten das Vorlesen der Predigt selbst begann.) Zuletzt zog sich aber Paul (um das J. 787) wieder in das Kloster Monte Cassino zurück, wo er der Ruhe und frommen Betrachtungen lebte und sich mit der Abfassung seiner Geschichte der Lombarden beschäftigte, die er mit Benützung der mündlichen Überlieferungen und schriftlichen Quellen, wenn auch ohne viel Kritik und ohne eigentliches

Prinzip, doch in einer einfachen klaren Darstellung, mit großer Wahrheitsliebe und schöner Wärme des Gefühls für sein Volk bis zum J. 744 fortführte. Sie ist wegen ihres reichen unverfälschten Sagenschatzes und der, aus verloren gegangenen Quellen geschöpften Thatsachen von unschätzbarem Werth. (S. Wattenbach's Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter §. 6.) Paul starb dort um d. J. 800.

Angilbert, von vornehmer fränkischer Abkunft, war am Hofe Pippin's aufgewachsen und mit Karl, der nur wenig älter war, durch innige Freundschaft verbunden, ja der Vertraute der ganzen königlichen Familie. Seine höhere wissenschaftliche Ausbildung erhielt er durch Alkuin und Peter von Pisa, seine staatsmännische Bildung in Karl's Kabinet und in Gesandtschaftsdiensten. Nachdem er eine Zeit lang im neugewonnenen italischen Königreiche am Hofe des unmündigen Pippin eine hohe Stelle bekleidet hatte, erhielt er an Karl's Hofe jene einflußreiche Stellung, in der er dreimal eine Gesandtschaft an den Papst übernahm und im Jahr 800 den König Karl zu dessen Kaiserkrönung nach Rom begleitete. Er allein hatte das Glück, eine Tochter Karl's, die schöne Bertha, zur Lebensgenossin zu bekommen, die ihm zwei Söhne Nithard und Harnid, gebar. Es wird ihm ein episches Gedicht zugeschrieben, worin Karl's Werke und Thaten „mit ungewöhnlichem Geist und dichterischer Begabung" geschildert sind und wovon sich noch der Anfang des dritten Buchs (in 536 Versen) erhalten hat.

In der **Academie** Karl's gab sich jedes Mitglied dieses gelehrten Vereins einen auf seine besondere Thätigkeit anspielenden Beinamen. So nannte sich Karl König David, weil er dessen Psalmen sehr liebte und fleißig auswendig lernen und singen ließ; Alkuin bekam den Namen Flaccus, weil Horaz sein Lieblingsdichter war; Einhard gab sich von der Muse der Geschichte den Namen Calliopius; Angilbert ward wegen seines dichterischen Schwungs Homer, der Westgothe Theodulf aus ähnlichem Grunde Pindar genannt; der Erzbischoff Rikulf von Mainz hatte wegen seiner Liebe zum Hirtengedicht den Namen Damötas; der Abt Abälard von Corvey den Namen Augustin wegen seiner Vorliebe für diesen Kirchenvater. Die zum gemeinsamen Gebrauch aufgestellte Büchersammlung beaufsichtigte Gerward. — Karl selbst bezeugte den gelehrten Arbeiten dieser Männer die regste Theilnahme. Er selbst lernte fertig Latein sprechen und im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Er las fleißig in den Schriften der Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredter Ausdruck ihn zu dem bewundernden Ausruf vermochte: „Ach, daß ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!" worauf Alkuin erwiederte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat deren nur zwei gehabt und du verlangst zwölfe!" Besonders gern ließ er sich aus Augustin's Schrift „Vom Staate Gottes" vorlesen. — Eine vorzügliche Sorgfalt widmete Karl in diesem Vereine der Ausbildung der deutschen Sprache, für die er eine Grammatik anlegen ließ. Er ließ deutsche Helden- und Sagenlieder sammeln, aber diese Sammlung ist verloren gegangen. Auch rühren die deutschen Namen unserer Monate von ihm her. (Sie lauteten ursprünglich: Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostar-, Winne-, Brach-, Heuvi-, Aran-, Witu-, Windume-, Herbist-, Heilagmanoth. — Auch den Winden gab er deutsche Namen: den Ostwind nannte er Ostroniwind, den Südost Ostsundroni, den Südsüdost Sundostroni, den Süd Sundroni, den Südsüdwest Sundwestroni, den Südwest Westsundroni, den West Westroni, den Nordwest Westnordroni, den Nordnordwest Nordwestroni, den Nord Nordroni, den Nordost Nordostroni und den Ostnordost Ostnordroni.

Die vielen Proben schlechter Latinität und Stilistik, welche Karl aus den von Klerikern bei ihm eingereichten Bittschriften ersah, bestimmten ihn auf Alkuin's Rath, in einem Kreisschreiben v. 787, davon wir die Fuldaer Abschrift besitzen, an die gesammte Geistlichkeit des Reiches die dringende Aufforderung zu richten, sich doch der Erlernung der Sprache besser zu befleißigen, damit nicht am Ende aus Mangel an Sprachkenntniß das Verständniß der h. Schrift leide, das doch zunächst auf Sprachstudium gegründet sein müsse. Welcher Geistliche Gott durch einen frommen Wandel zu gefallen suche, müsse ihm nicht minder durch einen sprachrichtigen Ausdruck zu gefallen trachten; gut-handeln

sei freilich besser, als wissen, aber je reicher der Mensch an wahrem Wissen sei, desto leichter und besser könne er gut handeln: darum solle man die Wissenschaft mit Wetteifer betreiben und in jedem Bisthum und Kloster geschickte und fleißige Lehrer anstellen.

Nachdem in der Schola palatina (Hofschule), woran besonders Alkuin thätig war, eine Anzahl Kleriker zu Lehrern gebildet worden war, schritt man zur Anlegung anderer Schulen, in welchen Gesang, Lesen, Schreiben, deutsche und lateinische Sprache, Zahlen- und Größenlehre die Unterrichtsgegenstände ausmachten. Karl selbst förderte zuweilen durch seine Gegenwart den Eifer der Lehrer und Lernenden, und „der Mönch von St. Gallen" (ein Erzähler von Volkssagen, die sich an Karl den Großen, an Ludwig den Frommen und Ludwig den Deutschen knüpften) erzählt, Karl habe einst bei einer Prüfung in seiner Hofschule gefunden, daß die Söhne armer Ältern gerade am besten, die Söhne der Vornehmen und Reichen am schlechtesten bestanden, weßhalb er jene belobt, diese aber mit seinem Mißfallen und mit Ausschließung von Ämtern bedroht habe, wenn sie sich im Fleiße nicht besserten. — Bald war kein Hauptland in seinem Reiche ohne eine solche Bildungsstätte, wie denn in Westfranken außer den Schulen von Paris und Soissons, die Schulen von Tours, Lyon und Orleans, alle unter Alkuin's Leitung —, im südlichen Deutschland die Schulen von St. Gallen, Reichenau und Hirsau —, im nördlichen Deutschland die Schulen von Trier, Paderborn, Osnabrück, Corbie (Neu-Corvey) und Fulda auf lange hinaus eine weitverbreitete wohlthätige Wirksamkeit äußerten.

Was Karl weiter als Haupt der Landeskirche that, trat am klarsten in den Ergebnissen der mit den Reichstagen verbundenen Reichssynoden zu Tage, auf denen er bemüht war, der fränkischen Kirche eine möglichst unabhängige Stellung zu wahren. Besonders zeigte sich dies in der Entschiedenheit, mit der er auf der Frankfurter Synode v. 794 in der Behandlung des Bilderstreits — nicht nur den Byzantinern, sondern auch Rom gegenüber, das sich an der Synode zu Nicäa 787 betheiligt hatte — durch die dem Papste Hadrian zugesandten IV libri Carolini den freien Grundsatz vertrat, nach welchem er zwar die Beibehaltung der Bilder billigte, aber jede Art von Verehrung derselben verwarf (s. ob. K. 5, 1.).

3. **Karl der Große und Papst Leo III. Wiederaufrichtung und Übertragung des abendländisch-römischen Kaiserthums auf die Germanen; Karl als römischer Kaiser, Inhaber der Schirm- und Oberherrlichkeit der Kirche. Folgen dieser Stellung. Karl's Revision der kirchlichen Zustände und Versuche zur Durchführung der Idee des christlichen Staates. Seine kirchenordnende Thätigkeit in Bezug auf Synoden, Geistlichkeit und Gemeinden.**

Zu einer noch höhern Bedeutung sollte diese seine kirchenherrliche Stellung durch ein Ereigniß gelangen, das nicht minder auch die Bedeutung des römischen Stuhls, zu der diesem die Verbindung mit dem Frankenbeherrscher verholfen hatte, wesentlich zu erhöhen geeignet war. In Rom war nämlich Papst Hadrian, Karl's Freund, gestorben und sein Nachfolger Leo III von den Verwandten und Anhängern desselben bei einem feierlichen Umzug überfallen und unter Stößen und Schlägen gefangen in ein nahes Kloster geschleppt worden woraus ihn jedoch sein getreuer Kämmerling noch in derselben Nacht nach Spoleto zum Herzog Winigis rettete. Unmittelbar darauf sandte der gekränkte

Leo Boten an Karl den Großen und ließ ihn um seine Hülfe ersuchen. Karl sagte sie zu, wünschte aber den Kläger erst persönlich kennen zu lernen. Daher begab sich Leo selbst über die Alpen nach Paderborn, wo der König gerade Reichstag hielt und wiederholte seine Klage und Bitte. Karl, seine Rechte wie seine Pflichten als Schirmherr der Kirche erkennend, gab dem Papste zunächst ein ehrenvolles Gefolge nach Rom mit, ließ ihn dort in sein Amt einsetzen und bis zu seiner Ankunft durch Militärmacht schützen. Nach vollendeter Heeresrüstung eilte Karl selbst noch im Jahre 799 über die Alpen und hielt am letzten Sonntag nach Pfingsten seinen Einzug in die Hauptstadt der Christenheit, wo er am ersten Adventsonntage in der St. Peterskirche als Patricius durch ein feierliches Gericht, vor welchem Leo die ihm von seinen Gegnern gemachten Beschuldigungen durch einen Reinigungseid niederschlagen durfte, die Ruhe wieder herstellte und sodann am 25. December dem Weihnachtsfeste in der Kirche des heil. Petrus beiwohnte. (Mit Weihnachten begann nach dem damaligen Kalender das Jahr 800.)

Da, als er eben im Festgewande eines römischen Patricius am Altar nach der Messe zum Gebet niederkniete, trat unerwartet der Papst vor und setzte dem König eine goldene Imperatorskrone auf, worauf das versammelte Volk in den Jubelruf ausbrach: Carolo piissimo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen, friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg! Nach dreimaliger Wiederholung dieser Worte, berührte Leo mit der einen Hand seinen Mund, mit der andern die Hand (nach Andern den Kleidersaum) des Gekrönten, salbte ihn zum Kaiser und verbeugte sich gegen ihn.

Mit dieser ohne Zweifel zwischen dem Papst und dem Könige unter Beirath der bedeutendsten weltlichen und geistlichen Großen vorher im Geheimen verabredeten Handlung wurde das alte weströmische Imperium zwar nicht dem Gränzumfang, wohl aber der Ehren-Bedeutung nach auf Karl und seine Dynastie übertragen und so das abendländische Kaiserthum in der Person eines austrasischen Franken erneuert. Denn in den Augen der Völker, selbst in denen der Barbaren, warf dieser ihrer Erinnerung ehrwürdige Titel einen neuen Glanz auf den Inhaber desselben und alle fühlten bald, daß dadurch im Grunde der neue römische Kaiser zum obersten Schirmherrn der Kirche und zum Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa erhoben wurde. Karl selbst legte deßhalb so großen Werth darauf, daß er sich im ganzen Reiche von allen seinen Unterthanen, Geistlichen und Weltlichen, einen neuen Huldigungseid schwören und ihnen dabei bedeuten ließ, daß derselbe noch mehr enthalte, als der gewöhnliche Lehenseid.

Zwar sagte Karl nachher, er würde, wenn er gewußt hätte, was mit ihm vorgehen sollte, gar nicht in die Kirche gegangen seyn. Allein diese Äußerung bezog sich wohl nur auf die Karl'n unangenehm überraschende Art der Krönung, indem der Papst ihm so sehr schnell die Krone aufsetzte, anstatt daß der Kaiser sie selbst sich aufsetzte oder, wie der griechische Kaiser den Patriarchen, so er den Papst vor der versammelten Menge aufforderte, ihm die Krone aufzusetzen. Denn die Erneuerung der Kaiserwürde in seiner Person an sich konnte natürlich nicht ohne sein Vorwissen vorgenommen worden sein: auch wird ausdrück-

lich von vorhergegangenen Berathungen zwischen fränkischen und römischen Großen und insbesondere Geistlichen berichtet; und daß besonders Alkuin am thätigsten dabei war, ja daß höchst wahrscheinlich die Anregung der Idee von ihm herkam, läßt sich daraus schließen, daß Karl vor seinem Aufbruch nach Italien eine Zeit lang bei Alkuin in Tours verweilte; ferner, daß sich unter den Geschenken, die Alkuin vor jener Weihnachtsfeier nach Rom gesandt hatte, eine Bibel mit der Inschrift befand, daß sie „zum Ruhme der kaiserlichen Würde dienen solle"; endlich, daß sich von Alkuin ein Ausspruch vorfindet, wornach er den obersten Rang dem Papste, den zweiten dem (griechischen) Kaiser, den dritten dem fränkischen Könige anwies, mit nicht undeutlicher Hinweisung, „wie unwürdig das Kaiserthum in Byzanz vertreten sey." — Darum weigerte sich der byzantinische Hof, der stets die Gegner Karl's in Italien unterstützt hatte, Karl'n in dieser neuen Würde anzuerkennen, und einige Jahre darauf brach zwischen dem Kaiser Nicephorus und dem Kaiser Karl über den Besitz von Venetien und Dalmatien ein Krieg aus, der jedoch 810 durch die Verzichtleistung Karl's auf jene Ländertheile beigelegt wurde. Erst des Nicephorus Nachfolger Michael bequemte sich, Karl'n den Titel Basileus (was damals so viel als Kaiser bedeutete) zu geben.

Leiteten auch fortan die Päpste aus dem Ursprung des erneuerten Imperiums das Recht ab, den jedesmaligen Kaiser durch Krönung zu bestätigen, so war damit auch für den Kaiser der Rechtsanspruch begründet, daß ohne seine Zustimmung und Bestätigung kein Papst eingesetzt werde. Jedenfalls erschienen Kaiser und Papst fortan als die beiden höchsten Häupter der Christenheit, denen die hohe Aufgabe gestellt war, mit den, einem jeden von Gott in die Hand gegebenen Mitteln die christlichen Völker, unbeschadet ihrer eigenthümlichen nationalen Entwicklung, zu Einem durch die heiligen Bande des Glaubens und des Rechts in Frieden verschlungenen freien Verein zu erheben. Dieses Verhältniß drückt der Sachsenspiegel mit den bezeichnenden Worten aus; „Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit, dem Papst das geistliche, dem Kaiser das weltliche."

Dieß ist aber keineswegs so zu fassen, als ob von jetzt an „ein Doppelreich eines geistlichen und eines weltlichen Oberhauptes abendländischer Christenheit" bestanden hätte. Denn dem Kaiser blieb, zumal als römischem Patricius, in der advocatia ecclesiae oder Schirmherrlichkeit der Kirche zugleich der suprematus ecclesiae oder die Oberhoheit über die Kirche, die denn auch wirklich sowohl in der Wahlbestätigung, als auch in der Richtergewalt von den Karolingern, wenn auch nicht durchgängig, ausgeübt wurde.

Auch hatte der Papst in dieser Zeit noch keineswegs eine herrschende Stellung über den Bischöffen, sondern noch bloß eine ehrenbevorzugte, einflußreichere. Eben so war sein weltliches Gebiet noch kein wirklicher Kirchenstaat, sondern erst noch Grundlage dazu. Die kleinere Hälfte dieses Gebiets bestand in dem schon ältern Länderbesitz dem s. g. Patrimonium Petri; die größere Hälfte in dem von den Franken geschenkten Theile (dem östlichen Küstenlande von Comacchio bis Ancona, nebst einzelnen zerstreuten Besitzungen im übrigen Mittelitalien), worin dem Papste zwar die Patriciuswürde übertragen war, der Kaiser aber, wie bei allem übertragenen oder geliehenem Besitz, die gewöhnlichen Vorrechte der Oberherrlichkeit hatte.

Die ideelle „Glorie", die ihn seit dieser Krönung umgab, kam davon her, daß jene Zeit, sowie überhaupt das ganze Mittelalter, mit der Kaiserwürde den Gedanken einer von Gott verliehenen Weltherrschaft verband und ihr eine Art theokratischer Bedeutung beilegte, wiewohl sie stets nur Idee blieb und nie

durchgeführt wurde. Karl glaubte sich dadurch sowohl das Recht, als die Pflicht auferlegt, den Staat und die Kirche in eine noch nähere Wechselwirkung zu setzen, und dadurch die Idee eines christlichen Staates zu verwirklichen. Er verfolgte, wie keiner seiner Nachfolger, den Gedanken der Einheit aller deutschen Völker zu Einem Reich und Einem Glauben durch Förderung des Christenthums und der Wissenschaft.

Gleich in der Herbstsynode des Jahres 801 schritt er zu einer Revision der kirchlichen Zustände und im folgenden Jahre zur Durchführung der dort aufgestellten Bestimmungen durch die Abordnung geistlicher Sendboten, die in Verbindung mit den weltlichen Sendgrafen auf die schon oben (K. 8, 1.) berührte Art den Zustand der verschiedenen Landestheile zu untersuchen hatten. Diese geistlichen missi (meist Erzbischöffe, Bischöffe oder Äbte, bei denen keine Bestechung zu befürchten war) sind mit jenen weltlichen Commissionsgliedern als „die Seele der karolingischen Verfassung" zu betrachten. In ihnen, als den Stellvertretern des Kaisers, „die allem Unrecht steuern, Kirchen, Armen, Wittwen und Waisen, kurz dem ganzen Volke nach Gottes Ordnung und in Gottesfurcht" ohne Ansehen der Person Recht verschaffen und, was sie nicht ausführen konnten, an den Kaiser selbst bringen sollten, — stellte sich die Durchdringung von Kirche und Staat dar, wobei „Alle im Volk, nach Ständen geordnet, als Glieder des großen, kirchlich-staatlichen Organismus erschienen, und jeder an seiner Stelle durch das Gesetz geschirmt, dem Rechte gemäß leben und in dem Kaiser den letzten Quell aller Ordnung finden sollte.

Daher räumte er den Synoden nur eine berathende, und keine entscheidende Stimme ein, und behielt sich in allen Beziehungen die letzte Entscheidung selbst vor. Auch erkannten die Synoden bei verschiedenen Gelegenheiten (selbst noch 813) den Kaiser stets als das schirmende Haupt der Kirche an, von dem sie „Bestätigung ihrer kirchlichen Beschlüsse und Besserung des kirchlichen Lebens" erwarteten. Daß es übrigens bei der Durchführung seiner Idee eines christlichen Staates nur bei schwachen Anfängen blieb, war nicht seine Schuld: die mit noch so vielen heidnischen Elementen verbundene Rohheit und Sittenlosigkeit seines Zeitalters war größer, als sein noch so großer Eifer zu ihrer Tilgung.

Die Bestimmungen des Revisionscapitulares von 801 beziehen sich z. B. auf die Anordnung eines Gebets der Priester für das Leben des Kaisers und seiner Familie, sowie für den Ortsbischoff, auf den Bau und die Erhaltung der Kirchen, auf die Predigten und übrigen gottesdienstlichen Acte; auf Erhebung des Zehnten und Vertheilung desselben an die Kirchen, Geistlichen und Armen u. s. w.

Eine besondere Sorgfalt widmete Karl der Beaufsichtigung der Geistlichen, die so streng war, daß man ihn den Bischoff der Bischöffe nannte. In einem kaiserlichen Ausschreiben an die Bischöffe heißt es: „Wir wollen wissen, was das bedeute: die Welt verlassen? woran man diejenigen, welche die Welt verlassen, von denen, die ihr anhängen, unterscheiden könne? ob etwa nur daran, daß sie unbewaffnet und unverheirathet sind? ob derjenige das Zeitliche aufgegeben habe, welcher Tag und Nacht durch allerlei Künste sein Gut zu mehren trachtet und daher bald durch Androhung höllischer Strafen, bald durch Verheißung himmlischen

Lohns einfältige und unvorsichtige Leute, reiche wie arme, beredet, sich selbst und ihre rechtmäßigen Erben des gesetzlichen Guts zu berauben? — ob der die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Eigenthum falsche, meineidige Zeugen erkauft und sich an einen gewissenlosen Richter wendet, um durch seinen Ausspruch zu erwerben, was ihm dem Rechte nach nicht gehört! — was das für Leute seien, von denen der Apostel spricht: „Folget mir nach!" und welche er meine, wenn geschrieben steht: „kein Diener Gottes mische sich in weltliche Geschäfte!" und wie man dem Apostel nachfolgen und Gott dienen müsse". — Stets ließ er den geistlichen Stand auf seine Regeln und Canônes hinweisen, und besonders eiferte er mit großem Ernst gegen die verschiedenen eingerissenen Unsitten der Kleriker, namentlich wider Unzucht, Jagdlust Wirthshausbesuch, Waffentragen etc., und empfiehlt strengere Sittenzucht (vor allem in den Klöstern), Gastlichkeit gegen Arme und Reisende u. s. w. Die Mainzer Capitularien verbieten den Klerikern den Besuch der Schauspiele und Gastmäler, den Betrieb unehrlicher Gewerbe, das Vagiren im Lande, das Singen unziemlicher Lieder, das widercanonische Zusammenleben mit Weibern etc. — Daß er nicht überall durchdrang, beweist die vielfache Wiederholung solcher Befehle.

Auch auf das geistliche Leben der Gemeinden erstreckte sich seine kirchenordnende Thätigkeit, indem er jedes Gemeindeglied zum Auswendiglernen des Vater-Unsers und des Glaubens anhalten, und jeden, der beides nicht konnte, zur Übernahme einer Pathschaft für unfähig erklären ließ. Ein hauptsächliches Augenmerk hatte er auf die Ausrottung heidnischer Vorurtheile und abergläubischer Gebräuche, und häufig stößt man in seinen Verordnungen auf das Verbot des Achtens auf Vogelflug und Pferdegewieher, des Gebrauchs der Alrunen, des Tragens von Amuletten, der abergläubischen Beziehung auf Zu- und Abnahme des Mondes, des Taufens der Glocken gegen Hagelschlag, des Anrufens der Wald-, Quell- und Berggeister, des abergläubischen Anzündens von geweihten Kerzen, des Schwörens beim Kaiser, der heidnischen Todtenfeste etc. — Dagegen sorgte er für besseres Schriftverständniß beim öffentlichen und privaten Gottesdienst durch deutsche Auszüge aus Predigten der Kirchenväter, durch Übersetzung von Theilen der heil. Schrift in die Muttersprache, insbesondere durch Verbesserung des Kirchengesangs zu welchem Zweck er nicht nur Orgeln aus Italien kommen ließ, sondern auch von dort schon 787 zwei Gesanglehrer mitbrachte und durch sie zu Metz und Soissons Singschulen errichtete, um den römischen Kirchengesang bei seinen Franken einzuführen. Aber ihre rauhen Kehlen gewöhnten sich so schwer daran, daß Alkuin in seinen Briefen ihren Gesang mit dem Geheul wilder Thiere oder mit dem Rumpeln eines über einen Knüppeldamm fahrenden Lastwagens vergleicht; wie er denn auch sonst oft über die große Ungefügigkeit der Franken klagt. Noch schwerer kam alles dieß den Sachsen an, bei denen der heidnische Sinn noch lange vorwog. Freilich erhob sich das, was man den Bekehrten als Christenthum bot, im Ganzen nicht über den Standpunct der Gesetzlichkeit, die eine freiere Wirkung des Evangeliums vermissen läßt. Indessen scheint es eben, daß das „in jeder Hinsicht auf individuelle Freiheit gerichtete" germanische Volksthum erst einer „Vermittlung durch römische Zucht und Ordnung" bedurfte, um die zugleich in ihm liegenden Keime für das tiefere Verständniß evangelischer Wahrheit in der Folge desto gewisser entwickeln zu können.

Alle diese Anordnungen Karl's bezogen sich zunächst auf die fränkische Geistlichkeit und deren Parochialen. Für Italien stellte er eine besondere Gesetzgebung auf. Rom aber behandelte er, ohngeachtet aller Ehrerbietung für den Inhaber des römischen Stuhls, „wie jede andere Metropolis seines Reichs", und noch in seinem Testamente „zählt er sie, gleich Mailand, unter den übrigen Städten auf." (Vgl. Rettberg a. a. O. S. 430 ff.)

4. Karl's Sorgfalt für die äußere Wohlfahrt seiner Völker in Bezug auf Handel und Verkehr, Ackerbau und Landwirthschaft. Karl's Verhältniß zu den auswärtigen Reichen und Fürsten, insbesondere zum byzantinischen Hofe und zu dem Chalifen Haroun-al-Raschid.

An diese weit und tiefgreifende, staats- und kirchenordnende Thätigkeit Karl's des Großen schloß sich seine Sorgfalt für die äußere Wohlfahrt seiner Völker an, indem er nicht nur den Verkehr durch Einführung gleichen Maaßes und Gewichtes, sowie besserer Münzen, durch Verminderung der Zölle, Beschützung des Handels, Gründung von Handelsplätzen und Waarenniederlagen, Eröffnung von Jahrmärkten, Erbauung von Brücken und Canälen zu erleichtern, sondern auch den Ackerbau und die Landwirthschaft in aller Weise, vorzüglich aber durch Aufstellung von Musterwirthschaften auf seinen Krongütern, zu heben und außerdem das Bedürfniß für Lebensbequemlichkeit, sowie den Sinn für Schönheit sowohl durch gemeinnützige Bauten, als auch durch Erbauung von Kirchen und Palästen zu befriedigen strebte. In allen diesen verschiedenartigen Thätigkeiten zeigte sich Karl als ein das Größte, wie das Kleinste umfassender Geist, der seine Zeit auf weit hinaus mit wesentlichen Bildungskeimen befruchtete.

Sein Capitulare de villis giebt in 70 Abschnitten die genauesten Vorschriften, wie die gesammte Landwirthschaft mit Einschluß des Gartenbau's auf den Mayereien seiner Königshöfe oder Pfalzen, deren er 128 besaß, betrieben werden solle. Es finden sich darin alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten, sowie alle Gattungen von Vieh verzeichnet und Regeln für deren Behandlung angegeben. Die Mayer oder Meier (majores) und Dingmänner (decani) sammt den ihnen beigegebenen freien und leibeigenen Arbeitern standen unter einem Aufsichtsbeamten (judex), der jährlich an Weihnachten ein genaues Verzeichniß vom ganzen Vorrathsbestande, bis auf die Zahl der Eier herab, einreichen und am Palmsonntag den Geldertrag abliefern mußte. Karl besuchte diese Mayereien oft und prüfte dabei selbst die Einnahms- und Ausgaberechnungen. Unter anderm schrieb er seinen Mayern vor, ihm am St. Martinstage alle jungen Pferde zur Besichtigung vorzuführen, auf jedem der Mayerhöfe wenigstens 100 Hühner und 30 Gänse zu ziehen, Hämmel und Schweine zu mästen, den Speck einzusalzen, Sorgfalt auf die Bereitung von Wein, Essig, Senf, Käse, Butter, Syrup, Wachs zu werden, es bei festlichen Gelegenheiten an Pfauen, Turteltauben, Rebhühnern und Fasanen für die königliche Tafel nicht mangeln zu lassen, an die königlichen Fabriken Leinen, Wolle, Waid, Öl, Seife zu liefern, den Überfluß an Fischen und Eiern auf dem Markte zu verkaufen u. s. w. — Da er auch alle Arten von tüchtigen Handwerkern auf seinen Mayereien hatte, die ihm alle seine Landwirthschaftsgeräthe, Bekleidungsstücke, selbst einen Theil des Kriegsmaterials (z. B. Kriegswägen, die zugleich als Schiffe gebraucht werden konnten) lieferten, so hat er dadurch auch dem Gewerbswesen in Deutschland Vorschub gethan.

Unter den Bauten, die er aufführen ließ, zeichnen sich, außer den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden seiner Villen, besonders seine von italienischen Baumeistern aufgeführten Paläste (Pfalzen) zu Aachen, Ingelheim und Nymwegen aus; ferner jener der h. Jungfrau geweihte Dom von Aachen mit seinen aus Rom und Ravenna herbeigeschafften Marmorsäulen, den Einhard als ein Muster von bewunderungswürdiger Schönheit beschreibt; weiter der Leuchtthurm zu Boulogne; die 500 Schritte lange hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, welche 10 Jahre zur Vollendung erforderte, aber schon ein Jahr vor Karl's Tod abbrannte; endlich die Badeanstalt zu Aachen, die er so einrichten ließ, daß in dem warmen

Wasserbehälter über 100 Personen (darunter seine Söhne, Freunde, andere Großen, sogar Leibwächter) mit ihm herumschwimmen konnten.

Um den Handelsverkehr mit dem Orient zu erleichtern, faßte Karl nach seinem ersten Feldzug gegen die Avaren (793) den Gedanken, durch einen 300 F. breiten Canal die Altmühl (Alomona) und die Rednitz (Radiantia, auch Radantia) und dadurch den Main mit der Donau, somit die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden. Allein die angefangene Unternehmung mußte theils wegen der Unkunde der Arbeiter und Unvollkommenheit der Werkzeuge, theils wegen andauernder Regengüsse, welche die bereits 2000 Schritte weit geführte Arbeit unter Wasser setzten, liegen gelassen werden, und erst über 1000 Jahre nachher war es dem König Ludwig I von Bayern vorbehalten, den kühnen Gedanken wieder aufzunehmen und auf die großartigste Weise zu vollenden.

Kein Wunder, daß Karl, gleich groß als Held und Eroberer, wie als Regent und Gesetzgeber, der einigende Mittel- und Gipfelpunct des gesammten Völkerlebens seiner Zeit und im Occident und Orient ein Gegenstand entweder der Furcht und Scheu, oder der Ehrfurcht und Bewunderung war. Ihn, der nun Mitteleuropa vom atlantischen Meer bis an die Nordsee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und die Gebirge Croatiens und von Südeuropa die spanische Mark, die Lombardei mit den Herzogthümern Friaul, Spoleto und Benevent, dazu die mittelitalischen Lande der adriatischen und tyrrhenischen Küste beherrschte, scheuten nicht nur die räuberischen Normannen und hielten sich seit ihrer ersten Züchtigung fern von den Küsten seines Reichs; sondern ihn fürchtete auch der byzantinische Hof und suchte mit ihm in gutem Vernehmen zu stehen, zumal sich das griechische Reich äußerlich durch Kämpfe mit den Arabern und Bulgaren, innerlich durch Palast-Ränke und durch den Bilderzwist in beständiger Bedrängniß befand; — zu ihm flüchtete sich der angelsächsische König Egbert von Wessex vor der Übermacht seines Gegners und kehrte (788), von Karl in die Kunst der Völkerregierung eingeweiht, im J. 800 nach seiner Heimath zurück, um durch die Kraft des Worts und des Schwerts die bereits von sieben auf drei zusammengezogenen angelsächsischen Königreiche vollends in Eins zu verschmelzen und als alleiniger König das gesammte Angelsachsenreich zu beherrschen (827); — ihn ehrte im fernen Morgenlande der Beherrscher des Abbasidenreichs Haroun-al-Raschid, der große Chalife von Bagdad, durch Gesandte und Geschenke, also daß Karl's Enkel Nithard schreiben konnte: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ragte durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervor, daß er allen gleich schrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewunderungswürdig zu seyn schien." So steht er da als „das Urbild" eines „germanischen Mannes und Fürsten", in welchem mit der Fülle einer weltumgestaltenden Kraft eine herzgewinnende Milde und Heiterkeit, „mit der Größe und Hoheit eine Einfalt und Lauterkeit des Sinnes" gepaart war, dadurch er eben als „der Vater und Schöpfer des germanischen Zeitalters erscheint, das er auf den Schauplatz der Geschichte führte, nachdem es im Schooße der Menschheit zur Reife gediehen war." (Arnd.)

Lag (mit Süvern's Worten) in dem Blitze seines Auges so große Kraft, daß ein strafender Blick schon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „der König,

wenn er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, verscheucht durch den Blick seines Angesichts jegliches Unheil", und lag im Donner seiner Rede solche Gewalt, daß sie die Getroffenen zu Boden schmetterte: so thronte auf seinem Antlitz wieder eine so unaussprechliche Heiterkeit und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt.

An dem Chalifen **Haroun al Raschid** (786—809), dem Beherrscher von Persien und Indien hatte das Morgenland eine ähnliche geistige Größe, wie das Abendland an Karl dem Großen. Hatte schon der Chalife Al Mansur (754—774) die Wissenschaften in Schutz genommen, so war doch Haroun es, der als der fünfte in der Chalifenreihe der Abbasiden zuerst mit Erfolg den Eroberungssinn und Glaubensfanatismus der Araber durch die Beschäftigung mit der Wissenschaft milderte und auf ein edleres Ziel hinlenkte. Er umgab sich in seiner glänzenden Hauptstadt **Bagdad** am Tigris (nicht weit vom alten Ktesiphon) mit Gelehrten aus allen Ländern, die er auf's höchste ehrte und reichlich beschenkte; errichtete viele Schulen, besonders für Medicin, Mathematik und Astronomie, und ließ zu diesem Zwecke durch syrische Ärzte die Werke griechischer Philosophen, insbesondere den Aristoteles, in arabischen Übersetzungen verbreiten, legte Krankenhäuser und Apotheken an, setzte Dichtern und Musikern Preise aus und gab auf diese Weise unter den Bekennern des Islam den Anstoß zu einer höhern Richtung, deren Früchte späterhin auch dem Abendlande zu Gute kommen sollten. Denn sein und seines Sohnes Al-Mamun's wissenschaftlicher Sinn entriß viele Werke der griechischen und römischen Literatur dem sonst unvermeidlichen Untergange und namentlich reizten die Forschungen und Entdeckungen, welche der Scharfsinn der Araber im Gebiete der Naturkunde und Chemie machte, auch andere muhammedanische Fürsten in Persien, Ägypten und Afrika zur Nachahmung; und welch' einen tiefen Einfluß besonders das Ommaijaden-Chalifat Cordova in Spanien durch seine Förderung der Kunst und Wissenschaft selbst auf die christlichen Abendländer gewann, davon wird unten an seinem Ort näher die Rede sein. — Haroun al Raschid's Achtung vor dem großen Kaiser des Abendlandes war so groß, daß er zweimal Gesandte mit Freundschaftsanträgen und reichen Geschenken an ihn abordnete.

So erhielt der Kaiser von ihm einen weißen Elephanten von nie gesehener Größe, der den Namen Abulabaz d. i. der Verwüster führte, einen Löwen aus Marmarika und einen numidischen Bären; desgleichen unter andern Kostbarkeiten an Seidenstoffen, Gezelten, Balsam &c. eine in Europa zum erstenmal gesehene Schlaguhr von Messing, auf der sich, von Wasser getrieben, ein Zeiger durch 12 Stunden bewegte, mit eben so viel kleinen Metallkugeln, von denen nach Verlauf jeder Stunde so viele auf ein ehernes Becken herabfielen, als die Zahl der Stunden betrug, wobei zugleich eben so viele Reiter durch die zwölf sich öffnenden Fenster heraustraten. Karl erwiederte diese Geschenke durch spanische Rosse und Maulthiere, friesische Mäntel und große, behende Jagdhunde zum Jagen von Löwen und Tigern. — Haroun war auch so freigesinnt und menschenfreundlich, die christlichen Pilger, welche Jahr aus und ein das heilige Land besuchten, zu beschützen; ja er übersandte sogar dem Kaiser Karl die Schlüssel zum heil. Grab in Jerusalem, mit dem Beifügen, er möge es so betrachten, als sei es in seinen Staaten gelegen.

5. Karl's des Großen Persönlichkeit im öffentlichen und häuslichen Leben. Störung seines Reichstheilungsplans durch den Tod seiner beiden ältern Söhne. Übertragung der Kaiserwürde auf seinen Sohn Ludwig. Karl's Tod. Blick auf die Bedeutung seiner Erscheinung für die Folgezeit.

Von einer so mächtigen Persönlichkeit, wie die Karl's des Großen, auch die häuslichen Lebensgewohnheiten etwas näher zu kennen, ist ein natürlicher Wunsch, und darum müssen wir es seinem Biographen danken, daß er uns

von König Karl's großer Mäßigkeit und Einfachheit, sowie von seiner ungemeinen Thätigkeit und Ordnungsliebe, die er auch im Privatleben bewährte eine so treue Schilderung entworfen hat, aus der sich das Bild des großen Mannes ergänzt, bei dem auch diese Lebensseite das Gepräge des Ungewöhnlichen trägt, so daß es nachher der Sage und Dichtung um so leichter wurde, die gewaltige-Gestalt dieses ruhmwürdigen Kaisers mit ihrem Wundergriffel zu verherrlichen und sie in den von Ehrfurcht gegen ihn erfüllten Gemüthern der nachfolgenden Zeiten frisch und lebendig zu erhalten.

Von Karl's Leibesgestalt ist schon oben (K. 7, 1.) die Rede gewesen. Weiter schreibt Einhard: „König Karl — war in Speise und Trank mäßig, am mäßigsten jedoch im Trinken, weil er die Trunkenheit an Jedermann, um wie viel mehr an sich und den Seinen auf's äußerste verabscheute. Sich jedoch der Speise zu gewissen Zeiten gänzlich zu enthalten, kam ihm schwer an, indem er klagte, Fasten sei seinem Körper schädlich. Gastereien fanden selten Statt und nur an Festtagen; dann aber mochte er recht viele Menschen um sich sehen. Seine tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten mit Ausnahme des Bratens, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Während des Mahls hörte er gern Saitenspiel und Gesang oder einen Vorleser von Geschichten und Thaten der Alten. — Wein trank er wenig; über Tisch selten mehr als dreimal. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagessen etwas Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er des Nachts gewohnt war, und zwei bis drei Stunden zu ruhen. Dagegen war sein Nachtschlaf unruhig, so daß er vier- bis fünfmal nicht allein erwachte, sondern meist sogar aufstand und so den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens am Morgen unterhielt er sich nicht nur mit seinen Freunden, sondern er ließ auch, wenn ihm der Pfalzgraf irgend eine Rechtssache vortrug, die ohne sein Wort nicht entschieden werden konnte, die Streitenden sogleich selbst vor sich kommen und fällte das Urtheil, als säße er auf dem Richterstuhle." Auch andere Geschäfte erledigte er oft in dieser Stunde.

Seine Kleidung war die vaterländisch-fränkische Tracht und wenig von der des gemeinen Volkes unterschieden. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt) und leinene Unterhosen, darüber ein Wamms, von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten, und lange Beinkleider, an den Füßen Strümpfe und Schnürschuhe; im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otternfell oder aus Zobelpelz. Als Oberkleid trug er einen kurzen venedischen Mantel (von weißer oder meer-grüner Farbe), und stets war er mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn zuweilen Gesandte fremder Völker gekommen waren. Dann gieng er auch wohl in einem mit Gold durchwirkten Kleide, in einem mit einer Goldspange zusammengehaltenen Mantel, in mit Edelsteinen besetzten Schuhen und mit einem mit Gold und Edelstein geschmücktem Diadem. (Vergl. das Bild Karl's des Großen von Albrecht Dürer in der Nürnberger Gemäldesammlung.) Er war ein Feind aller Kleiderpracht. Als einst seine Hofleute anfiengen, sich in Seide zu kleiden, stellte er im schlimmsten Wetter rasch eine Jagd an, auf der ihnen die schönen Kleider ganz verdorben wurden. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, verschmähte er und wollte sie nie tragen, außer daß er einmal zu Rom auf den Wunsch des Papstes Hadrian, und das anderemal auf Bitten des Papstes Leo, die lange Tunika und einen weiten Mantel (Chlamys) anlegte und die Schuhe nach römischer Weise trug."

„Er sprach viel und gern und wußte sich über Alles höchst klar und fertig auszudrücken." (Von seinen Bemühungen, Sprachen und Wissenschaften zu erlernen, war schon oben K. 8. 2 näher die Rede.) — „Auch das Schreiben versuchte er und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, um in müßigen Stunden seine Hand zu üben; — aber die zu spät angefangene Übung wollte nicht recht gelingen."

Die Religion war ihm Herzenssache; die Kirche besuchte er unverdrossen Morgens und Abends, oft auch, wenn er gesund war, in nächtlichen Stunden, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. — In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung bewies er vielen Eifer. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen giengen auch über das Meer nach Syrien, Ägypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandria und Karthago hin, wo er irgend von nothleidenden Christen hörte; und vorzüglich deßhalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen eine Erquickung und Erleichterung zu Theil werden möchte. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen und es gehörte zu seinen liebsten Sorgen, die Stadt Rom emporzuheben und die Kirche Petri vor allen andern Kirchen zu schmücken und zu bereichern. Dennoch war er „innerhalb der 47 Jahre, in denen er regierte, nur viermal in Rom gewesen, um seine Andacht zu verrichten."

In seinen häuslichen Verhältnissen war er ein ehrfurchtsvoller Sohn gegen seine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester Gisla, ein liebender Gatte besonders in seiner zweiten Ehe mit der Schwäbin Hildegardis, ein sorgfältiger Vater seiner drei Söhne und fünf Töchter, (von denen die drei älteren Ruodrud, Bertha und Gisla aus seiner Ehe mit Hildegard —, die zwei jüngsten Theoderada und Hildrud aus seiner dritten Ehe mit der Fränkin Fastrada waren). So wie er seine Söhne in allen ritterlichen Künsten unterweisen ließ und sie zu ihrer Übung und seiner Unterstützung überall gern an seiner Seite hatte, so hieng sein Herz an seinen schönen, in einfach deutscher Sitte erzogenen, namentlich in den Künsten des Webstuhls und Spinnrockens wie in den Wissenschaften und Leibesübungen gewandten Töchtern mit solcher Zärtlichkeit, daß sie daheim bei Tisch an seiner Seite sitzen, ihn auf allen seinen Reisen, selbst auf Jagden und in's Feld begleiten mußten und er sich nicht entschließen konnte, sie zu verheirathen, — wohl auch aus Besorgniß, es möchten durch mächtige Schwiegersöhne Erbstreitigkeiten und Länderstörungen hervorgerufen werden.

Seine erstgeborene Tochter Ruodrud oder Rothrud hatte er zwar dem griechischen Kaiser Constantin VI. zugesagt: doch zerschlug sich diese Verbindung wieder; auch starb sie bald darauf. Seine zweite Tochter Bertha überwand er sich, seinem geliebten Angilbert zu geben, der ihn gleichfalls auf seinen meisten Reisen begleitete und seine wichtigsten Aufträge besorgte. (Von Eginhard und Emma s. oben K. 8, 2. a. E.) Nach Fastrad's Tode vermählte er sich abermals mit einer Schwäbin Luitgarde, bekam aber von ihr keine Kinder. Nach ihrem Tode nahm er nach einander drei Nebenfrauen; (denn in diesem Puncte war Karl am meisten von altgermanischer Sitte abgekommen und steht darum eben so tief unter manchen andern großen Fürsten deutscher Nation, als hoch er sie alle in andern Beziehungen überragt.) Die erste, Gersuinda, von sächsischem Geschlecht gebar ihm eine Tochter mit Namen Adaltrud; die zweite Regina gebar ihm zwei Söhne, Drogo, welcher Bischoff von Metz und Erzkaplan wurde und 856 starb, und Hug, welcher Abt von St. Quentin wurde und 844 bei Angoulême fiel; die dritte, Adalinde, die ihm einen Sohn gebar, Namens Theodorich, der gleichfalls in den Mönchsstand trat. — Karl's Schwester Gisla hatte sich schon frühe dem Klosterleben gewidmet und starb einige Jahre vor ihm in ihrem Kloster Cala (Chelles) bei Paris.

Als sein Sohn Pippin starb, und außer einem Sohne (Bernhard) fünf Töchter (Adalhaid, Atula, Guntrada, Berthaid und Theoderada) hinterließ, so ließ Karl diese seine Enkelinnen mit seinen eigenen Töchtern aufziehen. — So wie Karl alle die Seinen zärtlich liebte, so

zeigte er auch ein für Freundschaft äußerst empfängliches Gemüth. Bei der Nachricht vom Tode des Papstes Hadrian weinte er so, als hätte er an ihm einen Sohn oder theuern Bruder verloren. Er bewies überhaupt gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in ein inneres Verhältniß getreten war.

Daß Karl's Gedanken nicht auf eine Universalmonarchie gerichtet waren, zeigt nicht nur der Umstand, daß er jedem der von ihm beherrschten Völker ihre Gesetze und Gewohnheiten ließ, sondern auch der Entschluß, sein Reich unter seine drei Söhne zu theilen, den er im J. 806 der Versammlung geistlicher und weltlicher Großen zu Dietenhofen (j. Thionville) eröffnete. Demgemäß sollte Pippin, sein zweitgeborener, Italien nebst dem Süden von Bayern und Alemannien, Ludwig Aquitanien nebst Gascogne, der Provençe und Südburgund, Karl aber, sein ältester und kräftigster Sohn, das übrige Ost- und Westfranken, dazu Thüringen, Sachsen und die Nordgaue von Alemannien und Bayern erhalten, alle drei sich jedoch als Glieder Eines Geschlechtes betrachten, sich gegenseitig unterstützen und unter der obersten Leitung dessen, der unter ihnen die Kaiserwürde bekommen würde, ihre Völker in Eintracht regieren. Allein diesen Plan vereitelte ihm der bald hintereinander erfolgende Tod seiner beiden tüchtigsten Söhne Pippin und Karl: jener starb am 7. Juni 810, dieser am 4. Dez. 811, letzterer kinderlos. Nur Ludwig, bis dahin König von Aquitanien, von des Kaisers rechtmäßigen Söhnen der allein noch übrige, blieb als schwacher Träger seiner Hoffnungen am Leben. Als daher der von Alter und Krankheit gebeugte Greis sein eignes Ende nahen fühlte, setzte er auf dem Reichstage zu Aachen 813 seinen Enkel Bernhard, Pippins einzigen, (obwohl unechten) Sohn zum König von Italien, und übertrug die Regierung aller übrigen Lande sammt der Kaiserwürde seinem Sohn Ludwig. Nachdem er ihn an einem Sonntag in der Liebfrauenkirche nach einem stillen Gebet am Altar mit lauter Stimme vor der zahlreichen Versammlung auf eine rührende Weise an seine Pflichten gegen Gott und die Kirche, gegen seine Geschwister und andere Verwandte, gegen seine Unterthanen und insbesondere gegen die Armen ermahnt und Ludwig diesen Geboten nachzukommen gelobt hatte, hieß der alte Kaiser ihn die goldene Kaiserkrone mit eigenen Händen vom Altar nehmen und sie (wie zum Zeichen, daß er das Reich von Gottes und keines Menschen Gnade zu Lehen habe) sich selbst auf's Haupt setzen, worauf er ihn dem versammelten Volke als den künftigen Kaiser aller Franken vorstellte. Dann entließ er ihn reich beschenkt nach Aquitanien, ohne ihn je wieder zu sehen.

Denn Karl setzte zwar ungeachtet seiner Altersbeschwerden seine gewohnte Regierungsthätigkeit noch fort; aber schon nach einem halben Jahre (im Januar 814) erkrankte er an einem hitzigen Fieber, nachdem er noch Tags zuvor mit der vergleichenden Berichtigung einer Handschrift der vier Evangelien mit dem griechischen und syrischen Texte beschäftigt gewesen, und als er am siebenten Tag das heil. Abendmahl genossen hatte, und am Morgen des achten Tages die Nähe des Todes fühlte, hob er seine Rechte empor und machte über Stirn, Brust und Füße das Zeichen des Kreuzes; dann streckte er beide Hände aus, faltete sie

über der Brust und sang, die Augen schließend, mit leiser Stimme: „In deine Hände befehl' ich Vater meinen Geist!" Also starb Karl der Große im 72. Jahre seines thatenvollen Lebens und im 47. seiner ruhmwürdigen Regierung.

Schon in den vier letzten Jahren vor seinem Tode ward er oft von Fiebern befallen, so daß er zuletzt beim Gehen hinkte. Bei diesen Anfällen folgte er mehr seinem Gutdünken, als dem Rathe der Ärzte, die ihm unter den Speisen das Gebratene widerriethen, das er stets für das Zuträglichste gehalten hatte. Am 20. Januar des genannten Jahrs bekam er einen besonders starken, mit Seitenstechen (Pleuritis) verbundenen Fieberanfall. Er suchte sich zwar mit seinem gewöhnlichen Mittel, dem Fasten, zu helfen; allein seine Kräfte waren schon zu sehr geschwächt. Sein Tod erfolgte am 28. Januar Morgens in der dritten Stunde des Tags. Noch an demselben Tage wurde sein Leichnam einbalsamirt und unter lautem Klagen des ganzen Volks in die Gruft der von ihm erbauten Liebfrauenkirche getragen. Dort wurde er in seinem vollem Kaiserschmuck auf einen goldenen Stuhl gesetzt, mit dem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, ein Stück des heil. Kreuzes auf dem Haupte — und um die Hüfte die goldene Pilgertasche, die er auf dem Wege nach Rom gewöhnlich getragen hatte. Das goldene Scepter und den goldenen Schild, den Papst Leo geweiht hatte, stellte man ihm zu Füßen. Darauf wurde die Gruft mit Specereien gefüllt, ihr Eingang zugemauert und versiegelt, und auf den über ihm befindlichen Schwibbogen sein Bild und die Inschrift gesetzt: „In dieser Gruft ruhet der Leib Karl's, des großen und rechtgläubigen „Kaisers, der das Frankenreich ruhmvoll erweitert und 47 Jahre lang glücklich regiert hat." — (Die Gruft blieb geschlossen, bis im Jahr 1001 Kaiser Otto III sie öffnen, aber, nachdem er sich an dem Anblick des dasitzenden todten Kaisers begeistert hatte, wieder schließen ließ. Späterhin ließ Friedrich Barbarossa die unterdeß zusammengefallenen Gebeine des vom Papste Paschal III unter die Heiligen versetzten Kaiser Karl's am 29. Dezbr. 1165 in einen Sarg sammeln und in eine prächtigere Grabstätte legen. Die weiße, dieses Grab deckende Marmorplatte, die auch auf Julius Cäsar's Grab gelegen haben soll und mit einem Bildwerk, den Raub der Proserpina darstellend, geschmückt war, haben nachher die Franzosen geraubt, und sie ist noch in der Bernhardinerkirche zu Marseille zu sehen. — Von den Gebeinen des großen Kaisers verlor sich späterhin jede Spur, bis sie 1846 wieder aufgefunden wurden.)

Auch bei ihm, wie bei vielen großen Männern der Vorzeit, auf welche die ganze Aufmerksamkeit ihrer Zeit gerichtet war, hatte man viele unerwartete Ereignisse auf seinen bevorstehenden Tod gedeutet. Unter diesen sogenannten Vorzeichen nennt sein Lebensbeschreiber Einhard häufige Sonnen- und Mondsfinsternisse; den plötzlichen Einsturz des Verbindungsbaues zwischen dem kaiserlichen Palast und dem Dom; den Brand, der die hölzerne Rheinbrücke bei Mainz die in 10 Jahren mit unendlicher Mühe gebaut worden war, in drei Stunden verzehrte; ein häufiges Wanken der Burg zu Aachen; ein beständiges Knarren des Tafelwerks in den kaiserlichen Gemächern; ein leuchtendes Luftzeichen, vor dem sein Pferd erschrocken zusammenstürzte und den Kaiser so hart zu Boden warf, daß sein Wurfspeer weiter als 20 Fuß fortgeschleudert wurde und er mit zerbrochener Mantelspange und zerrissenem Wehrgehenk aufgehoben wurde. „Er selbst aber, sagt Einhard, achtete so wnig auf alle diese Vorzeichen, als ob sie ihn nichts angiengen. — In Bezug auf die Vertheilung seines Privatschatzes und seiner übrigen Geräthe an seine natürlichen Kinder hat er eine kurze Urkunde, deren Inhalt uns Einhard a. a. O. mittheilt, aufsetzen und von 11 Bischöffen. 4 Aebten und 15 Grafen als Zeugen unterschreiben lassen. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig vollzog diese letztwillige Verordnung auf das gewissenhafteste.

Fragt man nach den Früchten, welche Karl's des Großen Geist auf dem von ihm vollends durchfurchten und zum Theil neubesäten Boden hinterlassen hat,

so sind diejenigen darunter, deren Glanz unmittelbar mit seiner Person zusammenhieng, fast zugleich wieder mit ihm verschwunden, die übrigen sind jedoch die Aussaat zu späteren, wenn auch minder vollkommenen Ärnten geworden. Zu denjenigen, welche von längerer Dauer und bleibendem Einfluß waren, kann man jedenfalls folgende rechnen: durch die Einrichtung der Marken (Grafschaften zur Sicherung der nördlichen und östlichen Reichsgränzen) war forthin den bis dahin ununterbrochenen barbarischen Einfällen nachhaltiger gesteuert; — der Sitz der Völkerschaften wurde ein bleibender; — das Regiment war in den wesentlichsten Beziehungen geordnet und befestigt; die innere Ordnung, welche seine Capitularien geschaffen hatten, erhielt sich; — die Schulen und Bildungsanstalten mehrten sich, und es begann sich ein neuer Zustand der Gesellschaft zu entwickeln. Wird ferner seine Größe vorzüglich darin erkannt, daß er das germanische Königthum zu einer überwiegenden Bedeutung erhob und in die vorher noch größtentheils losen Theile der mitteleuropäischen Germanenwelt eine Einheit gebracht; ferner daß er seine Stellung zum Papst sowohl zur Befestigung und Ausbildung des Staates, als auch zur Reinigung und Beschützung der Kirche benützt hat, ohne diese zu knechten oder sich selbst zu ihrem Werkzeug äußerlicher Zwecke zu erniedrigen; endlich daß er die Entwicklung der geistigen Bildung gefördert und die seit dem Untergang der alten Literatur in tiefe Erstarrung versunkene Wissenschaft wieder geweckt, sonach durch alles dieses sich als Schöpfer seines Zeitalters dargestellt hat: — so ist dabei allerdings nicht zu verkennen, daß seinen, den Staat und die Kirche betreffenden Einrichtungen sich Keime anderer, von ihm nicht beabsichtigter Strebungen beigesellt haben, die bald nach dem Wegfall der großen Persönlichkeit, welche jenen Formen Leben, Halt und Richtung gegeben hatte, hervortraten. Denn als die mächtige Hand, welche alles Widerstrebende niedergehalten und jede ehehin isolirte Regung zum allgemeinen Besten verwendet hatte, nicht mehr war, machten sich die eigensüchtigen Sonderbestrebungen der drei von ihm zwar verbundenen, aber nicht verschmolzenen Grundbestandtheile seiner Schöpfung — nämlich des römischen Civilisationsrests, des germanischen Aristokratismus und der kirchlichen Hierarchie — um so unbeschränkter geltend, da die von Karl zu einem politischen, wenn auch noch nicht erblichen Stande emporgehobenen geistlichen und weltlichen Getreuen bei der durch sie geübten Regierungsgewalt nicht mehr die Erhaltung der Gesammtheit, sondern nur sich im Auge hatten, in den von ihnen Regierten aber alle Kraft des Widerstandes gebrochen war.

Denn dadurch, daß Karl die monarchische Gewalt nicht auf politisch festbestimmte Einrichtungen, sondern mehr nur „auf die Gesinnung seiner Getreuen" stützte und bei seinen Reichsberathungen bloß mit diesen verhandelte, und dabei doch alle Entscheidung sich allein vorbehielt, das Volk aber von eigentlicher Vertretung fast gänzlich ausschloß, hat er einerseits ein allzugroßes Übergewicht der Aristokratie gefördert, insbesondere die Vollendung der längsther vorbereiteten Lehnsverfassung, welche auf Jahrhunderte hinaus „die Alles tragende und bildende Form des gesammten europäischen Daseins"

werden sollte, näher herbeigeführt, anderseits die Volksfreiheit vollends auf einen solchen Kleinsttheil herabgebracht, daß früher oder später völlige Abhängigkeit und Rechtslosigkeit des einst so freien Volkes eintreten mußte. — Ferner half er — dadurch, daß er den Staat größtentheils durch die Kirche regierte und die höheren Kleriker durch Begabung mit weltlichen Herrschaftsrechten in die Politik hereinzog, (wenn gleich er sie so gut wie die Laien in Abhängigkeit zu erhalten wußte, auch fast durchweg nur Bischöffe, Äbte und Gelehrte deutscher Abstammung zu seinen Räthen wählte) — unwillkürlich die Welt auf die Herrschaft des hierokratischen Prinzips vorbereiten, das nicht lange nach seinem Tode in ungeahnter Kraft hervorbrach.

Einen weniger bedingten, und dabei weiter auf das ganze Mittelalter hinausreichenden Einfluß haben seine Bemühungen für die Entwicklung der intellectuellen Seite des abendländischen Völkerlebens gehabt, die um so höher im Werth anzuschlagen sind, als die geistige Armuth seiner Zeit besonders dadurch so groß war, daß es an „äußern fertigen Werkzeugen für den Geist", vor Allem an einer gefügigen und ausgebildeten Sprache fehlte, indem die lateinische schon fast ganz todt, die deutschen Mundarten, „noch nicht von der harten Schale befreit waren, in der ihr unschätzbarer Kern verschlossen war." Dennoch wußte er in dem vertrockneten Boden des geistigen Lebens neue Quellen zu graben, aus denen frische Ströme sich in alle Gefäße des von ihm geschaffenen Staatsorganismus ergoßen. Und ist auch die von ihm erstrebte Einheit desselben mit ihm untergegangen, so haben sich doch aus dessen Haupttheilen neue Staaten gebildet, von denen einige ein langes Dasein hatten, andere noch heute fortdauern, so daß ungeachtet der äußern Auflösung seiner Schöpfung dennoch seine Erscheinung eine der folgenreichsten in der Geschichte war und er als die bedeutendste Größe „am Eingang der modernen Welt" steht. (Vergl. Arnd Gesch. d. Ursp. u. d. Entwickl. d. franz. Volks I. 276 ff.)

9. Kapitel. Verfall und Theilung des karolingischen Reiches.

1. Die Regierung Ludwig's des Frommen. Machtstreben des Klerus. Erste Reichstheilung. Auflehnung Bernhard's von Italien. Ludwig's zweite Ehe: Jutta. Erneuerte Theilung zu Gunsten Karl's (des Kahlen). Widerstand der ältern Söhne und des Klerus. Abermalige Theilung. Vereinigung der älteren Söhne mit dem Papste gegen den Vater. Der Verrath auf dem Lügenfeld. Des Kaisers Absetzung und Kirchenbuße. Seine Wiedereinsetzung durch Ludwig den Deutschen. Letzte Theilung. Hintansetzung Ludwig's des Deutschen und Krieg desselben gegen den Vater. Tod Ludwig's des Frommen.

Die hochgestiegene Macht des Frankenreichs hatte ihren Halt und Bestand in der genialen Persönlichkeit Karl's des Großen gehabt. Er war das Band der Einheit: von seinem umfassenden Geiste, von seiner durchgreifenden Willens-

kraft gieng die Leitung des Ganzen aus; er war der Mittelpunct jeder Bewegung des von ihm geschaffenen Organismus. Als diese Centralkraft mit seinem Tode wegfiel und keine gleiche an ihre Stelle trat, so mußte sich allmählig die feste, einheitliche Geschlossenheit der Theile lockern und eine allgemeine Schwäche eintreten. Da sich jedoch immerhin noch die durch ihn gegründeten Einrichtungen und Ordnungen forterhielten und jede einzeln in der Bahn ihrer Entwicklung sich ungehemmt fortbewegte, so blieb das abendländische Kaiserthum, wenn auch in Schwäche, bestehen, bis wir unter Karl's übriggebliebenem Sohne die Lösung der Theile und deren selbsteigne Entwicklung beginnen und die Würde des Kaiserthums auf Deutschland sich beschränken sehen werden.

Karl der Große hatte bereits selbst bei mehrfachen Anläßen die Gefahren geahnt, die nach seinem Tode, namentlich von Außen, dem Reiche drohen würden. Schon als sich einst im Mittelmeere an den Küsten Corsica's Schiffe der Araber, denen er die übrigen Meere verschlossen hatte, sehen ließen, stieg ihm diese Ahnung auf; und als sich, während er einst in Narbonne war, normännische Seeräuber mit ihren leichten Schiffen bis in den dortigen Hafen wagten, aber sogleich, als sie von seiner Anwesenheit Kunde bekamen, wieder das Weite suchten, blickte Karl nachdenklich in das Meer hinaus und seine Augen wurden ihm trübe und feucht, so daß seine Umgebung sich über seine Erregtheit verwunderte. „Wißt ihr, sagte er darauf, meine Getreuen, warum ich weine? nicht etwa darum, weil ich fürchte, es möchten mir jene Leute schaden können; sondern ich bin darum traurig, daß sie es noch bei meinen Lebzeiten wagten, an diese Küste zu kommen; und besonders quält mich der Kummer, weil ich vorhersehe, wie viel Schlimmes sie meinen Nachkommen und deren Unterthanen zufügen werden!“

Des großen Karl's noch einziger Sohn und Haupterbe seiner Macht **Ludwig**, genannt der Fromme, hatte zwar gute, durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildete Naturanlagen, aber nicht den Geist und die Kraft, das weite Reich seines großen Vaters zu regieren. Leiblich wohlgebildet und durch Jagd und Krieg abgehärtet, dabei in mancherlei Kenntnissen gelehrt und nicht nur der deutschen und romanischen, sondern auch der lateinischen und griechischen Sprache kundig; von Gemüth aber weich und nachgiebig, ohne das rechte Selbstvertrauen, gab er sich gern dem lenkenden Einfluß Anderer, besonders der Geistlichen, hin, überließ seinen Räthen und Günstlingen die Besorgung der Staatsangelegenheiten und beschäftigte sich lieber mit geistlichen Übungen. Er hatte z. B. ein größeres Vergnügen an der Ausstattung eines Klosters, als an der Befehligung des Heeres zur Schirmung der Reichsgränzen; suchte in Fällen der Noth und Bedrängniß mehr nur in äußerlichen Werken, durch reiche Spenden an Klöster und Arme, Halt und Trost; griff, wenn er handeln mußte, in der Regel zu halben Maßregeln, und hielt die Zügel, mit denen sein Vater die geistlichen und weltlichen Vollstrecker seines Willens in Schranken gehalten hatte, so schlaff in den Händen, daß sowohl der Lehnsadel, als auch der Klerus sich bald

selbstherrschend gebärdete und in Verbindung mit seinen drei Söhnen erster Ehe durch Undank und Treulosigkeit dem Kaiser das Leben verbitterte.

Es war ein Unglück für Ludwig, daß er schon von seinem dritten Lebensjahre an als König von Aquitanien in diesem den deutschen Sitten so entfremdeten Lande 33 Jahre zubrachte und von den habsüchtigen Großen mißbraucht wurde! Zwar berief ihn sein Vater mehrmals zu sich, damit er sich unter seinen Augen im Krieg gegen die Sachsen und Avaren kräftigen und mit deutschem Wesen bekannt machen möchte; auch umgab er ihn mit deutschen Räthen und Reichsgehülfen: allein der Zweck wurde nicht erreicht. Er blieb schwach und lernte nie die Kunst, seine Großen zu zügeln. Wie er in Aquitanien unselbständig regiert hatte, so trieb er es auch als Herr des großen Frankenreichs. Die unbeschränkte Freigebigkeit, mit der er seine Getreuen durch Verleihung von Gerichtsbarkeiten, Zollfreiheiten und andern Beneficien zufrieden zu stellen suchte, und die schwache Gutmüthigkeit, mit der er Befreiung von der Heerbannpflicht, so wie Erblichkeit der Beneficien und Lehengüter gewährte, brachte in das Regierungssystem seines Vaters wesentliche Störungen. Überhaupt zeigte sich's in allen seinen Regierungshandlungen, daß er nicht zum Herrscher geboren war. Diese Schwäche wußte besonders die Geistlichkeit zu benützen und sich für die heilsame Strenge, die ihr sein Vater gezeigt hatte, durch ungemessene Begehrlichkeit und emporstrebende Einmischung in die Politik schadlos zu halten.

Papst Leo III hatte die eigenhändige Krönung Ludwig's schweigend ertragen. Stephan IV, sein Nachfolger, suchte daher das Versäumte nachzuholen, und wußte klug zu seinem Zweck zu kommen. Er ließ die Römer dem Kaiser den Eid der Treue schwören, zeigte demselben seine Erhebung auf den römischen Stuhl an und bat ihn um eine Unterredung. Mit Freuden gewährte sie Ludwig, und als der Papst Stephan über die Alpen zu ihm kam, neigte er sich nicht nur bei der ersten Begrüßung vor ihm dreimal bis zur Erde, sondern ließ es sich auch gefallen, daß der Papst ihm in der Kathedrale zu Rheims 816 eine kostbare Krone, die er unter andern Geschenken mitgebracht hatte, feierlich auf das Haupt setzte und ihn salbte: denn dadurch wollte der Papst zu erkennen geben, daß jene erste selbstverrichtete Krönung der Gültigkeit entbehrt hätte. Auch der Königin Irmingard setzte er eine goldene Krone auf das Haupt. Mit noch dreimal reichern Geschenken vom König überhäuft, kehrte Stephan nach Rom zurück, starb aber wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst.

Als im vierten Jahre seiner Regierung durch den Einsturz des Ganges, der aus seiner Pfalz in die Kirche führte, sein Leben in Gefahr gerieth, und er aus Dankbarkeit für seine Rettung den Geistlichen die außerordentlichsten Immunitäten (Befreiungen) verlieh, so drängten ihn die weltlichen Großen — theils aus Unzufriedenheit mit diesen Neuerungen, theils aus Besorgniß, durch seinen Tod ihre Stellung gefährdet zu sehen — zu einer Theilung des Reiches 817, zu der er sich, obgleich kaum 40 Jahre alt, bei seiner Abneigung gegen Regierungsgeschäfte gerne verstand. Jedoch ließen seine geistlichen Freunde diese Theilung nur unter der Bedingung zu, daß die Einheit des Reichs aufrecht bliebe und somit die Einheit der Kirche nicht gefährdet würde.

Demgemäß sollte von seinen drei Söhnen Lothar, als der älteste, den Kaisertitel und die Mitregentschaft —, Pippin Aquitanien (das Land südlich der Loire) nebst der Mark Toulouse und der Grafschaft Carcasson in Septimanien, dazu Nevers und Autun in Burgund —, Ludwig, der

der jüngste, aber Bayern erhalten, zu welchem Lande damals Ober- und Nieder-Oesterreich, Böhmen, Salzburg, Tyrol, Kärnthen und Steyermark gehörte. Alle übrigen Länder (natürlich mit Ausnahme Italiens) sollte Lothar bekommen und als Kaiser das Recht der Bestimmung über Krieg und Frieden und die Oberlehnsherrlichkeit über seine Brüder haben, die sich nicht ohne seinen Willen sollten vermählen dürfen.

Durch diese das Herkommen verletzende Anordnung, nach welcher von nun an die jüngern Brüder dem ältesten unterworfen sein sollten, hielt sich König Bernhard von Italien (der erwähnte Sohn des verstorbenen Pippin) in seiner Stellung um so mehr bedroht, als er zu den Reichstagsverhandlungen gar nicht eingeladen worden war; er verwahrte sich daher gegen diese Beschlüsse und besetzte mit seinen Italienern die Alpenpässe. Allein als der fränkische Heerbann gegen ihn ausgesandt wurde, und die Italiener die Kampflust verloren, so bot er seine Unterwerfung an und bat zu Chalons den Kaiser um Gnade, zu der ihm des Kaisers Gemahlin Irmengard eine trügerische Hoffnung gemacht haben soll. Allein seine Feinde am Hofe, besonders die Geistlichen, denen sowohl Bernhard's unrechtmäßige Geburt, als auch und vorzüglich sein kühner, kräftiger Sinn ein Dorn im Auge war, brachten es auf der Reichsversammlung zu Aachen dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Zwar schenkte ihm der Kaiser das Leben; aber die arglistige Kaiserin, die einem ihrer Söhne die italische Krone verschaffen wollte, ließ ihn ohne des Kaisers Wissen blenden, was mit solcher Grausamkeit geschah, daß er am dritten Tage darauf starb (818). Von Bernhard's Anhängern wurden die Bischöffe abgesetzt, die andern hingerichtet, oder verstümmelt, oder verbrannt. Auch des Kaisers drei übrige Halbbrüder Drogo, Hugo und Theuderich, natürliche Söhne Karl's des Großen (s. K. 8, 5.), ließ der schwache Kaiser aus Mißtrauen zu Mönchen scheeren. Der bald darauf folgende Tod seiner Gemahlin Irmengard, die ihm sterbend das Geständniß von der Blendung Bernhard's ablegte, veranlaßte ihn zur Reue über jene Blutschuld und vergebens suchte er sie durch Fasten und Almosen zu sühnen. Desgleichen bereute er es, seine drei Halbbrüder, die ihm doch sein sterbender Vater anempfohlen hatte, zu Mönchen gemacht zu haben; ja er wollte sogar dem Throne entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen. Allein seine Freunde und Räthe, die durch ihn leichter zu herrschen gedachten (namentlich Graf Vigo und Abt Witiza), hielten ihn davon ab. Er suchte nun darin Ruhe für sein Gewissen, daß er vor der Reichsversammlung zu Attigny seine Härte gegen Bernhard und seine Halbbrüder bekannte und sich von den versammelten Bischöffen eine Kirchenbuße auflegen ließ. Auch suchte er an Bernhard's noch lebenden Anhängern, so wie an seinen Halbbrüdern das begangene Unrecht möglichst gut zu machen.

Nichts desto weniger mußte er in den für ihn nun einbrechenden häuslichen Verhältnissen die Heimsuchung Gottes erfahren. Ihn desto sicherer von dem Gedanken an den Eintritt in den Mönchsstand abzubringen, hatten ihm seine Freunde

nach dem Tode seiner Gemahlin Irmengard vermocht, so schnell wie möglich eine zweite Ehe einzugehen (819), und zwar mit Jutta (Judith), der schönen und klugen, aber ehrgeizigen Tochter des Grafen Welf von Bayern, die fortan den Kaiser so sehr beherrschte, daß man sagte, sie habe ihm ein Zaubermittel beigebracht.

Jutta war nicht nur ungemein schön, sondern auch gebildet (in divinis et liberalibus studiis); auch liebte sie Musik und Tanz und brachte durch alles dieß ihrem Gemahle eine große Vorliebe für die Südländer bei, die ihm aber bei seinen Franken schadete.

Nachdem der Kaiser zur Ausführung der beschlossenen Theilung dem Lothar einstweilen die Mitregentschaft und Italien, dem Pippin Aquitanien und dem Ludwig Bayern zur Verwaltung übergeben hatte, gebar ihm Jutta einen Sohn Namens Karl (späterhin der Kahle zubenannt), der die Ursache der traurigsten Verwicklungen wurde.

Anfangs blieb, ungeachtet vielfacher Unfälle an den südwestlichen, südöstlichen und nördlichen Reichsgränzen, Alles im Innern ruhig, bis 829 die Ernennung des bisherigen Statthalters von Septimanien (Gothien) und Grafen von Barcelona Bernhard (oder Perinhard, eines Nachkommen von Karl Martel's Bruder Hildebrand) zum Reichskämmerer und dessen genaue Verbindung mit der Kaiserin die Verdrängung der bisherigen Räthe des Kaisers und die Erhebung jenes ihres Sohnes Karl zum König über Alemannien (Elsaß und Schwaben), Rhätien und einen Theil von Burgund zur Folge hatte. Dadurch aber wurde in das Verhältniß des Vaters zu seinen drei älteren Söhnen, die sich durch jene Anordnung beeinträchtigt hielten, ein tiefer Zwiespalt gebracht.

Von einheimischen, auf Bernhard's Einfluß eifersüchtigen Großen in Aquitanien und Neustrien unterstützt, eilte der junge ehrgeizige Pippin mit seinem Heere nach Orleans (830), wo er des Kaisers Heer gewann, von da nach Compiegne, wo die Fürsten eine Zusammenkunft hielten, und zwang so den Bernhard, nach Septimanein zu fliehen, die Kaiserin aber flüchtete sich nach Poitiers in ein Kloster. Als sodann Lothar aus Italien erschien, wurde (vorzüglich auf Betrieb des Abts Wala von Corvey und des von Bernhard verdrängten frühern Erzcapellans Hilduin) an Bernhard's Anhängern die grausamste Rache geübt und der alte Ludwig eine Zeitlang von Lothar wie ein Gefangener gehalten.

Doch fand er gegen dieses Willkührverfahren seiner Söhne auf einer Reichsversammlung zu Nymwegen den Beistand des ostfränkischen und sächsischen Adels, und da auch der jüngere Ludwig seiner Brüder Thun mißbilligte, so kam eine Sühne zu Stande, der gemäß Bernhard entfernt bleiben, Jutta nach vorhergegangenem Reinigungseid wieder an den Hof kommen, Lothar der Mitregentschaft verlustig gehen und auf Italien beschränkt sein, die übrigen aber in ihren Rechten bleiben sollten.

Bald darauf ließ der Kaiser den verbannten Bernhard nach einem Reinigungseid wieder am Hofe zu. Nichts desto weniger nahm dieser seine ehrgeizigen Pläne wieder auf und verband sich nun mit Pippin, der abermals mit

seinem Vater zerfallen war. Daher sandte der Kaiser beiden eine Vorladung zum Reichstag in Orleans, und als sie keine Folge leisteten, erklärte er den Bernhard des Verraths schuldig und dem Pippin sprach er das Königreich Aquitanien ab, das er sodann seinem Schooßkind Karl zutheilte. Erbittert über diese willkührlichen Theilungsveränderungen, verbanden sich nun die drei älteren Söhne und erhoben die Waffen gegen ihren Vater. Dieß geschah nicht nur im Einverständniß mit den geistlichen Großen (besonders mit dem herrschsüchtigen Bischoff Agobard von Lyon), sondern auch mit dem Papste Gregor IV, welcher durch diese Abänderung der im J. 817 getroffenen Anordnung die Kirche gefährdet hielt, deren Entwicklung zur unumschränkten Macht bereits das Ziel des römischen Stuhles war.

Nach vergeblichen Unterhandlungen begegneten sich im Juni 833 die feindlichen Heere bei Colmar in Oberelsaß auf einer Ebene, welche das Rothfeld hieß. Mit Lothar war der Papst persönlich aus Italien auf den Kampfplatz gekommen, um die Sache der Söhne gegen ihren Vater zu unterstützen.

Da ihm die Bischöffe des Reichs erklärten, daß sie, wenn er sich zum Richter über Kaiser und Reich aufwerfen wollte, von ihm sich lossagen würden, so mußte er mit großer Klugheit verfahren. Er begab sich am 24. Juni in das kaiserliche Lager. Unbeweglich hielt der Kaiser an der Spitze des Heers; Niemand regte sich, den Papst zu begrüßen und kalt wurde sein Segen empfangen. Als er aber erklärte, daß er um Frieden und Eintracht zu stiften gekommen sei, und dem Kaiser zu bedenken gab, daß sich im Weigerungsfall der Friede Christi von ihm und von dem Reiche wenden werde, ließ sich Ludwig zu seinem Nachtheil in nähere Verhandlung mit dem Papste ein.

Die gewandten Vorstellungen Gregor's, unterstützt durch die Bemühungen des obgenannten Abtes Wala und des Erzbischoffs Ebbo von Rheims, vermochten zwar nicht, den Kaiser andern Sinnes zu machen, brachten aber in der Umgebung und bei dem Heere desselben, das zugleich von den Söhnen bearbeitet wurde, einen solchen Eindruck hervor, daß die meisten der Anhänger Ludwig's, auf deren Treue er gerechnet hatte, in Einer Nacht zu seinen Söhnen übergiengen. (Von diesem an dem alten Kaiser verübten Verrathe erhielt das obgenannte Feld für alle kommende Zeit den Namen Lügenfeld, locus mentitus.) Als sich der Kaiser am Morgen des 29. Juni betrogen sah, rieth er selbst den Wenigen, die ihm noch treu geblieben waren, gleichfalls von hinnen zu ziehen; denn um seinetwillen solle keiner Leib und Leben verlieren. Hierauf ließ der Kaiser seine Söhne um einen stillen Zufluchtsort für sich, seine Gemahlin und seinen Sohn Karl bitten.

Mit anscheinenden Ehrenbezeugungen empfiengen die herannahenden Söhne den greisen Vater, der sie zärtlich küßte, nahmen aber sogleich dem Heere desselben den Huldigungseid ab. Darauf ließ Lothar auf der Reichsversammlung zu Compiegne (zu der sich übrigens Pippin und Ludwig nicht einfanden) die frühere Reichstheilung bestätigen, und verwies den Vater in das Kloster St. Medardus zu Soissons, die Stiefmutter in ein Kloster nach Tortona in Italien und den Stiefbruder in das Kloster Prüm in den Arden-

nen. — Nicht genug! nachdem Lothar, der nun den Kaisernamen führte, alle Mittel, seinen Vater zum Eintritt in den Mönchsstand zu vermögen, (um dadurch dessen fernere Regierung unmöglich zu machen) vergebens versucht hatte, so brachte er ihn, in der gleichen Absicht, wenigstens zu der schmachvollen Demüthigung, daß er sich der Kirchenbuße unterwarf, indem er in Gegenwart Lothar's vor versammeltem Klerus und Volk, auf einem Sack vor dem Altar knieend, ein Sündenbekenntniß (darin er sich des Meineids, des Mords, des Kirchenraubs, der Gotteslästerung rc. beschuldigen mußte) ablas und dann sein Fürstenkleid mit dem härenen Büßergewand vertauschte. Hierauf nahm Lothar ihn von Soissons mit nach Aachen und hielt ihn dort in strenger Haft.

Dieses lieblose Verfahren empörte alle Welt, insbesondere die Deutschen, denen „aus ihrem frühern Stammesleben ein anderer Begriff von der Rechtmäßigkeit des angeborenen Fürsten übrig geblieben war". Als daher Ludwig der Sohn, ebenfalls empört über des Vaters Absetzung, — nach einem vergeblichen Versuch, den Lothar zur Milderung zu stimmen, — von Bayern aus die deutschen Stämme unter die Waffen rief, um in Verbindung mit seinem Bruder Pippin dem Vater wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, erhoben sich dieselben einmüthig und standen „zum erstenmal für Eine große Absicht vereinigt", nämlich für das Recht „des angeborenen Fürsten gegen die geistliche Macht." In Kurzem hatten die beiden Brüder den Vater befreit und ihn nach Aufhebung der Kirchenbuße, zu der sich die Bischöffe verstehen mußten, 834 wieder auf den Thron der Franken gesetzt. Auch Jutta durfte sich wieder mit ihrem Gemahl vereinigen, wogegen Ludwig und Pippin die Bestätigung ihrer Kronrechte erhielten.

Noch widerstrebte Lothar trotzig; als aber der alte Kaiser mit dem Heere gegen ihn anrückte, unterwarf er sich und erhielt auf das eidliche Versprechen, sein Königreich Italien nicht wieder verlassen zu wollen, die fußfällig erbetene Verzeihung (835).

Doch der schwache Kaiser war durch sein selbstverschuldetes Mißgeschick nicht klüger geworden. Nicht zufrieden, mit Einwilligung Pippin's und Ludwig's seinem Sohne Karl Friesland und das alte Stammland der Franken bis an die burgundische Gränze hin zugewendet zu haben, gab er ihm auch noch das Land zwischen der Seine und Loire und entzog seinem Sohne Ludwig, dem er doch vorzüglich seine Wiedererhebung verdankte, — bloß weil er mit Lothar im Tridentiner Thal eine geheime Zusammenkunft gehabt hatte, — die Verwaltung von Sachsen, Thüringen, Ostfranken und Alemannien. Ja, als im December 838 Pippin in Aquitanien starb, gab er auf Jutta's Betrieb Pippin's ganzes Gebiet, mit Übergehung der beiden Söhne desselben, sammt einem Theile von Burgund seinem Liebling Karl, während er den Lothar durch Überlassung der sämmtlichen, östlich der Maas gelegenen Länder für sich gewann. Dem Ludwig, der nicht lange zuvor durch eine Waffenerhebung dagegen protestirt, aber Verzeihung erhalten hatte, ließ er bloß Bayern und verbot ihm sogar, die Gränzen desselben zu verlassen.

Durch diese Hintansetzung gekränkt, suchte Ludwig, unterstützt von den Sachsen und Thüringern, die ihm abgesprochenen Besitzungen wieder einzunehmen, wich aber vor seinem persönlich gegen ihn anrückenden, obwohl bereits krank sich fühlenden Vater wieder nach Bayern zurück, nicht sowohl aus Furcht vor der Übermacht, als vielmehr aus Scheu vor einem wirklichen Kampf mit seinem Vater. Kurz nachher, auf dem Rückweg aus Deutschland, als das Heer eben den Rhein wieder erreicht hatte, wurde der alte Kaiser Ludwig kränker und starb den 20. Juni 840 in einem Zelte, das man in der Eile auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber, aufgeschlagen hatte, im 64sten Jahre seines Lebens und im 27sten seiner Regierung.

Bei seinem Sterben ermahnte ihn sein treumeinender Halbbruder Drogo, Erzbischoff von Metz (der mit noch einigen andern Bischöffen und Geistlichen in den letzten Tagen stets um ihn war), daß er nicht mit Zorn im Herzen gegen seinen Sohn von hinnen scheiden möchte. Nach einiger Weigerung sagte der Sterbende: „Wohlan, da Ludwig nicht zu mir kommen kann, will ich das Meinige thun, und rufe Gott und Euch zu Zeugen an, daß ich ihm Alles, was er gegen mich gesündigt, vergebe; an Euch aber wird es sein, ihn zu erinnern, daß er meine grauen Haare in die Grube gebracht habe." — Ist auch seiner Söhne Benehmen nicht anders, als unkindlich, insbesondere das Benehmen Lothar's gottlos zu nennen, so war doch seine allzugroße Herzensschwäche, mit der er Nachsicht meist am unrechten Orte übte, sein Mangel an Kraft und Strenge, der Jeden im Widerstreben bestärkte, insbesondere seine übermäßige Nachgiebigkeit gegen seine zweite Gattin und ihren Sohn, um dessentwillen er so oft das einmal Festgesetzte wieder umstieß, also daß überhaupt unter seiner Regierung nichts fest bestimmt und zuverlässig war, — an allen jenen unheilvollen Verwirrungen Schuld, die seine Regierung und die Zukunft des Reiches trübten. — Es war noch ein Glück für das innerlich so zerrüttete Reich, daß damals die Slaven noch in vereinzelten Stämmen ohne innere Einheit lebten, sonst würden sie demselben leicht eine kaum zu bewältigende Noth bereitet haben.

2. Lothar's Streben nach Alleinherrschaft. Ausbruch des Bruderkriegs. Die Schlacht bei Fontanetum. Der Vertrag von Verdun und die daraus hervorgehenden drei Reiche unter der Oberhoheit Lothar's I.

Weit entfernt, daß der Tod des Vaters eine Versöhnung unter den Brüdern bewirkt hätte, führte die Anmaßung Lothars zu noch tieferem Zwist und dieser zum Bruderkrieg. Denn nun suchte sich Lothar, trotzend auf seine von der Geistlichkeit anerkannten Ansprüche, nicht nur in der Kaisergewalt zu behaupten, sondern auch seinen Brüdern an ihrem Reichsantheil Abbruch zu thun, ja sich ungeachtet seines Schwures des ganzen Reiches zu bemächtigen. Dadurch zur Selbstvertheidigung genöthigt, verbanden sich Ludwig und Karl zu Schutz und Trutz, und während Karl ein Heer Lothar's an der Seine schlug, vernichtete Ludwig ein anderes Heer desselben im schwäbischen Ries, drang bis an die Maas vor, vereinigte sich bei Toul mit Karl und drängte den Lothar bis über die Loire zurück.

Dagegen vereinigte sich Lothar nun mit der dem ältern Sohne Pippins anhängenden und dem Karl bisher widerstrebenden Partei in Aquitanien und ließ es hartnäckig auf das ihm angebotene „Gottesgericht" einer Schlacht an-

kommen, das jedoch am 25. Juni 841 bei Fontanetum (dem heutigen Fontenaille nicht Fontenay), in der Nähe von Auxerre in Burgund, gegen Lothar entschied, dessen Niederlage das künftige Geschick der wälschen und deutschen Völker andeutete.

Nithard, der Enkel Karl's des Großen, Angilbert's und Bertha's Sohn, der selbst eine Heeresabtheilung in dieser Schlacht befehligte, erzählt in seinem Geschichtswerk, die verbündeten Brüder hätten mit einem Drittheile des Heeres einen Berg besetzt gehabt und Lothar's Angriff erwartet. Ludwig stand dem Lothar gegenüber und schlug ihn nach heißem Kampf in die Flucht; auch Karl besiegte den ihm gegenüberstehenden Flügel durch die Grafen Adelhard und Nithard. Die Zahl der Gefallenen soll sehr groß gewesen sein. Doch war die ganze Schlacht schon um Mittag vorüber. Sie fiel am sogenannten Bache der Burgundionen vor, der jetzt „die Andrie" heißt.

Anstatt aber ihren Sieg zu benützen, und dadurch ferneres Blutvergießen unnöthig zu machen, brachten die Sieger, auf den Rath ihrer Bischöffe, drei Tage mit Fasten und Beten und Vertheilung der Beute und Belohnungen zu und gaben dadurch ihrem Gegner Zeit, glücklich nach Aachen zu entkommen, von wo aus er, noch nicht gedemüthigt, Versuche machte, durch geheime Verbindung mit einem unzufriedenen Theile der Sachsen, dem er Herstellung ihrer alten Verfassung verhieß, sowie durch Unterhandlungen mit seinen Brüdern, auf deren Trennung er es dabei absah, neue Kräfte zu gewinnen. Da vereinigten sich abermal Ludwig und Karl im Januar 842 bei Straßburg und gelobten sich gegenseitige Treue durch einen feierlichen Eid, den in ähnlicher Weise auch die beiderseitigen Heere, ein jedes in seiner Mundart, ablegen mußte. Hierauf rückten sie aus, überschritten unfern von Coblenz die Mosel, an der Lothar sie erwartete, und zwangen ihn zur Flucht nach der Marne, so daß er sich endlich zum Zweck einer neuen Reichstheilung zu Unterhandlungen herbeilassen mußte.

Der Eid, den Ludwig vor dem Heere Karls in romanischer Zunge sprach, lautete (nach Nithard's R. Fr. t. VII) so:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament d'ist di (de isto die) in avant, in quant Deus savir et podir (pouvoir) me dunat (donne), si salvari eo cist (ce) meon fradre Karlo, et in adjudha (aide) et in cadhuna (chacune) cosa, si cum om (comme on) per dreit (droit) son fradre salvar dist (doit). Ino quid (en quoi) il mi altresi fazet (aussi fasse) et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol (volonté), cist meon fradre Karlo in damno sit."

Karl dagegen sprach vor Ludwigs Heere den nämlichen Eid in deutscher Zunge: „In Godes minna, ind um thes Christianes folches ind unsere bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage framordes, so fram so mir God gewizzi indi mahet furgibit, so halt i thesan minan bruodher Ludwig, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mih so sama duo; indi mit Luthern in nohheiniu thing ne gagango, the minan willan imo ze scaden weren."

Nach heutigem Ausdruck heißt beides:

„Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unserer beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Macht verleiht, so halte (unterstütze) ich diesen meinen Bruder Ludwig (und will ihm zu Hülfe sein in jeder Sache), so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue; und mit

Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm (meinem Bruder) zum Schaden wäre."

Hierauf bekräftigte das Kriegsgefolge den Schwur ihrer Führer gleichfalls mit einem Schwur. Karls Gefolge schwur:

Si Loduvigs sagrament, que son fradre Karlo jurat, conservat et Karlus, meos sendra, de suo part non lo stanit, si io returnar non l'int pois, ne io, ne neuls cui eo returnar in pois in nulla adjudha contra Lodhuvic nun li vier. — Und Ludwigs Gefolge schwur: Oba Karl then eid, then er sinemo bruoder Ludhwige gesuor, geleistit, inde Ludhuwig, min herro, then er imo gesuor, forbrichit, ob ir ih inanes arwenden ne mag, noh ih, no thero thein hes irrwenden mag, imo ce follusti widhar Karle ne wirdhit. — Im heutigen Deutsch: Im Fall Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig geschworen, hält, und Ludwig, mein Herr, den er ihm geschworen, bricht, wenn ich ihn nicht davon abwenden könnte, noch ich, noch einer von uns ihn abbringen könnte, so würden wir ihm wider Karl nicht helfen (kämpfen).

Weil die Brüder ihm seine ersten Theilungsvorschläge ohne Einrede bewilligten, so steigerte Lothar, zumal er auch wieder über eine größere Heeresmacht gebot, seine Forderungen so sehr, daß sich die Verhandlungen bis in das nächste Jahr hinauszogen. Endlich kam zwischen den drei Königen in Gegenwart sämmtlicher Großen des Reichs im August 843 der berühmte Friedens- und Theilungsvertrag von Verdun zu Stande, durch welchen die, in der Natur der von ihm berührten Völker liegende Scheidung von Frankreich und Deutschland begründet wurde, wenn auch die völlige Aussonderung Deutschlands aus dem karolingischen Länderverbande zu einem eigens für sich bestehenden Reiche, genau genommen, erst 45 Jahre später mit dem Aufgeben des directen karolingischen Mannesstamms erfolgte.

In dieser Theilung erhielt Lothar, außer Italien und der Kaiserwürde, den ganzen Länderstrich, welcher von der Nordsee an zwischen der Schelde, der Maas und dem Rhein aufwärts, und von der Mündung der Saone an, die Rhone abwärts bis zum Mittelmeere reicht, und wovon der nördliche von Deutschen bewohnte Theil nachher den Namen Lotharingen erhielt, der südliche aber, von Romanen besetzte, späterhin als arelatensisches Reich hervortrat, — eine Ländervereinigung, die wegen Mangels an innerer und äußerer Naturgleichheit keine lange Dauer versprach.

Den westlich von Lothar's Reiche liegenden Theil des Frankenreichs, der aus den Landschaften Neustrien, Burgund, Languedoc, Aquitanien, Gascogne der spanischen Mark und einem Theile von Friesland bestand, erhielt Karl der Kahle unter dem Namen Francia occidentalis, Westfranken oder Karolingen, nachher Frankreich genannt.

Den östlich von Lothar's Reich auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theil Francia orientalis s. teutonica, d. i. Ostfranken oder das eigentliche Deutschland, sammt den am linken Rheinufer liegenden Städten Speyer, Worms und Mainz mit ihrem Umgebiet (letztere um des Weinwuchses willen), bekam Ludwig der Deutsche, der mit Recht diesen Beinamen führt, weil dieses sein Reich den Kern der germanischen Stämme enthielt.

Diese Verduner Theilung war der erste entscheidende Schritt zu der Scheidung zweier in ihrer innern Eigenthümlichkeit nicht zu vereinigenden Stammnaturen der west- und der ostfränkischen oder der wälschen und der deutschen. Und wenn auch das anfangs zwischenliegende Reich Lothar's noch eine Zeit lang theils zu vorübergehender Wiedervereinigung, theils zu stärkerer Abstoßung beider dienen mußte, so konnte doch die naturgemäße Scheidung beider Stämme in der völligen Aussonderung Deutschlands vom alten Frankenreiche nicht ausbleiben.

10. Kapitel. Weitere Abnahme der Karolinger und Ausscheidung Frankreichs und Deutschlands.

1. Theilung des lotharingischen Reiches unter Lothar's I Söhnen. Theilung des deutsch-lotharingischen Erbes unter Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen. Innere Nothstände in Frankreich und Deutschland. Die Einfälle der Slaven und die Raubzüge der Normannen.

Schon Lothar selbst rückte das Ziel der künftigen völligen Abscheidung eines romanischen und deutschen Frankreichs dadurch näher, daß er nach zwölf Jahren, um als Mönch im Kloster Prüm sein ihn verklagendes Gewissen zu beschwichtigen, 855 die Regierung niederlegte und sein Reich unter seine drei Söhne also theilte, daß der ältere Sohn, Ludwig II., die Kaiserwürde mit der Herrschaft Italiens, der mittlere, Lothar II, den nördlichen Reichstheil von der Nordsee bis zur Einmündung der Saone in die Rhone unter dem fortan gebräuchlichen Namen Lotharingen, der jüngere, Karl, den südlichen Reichstheil (die Provence, Dauphiné, Lyon, Genf und Savoyen) erhielt.
Nicht lange, so führte der Tod dieses Karl 863 zur Theilung seines Erbes unter seine Brüder, von denen schon 869 der wankelmüthige, von sinnlicher Leidenschaft beherrschte Lothar II ebenfalls kinderlos starb. Sogleich machte Karl der Kahle, der sich ganz von der Geistlichkeit, vorzüglich von dem Erzbischoffe Hinkmar von Rheims, leiten und seine Heere meist von Bischöfen befehligen ließ, Ansprüche auf ganz Lotharingen; aber Ludwig der Deutsche nöthigte ihn mit den Waffen zum Theilungsvertrage von Mersen an der Maas (bei Maestricht), welcher, ohne Rücksicht auf das Erbrecht ihres Neffen, des Kaisers Ludwig II in Italien, bloß gestützt auf das natürliche Bedürfniß der von ihnen beherrschten sich so entgegengesetzten Stammvölker, am 8. August 870 zu Stande kam.

Erzbischoff Hinkmar war einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit. Begabt mit großer Klugheit und festem selbstständigen Sinn, schmeichelte er weder den Karolingern, so lange sie mächtig waren, nach überhob er sich ihrer, als sie ins Unglück geriethen. Hätten sie seine Rathschläge befolgt, wäre vielleicht der Zerfall ihres Reichs noch aufgehalten worden. Er verfaßte zahlreiche Werke, von denen uns noch 70 erhalten sind, darunter das Buch de persona regia et de regio ministerio, worin er gegen die allzu große Nachgiebigkeit der Könige eben-

so stark auftritt, als gegen ihre Anmaßlichkeit in Betreff der Kirche. Auch wußte er den Päpsten gegenüber seine Selbstständigkeit zu behaupten, ohne in schismatische Opposition zu verfallen.

Bei dieser Theilung fiel Lotharingen, d. i. alles deutsche Land am linken Rheinufer zwischen den Ardennen und Vogesen, der Maas und der Ourthe, mit den Hauptstädten Utrecht, Aachen, Köln, Trier, Metz, Straßburg, Basel an Ludwig den Deutschen, die wälschen Lande aber mit den Hauptstädten Lyon, Besançon, Vienne, Toul, Verdun, Cambray, nebst dem Hennegau und einem Drittheil von Friesland an Karl den Kahlen. Ludwig war indeß so billig, von seinem neuen Erwerb einen Theil an seinen Neffen, den Kaiser Ludwig II abzutreten, was Karl der Kahle ihm nicht nachahmte, vielmehr laut mißbilligte.

Jetzt hatten Deutschland und Frankreich so ziemlich ihre natürlichen, au, den Stammunterschied gegründeten Gränzen, und jeder Stamm hätte, wenn er sich seiner innern Aufgabe bewußt gewesen wäre, ungehindert den Weg seiner Entwicklung gehen können. Allein die fortdauernde Eifersucht unter den beiden Karolingern führte immer wieder zu Übergriffen und dadurch zu neuen Verwirrungen.

Selbst Ludwig der Deutsche hatte schon im J. 855, durch die Klagen westfränkischer Großen über Karls des Kahlen Arglist, Tyrannei und Regierungsunfähigkeit bewogen, einen Versuch gemacht, Frankreich an sich zu bringen, damit es nicht aus den Händen der Karolinger in fremde übergehen möchte. Bereits war er bis Brienne vorgedrungen und hatte Karl'n zur Flucht genöthigt, als er den Fehler begieng, seine Deutschen zu entlassen, und sich bloß den französischen Vasallen anzuvertrauen, die dann, als Karl wieder anrückte, Ludwigen verließen und ihn in die Nothwendigkeit versetzten, sich schleunig nach Deutschland zu retten. — Gewiß ist, daß Ludwig der Deutsche der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwig's des Frommen war. Der „Mönch von St. Gallen“ schildert ihn als einen Mann von hohem Wuchs, edler Gesichtsbildung, blitzenden Augen, heiterem Gemüth, wissenschaftlichem Sinn, großer Milde ohne Schwäche. Die Bayern, die er seit 825 regierte, waren stets mit ihm zufrieden. Er residirte gewöhnlich zu Regensburg mit seiner tugendhaften Gemahlin Emma.

Zu diesen Störungen kamen innere Unruhen und Nothstände in jedem dieser, durch die früheren Bruderkriege ohnedieß so schrecklich mitgenommenen Reiche: in Westfranken hatten Empörungen der Bretonen und Aquitanier und Angriffe der Mauren oder Sarazenen, — in Deutschland abwechselnde Empörungen der Söhne Ludwig's gegen ihren Vater (die jedoch zuletzt in dauernde Aussöhnungen übergiengen) und wilde Einfälle der Slaven und Bulgaren in die Marken —, in beiden Ländern aber die furchtbaren Küstenverheerungen der räuberischen Normannen große Leiden über die Bevölkerungen gebracht. Die verheerenden Einfälle so wilder und unruhiger Nachbarn veranlaßten daher das Wiederaufkommen der von Karl dem Großen abgeschafften Herzogsmacht: denn nur dadurch, daß der König den Hütern der bedrohten Marken volle Gewalt ließ, befeuerte er ihren Muth in Abtreibung so schwerer, oft den Bestand des Reiches bedrohender Gefahren, ohne freilich zu

ahnen, welch' eine Gefahr für die königliche Macht in dem Wiederaufkommen der Herzöge lag.

Die Slaven, welche fast jedes Jahr die sächsischen, thüringischen und bayrischen Lande verheerten, wurden durch Ludwigs drei Söhne bekämpft, welche namentlich den Sorben, Tschechen und Mähren (den letztern unter den Fürsten Rastig und Zwentobold oder Ratislav und Swatopluk) entscheidende Niederlagen beibrachten.

Besonders gefährlich und furchtbar waren die Raubzüge der **Normannen**. Schon mehrere Jahrhunderte vor Karl dem Großen hatten diese skandinavischen Seeabenteurer die Küsten von Frankreich und Friesland öfters geplündert. Wild wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten fuhren tapfere Anführer, besonders Fürstensöhne, die in ihrer Heimath keine Hoffnung auf die Thronfolge hatten, mit einer Anzahl beutelustiger Kämpen auf einem oder einigen kleinen Schiffen aus, um sich als sogenannte Seekönige Ruhm, Beute und, wenn möglich, ein eigenes Reich zu erobern. Kühn drangen diese Seehelden durch die Mündungen der Küstenflüsse oft tief in die Länder hinein, um Städte zu erobern und auszuplündern. — Als viele von Karl dem Großen vertriebene Sachsen zu ihnen flohen, wurden sie noch mehr gereizt und nur Karl's mächtiger Arm (s. K. 7, 4.) und sein überall gefürchtetes Ansehen konnte sie bei seinen Lebzeiten von den fränkischen Küsten zurückhalten. Nach seinem Tode aber kamen sie in großen und häufigen Schaaren an diese Küsten und suchten sie durch Plünderung, Brand und Verwüstung schwer heim. So drangen sie auf der Seine bis Paris, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouse, auf dem Rhein bis Köln und Bonn, auf dem Tajo bis Lissabon, auf dem Guadalquivir bis Sevilla, auf der Elbe bis Hamburg. Letztere Stadt, die noch nicht lange von Ludwig dem Frommen gegründet und zu einem Bisthum erhoben worden war, raubten sie 846 ganz aus und zerstörten sie, wiewohl ihnen die Sachsen beim Verfolgen die Beute größtentheils wieder abnahmen. — Oft konnten sie nur durch Entrichtung schwerer Geldsummen wieder zum Abzug gebracht werden. Am meisten suchten sie Frankreich unter Karl dem Kahlen heim, dessen unkriegerische Schwäche sie so keck machte, daß ein normännischer Häuptling, Namens Regnar, sich sogar in Paris festsetzte (845) und nur durch eine Summe von 7000 Pfund Goldes zum Abzug zu bewegen war. — Besonders gefürchtet war der Seekönig Hastings, der Paris und Tours eroberte und plünderte, und sich ebenfalls nur für eine schwere Geldsumme zum Abzug verstand. Er wendete sich darauf nach Italien, plünderte Rom und schleppte die schönsten Frauen und Mädchen mit fort, die er aber sammt der übrigen Beute bei einem Sturm in's Meer werfen ließ. Alsdann fuhr er die Rhone hinauf und ließ nicht eher ab, die Christenwelt zu ängstigen, als bis er selbst Christ wurde und sich als Graf von Chartres zu Karl's Vasallen machen ließ. (860).

Diese normännischen Raubzüge und die Theilnehmer daran mehrten sich besonders zu der Zeit, als in Norwegen König Harald Schönhaar (863) alle dortigen Fylken oder Völkerschaften unter sich brachte und Viele aus angeborner Freiheitsliebe sich seiner Herrschaft dadurch entzogen, daß sie sich diesem wilden Seeleben ergaben. Im Jahr 876 plünderte der kühne, von Harald verbannte Rolf (Radholf) oder Rollo (der so groß und schwer war, daß kein Pferd ihn zu tragen vermochte), mit einer großen Zahl Normannen die friesischen und westfränkischen Küsten so daß Karl der Kahle sich ebenfalls um schweres Geld seinen Abzug erkaufen mußte. (Doch hatten die westfränkischen Könige noch lange von diesem Rollo zu leiden, bis späterhin König Karl der Einfältige sich seiner nicht anders zu erwehren wußte als dadurch, daß er ihn 912 mit der Normandie und Bretagne belehnte, worauf jener dann unter dem Namen Robert I. mit seinen Normannen das Christenthum annahm und die Raubzüge einstellte. Bei der Lehenshuldigung sollte er nach herkömmlicher Sitte der Franken dem Könige den Fuß küssen. Das war mehr, als der stolze Normanne ertragen mochte. Er gab einem seines Gefolges ein Zeichen, und dieser ergriff den Fuß des Monarchen, als ob er ihn seinem Munde nähern wollte, riß aber dabei das Bein desselben so gewaltsam in die Höhe, daß der König rücklings niederfiel. Und so gereichte sogar diese Huldigung dem Enkel des großen Karl

zum Schimpf!" — Ungeachtet der angenommenen Taufe verehrten die Normannen neben Christus noch lange ihren Thorr, und selbst Rollo befahl beim Nahen seines Endes, die altheidnischen Götter durch ein — Menschenopfer zu versöhnen.) Nur Ludwig III erfocht 879 bei Thuin an der Sambre einen berühmten Sieg über die Normannen, unterließ es aber, seinen Vortheil zu verfolgen, so daß diese nach wie vor ihre Raubzüge fortsetzten.

Auch Ludwig der Deutsche war nicht immer im Stande, den Einfällen der Normannen zu wehren; doch war der Sachsenherzog Ludolf in Vertheidigung der Nordseeküsten ziemlich glücklich.

2. Erlöschen des lotharingischen Mannsstamms. Karl der Kahle römischer Kaiser. Die Verhältnisse Italiens seit dem Tode Karls des Großen: die Parteien in Benevent; die Araber in Unteritalien. Tod Ludwigs des Deutschen. Seiner Söhne Streit mit Karl dem Kahlen über Lothringen und Theilung des deutschen Reichs. Karlmann König von Italien. Tod Karl's des Kahlen.

Als hierauf mit Kaiser Ludwig II der Stamm Lothar's 875 ausstarb, hätte nun eigentlich Ludwig der Deutsche das Näherrecht auf den erledigten Kaiserthron gehabt. Auch suchte er dasselbe dadurch zu behaupten, daß er seine beiden jüngern Söhne nach Italien schickte und besonders durch den tapfern Karlmann mehrere der wichtigsten italienischen Städte besetzen ließ, während er selbst mit seinem ältern Sohne in Frankreich eindrang. Allein Karl der Kahle eilte, ihm zuvorkommend, selbst an der Spitze einer Streitmacht nach Italien und wußte durch trügerische Unterhandlungen den Karlmann und dessen Heer aus Italien zu entfernen; dann zog er, ungeachtet er eidlich versprochen hatte, auch sein Heer aus Italien zurückziehen zu wollen, rasch nach Rom und ließ sich vom Papste Johann VIII, ohne Zweifel nach früherer geheimer Übereinkunft, im Dez. 875 die Kaiserkrone aufsetzen, die der Papst nicht versäumte, ihn als ein Geschenk des heil. Stuhls ansehen zu lassen. Erst nachdem er in Pavia einen Reichstag gehalten und seinen Schwager Boso, bisherigen Grafen der Provence, zum Statthalter daselbst gesetzt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, um es gegen seinen Bruder zu decken, der inzwischen schon bis Attigny vorgedrungen war. Nach dem Abzug desselben mußte er sich auf Andringen seiner Großen durch einen Wahlact seine westfränkische Krone auf's Neue zutheilen lassen, die er eigentlich schon durch Erbrecht besaß.

In Italien hatte sich seit Karl's des Großen Tod manche Veränderung begeben. Obgleich derselbe dort die Herzothümer aufgehoben und die fränkischen Einrichtungen eingeführt hatte, wußte allein der Herzog Grimoald I von Benevent die alte Verfassung seines Herzogthums gegen die fränkische Übermacht zu erhalten. Die Versuche seiner Nachfolger, sich Neapels, das damals noch dem Namen nach unter griechischer oder byzantinischer Hoheit stand, zu bemächtigen, verursachten langwierige Kriege. In diesen wurden anfangs die Neapolitaner von den Franken unterstützt, dann aber, als Kaiser Lothar I durch anderweitige Abhaltungen nicht ausreichende Hülfe gewähren konnte, riefen sie die Araber aus Sicilien herbei, wo diese, von Afrika herübergekommen, sich seit 827 festgesetzt hatten. Daher zog sich der Krieg in die Länge und wurde noch verwickelter dadurch, daß im Herzogthum Benevent zwei herrschbegierige Parteien sich entgegenstanden, von denen die eine die Stadt Benevent, die andere Salerno und Amalfi besetzt hatte. Weil nun Kaiser Lothar zu dem Krieg mit seinen Brüdern fast seine ganze Streitmacht aus

Italien zog, so setzten sich sicilianische und afrikanische Araber sowohl, als auch spanisch-maurische Seeräuber in Unteritalien, und zwar jene in Bari, diese in Tarent und in den calabrischen Gebirgen fest, und da nun jene beiden beneventanischen Parteien sich ihrer gegeneinander bedienten, so zogen sich bald immer größere Schaaren von Muhammedanern (Arabern) aus Sicilien, Afrika und Spanien nach Unteritalien, und richteten dort durch Plünderungen und Grausamkeiten große Verwirrung an. — Im Jahr 846 drangen sie sogar in Rom ein, plünderten die Kirchen daselbst und machten die Peterskirche zu ihrem Stall. Jetzt erst sandte Kaiser Lothar seinen Sohn Ludwig, den er bereits zum König der Lombarden hatte krönen lassen, mit seiner ganzen Macht gegen sie aus, und dieser schlug sie in die Flucht und ließ alle zu Benevent befindlichen Muhammedaner hinrichten. Zugleich schlichtete er den Parteistreit selbst dahin, daß er dem einen Parteihaupt Adelgis Benevent, dem andern, Siconulf, Salerno und Capua zutheilte.

Nach Lothar's Tode hatte eben dieser Ludwig (als Kaiser dieses Namens der Zweite) gleichfalls sowohl mit den italienischen Lehensgroßen in Oberitalien, als auch mit den Arabern und Griechen in Unteritalien fortwährend zu kämpfen. Zwar entriß er, wiewohl nur mit Hülfe einer griechischen Flotte, Bari den Arabern, wurde aber von dem Herzog Adelgis von Benevent gefangen gehalten und nur auf das eidliche Versprechen, den Beneventern die alte, unter Grimoald bestandene Verfassung zu gewähren, freigelassen. Dadurch wurden alle seine italienischen Unternehmungen vereitelt. Denn fortan fanden die Araber an dem Herzog von Benevent eine Stütze, nahmen Bari wieder ein und breiteten sich immer weiter in Unteritalien aus. Von hier, wie von Sicilien aus fuhren sie fort, die italischen Küsten zu verheeren.

Eben als Ludwig der Deutsche, von seinem Zuge nach Frankreich zurückgekehrt, neue Rüstungen machte, um seinen Bruder für die Erlistung der Kaiserkrone zu züchtigen, starb er am 28. Aug. 876 zu Frankfurt am Main. Sogleich besetzte Karl der Kahle Deutsch-Lothringen unter dem Vorgeben, er habe es seinem Bruder nur auf Lebzeiten überlassen. Aber Ludwig III oder der Ostfranke, zu dessen Erbtheil Lothringen gehörte, eilte herbei, bewies den Lothringern durch Ordal die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche und brachte Karl dem Kahlen bei Andernach eine so schwere Niederlage bei, daß er nur mit Wenigen entkam und dem Ludwig das streitige Land überlassen mußte.

In der Theilung, zu der nun erst die drei Brüder förmlich schreiten konnten, erhielt der ältere, Karlmann, Bayern mit dem bereits zinsbaren Böhmen und Mähren; Ludwig Ostfranken (wozu eben auch Lothringen gehörte) mit Sachsen, Thüringen und Friesland; der jüngste, Karl der Dicke, Alemannien oder Schwaben.

Hierauf zog Karlmann mit einem großen aus Deutschen und Slaven bestehenden Heere nach Italien, um sich dort die lombardische Krone zu holen. Dort befand sich bereits Karl der Kahle auf einem Zuge nach Unteritalien, um dem von den Arabern und Griechen bedrängten Papst Johann VIII zu helfen. Als er aber von Karlmann's Erscheinung hörte, verließ er, vor dessen Übermacht erschreckend, Italien und starb auf dem Rückweg (Okt. 878) in einem elenden Dorfe in der Nähe des Mont Cenis so plötzlich, daß man glaubte, sein Arzt, ein Jude, habe ihn vergiftet. Karlmann gelangte in den Besitz der lombardischen Krone; die römische Krone aber verweigerte ihm der Papst Johann auf das standhafteste, obgleich Karlmann's mächtige An-

hänger, der Herzog von Spoleto und der Herzog von Tuscien, in Rom eindrangen und nicht nur die Römer nöthigten, dem König Karlmann zu huldigen, sondern auch den Papst selbst eine Zeitlang in Haft hielten. Vielmehr gieng nun Papst Johann damit um, dem Karlmann auch die lombardische Krone zu entziehen und mit Hülfe der französisch-karolingischen Partei in Italien den obgenannten Schwager Karl's des Kahlen, Grafen Boso, Statthalter von Pavia, zum König von Italien aufzustellen. Da dieser aber nicht mächtig genug war, mußte er der deutsch-karolingischen Partei weichen, hatte aber bald darauf das Glück, ein anderes Königreich zu gewinnen (K. 10, 3.)

3. **Ludwig der Stammler und seine schwachen Söhne. Errichtung des neuburgundischen Königreichs Arelat durch Boso. (Errichtung des Königreichs Hochburgund.) Tod Karlmann's und Ludwig's des Jüngern. Karl der Dicke Kaiser und Herr aller karolingischen Reiche. Seine Schwäche und Absetzung. Arnulf König der Deutschen; Odo von Paris, König von Frankreich. Herausbildung der nationalen Einheit Deutschlands auf dem Grund der Einheit der deutschen Kirche.**

In dem von Parteiungen zerrissenen Frankreich war nämlich Karl's des Kahlen Sohn und Nachfolger, der an Geist und Leib schwache Ludwig der Stammler, noch weniger wie sein Vater im Stande, das königliche Ansehen gegen die selbstsüchtigen Anmaßungen der geistlichen und weltlichen Großen zu behaupten und dabei noch die vom Feuer und Schwert der Normannen fortwährend heimgesuchten Gränzen zu schützen.

Um wider die großen Vasallen ein Gegengewicht zu schaffen, vertheilte er unter seine Anhänger Abteien und Grafschaften, gab aber dadurch jenen großen Vasallen Anlaß, sich gegen ihn zu verbünden und ihn durch Einschließung in seiner Pfalz zu Compiegne, zur Verleihung größerer Freiheiten, ja zur Vertheilung eines großen Theils der Krongüter an sie zu vermögen. Darauf erst willigten sie in seine Krönung und nahmen ihm bei derselben folgendes Gelöbniß ab: „Ich, Ludwig, zum König eingesetzt durch die Gnade Gottes und durch die Wahl des Volks, gelobe vor der Kirche und vor allen Ständen des Reichs, die von unsern Vätern den meiner Regierung anvertrauten Völkern ertheilten Gesetze und Verordnungen vollständig zu beobachten, gemäß dem gemeinsamen Rathe meiner Getreuen und den unverletzlichen Verfügungen meiner Vorfahren.“

Zwar starb Ludwig schon nach zwei Jahren (879); aber die Schwäche seiner beiden jungen Söhne Ludwig und Karlmann mehrte nur die Verwirrung im Reiche, indem ein Theil der Großen sich dem ostfränkischen Ludwig unterwerfen wollte, ein anderer Theil derselben, nämlich die ehemaligen südburgundischen Stände des Rhonethals (vorzugsweise die Bischöffe), im Einverständniß mit dem Papste den obgenannten Grafen Boso, der nach seiner Vertreibung aus Italien wieder Statthalter der Provence geworden war, in Lyon zu ihrem König salbten (879) und so ein unabhängiges neuburgundisches Königreich Arelat stifteten. Diesen Namen bekam es von der Hauptstadt Arles; man bezeichnete es auch mit dem Namen Burgund diesseits des Jura, Burgundia cisjurana oder auch Südburgund, von welchem das Herzog-

thum Niederburgund (oder die Bourgogne) einen Theil ausmachte und unter Boso's Bruder Richard stand.

Dieses arelatensische Reich umfaßte außer Vienne (oder der nachmaligen Dauphiné) vorzüglich die Bisthümer Lyon, Arles, Aix, Avignon, Valence, Toulon, Marseille, Macon, Besançon, Grenoble, Lausanne. — Boso wußte durch Klugheit und Kraft sein Reich zu behaupten und auch seinem Sohne Ludwig die Nachfolge zu sichern. — Nach seinem Tode 887, als die allgemeine Verwirrung in Frankreich auf's Höchste gestiegen war (s. am Ende dieses Abschnitts), bildete aus den übrigen Theilen des altburgundischen Reichs ein Enkel Ludwigs des Frommen, Rudolf I, Sohn des fränkischen Grafen Konrad, das Königreich Hochburgund (auch Nordburgund genannt, oder Burgundia transjurana, d. i. das jenseit des Jura gelegene Burgund) und erhielt 888 die Anerkennung des deutschen Königs Arnulf. Es umfaßte die eigentliche Grafschaft Burgund (oder die nachmalige Franche-Comté), ferner das nachmalige Savoyen (oder die Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen), das heutige Wallis, die Waadt und die ganze übrige Schweiz bis an die Reuß.

Nachdem die beiden Könige Frankreichs, Ludwig und Karlmann, gemeinschaftlich einen Angriff der Normannen abgeschlagen und sich mit dem ostfränkischen Ludwig abgefunden hatten, theilten sie sich in ihr Reich und suchten die Krongüter wieder an dasselbe zu bringen. Allein Ludwig starb schon 880, 22 Jahre alt, in Folge eines Sturzes vom Pferd; Karlmann, der vergeblich Vienne zurückzuerobern versuchte, dennoch aber dem Boso eine Demüthigung beigebracht hatte, starb im J. 884, in einem Alter von 18 Jahren.

Immer sichtlicher gerieth das Geschlecht der Karolinger in beiden Reichen in Abnahme. Im Jahr 880 war auch Karlmann von Bayern gestorben und hatte seine Länder an seinen Bruder Ludwig III den Ostfranken vererbt: denn sein kräftiger Sohn Arnulf, dem er das Herzogthum Kärnthen gegeben hatte, konnte seiner unrechtmäßigen Geburt wegen nicht erben.

Ludwig III der Ostfranke hatte kurz vorher in einem Vertrage mit den vorhin erwähnten Söhnen Ludwigs des Stammlers auch den unter Karl dem Kahlen an Frankreich gekommenen Theil Lothringens abgetreten erhalten, so daß unter ihm ganz Lothringen mit Deutschland vereinigt erschien, doch war es noch Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland. Die Freude aber, sein Reich auf seinen jungen einzigen Sohn zu vererben, wurde ihm dadurch benommen, daß derselbe aus einem Fenster der Pfalz zu Regensburg stürzte und den Kopf so zerschellte, daß er den Geist aufgab. Mit ihm verschwand die Hoffnung der rechtmäßigen Fortpflanzung des deutsch-karolingischen Stammes. Denn König Ludwig war kränklich und sein Bruder Karl der Dicke ohne rechtmäßige Erben.

Karl der Dicke von Alemannien hatte indeß das unerwartete Glück, von Papst Johann VIII, dem er in einer Bedrängniß gegen die Araber zu Hülfe kam, 881 die Kaiserkrone zu erhalten, und als im Jahr 882 sein Bruder Ludwig der Ostfranke starb, erschien unter ihm, als dem einzigen noch übrigen deutschkarolingischen Haupte, ganz Deutschland nebst Italien vereinigt.

Allein dieses Haupt war zu schwach und reichte nicht aus, den Verwirrungen zu begegnen, welche in Italien die Anmaßungen des Herzogs von Spoleto und die Angriffe der Araber auf Rom, in Deutschland aber die kecken Raubanfälle der Normannen hervorbrachten. Letztere hatten bereits bis Köln, ja bis Trier und Coblenz herauf die niederrheinischen Gegenden und Städte gräulich verwüstet, als Karl der Dicke mit dem allgemeinen deutschen Heerbanne gegen sie aufbrach und sie in ihrem festen Lager bei Haslov an der Maas einschloß (882). Anstatt sie aber, wie man allgemein hoffte und wünschte, zu vernichten, schloß er mit ihrem Anführer Godefried einen schimpflichen Vergleich, wornach derselbe, gegen das Versprechen Christ zu werden, einen großen Theil von Westfriesland nebst 2000 Pfund Goldes erhielt. Dieser ehrlose Friede hatte nicht einmal die erwartete Ruhe zur Folge: denn von Friesland aus setzten die Normannen, nach wie vor, ihre verheerenden Streifereien gegen Deutschland sowohl, als gegen Frankreich fort.

Die für den kränklichen, stets mit unerträglichem Kopfweh behafteten Kaiser ohnedieß zu schwere Regierungslast sollte noch mit einer neuen vermehrt werden. Denn als in Frankreich die beiden ältern Söhne Ludwigs des Stammlers, wie oben erwähnt, gestorben waren, — sein jüngster aus zweiter Ehe geborener, erst fünfjähriger Sohn aber, Karl der Einfältige genannt, den französischen Großen theils nicht legitim erschien, weil der Papst Ludwigs zweite Ehe nicht anerkannt hatte, theils durch seine Kindheit keine Gewähr der Ruhe, insbesondere keinen Schutz gegen die Normannen bieten konnte: so übertrugen sie Karl dem Dicken die Krone von Frankreich.

Also waren unter diesem Kaiser noch einmal alle Theile des ehemaligen Reiches Karl's des Großen vereinigt; — wiewohl nur auf kurze Zeit: denn Karl der Dicke war „nicht Karl der Große." Schon im folgenden Jahre brachen 40,000 Normannen (unter demselben Godefried —, und als dieser durch elenden Verrath in des Kaisers Gewalt kam und mit dem Tode büßte, unter seinem rachedürstenden Sohne Siegfried) in die ost- und westfränkischen Gaue ein, eroberten Rouen und belagerten mit 700 Schiffen Paris. Heldenmüthig widerstand Graf Odo von Paris ein ganzes Jahr lang, bis Karl der Dicke endlich zum Entsatze herbeikam, und den Montmatre besetzte. Aber anstatt die Feinde muthig anzugreifen, kaufte ihnen Karl für 7000 Pfund Silbers den Frieden ab und gab ihnen sogar, bis zur Zahlung des Lösegelds, das Land an der obern Seine und ganz Burgund preis, wo bald an allen Enden die Flammen ausgeplünderter Burgen, Klöster und Dörfer emporschlugen.

Diese Erbärmlichkeit empörte vor allen die Deutschen, und ihre Stimmung benützte der wegen falschen Verdachts der Untreue vom Hofe verwiesene Kanzler Luitward, Bischoff von Vercelli, und reizte den Herzog Arnulf von Kärnthen, jenen natürlichen Sohn Karlmann's, an, sich an die Spitze des deutschen Reichs zu stellen. Da Arnulf sich durch verschiedene Siege über die Slaven, namentlich durch die endliche Unterwerfung des Mähren-

fürsten Zwentibold, oder Swentibold (auch Swatopluck), den Ruf eines tapfern, hochgesinnten Mannes erworben hatte, so waren bald die ostfränkischen, sächsischen und thüringischen Großen, unter ihnen besonders der sächsische Otto (durch das Zugeständniß der Beibehaltung seines Stammherzogthums), gewonnen. Selbst der von dem Erzbischoff Liutbert von Mainz geleitete deutsche Klerus, der anfangs dagegen war, sah bald ein, daß das Wohl der deutschen Kirche nur durch einen kräftigen König geschützt werden könne, der, nicht durch die Sorge für außerdeutsche Länder behindert, mehr den deutschen Angelegenheiten leben könnte, ohne dadurch gerade die wichtigen Beziehungen zu Italien und Rom außer Augen zu lassen. Die Unrechtmäßigkeit der Geburt konnte jetzt um so weniger ein Hinderniß sein, da Karl der Dicke damit umgieng, seinen eigenen unrechtmäßigen Sohn Bernhard zum Thronfolger wählen zu lassen. Selbst die Alemannen oder Schwaben, Karl's angeerbte Unterthanen, wendeten sich von ihm, und so kam es, daß auf dem Reichstag zu Tribur 887 Karl der Dicke wegen Unfähigkeit von allen deutschen Stämmen abgesetzt und **Arnulf** zum deutschen König gewählt wurde.

Tribur (auch Trebur) war eine königliche Villa im jetzigen großherzoglich-hessischen Fürstenthum Starkenburg, wo noch ein Dorf gleiches Namens ist.

Gleich darauf sprachen auch die westfränkischen Großen die Absetzung Karl's aus und wählten mit Übergehung Karl's des Einfältigen den obgenannten tapfern Odo, Grafen von Paris und Herzog von Francien, einen Enkel Ludwig's des Frommen, der, als Arnulf Ansprüche an Frankreich erhob, den von Deutschland aus drohenden Sturm dadurch von Frankreich abwendete, daß er wenigstens die Oberhoheit Arnulf's anerkannte und ihm in Worms den Eid der Treue leistete. Karl der Dicke aber, der nur mit Mühe zu seinem nothdürftigen Unterhalt einige Güter in Schwaben erhalten konnte, starb schon zwei Monate nach seiner Absetzung (13. Jan. 888), als der letzte vom rechtmäßigen Stamme Karl's des Großen. Er wurde im Kloster Reichenau beigesetzt.

4. Vollendete Sonderung Frankreichs und Deutschlands in Sprache, Gesinnung und Streben. Die fränkische Nationalkirche. Sinken der weltlichen und Steigen der geistlichen Macht. Neugeschaffenes Papstrecht durch die pseudo-isidorischen Decretalen. Der photianische Streit und die daraus entstandene Spaltung der lateinischen und griechischen Kirche.

Mit der Entthronung Karl's des Dicken und der Erhebung Arnulf's auf den deutschen Königsthron war die durch den Vertrag von Verdun begründete naturgemäße Scheidung zweier ohnedieß nur lose verbundenen Theile des altfränkischen Gesammtreichs in zwei politisch gesonderte Reiche vollendet, und fortan sollten beide, das romanische Frankreich und das germanische Deutschland, wenn auch oft

noch sich nahe berührend, doch öfter noch sich abstoßend, ein jedes den Gang seiner eigenen Geschicke gehen. Denn das germanische Wesen, das Karl der Große in seiner Persönlichkeit, wie in seiner Verwaltung und Kriegführung erhob, und das er auch in der bereits von gallo-römischen Elementen ganz durchdrungenen Westfrankennatur auf eine kurze Zeit wieder erneuerte, war unter seinen schwachen Nachfolgern längst wieder zurückgetreten. Und gleichwie die teutonische Mundart im Westfrankenreich zuletzt nur noch in der Umgebung des Hofes gesprochen und verstanden wurde, so verstand der romanisirte Westfranke die Ostfranken, geschweige die übrigen germanischen Stämme, in Sprache, Gesinnung und Streben nicht mehr, und mit dem Verschwinden der Erinnerung an die alte Stammverwandtschaft trat mehr und mehr ein fast feindlicher Gegensatz hervor, der eine Trennung und Auflösung des alten politischen Bandes herbeiführen mußte, das mit Hülfe der Kirche seinen Zweck in der Vereinigung der noch ungemischt gebliebenen Stämme zu einer nationalen Einheit erfüllt hatte.

Diese nationale Einheit Deutschlands war, wie oben (Kap. 6. 3.) gezeigt worden, vorzugsweise das Werk der Kirche und des in ihr waltenden, von den angelsächsischen Sendboten, vor Allem von Bonifacius ausgegangenen Geistes christlichen Glaubens und christlicher Liebe, dessen Gewalt nur durch Wort und Beispiel wirkte. Indem das an die mannichfachen kirchlichen Institutionen gebundene Christenthum dem auf das Schwert gestützten Willen der Völker und ihrer Führer einen sittlichen Charakter einzuprägen und sie von allem frei zu machen strebte, was ihnen vom rohen Heidenthum noch anklebte, sicherte sie gleichermaßen die Autorität der Regierenden, wie die persönliche Freiheit der Regierten, und gründete dadurch, daß sie Deutschland geistig und sittlich ordnete, zugleich auch „die künftige Verfassung Europa's".

Am meisten trug zur Herausbildung und Befestigung dieser auf die deutsche Kirche gegründeten Einheit der bischöffliche Stuhl von Mainz bei, der, so wie er schon auf die Stellung Ludwig's des Deutschen im Verduner Vertrag einen wesentlichen Einfluß übte, so auch bei der Wahl Arnulf's den Ausschlag gab, und daß und wie er von nun an die Hauptstütze der deutschen Einheit blieb, wird die Folge zeigen.

Die freie Verbindung, in welche die fränkische Kirche unter den Pippinen und insbesondere unter Karl dem Großen mit dem römischen Stuhle trat, erhielt sich so lange, als die politischen Verhältnisse, unter denen sie eingegangen war, fortbestunden und als die ältere Entwicklung der Episcopalverfassung noch fortwirkte und vorhielt. Mit den, im fränkischen Staate durch die Theilungen Ludwig's des Frommen eingetretenen Veränderungen aber und vollends mit dem unter Lothar I beginnenden nähern Zusammenwirken des Staats und der Hierarchie fieng jene freie Verbindung bereits an, in Abhängigkeit von

Rom überzugehen, und es bildete sich eine Partei, die dafür wirkte und die dem immer mächtigern Aufstreben des römischen Bischoffs nach voller Kirchenherrschaft nicht nur, sondern auch nach einer überwiegenden Stellung zum Staate entgegenkam, wenn gleich der in dieser Zeit hervortretende Streit der fränkischen (gallicanischen) Hierarchie mit dem römischen Stuhle noch eine Zeit lang die Erreichung dieses Zieles aufhielt.

Mit dem immer tiefern Sinken der weltlichen Macht in den schwachen Karolingern aber hob sich übrigens die fränkische, wie die römische Hierarchie durch wenigstens theilweise Einigkeit zu immer höherer Macht und Bedeutung, und von einem „Staaten- und Kirchencollegialsystem", zu welchem unter den frühern Karolingern der Anfang gemacht schien, konnte in jener Zeit um so weniger noch die Rede sein, da das christliche Wesen die Völker noch so wenig durchdrungen hatte und nicht nur die untersten Schichten derselben noch so tief im Heidenthum — dort im gallo-römischen, hier im germanischen — stacken und selbst in den obersten Schichten bei den Führern der Völker noch so viel rohe Willkühr und fleischlich-ausschweifender Sinn vorherrschte, daß von ihnen aus eine gleichmäßige Beförderung sittlicher Ordnung noch nicht zu erwarten war.

Daß vorzugsweise die Kirche diese sittliche Leitung in die Hand nahm, lag in ihrem ursprünglichen Beruf; daß sie aber statt der ihr allein zustehenden geistlichen Mittel auch der weltlichen habhaft zu werden trachtete, dazu wurde sie durch die ihr gegenüberstehende Schwäche des weltlichen Regiments gleichsam aufgefordert, und indem sie der Versuchung im Prinzip nicht widerstand, gerieth sie bei jenem Trachten in Folgerungen, die zwar ihr Streben förderten, sie aber dabei theilweise vom Boden des geheiligten Rechts abführten. Nicht sowohl die neue politische Stellung, in welche der römische Bischoff durch die Verbindung mit den Frankenherrschern kam, und welche die erste Grundlage zu einem Staatskirchenrecht gab, als vielmehr die Erfindung eines auf zum Theil falschem Wege geschaffenen Papstrechtes sollte fortan Grundlage einer neuen, die einzelnen Kirchen umschlingenden und unmittelbar die weltliche Macht bevormundenden Kirchenverbindung werden.

Die Grundzüge dieses neuen, an die Stelle des altcanonischen Rechts tretende päpstliche Kirchenrechts enthielten die pseudo-isidorischen Decretalen, deren Zusammenstellung wahrscheinlich schon in der Mitte des achten Jahrhunderts begann und die in allmählicher Vermehrung ihren Abschluß im eilften Jahrhundert erhielten. Ihre wesentlichen Grundzüge giengen darauf aus, die Metropolitangewalt oder die gemeinbischöffliche Gewalt durch ihre Unterordnung unter die römisch-päpstliche zu beschränken, also die collegiale Kirchenregierungsgewalt in eine subordinative zu verwandeln, und zwar durch

die Behauptung, daß der römische Bischoff durch Christus selbst diesen Vorrang erhalten habe, der nothwendig die höchste Leitung in allen kirchlichen Angelegenheiten, die Stellung über den Concilien, die Ernennung aller Bischöffe, kurz die Entscheidung in höchster Instanz über die Angelegenheiten der Bischöffe (nicht bloß bei Apellationen, sondern unbeschränkt und ohne alle Aufforderung) in sich schließe und eben so auch die absolute oder völlige Unabhängigkeit vom Staate, so wie die Unfehlbarkeit und Unverletzlichkeit der priesterlichen Gewalt voraussetze.

Diese Grundsätze waren zwar schon vom 4. Jahrhundert an hie und da von einzelnen Kirchenschriftstellern, selbst nach einigen Seiten hin von einzelnen römischen Bischöffen aufgestellt, aber bis dahin von der Kirche als solcher noch nicht alle in dieser Bestimmtheit ausgesprochen und in diesem Umfange behauptet worden. — Das Bedürfniß, die kirchlichen Gesetze (nämlich die Canones der Apostel und der Kirchensynoden, so wie der Decretalen oder Entscheidungen der römischen Bischöffe) zu sammeln und so ein Kirchenrecht aufzustellen, suchte man schon in den ersten fünf Jahrhunderten zu befriedigen, worauf im 7. Jahrhundert zwei Sammlungen des Dionysius Exiguus erschienen. Von der Mitte des 6. bis zum Ende des 7. erschien in Spanien die isidorische Sammlung, so benannt von dem Bischoff Isidorus von Hispalis (Sevilla), und erhielt große Berühmtheit. Das Streben aller dieser Sammlungen war auf „Allgemeinheit, Bestimmtheit, Einheit und Reingeistlichkeit" der Kirche und ihrer Anordnungen gerichtet, ließ aber doch noch Mannichfaltigkeit und Bewegung innerhalb der nationalen Kirchen zu.

Nun erschien aber eine erweiterte Sammlung mit dem falschen Namen des Isidorus, welche im I. Theil außer den 50 echten apostolischen Canonen noch wenigstens 59 unechte d. i. untergeschobene Decretalen römischer Bischöffe bis zum 4. Jahrhundert nebst der unechten Schenkung Constantin's, im II. Theil die echten Synodalcanones, im III. Theil außer den echten Decretalen noch 35 unechte bis zum J. 731 enthielten. — Die Unechtheit jener 94 Decretalen erkennt man an den vorkommenden Anachronismen (indem Vieles, was einer spätern Zeit angehörte, in eine frühere gesetzt wurde), ferner an den Citaten aus späteren Schriften, an der Gleichförmigkeit des Styls, so wie an der Verderbtheit der Sprache, wie sie im spätlateinischen Zeitalter vorkommt, endlich aus der Vergleichung mit der Sammlung des Dionysius, dem doch unmöglich so viele Decretalen entgangen sein konnten. Nur die große Unwissenheit und Unkritik der Zeit, in welcher die pseudo-isidorische Sammlung zu Stande kam, konnte sich eine solche Täuschung gefallen lassen, welcher sich die Sammler in hierarchischer Absicht schuldig machten. Das Unternehmen selbst gieng allerdings nicht unmittelbar von Rom aus; auch sind die unechten Bestandtheile von der Art, daß sie eben sowohl die gemeinbischöffliche, als die römisch-bischöffliche Hierarchie förderten. Daß zwei Mainzer Geistliche, der Diaconus Benedict Levita und der Bischoff Rieulf die Urheber gewesen seien, ist nicht erweislich.

Entstund auch diese Sammlung höchstwahrscheinlich in Ostfranken (an der Gränze von Frankreich und Deutschland), was man aus der Beschaffenheit der Handschriften, dem schlechtrömischen Styl und aus der Anwendung derselben in einer Verordnung Karl's des Kahlen v. J. 857

schließt: so berief sich doch schon im J. 863 der geist- und thatkräftige Papst Nicolaus I darauf und sein Streben, die darin enthaltenen Grundsätze zu verwirklichen, war mit um so größerem Erfolge gekrönt, als er dabei zugleich die von der damaligen weltlichen Gewalt (besonders von dem sittenlosen Lothar II) mit Hülfe feiler Bischöffe niedergetretenen Gesetze des Rechts und der Sittlichkeit zu vertheidigen hatte.

Die erste Berufung des päpstlichen Stuhls auf die pseudo-isidorische Sammlung gieng von dem genannten Papste in der Ehescheidungssache König Lothar's II aus. Dieser hatte um seiner Buhlerin Waldrada willen seine Gemahlin Thietberga unter falschen Beschuldigungen, von denen sie sich aber durch die Probe des siedenden Wassers reinigte, nach rohen Mißhandlungen verstoßen und durch eine Synode fränkischer Bischöffe, an deren Spitze die Bischöffe von Cöln und Trier standen, ungeachtet der Protestation des (K. 10, 1. a. A. erwähnten) Erzbischoffs Hinkmar von Rheims, die Scheidung aussprechen lassen, worauf er dann Waldraden als Königin krönen ließ. Thietberga aber entfloh aus dem Kloster, worin sie verwahrt wurde, und bat den Papst um seinen Beistand. Da ließ Nicolaus durch Legaten die Sache auf der Synode von Metz 863 untersuchen und weil diese Synode dennoch das frühere Urtheil bestätigte, so erklärte er jene Beschlüsse für nichtig und sprach die Absetzung der Bischöffe von Cöln und Trier aus. Die Abgesetzten protestirten zwar gegen diese Überschreitung römischer Metropolitanbefugniß und gewannen Lothar's Bruder, den Kaiser Ludwig II, so für sich, daß derselbe Rom mit Heeresmacht bedrohte. Doch Nicolaus ließ sich dadurch nicht schrecken. Er wußte den Kaiser zu begütigen und beharrte fest auf seinem Ausspruch: die beiden Bischöffe mußten um Verzeihung bitten, und Lothar hatte nur die Wahl zwischen Bann oder Wiedereinsetzung Thietberga's in ihre Eherechte. Lothar mußte nachgeben, mißhandelte aber nun Thietbergen so arg, daß diese jetzt selbst um Ehescheidung nachsuchte. Aber weder Nicolaus, noch sein Nachfolger Hadrian II ließen sich dazu bewegen, weil sie die Heiligkeit der Ehe aufrecht erhalten wollten. — Zur selben Zeit berief sich Nicolaus auch in einer andern Sache auf den pseudo-isidorischen Satz, daß Synoden nur unter der Autorität des Papstes gültige Beschlüsse fassen könnten. Der auch dieses Recht nicht anerkennende Erzbischoff Hinkmar von Rheims hatte den Bischoff Rothad von Soissons, ungeachtet der Berufung desselben an den Papst, durch eine Synode absetzen lassen. Sogleich befahl Nicolaus, Hinkmar solle sein Urtheil zurücknehmen oder den Rothad zur Untersuchung nach Rom senden. Dieser erschien und wurde vom Papst 865 in sein Bisthum wieder eingesetzt.

Derselbe Papst Nicolaus ergriff auch noch eine andere Gelegenheit, um den Grundsatz einer universalen Kirchenoberherrschaft auch in Bezug auf die griechische Kirche geltend zu machen und dabei zugleich zu zeigen, daß ihm kein Fürst zu hoch stünde, daß derselbe nicht, wenn er vom Rechte wiche, sein kirchliches Richteramt anerkennen müßte. Dieß geschah im photianischen Streite, der dem Wesen nach ein Verfassungsstreit zwischen der römischen und griechischen Hierarchie war und sich zuletzt mit der gänzlichen Trennung der ohnedieß nie völlig vereinigt gewesenen Christenheit des Morgen- und Abendlandes oder der

lateinischen und griechischen Kirche endigte. Zwar machten die nachfolgenden Päpste verschiedene Versuche, die griechische Kirche wieder zu gewinnen, aber alle Verhandlungen, selbst eigens dazu angestellte Synoden, führten zu keinem Verständniß.

Ein Blick auf den Zustand des byzantinischen Reichs seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts möge der nähern Angabe dieses Kirchenstreits vorangehen. — Seit dem Kaiser Nicephorus, der die Irene verdrängt hatte (K. 5, 1. a. E.), waren sechs Thronwechsel vorgegangen. Nicephorus selbst (802—811), der das Volk durch Auflagen hart drückte, dem Abassiden-Chalifen Horoun al Raschid (K. 8, 4. a. E.) einen schweren Tribut entrichten und sich von ihm die Verwüstung Kleinasiens und der Inseln Cypern und Rhodus gefallen lassen mußte, wurde in einem Kriege mit den räuberischen Bulgaren niedergehauen und sein Schädel, als Trinkgeschirr gefaßt, ihrem Chan überbracht. — Sein Sohn Nauracius mußte einem Gegner weichen, der als Michael I (811—813) ebenfalls von den Bulgaren, denen er die getauften Gefangenen nicht ausliefern wollte, gänzlich geschlagen und dann von seinem eigenen Feldherrn Leo vom Throne gestoßen wurde. — Dieser neue Kaiser Leo V der Armenier (813—820) — derselbe, der oben K. 4, 1. a. E. als entschiedener Gegner des Bilderdienstes erwähnt wurde, war mit Kraft bemüht, durch bessere Verwaltung und Rechtspflege, so wie durch Zurücktreibung der Bulgaren und Wiederaufbauung der von ihnen zerstörten Städte die Ordnung im Reiche herzustellen, wurde aber in einer Verschwörung am Altare ermordet. — Sein Gegner und Nachfolger Michael II der Stammler (820—823) wurde von einem empörten Feldherrn zwei Jahre lang in Constantinopel belagert, verlor die Insel Creta an arabische Seeräuber und mußte es dulden, daß sich die Araber unter der Dynastie der in Afrika herrschenden Aglabiden auf Sicilien festsetzten 827 (K. 10, 2.). — Sein Sohn, Mitregent und Nachfolger Theophilus (829—842), der seine ganze Regierungszeit mit den Abassiden zu kämpfen hatte, war ein Beförderer der Wissenschaften, aber grausam strenger Gegner der Bilderfreunde. Nach seinem Tode verschaffte seine Gemahlin Theodora, als Vormünderin ihres Sohnes Michael's III, durch die wüthendste Verfolgung der Bilderfeinde dem Bilderdienst für immer den Sieg (K. 5, 1.). — Mündig geworden erwies sich der in den schändlichsten Lüsten erwachsene Michael III (856—867) als ein anderer Nero, indem er die abscheulichsten Bacchanalien feierte (z. B. mit seinen Zechgesellen und Possenreißern eine Procession nachäffend dem Patriarchen bei einer wirklichen Procession zechend und johlend entgegenzog). Er überließ die Reichsgeschäfte seinem Oheim Bardas, der durch die willkührliche Absetzung des frommen und freimüthigen Patriarchen Ignatius, an dessen Stelle er den zwar sehr gelehrten, aber schwachen, nachgiebigen Photius setzte, der eigentliche Urheber des oberwähnten photianischen Streites wurde.

In diesem mit herkömmlicher Hitze geführten Kirchenstreit erschien Constantinopel sowohl, als jede Provinz des Reichs in zwei Parteien getheilt, von denen die Partei des abgesetzten Ignatius am Ende den römischen Stuhl um Schlichtung anging. Papst Nicolaus sandte sogleich zur strengsten Untersuchung des Streithandels zwei Legaten nach Constantinopel ab. Diese aber ließen sich durch Geschenke und Schmeicheleien bestechen und bestätigten den kaiserlichen Ausspruch. Als jedoch Papst Nicolaus den wahren Sachverhalt erfuhr, entbot er sogleich in gerechter Entrüstung alle geistlichen Würdenträger nach Rom und ließ durch die Versammlung derselben, in der er durch die vollgültigsten Beweise die Unschuld des Ignatius dar-

that, dessen Absetzung für ungültig erklären, den Patriarchen Photius aber, wenn er nicht freiwillig weichen würde, mit dem Banne bedrohen. Dagegen erklärte die griechische Hofpartei durch eben jenes ihr Werkzeug, den Patriarchen Photius, die abendländische Kirche für eine ketzerische und belegte sie zuletzt förmlich in einer eigenen Kirchenversammlung zu Constantinopel 866 mit dem Banne. Damit war **das große Schisma** ausgesprochen, welches aller Versuche zur Wiedervereinigung und scheinbaren Annäherung ungeachtet, bleibend wurde. — Bardas sowohl, als nachher auch der Kaiser Michael III selbst, wurden von dem Macedonier Basilius 867 ermordet, und mit letzterm beginnt das macedonische Kaiserhaus, das sich auf dem byzantinischen Throne darum länger als die vorhergehenden Dynastieen erhielt, weil seinen meist tüchtigeren Regenten die Erstarrung der Kirche zu gute kam, die eben jene unaufhörlichen, kraftraubenden kirchlichen Streitigkeiten mit bewirkt hatten. — Der photianische Streit selbst aber gab, obwohl er jenes, mehr für die morgenländische, als für die abendländische Kirche nachtheilige Schisma herbeiführte, der letztern ein großes moralisches Übergewicht, das ihr bei ihrem hierarchischen Streben sehr zu Statten kam.

War auch der folgende Papst Hadrian II in Verfolgung dieser hierarchischen Grundsätze nicht glücklich, indem er von dem schon genannten Erzbischoff Hinkmar, der die pseudo-isidorischen Decretalen zwar nicht in ihrer Echtheit, aber in ihrer rechtmäßigen Anwendung auf Frankreich anfocht, zweimal schimpflich zurückgewiesen wurde: so that sein Nachfolger Johann VIII (872—892) desto entscheidendere Vorschritte nach dem Ziele päpstlicher Suprematie, indem er Karl den Kahlen dahin brachte, um den Preis der Kaiserkrönung auf alle bis dahin so festgehaltenen Rechte der gallicanischen Nationalkirche zu verzichten. Doch war dieß nur ein vorübergehender Erfolg: denn noch mußte Rom erst durch einen langen Kampf mit den Nationalkirchen, ja in sich selbst durch einen tiefen politischen, moralischen und hierarchischen Verfall hindurchgehen, bis Personen, Zeit und Umstände sich zusammenfanden, um zu einer festern, innern Ordnung gelangen, die entgegenstehenden Sonderbestrebungen überwältigen und dann auf eine lange Zeit hinaus den Triumph der Weltherrschaft feiern zu können, der jedoch für sie selbst die Gefahr eines zweischneidigen Schwertes in sich barg.

Fünfzehntes Buch.

Das deutsche Reich unter den Wahlkönigen des karolingischen, sächsischen und salisch-fränkischen Stammes und die außerdeutschen Völker und Reiche vom 9. bis zum 12. Jahrhundert.

---

1. Kapitel. Ausgang der Karolinger in Deutschland.

1. Kaiser Arnulf. Die Einfälle der Normannen und Magyaren. Arnulf's Römerzug.

Deutschlands Scheidung vom altfränkischen Gesammtreich war mit der Erwählung Arnulf's vollzogen und dadurch der Grund zur deutsch-nationalen Einheit gelegt, die selbst wieder zum tiefern Grundstein die deutsche Kirche hatte. (XIV. 10, 4.) Die Befestigung jener Einheit mit fernerer Unterstützung der deutschen Kirche war Aufgabe der deutschen Könige. Schwere Heimsuchungen durch äußere Feinde erschwerten aber dem absterbenden Karolingergeschlechte diese Aufgabe. Sie nach Möglichkeit zu erfüllen, war wenigstens Arnulf's Streben. Konnte er auch nicht erwarten, daß der neuerwählte französische König Odo ihm den Lehenseid leistete, so hatte er doch die Genugthuung, daß derselbe nach Worms kam und ihn um seine Anerkennung bat; und mußte sich Arnulf auch begnügen, den König Rudolf I. von Hochburgund, der die Lothringer dem deutschen Reiche abwendig zu machen suchte, das Elsaß zu verschließen, ohne ihn hinter seine Gebirgswälle verfolgen zu können: so kam derselbe doch selbst nach Regensburg, um sich mit Arnulf in Güte auseinander zu setzen.

Dadurch auf den Seiten — und durch Verleihung Böhmens an den mächtigen Mährenfürsten Swentibold (XIV. 10, 3. a. E.) im Rücken gedeckt, gieng Arnulf eben damit um, sich in Italien die Kaiserkrone zu holen, als im Jahre 891 ein verheerender Einfall der Normannen in die niederrheinischen Gegenden und die Niederlage der Rheinfranken und Lothringer gegen dieselben (wobei unter andern der Erzbischoff von Mainz blieb) ihn, den König, nöthigte, sich mit seinen treuen Ostfranken gegen die Normannen zu wenden, und sie nach seinem Übergang über die Dyle in ihren Verschanzungen bei Löwen anzugreifen. Obgleich ihn Fluß und Morast hinderte, von seiner Reiterei Gebrauch zu machen,

so gewann er doch einen vollständigen Sieg über die beiden normannischen Fürsten Siegfried und Gottfried, die mit ihrem ganzen Heere aufgerieben wurden. Zwar kamen die Normannen gleich im nächsten Jahre wieder und drangen am Rhein bis Bonn, in den Ardennen bis zum Kloster Prüm vor, zogen aber bei Arnulf's raschem Anzug eilig wieder ab und ließen sich unter seiner wachsamen Regierung nicht wieder sehen.

Da seine Bemühungen, den übermüthigen Mährenfürsten in Schranken zu halten, vergebens waren, und dessen trotzige Stellung seinen Entwürfen auf Italien im Wege war, suchte er die Mähren durch die Bulgaren zu beschäftigen, ja er soll sogar die christfeindlichen Magyaren zu einem Einfall in Mähren veranlaßt haben, während er selbst 892 von der Donau her —, der thüringische Herzog Poppo aber von Norden her gegen die Mähren vordrang. Dennoch mißlang die Unternehmung: Swentibold zog sich in seine Vesten zurück und stand, als die Feinde das verwüstete Land verließen, wieder „in alter Furchtbarkeit" da. — Noch einmal verwüstete Arnulf das Mährenland, worauf nicht lange nachher der Tod Swentibold's (894) ihn von diesem gefürchteten Gegner befreite, Mährenland aber dem Zwiste der beiden Söhne desselben und den beständigen Angriffen der Magyaren anheimfiel, von denen fortan Deutschland, zwar nicht bei Arnulf's Lebzeiten, desto mehr aber nach seinem Tode schwer zu leiden hatte.

Mähren, von einem slavischen Volksstamme bewohnt, war schon durch Karl dem Großen unter deutsche Oberherrschaft gekommen und dadurch dem Christenthume zugänglich geworden, welches von dem Bisthum Passau aus daselbst verbreitet wurde. — Allein das Streben nach Unabhänigkeit von Deutschland, dem sich später auch Swentibold anschloß, veranlaßte den Fürsten Ratislav 862 sich in Constantinopel um Hersendung von Lehrern zu bewerben, welche „das Volk im Lesen und im Gesetz unterrichten und ihm den Weg der Wahrheit zeigen sollten". Als solche kamen **Cyrillus** und **Methodius** nach Mähren, beide in Thessalonich geboren und mit der slavischen Sprache vertraut. Ersterer erfand das slavische Alphabet (die s. g. Cyrillitza) und übersetzte die Evangelien in's Slavische, starb aber schon 867 auf einer Reise nach Rom, wo beide Brüder für Mähren und Pannonien von Hadrian zu Bischöffen geweiht wurden. — Von da an setzte Methodius das Werk fort, richtete einen Gottesdienst in slavischer Sprache ein und wurde sogar von dem päpstlichen Stuhle in Rom, an welchen er sich angeschlossen hatte, zum Erzbischoff erhoben, als welcher er bis an sein Ende 885 in großem Segen unter den slavischen Völkern wirkte, obgleich er durch den Widerstand der deutschen Fürsten und Bischöffe gegen die Errichtung eines unabhängigen slavischen Erzbisthums und durch damit verbundene politische und kirchliche Verwicklungen, viele Prüfungen zu bestehen hatte, aus welchen er aber stets mit Ehren hervorgieng. — Die slavische Liturgie fand in Illyrien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Croatien Eingang und erhielt sich in einigen Gemeinden bis auf unsere Tage und auch die cyrillische Schrift ist in den russischen Kirchenbüchern noch jetzt gebräuchlich.

Nun endlich auf allen Seiten gesichert — indem auch König Odo von Frankreich in einem Kronstreite mit Karl dem Einfältigen gehindert war, seine Absichten auf Lothringen zu verfolgen, — trat Arnulf 894 seine erste Heerfahrt nach Italien an, wo das Kaiserthum in Gefahr war, auf ein anderes Geschlecht überzugehen. Denn dort hatte Herzog Guido (Wido) III von Spoleto sich vom Papst Stephan, seinem Freunde, die Kaiserkrone geben lassen und den folgenden Papst Formosus gezwungen, auch seinen unmündigen Sohn Lambert zu krönen. Als ihm darauf der von Arnulf insgeheim unterstützte Herzog Berengar von Friaul (durch seine Mutter ein Neffe Ludwigs des Frommen) die italienische Krone streitig machte, besiegte er ihn in verschiedenen Feldzügen. Daher wendete sich sowohl der Papst, der sich nicht länger zu Guido's Werkzeug herabwürdigen lassen wollte, als auch Berengar, der Italien wenigstens als Lehensreich für sich zu haben wünschte, an Arnulf um Hülfe, der nun über die Alpen und durch das Etschthal nach Italien zog.

Obgleich nun Arnulf die Städte Mailand und Pavia und außerdem mehrere italische Große zur Unterwerfung brachte, sah er sich doch theils durch Krankheiten in seinem Heere, theils durch ein festes Zusammenhalten der mit Abscheu gegen Fremdherrschaft erfüllten Italiener genöthigt, den Zug nach Rom selbst noch einzustellen und sich gegen den die Italiener unterstützenden Herzog Rudolf von Burgund zu wenden, konnte ihm jedoch auch diesmal nichts anhaben. Nach Deutschland zurückgekehrt, veranlaßte er 897 durch den Zusammentritt aller deutschen Fürsten und Bischöffe die große Synode zu Tribur, deren Beschlüsse auf die Wiederherstellung der sinkenden geistlichen Macht und auf innigern Zusammenhang der deutschen Kirche mit dem Papste abzielten und so dem König Arnulf die Gunst der Geistlichkeit für seine ferneren, die Befestigung seines Thrones bezweckenden Plane gewannen.

Nachdem er daher von den geistlichen und weltlichen Fürsten die Zustimmung zur Verwandlung des Herzogthums Lothringen in ein Königreich für seinen unechten Sohn Swentibold erlangt hatte, trat er seinen zweiten Zug nach Italien an, wo sich nach Guido's Tode dessen Sohn Lambert das Kaiserthum, Berengar von Friaul aber das italienische Königthum angemaßt hatte. Obgleich von Berengar und dessen Bundesgenossen (dem König Lambert und dem Markgrafen von Toscana) im Rücken bedrängt, gieng Arnulf doch diesmal gerade auf Rom los, wo Guido's muthige Wittwe Agiltrud den Papst unter ihrer Botmäßigkeit hielt und alles zur Vertheidigung der Stadt vorgekehrt hatte. Allein Arnulf erstürmte Rom und wurde nicht nur vom Papste, sondern auch vom Senat und Volk als Befreier der Kirche von spoletanischem Druck empfangen, worauf ihn Formosus 896 die rö-

mische Kaiserkrone auf das Haupt setzte und das römische Volk ihm den Eid der Treue schwur.

Hierauf brach er nach Spoleto auf, um diese Stadt, wohin sich Agiltrud geflüchtet hatte, zu züchtigen, als er plötzlich — man glaubte durch italienisches Gift — von einer furchtbaren Kopfkrankheit befallen wurde, die ihn nöthigte, nach Deutschland zurückzukehren und Italien auf's Neue den alten Parteiwirren zu überlassen. Arnulf's Anhänger wurden allenthalben vertrieben und getödtet, Lambert und Berengar theilten sich förmlich in Italien und ersterem wurde von dem neuen Papste Stephan VI. die Kaiserkrone zugesprochen, die Krönung Arnulf's aber als „erschlichen und barbarisch" erklärt: Lambert erhielt Lombardien vom Po bis zur Adda, Berengar das Übrige nebst der Kaiserwürde.

Während Arnulf die unterdeß in Deutschland eingerissenen Unordnungen, welche namentlich die Zwietracht der beiden Mährenfürsten und der Streit seines despotischen Sohnes Swentibold mit seinen lothringischen Vasallen erregte, vergebens zu schlichten bemüht war, starb er an den Folgen seiner Krankheit am Ende des Jahres 899 zu Regensburg und wurde dort bestattet. — Unter seiner Herrschaft war die Herzogsmacht fast allenthalben wieder hervorgetreten, und bereits fanden sich wieder Herzöge bei den Sachsen, Rhein- und Ostfranken, Schwaben, Bayern und Lothringern.

2. König Ludwig das Kind. Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland. Herrschaft des Faustrechts. Die babenberger Fehde.

Die Besorgniß, daß das Reich in Parteien zerfallen möchte, so wie die Rücksicht auf die Erhaltung des karolingischen Stamms bewog die im Jahr 900 zu Forchheim versammelten Fürsten, Arnulf's siebenjährigen rechtmäßigen Sohn Ludwig zum König zu wählen und zu krönen und dem Erzbischoff Hatto von Mainz in Verbindung mit dem Herzog Otto von Sachsen die Reichsverwaltung zu überlassen.

Bei dieser Gelegenheit wurde Lothringen, das Arnulf's natürlicher Sohn Swentibold als ein von Deutschland getrenntes Königthum besaß, wieder mit Deutschland vereinigt, indem die lothringischen Stände, empört über die Gewaltherrschaft Swentibold's, der sogar den Erzbischoff Ratbod von Trier mit Stockschlägen hatte züchtigen lassen, dem jungen Könige Ludwig zu Diedenhofen als ihrem Lehnsherrn huldigten. Zwar suchte der entthronte Fürst im Lande umherziehend das Volk aufzureizen; allein er wurde von einem seiner ehemaligen Vasallen an der Maas überfallen und fand im Gefechte seinen Tod (899).

Während Deutschland zu keiner Zeit mehr einer kräftigen Regierung bedurft hätte, als damals, war es unter einem so schwachen Haupte dem Unheil der innern und äußern Zerrüttung preißgegeben. Die Anwendung gewaltsamer Selbsthülfe oder das Faustrecht nahm daher auf das Verderblichste überhand. Namentlich wurde, während Herzog Otto der Erlauchte in seinem Sachsen unbeschränkt schaltete, ganz Franken durch die babenberger Fehde zerrissen, welche nur durch die eben so gemeinschädliche Hinterlist des Erzbischoffs Hatto gedämpft wurde.

Die **babenberger Fehde** war ein langjähriger Krieg, den die zwei im Hessenfrankengau mächtigsten Geschlechter aus Eifersucht gegeneinander führten. An der Spitze des einen Geschlechts stand Graf Adalbert von Babenberg, Sohn eines unter Karl dem Dicken bei Paris gefallenen Herzogs, dessen Bruder Poppo der obgenannte Herzog von Thüringen war. Das Haupt des andern Geschlechts war Graf Konrad von Franken, der, als Kaiser Arnulf den Herzog Poppo wegen eines verunglückten Feldzugs gegen Böhmen absetzte, an dessen Stelle das Herzogthum Thüringen bekam, aber bald wieder freiwillig zurücktrat, weil er sich gegen die in Thüringen noch mächtigen Babenberger nicht halten konnte. Die dadurch gesteigerte Erbitterung beider Geschlechter konnte jedoch erst nach Arnulf's Tod zum thätlichen Ausbruch kommen. Zuerst überfiel Graf Adalbert mit seinen Brüdern den Bruder Konrad's, den fränkischen Bischoff Rudolf von Würzburg, zog aber, obwohl Rudolf's anderer Bruder fiel, den Kürzern, indem er dabei zwei Brüder verlor, von denen der eine in der Schlacht fiel, der andere gefangen und enthauptet wurde. Bei einem zweiten Überfall aber vertrieb Graf Adalbert den Bischoff von Würzburg und nahm dessen Ländereien am Main in Besitz. Obgleich nun Hatto die süddeutschen Fürsten gegen Adalbert aufbot, so richtete man doch nichts gegen ihn aus. Bald darauf fiel Adalbert in Hessen ein, schlug den Grafen Konrad, der selbst in der Schlacht fiel, und zog mit reicher Beute in seine Babenburg zurück. Jetzt wurde er vor den Reichstag nach Tribur beschieden und, als er nicht erschien, in die Reichsacht erklärt und vom König Ludwig und dem Erzbischoff Hatto in der Burg Theres bei Bamberg belagert. — Von seinen Freunden verlassen, ließ sich Adalbert mit Hatto in eine Unterhandlung ein, indem dieser persönlich zu ihm in die Burg kam und ihn beredete, sich zu einer versöhnlichen Unterredung in das kaiserliche Lager zu begeben; er (Hatto) werde ihn unbeschädigt wieder in die Burg zurückbringen. Als sie aus der Burg geritten waren, bemerkte Hatto, es sei ziemlich weit in's Lager, darum werde es gut sein, erst ein Frühstück in der Burg einzunehmen. Adalbert kehrte daher zu diesem Zweck mit dem Erzbischoff in die Burg zurück, und alsdann begaben sie sich in das kaiserliche Lager. Hier wurde Adalbert sogleich verhaftet und als er sich auf des Erzbischoffs Wort berief, behauptete dieser, sein Wort gehalten und ihn unversehrt in seine Burg — zum Frühstück nämlich — zurückgebracht zu haben. Darauf wurde Adalbert enthauptet und sein Besitzthum eingezogen. — Beruht auch die Erzählung von Hatto's Hinterlist nur auf der Angabe eines spätern Chronisten, so ist doch gewiß, daß das Volk damals durch Spottlieder dem Erzbischoff als dem Anstifter des Untergangs des babenbergischen Hauses Schuld gab.

Während dieser zerrüttenden Unruhen im Innern war Deutschland von Außen durch die beständigen Einfälle der wilden Ma-

gyaren oder Ungarn bedrängt, welche gleich nach Arnulf's Tode die Ostmark anfielen, die Slaven an der Drau und Sau überwältigten, und in Italien eindrangen, ja im J. 907 sogar ein ganzes deutsches Heer, das von Herzog Luitpold von Bayern und dem König Ludwig geführt war, fast ganz aufrieben und Bayern verheerten. Eben so drangen sie in Thüringen ein, wo sie den thüringischen Herzog Burkhard und den Bischoff Rudolph von Würzburg erschlugen, desgleichen in Schwaben, wo sie ebenfalls auf das entsetzlichste raubten und mordeten. Im Jahr 909 schlugen sie noch einmal den König Ludwig und stürmten bis an den Rhein, und da sie alljährlich wiederkehrten, schien Deutschland in seiner Uneinigkeit und Schwäche ihnen so gut wie zinsbar zu sein, und da des Königs Jugend und Schwäche diesen Feind nur noch mehr zu reizen schien, so wandte man damals den salomonischen Spruch: „Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist!“ mit Recht auf Deutschland an.

Zum Glück starb Ludwig schon in seinem 18. Lebensjahre — nach Einigen vor Kummer, weil ihn die Fürsten der Herrschaft entsetzt hätten, am 20. Jan. 911, und mit ihm erlosch der Mannsstamm der Deutsch-Karolinger auch in seinem unechten Zweige.

3. Konrad der Franke. Abfall der Lothringer an Frankreich. Seine Kämpfe mit den Sachsen, Schwaben und Bayern. Erneuerte Einfälle der Magyaren. Konrad's Tod.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes war Deutschland nahe daran, in Einzelstaaten zu zerfallen, da die fünf mächtigsten Stammhäupter — die Herzöge von Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben und Lothringen — von Anfang an nach unabhängiger Macht strebten und bei der Erschlaffung des Königthums nur in einem losen Verband zueinander standen. Doch der heilsame Widerstand, den ihnen die Grafen und Bischöffe entgegensetzten, so wie vorzüglich die von den Magyaren und Slaven drohende Gefahr trieb zur Einigung und diese zur Wahl eines neuen Königs. Daß er aus dem sächsischen oder aus dem fränkischen Stamm und Fürstenhause sein müsse, war den Großen dieser beiden Stämme klar: denn in ihnen lebte damals das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität am lebhaftesten; auch standen die Häupter der beiden Fürstenhäuser in entfernter Verwandtschaft mit dem erloschnen Königshause und beide ragten an Macht und Ansehen vor den übrigen Fürsten hervor.

Das **sächsische Haus** stammte aus dem altsächsischen Adelsgeschlechte der Liudolfinger, welche unter Karl dem Großen emporgekommen waren. Ihr Stammherr war Eckbert, dessen Besitz in Westfalen von der Ruhr und Lippe bis zur Weser reichte und sich durch das Besitzthum seiner Gemahlin Ida, einer Verwandtin des Kaiserhauses, vergrößerte. Ida's Brüder Adalhard und Wala nahmen sich des Christenthums unter den Sachsen an und gründeten das Kloster Korbie (Neu-Korvei) an der Weser. Eckbert selbst war von Karl dem Großen zur Vertheidigung

der Nordgränze Sachsens bestellt worden. — Eckbert's Sohn, Liudolf, vermehrte jenen Besitz mit dem östlichen Theile des alten Sachsens bis zum Harz und zur Elbe hin. Seine Gemahlin Oda, die Stifterin des Klosters Gandersheim, gab ihm 12 Kinder und wurde 107 Jahre alt. Liudolf starb 866. Seine Sachsenlande erhielt sein Sohn Brun (Bruno), welcher Braunschweig gründete und 880 gegen die Normannen fiel, worauf der Bruder desselben Otto die Herrschaft überkam und mit aller Kraft die Gränzen seines Landes sowohl gegen die Slaven (die Dalemincier), als auch gegen die von denselben aufgestifteten Magyaren vertheidigte. Als der Markgraf Burchard bei der Vertheidigung seiner thüringischen Mark gegen die Magyaren gefallen war, nahm Otto auch Thüringen unter seinen Schutz. Er herrschte von der Weser bis zur Elbe, von der Eider bis zum Fichtelgebirg (also im späteren Niedersachsen und einem Theile von Westfalen) mit solchem Ruhme, daß man ihm den Namen des Erlauchten gab, zumal er durch seine Gemahlin Hedwig, einer Enkelin Ludwigs des Frommen, mit dem karolingischen Königshause verwandt war.

Es war der durch Edelsinn, Kriegsruhm und Lebenserfahrung allgemein hochgeachtete Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen und Thüringen, den die zu Forchheim zur Wahl zusammengetretenen deutschen Fürsten auf den Vorschlag des Erzbischoffs von Mainz zum deutschen Könige wählten. Allein Otto — in richtiger Erwägung, daß er schon ein Greis war und daß das von Gefahren umdrohte Reich eines jugendkräftigen Königs, der zugleich dem Stamme angehöre, bei dem bisher die Herrschaft gewesen, — nahm die Würde nicht an, sondern schlug den Herzog Konrad von Franken vor, der, ein Sohn jenes in der babenbergischen Fehde gefallenen Konrad's, in weiblicher Linie mit den Deutsch-Karolingern verwandt, über den Hessenfrankengau am Main und Mittelrhein (zwischen dem Sachsen- und Schwabengau) herrschte und als tapferer, rechtschaffener und verständiger Mann allgemeine Achtung genoß. — Seitdem blieb Deutschland in gewissem Sinne ein Wahlreich, das jedoch auf dem Grundsatze ruhte, daß man bei der Wahl des Königs „dem Blute" folgen müsse.

Konrad wurde auch von den übrigen Stämmen anerkannt, nur nicht von den Lothringern, die gleich nach Ludwig's Tode vom Reiche abgefallen waren und sich dem König von Frankreich, Karl dem Einfältigen, untergeben hatten, unter dessen schwacher Regierung sie ihre Macht erweitern zu können hofften. Vergebens suchte Konrad sie zum Reiche zurückzubringen: es gelang ihm nur mit Elsaß und Utrecht. Aber auch mit andern empörerischen Lehensgroßen — Sachsen, Schwaben, Bayern — hatte er Kämpfe, die ihm seine Regierung außerordentlich erschwerten. Dazu kam noch, daß erneuerte Einfälle der Ungarn das Reich mit Auflösung bedrohten.

Als nämlich Otto der Erlauchte 912 starb, wollte König Konrad dem Sohne desselben, dem Herzog Heinrich von Sachsen einen Theil seines übergroßen Lehens für das Reich einziehen; aber Heinrich, der sich schon längst in den

Kämpfen seines Vaters gegen die Slaven und Magyaren großen Ruhm erworben hatte, widersetzte sich im Gefühle seiner Macht diesem Ansinnen, und schlug des Königs Bruder Eberhard bei Ehresburg. Zwar belagerte ihn nun Konrad selbst in seiner Burg Grona (unweit Göttingen) und zwang ihn zu unterhandeln. Während der Unterredung Heinrichs mit einer Gesandtschaft des Königs, kam ein Graf Ditmar und fragte den Herzog, wo er wolle, daß die Hülfsvölker, die er brächte, sich lagern sollten? Erfreut über diese Hülfe, brach Heinrich die Unterhandlung ab, und der König, der dieß von seinen Gesandten vernahm und nicht wußte, daß dieß nur eine List war, hob die Belagerung auf und stand seitdem von seiner Forderung ab.

Schwaben wurde noch von Kammerboten (den missis fiscalicis Karls des Großen) verwaltet, die aber längst nach herzoglicher Macht strebten. Da die damaligen Kammerboten, die Brüder Berthold und Erchanger, einen Theil ihrer bedeutenden Kammergüter an den Erzbischoff von Mainz und an den Bischoff Salomo von Constanz abgeben sollten, so überfielen sie den Constanzer Bischoff, mißhandelten ihn auf die unwürdigste Weise und schleppten ihn gefesselt auf eines ihrer Schlösser. Da nun kurz vorher an zwei andern Bischöffen ähnliche Frevel verübt worden waren, so sah sich Konrad gezwungen, mit Ernst gegen die Grafen einzuschreiten, obgleich sie seine Schwäger waren. Sie wurden gefangen und nach dem Ausspruche des Fürstengerichts enthauptet (917). Dennoch mußte König Konrad den Bundesgenossen derselben, den mächtigen Grafen Burkhard (aus dem Geschlechte der Grafen von Thurgau), den die Schwaben nun zu ihrem Herzog wählten, in seiner angemaßten Würde bestätigen, die derselbe auch gegen den König Rudolf II von Hochburgund behauptete.

Da auch Herzog Arnulf der Böse von Bayern den Empörern beigestanden hatte und dafür zur Rechenschaft gezogen werden sollte, entfloh er zu den Magyaren und reizte sie zu einem Einfall, in welchem sie zwischen den Jahren 915—917 Schwaben, Elsaß und Lothringen durchplünderten.

Bereits machte Konrad Anstalt, dem eingedrungenen Feinde zu begegnen, als er zu Limburg an der Lahn an einer alten, im Kriege mit den Bayern erhaltenen Wunde erkrankte und nach längerm Leiden auf seinem Sterbebette einen großen, selbstverläugnenden Entschluß faßte. In der festen Überzeugung nämlich, daß seine Macht zur Zügelung der widerspänstigen Vasallen nicht ausreiche und daß Deutschland nur durch ein Oberhaupt mit bedeutenderer Hausmacht und großer Geschicklichkeit vor dem Verfall bewahrt werden könnte, — verpflichtete er seinen Bruder Eberhard, auf die Nachfolge im Reich zu verzichten und die Reichskleinodien seinem ehemaligen Gegner, dem Herzog Heinrich von Sachsen, zu überbringen, dessen Macht allein die Würde der Krone behaupten könne und den er daher den Fürsten zur Wahl empfehle. „So sehr (heißt es in einer sächsischen Chronik) lag ihm das Wohl des Vaterlands am Herzen, daß er selbst durch die Erhebung seines Feindes — eine seltene Tugend! — es zu befördern suchte.“ Gerührt von diesem Edelsinn versprachen die um ihn versammelten fränkischen Großen, seinen Willen zu erfüllen. Und als Konrad gestorben und die neue Königswahl zu Fritzlar von den Franken und Sachsen vorgenommen war, begab sich Eberhard in edler Selbstverläugnung nach dem Harz, um

sie sammt seiner Huldigung dem neuen Könige zu überbringen. Also gieng das Königthum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

4. Der Bildungsstand in den letzten Zeiten der Karolinger. Die Wissenschaft: Joh. Scotus, Rabanus Maurus, Ottfried. Die Dichtkunst: altnationale Heldendichtung; das christliche Epos. Stillstand der poetischen Thätigkeit; Verfall der Bildung und Sittlichkeit überhaupt.

War auch der von Karl dem Großen angeregte Eifer für die Wissenschaften in seinen Nachkommen nicht mehr so lebendig, so erhielt er sich doch noch eine Zeit lang an den Hauptherden damaliger Bildung, und namentlich gieng von der Hofschule zu Paris, wohin Karl der Kahle den Johannes Scotus, einen hoch über seiner Zeit stehenden Gelehrten aus England berief, — besonders aber von der gelehrten Schule zu Fulda durch deren berühmtesten Lehrer Rabanus Maurus der Geist wissenschaftlicher Bildung aus, von dem auch die Nachbarländer wesentlichen Nutzen zogen. In Fulda den Rabanus gehört zu haben, galt als die beste Empfehlung zur Erlangung wichtiger Kirchenämter, und die edelsten Geschlechter sandten ihre Söhne oft aus weiter Ferne dahin, um sie daselbst bilden zu lassen. Durch ihn, wie auch durch Walafried Strabo, Haymo und Thrutmar wurde vorzüglich die biblisch-practische Theologie gefördert, indeß die zuerst von der griechischen Kirche ausgehende beschaulich-mystische Richtung durch Hilduin von St. Denys vertreten und in Verbindung mit ihr die speculativ-dialectische durch den erwähnten Scotus begründet wurde.

Johannes Scotus, mit dem Beinamen Erigena, weil er in Irland geboren war, leuchtete nicht nur als großer Kenner der klassischen Sprachen, wie auch des Arabischen, sondern auch als scharfsinniger Denker seinen Zeitgenossen vor. Er begründete die später sich entwickelnde Kirchenschuldialectik und Mystik, und bestimmte das Verhältniß der Philosophie zur Theologie auf eine Weise, die unter andern Umständen und zu einer andern Zeit die Kirchenlehre in große Gefahr hätte bringen können. Von seinen Schriften ist seine Übersetzung der Ethik (Sittenlehre) des Aristoteles zu erwähnen. Nachdem er bis 877 an der Schule zu Paris gewirkt hatte, verließ er, als Ketzer verfolgt, Frankreich und wurde in England von Alfred dem Großen als Lehrer nach Oxford berufen, wo er 886 starb.

Rabanus Maurus, geb. 776 zu Mainz, Alcuin's ausgezeichnetster Schüler in Tours, wurde späterhin Abt in Fulda (822—842), das ihm den Ruf als erste Schule Deutschlands verdankte, weil er nicht nur Theolog, sondern auch Philosoph, Astronom, Redner und Dichter war, wie er denn auch die deutsche Sprache eifrig pflegte. Von 847 an wirkte er als Erzbischoff von Mainz und starb 886. Von seinen vielen noch vorhandenen Schriften sind seine zwei und zwanzig Bücher allgemeiner Wissenschaften und seine Commentarien über den größten Theil der h. Schrift die wichtigsten.

Als Dogmenstreitführer wurde Radbertus Paschasius, zuletzt Abt in Corbie, (gest. 865) berühmt, besonders durch seinen Abendmahlsstreit (Feststellung des Glaubens an die substantielle Gegenwart und deren unbedingte Heilskraft, aber nur bedingte Heilswirksamkeit), so wie durch seine Verfechtung der Jungfräulichkeit Mariä. Für Kirchen- und Staatsrecht war der (XIV. 10, 1. a. A. und 10, 4. a. E.) geschilderte Erzbischoff Hinkmar von Rheims eine bedeutende Autorität.

So wie in Verhandlungen des Staats und der Kirche die lateinische Sprache noch vorzugsweise das Organ war, weil sich die Landessprachen noch nicht selbstständig herausgebildet hatten, so lag auch die Literatur der Deutschen noch in dieser fremden Hülle, und Karls des Großen Bemühungen um die Muttersprache hatten keine tiefgreifende Nachwirkung gehabt, zumal seine Sammlung der theils von Mund zu Mund gehenden, theils in den Klöstern niedergeschriebenen deutschen Heldenlieder verloren gegangen war. Doch wurden schon im 9. Jahrhundert verschiedene das Volksverständniß bezweckende Versuche in der Landessprache gemacht, und selbst eine von Rabanus geleitete Synode zu Mainz drang auf Abfassung der Homilieen (Predigten) in deutscher Sprache. Besondere Verdienste um die Veredlung unserer Muttersprache erwarb sich sodann **Otfried**, der Vorstand der Benedictiner-Klosterschule zu Weißenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus, indem er nicht nur diejenigen tadelte, welche über dem Betrieb der alten Sprachen die Muttersprache vernachlässigten, sondern auch selbst in seinem gereimten Evangelienbuch (870) das Hauptdenkmal der althochdeutschen Sprache hinterließ, von dem weiter unten näher die Rede sein wird.

„Sie nennen die deutsche Sprache" — schreibt er — „bäurisch, und suchen sie doch nicht durch Schrift und Kunst zu vervollkommnen. Sie hüten sich, in der lateinischen und griechischen Sprache schlecht zu schreiben und scheuen es in der ihrigen nicht. — Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieß fremden Sprachen zu Ehren thun, und die eigne nicht schreiben können! — Haben so viele andere Völker ihre eigene Sprache angebaut, warum sollen die Franken dieß allein nicht thun und sich nicht einmal getrauen, in ihrer eigenen Sprache das Lob Gottes zu singen?" — Seine in 5 Büchern abgefaßte Evangelienharmonie enthält das Leben und die Lehren Jesu.

Was sich aus dem 9. Jahrhundert an Heldenliedern erhalten hat, beschränkt sich auf drei Proben, die wir jedoch nicht mehr in der ursprünglichen Fassung, sondern in einer neuen, aus dem 13. Jahrhundert herrührenden Gestalt besitzen, nämlich 1. ein Bruchstück des zu dem Sagenkreise Dietrichs von Bern (XIII. 11, 1.) gehörigen Liedes vom Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, in althochdeutscher, theilweise zum Niederdeutschen neigender Sprache; — 2. das Lied vom Kampfe Walters von Aquitanien mit dem Burgundenkönig Gunthar, das ursprünglich deutsch war, aber nur in einer, aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts herrührenden lateinischen Übersetzung noch übrig ist; — 3. das in altsächsischer Sprache geschriebene Heldengedicht Beowulf.

Es sind diese Sagenlieder keine Erfindungen einzelner Dichter, sondern Schilderungen geschichtlicher Thatsachen, wie sie im Gesammtbewußtsein des Volkes lebten und aus demselben heraus wiedergegeben waren; wie denn die Dichter jener Zeit keine auf Effect ausgehenden Erfinder, sondern nur Sänger — die Dichtkunst selbst nur „das Herz und den Mund der Volksgenossen in gleicher Weise erfüllender und bewegender Gesang" war. Nicht selten waren solche Sänger selbst zugleich Helden, wiewohl es auch Sänger von Gewerbe gab, die an Königshöfen umherziehend für Ehre und Gaben sangen, wie z. B. der blinde Friese Bernlef im Jahr 800 als ein solcher Sänger am bischöfflichen Hofe zu Münster genannt wird.

Der altdeutsche Vers, der den Reim noch nicht kennt, ruhte nicht auf der Quantität oder auf dem Verhältniß der Kürze und Länge der Silben, sondern auf dem Accent oder auf der Hervorhebung des Bedeutenden im Wort. Die hervorragendsten Wörter im Vers, Liedstäbe genannt, entsprachen einander durch gleiche Anfangsbuchstaben, was man Alliteration oder Stabreim nennt, und wovon noch in unserer Umgangssprache in Redensarten wie: **W**ohl und **W**eh, **L**and und **L**eut', **Sch**utz und **Sch**irm, **St**ock und **St**ein ꝛc. eine nachklingende Anwendung vorkommt. — Auch die obgenannten noch übrigen Heldenlieder sind aus solchen Alliterationsformeln zusammengesetzt, die übrigens aus der Natur der Sache geschöpft waren und nicht dem Dichter, sondern dem ganzen Volke angehörten, daher sie den „Character einfacher Erhabenheit" an sich trugen. Neuere Nachahmungen wie z. B. Friede dir, freudiger Frost der Nacht, blinkende, blanke Blume des Schnee's ꝛc., sind nur Künstelei, nicht mehr Natur.

Diese altnationale Heldendichtung gieng mit dem Wachsthum des Christenthums auf deutschem Boden unter, weil das Heidnisch-Mythologische in ihnen dem christlichen Sinn anstößig und der Ausbreitung des Christenthums hinderlich war; daher viele Synoden diese Dichtungen ausdrücklich verboten und somit zu ihrer Vernichtung beitrugen. Ein Theil dieser Lieder wurde theils durch Verwischung der heidnischen Züge, theils durch christliche Zusätze gerettet (wie die obengenannten Lieder Walter v. Aquitanien und Beowulf), zogen sich aber mehr und mehr aus den höhern, gebildeten Kreisen in die niedern des Volkes zurück, bis sie zuletzt mit dem Ende des 9. Jahrhunderts völlig verschwanden.

Dafür trat im 9. Jahrhundert die geistliche Dichtkunst hervor, welche anfangs theils noch die alliterirende Form hatte und sich dem Tone der bisherigen weltlichen Volksdichtung anschloß. Die ältesten Überbleibsel solcher geistlichen Dichtung sind 1. das Wessobrunner Gebet, das im bayrischen Kloster Wessobrunn aufgefunden wurde; 2. das Bruchstück eines, den Namen Muspilli führenden Gedichts vom Ende der Welt und dem jüngsten Gericht, das „an Erhabenheit der Schilderung nur der h. Schrift nachstehen" soll; 3. die auf Befehl Ludwig's des Frommen verfaßte und mit dem Namen **Heliand** (Heiland) bezeichnete altsäch-

sische Evangelienharmonie, als das einzig vorhandene wirkliche christliche Epos.

Es ist dieser „Heliand" im Grunde eine in die altdeutsche (altsächsische) Lebensform gekleidete Erzählung von Christi Leben nach den Berichten der vier Evangelisten in der überlieferten Alliterationsform. „Er ist (nach Vilmar) das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht — ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eins der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat." — Es ist dieses Gedicht das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum und für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland, von hoher, und zwar um so höherer Bedeutung, als diese Schilderung voll Wärme, Leben und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit, von dem sächsischen Volke ausgegangen ist, welches man bis daher, herkömmlichen Ansichten zufolge, weil es mit dem Schwerte bekehrt war, für widrig gestimmt gegen das Christenthum gehalten hat, und als man überhaupt nicht anzunehmen geneigt ist, es könne eine durch große Weltbewegungen, durch Krieg und Blutvergießen vermittelte Bekehrung eine wahre sein." — Daß sich wenigstens eine wahre noch daraus entwickelte, ersieht man aus diesem „Lied vom Leben Jesu," welches einen westfälischen Sachsen (der Sage nach, einen Bauern, den eine Stimme im Schlafe dazu berief) zum Verfasser hat, wiewohl er so unbekannt ist, wie die Namen der echten Volksepopäen alle. Der neuste Herausgeber der Urschrift des Heliand's mit nebenstehender Übersetzung, mit Anmerkungen und einem Wörterverzeichnisse ist J. R. Köne, selbst ein Westfale (Münster 1855). Diese Übersetzung giebt am besten den eigenthümlichen Ton des Originals wieder.

Etwa dreißig Jahre nach dem Untergang der ältesten deutschen epischen Dichtung kam eine Dichtart auf, bei welcher statt der kräftigen und schlagenden Ausdrucksweise der objectiven Volksdichtung die mehr ausmalende, gemüthlichbreite, subjective Betrachtungsweise des Dichters hervortritt, und welche anstatt der Alliteration den Reim einführt. Dieß geschah zuerst in dem oberwähnten Evangelienbuch Otfried's, das übrigens als Sprachquelle von höchster Wichtigkeit ist und als erstes, metrisch wohlbemessenes Reimwerk für eine lange Folgezeit die Grundregeln zur deutschen Verslehre hergab. (Zuweilen wechselt darin mit dem Reim auch die Assonanz, selbst hie und da noch die Alliteration).

Es ist aus jener Zeit, und zwar aus dem Jahr 887, noch ein gereimtes Lied übrig, das sogenannte Ludwigslied, worin ein Sieg des fränkischen Königs Ludwig's III über die Normannen (im J. 881) gefeiert wird.

Nach dem Verwelken der im 9. Jahrhundert aufgeblühten Poesie trat, vom 10. Jahrhundert an, ein drittehalbhundert Jahre langer Stillstand der dichterischen Kraft und Thätigkeit ein, nur aber um dann mit verstärkter Kraft und Innigkeit in einem neuen schönen Lenz hervorzubrechen. Dafür wurde der deutsche Geist nun auf dem Boden der Prosa fruchtbarer. Was jedoch aus dem 9. Jahrhundert von prosaischen Schriftwerken noch übrig und nicht oben schon erwähnt ist, beschränkt sich auf theologische Schriften und Übersetzungen einzelner Theile der Bibel,

sowie der Schriften einiger lateinischer Schriftsteller des 5. Jahrhunderts. Die auf uns gekommenen Reste der historischen Literatur dieser Periode sind in lateinischer Sprache geschrieben.

Dahin gehört das Leben Ludwig's des Frommen von Theganus, Bischoff von Trier; dasselbe von einem Unbekannten; das Werk **Nithard's** († 858), eines Enkels Karl's des Großen, das den Streit der Söhne Ludwig's des Frommen beschreibt; ferner Rimpert's Leben des h. Ansgar; endlich die Chronik des Abts **Rhegino** († 915), welche für die Geschichte der letzten Karolinger wichtig ist. Eben so sind die Capitularien oder Reichsgesetze und Verordnungen der Könige eine Hauptquelle für die Geschichte.

Da bei den über Deutschland einbrechenden schrecklichen Verheerungen der Normannen, Slaven und Magyaren auch so viele Klöster und Schulen zerstört wurden, so machte von da an die Bildung Rückschritte und in den letzten Zeiten der Karolinger brach tiefe Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit ein. Der sittliche Zustand der Menschheit bot daher in dieser Periode keinen erfreulichen Anblick dar und selbst die schwersten Vergehungen konnte der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen.

Bei der Unvollkommenheit der Rechtspflege, welche in diesen trüben Zeiten des Faustrechts und bei der gränzenlosen Verwirrung durch die Einfälle jener wilden Gränzvölker oft völlig still stand, war es daher ein Glück, daß von Seiten der Bisthums- und Klostergeistlichkeit eine Art Aufsicht über alle Bewohner ihrer Sprengel geführt und namentlich durch die jährliche Abhaltung des Send, d. i. eines von den Bischöffen bei der jährlichen Bereisung ihrer Sprengel in jeder einzelnen Gemeinde abgehaltenen Sittengerichts, vielem Bösen gesteuert wurde. Zu den Strafmitteln, die sie anwandten, gehörte, außer Fasten und Geldbußen, vorzüglich der Kirchenbann, den sie jedoch, um seine Wirkung nicht zu schwächen, nur selten anwandten, zumal derselbe in Ausschließung nicht bloß vom Sacrament, sondern auch von der bürgerlichen Gemeinschaft mit andern bestand, und die Gebannten im Weigerungsfalle sogar vor die weltlichen Gerichte gezogen werden konnten.

Unter den Fragen, welche in den oberwähnten Sendgerichten von den sieben Ältesten jeder Gemeinde nach vorher abgelegtem Eide beantwortet werden mußten, befanden sich nach einem Verzeichnisse, das Rhegino, ein Klostergeistlicher zu Prüm, hinterlassen hat, auch folgende: Ob sich in der Gemeinde ein Mörder finde, ob ein Seelenverkäufer, ein Zauberer oder Wahrsager, ein Weib, das die Gemüther der Menschen zu Haß oder Liebe lenken zu können vorgebe, ein Jude, der mit Christensclaven handle 2c.?

Was den Handel betrifft, so befand sich derselbe fast bloß in den Händen der Juden, welche überall dieses Gewerbe, als das einträglichste, betrieben und sich große Reichthümer erwarben, wodurch sie sich Befreiung von bürgerlichen Lasten, ja selbst Einfluß an den Höfen zu verschaffen

wußten. Dieser Umstand erregte den Haß des Volks, der sich nicht selten in thätlichen Ausbrüchen kund gab, wogegen jedoch Gesetze und die Gunst der Mächtigen sie zu schützen suchte.

2. Kapitel. Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme.

1. Heinrich I. Wiederaufrichtung des Reichs. Lothringen wieder beim Reich. Einfall der Magyaren und Gegenvorkehrungen. Die Schlacht bei Merseburg. Kampf gegen die Dänen.

Der Sachsenherzog Heinrich war der Sage nach gerade mit dem Vogelfang beschäftigt, als er die Botschaft von seiner Wahl empfieng; daher ihn spätere Chronisten den Beinamen „der Vogelsteller" (Henricus auceps) gaben, während ihn bezeichnender der Beiname „der Große" schmücken sollte. Denn er war es, der durch klaren Verstand, rüstige Kraft und beharrliche Thätigkeit das sinkende Reich wieder aufrichtete und die Größe Deutschlands anbahnte.

Er war bereits in zweiter Ehe vermählt. Seine erste Gemahlin war Hatburg, die verwittwete Tochter eines sächsischen Grafen, von welcher er sich aber nach dem Gebot der Kirche wieder trennen mußte, weil sie vorher das Klostergelübde gethan und sogar ihr älterliches Vermögen dem Kloster bestimmt hatte. Weil nun dem mit ihr erzeugten Sohne Thankwart der Makel unrechtmäßiger Geburt anhaftete, konnte derselbe auch nicht anerkannt werden. Heinrich vermählte sich hierauf (drei Jahre vor seines Vaters Tode) mit der schönen und wegen ihrer Tugenden von den Sachsen allgemein verehrten Mathilde, einer Abkömmlingin aus dem edlen Geschlechte des altberühmten Sachsenherzogs Wittekind.

Heinrich selbst war der Stolz der Sachsen und von allen wegen seiner Gerechtigkeit, Characterfestigkeit und Liebe zu seinem Stammland sowohl, als zum allgemeinen deutschen Vaterland geliebt und geehrt. Bei seiner Wahl zu Fritzlar in Hessen, welche nur von den fränkischen und sächsischen Großen ausgieng, hatten sich die geistlichen Fürsten nicht betheiligt, und als ihm Erzbischoff Heriger von Mainz die kirchliche Salbung antrug, schlug er sie aus, indem er erklärte, dieser hohen Ehre nicht würdig zu sein, — im Grunde aber wohl, weil er den Einfluß einer herrschenden Geistlichkeit ferne —, ja sie in einer gewissen Abhängigkeit halten wollte. Daß er dieß nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Religion that, beweist der Umstand, daß er in frühern Jahren aus Frömmigkeit eine Bußfahrt nach Rom und zwar mehr zu Fuß, als zu Pferd unternommen hatte.

Da aber auch die Bayern und Schwaben bei seiner Wahl nicht befragt worden waren, so erhob sich Widerspruch; doch fruchtlos: Herzog

Burkhard von Schwaben, obgleich er sich soeben siegreich gegen den König Rudolf von Burgund vertheidigt hatte, wagte es nicht, dem Schwerte Heinrich's zu widerstehen und unterwarf sich dem gegen ihn vorrückenden Könige; Arnulf von Bayern vertheidigte sich zwar eine Zeit lang in Regensburg, gab aber bald Heinrich's gewinnenden Vorstellungen nach und schloß einen Vergleich, in welchem der König ihm die Landeshoheit und das Recht einräumte, in Bayern selber die Bischöffe zu ernennen und sie in des Königs Namen zu belehnen.

Arnulf II von Bayern, von geistlichen Chronisten „der Böse" genannt, weil er den Bischöffen zu streng und eigenmächtig erschien, war der Sohn des tapfern 907 gegen die Magyaren gefallenen Markgrafen Luitpold und hatte schon den König Konrad nicht anerkennen wollen. Nach seiner Versöhnung mit Heinrich half er ihm die Böhmen bekämpfen und blieb bis an sein Ende dem sächsischen Königshause treu.

So waren Schwaben und Bayern wieder dem Reiche gewonnen. Noch fehlte Lothringen. Der Umstand, daß die lothringischen Großen mit dem französischen König Karl dem Einfältigen in ein Zerwürfniß geriethen, gab dem König Heinrich Gelegenheit, Lothringen wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Karl selbst trat es ihm in einer persönlichen Zusammenkunft zu Bonn ab, um sich wenigstens im übrigen Frankreich zu behaupten.

Um sich der Treue der Lothringer, die der alte Chronist Witudhind (Wittechind) ein wankelmüthiges und neuerungssüchtiges Volk (gens varia et mobilis ad rerum novitates) nennt, zu versichern, erhob König Heinrich ihren mächtigsten Grafen Giselbert, des obgenannten Raginar's Sohn, nachdem er denselben mit den Waffen bezwungen hatte, zum Herzog von Lothringen und gab ihm sogar 928 seine Tochter Gerberga zur Gemahlin. Seitdem blieb Lothringen an 700 Jahre lang mit Deutschland verbunden.

Nachdem so Heinrich's verständige und besonnene Kraft die Wiedervereinigung aller deutschen Stämme zu Stande gebracht hatte, galt es nunmehr, den schrecklichen Raubzügen der Magyaren Einhalt zu thun, und dieser schwersten Noth Deutschlands, wo möglich für immer, ein Ende zu machen.

Es ist hier der Ort, etwas Näheres über den Ursprung und die frühere Geschichte der schon oben Kap. 1, 1. erwähnten Magyaren beizubringen.

Die **Magyaren** (spr. Madjaren) sind die heutigen Ungarn. Bei lateinischen Schriftstellern Hunnugari, bei griechischen Unugur genannt, waren sie (nach Amédée Thierry) gemischt aus hunugarischen und finno-hunnischen Stämmen, welche sich im J. 650 n. Chr. an den Quellen des Jaik zeigten, wo sie mit den Persern und Römern im Handelsverkehr standen. Schon ein Jahrhundert zuvor bezeichnete der Geschichtschreiber Priscus zwischen der Niederwolga und dem Don hunnugarische Bevölkerungen, welche von den zunehmenden Anfällen türkischer Stämme mehr und mehr nach dem Abendland gedrängt wurden. Im 9. Jahrhundert saß die

Masse des Hunnugarenvolkes zwischen dem Don und dem Dnjépr unter der Hoheit der Chazaren, welche zu jener Zeit Herren der Krim und der kaspischen Pässe bis an den Oxus waren. Gegen das Jahr 888 stießen die Petschenegen, die aus Mittelasien hervorbrachen, auf die Hunnugaren und warfen sie nach dem Süden gegen die Karpathen und die Donau. Von dort aus kamen sie zuerst mit dem civilisirten Europa in Berührung, die vermuthlich eine kriegerische war. Bald erhielten sie mächtige Verstärkungen. Als bei ihren Herren, den Chazaren, welche gleich ihnen von hunnischem Ursprung (obwohl unter türkischer Oberherrschaft) waren, ein Bürgerkrieg ausbrach, so schloßen sich 8 Stämme des besiegten Theils am Fuße der Karpathen an sie an. Diese Chazaren und Hunnugaren vermengten sich nun, um nur Ein Volk zu bilden, und auch ihre verwandten Sprachen verschmolzen mit der Zeit in Eine. Unter jenen chazarischen Stämmen befand sich der Stamm der Meger oder Mager, nach der gewöhnlichen ungarischen Schreibweise Magyaren, welcher der herrschende Stamm wurde so daß der Namen desselben auf die ganze Völkervereinigung übergieng.

So entstand das ungarische Volk und die ungarische Sprache an der Gränze von Europa und Asien. Die lateinischen Nationen fuhren fort, die neuen Ankömmlinge mit dem Namen Ungarn zu bezeichnen; die Griechen aber nannten sie Türken, wegen der Chazaren, die sie zu den Türken rechneten.

Diese Angaben, welche aus den Handschriften der byzantinischen Kanzlei durch den gelehrten Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, der beinahe ein Zeitgenosse dieser Begebenheiten war, gezogen sind, verdienen im höchsten Grad unser Vertrauen.

Das neue Volk der Magyaren blieb nicht lange in den Ebenen des schwarzen Meeres, ohne die Eroberung der Länder zu versuchen, welche ehehin Attila in Besitz gehabt hatte, und ein deutscher König Arnulf eröffnete ihnen aus Rache die Defiléen der Karpathen. Als Feind des Swentibold, der so eben das slavische Mährenreich auf den Trümmern des avarischen gegründet hatte, rief Arnulf die Magyaren zu Hülfe, reizte sie zur Unterdrückung der Slaven und lieferte ihnen endlich den Zugang zu einem Lande in die Hände, das sie fast als ihr Erbtheil reclamiren konnten. Unter dem Herzog Almus besetzten sie Transsylvanien und andere Höhenpuncte der Karpathenkette. Unter dem Herzog **Arpad**, dem Sohne des Almus, stiegen sie von dem Gebirg in die Ebene und drangen in Pannonien ein. Diese beiden Namen Almus und Arpad, so wie die Thatsachen, die sich an sie knüpfen, sind gleichmäßig der Tradition und der Geschichte bekannt. Nur die Tradition schweigt über den König Arnulf: sie giebt als einzigen Beweggrund der Unternehmungen der Ungarn die Revindication des alten Reiches des Attila an, auf welchen sogar die älteste ungarische, obwohl keineswegs zuverlässige, Tradition die Abstammung ihres Volkes zurückführt.

Von diesem ihrem neuen Wohnsitze aus, worin sich die Magyaren vom Gran bis an die Morawa ausbreiteten, brachten sie, als ein geübtes Jäger- und Reitervolk, durch ihre schrecklichen Raubzüge über nahe und entfernte Völker unsägliches Verderben. Durch ihre kriegerische Tapferkeit, ihre Gewandtheit im Angriff, ihre Kunst Hinterhalte zu legen, waren sie allen ihren Feinden überlegen, und selbst wenn dieselben schon gesiegt zu haben glaubten, brachten sie ihnen durch geschickten Überfall noch die schwerste Niederlage bei. Mit Schwert und Lanze bewaffnet, auf bepanzerten Rossen daher stürmend und mit Bogen und Pfeil am sichersten treffend, vernichteten sie Jeden, der sich ihnen widersetzte, und selbst gegen Überwundene, ja gegen Kinder, Weiber und Greise kannten sie kein Erbarmen. Brand und Verwüstung vollendeten den Schrecken, der vor ihnen hergieng. — Sagt doch in Bezug auf ihre barbarischen Sitten und auf ihr ab-

schreckendes Äußere ein damals lebender Schriftsteller, „man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen — nicht Menschen, sondern menschlichen Mißgeburten ein so kostbares Land überlassen habe.“ — Die Vergleichung dieses ihres damaligen Wesens mit dem, welches sich nunmehr an ihren Nachkommen findet, läßt auf die Macht des christlich-germanischen Bildungselements schließen.

Die Magyaren hatten noch im Jahr 922 mit ihrer schnellen Reiterei einen furchtbaren Raubeinfall bis tief in Sachsen und in das Elsaß hinein gemacht, und im Jahr 924, als eben Heinrich in seiner Pfalz Werle (Werlaon, am Fuße des Harzes in der Nähe von Goslar) krank lag, durchstürmten sie wieder das Sachsenland und schlugen ein königliches Heer bei Wurzen an der Mulde. Zum Glück war bei einem Ausfall ein vornehmer magyarischer Anführer in Heinrich's Hände gefallen, den die Magyaren durch die Bewilligung eines neunjährigen Waffenstillstandes und gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs lös'ten. Diese Waffenruhe, die sich übrigens nur auf Sachsen und Thüringen bezog, wäre schmählich erkauft gewesen, wenn nicht Heinrich den fruchtbaren Gedanken gefaßt hätte, sie zur Ausführung wohlausgedachter Gegenvorkehrungen zu benützen, welche dem Feinde die Wiederkehr erschweren, ja verleiden sollten.

Zunächst wendete er sich mit Strenge gegen die innern Friedensstörer, bestrafte die Schlechtgesinnten und gab den Tauglicheren Gelegenheit, an der bedrohten Ostgränze ihre Kampflust gegen die Reichsfeinde zu befriedigen. Einer solchen Schaar wieß er z. B. Merseburg zum Standort an und brauchte diese sogenannte Merseburger Legion als Vorkämpfer gegen die Slaven.

Damit aber seine Kriegsschaaren, die meist aus schwerem, mit Streithämmern bewaffnetem Fußvolk bestanden, den Kampf mit dem berittenen, mit Pfeil und Bogen leicht bewaffneten und darum allüberall gegenwärtigen Feinde besser bestehen könnten, lehrte er sie den ersten furchtbaren Angriff der Feinde ruhig aushalten; und um den, gewöhnlich nach dem ersten Ansturm plötzlich zur Flucht sich wendenden Feind verfolgen zu können, schuf er sich eine Reiterei in größerm Maaßstab und übte sie, in geschlossenen Reihen anzugreifen. Mit diesem neugebildeten Reiterdienst verband er auch eine strenge Kriegsordnung. Fortan mußten sich die Vasallen mit berittenen Dienstleuten stellen, welche, mit den königlichen Dienstleuten der verschiedenen Marken vermehrt, ein ansehnliches Reiterheer darstellten. Dadurch trat allmählig der Dienst zu Fuß zurück und alle Ehre wendete sich dem Reiterdienst zu, so daß bald nachher Kriegsmann und Reitersmann gleichbedeutend wurde, und an die Stelle des früheren Volksheeres das Ritterheer trat.

Spätere Chronisten schreiben ihm zwar auch die förmliche Regelung der mit dem Ritterwesen in Verbindung stehenden Turniere zu; höchstens aber mag er den längst schon vorhandenen Turnieren eine bessere Einrichtung gegeben haben: eine förmliche Turnierordnung aber kam erst später auf (K. 3, 2.)

Damit aber bei den windschnellen, weit sich verbreitenden Überfällen dieses Feindes die Bewohner der offenen Gegenden vor Raub und Mord sich besser sichern könnten, so ließ Heinrich theils schon vorhandene Örter, besonders in Sachsen und Thüringen, mit Mauern umgeben, theils neue Befestigungsorte, an denen namentlich das nördliche Deutschland großen Mangel hatte, anlegen, in die man sich vom platten Lande flüchten und so wenigstens das Leben und manche bewegliche Habe retten konnte: denn die Ungarn gaben sich nicht leicht mit Belagerung fester Orte ab und kamen auch nicht leicht in solche Gegenden wieder, wo sie nichts zu plündern fanden.

Unter den Orten, die Heinrich I mit Mauern umgab, befanden sich Merseburg, Nordhausen, Duderstadt, Gronau; unter den neugegründeten werden genannt Quedlinburg, Goslar; auch Meißen, Wittenberg, Soest werden ihm zugeschrieben. Daher führt er auch den Beinamen „der Städtebauer“. Das nachher in diesen Orten aufkommende, auf Gewerbe und Handel gegründete Städteleben entwickelte sich erst in der Folge durch den Hinzutritt anderer Einflüsse, die damals noch nicht in Heinrich's Gesichtskreise liegen konnten. Doch gab (nach Witichind's Bericht) schon damals Heinrich die Verordnung, daß künftig alle Gerichtstage, Berathungen, Versammlungen und Feste von den Umwohnern in den befestigten Städten sollten vorgenommen werden. — In diese Städte und Burgen legte er je den neunten Mann vom Lande zur Anlegung und Vertheidigung der Befestigungen, während die übrigen acht Theile der Bevölkerung als Gränzner jährlich den dritten Theil ihres Fruchteinkommens zur Anlegung von Vorräthen in jene Orte abliefern mußten, damit, wenn ein feindlicher Einfall sie nöthigte, hinter deren Mauern Schutz zu suchen, alle den erforderlichen Unterhalt fänden.

Nach diesen Vorkehrungen, welche drei Jahre erforderten, gab er seinen Kriegsleuten Gelegenheit zu ernstern Vorübungen, indem er sie zwischen den Jahren 928 und 929 gegen die Slaven führte, die in der Regel gleichzeitig mit den Magyaren in das Land eingebrochen waren. Zuerst drang er in's Land der Heveller und zwar im Winter, wo der Zugang zu dem mit Seen und Sümpfen umgebenen Hauptort derselben, Namens Brennaborg (daher nachher der Name Brandenburg) durch Frost gebahnt war, eroberte denselben, legte Besatzung hinein und machte das Volk zinsbar. Hierauf bezwang er die Dalemincier, legte Meißen an und übergab das Land einem Markgrafen zur Beschützung. — Auch nach Böhmen machte er einen Zug, nöthigte den Herzog Wenzeslaus zur Übergabe seiner Hauptstadt Prag und legte ihm die Zins- und Lehnspflicht auf. — Ein allgemeiner Aufstand der Slaven — ausgehend von dem Volke der Redarier, führte bei Lenzen (Lukini) an der Elbe zu einer blutigen Schlacht, in der so viele Slaven fielen, daß sie von da an sich dauernd der sächsischen Herrschaft unterwarfen und ihr Besieger Graf Ditmar die Gränzhut bekam, woraus sich später die Markgrafschaft Nordsachsen (die heutige Altmark) bildete. — Von Meißen aus drang zuletzt Heinrich selbst in das Land der Lausitzer

an der obern Spree, bezwang ihre Hauptveste Lebusa und machte sie zinspflichtig.

So stand Deutschland unter seinem rüstigen Könige in erneuter Volkskraft da und konnte nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstandes den Kampf mit den Magyaren aufnehmen. Vorher jedoch unterließ er nicht, seine Deutschen in einer Versammlung unter Hinweisung auf alles, was ihnen bisher mit Gottes Hülfe gelungen sei, zu ermahnen, auch gegen diesen allgemeinen Feind sich standhaft zu erheben. Bisher hätte er, was ihren Kindern gehörte, hingeben müssen, um die Feinde zu bereichern; ob man denn auch Kirchen plündern und, was zur Ehre Gottes bestimmt sei, hingeben solle, um einen schimpflichen Frieden von den Feinden Gottes zu erkaufen, oder ob sie, wie es Deutschen zieme, fest vertrauen wollten, daß der sie erlösen werde, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser sei?" — Da gelobte das Volk einmüthig mit emporgehobenen Händen, zum Streit auszuziehen. Und als die Gesandten der Magyaren kamen, den gewohnten Tribut einzufordern, wurden sie mit Hohn zurückgewiesen.

Nicht lange, so brachen die Magyaren in zwei großen Schwärmen in die deutschen Gaue ein, um Rache zu nehmen. Der eine Schwarm verheerte Thüringen bis zur Weser, wurde aber bei Sondershausen von einem sächsischen Heere geschlagen und auf der Flucht durch Schwert, Hunger und Kälte aufgerieben. Dem andern größern Schwarm, der noch in den Ostlanden stand und dort eben eine Stadt — nach Einigen Merseburg, nach Andern Wittenberg — belagerte, rückte Heinrich in Person entgegen und schlug ihn nach Wituchind's Bericht bei Riade, nach Liudprand's Bericht in der Haßgauer Schlacht bei Merseburg 933 so nachdrücklich, daß sie nach dem Verlust aller ihrer Beute auf der Flucht großentheils gefangen oder niedergemacht wurden und die übrigen Magyaren bei Heinrichs Lebzeiten nicht wieder kamen.

Vor der Schlacht hatten die Magyaren, welche bereits Nachricht von der Niederlage des andern Schwarms erhalten hatten, ihre beim Plündern zerstreuten Haufen durch Feuerzeichen zusammengezogen, und rückten aus ihrem Lager aus. Als König Heinrich am folgenden Morgen heranzog, vor ihm her das flatternde Banner des Erzengels Michaels, und er mit der „heiligen Lanze" in der Hand seine Schaaren geordnet hatte, sandte er einen Theil der thüringischen Landwehr voraus, damit sie, vom raschanstürmenden Feinde angegriffen und verfolgt, durch ihre Flucht denselben bis an's Hauptheer heranlocken möchte. Dieß geschah; allein kaum waren die Magyaren der dichtgeschlossenen Reihen des wohlgerüsteten Hauptheeres ansichtig, als sie, ohne es zu einer ordentlichen Hauptschlacht kommen zu lassen, schon die Flucht ergriffen. — In dem erbeuteten Lager fand man außer den geraubten Schätzen eine große Anzahl zusammengetriebener Deutschen, die für die Sclaverei bestimmt waren und nun alle so unerwartet befreit wurden. Da fiel Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für diesen Sieg; den Tribut aber, den man bisher den Ungarn hatte geben müssen, bestimmte er zur Wiederherstellung zerstörter Kirchen und zur Unterstützung der Armen. Zum Andenken an diesen Sieg

ließ er auch ein Gemälde der Schlacht im Speisesaal der Merseburger Pfalz anbringen. Noch heute wird das Andenken an die Errettung von einem so grimmigen Feind in dem Dorfe Keuschberg, unweit Merseburg, alljährlich durch eine Predigt und durch Vorlesung einer alten Darstellung jener Schlacht gefeiert.

Im folgenden Jahre 934 ließ König Heinrich die deutsche Kraft auch die Dänen fühlen, die unter ihrem Könige Gorm die Slaven unterstützt und in Sachsen und Friesland geplündert hatten. Er drang bis Jütland vor, stellte die schon von Karl dem Großen dort errichtete Markgrafschaft Schleswig zwischen der Schlei und der Eider wieder her und verpflanzte sächsische Colonisten dahin. Ja Gorm's Sohn Knud oder Kanut ließ sich für die Taufe gewinnen und schaffte die bis dahin bei den Dänen gebräuchlich gewesenen Menschenopfer ab.

Nach solchen Thaten, durch welche es ihm gelang, Ruhe und Ordnung in das Reich zurückzuführen und dessen Ansehen und Würde auch nach Außen zu erhöhen, soll Heinrich mit dem Gedanken umgegangen sein, durch einen Zug über die Alpen die Verbindung Deutschlands mit Italien wieder herzustellen, als ihn an dessen Ausführung ein Schlagfluß hinderte. Nach seiner Wiedergenesung hielt er eine Versammlung seiner Großen zu Erfurt, in der er sich von ihnen das Versprechen geben ließ, seinen ältesten Sohn Otto zum Nachfolger zu wählen. Nicht lange darauf starb er am wiederholten Schlagfluß in seiner Pfalz zu Memleben (Miminlevo) an der Unstrut im 60. Jahre seines Lebens, im 16. seiner Regierung, mit Recht betrauert von allen Fürsten seines Reichs, und wurde in dem von ihm erbauten Quedlinburg (Quindilingaburg) bestattet.

Seine zweite Gemahlin Mathilde, welche alle seine Unternehmungen mit ihrem Gebete unterstützt hatte und als Zuflucht aller Leidenden und Bedrängten galt, hatte ihm drei Söhne geboren: Otto, Heinrich und Bruno, und zwei Töchter, die obgenannte Gerberga, und Hedwig, die Gemahlin Hugo's des Großen und Mutter Hugo Capet's. Otto war noch vor seines Vaters Erhebung auf den deutschen Königsthron geboren, daher Mathilde den als königlichen Prinzen gebornen und ihr wegen seiner Sanftmuth liebern Sohn Heinrich zum Thronfolger wünschte. Allein der scharfblickende König erkannte in Otto eine kräftigere Stütze des Reichs und täuschte sich darin nicht. Er ließ im Anfang des Jahrs 936 alle seine Großen nach Erfurt kommen, empfahl ihnen Otto zu seinem Nachfolger, und hatte die Freude, daß sie sich für denselben erklärten. — Nachdem er seine Privatgüter unter seine Söhne vertheilt und selbst seinen mit Hatburg erzeugten Sohn Thankmar reichlich bedacht hatte, dankte er, sein Ende nahe fühlend, seiner Gemahlin für alle ihm bewiesene Liebe und Treue und empfahl sie und seine Kinder Gott sammt seiner Seele. Sein Todestag war der 2. Juli und in der von ihm gegründeten Klosterkirche zu Quedlinburg bekam er sein Grab, das noch jetzt mit einer (geborstnen) Marmorplatte bezeichnet ist. Er war, schließt Witukind die Lebensgeschichte dieses Königs, „ein großmächtiger Herr, der größte der Könige Europa's, an jeglicher Tugend der Seele, wie des Körpers keinem nachstehend; er hinterließ einen Sohn, noch größer, als er selbst, und diesem Sohne ein großes weites Reich, welches er nicht von seinen Vätern geerbt, sondern durch eigene Kraft errungen und Gott allein zu danken hatte."

2. Otto der Große. Otto in Deutschland. Kämpfe mit den Franken, Bayern und Böhmen. Bezwingung und Christianisirung der Slaven und Dänen.

Ihrer Zusage gemäß erwählten die Fürsten Heinrich's Sohn Otto, setzten ihn am 3. Aug. 936 zu Aachen auf den Stuhl Karl's des Großen und schwuren ihm den Lehenseid. Darauf folgten sie ihm in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit versammelt war und der Erzbischoff Heribert von Mainz ihn dem versammelten Volke mit den Worten vorstellte: „Sehet hier den von Gott erkorenen, von König Heinrich empfohlenen und von den Fürsten einmüthig erwählten König Otto! Gefällt Euch die Wahl, so erhebe ein Jeder die Hand!" Dieß geschah mit allgemeinem kräftigen Zuruf. Darauf folgte die Krönung, bei der Otto auch die Salbung sich gefallen ließ, da es dahin gekommen war, daß „der Klerus jetzt nicht mehr glauben durfte, ihm damit ein Recht zu übertragen."

Auf die Ehre, die Krönung zu verrichten, machten die drei Erzbischöffe Anspruch: der von Köln, weil Aachen in seinem Sprengel liege; der von Trier, weil sein Bisthum das älteste sei; der von Mainz als bisheriger Primas Germaniens. Dem letzern wurde die Ehre überlassen. Er führte daher den in die enge fränkische Tracht gekleideten Otto an den Altar, worauf die Reichskleinodien lagen und übergab ihm jedes einzelne Stück derselben mit angemessenen Ermahnungen, wie z. B. den Herrscherstab mit den Worten: „Regiere die Völker mit väterlichem Ansehen; sei barmherzig den Dienern Gottes, den Wittwen, Waisen und Armen, auf daß auch du in diesem und jenem Leben vor Gott Gnade findest!" — Zuletzt benetzte er ihm die Stirne mit dem h. Salböl, setzte ihm die Krone auf und führte ihn zum Throne, worauf das Te Deum gesungen wurde.

Als es darnach zum Krönungsmahl in der Pfalz gieng, verrichteten die Herzoge zum erstenmal die nachher mit dem Namen „Erzämter" bezeichneten Dienste beim Kaiser, indem der Herzog Eberhard von Franken als Truchseß die Tafel ordnete, der Herzog Hermann (Burkhard's Nachfolger) von Schwaben als Mundschenk den Becher kredenzte, der Herzog Giselbert von Lothringen als Kämmerer für die Beherbergung und den Haushalt —, der Herzog Arnulf von Bayern als Marschall für das Reitzeug und die Unterkunft des Rittergefolges sorgte.

Mit diesem Krönungsglanz wollte Otto anzeigen, daß von nun an die Größe und der Glanz des gesammten deutschen Reiches der Hauptgegenstand seiner Sorgen sein werde. Ausgestattet mit allen Eigenschaften für ein mächtiges Wirken nach Außen, war er nur wenig geneigt für ruhigüberlegsame Thätigkeit, an der ihn seine Leidenschaft hinderte, die ihm viele Gegner zuzog und mit deren Bekämpfung er einen großen Theil seiner Kraft und seines Lebens verbrauchte. Aber wie er im Zorn das Furchtbare eines Löwen hatte, und auch löwenmuthig alle seine Feinde

zu Boden schlug, so fehlte ihm auch die Großmuth nicht, mit der er Schwächere schonte.

Alles an ihm zeigte den gebornen Herrscher: seine hohe königliche Gestalt, sein rascher Gang, die mächtige Brust, die großen strahlenden Augen, die rothen Wangen, das lange blonde, wenn auch dünn wallende Haar; sein würdevolles Benehmen, gepaart mit heitrer Milde. In Allem schien er Karln den Großen zum Vorbild gewählt zu haben. War er auch hart in Bestrafung der Frevler, so vergab er dem Reuigen mehr als einmal. Denn wenn ihn nicht gerade der Zorn übermannte oder der gekränkte Stolz ihn zu weit führte, so bestrebte er sich doch ernstlich der Gerechtigkeit und sein offenes Gemüth kannte keine Arglist. Der Religion war er mit innerstem Eifer ergeben, ohne sich von der Geistlichkeit beherrschen zu lassen. Die Wissenschaft achtete er, ohne sie jedoch selbst zu betreiben, da er das rauhe Kriegsleben liebte. Stolz auf seine deutsche Abkunft, sprach er nur deutsch, doch ohne beredt zu sein; auch trug er stets vaterländische Kleidung. — Noch als sein Vater lebte, zur Zeit da eben die Markgrafen Bernhard und Ditmar die Wenden bei Lenzen besiegten, hatte sich Otto zu Köln mit Editha, der älteren Tochter des angelsächsischen Königs Edward und Schwester Athelstan's vermählt, die ihm einen Sohn Namens Ludolf gebar.

Zunächst verwickelte ihn seine Strenge gegen den alten Herzog Eberhard, der einst seinem Vater die Krone gebracht hatte, in eine Reihe von Kämpfen mit seinen Vasallen. Weil nämlich Eberhard einen säumigen Lehensmann, der ein Sachse war und den Übermuth seines auf ihren König stolzen Stammes theilte, mit Fehde überzog, strafte ihn Otto mit einer ungeheuern Geldbuße und dessen Fehdegenossen mit der entehrenden Strafe des Hundetragens. Daher verband sich der gekränkte Eberhard mit Otto's Stiefbruder Thankmar, der — weil ihm Otto sein mütterliches Erbe versagt und es dem Markgrafen Gero von der Ostmark gegeben hatte, Otto's Bruder Heinrich gefangen nahm und sich der Ehresburg bemächtigte. Doch Otto, dem die Sachsen treu blieben, nahm sie wieder und Thankmar fiel dabei, von einer Lanze getroffen, die ihn in der Kirche, worein er sich flüchtete, erreichte; Eberhard aber, dem der Erzbischoff von Mainz des Königs Verzeihung gewährleistet hatte, wurde nach Hildesheim verbannt.

Nun aber verbanden sich Eberhard und der gleichfalls mit Otto's Strenge unzufriedene ehrgeizige und wankelmüthige Herzog Giselbert von Lothringen mit Heinrich, um diesem die Krone zu verschaffen. Ungesäumt zog Otto gegen sie, schlug sie und belagerte Breisach. Da sich nun aber auch der Erzbischoff von Mainz und der Bischoff von Straßburg zu den Empörern schlugen, erschien die Sache für das Reich gefährlich. Da traf sich's, daß die Verbündeten, als sie sich eben bei Andernach über den Rhein zurückziehen wollten, von zwei mit Eberhard verwandten, aber mit ihm verfeindeten Männern, dem Grafen Udo von der Wetterau und dem Grafen Konrad von Niederlahngau, die zum Reiche hielten, einen Überfall erlitten, wobei Eberhard im Kampfe getödtet

wurde und Giselbert auf der Flucht beim Übersetzen über den Fluß ertrank (939).

So war der König, sein Haus und das Reich von einer großen Gefahr befreit: denn hätten die Gegner obgesiegt, so hätte Eberhard die Krone wohl nicht dem Heinrich überlassen, sondern sie sich und somit wieder dem Frankenstamme zuzuwenden gesucht. Als daher Otto bei Breisach auf seinem Ritt nach einer entfernten Kirche durch einen Boten die Nachricht vom Untergang seiner Gegner erhielt, stieg er vom Pferde und dankte Gott auf den Knieen für diese unverhoffte Rettung. Das durch Eberhard's Tod erledigte Herzogthum Franken gab Otto dem tapfern fränkischen Grafen Konrad dem Rothen zur Verwaltung, und späterhin (nach dem Aussterben von Giselbert's Geschlecht) belehnte er ihn mit dem Herzogthum Lothringen, ja machte ihn zu seinem Eidam. — Als der Herzog Hermann von Schwaben aus freiem Antrieb den König bat, seine einzige Tochter mit Otto's Sohne Ludolf vermählen und diesem die einstige Nachfolge im Herzogthum zuwenden zu dürfen, so fehlte Otto's Genehmigung nicht. Auch gab ihm Otto wegen seiner Treue einen Theil der Privatgüter des fränkischen Eberhard.

Um nun auch Bayern, das unter Arnulf's II Sohne Eberhard es ebenfalls mit Otto's Bruder Heinrich gehalten hatte und dabei verkommen war, wieder an sich zu fesseln und in der Treue zu befestigen, gab König Otto dem Bruder Arnulfs, Berchthold, das Land und dazu seine Nichte (die Tochter Gerberga's, der Wittwe Giselbert's) zur Gemahlin nebst einem Theile des fränkischen Landes, der in der Folge den Namen Oberpfalz erhielt. Den Rest des Frankengebiets vergabte er auf andere Weise. Denn einen eigenen Herzog in Franken setzte er nicht wieder ein, sondern betrachtete sich als den Inhaber der fränkischen Herzogswürde.

Sein Bruder Heinrich war nach der Vereitlung seiner Hoffnung nach Frankreich zum dortigen König Ludwig geflohen, und als Otto in Frankreich eindrang und den König Ludwig zum Frieden nöthigte, suchte sich Heinrich mit seinem Bruder zu versöhnen und erhielt von ihm nicht nur Verzeihung, sondern auch die Verwaltung Lothringen's dazu. Nichts desto weniger ließ sich Heinrich abermals in eine Verschwörung gegen Otto ein, welche sogar auf des Königs Leben gerichtet war. Doch der Plan wurde verrathen: ein Theil der Verschwornen wurde hingerichtet, ein Theil büßte mit Haft; Heinrich entkam, schlug in der Noth in sich, und warf sich im Dom zu Frankfurt seinem Bruder zu Füßen, der ihn großmüthig aufhob und abermals verzieh. Und da Heinrich's Reue wirklich aufrichtig war, so gab er ihm nach dem Tode Berchthold's (948) das Herzogthum Bayern zu Leben. Von nun an widmete ihm Heinrich zeitlebens die treueste Anhänglichkeit.

Da somit die bedeutendsten Reichstheile von seinen Verwandten besetzt waren, so war die Reichseinheit gesichert und er konnte nun auch um so eher seinem Freunde und nahen Verwandten dem Grafen Hermann Billung zur Belohnung für die Tapferkeit, womit derselbe

den Böhmenherzog Boleslav, der sich durch Brudermord auf den Thron geschwungen und dem Könige gleich anfangs die Lehenspflicht verweigert hatte, in einem zwölfjährigen Kampfe wieder unterwarf, sein eigenes Herzogthum Sachsen überlassen und sich im Gefühle seiner Macht mit der bloßen Königswürde begnügen; er bedachte aber dabei nicht, daß er durch diese Verzichtleistung die Macht seines Hauses untergrub und seinen Nachkommen, falls sie seiner Kraft ermangelten, viele Schwierigkeiten bereitete.

Die Stellung der deutschen Herzogthümer war sonach durch Otto's Politik eine für das Königsthum minder gefährliche geworden, insofern diese Herzöge unter ihm nicht mehr eigentliche Stammesherzöge waren, sondern nur Amtsherzöge wurden, die mit dem Stamme, den sie beherrschten, nicht mehr so eng verwachsen waren, wiewohl sie als solche immerhin noch große Macht besaßen, um, falls ihr Vortheil sich mit den Stamminteressen verband, dem Königthum noch gefährlich zu werden.

Während dieser innern Kriege hatte der zwar tapfere und kräftige, aber harte und grausame Markgraf Gero dadurch, daß er dreißig Häuptlinge der die Gränzen mit Mord, Raub und Brand stets beunruhigenden Lausitzer bei einem Gastmahl treulos ermorden ließ, in einen blutigen Kampf mit allen den slavischen Völkern verwickelt, die in seiner Mark von der Saale und Elbe bis zur Oder in wilder Wuth sich erhoben. Nach langem Streit erlagen sie nicht sowohl dem Schwerte Otto's, als vielmehr dem Verrathe eines ihrer eigenen Fürsten, Namens Tugumir, der, durch Versprechungen gewonnen, die Veste Brennaborg durch Ermordung ihres Befehlshabers (seines eignen Neffen) den Deutschen in die Hände spielte, worauf sich die Slaven unterwarfen und nach und nach das Christenthum annahmen. Denn wie Karl der Große, führte auch Otto auf seinen Eroberungen Missionare und deutsche Anbauer mit sich, um diese Heiden nicht nur durch das Evangelium umzubilden, sondern auch an germanische Art und Sitte zu gewöhnen. Zur Befestigung des ihnen gebrachten Christenthums gründete er im Laufe der Jahre die Bisthümer Brandenburg (939), Havelberg (946), Meißen (959), Merseburg (965), Prag (967), Zeiz und das Erzbisthum Magdeburg (968). Nichts desto weniger erneuerte sich der Kampf noch oft, wurde aber durch Markgraf Gero immer siegreich beendet. — Eben so brachte Hermann Billung die in seiner Mark befindlichen nördlichen Wenden, welche sich an der Ostsee bis hin zur Oder jenem Aufstande angeschlossen hatten, nach harten Kämpfen zur Ruhe.

Mittlerweile war der dänische König Harald Blatand (Blauzahn), Gorm's Sohn, plündernd und verwüstend in die Markgrafschaft Schleswig eingefallen und selbst Hermann Billung konnte ihm nicht widerstehen, so daß Otto sich selbst zur Bestrafung dieses Frevels auf-

machte, die Dänen nach Jütland zurückschlug und die Mark wieder herstellte, worauf Otto durch Errichtung der Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus die Ausbreitung des Christenthums in jenen Landen anbahnte.

Der kirchliche Sinn Otto's war erst nach dem ihn tief schmerzenden Tod seiner Gemahlin Editha (946) entschieden geworden und wurde sodann in ihm durch seinen vortrefflichen Bruder, den Erzkapellan und Erzkanzler Bruno, weiter genährt, — einen Mann, der auch die Wissenschaften mit Vorliebe betrieb und zu dem geistigen Aufschwung, den damals die sächsische Geistlichkeit nahm, am meisten beigetragen hat.

Selbst auf das zerrüttete westfränkische Reich übte König Otto einen bestimmenden und ordnenden Einfluß. Dort war das Königthum durch die Anmaßungen der Lehnsgroßen völlig machtlos geworden: König Ludwig suchte sich daher einen Halt dadurch zu schaffen, daß er sich an Otto durch die Vermählung mit dessen Schwester Gerberga einen Bundesgenossen erwarb. Als er daher in seinen Kämpfen mit dem Herzog Hugo von Franzien in des letztern Gewalt gerieth, rückte Otto mit einem starken Ritterheere in Frankreich ein (946), so daß Hugo den König los gab und, als Otto Rheims erobert hatte, sich zu einem Waffenstillstand mit Ludwig verstand. Noch einigemal versetzte Hugo seinen König Ludwig in Noth, bis endlich Otto durch seinen Schwiegersohn Konrad von Lothringen (950) den Empörer zur Unterwerfung brachte und so Frankreichs König die Erhaltung seiner Krone den Deutschen verdankte.

Nicht minder erstreckte sich Otto's Einfluß auf die nieder- und oberburgundischen Lande, die sich vom westfränkischen Reiche abgetrennt hatten und durch den Übermuth der Großen in vielfacher Verwirrung befanden, so daß das burgundische Königthum nur im deutschen Otto eine Stütze fand. Allenthalben erkannte man in dem deutschen König Otto schon jetzt den ersten Fürsten des Abendlandes. Die Einheit des Reichs, die sein Vater begründet, hatte Otto's Geist und Kraft durch Stärkung der Königsgewalt vollendet, und es bedurfte nur noch Einer Stufe, um die deutsche Nation und ihr Oberhaupt auf den Gipfel der Macht zu erheben, und ganz Europa mit Ehrfurcht vor derselben zu erfüllen.

3. Fortsetzung: Otto I in Italien. Adelheid. Berengar von Ivrea. Aufstand Ludolf's und Konrad's. Einfall der Magyaren. Sieg auf dem Lechfeld. Kampf mit Berengar. Otto, König von Italien. Wiedererneuerung des abendländischen Kaiserthums. Untreue der Römer. Otto's Absichten auf Unteritalien. Theophania.

So festbegründet war nun Otto's Ruhm und Macht, daß er es wagen konnte, die Ansprüche, welche seine carolingischen Thronvor-

gänger, auf Italien, gemacht hatten, aufzunehmen und sie weiter durchzuführen, als es selbst Karl dem Großen gelungen war. Veranlassung dazu gab ihm der Hülferuf der jungen, schönen und geistvollen Wittwe des italischen Königs Lothar, Namens Adelheid, und der sie unterstützenden deutschgesinnten Partei Italiens gegen den Markgrafen Berengar von Ivrea.

In Italien war nämlich nach Lambert's Tode (K. 1, 1.), mit welchem die spoletanische Dynastie erlosch, Boso's Sohn, Ludwig von der Provençe oder Arelat d. i. dem cisjuranischen Burgund (Neuburgund), zum König gemacht, aber vom Berangar I wieder vertrieben worden. Diesen mußte alsdann Papst Johann X, der seiner Hülfe gegen die Sarazenen in Unteritalien bedurfte, zum Kaiser krönen. Damals war überhaupt der römische Stuhl so tief erniedrigt, daß die an der Spitze der römischen Adelspartei stehende Römerin Theodora (die ältere), die Buhlerin des Markgrafen von Tuscien, sammt ihren beiden gleichgesinnten Töchtern Theodora (der jüngern) und Marozia (der Gemahlin Wido's von Tuscien) fast 50 Jahre hindurch den römischen Stuhl beherrschte und ihre Söhne und Enkel oder andere ihrer Creaturen (wie z. B. eben jener Johann X war) nach Gefallen zu Päpsten machte. (Man nennt diese päpstliche Wirthschaft Pornokratie.) Namentlich herrschte Marozia's unehelicher, mit dem Markgrafen von Camerino erzeugter Sohn Alberich unter dem Titel Princeps et Senator omnium Romanorum lange Zeit hindurch mit unumschränkter Gewalt über Rom, indem er, ohne den Papst zu beachten, über Krieg und Frieden entschied, das römische Heer befehligte, die römischen Großen zu Hoftagen beschied, den Blutbann ausübte und Münzen mit seinem Namen und Bilde schlagen ließ. Unter ihm war Rom ein abgeschlossenes Fürstenthum. Er vererbte seine Herrschaft auf seinen Sohn Octavian, dem es sogar glückte, zugleich Papst zu werden.

Gegen König Berengar aber stellte die französisch-gesinnte Partei den König von Hochburgund oder dem transjuranischen Burgund, Rudolf den Andern (II), als italischen König auf. Als nachher Berengar durch einen seiner eigenen Diener ermordet wurde, wählte seine Partei den König Hugo von Neuburgund, der dann, um sich in Italien zu halten, jenem König Rudolf für den italischen Thron sein neuburgundisches Königreich abtrat, also daß Rudolf II nun die beiden Burgund (mit Ausnahme des Herzogthums Niederburgund oder der Bourgogne) unter seiner Herrschaft vereinigte. Nach einiger Zeit trat Hugo, der sich durch seine Despotie den Italienern verhaßt gemacht hatte, in ein Kloster und überließ Italien seinem Sohne und bisherigen Mitregenten Lothar. Dieser fand nun aber an dem Markgrafen Berengar II von Ivrea, einem Enkel des ersten Berengar und Stiefsohne der Marozia, einen Gegner, der ihn, wie man allgemein annahm, durch Gift aus dem Weg räumte, dann sich zum König krönen ließ und um sich auf dem Thron zu befestigen, die erst 19jährige schöne und geistvolle Wittwe Lothar's, Adelheid, eine Tochter Rudolf's II von Burgund, zu einer Vermählung mit seinem häßlichen Sohne Adalbert zwingen wollte. Diese aber, voll Abscheu gegen diese Verbindung, entfloh, um in Deutschland Schutz zu suchen, wo ihr Bruder am Hofe Otto's erzogen wurde. Sie wurde jedoch eingeholt und von Berengar's ruchloser Gemahlin Willa mit Fäusten geschlagen, an den Haaren herumgezogen und zuletzt (der Sage nach) in einen Thurm am Gardasee eingesperrt, wo man ihr bloß eine Magd beigab und einen Priester zuließ. Dieser aber, ein ihr treu ergebener Mönch, Namens Martin, machte sich auf den Rath des Bischoffs Adelhard von Reggio, mit beiden daran, einen unterirdischen Gang aus

dem Thurm hinaus zu graben, der sie ins Freie führte. Auf der gefahrvollen Flucht durch Wald und Feld kamen sie zuletzt an einen Fluß, wo der Mönch die Königin bei einem Fischer zurückließ, um dem genannten Bischoff die Kunde der Rettung zu bringen. Dieser ließ sie durch ein Gefolge abholen, führte selbst sie nach Reggio und übergab sie seinem Lehnsmann, dem Markgrafen Azzo, der sie in seine Burg Canossa in Sicherheit brachte. Hierauf begab sich derselbe Mönch im Auftrage der deutschgesinnten lombardischen Großen nach Deutschland mit einem Schreiben derselben an König Otto, worin ihm Adelheid's Hand und Italien zur Mitgift angeboten wurde. Otto, dessen Gemahlin Editha schon vier Jahre zuvor gestorben war, säumte nicht und zog mit einem glänzenden Heere über die Alpen, wobei ihn viele seiner Großen, darunter sein Bruder Herzog Heinrich und sein Schwiegersohn Konrad von Lothringen, begleiteten.

Als er in Italien ankam, öffneten ihm alle Städte die Thore und er zog in Pavia ein, das Berengar eilend verließ, um sich in einer seiner Burgen zu verbergen. Von Pavia aus, wo er sich als König von Italien huldigen ließ, entsandte er seinen Bruder Heinrich an Adelheid nach Canossa, um sie einzuholen und nicht lange darauf — gegen Ende des Jahres 951 — feierte er mit großer Pracht das Fest seiner Vermählung mit dieser hochherzigen, in ganz Italien geliebten Fürstin.

Alle Welt freute sich dieser Verbindung, nur Otto's Sohn Ludolf, Herzog von Schwaben, nicht, weil er aus dieser zweiten Ehe seines Vaters Gefahr für sein Anrecht auf den deutschen Thron fürchtete. Schon ehe sein Vater in Italien angekommen war, hatte er sich ohne dessen Wissen thatendurstig dahin aufgemacht, um sich dort einen Anhang zu verschaffen, sah sich aber überall zurückgewiesen und gezwungen, sich dem Zuge seines über seine Eigenmächtigkeit unwilligen Vaters anzuschließen. Als aber das Hochzeitsfest Otto's vorüber war, verließ Ludolf, ohne sich zu verabschieden, Pavia und kehrte nach Deutschland zurück. Schlimmes ahnend, eilte ihm Otto nach und überließ die Beendigung des Kampfes mit Berengar seinem Schwiegersohne Konrad von Lothringen, der hierauf den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme beim Kaiser vollends zur Unterwerfung brachte. Weil aber Otto den Berengar zu Magdeburg gar nicht vorließ, so fühlte sich auch Konrad gekränkt, und er und Ludolf stifteten nun gegen den König eine weitverzweigte Empörung, an der auch der Erzbischoff Friedrich von Mainz, ein stets zweideutiger Freund Otto's, Theil nahm. Um einen Bürgerkrieg zu vermeiden und besonders Konrad zu beruhigen, beschied Otto den Berengar nach Augsburg, verzieh ihm und gab ihm, um zugleich den noch großen Anhang desselben in Italien zufrieden zu stellen, dieses Königreich zu Lehen, trennte aber davon das Herzogthum Friaul (worin Verona und Aquileja) ab, das er mit Bayern vereinigte.

Nichts desto weniger spannen sich in Deutschland die Fäden der Verschwörung gegen Otto's Person und Macht fort. Und so mußte denn

Otto wieder gegen Blutsverwandte rüsten und den Sohn und Schwiegersohn in Mainz belagern. Zwar zeigten sie sich — nach 60 Tagen — zur Unterwerfung bereit, verlangten aber auch Verzeihung für alle ihre Anhänger, und da dies nicht gewährt wurde, beharrten sie im Widerstand; ja als beide aus Mainz entkamen, schürte Konrad den Aufruhr in Lothringen fort, und Ludolf unterhielt in Bayern den auch dort begonnenen Aufstand. Vergebens belagerte Otto den letztern in Regensburg: der Krieg tobte in ganz Süd- und Westdeutschland fort, und Ludolf und Konrad scheuten sich in ihrer Leidenschaftlichkeit nicht, die alten Reichsfeinde, die Magyaren, welche diese Verwirrung zu einem Einfall benutzten, mit Geld und Wegweisern zu unterstützen, um den Vertheidigern des Kaisers, besonders dem ihnen verhaßten Herzog Heinrich in Bayern und Erzbischoff Bruno in Lothringen zu schaffen zu machen.

Indeß allmählig gewannen die Königlichen die Oberhand und als Otto und Heinrich in Bayern und Bruno in Lothringen die Ungarn abgetrieben hatten, da legte zuerst Konrad die Waffen nieder und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Nur Ludolf beharrte noch im Widerstand, vertheidigte sich eine Zeit lang in Regensburg, und rückte, als sich Otto nach Schwaben wandte, ihm nach, gab aber, als er bei Illertissen zum Kampf kommen sollte, endlich den Vorstellungen des Bischoffs Udalrich von Augsburg Gehör und suchte die Verzeihung seines Vaters. Otto, stets großmüthig, gewährte sie auch ihm. Zwar mußte er beide wegen Landesverraths ihrer Herzogthümer verlustig erklären; doch ließ er ihnen ihre reichen Privatgüter. — Schwaben erhielt Heinrich's Schwiegersohn Burkhard 954, Lothringen dagegen Otto's vortrefflicher Bruder Bruno, auf dessen Antrag dieses Land sodann in Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (an der Maas) getheilt wurde, von denen jedes einen eigenen Herzog bekam, aber unter Bruno's Aufsicht stand; wie denn dieser Mann überhaupt in Staats- sowohl als Kirchensachen des Königs wichtigste Stütze und einsichtsvollster Rathgeber war, so daß es fast schien, als sei die Regierung des Reichs eine gemeinschaftliche Sache beider gewesen.

Kaum war auf diese Weise die arg gestörte Ruhe und Ordnung des Reichs hergestellt, als die Ungarn, nach jenem Raubzuge, bei dem sie Deutschland, Südfrankreich und Italien durchstürmt hatten, einen erneuerten Einfall in Bayern machten und unter Morden und Brennen Augsburg belagerten. Muthvoll vertheidigte diese Stadt ihr Bischoff Udalrich, in eigener Person, bis Otto mit dem unterdeß gesammelten Reichsheere herbeirückte und am 10. August 955 den Ungarn auf dem Lechfelde eine so völlige Niederlage beibrachte, daß sie von nun an nie wieder nach Deutschland kamen und überhaupt Europa in Ruhe ließen: denn nach und nach gestatteten sie bei sich dem Christenthum Eingang,

das von Passau aus durch Missionäre zu ihnen gebracht wurde und auch dieses wilde Raubvolk allmählig zu gesitteten Menschen machte.

Des Königs Heer war am Lech gelagert und in acht Streithaufen getheilt: die drei ersten bestanden aus Bayern, der vierte aus Franken, bei denen sich Herzog Konrad befand, der fünfte aus Erlesenen aller Stämme, von Otto selbst angeführt, der sechste und siebente aus Schwaben, bei dem achten waren 1000 böhmische Reiter zur Deckung des Gepäcks. Der Sachsen waren wenige dabei, da sie gerade gegen die Slaven beschäftigt waren; die Lothringer waren nicht aufgeboten worden, um die dortige Gränze nicht zu entblößen. Als die Ungarn des deutschen Heeres ansichtig wurden, schwammen sie keck durch den Lech, umschwärmten auf allen Seiten die Deutschen und griffen unvermuthet das Lager im Rücken an, so daß die bei der Nachhut befindlichen Böhmen in Unordnung geriethen und das Gepäck verloren gieng. Schon wichen auch die Schwaben, als der herbeieilende Konrad die Ordnung wieder herstellte und den Angriff zurückwies. Am folgenden Tag, als am Tage des h. Laurentius, bereitete sich das ganze Christenheer durch Gebet und Empfang des h. Sacraments zur Hauptschlacht vor, und alle schwuren, auf Otto's Ermahnung, treu bis in den Tod zu einander zu halten. Darauf erhob Otto die h. Lanze: das Banner des Erzengels Michael, das schon bei Merseburg zum Siege geweht hatte, flatterte wieder voran und nach gegebenem Schlachtzeichen stürzte Otto zuerst gegen den Feind. Der Streit war hart und dauerte vom Morgen bis zum Abend. Otto und Konrad mit den Franken gaben den Ausschlag: die dichten Haufen der Feinde wurden endlich durchbrochen und unter dem wuchtigen Schwertschlag der Deutschen ergoßen sich die Ungarn in allgemeine Flucht, auf der sie größtentheils gefangen und niedergemacht, und drei ihrer Anführer gleich an Bäume aufgehängt wurden. Der ungarische Schriftsteller Keza gesteht selbst, daß von zweien ihrer Heerhaufen, welche zusammen an 60,000 Mann stark waren, nur sieben mit abgeschnittenen Ohren in die Heimath zurückgekehrt seien. Aber auch das deutsche Heer verlor viele Tapfere und Edle, darunter den Herzog Konrad, der durch angestrengte Tapferkeit sein Vergehen gegen das Vaterland wieder gut hatte machen wollen. Denn als er, um sich die Hitze zu kühlen, die Halsberge lüpfte, traf ihn ein Pfeil in die Kehle und tödtete ihn. Otto betrauerte lange den heldenmüthigen Mann. Auch Heinrich, der Krankheits halber dieser Schlacht nicht hatte beiwohnen können, starb kurz darauf, und Bayern gieng auf seinen vierjährigen Sohn Heinrich II den Zänker über. — Nachdem die Ungarn unschädlich gemacht waren, brachte Otto in einigen Feldzügen auch die Wenden wieder zur Ruhe und befestigte die deutsche Herrschaft in ihrem Lande.

Die Kriegsunruhen, von welchen Deutschland heimgesucht war, hatte unterdeß Berengar in Italien benützt, um sich unabhängig zu machen; ja er hatte sogar Rom angegriffen und den Papst Johann XII. (einen Enkel der obgenannten Marozia) so gedrängt, daß dieser den König Otto zu Hülfe rief. Otto sandte einstweilen seinen Sohn Ludolf über die Alpen; dieser bekam nach zwei Siegen den Berengar in seine Gewalt, ließ ihn aber aus unzeitiger Großmuth wieder frei. Plötzlich aber ward Ludolf von einem Fieber ergriffen und starb, noch kaum 30 Jahre alt, zum großen Leid seines Vaters. Alsbald erhob sich Berengar auf's Neue und bedrängte seine Gegner, besonders den Papst, noch mehr wie

zuvor, so daß dieser wieder den König Otto um Schutz bat und ihm die Kaiserkrone anbot.

Nun beschloß Otto, dem unbestimmten Verhältnisse Deutschlands zu Italien ein Ende zu machen. Er erschien daher im Herbst 961, begleitet von seiner Gemahlin und einer großen Zahl von Grafen und Bischöffen, zu Pavia, ließ den Berengar als einen Empörer von den geistlichen und weltlichen Großen für abgesetzt erklären und sich die lombardische Krone aufsetzen. Darauf zog Otto 962 in Rom ein und empfieng aus den Händen des genannten Papstes auch die kaiserliche Krone unter dem Zujauchzen des römischen Volks, das ihm unverbrüchliche Treue schwur. Auch seine Gemahlin Adelheid wurde gesalbt und gekrönt.

Obgleich Otto zunächst dadurch nur die Oberherrschaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet erhielt, so hat er doch durch diese Verbindung der römischen Krone mit der deutschen der unter den schwachen italienischen und burgundischen Fürsten bedeutungslos gewordenen Kaiserwürde einen neuen Glanz verliehen. Denn mit der Wiedererneuerung des von Karl dem Großen gegründeten abendländischen Kaiserthums, das von nun an ununterbrochen bei dem deutschen Reiche blieb, verband sich forthin auch wieder die Idee der Schutz- und Schirmherrschaft über die Kirche und der oberstrichterlichen Gewalt über alle, die dem Recht und der Ordnung widerstrebten. Das Ziel, das dadurch Otto allen seinen Nachfolgern, als Vorstehern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, vorsteckte, war allerdings mehr ein ideales, oft gar weit hinter der wirklichen Ausführung zurückbleibendes, und kostete allerdings bei seiner Erstrebung dem deutschen Volke unverhältnißmäßig große Opfer an Blut und Kraft; nichts desto weniger war das deutsche Kaiserthum kein willkührlich gemachtes, sondern von Innen heraus gewordenes, daher „nothwendiges Glied in der Kette der geschichtlichen Entwicklungen", und weit entfernt, daß das deutsche Volk dadurch an sich geschwächt worden wäre, rankte sich vielmehr seine Kraft und Größe an dem Gedanken empor, daß unter allen Völkern das deutsche an Macht das Erste und sein Kaiser unter allen christlichen Herrschern der Erste sei: ohne die Verbindung mit Italien aber wäre beides unmöglich gewesen. Die obgenannten Nachtheile jener Verbindung Deutschlands mit Italien wurden übrigens auch noch durch andere Vortheile aufgewogen: denn es darf nicht übersehen werden, daß der deutsche Geist sich an den Resten der antiken Cultur, in deren Besitz Italien war, weiter entwickeln sollte —, ferner, daß er in der Folge durch die Anschauung des ausgebildeten Bürgerthums in den italischen Städten nach bürgerlicher Freiheit streben —, endlich, daß er durch die nähere Berührung mit dem örtlichen Mittelpunct, woraus er seine

kirchlichen Formen erhalten hatte, zum Gewinn für sein höheres geistiges Leben „zwischen Priesterthum und Christenthum unterscheiden" lernte. In letzterer Beziehung wenigstens wurde schon Otto mit seinen Deutschen im damaligen Rom auf das anschaulichste belehrt.

Und wenn er auch zur Behauptung der weltlichen Gewalt das Papstthum unter sich zu beugen strebte, so wurde er doch durch die unwürdige Erscheinung des damaligen Repräsentanten der geistlichen Macht nicht irre an der Religion selbst, sondern fuhr mitten in den italischen Verwicklungen, in die er auf viele Jahre lang hineingezogen wurde, gleich Karln dem Großen fort, der Ausbreitung des Christenthums im Osten seines Reichs, an die sich zugleich das Vordringen des germanischen Elements knüpfte, seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen.

Als sich Otto aus Rom entfernt hatte, um sich gegen Berengar zu wenden, knüpfte Papst Johann XII, der in dem Kaiser einen viel gefährlichern Herrn erkannte, geheime Verbindungen mit Berengar an und nahm dessen Sohn Adalbert mit größter Auszeichnung bei sich auf. Empört über diesen Treubruch, kehrte Otto nach Rom, woraus Johann entfloh, zurück, berief ein Concilium deutscher und italienischer Bischöffe in der Peterskirche, ließ auf ihre Beschwerden über des Papstes sittenloses Leben, die Absetzung desselben aussprechen und den päpstlichen Protoscrinarius unter dem Namen Leo VIII 963 wählen, zugleich aber die Römer geloben, künftig keinen Papst ohne seine Genehmigung zu wählen.

Während nun der Kaiser den Winter über in Rom zubrachte, benützten Johann's Anhänger daselbst den Umstand, daß er den größten Theil des Heerbanns nach Deutschland entlassen hatte, und machten einen Angriff auf das zurückgebliebene Häuflein der Deutschen, wurden aber auf der Tiberbrücke geschlagen und mußten abermals Treue schwören und 100 Geiseln stellen.

Kaum war der Kaiser zur Verfolgung Adalbert's nach Spoleto aufgebrochen, als die Römer den neuen Papst vertrieben und Johann XII wieder bei sich aufnahmen, der nun an mehreren gegnerischen Bischöffen die grausamste Rache übte, indem er einem die Hand abhauen, einem andern Zunge und Nase abschneiden, einen dritten geißeln und foltern ließ. Zwar starb er kurz darauf unerwartet am Schlag; aber die Römer wählten gleich einen andern Papst, den übrigens gelehrten und unbescholtenen Benedict, der entschlossen war die Wahlfreiheit Rom's und die Freiheit der Kirche gegen die Eingriffe des Kaisers zu vertheidigen. Da kehrte Otto mit verstärktem Heere zurück, eroberte das hartnäckig sich vertheidigende Rom, und ließ von einem versammelten Concil den Papst Leo VIII wieder einsetzen. Den abgesetzten Benedict verwies er nach Hamburg. Und da auch Berengar endlich bezwungen wurde,

schickte er ihn und seine Gemahlin Willa als Gefangene nach Bamberg; Adalbert war nach Frankreich geflohen und dort gestorben.

Otto selbst kehrte nach langer Abwesenheit nach Deutschland zurück und feierte zu Köln im Kreise seiner Familie (mit Gattin und Kindern, Mutter, Bruder und Schwestern) ein glänzendes Fest des Wiedersehens, an dem das ganze deutsche Volk freudigen Antheil nahm, indem es darin gleichsam eine Siegesfeier sah, weil sein Oberhaupt sich „Italien unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen und das Papstthum dienstbar gemacht" hatte.

Nicht lange darauf, nachdem er innere, besonders kirchliche Angelegenheiten geordnet und die Regierung Deutschlands seinem jungen Sohne, dem König Otto, unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischoffs Wilhelm von Köln, zugetheilt hatte, wurde er durch den Ungehorsam der Römer wieder nach Italien gerufen, die den vom Kaiser nach Leo's Tode eingesetzten Papst Johann XIII vertrieben hatten. Mit seiner Gemahlin und einem ansehnlichen Heere in Rom angekommen, hielt nun der Kaiser über die Widerspänstigen ein schweres Gericht, indem er 13 der Trotzigsten hängen, andere blenden oder enthaupten ließ. Darauf ließ er durch den wieder eingesetzten Johann XIII seinen nun 14 Jahre alten Sohn Otto, den er aus Deutschland kommen ließ, als Nachfolger im Kaiserthum krönen und für denselben in Constantinopel durch eine Gesandtschaft um die Hand der Tochter des griechischen Kaisers Romanus II, Namens Theophano (auch Theophania), werben. Denn er wünschte, durch diese Verbindung von dem südlichen Theile Italiens, wo ihm schon die Fürsten von Capua und Benevent gehuldigt hatten, auch die übrigen, dem griechischen Kaiser noch gehörigen Landschaften Apulien und Calabrien als Brautschatz unter seine Hoheit und zugleich die Gelegenheit zu bekommen, die in den calabrischen Bergen eingenisteten Araber zu vertreiben. Mit lächerlichem Stolz jedoch wies der Kaiser Nicephorus Phokas den Antrag zurück und verlangte sogar, Otto solle Rom und alle seine andern mittelitalischen Erwerbungen herausgeben.

Von dem damaligen Zustand des griechischen Kaiserthums schrieb der bei der Gesandtschaft befindliche Bischoff Liutprand an den Kaiser Otto, seinen Herrn: „Der griechische Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust; selbst an Festtagen werden Schauspiele gehalten. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig und auf russischen Seeleuten. — Ich meine, daß 400 Deutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden. — „Ganz Constantinopel ist" — so schließt der nur allzu leidenschaftliche, freilich auch vielfach schmählich gekränkte Gesandte seinen Bericht — „eine Stätte des Hungers, des Meineids, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit."

Über diese Weigerung kam es zum Krieg in Unteritalien, bis Nicephorus in einem von seiner eignen Gemahlin gestifteten Aufstande er=

mordet wurde und dessen Mörder und Nachfolger, Johannes Tzmisces, mit dem deutschen Kaiser (970) Frieden schloß und in die Verbindung Theophano's mit dessen Sohne willigte, aber ihm von Unteritalien nur Neapel und Capua einräumte. Da jedoch der byzantinische Hof die Kaiserwürde Otto's anerkannte, und die Fürstenthümer Benevent und Spoleto unter deutscher Hoheit blieben, so konnte Otto alles Übrige der Zukunft zu weiterer Entwicklung überlassen. Zwei Jahre darauf (972) erfolgte in Rom die Krönung und Vermählung des jungen Otto mit Teophano, die, so jung sie noch war, doch durch ihre Schönheit, ihre feinen Sitten, ihren hellen Verstand und ihre seltene Redegabe sich gleich von Anfang an allgemeine Bewunderung und Hochachtung erwarb.

Noch in demselben Jahre kehrte der alte Kaiser nach sechsjähriger Abwesenheit in die deutsche Heimath zurück, wo die verschiedensten Völker Europa's: Polen, Böhmen, Slaven, Griechen, Bulgaren, Ungarn, Italiener, Dänen und selbst die Sarazenen Afrika's den ruhmreichen Kaiser durch Gesandte ehrten, aber auch der unterdeß erfolgte Tod geliebter Verwandten (besonders seiner 80jährigen Mutter) ihn wehmüthig stimmte, und nach einiger Zeit der unerwartete Heimgang seines treusten Freundes, des Herzogs Hermann Billung, sein Gemüth tief erschütterte. — Nach kurzer Ruhe starb er zu Memleben am 7. Mai des Jahres 973 im 61. Jahre seines Lebens, im 38. seiner Regierung, nach genommenem Abendmahl, umgeben von mehreren seiner Fürsten, in einem Sessel eines sanften Todes und wurde zu Magdeburg in der Kirche des h. Mauritius an der Seite seiner ersten Gemahlin beigesetzt.

Ehe wir den Blick von diesem großen Kaiser hinweg auf seine Nachkommen richten, müssen wir des überaus tiefen und fruchtbringenden Einflusses gedenken, welchen Otto's I jüngster Bruder, der große **Bruno**, Erzbischoff von Köln, der durch gründliche Gelehrsamkeit und staatsmännischen Blick eine Hauptstütze der Bestrebungen seines kaiserlichen Bruders war, auf alle Verhältnisse des Staates, der Kirche und der Schule ausübte. Bruno (Brun) der seine höhere wissenschaftliche Bildung in Utrecht unter der Aufsicht des dortigen Bischoffs erhalten hatte, wurde schon 940 zum Erzkapellan und Reichskanzler erhoben und „bald lag in seinen Händen fast die ganze Verwaltung des Reichs, deren Fäden in der königlichen Kanzlei zusammenliefen, vor Allem aber die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten". Ungeachtet er mit Geschäften überhäuft war, pflegte er doch auch steten Umgang mit seinen ihn überall hin begleitenden Büchern und mit den Meistern der Wissenschaft, die von allen Ländern sich bei ihm einfanden, und so wie er selbst noch in seinen Mannesjahren das Griechische erlernte, so lehrte er selbst zuweilen in der Hofschule. Anderseits wurde die von ihm geleitete königliche Kanzlei „eine Pflanzschule trefflicher Bischöffe", mit denen von Otto I an bis Heinrich IV die Kaiser ihr Reich regierten: was für das Reich den Vortheil hatte, daß sich in diesen Bischöffen „ein Element der Stätigkeit in der Reichsregierung ausbildete, das von dem Wechsel der Personen unabhängig war". Brun's geistiger Kraft fiel bei der Leitung der politischen und kirchlichen Angelegenheiten immer die Lösung der schwierigsten Aufgaben

zu, unter welche damals besonders die Wirren in dem stets unruhigen und unzuverlässigen Lothringen und die Beziehungen zu Frankreich gehörten. Er war es auch, der die versunkenen Kirchen Lothringens wieder hob durch Erneuerung und Verbesserung der kirchlichen und klösterlichen Zucht und durch sorgfältigere Pflege der Schulen. Durch seine kräftige Einwirkung entfalteten sich auch in andern Reichstheilen die Keime wissenschaftlicher Bildung, die sich aus den vorausgegangenen Stürmen gerettet hatten, und sowie besonders Corvei, Gandersheim und St. Gallen wieder frisch aufblühten, so erhoben sich auch noch andere neue Bildungsstätten und trugen mit zu dem Ruhme bei, der auch in wissenschaftlicher Hinsicht die Regierung der Ottone kennzeichnete. — Brun's Leben hat sein Zeitgenosse Ruotger aus eigner Anschauung geschildert. Aus dieser Schilderung, die ungeachtet ihrer panegyrischen Fassung doch das Gepräge der Wahrheit an sich trägt, geht hervor, daß Brun's Ruhm mit Otto's I Ruhm auf's unzertrennlichste verwachsen ist. „Indem Brun, (sagt v. Jasmund, der Übersetzer Ruotger's) so ganz die Pflichten seines geistlichen Standes erfüllte und ein Muster reiner Sitten und edler Bildung Allen im Gehorsam des göttlichen Gebotes, das da fordert, das Fleisch zu tödten und sich selbst zu überwinden, vorangieng, ward er bald in Wahrheit der gesammten deutschen Kirche Haupt und Hort. Aber diese Höhe ließ Bruno nicht schwindeln: unabhängig, wie er dastand, wollte er seine Unabhängigkeit nicht zum Widerstand, seine geistliche Macht nicht zur Schwächung und Vernichtung weltlicher Herrschaft benützen. Ihn hatte vielmehr ganz der Gedanke erfüllt, geistliche und weltliche Gewalt in dem Streben vereint zu sehen, des deutschen Reiches Herrlichkeit weit über seine alten Gränzen auszudehnen. Die Vaterlandsliebe und der kirchliche Sinn waren bei ihm innig verwachsen; in dem Kaiserthum deutscher Nation sah er des Volkes Ruhm und Stolz, aber nicht minder der Kirche Schild und Schwert". Er starb den 11. Oct. 965. — Eine nähere Characteristik Brun's s. in Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit 2. Aufl. I. B. S. 321—330.

4. Otto II. Krieg mit Frankreich wegen Lothringen. Zug nach Italien. Der Usurpator Crescentius. Kampf mit den Griechen. Niederlage in Calabrien. Neue Rüstung und Tod.

In Otto dem Großen war das deutsche Kaiserthum zu seiner „höchsten Erscheinung" gekommen, und wenn auch nachher noch mehrere Kaiser von der großartigen Idee der deutschen Oberherrlichkeit erfüllt waren, so gieng sie doch in der wirklichen Darstellung mehr und mehr rückwärts und gleich seine eigenen Nachkommen konnten sie in dieser Machtfülle nicht festhalten.

Otto II, sein kühner und hochherziger, dabei in gelehrter Bildung erzogener Sohn, war erst 18 Jahre alt, als er die Regierung antrat. Dieses sein jugendliches Alter, verbunden mit einer durch seine frühe Erwählung genährten Eigenliebe, mit der er den Rath seiner staatsklugen Mutter Adelheid zurückwies (die sich daher zu ihrem Bruder nach Burgund zurückzog), ließ ihn in den verwickelten Verhältnissen eines so großen, aus den verschiedensten Nationatitäten bestehenden Reichs nicht

immer mit der erforderlichen Umsicht und Sicherheit auftreten, obwohl es ihm an Entschlossenheit und Tapferkeit nicht fehlte.

In dem Streite seiner beiden Verwandten, des Herzogs Otto von Schwaben, der Ludolf's Sohn und sein Jugendgenosse war, und Heinrich's II von Bayern, der wegen seines hochstrebenden, händelsüchtigen Strebens den Beinamen der Zänker erhielt, begünstigte er den erstern, und als der letztere Hülfe bei den Böhmen und Polen suchte, ließ ihn Kaiser Otto zur Haft nach Ingelheim bringen. Als derselbe daraus entfloh und mit Hülfe der Böhmen ein kaiserliches Heer schlug, belagerte ihn der Kaiser in Passau, bis er sich ergab, worauf ihn Kaiser Otto durch ein Fürstengericht in Regensburg seines Herzogthums entsetzen ließ und dieses dem Herzog Otto von Schwaben gab, der demnach zwei Herzogthümer besaß und sie bis an sein Ende behielt.

Inzwischen hatten die Dänen, ermuthigt durch die Nachricht vom Tode seines Vaters, das Danewirk (d. i. den Wall und Graben, der einst von den Sachsen als Gränze gegen die Einfälle der Dänen aufgeführt worden war) besetzt und drohten mit einem Einfall. Alsbald zog Otto gegen sie aus, entriß ihnen das Danewirk und drang verheerend bis an die Spitze Jütlands vor, wo er seine Lanze zum Zeichen künftiger Oberherrlichkeit in den Meerbusen warf, der dort heute noch Ottensund heißt.

Als sodann Lothringen, das jederzeit am schwersten im Gehorsam zu halten war, von dem französischen König Lothar für seinen Bruder Karl in Anspruch genommen wurde, belehnte Kaiser Otto ihn mit Oberlothringen. Aber nicht zufrieden damit, wollte Lothar ganz Lothringen mit seinem Reiche verbinden, besetzte Aachen und ließ den Adler auf der Kaiserpfalz, der stets nach demjenigen Land hingekehrt sein mußte, welchem Lothringen angehörte, herumwenden, so daß er nach Frankreich schaute. Da erhob sich der junge Kaiser mit Macht und trieb den König aus Lothringen hinaus, machte dann eine unvermuthete Wendung gegen Paris, nahm und verbrannte die Vorstädte und obgleich Krankheiten im Heere und der Einbruch der schlechten Jahreszeit ihn zur Umkehr nöthigten, zwang er doch den französischen König im Friedensschluß auf Lothringen zu verzichten. Doch gab der Kaiser dem Bruder desselben Niederlothringen zum Lehen.

Ehe der Kaiser die Vorstadt von Paris verließ, ließ er dem die eigentliche Stadt vertheidigenden Herzog Hugo von Francien zum Hohn melden, er wolle ihm noch ein Te Deum hören lassen, wie er es noch nie vernommen habe. Darauf entbot er alle Geistliche der Umgegend auf den Montmartre und befahl ihnen, ein Halleluja zu singen, daß es weit in die Straßen von Paris hinein hallte. Alsdann trat er den Rückzug an, bei welchem er aber an der Aisne einen Theil seines Nachtrabs und Gepäcks verlor. Doch erreichte er im Übrigen ungehindert die deutsche Gränze wieder.

Nach diesem Feldzug wandte sich Kaiser Otto II gegen den abgefallenen Polenherzog Miecżislav, drang in Polen ein und nöthigte ihn, sich zu fügen. Nachdem er auch das Land unter der Enns bis zum Wienerwald den Ungarn abgenommen, und so auch die bayerische Ostmark gesichert hatte, konnte man von ihm rühmen, daß er seines großen Vaters Reich zu erhalten, ja zu erweitern gewußt habe. Und als ihm nun Theophano einen Sohn gebar, schien auch die Zukunft des Reiches geborgen.

Es galt nun aber auch, die ottonische Herrschaft jenseits der Alpen zu festigen und wo möglich über ganz Italien und Sicilien auszudehnen.

In Italien aber waren unterdeß mannichfaltige Wirren eingerissen. Die Mailänder hatten mit ihrem Erzbischoff Streit; der kleine Adel auf seinen Burgen (die capitani) befehdeten die Städte; — in Rom bekämpften sich die Adelsfactionen, und besonders bedrängte der Herzog Crescentius (ein Sohn der jüngern Theodora und des Papstes Johann X, s. K. 2, 2. a. E.) den päpstlichen Stuhl so, daß er den Papst Benedict VI den Hungertod sterben ließ und darauf ausgieng, die alte römische Republik herzustellen; — Unteritalien war mit den Griechen (in Neapel und Amalfi) und mit den Arabern oder Sarazenen (in Bari) in wechselndem Zwiespalt, während die Herzöge von Capua und Benevent weiter um sich griffen.

Von verschiedenen Seiten zu Hülfe gerufen, erschien Otto mit seiner Gemahlin Theophano in Italien, brachte in Mailand die Parteien zur Sühne und drang 981 in Rom ein, wo er den Crescentius in ein Kloster sperren ließ und einen neuen Papst einsetzte. Alsdann richtete er seine hochstrebenden Plane auf Apulien und Calabrien, welche Länder er als die Brautsteuer seiner Gemahlin betrachtete. Schon hatte er Neapel und Salerno, Bari und Tarent den Griechen entrissen, als diese mit den Sarazenen gemeinschaftliche Sache machten und gegen den Kaiser zogen, der sie zwar anfangs mehrmals schlug, aber dann von ihnen in Calabrien am 13. Juli 982 durch ihre verstellte Flucht eine so schwere Niederlage erlitt, daß nicht nur eine große Anzahl deutscher Edlen fiel, sondern auch der Kaiser selbst nur durch die Flucht der Gefangenschaft entgieng.

Als Ort der Schlacht wurde ohne allen Grund Basantello, in einer spätern, untergeschobenen Chronik Squillace angegeben. Es läßt sich aber nur bestimmt sagen, daß sie in Calabrien vorfiel, wahrscheinlich „südlich über Cotrone hinaus" nahe an der Meeresküste. — Der junge Kaiser floh dem Meergestade zu, von wo aus er (nach dem Berichte Ditmar's von Merseburg) auf dem Rosse eines Juden nach einem der zwei, in seinem Dienste befindlichen griechischen Schiffe (Salandrien genannt), die er in der Ferne sah, hinschwamm, aber als er nicht aufgenommen wurde, wieder zurückkehrte. Da aber seine Verfolger immer näher kamen, warf er sich aber=

mals mit dem Roß in's Meer und wurde auf dem zweiten griechischen Schiffe, das jenem folgte, von einem Dienstmanne, der allein ihn kannte, aufgenommen und auf das Bett des Schiffsherrn gebracht. Da Otto aber von diesem erkannt wurde und sich nichts Gutes von ihm und seiner griechischen Mannschaft versah, bat er ihn, er möchte ihn zu Rossano an's Land setzen, wo er seine Gemahlin und Schätze habe, die er abholen und dann mit ihm nach Constantinopel fahren wolle, wo sein Schwager, der Kaiser ihm aus dieser Noth helfen werde. Der Grieche that's, und in der Nähe von Rossano schickte der Kaiser jenen Dienstmann an's Land, um die Kaiserin zu benachrichtigen. Bald darauf erschien sie mit Gefolge und Geschenken am Ufer, worauf der Grieche Anker warf und einige von dem Gefolge der Kaiserin in's Schiff ließ. Rasch sprang nun der Kaiser in's Meer, um an's Ufer zu schwimmen. Zwar wollte ihn beim Hinausspringen einer der Griechen am Gewand ergreifen, wurde aber von einem Ritter des Kaisers durchbohrt. Erschrocken wichen die Griechen auf die andere Seite des Schiffes, während des Kaisers Leute sich auf den Böten, auf denen sie gekommen waren, an's Ufer retteten. Zwar wollte nun der Kaiser dem Schiffsherrn die versprochene Belohnung geben, dieser aber war in seiner Bestürzung schon davon gesegelt. „So sahen diejenigen (sagt gedachter Geschichtschreiber), welche an List beständig alle anderen Nationen übertroffen hatten, sich nun selbst durch einen ähnlichen Kunstgriff getäuscht." — Theophano empfieng übrigens ihren Gatten mit den spöttischen Worten: „Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!" — eine Rede, die ihr die Deutschen sehr verargten.

Diese schwere Niederlage brachte dem kaiserlichen Ansehen in Italien merkbaren Schaden: Apulien und Calabrien giengen schnell wieder an die Griechen verloren. Auch in den lombardischen Städten wurde es unruhig. Zum Glück führten die treuen deutschen Vasallen ihrem Kaiser Verstärkung zu, und nachdem er einen allgemeinen Reichstag in Verona gehalten und auf demselben den bayerischen Heinrich wieder in sein Herzogthum eingesetzt, auch bei den Fürsten die Wahl seines dreijährigen Sohnes Otto zum deutschen König erwirkt und seine Mutter zur Statthalterin von Italien eingesetzt hatte, machte er neue Rüstungen zu einem Zug nach Unteritalien. Als er in Rom ankam, wo eben Papst Benedict VII starb, erhob er seinen treuen Erzkanzler, den Bischoff Peter von Pavia, unter dem Namen Johann XIV, auf den päpstlichen Stuhl. Inzwischen aber kam die Nachricht von einem neuen Aufstand der Wenden, welche die Bisthümer Havelberg und Brandenburg zerstört und die Nordmark sammt dem halben Erzbisthum Magdeburg eingenommen hatten, so daß jene Schöpfungen Otto's des Großen vernichtet schienen. Der Schmerz darüber und die neuen Sorgen, verbunden mit der Überanstrengung, der Otto sich in den letzten Zeiten hingegeben hatte, zog ihm ein hitziges Fieber zu, dem er, 28 Jahre alt, am 7. Dezember 983 erlag. Er wurde in der Vorhalle der (alten, nicht mehr vorhandenen) Peterskirche begraben.

5. Otto III. Theophano's vormundschaftliche Regierung. Otto's Römerfahrten. Bestrafung des Crescentius. Gerbert. Otto's Wallfahrt nach Gnesen. Otto am Grabe Karl's des Großen. Otto's letzte Römerfahrt.

Sein erst vierjähriger Sohn **Otto** III, wegen seiner geistigen Gaben das „Wunderkind" genannt, war eben zu Aachen gesalbt worden, als die Nachricht von des Kaisers Tod in Deutschland ankam. Treu ihrem Eide hielten die deutschen Fürsten am Kaiserhause und übergaben den kleinen König dem aus seiner zweiten Haft entlassenen Herzog Heinrich II von Bayern in die Vormundschaft, die er sogleich in Anspruch nahm. Als dieser aber gleich dem französischen König Lothar Versuche machte, die Krone an sich zu reißen, widerstanden die Fürsten einig und standhaft und nöthigten den Herzog, das königliche Kind seiner Mutter Theophano und Großmutter Adelheid zu übergeben. Diese ausgezeichneten Frauen erzogen ihn unter dem Beirath des Erzbischoffs Willigis von Mainz, eines weisen und würdigen Mannes, der sich vom Sohn eines Wagners zu dieser Würde emporgearbeitet hatte, und ließen ihn von dem tüchtigen Bischof Bernward von Hildesheim und dem gewesenen Bischoff Gerbert, dem berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichten und dabei in allen ritterlichen Übungen heranbilden.

Dabei wurde aber von Seiten seiner, übrigens hochgebildeten Mutter, die als Griechin eine zu geringe Meinung von der Bildung der Deutschen hatte, der Mißgriff gemacht, den jungen Kaiser gegen seine vaterländische Sprache und Sitte einzunehmen und ihm die byzantinische Hofsitte als Ideal darzustellen, so daß er z. B. bei Tafel von den Andern abgesondert saß und speis'te.

Beiden Frauen gelang es, die Ruhe des Reichs durch Klugheit, Mäßigung und Festigkeit glücklich wieder zurückzuführen. Denn nicht nur wurden die von den Wenden zerstörten Marken wiederhergestellt und die Ostgränze gegen die Ungarn geschützt, desgleichen die Herzoge von Polen und von Böhmen zur Lehenspflicht zurückgebracht, sondern es wurde auch mit dem französischen König Ludwig V, dem Nachfolger Lothar's, 987 Frieden geschlossen. (Gleich nach diesem Frieden starb Ludwig V, als der letzte französische Karolinger, worauf Hugo Capet durch Wahl zum Thron gelangte.) Theophano starb indeß schon 991 zu Nymwegen, erst 30 Jahre alt, worauf sich Otto's verständige Großmutter Adelheid mütterlich sorgend seiner annahm, bis er späterhin, durch leichtsinnige Genossen verleitet, sie zu ihrer Betrübniß von sich entfernte.

Doch ließ er ihr nachher noch Gerechtigkeit widerfahren. Sie zog sich zuletzt auf ihr Witthum im Elsaß zurück und starb an 70 Jahre alt 999 zu Selz, wo sie in dem von ihr gestifteten Kloster begraben wurde. Sie hatte die Deutschen nach Italien

gezogen und dieses Land auf Jahrhunderte mit Deutschland verbunden; sie hatte unter drei Kaisern auf die Leitung der Regierung großen Einfluß gehabt und konnte einst mit Recht die „Mutter der Könige“ genannt werden, als einer ihrer Enkel Deutschland und Italien, der andere Frankreich beherrschte.

Schon als Knabe hatte man ihn an verschiedenen Feldzügen gegen die Slaven, die von Jahr zu Jahr in Ostsachsen bekämpft werden mußten, Theil nehmen lassen, bis er so weit herangewachsen war, daß er 996 den von ihm längstersehnten Zug nach Rom antreten konnte. Daselbst ließ er an der Stelle des damals eben verstorbenen Papstes seinen Neffen Bruno (Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, das bei der Wiedereinsetzung Heinrich's II von Bayern abgetrennt und dem jüngern Heinrich aus dem babenbergischen Hause zugetheilt worden war) unter dem Namen Gregor V zum Papst wählen und sich von ihm am 13. Juli zum Kaiser krönen. Den Crescentius, der bis dahin in Rom ein gewaltthätiges Regiment geführt hatte, ließ er zur Verbannung verurtheilen, verzieh ihm aber auf die Fürbitte des Papstes und nahm ihm auf's Neue den Schwur der Treue ab. Kaum aber war er wieder nach Deutschland zurückgekehrt, um gegen die Slaven zu ziehen, als Crescentius in Rom einen Gegenpapst (Johann) aufwarf und des Kaisers Anhänger verhaftete.

Daher machte Otto 998 seine zweite Römerfahrt, eroberte durch den Markgrafen Eckhard von Meißen die Engelsburg, in die sich Crescentius eingeschlossen hatte, ließ ihn auf dem Dache derselben enthaupten und 12 andere trotzige Große ans Kreuz schlagen. An die Stelle des Papstes Johann, den die Römer selbst grausam verstümmelt hatten, setzte er Gregor V wieder ein, welcher den päpstlichen Stuhl wieder zu Ansehen brachte, und als derselbe schon im folgenden Jahre starb, beförderte Otto seinen theuern Lehrer Gerbert unter dem Namen Sylvester II auf den Stuhl Petri.

Gerbert stand als Gelehrter hoch über seiner Zeit. Er betrieb außer der Theologie und Philosophie auch die realen Wissenschaften, insbesondere Astronomie, Mathematik, Physik und Mechanik, und besaß darin so viele practische Kenntnisse und Fertigkeiten, daß die Unwissenheit jener Zeit ihn für einen Zauberer hielt. Er hatte sie sich auf einer Reise nach Spanien in den dortigen Städten und Schulen der Mauren erworben und in den Schulen Italiens und Roms erweitert. Er berechnete z. B. den Umlauf der Erde und anderer Planeten nach der Methode der Araber; er verfertigte Erd- und Himmelsgloben, sowie auch Sonnenuhren 2c. Schon Otto der Große, der ihn hochschätzte, machte ihn zum Abt von Bobbio; weil man ihn aber seines Wissens wegen dort verfolgte, begab er sich nach Rheims, wo er bald Vorstand der dortigen Gelehrtenschule wurde, und selbst den französischen König Robert und den gelehrten Fulbert von Chartres zu Schülern hatte. Darauf wurde er vom Kaiser Otto II zum Erzbischoff von Magdeburg und nach dessen Tod als Lehrer Otto's III zum Erzbischoff von Ravenna und von da zum Papst erhoben. Als solcher verfolgte er die streng römisch-kirchliche Richtung, nachdem er früherhin schismatischen Bestrebungen hingegeben war.

Um diese Zeit trat in Otto III eine trübsinnig-schwärmerische Stimmung hervor, welche bei der nicht starken Leibesbeschaffenheit des noch im Übergang zur Mannbarkeit begriffenen Jünglings zuweilen bis zur religiösen Selbstpeinigung stieg, sich aber allmählig wieder minderte.

Es waren italienische Asceten, die ihm diese Richtung gaben, so daß er eine Zeit lang in einem Kloster am Monte Gargano in Apulien strengen Bußübungen oblag und auch den 90jährigen Einsiedler Nilus besuchte; ja er soll selbst eine Woche lang in der Nähe von Ravenna bei Einsiedlern zugebracht und Visionen gehabt haben. Der Gedanke an das herannahende Ende des ersten Jahrtausends nach Christo, das in vielen Gemüthern der damaligen Zeit die Furcht vor dem Untergang der Welt erzeugte und nicht Wenige trieb, nach Jerusalem zu wallfahrten, um dieses Ereigniß dort abzuwarten, mochte in der Umgebung, der sich Otto hingab, auch auf jene, seine Thatkraft lähmende Befangenheit seines Geistes Einfluß gehabt haben. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er im J. 1000 eine Wallfahrt nach Gnesen zu dem Grabe des Märtyrers Adalbert, Bischoffs von Prag, des „Apostels der Preußen", der vor seiner Mission nach dem Norden im vertrautesten Umgang mit dem jungen Kaiser gelebt hatte und 999 von den heidnischen Preußen erschlagen worden war. Als er die Stadt von ferne erblickte, stieg er vom Pferde und gieng baarfuß den übrigen Weg zum Grabe, an welchem er heiße Thränen der Andacht und Buße weinte. Darauf erhob er das Bisthum Gnesen zum Erzbisthum und übergab ihm die Aufsicht über die Bisthümer Breslau, Krakau und Colberg. Der Herzog von Polen erwies ihm bei seiner Ankunft, wie bei seiner Abreise, die glänzendsten Ehren.

Da ihm von seinen Erziehern, insbesondere von dem ihm übermäßig schmeichelnden Gerbert, auf den Grund seiner Abstammung aus römisch-deutschem und griechischem Kaiserblute die höchste Idee von der Würde eines römisch-deutschen Kaisers beigebracht worden war und ihm der Stifter dieser Würde im Lichte des erhabensten Vorbildes erschien, so reis'te Otto von Gnesen aus nach dem Grabe Karls des Großen und ließ dasselbe öffnen, um sich an dem Anblick der Überreste desselben zu begeistern; und nachdem er Einiges von den Kleidungsstücken hinweggenommen und das goldene Kreuz, das den Todten schmückte, ab- und sich umgethan hatte, ließ er die Stätte wieder schließen und kehrte sodann nach Italien mit dem Gedanken zurück, das Reich der Römer in seiner ganzen Herrlichkeit wiederherzustellen. Ja er gieng, aus Vorliebe für Rom und die Römer und aus Geringschätzung der unfeinen Deutschen, mit dem phantastischen Plan um, die ehemalige Weltstadt zum Mittelpunct des abendländischen Reiches zu machen, welches er mit dem prunkvollen Ceremoniel des byzantinischen Hofes und mit mystisch-apokalyptischen Emblemen auszustatten gedachte. Allein ein Aufstand der Römer, die ihn drei Tage lang in seinem Palaste auf dem Aventin einschloßen, ließ ihn die Falschheit dieser Wälschen —, dagegen den entschlossenen Muth, womit ihn sein Gefolge, insbesondere der edle Bischoff Bernward von Hildesheim, vertheidigte, die Treue seiner Deutschen erkennen. Obgleich er den Römern verzieh, so wiederholten sie doch den Aufstandsversuch und verleideten

ihm das geliebte und bevorzugte Rom auf das gründlichste. Er verließ es für immer und nahm zu Ravenna seine Residenz, ohne übrigens seine Absicht auf die Erneuerung der Weltherrschaft Roms aufzugeben, die er auch dadurch zu fördern gedachte, daß er um die Hand eines griechischen Kaiserstochter für sich werben ließ.

Nachdem er die Römer durch Verheerung der Campagna gestraft und neue Streitkräfte aus Deutschland theils zur Dämpfung des noch fortbestehenden römischen Aufstands, theils überhaupt zur Herstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien entboten hatte, mußte er mit Schmerz wahrnehmen, daß nicht alle deutsche Fürsten, selbst nicht alle deutsche Bischöffe, auf deren Treue vorzüglich seine Macht beruhte, Folge leisteten, obgleich letztere zugleich zu einem Concilium nach Todi einberufen waren.

Denn während die Fürsten mit des Kaisers undeutschem Wesen und Gebahren unzufrieden waren, waren die Bischöffe durch einen zwischen dem Erzbischoff Willigis und dem Bischoff Bernward um die Rechte über Gandersheim entstandenen Streit unter sich entzweit. Daher kam weder das Concilium zu Stande, noch war Aussicht auf eine kräftige Behauptung der Kaisersache in Italien, zumal auch mehrere italische Fürsten, nicht ohne Vorwissen mancher italischen Bischöffe, gegen den Kaiser Ränke schmiedeten.

Da, als Otto eben in Paterno, von Feinden umgeben, schon Mangel zu leiden anfieng, erkrankte er an einem Fieber und starb am 23. Jan. 1002 im 22. Jahre seines Lebens.

Nach Ditmar von Merseburg starb er an den Frieseln; nach Wituchind von Corvei an Gift, das ihm Stephania, die Wittwe des Crescentius beibrachte, um den Tod ihres Gatten zu rächen. — Man mußte wegen der Treulosigkeit der Italiener seinen Tod so lange verheimlichen, bis ein hinreichendes Heer zusammengezogen war, um seine Leiche nach Deutschland zu geleiten, und dennoch mußte der Leichenzug sieben Tage lang beständige Angriffe erdulden, bis er Verona erreichte, wo Herzog Heinrich der Jüngere von Bayern ihn in Empfang nahm und nach Augsburg geleitete, von wo der Leichnam nach Aachen gebracht wurde. Seine Freunde, besonders ein großer Theil der Bischöffe, beklagten ihn sehr, da auch ihre Pläne mit seinem Tode scheiterten. Gerbert jedoch erhielt sich noch auf seinem päpstlichen Stuhle, da es seiner Gewandtheit gelang, mit den Römern einen Frieden zu schließen; doch starb er schon ein Jahr darauf.

Sein Urgroßvater, der erste Heinrich, hatte die Deutschen zur Selbständigkeit gebracht; sein Großvater, Otto der Große, hatte ihnen die Herrschaft errungen, indem er die nördlichen und östlichen Slavenvölker abhängig machte, auf die westlichen und südwestlichen schiedsrichterlichen Einfluß übte, Italien gewann, Rom unterwarf, das Kaiserthum an die Deutschen brachte, das Papstthum unter seinem Willen beugte und so das deutsche Reich zum gebietenden Mittelpunct im Abendlande erhob. Doch schon Otto II scheiterte an der versuchten Hinausrückung der Macht über ihre Gränze, und als dann Otto III das deutsche Reich in die phantastische Abstraction eines idealen Römerreichs verwandeln wollte, da entschwand ihm der Boden unter den Füßen und

die Herrschaft der Deutschen würde schon damals völlig zerfallen sein, wenn nicht der nüchterne, practischere Sinn des zweiten Heinrich in die naturgemäßere Bahn eingelenkt hätte, so daß das „römische Reich deutscher Nation" ungeachtet vorübergehender Schwankungen als etwas Reales, Thatsächliches sich noch lange auf dem Plan erhielt, da eben das „Kaiserthum" es war, was die durch Eifersucht so uneinigen deutschen Stämme dauernd an einander kettete und zum gemeinsamen Volksbewußtsein erhob.

6. Heinrich II der Heilige. Streben der Bischöffe nach Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt in ihren Sprengeln. Heinrich in Pavia. Aufstand der Lombarden. Die Kämpfe mit den Polen. Die Böhmen und ihr Verhältniß zum Reich. Zweiter italischer Zug. Vertrag mit Rudolf von Burgund. Dritte Römerfahrt. Grundlegung der Normannenherrschaft in Unteritalien.

Da mit Otto III der sächsische Mannsstamm erloschen war, so gab sich Herzog Heinrich von Bayern, Urenkel Kaiser Heinrich's I, als letzter Sprosse des sächsischen Königsgeschlechts, alle Mühe, die aus Italien zurückkehrenden Fürsten für die Wahl seiner Person zu gewinnen und erhielt zuerst die Stimme der Sachsen. Es machten sich aber auch der Markgraf Eckhard von Meißen, der ausgezeichnetste Kriegsfürst seiner Zeit, und der reiche, aber schwache Herzog Hermann von Schwaben Hoffnung auf die Thronfolge und verlegten Heinrichen den Weg nach Mainz zur Versammlung der fränkischen Großen. Aber während Markgraf Eckhard von Privatfeinden (zweien Söhnen des Grafen von Nordheim) zu Pöhlde ermordet wurde, gelangte Heinrich, das Heer der Schwaben bei Worms umgehend, nach Mainz, wo er unter Willigis' Beistand und mit Zustimmung der Franken am 6. Juni 1022 zum König gewählt und sogleich gesalbt und gekrönt wurde. Als solcher hat er in der Geschichte den Namen **Heinrich II der Heilige.** Durch diese seine Erhebung wurde ihm ein sechs Jahre zuvor gehabtes „Gesicht" wahr, in welchem sich ihm die Worte: post sex dargestellt hatten, die er anfangs auf seinen Tod gedeutet hatte. Nachdem er in Merseburg die Huldigung der Sachsen und Thüringer, so wie des Polenherzogs Boleslav empfangen und letztern mit der bereits von ihm besetzten Lausitz belehnt hatte, empfieng er zu Duisburg die Beistimmung der Lothringer und wurde zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen gesetzt, worauf auch der Schwabenherzog zur Unterwerfung gebracht wurde; doch beließ ihm Heinrich sein Herzogthum.

Da der Polenherzog Boleslav nicht auch die Mark Meißen vom Könige zu Lehen erhalten hatte, faßte er einen Groll, trachtete die Sachsen aufzuwiegeln und streckte auch seine raubbegierige Hand nach Böhmen aus. Die Ostmarken mit ihrer unruhigen slavischen Nachbarschaft sowohl, als auch der deutsche Westen im lothringischen Gebiet von Friesland bis in's Elsaß machten wegen fortwährender wilder

Fehden überhaupt jedem Kaiser viel zu schaffen. „In Lothringen, sagt der Merseburger Geschichtschreiber, geht nicht nur die Sonne, sondern alle Gerechtigkeit unter"; selbst der Kirchenbann wurde nicht geachtet.

So war nun Heinrich II zwar allgemein anerkannter König, aber nicht in herkömmlicher Weise durch gemeinsame Wahl der Stämme, sondern dadurch, daß er jeden Stamm einzeln durch Versprechungen und Zugeständnisse gewann, so daß vorauszusehen war, es würde ihm nicht an innern Kämpfen fehlen. Es zeigte sich aber, daß er denselben, nicht minder als den äußern Kämpfen durch seinen scharfen politischen Verstand, durch seine beharrliche, zähe Ausdauer und seine unermüdete, dabei willenskräftige Thätigkeit gewachsen war. Die meiste Noth bereiteten ihm die weltlichen Vasallen, welche stets nach Erblichkeit und nach Erweiterung ihrer Reichslehen trachteten. Darum stützte er sich, als auf ein Gegengewicht, auf die geistlichen Lehensträger, und verband, um sie sich willfährig zu machen, mit manchem Bisthum oder mancher Abtei oft mehr als eine Grafschaft, so daß seitdem die Bischöffe darauf ausgiengen, in ihren Bisthumssprengeln die geistliche und weltliche Gewalt miteinander zu verbinden.

Gleich im Anfang seiner Regierung, ehe er noch an die tiefern Schäden gehen konnte, wurde er veranlaßt, sein Augenmerk auf Italien zu richten, von wo er verschiedene Aufforderungen zur Hülfe erhielt. Denn es hatte sich unterdeß in der Lombardei Markgraf Harduin von Ivrea, ein leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, zum König aufgeworfen und die Alpenpäſſe besetzt.

Zunächst entsandte König Heinrich den alten Herzog Otto von Kärnthen dahin voraus; dieser aber wurde von Harduin in einem Passe überfallen und erlitt eine Niederlage, welche Harduin's Verwegenheit und Anmaßung nur noch mehr steigerte. Als König Heinrich selbst aufbrechen wollte, vernahm er, daß sich der arglistige Polenherzog Boleslav Chobry (d. i. der Tapfere) in den Besitz von Böhmen gesetzt habe und darauf ausgehe, alle Slavenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Zu gleicher Zeit erhob sich der Bundesgenosse desselben, der babenbergische Markgraf Heinrich von Österreich und riß die bayrischen Marken mit in die Empörung. In dieser Bedrängniß von Innen und von Außen beschloß König Heinrich, vor Allem dem innern Feinde entgegenzutreten. Er eilte daher zunächst nach Bayern, schlug den Markgrafen und zwang ihn, sich nach Böhmen zu flüchten. Unverweilt wandte sich dann König Heinrich gegen Boleslav, gewann die den Polen abgeneigten Wenden durch mancherlei Zugeständnisse wieder für die Herrschaft der Deutschen, stellte das zerstörte Bisthum Merseburg wieder her und verstärkte die gegen die Polen gerichteten Marken. Nachdem unterdeß auch Markgraf Heinrich, seinen Fehl bereuend, die Vergebung des Königs gesucht und gefunden hatte, konnte der König endlich seinen ersten Zug nach Italien unternehmen, um den dortigen Empörer zu züchtigen.

Umgeben von seinen Getreuen und mit einer ansehnlichen Heeresmacht erschien nun Heinrich, nach Überschreitung des Brenner, in Trient, ließ die Clausen an der Brenta stürmen, rückte dann über Verona,

Brixen, Bergamo, wo ihm überall die geistlichen und weltlichen Großen huldigten, in Pavia ein, und empfieng daselbst am 15. Mai 1004 die lombardische Krone, und zwar durch die Wahl der Lombarden. Harduin hatte sich auf eine Bergveste zurückgezogen.

Aber ein Theil der Pavesaner, denen Heinrich's Gerechtigkeitsliebe mißfiel und Harduin's schlaffe Nachsicht lieber war, griffen des Nachts den königlichen Palast auf das wüthendste an und wurden nur mit genauer Noth durch die Tapferkeit des königlichen Gefolgs so lange aufgehalten, bis des Königs Heer vor der Stadt am Morgen die Mauern erstieg und gegen die Stadt und ihre Einwohner, welche Steine und Geschosse auf das eindringende Heer warfen, mit Feuer und Schwert so lange wütheten, bis der König Einhalt gebot, worauf sich ihm nicht nur die Pavesaner, sondern auch die übrigen Lombarden sammt den Tusciern unterwarfen.

Bei jenem Sturm auf den Palast, soll sich der König durch einen Sprung aus dem Fenster haben retten wollen, wovon er einen lahmen Fuß und von der Krücke, die er tragen mußte, den Spottnamen „Huffeholz" erhielt.

Erfüllt mit Widerwillen gegen das Benehmen der Pavesaner, eilte Heinrich, ohne Rom zu berühren, wieder nach Deutschland zurück, um von Sachsen aus den unruhigen und anmaßlichen Polenherzog Boleslav, welcher Böhmen und Schlesien noch in Besitz hatte und fortwährend sich als ein hinterlistiger Blutmensch zeigte, endlich zur Strafe zu ziehen. Wirklich kam er demselben mit Hülfe des von ihm vertriebenen Böhmenherzogs Jaromir so unvermuthet auf den Hals, daß Boleslav entfloh und Jaromir zu Prag wieder auf seines Vaters Thron eingesetzt werden konnte. Darauf suchte Boleslav, vom Könige in seinem eigenen Lande angegriffen und bedrängt, um Gnade nach, und erhielt 1005 den Frieden zu Posen, in welchem er auf Böhmen und die Marken verzichten und die deutsche Lehnshoheit anerkennen mußte, aber Schlesien und Mähren behalten durfte. So war es dem Könige gelungen, die Ehre des Reichs zu behaupten, die östlichen Marken wieder zu gewinnen und den Polen zu demüthigen.

Hierauf wandte sich der König nach der bedrohten Nordwestgränze des Reichs: er brachte daselbst die dem Grafen von Holland stets widerstrebenden Westfriesen zum Gehorsam und wies den unter französischer Hoheit stehenden und deutsches Gebiet beeinträchtigenden Markgrafen Balduin von Flandern mit Hülfe des Königs Robert von Frankreich in seine Schranken zurück.

Nachdem er schon längerher in der Stille Vorbereitungen zur Gründung eines neuen Bisthums in Bamberg getroffen hatte, schritt er 1007 unter dem Beistand der Bischöffe, der Herzöge und des Papstes zur Ausführung des Plans. Sie wurde ihm jedoch wegen des anfänglichen Widerspruchs des Bischoffs von Würzburg nicht leicht, bis es ihm gelang,

auf mehreren Synoden diese seine Lieblingsstiftung zu Stande zu bringen und durch sie dieser damals noch armen Gegend, in der sie sich erhob, eine reich gesegnete Zukunft zu bereiten.

Zu dieser Stiftung verwendete er, außer einem Theil seines Vermögens auch das seiner frommen Gemahlin Kunigunde, die mit ihm „Ein Herz und Eine Seele" war: denn er wollte, da er keine Leibeserben hatte, „den HErrn Christus zu seinem Erben einsetzen." — Ein Verwandter des Königs, Namens Eberhard, wurde erster Bischoff von Bamberg. Der Dom wurde 1012 vollendet und am 40. Geburtstag des Königs in Gegenwart von 30 Bischöffen und allen Großen des Reichs durch den Patriarchen von Aquileja eingeweiht. Als sodann 1020 auch die neue Stephanskirche gebaut war, kam der Papst selbst über die Alpen herüber und vollzog die Weihe, an die sich glänzende Feste reihten. Die ganze Stiftung wurde dann durch die Gründung des Michaelsklosters auf dem Engelsberg vollendet (1021).

Das Verhältniß Heinrich's II zur Kirche hatte nichts von einer ascetischen oder gar schwärmerischen Innerlichkeit an sich; ihn zogen besonders die festen Ordnungen und altehrwürdigen Formen der Kirche an, so daß er darnach auch das Leben des Staats möglichst zu regeln strebte, und seines eignen Lebens Befriedigung aus der sorgsamsten und pünctlichsten Befolgung kirchlicher Vorschriften zu schöpfen sich bemühte. Daher suchte er auch mehr unter den Bischöffen und Äbten seine Rathgeber; auf sie stützte er vorzüglich seine Macht, ihnen schenkte er mehr Vertrauen, als den weltlichen Fürsten, und seine Freigebigkeit gegen sie, wie gegen die Kirche überhaupt, war außerordentlich. Dabei aber ließ er dennoch der Geistlichkeit durchaus keine Macht über sich; vielmehr lenkte er sie mit festem Willen, ja er übte unbedingte Herrschaft über sie, und glaubte sich um so mehr dazu berechtigt, je höher er sie stellte und begünstigte.

„Zwei Mächte sind es (heißt es in mehreren seiner Urkunden), durch welche vor Allem die h. Kirche Gottes regiert wird: die kaiserliche Macht und das Ansehen der Bischöffe". Dabei hielt er auf kirchliche Zucht und Ordnung, und reformirte Klöster und andere kirchliche Stiftungen mit unbeschränkter Machtvollkommenheit, ja er verfuhr dabei nicht selten mit äußerster, bis zur Härte gehender Strenge, um dem Verfall der Klosterzucht zu steuern. Gerade die berühmtesten Abteien wie z. B. Reichenau, Memleben, Hersfeld, selbst Corvei, erfuhren diese Schärfe am meisten. Da er selbst alles sein Vermögen der Kirche opferte, so leitete ihn bei diesen Reformen kein Eigennutz, sondern nur das Interesse der Ordnung und die Bedürfnisse des Reichs. Denn so viel er auch der Kirche und ihren Würdeträgern zuwendete, so viel, ja wohl um das Doppelte mehr mußten die Bischöffe und Äbte zu den Leistungen des Hof- und Kriegsdienstes beitragen. Sagte er doch in einer Urkunde fast ironisch: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen: denn wem mehr gegeben ist, von dem kann auch mehr verlangt werden!" Er pflegte auch mit Recht zu sagen, er habe sich die Last der Regierung nur dadurch erleichtert, daß er sie auf die Schultern der Bischöffe gelegt. Und so hart diesen oft jene Opfer und Leistungen ankamen, so ließen sie sich doch dieselben in der Regel gefallen, da ihre Begierde nach Ehren und Vortheilen dabei ihre Rechnung fand, und die von den weltlichen Großen viel Beneideten und Bedrohten doch nur vom Könige Schutz und Beistand erwarten

konnten. Doch bereiteten ihm manche Bischöffe, selbst solche, die von ihm eingesetzt worden waren, vieles Unangenehme. — Der ihm unter den deutschen Bischöffen am nächsten stehende war der mit dem sächsischen Hause verwandte Meinwerk von Paderborn, dem der Kaiser dieses verarmte Bisthum durch Schenkungen zu einem der reichsten machte, zumal Meinwerk wahrhaft erfinderisch war, ihm diese zu entlocken. Als dieser dem Kaiser einst einen äußerst kostbaren Mantel entnahm, rächte sich Heinrich auf folgende Weise: da er wußte, daß der Bischoff im Lateinischen nicht sattelfest war, ließ er durch seinen Kapellan in des Bischoffs Meßbuch bei einem Gebetformular in den Worten pro famulis et famulabus (für die Diener und Dienerinnen) die Silbe fa auskratzen, und verlangte dann, der Bischoff solle ihm am folgenden Tage eine Seelenmesse für seine Ältern lesen. Arglos las der Bischoff: pro mulis et mulabus (für die Maulesel und Mauleselinnen), und obgleich er erst nachher den Irrthum verbesserte, entgieng er dem Spotte des Königs und Hofes nicht. „Für meinen Vater und meine Mutter, sagte der König, solltest du beten und nicht für meine Mauler!" Der Bischoff drohte ihm mit dem göttlichen Zorn und ließ seine Wuth an dem Kaplan aus, den er geißeln ließ und dann seinem Herrn zurücksandte.

Bald darauf erfuhr der König von den drei Brüdern seiner Gemahlin den schwersten Widerstand, indem sich die beiden jüngeren eigenmächtig, der eine auf den Bischoffsstuhl zu Metz, der andere auf den bischöfflichen Stuhl zu Trier setzten und der älteste, der Herzog Heinrich von Luxemburg, den der König 1004 mit dem Herzogthum Bayern beliehen hatte, sie unterstützte. So kam es in der königlichen Familie zu einem verheerenden Krieg, der dem Herzog 1008 das Herzogthum Bayern kostete, welches der König wieder in seine eigene Verwaltung nahm.

Unterdeß war der Polenherzog Boleslav Chobry wieder in die sächsischen Marken eingefallen und hatte sich der Lausitz bemächtigt. Nachdem der König zunächst die Ordnung in den Marken hergestellt hatte, brach er, unterstützt von dem Herzog Jaromir von Böhmen, selbst gegen den Polen auf, der nun zwar aus den Elbegegenden wich, aber noch mehrmals wieder vordrang, bis endlich Boleslav, geschreckt durch die strenge Bestrafung mehrerer mit ihm verbündeter sächsischen Großen um Frieden anhielt und 1013 durch seinen Sohn Mieczislav (oder Miesco, Miseco) zu Magdeburg den Lehnseid leistete. Bald nachher kam er persönlich nach Merseburg und trug dem Könige das Schwert vor, wofür er aber auch die Lausitz und das Milzener Land zu Lehen erhielt. Von da an wendete der Polenherzog seine Waffen gegen Osten wider die Russen, denen er Kiew entriß, ja er machte sich selbst dem griechischen Kaiser furchtbar.

Die von den Deutschen so kräftig geschützten Böhmen aber blieben dem deutschen Reiche treu, selbst als ihr König Jaromir von seinem Bruder Udalrich entthront wurde. Denn sie erkannten mehr und mehr, daß sie nur in Verbindung mit Deutschland sich bei einer gewissen nationalen Selbständigkeit erhalten könnten.

Die **Böhmen** nennen sich auch Tschechen, ein Namen, den die böhmische Sagengeschichte von ihrem Stammvater Tschech ableitet, der sie in früher Zeit in das von den Germanen verlassene Böhmenland geführt und dort die Hauptstadt Prag gebaut habe. Innere Zwietracht brachte — wie die Sage weiter berichtet — ihr Volksthum der Auflösung nahe, bis sich ein Wahrsager als Herrscher aufwarf, der die Einheit und Ordnung wieder herstellte und das Reich seiner, ebenfalls mit dem Wahrsagergeiste begabten Tochter Libussa hinterließ. Diese, gedrängt von ihren Großen, einen Gatten zu wählen, schickte Boten aus, die denjenigen ihr zuführen sollten, den sie zuerst hinter dem Pflug gehend treffen würden. So wurde denn Primislav, ein Bauer, Libussa's Gemahl und König von Böhmen. Als Libussa starb, wollten sich die Weiber seine Herrschaft nicht gefallen lassen, worüber der sogenannte böhmische Mägdekrieg ausbrach, der erst nach sieben Jahren durch Besiegung der Widerstrebenden endete, worauf Primislav den Thron auf seine Nachkommen vererbte.

Das Christenthum fand bei den Böhmen zur Zeit der letzten deutschen Karolinger durch den K. 1, 1. erwähnten griechischen Mönch und Missionar Methodius Eingang, von welchem sich der Böhmenfürst Borciwoy mit seiner Gemahlin Ludmilla, die ihren Gatten dafür gewonnen hatte, um das Jahr 870 taufen ließ. Doch breitete sich dasselbe unter seinen nächsten Nachfolgern nur langsam aus. Die Abhängigkeit vom deutschen Reich, zu welcher die Karolinger sie gebracht hatten, mußte oft durch Kriegszüge gegen sie wiederhergestellt werden. Als Herzog Boleslav I, der sich durch Brudermord auf den Thron geschwungen hatte und das Christenthum auf das wüthendste verfolgte, nach seinem Abfall vom Reich in das sächsische Land einfiel, wurde er von Hermann Billung (K. 2, 2.) geschlagen und gefangen, Böhmen aber seinem Sohne Boleslav II dem Frommen überlassen, der dann das Christenthum in seinem Lande auf jede mögliche Weise zu fördern suchte.

Der König Heinrich II stand nun im 12. Jahre seiner Regierung, als er den Entschluß faßte, seine zweite Römerfahrt zu unternehmen, um sich auch die römische Krone zu holen, zu deren Erwerbung ihn theils die klare Erkenntniß, daß er des Kaisernamens bedurfte, durch dessen Glanz und Bedeutung sich die widerstrebenden Elemente in Deutschland besser zusammenhalten und einigen ließen, theils die Nothwendigkeit bewog, der kaiserlichen Partei in Italien die Oberhand zu verschaffen. Von seiner Gemahlin Kunigunde und einem treuergebenen Heere begleitet, überstieg er im Winter 1013 die Alpen und nahm, während Harduin von Ivrea scheu vor ihm zurückwich, über Pavia, wo ihm die italienischen Bischöffe als ihrem Beschützer huldigten, und über Ravenna, wo ihn Papst Benedict VIII empfieng, ungehindert seinen Weg nach Rom, wo er einen glänzenden Einzug hielt und am 14. Febr. 1014 sammt seiner Gemahlin Kunigunde in St. Peter die römische Krone empfieng.

An den Stufen der Kirche übergab ihm der Papst einen goldnen in Edelsteinen gefaßten und oben mit einem glänzenden Kreuze geschmückten Reichsapfel als Sinnbild der von Christi Kreuz beherrschten Welt. Als er die Frage des Papstes, ob er ein treuer Schutz- und Schirmherr der Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern Treue beweisen wolle, bejaht hatte, öffnete sich dem königlichen Paare die Pforte des Heiligthums und es erfolgte die Weihe und Krönung.

Nachdem der Kaiser noch den Rest der übermüthigen, dem Papste feindlichen Adelspartei vollends unterdrückt und zuletzt nach einem zweitägigen Aufstand einer Faction in Rom mit seinen Deutschen niedergeschlagen hatte, gieng er wieder nach Pavia und kehrte von da, weil sich die Lombarden ruhig verhielten, wieder nach Deutschland zurück, wo er sich wohler fühlte.

„Denn," sagt sein Geschichtschreiber, „Italiens Luft und Bewohner stimmen nicht zu unserer Natur. Viel Tücke und Hinterlist herrscht leider im Römerlande und in der Lombardei. Alle, die dorthin kommen, empfängt nur wenig Liebe; Alles, dessen dort die Fremden bedürfen, muß bezahlt werden, und zwar immer noch mit Gefahr des Betrugs; viele sterben auch an Gift." — Gleich nach des Kaisers Abzug fieng Harduin wieder an, sein altes Wesen zu treiben, zog sich aber bald, von vielen seiner Anhänger verlassen und durch Krankheit zur Reue ermahnt, in ein Kloster zurück.

Fortan waltete König Heinrich II — stets die Wiederherstellung und Wiederbefestigung des deutschen Reichs, in das er den nach Italien verrückten „Schwerpunct" wieder zurückverlegte, im Auge behaltend — auch in Italien durch deutsche Sendboten und hielt durch Besetzung der Bisthümer mit Männern seiner Wahl den Übermuth der weltlichen Fürsten im Zaum und entschied von Deutschland aus ihre Streitigkeiten.

Aber nicht allein „Wiederhersteller," sondern auch „Mehrer des Reichs" wollte er sein. Dieß zeigte er in der Erwerbung der Anwartschaft auf das burgundische Reich, die schon jetzt zu verwirklichen ihn die damals noch fortdauernden Kämpfe mit den Polen hinderten.

Schon im Jahr 1006 hatte ihm der kinderlose König **Rudolf** III von Burgund, sein Oheim mütterlicher Seits, die Erbfolge im burgundischen Reich zugesichert. Allein der burgundische Adel wollte eine solche Erbfolge nicht gelten lassen, und besonders machte der ebenfalls mit dem burgundischen Hause verwandte Graf Otto Wilhelm von Poitiers (ein Enkel Berengar's II von Ivrea) Anspruch auf die Nachfolge und brachte durch seine Verbindung mit der mißvergnügten Adelspartei seinen König in große Bedrängniß. Daher bot diesem Kaiser Heinrich seine Hülfe an und hielt 1016 mit König Rudolf eine Zusammenkunft zu Straßburg, wo dieser das frühere Versprechen bestätigte und dem Kaiser förmlich die Lehnsherrschaft über alle burgundischen Lande übertrug, ja ihm schon jetzt die Ausübung aller Regierungsbefugnisse überließ. Weil sich nun der burgundische Adel diesem Vertrage widersetzte, zog der Kaiser gegen die Widerspänstigen aus und belagerte Basel. Da er es aber nicht einnehmen und auch sonst wegen unzureichender Streitkräfte nichts ausrichten konnte, so wurde Rudolf wankend und machte den Vertrag wieder rückgängig. Abermals dann von seinen Vasallen bedrängt, schloß er den Vertrag zum zweitenmal und übergab dem Kaiser die burgundischen Reichskleinodien. Das gleiche Spiel wiederholte der schwache König zum drittenmal, bis es 1023 zu einer Übereinkunft kam, wornach der Kaiser zwar der Ausübung der Regierungsrechte in Burgund auf Rudolf's Lebzeiten entsagte, aber sein Erbrecht festhielt. So blieb die Sache bis zum Tode des Kaisers.

Im Jahre 1020 kam Papst Benedict VIII (aus einem Hause, das sich der Abstammung von Julius Cäsar und Octavian rühmt, — ein

Mann von nicht sehr geistlichem Sinn, aber weitem, unternehmenden Blick, der sich zum Schutze Italiens berufen glaubte), an das kaiserliche Hoflager nach Bamberg, weniger um die Stephanskirche daselbst feierlich einzuweihen, als vielmehr um den Kaiser zu einem Kriegszug nach Unteritalien zu vermögen, theils gegen die räuberischen Sarazenen oder Araber, welche Benedict selbst schon einmal gedemüthigt hatte, theils gegen Griechen, welche, von Constantinopel aus unterstützt, sich in Apulien ausbreiteten.

Schon einmal hatte Benedict eine Schaar normannischer aus Jerusalem zurückkehrender Ritterpilger und nachher, noch andere aus der Normandie zuströmende Kämpfer bewogen, den Fortschritten der Gegner entgegenzutreten; sie waren aber geschlagen worden und Apulien in Gefahr, die Beute der Griechen zu werden, und da sogar die Fürsten von Benevent, Capua und Salerno sich auf die Seite der Griechen neigten und selbst das päpstliche Gebiet bedrohten, so eilte Benedict, des Kaisers Hülfe zu gewinnen.

Als Heinrich seine Rüstungen vollendet und für die Ruhe in Deutschland gesorgt hatte, unternahm er 1021 seine dritte Römerfahrt, auf der er die Griechen aus Apulien hinaus und weit in Unteritalien zurückdrängte, auch die Herzoge von Benevent, Capua, Salerno und Neapel zur Unterordnung zwang, die jedoch keine dauernde war.

In Italien nämlich angelangt, huldigten ihm auf dem Landtag zu Verona die geistlichen und weltlichen Großen, worauf er, von einem lombardischen Heere verstärkt, von Ravenna aus im Anfang des Jahres 1022 in drei Heeresabtheilungen nach Unteritalien aufbrach. Zu Benevent empfieng ihn der Papst und begleitete ihn. Während er die starke Veste Troja belagerte, die sich erst nach 4 Monaten ergab, eroberte der Erzbischoff von Köln an der Spitze des übrigen Heeres Capua und Salerno und brachte außerdem noch Neapel und Amalfi wieder an das Reich. Weil nun aber die heiße Jahreszeit eingetreten war und Krankheiten erzeugte, stellte der Kaiser den weitern apulischen Zug ein und trat die Rückkehr an. Nachdem er noch im Kloster Monte-Cassino einen neuen Abt eingesetzt und ihn vom Papst hatte weihen lassen, errichtete er bei Sora eine Grafschaft und bestellte darin 25 tapfere normannische Ritter, die ihm Hülfe geleistet hatten zu Hütern dieser Mark gegen die Griechen, ohne zu ahnen, welch' eine mächtige Stütze diese kleine Herrschaft einst für die päpstliche Gewalt gegen die kaiserliche abgeben sollte.

Hierauf eilte er über Rom, wo er nur wenige Tage noch verweilte, durch die Lombardei, wo der Kern seines Heeres von Seuchen dahingerafft wurde, über die Alpen nach Deutschland zurück, wo unterdeß Alles ruhig geblieben war. Hatte auch der Kaiser den Zweck seiner dritten Römerfahrt, die Griechen aus Italien zu vertreiben, nicht erreicht, so hatte er doch dadurch gezeigt, daß das Kaiserthum das römische Bisthum zu schützen wisse, und daß Kaiser und Papst in Betreff einer Reinigung und Festigung der kirchlichen Zustände einig seyen. Denn gleich nach seiner Ankunft in Deutschland betrieb der Kaiser im Einverständniß mit dem Papste ein großes Concilium für das ganze Abendland, auf welchem die in Verfall gerathenen kanonischen Bestimmungen wieder aufgerichtet und alle Spaltungen geschlichtet werden sollten.

Daher hielt er nach Abhaltung eines Reichstags zu Aachen mit dem König Robert von Frankreich zu Ivois an den Ufern der Maas eine glänzende Zusammenkunft, bei welchem beide Herrscher einen Freundschaftsbund schloßen und sich über die Errichtung eines allgemeinen Landfriedens in ihren Reichen, so wie über die Wahrung des Kirchenfriedens beredeten und mit dem Papst übereinkamen, daß das allgemeine Concil in Pavia sollte gehalten werden.

Nachdem der Kaiser noch zu Verdun den burgundischen Grafen Odo von Champagne wegen Landfriedensstörungen zurechtgewiesen hatte, hielt er in Basel auch mit dem König Rudolf von Burgund eine Zusammenkunft, um auch ihn für das allgemeine Reformconcil zu stimmen.

Das Hinderniß, welches schon länger her der Erzbischoff Aribo von Mainz mit einem großen Theil deutscher Bischöffe auf einer Synode zu Seligenstadt jenen Bestrebungen des Kaisers und des Papstes entgegensetzte, sollte eben durch die Absetzung Aribo's gehoben werden, — als unvermuthet der Papst Benedict VIII starb, ja nicht lange darauf der Kaiser erkrankte. Nachdem er noch das Osterfest in Magdeburg gefeiert und geistliche und weltliche Belehnungen ertheilt hatte, starb er in seiner Pfalz Grona (bei Göttingen) am 13. Juli 1024 im 52. Jahre seines Lebens, im 23. seiner königlichen und im 12. seiner kaiserlichen Regierung.

Vor seinem Sterben hatte er seine Gemahlin Kunigunde beauftragt, die Reichskleinodien (Mantel, Scepter, Schwert) demjenigen auszuliefern, der von der deutschen Nation in freier Wahl zu seinem Nachfolger gewählt werden würde. Sein Leichnam wurde im Dom zu Bamberg beigesetzt, wo nachher an seiner Seite auch seine Gemahlin Kunigunde ihre Ruhestätte erhielt. Im J. 1081 brannte aber der Dom ab, und dabei zerstörte das Feuer auch die beiden königlichen Grabstätten. Als der Dom noch schöner wieder aufgebaut wurde, erhielt das Königspaar auf Veranstaltung des Fürstbischoffs ein würdiges Grabdenkmal. Im Jahr 1146 wurden Heinrich und Kunigunde von dem Papst Eugen III unter die Heiligen versetzt.

3. Kapitel. Verfassung und Cultur Deutschlands unter den sächsischen Kaisern.

1. Streben der Lehnsfürsten nach Vergrößerung ihrer Macht. Gegengewicht durch die Pfalz- und Markgrafen. Kaiserliche Schirmvogtei über die Kirche. Die Politik der Ottonen gegenüber dem Papste.

Die aristokratisch-monarchische Regierungsform, in welche die unbeschränkte Lehensmonarchie Karl's des Großen unter seinen Nachkommen durch das Wiederaufkommen der herzoglichen Macht übergegangen war, hatte sich theils durch das Bedürfniß des Schutzes gegen die Gränzfeinde, theils durch die in der Verschiedenheit der Stämme ge-

gründete Anhänglichkeit an einen Stammfürsten als nothwendig und naturgemäß herausgestellt. Wenn nun diese Lehensgroßen stets das Wohl der Gesammtheit vor Augen gehabt und sich nicht so oft eigensüchtig der königlichen Macht entgegengesetzt hätten, so würde weder die Einheit des Reichs, noch das Gleichgewicht der weltlichen und geistlichen Macht darunter gelitten haben.

Die Herzöge hatten das Recht, den allgemeinen Heerbann ihres Landes, der die kleinern Lehnspflichtigen des Reiches enthielt, aufzubieten, die Landtage zu berufen und auf denselben Streitigkeiten durch Vergleich zu schlichten oder über die Streitenden mit Zuziehung Nichtbetheiligter Recht zu sprechen. Obgleich ihr Amt noch nicht erblich war, der König also es im Fall einer Lehnspflichtverletzung oder beim Tode des Lehnsträgers einziehen und einem andern geben konnte, so galt es doch für despotisch, wenn der König die Herzogswürde nicht auf die Söhne übergehen ließ, wodurch dann aber freilich der künftigen Erblichkeit Vorschub geleistet wurde. Und da anderseits die Königswahl von den Herzögen abhieng, so waren die Kronbewerber genöthigt, sich die Stimme derselben durch mancherlei Rechtsbewilligungen zu gewinnen, die der kaiserlichen Machtfülle Abbruch thaten. — So kam es, daß, während es Frankreichs Königen leichter wurde, sich ihre Machtunbeschränktheit zu erringen, das deutsche Königthum verhindert ward, zur vollen Erscheinung zu kommen, zumal sich die Herrscherkraft nicht auf Deutschland allein concentriren konnte, sondern sich in Folge der dem Kaiserthum inne wohnenden Idee zugleich auf die von Deutschland abhängigen Lande zu richten hatte. Nichts desto weniger war diese Vertheilung der herrschenden Kraft auf die verschiedenen deutschen Einzelstaaten der innern Entwicklung des deutschen Kerns und Wesens bei weitem förderlicher, und brachte durch das dadurch ermöglichte vollständige Hervortreten der Stämme-Eigenthümlichkeiten jene reiche Mannichfaltigkeit hervor, durch welche das deutsche Leben und Volksthum jener Zeiten sich vor andern Volksthümern so wesentlich und vortheilhaft auszeichnet.

Das Streben der Lehnsfürsten nach Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten der Kaisermacht trat unter schwachen Kaisern am meisten hervor und es bedurfte eines äußerst starken Willensarms von Seiten des Reichsoberhaupts, um jenes Streben zurückzudrängen. Nur durch eine Politik, wie die der Ottonen, welche theils die meisten Herzogssitze mit Verwandten besetzte, theils sich durch Aufstellung von Pfalzgrafen zur Verwaltung und Sicherung der königlichen Rechte in den Herzogthümern, vorzüglich aber durch Belehnung der Bischöffe und Äbte mit bedeutenden Immunitäten, ja sogar mit den Grafschaftsrechten die Geistlichkeit verbindlich und willfährig machte, konnten sich die Kaiser (wie sich besonders bei Heinrich II zeigte) im Kampf mit ihren weltlichen Vasallen bei Macht erhalten.

Die **Pfalzgrafen**, welche von den Ottonen eingeführt wurden, waren im Grunde ständig gemachte missi regii (jene Sendboten Karl's des Großen s. XIV 8, 1). Ein solcher Pfalzgraf hatte in dem Herzogthum, für das er aufgestellt war, die kaiserlichen Allodialgüter, Regalien und andern Gefälle zu verwalten, und dabei selbst über den Herzog eine Art Aufsicht zu führen. — Die Kaiser verschafften sich auch dadurch ein Gegengewicht gegen die Herzöge, daß sie über neueroberte Gränzländer **Markgrafen**

setzten, die von den Herzögen unabhängig waren; eben so dadurch, daß sie innerhalb eines Herzogthums das Emporkommen mächtiger Grafen begünstigten, die zwar dem Namen nach von den Herzögen abhängig waren, aber durch ihre großen Lehngüter denselben das Gleichgewicht hielten. Manche solche Grafen verdrängten in der Folge die Stammherzöge und wurden dem Kaiser und dem Reiche weit gefährlicher.

Um sich die Geistlichkeit geneigt zu machen, beschenkten die deutschen Könige im Reiche — und, ihnen nach, die Herzöge in ihren Landen — die Stifter und Klöster nicht nur mit Gütern verschiedener Art, z. B. mit Weiden, Wäldern, Bergwerken, mit Jagdrecht, Fischereibenutzung, Zollgerechtigkeiten, sondern auch mit mannichfaltigen Immunitäten oder Befreiungen von öffentlichen Lasten (Kriegsfuhren, Einlagerungen 2c.), selbst oft mit der Exemtion (Ausnahme) von der Gewalt der königlichen Beamten; ja viele Bischöffe erhielten die Befugniß, in ihrer Umgebung das Grafenamt, also die Gerichtsbarkeit sammt dem Blutbann an ihre Kirchenvögte zu übertragen, so daß in solchen geistlichen Gebieten kein königlicher Beamter mehr einschreiten durfte. Es wurden den Bischöffen sogar ganze Gaue mit voller Gerichtsbarkeit sammt dem Rechte übergeben, Beamte darin einzusetzen und die Freien zum Heerbann aufzubieten. Heinrich II gieng so weit, daß er mit mancher Kirche zwei oder drei Grafschaften, ja mit der zu Gandersheim sieben Grafschaften verband! Dagegen nahmen sich aber auch die Könige das Recht, selber die Bisthümer entweder unmittelbar mit Männern ihrer Gunst zu besetzen oder die Wahlen der Domkapitel nach Umständen zu bestätigen oder ihre Zustimmung dazu zu verweigern, somit also die Verhältnisse des Lehnwesens auf den ganzen Kirchengüterumfang überzutragen, — was so weit gieng, daß sie selbst die Feudalstrafen gegen widerspänstige oder nachlässige Bischöffe anwandten. Es leistete daher der Bischoff oder Abt beim Antritt seines Amtes, gleich den weltlichen Vasallen, dem Könige den Lehnseid und empfieng aus den Händen desselben Ring und Stab zum Zeichen der Übertragung aller dem Stifte eingeräumten Güter und Rechte. Dieses Ernennungsrecht oder Recht der Investitur übten die Könige allerdings nicht unwidersprochen, und vielfach beriefen sich die Kirchengemeinden und der Klerus auf ihr uraltes Recht, sich ihre Vorsteher selbstständig zu wählen. Manchem Stifte glückte es, sich in seinem Wahlrechte zu behaupten; andere suchten es sich wenigstens als ein Privilegium zu erwerben. Wer freilich sich von weltlicher Hand so viele Vortheile und Gaben geben ließ, mußte sich es gefallen lassen, wenn ihm dieselbe Hand auch oft schwer auflag!

Mehr und mehr erschien die Kirche unter die weltliche Macht gebeugt, die sich nicht selten hart, ja grausam zeigte, was z. B. daraus zu ersehen ist, daß Herzog Heinrich I von Bayern den Erzbischoff von Salzburg sogar blenden ließ, weil er für Ludolf Partei genommen hatte. Obgleich der Klerus in der Verehrung des Volks und im Kirchenbanne bedeutende Mittel zu seiner Vertheidigung hatte, so konnte er doch in dem ruhigen Besitze seiner Güter weder selbst sich schützen, noch selbst vom Könige hinreichend geschützt werden. Ermordungen der Bischöffe und Beraubung ihres Kirchenguts durch mächtige weltliche Nachbarn kamen selbst unter den sächsischen Kaisern noch oft vor. Aus Furcht vor Mißhandlungen begaben sich daher Kirchen und Klöster in die Schirmvogtei des Königs oder sonst eines mächtigen weltlichen Fürsten, der natürlich dadurch das Recht bekam, den Kirchenvogt zu setzen. Die Kirchenvögte selbst, mochten sie nun vom geistlichen oder weltlichen Oberherrn gesetzt sein, suchten ebenfalls ihr Amt zu einem erblichen Beneficium zu machen, vergaben es an Untervögte, oder vertauschten oder verpfändeten es, so daß dadurch die Verwirrung nur um so größer wurde.

Der gewaltthätige, zügellose Sinn jener Zeit ergiebt sich schon aus dem Umstand, daß wenn ein Abt oder sonstiger Stiftsvorsteher starb, die Leute oft gewaltsam in das Kloster oder Stift eindrangen und so lange darin hausten, bis alle Vorräthe aufgezehrt waren; daß ferner unzählige Mordthaten vorfielen, wie denn der Bischoff Burkhard von Worms († 1025) in seinem Sprengel nur in einem einzigen Jahre 35 Mörder zählte, die alle keine Spur von Reue bewiesen; daß endlich Menschenraub und Menschenhandel häufig vorkam, mit welchem letztern sich besonders die Juden befaßten.

Dieselbe Politik der Kaiser, wie die gegenüber den weltlichen Vasallen, bewährte sich gegenüber dem Papste: denn die durch solche bedeutende Vortheile gewonnenen Bischöffe und Äbte machten es den deutschen Kaisern möglich, nicht nur die Schirmvogtei über die Kirche zu behaupten, sondern überhaupt dem Kaiserthum das Übergewicht über das Papstthum, zu geben, — ein Übergewicht, das dann allerdings bei einzelnen gewaltigen Kaisern leicht in Überschreitung der geistigen Gränzlinie, welche zwischen diesen beiden höchsten Gewalten bestund, folglich in Eingriffe in das Innere der Kirche übergieng. Dies war vorzüglich bei den von den Kaisern veranstalteten Concilien zur Einsetzung von willfährigen Päpsten öfters der Fall. Das Bestätigungsrecht der Papstwahl, das sich Otto der Große von dem Papst und den Römern hatte geben lassen, wurde übrigens in der Regel von dem päpstlichen Stuhle bestritten, der vielmehr umgekehrt das Bestätigungsrecht der Kaiserwahl für sich in Anspruch nahm, wozu er jedoch nur in Bezug auf die Karolinger einen Grund anführen konnte, der ihm in Bezug auf die folgenden deutschen Könige mangelte, welche vielmehr seit Otto dem Großen, dem Wiederhersteller dieser Würde, nicht selten die römische Krone erst erkämpfen mußten.

Die bei solchem Ineinandergreifen staatlicher und kirchlicher Rechte so nahe liegende Gefahr eines Übergriffs von der einen, wie von der andern Seite, ließ sich nur durch Selbstverleugnung vermeiden; fehlte diese, so konnte ein Kampf nicht ausbleiben, der, je höher sich die Ansprüche steigerten, desto erbitterter geführt und desto verderblicher auf das Wohl des Ganzen zurückwirken mußte. Daß und wie es zu solchem Kampfe kam, zeigt die Geschichte der folgenden Periode.

2. Das Lehnrechtswesen; das Gericht der Gleichen. Das Ritterwesen. Das deutsche Städtewesen vor seiner Ausbildung durch das lombardische. Die freien Bauerngemeinden. (s. XIV. 2, 4.)

Die Lehensverfassung, deren Entstehung aus germanischem Herkommen in XII. 2, 2. und dessen weitere Entwicklung zuerst durch die Stiftung germanischer Reiche in XIII. 12, 3., dann vorzüglich in Frankreich unter den Pippiniden in XIV. 2, 4. und unter den Karolingern in XIV. 8, 1 dargelegt worden ist, hat im 10. Jahrhundert seine Vollendung empfangen. Durch die so genaue Einfügung des Vasallenthums in den staatlichen Zusammenhang wurde die königliche Gewalt aus-

nehmend erhöht, indem es den waffenfähigsten und krieggeübtesten Theil des Volks durch das heiligste Gelübde, welches der Deutsche kannte, das der unverbrüchlichen Treue, mit dem Herrscher enge verband. War nun zwar auf diese Weise das Verhältniß des Lehnsmanns zum Lehnsherrn dem Grundsatze nach fest bestimmt, so ermangelten doch die Verhältnisse der Lehnsmannen unter einander einer nähern Bestimmung. Es betrachteten sich die auf der nämlichen Stufe stehenden Vasallen eines und desselben Lehnsherrn unter einander als Gleiche, Pares, und die größern unter ihnen gebahrten sich auf ihren Lehen wie souveraine Herren, als welche sie Gesetze gaben, Recht sprachen, Krieg führten, Münzen schlugen und ähnliche Hoheitsrechte ausübten. Ihre gegenseitigen Rechte waren aber so wenig durch ein Gesetz geordnet, daß die etwa unter ihnen vorfallenden Zwistigkeiten meist nur durch Gewalt und blutige Fehden entschieden werden konnten, welche Land und Leuten zum Verderben gereichten.

Wie oft auch die dem Lehnsherrn schuldige Heerfolge oder der Vasallendienst die Feudalglieder vereinigte; — wie mannichfaltig auch die durch das Kriegs- und Hofleben entstehenden Berührungen derselben unter einander waren: so wurde dadurch doch die aus ihrer einseitigen Stellung und Bevorrechtung entspringende Willkühr und Hinneigung zur Gewaltanwendung nicht aufgehoben. Und hierin ist hauptsächlich die politische Schwäche des Feudalstaates, sowie auch ein wesentliches Hinderniß einer raschern bürgerlichen Entwicklung zu suchen. Diesen Mangel einer geordneten bürgerlichen Verbindung im Feudalstaate suchten jedoch — außer dem Alle umschlingenden Kirchenverbande — noch gewisse andere Institutionen zu ersetzen, zu denen vorzüglich das sich daneben von selbst entwickelnde Lehnrecht und das Ritterwesen gehört.

Es verbreitete sich nämlich mit dem Lehnwesen selbst durch den im deutschen Volke wohnenden Rechtssinn ein eigenes **Lehnrecht** fast über das ganze westliche und mittlere Europa, soweit der deutsche Einfluß reichte, und entwickelte sich nach und nach zu einem vollständigen bis in's Einzelnste gehenden System, welches bis zu unserm Jahrhundert von großer Bedeutung blieb und auf dem Grundsatze ruhte, daß der Gleiche nur von Gleichen gerichtet werden könne. Sah sich nämlich Jemand in seinem Rechte verletzt, so klagte er bei dem Lehnsherrn; dieser durfte aber nicht entscheiden, sondern mußte die Pares des Angeklagten berufen, welche über den streitigen Fall das Urtheil sprachen, das dann der Lehensherr durch seine Lehnsleute vollziehen ließ.

Das Gericht der Gleichen schlichtete nicht bloß die Lehn-Rechtshändel zwischen den Dienstmannen des nämlichen Lehnsherrn, sondern auch die Lehnsstreitigkeiten zwischen dem Dienstmann und dem Lehnsherrn. War in einem das Lehnsverhältniß nicht berührenden Streite der Beklagte ein unmittelbarer Vasall des Königs, so hatte der König

selbst und allein zu entscheiden. Im Fall der Rechtsverweigerung oder der Unzufriedenheit einer Partei mit dem Spruche galt ebenfalls Berufung an den höhern Lehnsherrn und zuletzt an den König, dessen Ansehen und Einfluß in dem gleichen Maaße wuchs, als die Macht der großen Vasallen zerfiel.

Diese Berufung an den höhern Lehnsherrn wurde allmählig auch in nicht-lehnrechtlichen Fällen angewendet, besonders da leicht durch falsche Deutung und durch Kunstgriffe etwas als ein Lehnsverhältniß dargestellt werden konnte, was kein solches war. Diese Ausdehnung der lehnrechtlichen Gränze durch Unterwerfung der mittelbaren Vasallen unter das oberherrliche Gericht war besonders für die französischen Könige das Mittel, ihre nachmalige Unbeschränktheit vorzubereiten.

In Bezug auf die Organisation des Gerichts der Gleichen, sowie auf die Art der Berufung und Zusammensetzung desselben gab es noch wenig allgemein gültige Formen. Es blieb dabei dem Belieben des Lehnsherrn zu viel überlassen, und der Vollziehung des erkennenden Richters fehlte vollends alle Gewähr, so daß gar häufig der Verurtheilte, der sich dem Spruche nicht fügen wollte, Fehde bot und so am Ende wohl noch als Sieger hervorgieng. — Oft war selbst der gerichtliche Zweikampf — der sog. Schwertspruch, placitum ensis — der einzige Ausweg, einer noch größern Gesetzlosigkeit vorzubeugen, und die Anwendung dieses im damaligen kriegerischen Geiste des Volkes liegenden Rechtsmittels war daher mit viel ausgebildeteren Formen umgeben, als selbst das friedliche Verfahren des Gerichts der Gleichen. Selbst Greise, Geistliche und Frauen mietheten zur Vertheidigung ihrer Sache eigene Kämpfer, die ihre Waffen einsegnen ließen und auf das Evangelium schwuren, die Sache ihrer Committenten auf's Äußerste vertheidigen zu wollen.

Dabei gab es aber auf den Lehensterritorien (sie bildeten den größten Theil des Landes) außer den Vasallen, Freien und Kriegsleuten, für welche das Lehenrecht zunächst galt, auch eine bei weitem zahlreichere Bevölkerung (in Frankreich $^9/_{10}$) von gemeinen Leuten (Ansiedlern, Hörigen und Leibeigenen, zum Landbau und zur Handarbeit verpflichteten Familien), welche an den Boden gebunden waren, zu dem sie gehörten, und keine Freiheit hatten, selbständig zu handeln. Dies war noch eine Nachlassenschaft der römischen Welt. Indeß war der Hörige des Mittelalters im Besitze eines Stück Landes zum Anbau, umgeben von einer Familie und unter dem Schutze der christlichen Religion, dennoch in einer weit bessern Lage, als der ehemalige römische Sclave.

Freilich konnte einer der berühmtesten Rechtsgelehrten (Beaumanoir) am Ende des 13. Jahrhunderts noch sagen: „Ein Herr kann seinen Hörigen Alles nehmen, was sie haben; er kann sie ins Gefängniß werfen, so oft er will, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, und ist Niemanden dafür Verantwortung schuldig, außer Gott.“ Diese zahlreiche Bevölkerung von elenden Hörigen war nicht nur, als zum Boden gehörig, der Willkühr des Lehnsherrn rechtslos unterworfen, sondern auch zu einer Menge von Abgaben, ja oft zu völlig entehrenden Leistungen verbunden, welche zwar meistens aus der Römerzeit stammten, aber erst gegen das Ende des vorigen

Jahrhunderts völlig aufhörten. Es ist aus jener Zeit noch das Sprüchwort vorhanden: „Lehen und Recht haben nichts gemein!“

Die andere, dem Mittelalter eigenthümliche, politisch und sittlich wichtige Institution, welche wenigstens einen großen Theil der vereinzelten Glieder des Feudalstaats einander mehr zu nähern die Bestimmung und Folge hatte, war das **Ritterthum**, das, seit der eigentliche Kriegsdienst vorzugsweise Reiterdienst und dieser von dem Adel und seinen Dienstleuten geleistet wurde, die kriegerischen Ehren im vollsten Umfang als ausschließliches Erbtheil in Anspruch nahm. Dasselbe hatte seine Wurzel im altgermanischen Leben, bekam aber durch den aufkommenden Lehnsgeist eine andere Gestaltung. Die altgermanische Sitte, die Jugend beim Eintritt in die Männlichkeit durch feierliche Übergabe der Waffen für wehrfähig zu erklären, war auch in den Lehnsstaat übergegangen und hatte vom Christenthum eine gewisse religiöse Weihe erhalten. Nachdem sich mit dem Verfall der Karolinger-Monarchie ein Herrenstand mit großer Ungleichheit seiner Glieder gebildet hatte, so daß der Schwächere die Gunst und den Schutz des Mächtigen suchen mußte, war es Sitte geworden, daß der Lehnsmann seine Söhne in der Umgebung des Lehnsherrn erziehen ließ, der dadurch um so mehr der Treue seines Vasallen versichert wurde. War der junge Edle unter den für jeden Freien und Mittelfreien nothwendigen Waffenübungen zu einem gewissen Alter herangewachsen, so trat er durch den feierlichen Empfang der Waffen aus der Hand des Lehnsherrn nicht nur in den Ritterstand, sondern zugleich auch in ein näheres Verhältniß zu seinem künftigen Lehnsherrn. (Zum Stande der Ritter wurden, seit der Sonderung des Adels- und Bürgerstandes, in den Städten auch die Glieder der patrizischen Geschlechter gerechnet.)

In dieser Form war das Ritterthum in Deutschland schon unter den sächsischen Kaisern vorhanden. Seine weitere Ausbildung erhielt es sodann (in romanischen, wie in germanischen Landen) im 11. Jahrhundert, und vom 12. Jahrhundert an empfieng es durch die Kreuzzüge (K. 8,4.a.E.) eine höhere Weihe dadurch, daß in ihm die Idee des Kriegers und des Christen zu einer eigenthümlichen Vereinigung gelangte. Die folgende Periode wird den tiefgehenden Einfluß aufzeigen, den diese Blüthezeit des Adels auf die Weltverhältnisse hatte.

Eine kurze Schilderung des **Ritterwesens**, wie es sich im 11. Jahrhundert gestaltete, mag hier am Orte sein, wenn schon manche Momente dabei erst im 12. Jahrhundert zur vollen Entwicklung kamen. — Zum Ritterstand führten drei Stufen: denn ehe man zum Ritter erhoben wurde, mußte man erst Edelknabe und dann Knappe gewesen sein. War der adelige Knabe den Frauenhänden entwachsen, so trat er als Edelknecht (Junker, Page) in den niedern Dienst eines Höheren, gewöhnlich des Lehnsherrn, und begleitete ihn auf der Jagd, auf Reisen und anderen Fahrten, um an Zucht und Gehorsam, so wie an Abhärtung und Entbehrung gewöhnt zu werden. Mit dem Beginn der Jünglingsjahre wurde er unmittelbarer Dienstmann

und empfieng als Knappe in Gegenwart der Seinigen aus Priesters Hand das Schwert: denn von da an erlernte er die eigentliche Waffenkunst oder kunstmäßige Führung der Waffen in strengern Übungen. Er begleitete als Schildträger und Wappner seinen Herrn überall hin, besonders in Fehden und zu Turnieren, und leistete ihm, oft an seiner Seite fechtend, treulichen Beistand, ja gieng nicht selten für ihn in den Tod. — Hatte er nach einer meist siebenjährigen Lehrzeit hinreichende Proben seiner Waffentüchtigkeit abgelegt, so wurde er sodann unter besondern Feierlichkeiten in den Ritterstand aufgenommen. Dieß geschah bei Vornehmen gewöhnlich am Hofe des Lehnsherrn bei gelegentlichen Festen in einer glänzenden Versammlung von hohen geistlichen und weltlichen Herren. Tags zuvor mußte der Aufzunehmende fasten, dann des Nachts in der Kirche unter Gebet zubringen, am Morgen des Festes ein Bad (als Sinnbild der Reinigung) nehmen, und alsdann sich in ein schönes Bett legen (anzudeuten, daß ihm nur nach dem Kampf mit der Sünde und nach geschehener Reinigung das Paradies zufalle). Darauf wurden ihm weiße und rothe Gewänder und schwarze Schuhe angethan, um dadurch anzudeuten, daß er einen reinen Wandel führen, für Gott und die Kirche sein Blut vergießen und an den Tod gedenken müsse. So in die Versammlung geführt, mußte er zuerst auf das Evangelienbuch schwören, dem katholischen Glauben und der Ehre treu zu sein, die Kirche und ihre Diener zu schirmen, Wittwen und Waisen beizustehen, die Unschuld zu vertheidigen, keine ungerechte Fehde zu führen, dem Oberlehnsherrn zu gehorchen, und überhaupt vor Gott und der Welt untadelig zu leben. — Darauf wurde ihm von seinem Herrn oder einem andern Höhergestellten, vor Überreichung des Ritterschwerts, die Accolade, d. i. drei leichte Schläge mit dem Schwert auf die Schulter gegeben, und er so im Namen Gottes, des heil. Michaels und des heil. Georgs zum Ritter geschlagen, worauf ihm auch die übrigen Waffenstücke, nämlich die Lanze oder Gleve, der Helm mit dem Visier und dem Helmschmuck (cimier), der platte oder Ringelpanzer (die Brünne), der gestickte Waffenrock, die farbige Schärpe, die Blechhandschuhe, die goldnen oder vergoldeten Sporen 2c. unter angemessenen Sprüchen angethan wurden. Die ganze Feierlichkeit schloß oft mit einem Turnier und darauffolgendem Festgelage. — So feierlich und umständlich fand jedoch die Aufnahme in den Ritterstand nur bei vornehmen oder fürstlichen Personen statt: Stand, Ort, Zeit und Umstände waren dabei maaßgebend und abändernd. Bei Ärmeren waren die Ceremonieen einfacher und oft wurde ein tapferer Knappe nach einem Siege gleich auf dem Schlachtfelde mit mehreren andern zum Ritter geschlagen. Das Gelübde ist auch keineswegs im höchsten Sinne, sondern im Sinn der Zeit und der damaligen Sitten zu verstehen.

Die **Turniere** waren ritterliche Waffenspiele, die zur Übung der Kraft und Gewandtheit und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes schon in frühen Zeiten aufgekommen, nur anfangs in noch roher Form und ohne bestimmte Ordnung betrieben worden waren, wie denn schon Heinrich der Vogelsteller dergleichen Übungen zur Ausbildung des Reiterdienstes häufiger anstellen ließ. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts erhielten diese Ritterspiele — wie man annimmt — durch einen französischen Ritter, Namens Gottfried von Preuilly, eine durch Gesetze bestimmte und mit gewissen Feierlichkeiten verbundene Ordnung, durch welche sie erst recht eine „Hochschule der Ritterschaft“ wurden. — Sie wurden gewöhnlich zu Ehren eines festlichen Tages veranstaltet und die Theilnehmer lange zuvor eingeladen. Nur Ritter von unbescholtenem Namen durften sich dabei betheiligen, weßhalb die Kampfrichter erst durch Prüfung der Wappen — welche ebenso wie die Familiennamen erst im 11. Jahrhundert aufkamen und erblich wurden — die Turnierfähigkeit eines Jeden untersuchen mußten. Der Turnierplan (in einem dazu mit Sand bestreuten

Burghof oder Stadtmarkt oder sonstigen Platze) war mit Schranken umgeben, (hinter denen das zuschauende Volk stand) und mit Balkonen für Damen und hohe Personen versehen. — Turniervögte, Wappenkönige, Herolde und Grieswärtel hatten, jeder in seiner Weise, zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Verhütung von Unglück und Streit beizuwirken. — Das Einreiten der von Kopf bis zum Fuß in Eisen gekleideten Turnierkämpfer in die Schranken geschah unter rauschender Musik, worauf ein Herold die einzelnen Kämpferpaare zum Turnieren aufrief. Bei dem nun folgenden Lanzenstechen suchte Jeder seinen Gegner mit der stumpfen Lanze aus dem Sattel zu heben. Entweder zersplitterten die Lanzen am gegnerischen Panzer, oder der Stoß machte den Gegner bügellos oder warf ihn seitwärts oder rückwärts in den Sand. — Nur beim Scharfrennen gebrauchte man spitze Lanzen, daher ein solches Ritterspiel manchmal auch unglücklich ablief, indem einer tödtlich verwundet wurde; auch sonst brach Mancher, mit dem Pferde stürzend, die Rippen oder gar das Genicke. Zuweilen ritten ganze Schaaren gegen einander, wobei aber leicht ein ernster Kampf entstand, so daß die Kämpfenden oft von den Grieswärteln kaum auseinander gebracht werden konnten und manchmal viele Ritter auf dem Platze blieben. — Oft folgte auf das Lanzenstechen ein Schwertkampf zu Fuß oder zu Roß. Den Schluß machte ein Gesellenstechen, das zur Übung der Knappen diente. — Wer nach dem Ausspruche der Kampfrichter die meisten Gegner in den Sand gestreckt oder bügellos gemacht hatte, erhielt aus den Händen der vornehmsten und schönsten Dame den sogenannten Dank, der in einer goldnen Kette, einem Ring, Sporen, Wehrgehänge, oder sonst kostbarem Waffenstücke bestand. Einen dergleichen nur geringern Dank erhielten die beiden nach ihm kommenden Sieger. — Bei dem darauf folgenden Festmahle wurden die Sieger von den Damen entwappnet und durften, mit Prachtkleidern angethan, bei der Tafel neben ihnen sitzen, auch nachher den Fackeltanz mit ihnen eröffnen. — Mancher Turniergeber zeigte dabei seinen ganzen Reichthum, wie denn einmal ein Graf von Toulouse als ersten Dank 100,000 Goldstücke bestimmte, die der Empfänger sogleich unter 100 Ritter vertheilte; ein anderer französischer Herr ließ 3000 Silberstücke in das zum Turnierplatz umgepflügte Feld säen; ein anderer ließ die Festtafel mit Gerichten besetzen, die nur auf Wachskerzenflammen gekocht waren, und was dergleichen Aufwand mehr war, wie er besonders im 12. und 13. Jahrhundert und namentlich in Frankreich zur Schau getragen wurde.

Aus demselben Grund, aus welchem die Ottonen Pfalzgrafschaften und Markgrafschaften zur Beschränkung der herzoglichen Macht einrichteten, beförderten sie auch die äußere Unabhängigkeit der **Städte** durch zahlreiche Freibriefe, durch welche sie von der Herrschaft ihrer geistlichen oder weltlichen Oberherren allmählig los und zu eigener Verwaltung und Gesetzgebung kamen.

Eine Stadtgemeinde hatte sich ursprünglich aus der Vereinigung folgender drei Bestandtheile gebildet, nämlich 1. aus den Ministerialen oder ritterlichen Dienstleuten des Stadtoberherrn, der entweder ein geistlicher oder weltlicher Fürst oder auch der König war; 2. aus den noch übrigen Gliedern der ehemals schöffenbarfreien Gemeinden, welche in Städten, die aus königlichen Landgütern entstanden waren, Königsleute, homines regis hießen, in andern Städten aber, aus adeligen Gutsbesitzern und ritterbürtigen Kaufleuten bestanden; 3. aus den zinspflichtigen und hörigen Gewerbs- und Ackerleuten. Die ersten

beiden Bestandtheile machten den Stand der Patricier oder Geschlechter aus und bildeten eine geschlossene Körperschaft. Sie waren die Schöffenbarfreien und der aus ihnen gewählte Schöffenrath war der Vertreter der Stadtgemeinde, stand aber unter einem, vom Stadtoberherrn (König, Fürst oder Bischoff), zur Wahrung seiner Hoheitsrechte gesetzten Beamten, der den Titel Schultheiß oder Vogt oder auch Burggraf führte.

Von diesen Hoheitsrechten, darunter die Ausübung der Gerichtsbarkeit und des Blutbanns, das Zoll-, Markt-, Münz-, Stapelrecht 2c. begriffen war, suchten sich die Stadtgemeinden eines nach dem andern entweder durch Kauf oder durch Schenkung von ihrem Oberherrn zu erwerben, übten sie aber anfangs noch unter der Oberaufsicht jenes oberherrlichen Beamten aus.

Allmählich strebten die Städte darnach, sich dieser Beamtenaufsicht zu entledigen und sich selber zu regieren. War daher im Fall der Erledigung dieses Amts der neue Vogt noch nicht ernannt, oder wurde er von der Stadt nicht anerkannt, oder war seine Stelle durch einen Vertrag mit dem Oberherrn ganz aufgehoben: so wählte sich der Schöffenrath aus seiner eignen Mitte einen Vorstand, Bürgermeister oder Rathmeister genannt, wodurch sodann die Stadtgemeinde einen freistaatlichen Character bekam. Mit dem Abtreten jener oberherrlichen Beamten traten die zinspflichtigen und hörigen Gewerbsleute, die bis dahin ihren besondern Gerichtsstand unter ihm gehabt hatten, aus der Hörigkeit heraus und als gemeine Freie unter das gleiche Gericht mit den übrigen Stadtbürgern, ohne jedoch noch am Stadtregiment irgend einen Antheil zu haben.

Die weitere Ausbildung dieses freistädtischen Wesens war aber erst den nächstfolgenden Jahrhunderten vorbehalten, nachdem das lombardische Städtewesen den Deutschen näher bekannt geworden war. (S. XVI. 1, 1.)

Von den alten Freien, die nicht in die Städte gezogen waren, hatten sich noch freie Bauerngemeinden erhalten, die zwar unter dem Vogt eines geistlichen oder weltlichen Herrn standen, aber sich es nicht nehmen ließen, nach ihren alten Gaurechten zu leben. Bei den meisten war es freilich dem Adel oder dem Klerus gelungen, sie in den hörigen Stand hinabzudrücken. Doch erhielten sich manche Gemeinden in Niedersachsen und in der Schweiz, zum Theil auch in Schwaben, bei ihrer angestammten Freiheit, und die Ostfriesen wußten sie 922 gegen die Anmaßungen des Grafen von Holland, der sich die Westfriesen unterworfen hatte, in glücklichen Kämpfen zu vertheidigen und sich nach altgermanischem Recht in sieben Freigemeinden, die Seelande genannt, zu vereinigen; sie erkannten jedoch den Erzbischoff von Bremen als ihren Oberherrn und blieben dadurch im Verband mit dem Reiche. — In den eroberten slavischen Marken wurde die Leibeigenschaft normaler Zustand.

3. Die Wissenschaft und Kunst im 10. Jahrhundert. Die Dom- und Stiftsschulen. Die Chronisten. Widukind. Ditmar von Merseburg. Die Nonne Roswitha, Notker &c.

Der gebildete Geist der sächsischen Kaiser und der feinere Ton ihres Hofes hatten auf eine gewisse Wiedererhebung der unter den letzten Karolingern so gesunkenen Wissenschaft einen nicht unbedeutenden Einfluß, welcher besonders von der Mitte des 10. Jahrhunderts an bemerkt wurde. Wer sich bei Hofe Ansehen erwerben und zu hohen Ämtern gelangen wollte, mußte sich mehr Kenntnisse erwerben, als vorher nöthig waren. Daher fanden sich besonders unter der sächsischen Geistlichkeit Männer, die mit der Liebe zur Wissenschaft und Kunst theils die practische Übung derselben, theils den Eifer für deren Verbreitung verbanden. So gab sich Bischoff Waldhart von Magdeburg mit Sammlung alter Handschriften ab, und die Bischöffe Meinwerk von Paderborn und Bernhard von Hildesheim (der schon oben genannte Lehrer und Berather Otto's III) machten sich vorzüglich um Errichtung und Verbesserung der Schulen verdient. Außer den schon vorhandenen Klosterschulen kamen nun die höhern Dom- und Stiftsschulen, die in den bessern Karolingerzeiten schon geblüht hatten, wieder auf, und unter ihnen werden Corvey (an der Weser), Trier, Köln, Utrecht, Hildesheim, Paderborn und Bremen als die vorzüglichsten genannt. Bereits wurden in denselben Horaz, Virgil, Sallust, auch wohl Cicero, Seneca und Terenz gelesen. Die Folge dieser Studien war eine größere und gediegenere literarische Thätigkeit, wie sie z. B. aus den historischen Arbeiten des Abtes Widukind von Corvey und des Bischoffs Ditmar von Merseburg, aus der Psalmenübersetzung des Mönches Notker Labeo von St. Gallen und aus den Dichtungen der Nonne Roswitha von Gandersheim zu ersehen ist.

Denn auch auf die Frauenwelt (allerdings nur in den höheren Kreisen) hatte der eifrige Betrieb der Wissenschaften in der sächsischen Kaiserzeit einen merklichen Einfluß gehabt. Gerne beschäftigten sich vornehme Frauen mit der Kunst des Lesens und Schreibens und kamen dadurch auf die Beschäftigung mit den Büchern. Welche ausgezeichnete Bildung die Kaiserin Adelheid und die Kaiserin Theophano besaßen, ist schon erwähnt. Auch Otto's des Großen Nichte Hedwig, die Tochter des Herzogs Heinrich's I von Bayern und Gemahlin des Herzogs Burkhard von Schwaben, gehörte zu diesen ausgezeichneten Frauen.

Widukind (Wittechind, Witichind), Abt des Benedictinerklosters Corvey, der größte Historiker seiner Zeit, lebte unter Heinrich I und Otto I und schrieb: Res gestae saxonicae oder drei Bücher sächsischer Geschichten, die sich durch eine lebendige Darstellung sowohl, als durch ein sichtliches Streben nach Wahrheit auszeichnen; besonders zeigt er sich im 3. Buch als unterrichteten Gewährsmann. Im Stil strebt er einigermaßen dem Sallust nach und ist dadurch manchmal dunkel. Den Text hat Waitz herausgegeben und Schottin eine Übersetzung geliefert mit Einleitung von Wattenbach. Er starb im J. 973.

Ditmar (Thietmar), Bischoff von Merseburg, geb. 976 aus einem angesehenen Geschlechte, das väterlicherseits mit dem Markgrafen Liuthar von Brandenburg, mütterlicherseits mit dem sächsischen Kaiserhause verwandt war, bildete sich in einer Klosterschule bei Magdeburg durch das Studium lateinischer Dichter, erwarb sich auf Kriegszügen, mehrjährigen Reisen und an Hoflagern viele Erfahrungen und schrieb in seinen spätern Lebensjahren „Zeitbücher der sächsischen Kaiser", wovon das Original von seiner Hand (in Dresden) noch vorhanden ist. Die Darstellung der Begebenheiten unter den Kaisern Konrad I, Heinrich I und Otto I schöpfte er meist aus Widukind's Werk, aus Ruotger, den Hersfelder Annalen u. a., von Otto II an aber theils aus eigenen Erlebnissen, aus theils aus mündlichen Mittheilungen von Augenzeugen oder sonst zuverlässigen Männern, theils aus Documenten seines Bisthums. Das ganze Werk zeugt von treuer Auffassung, unbefangenem Urtheil und von redlicher Gesinnung. „Es ist (sagt Lappenberg in der Vorrede zu Laurent's neuster Übersetzung dieser Chronik) nicht nur das einzige, größtentheils gleichzeitige Werk, welches jenes ganze ruhmvollste Jahrhundert der Geschichte Deutschlands mit Ausschluß der letzten Jahre Kaiser Heinrich's II umfaßt, sondern er ist auch besonders dadurch anziehend, daß es mehr als irgend ein anderes des Mittelalters den Character von Denkwürdigkeiten eines wohlunterrichteten, hochgestellten Mannes an sich trägt." Und Wattenbach in s. Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter sagt von ihm: „So sehr er auch für das Ottonische Haus begeistert ist, liegt eine absichtliche Entstellung der Thatsachen zu ihren Gunsten ihm doch gänzlich fern. Sogar für jene kühnen Recken, die im unbändigem Trotz lieber alles dulden, als sich der Herrschaft ihres Vetters fügen wollten, bezeugt er eine offenbare Theilnahme, ja Vorliebe. Er ist mit seinen Vorzügen, wie mit seinen Mängeln ein ganzer Sachse des 10. Jahrhunderts." Er starb schon 1019.

Hrotsuit oder **Roswitha** (eigentlich Helena von Rossow, aus einem angesehenen sächsischen Geschlechte), die sehr gebildete Benedictinernonne zu Gandersheim (919—964), schrieb in gutem Latein sechs prosaische Schauspiele aus biblischem Stoff, um den Terenz zu verdrängen: „denn" — sagte sie — „von seiner anmuthigen Sprache angezogen, möchte Mancher sich auch mit der Kenntniß der in seinen Comödien vorkommenden Sünden beflecken. Sie dichtete auch Elegieen und verfaßte eine, wenn auch parteische, doch beachtenswerthe dichterische Lobschrift auf die Thaten Otto's des Großen. Zu diesem Heldengedicht, das sie 968 vollendete und dem Kaiser Otto II widmete, hatten ihr die Glieder der kaiserlichen Familie den Stoff gegeben. Daher denn auch die Rücksichten auf dieselben ihrer Darstellung Eintrag thaten. Sie hält sich genau an das ihr Überlieferte und erlaubt sich nie, es der poetischen Darstellung zu Liebe umzugestalten: daher ihr Gedicht auch als Geschichtsquelle benützt werden kann. Nur Schade, daß die Hälfte desselben verloren gegangen ist! — (Die neuste Ausgabe ihrer Werke ist von K. A. Barak.) — Ihre Bekanntschaft mit den Autoren, erzählt sie selbst, verdankte sie der Äbtissin Gerberga in Gandersheim, der Nichte des Kaisers Otto I, welche, was sie zuvor mit den gelehrtesten Meistern gelesen hatte, der Roswitha lehrend mittheilte. — (Die Schwester dieser Gerberga war eben die oberwähnte Herzogin Hedwig von Schwaben, welche mit dem berühmten „Mönch von St. Gallen, Ekkehard", den sie zum Abt beförderte, die alten lateinischen Dichter las, auch nachher den jungen Burchard, der später Abt in St. Gallen wurde, das Griechische lehrte und ihm zum Abschied einen Horaz schenkte.) Sie starb um 980.

Notker Labeo, der 1022 als Abt von St. Gallen starb, machte sich (nach dem in der vorigen Periode genannten Ottfried) um die deutsche Sprache theils durch ihre Bereicherung mit Vorsylben und Wortzusammensetzungen, theils und vorzüglich durch seine Übersetzung und Auslegung der Psalmen verdient.

Von Historikern des 10. Jahrhunderts sind auch noch folgende zu beobachten:

Der Fortsetzer der in der vorigen Periode erwähnten Chronik des Rhegino, welche vom J. 905 bis zum J. 997 geht.

Liutprand, aus einem vornehmen lombardischen Geschlechte, erhielt seine Vorbildung am Hofe zu Pavia unter König Hugo, war zuerst Kanzler des Königs Berengar, entzweite sich aber mit ihm und dessen Gemahlin Willa und nahm seine Zuflucht an den Hof Otto's des Großen, der ihn zum Bischoff von Cremona machte. Er verfaßte ein Werk über die Geschichte seiner Zeit unter dem Titel Antapodosis oder Buch der Vergeltung, weil er darin denen, die ihm Gutes oder Böses erwiesen hatten, vergelten wollte. Obwohl leidenschaftlich und rachsüchtig, dabei eitel in seinen Mittheilungen, urtheilt er doch meist richtig und treffend und gewährt einen lebendigen Einblick in die Sitten, Zustände und Denkweise seiner Zeit. Otto benützte seine Gewandtheit mehrfach in Gesandtschaften; auch blieb ihm Luitprand stets treu ergeben. Von seinem originellen Gesandtschaftsbericht aus Constantinopel s. oben K. 2, 3. und Giesebrecht's Gesch. d. Kaiserzeit I. S. 522—545. Er starb im Dienst Otto's II.

Richar, Mönch von St. Remy bei Rheims, Gerbert's Schüler, schrieb Vier Bücher Geschichten, welche die Zeit v. 888—995 umfassen. Obwohl parteisch für Frankreich, ist er bei der Quellenarmuth jener Zeit doch zu berücksichtigen, zumal seine Darstellung von Kenntniß der Classiker zeugt.

Die Kunst als Malerei, Bildnerei und Baukunst gewann durch die von den Ottonen erneuerte Verbindung mit Italien, wie die zunehmende Zahl schöner Kirchen bewies, welche nach den Angaben baukundiger Klostergeistlichen, jedoch meist noch im byzantinischen und römischen Geschmacke, gebaut wurden. Daß auch die Malerei geübt wurde, beweist die Bemerkung Luitprand's, daß die von Heinrich I angeordnete Abbildung des Merseburger Siegs so getreu gewesen sei, daß man beim Anblick geglaubt habe, mitten in der Schlacht zu stehen. Ebenso wird von dem obengenannten Bischoff Bernward erzählt, daß er junge Leute in der Malerei und Bildnerei geübt und sie angehalten habe, schöne in andern Ländern vorgefundene Gefäße nachzubilden. Denn auch in der Kunst gieng Sachsen damals voran, wo (nach Kugler) die Bildhauerkunst sogar früher, als in Italien blühte.

Gegen das Ende des 10. Jahrhunderts ließ der bayrische Bischoff Piligrim von Passau die Sage von den Nibelungen in lateinischer Sprache aufschreiben, woraus in späterer Zeit das Nibelungenlied hervorgieng. (S. XVI. 8, 4.)

4. Kapitel. Die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Stamme.

1. Konrad II. Herstellung der Ordnung in Deutschland. Erbvergleich mit Rudolf von Burgund. Konrad's italischer Zug. Belehnung Dänemarks mit Schleswig. Aufstand des Herzogs Ernst von Schwaben. Verbindung Burgunds mit Deutschland. Kampf mit Aribert v. Mailand. Erblichkeit der kleinen Lehen. Der Gottesfriede.

Nach dem Aussterben des sächsischen Kaiserstamms galt es die Wahl eines Oberhauptes, welches die von Heinrich II wieder mehr angezogenen Theile des Reiches noch fester zusammenhalten und die bisher behauptete

Würde desselben nach Innen und Außen kräftig wahren konnte. Denn ungeachtet seit dem zweiten Otto die Centralgewalt an Stärke und Spannkraft merklich nachgelassen hatte und die Herrschaft über die abhängigen Nationen im Rückgang war, so hatten doch die unverdrossenen Bemühungen Heinrich's II das Königthum wieder gestärkt, durch ein gesetzliches Regiment dem grobeigensüchtigen Treiben der Vasallen gesteuert und Deutschland so geordnet, daß es — gegenüber dem tiefgesunkenen griechischen Kaiserthum, dem innerlich noch sehr zerstückelten Frankreich und den noch halbbarbarischen Nord- und Ostländern — der Kraft und dem Ansehen nach das mächtigste Reich Europa's war. Und so sehr die Fürsten nach eigener Unabhängigkeit strebten, so kam es ihnen aus tiefgefühltem Einheitsbedürfniß nicht von ferne bei, ihrem Sondervortheil das Wohl des Ganzen aufzuopfern. Daher versammelten sich im Herbst 1024 alle deutschen Stämme unter ihren weltlichen und geistlichen Fürsten und Herren zur Königswahl am Rhein und lagerten sich unter freiem Himmel auf der großen Ebene bei Kamba (Oppenheim gegenüber) und zwar auf dem linken Rheinufer die Ober- und Niederlothringer nebst den Rheinfranken, auf dem rechten die Ostfranken, die Sachsen, die Schwaben, die Bayern, die Kärnthner und die Böhmen.

Bei den Vorberathungen neigte sich die Stimmung zu Gunsten des noch in altem Ansehen stehenden Frankenstamms und in demselben zu Gunsten zweier Urenkel jenes Schwiegersohns Otto's I, Konrad's des Rothen von Lothringen, der auf dem Lechfeld gefallen war, beide ebenfalls Konrade genannt, davon der jüngere Herzog, der ältere Graf war, beide so geachtet, daß lange die Wahl schwankte, bis sie für den Grafen **Konrad den Salier** ausschlug, mit welchem die Reihe der salisch-fränkischen Kaiser beginnt.

Die Herzoge jener Stämme hießen: Friedrich von Oberlothringen, Gozelo (Gozilo) von Niederlothringen, Konrad von Franken, Bernhard von Sachsen, Ernst von Schwaben, Heinrich von Bayern, Adalbert von Kärnthen und Udalrich von Böhmen. — Die beiden Konrade waren Söhne zweier Brüder und von einer Tochter des Kaisers Konrad's I (aus dem rothenburgischen Hause) abstammend. — Des Grafen Konrad's Beinamen „der Salier" kommt entweder daher, daß Schmeichler seinen Stamm auf die salisch-merowingischen Könige zurückzuführen suchten, oder was wahrscheinlicher ist, von den großen Saalgütern, d. i. Allodien, die derselbe im rheinischen Franken besaß. Er stand bereits im vorgerückten Mannesalter und war erst durch seine Heirath mit der noch schönen, geistkräftigen Wittwe des auf der Jagd durch Zufall getödteten Herzogs Hermann von Schwaben, Namens Gisela, welche dieses Herzogthum für ihren minderjährigen Sohn Ernst verwaltete und Ansprüche auf die Erbschaft ihres Oheims, des Königs Rudolf's III von Burgund machte, zu Ansehen unter den deutschen Fürsten gekommen. Weil Kaiser Heinrich II diese Verbindung nicht billigte, so war Konrad sein Gegner gewesen. Er besaß Scharfblick, unbeugsamen Willen, furchtlosen Muth und alle ritterlichen Tugenden, und hatte in der Herrscherkunst an jener seiner mit Staatsgeschäften früher vertrauten und zugleich wissenschaftlich gebildeten Gemahlin eine treffliche Stütze. — Sein Vetter, der Herzog Konrad, der von den Ottonen stammte, ja seinen Stamm-

baum unmittelbar auf Karl den Großen zurückführte, war besonders von den Lothringern und dem Erzbischoff Piligrim zur Wahl ersehen.

Als die Wahl noch zwischen beiden Konraden schwankte, nahm der ältere den jüngern bei Seite und stellte ihm vor, wie es ihnen, als so nahen Verwandten gezieme, die Ehre ihres Stammes nicht durch Zwietracht zu gefährden, es könnte sonst ein dritter gewählt werden und die Nachwelt sagen, sie wären beide der Krone unwürdig gewesen. „Ist die Krone (schloß er) Dir bestimmt, so bin ich der Erste, der dir huldigt: Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Der Jüngere versprach's und als man am 8. Sept. 1024 zur Wahl schritt, so stimmte zuerst der Erzbischoff Aribo von Mainz für den ältern Konrad, und ihm nach eben so die übrigen geistlichen Fürsten, mit Ausnahme des Kölner Erzbischoffs, der sich mit den lothringer Herzögen vorher entfernt hatte. Als sodann die Reihe des Abstimmens an die weltlichen Fürsten kam und zuerst der jüngere Konrad, als Herzog der Franken, sich erhob und mit lauter Stimme seinen Vetter wählte, faßte ihn dieser bei der Hand und setzte ihn neben sich, und als auch die übrigen Fürsten die gleiche Stimme abgaben, brach das Volk in lauten Beifallsjubel aus. — Vom Wahlplatz aus wurde der neue König nach Mainz zur Krönung geführt, wozu die Kaiserwittwe Kunigunde die Reichskleinode aushändigte. Auf dem Zuge zur Kirche umdrängte ihn eine solche Menge Bittender, die ihn um Gerechtigkeit ansprachen, daß die Bischöffe unwillig wurden. Allein Konrad hörte die Bittenden ruhig an und sagte: Gerechtigkeit üben im rechten Augenblick, es sei ihm bequem oder nicht, sei die erste seiner Pflichten. Dieß Wort wurde vom Volke gern gehört und die darauf folgende Huldigung von Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft mit Freuden geleistet. „Wäre (sagt sein Lebensbeschreiber Wippo) Kaiser Karl der Große im Kaiserornate unter das Volk getreten, kein größerer Jubel hätte ihn empfangen können!" — Unter denen, die fortan dem Könige näher standen, befanden sich der Bischoff Brun v. Augsburg (Kaiser Heinrich's II Bruder und Bischoff Werner von Straßburg (der Erbauer der Habsburg im Aargau). Der Erzbischoff Aribo wurde bald sein Gegner, denn weil er die Ehe des Kaisers aus Verwandtschaftsgründen gemißbilligt und daher der Königin Gisela die Mitkrönung versagt hatte, so zürnte ihm diese schwer.

Die großen Hoffnungen, welche alle Parteien von König Konrad II hegten, wurden nicht getäuscht. Mit Ernst und Kraft faßte er die Zügel der Regierung, zog zur Befestigung des innern Friedens von Gau zu Gau, bestätigte allen Ständen ihre Rechte und Freiheiten, entschied vorhandene Zwiste nach strengem Rechte, stellte durch Bestrafung der Räuber und Verbrecher die öffentliche Sicherheit her und wußte der kaiserlichen Macht durch Begünstigung des Bürgerstandes in den Städten eine vorzügliche Stütze zu bereiten. Zuerst wandte er sich nach Lothringen, wo die Herzöge Friedrich und Gozelo in Verbindung mit den Bischöffen mit einer neuen Königswahl umgiengen. Allein ihre Umtriebe hatten keinen Erfolg, da der Erzbischoff Piligrim von Köln sich nun klüglich auf die Seite Konrad's schlug und sogar die Königin Gisela zu Köln krönte, worauf Konrad's Sache unter den lothringischen Bischöffen das Übergewicht bekam, so daß er zu Aachen einen Landtag und eine Synode halten konnte. — Die freudigste Aufnahme fand er allenthalben bei den Sachsen, denen er zu Paderborn ihre alten Gesetze und Rechte bestätigte. Eine gleich günstige Anerkennung fand er bei seinem Umritt in Kärn-

then, Bayern, Franken und Schwaben. Als er nach Kostnitz kam, fanden sich sogar schon einige italienische Fürsten ein.

Mit gleich gutem Erfolg suchte er auch nach Außen Deutschlands Ansehen und Größe zu befördern. Zunächst suchte er den von seinem Vorgänger abgeschlossenen Erbvergleich wegen Abtretung Burgunds an Deutschland zu erneuern und als Rudolf III sich deß weigerte, nöthigte er durch die Einnahme von Basel, das damals noch zum burgundischen Reiche gehörte, den schwachen König zur Erneuerung des Vertrags und beseitigte dadurch die Gefahr, daß Burgund an Frankreich fiel.

Eben hatte Konrad auf einem Reichstage zu Tribur Anordnungen zu einem Römerzug getroffen, als sich schwere Gefahren für das Reich erhoben, die erst beseitigt werden mußten. Der Tod des mächtigen Polenkönigs Boleslav Chobry hatte in dessen kühnem und trotzigem Sohne Mieczislaw (Miesco) II auf den polnischen Thron einen gleichgefährlichen Gegner gebracht, der die Anerkennung der deutschen Hoheit verweigerte. Sogleich begab sich König Konrad nach Sachsen und schloß mit dem gleichmächtigen Dänenkönige Knud (Kanut) einen Bundesvertrag, in welchem er demselben die Mark Schleswig abtrat und seinen kleinen Sohn Heinrich mit Kanut's Tochter Gunhilde verlobte, um durch dieses Opfer die Nordgränze des Reichs gegen die Polen und selbst gegen die wachsende Macht Kanut's, dieses mit reichen Gaben des Geistes ausgestatteten nördlichen Herrschers, zu sichern.

Schon im J. 1017 hatte sich Kanut zum Herrn von England gemacht und bald darauf durch das Ableben seines Bruders die Krone Dänemarks erhalten, wo er alsdann Gesetz und Ordnung wieder aufrichtete und der christlichen Kirche ihren Bestand sicherte. Während er nun auf die Eroberung Norwegens dachte, wollte er auch, gleich seinem Vater Suen, die Hoheit der Deutschen nicht anerkennen. Es war daher ein Vortheil, daß Konrad diesen gewaltigen Nordlandsbeherrscher zum Freunde gewann. Denn wenn dieser sich mit seinem Vetter, dem Polenkönige, verbunden hätte, so würde Deutschland im Norden noch weit größere Einbuße erlitten haben. Durch die Abtretung Schleswig's hörte wenigstens der lange Kampf an der Nordgränze des Reichs auf und die darniederliegende kirchliche Mission der Deutschen konnte, von Hamburg ausgehend, in jenen Gegenden wieder aufleben und die Segnungen innerer und äußerer Wohlfahrt verbreiten.

Auch im Westen des Reichs mußte zuvor noch eine neue Gefahr abgewendet werden. Dort richteten die beiden lothringischen Herzöge ihre Blicke auf den König Robert von Frankreich und die Lombarden in Italien boten ihm die italische Krone an. Zwar lehnte König Robert das Anerbieten der letztern ab, und auch der Herzog Wilhelm von Aquitanien, dem die Lombarden sie nun anboten, wies sie mit dem Vorwurf der Untreue zurück. So große Scheu hatten damals die Franzosen noch vor dem deutschen König. Da jedoch der Graf Odo von Champagne, welcher allerdings eigentlich der nächstberechtigte Erbe des burgundischen Reiches war, sich mit dem König Robert zu einem Einfall

in Deutschland verband; da ferner auch der Herzog Konrad von Franken, welcher ebenfalls mit dem König Konrad zerfallen war, und der Herzog Ernst von Schwaben, der als Gisela's Sohn gleichfalls Ansprüche auf Burgund erhob, sich mit dem König Robert verbanden, so galt es diese gefährliche Verschwörung im Keime zu ersticken. Daher zog König Konrad rasch nach Lothringen und brachte den Herzog Gozelo auf dem Wege der Güte zur Unterwerfung, so daß derselbe in Aachen dem Könige huldigte, und nun auch König Robert seinen Einfall in Deutschland unterließ.

Nunmehr konnte König Konrad an die Ausführung seiner Romfahrt denken. In Italien hatte sich seit dem Tode des Papstes Benedict VIII und des Kaisers Heinrich II das Verhältniß der weltlichen und geistlichen Großen geändert. Den ersteren, welche durch die von der kaiserlichen Politik begünstigten Bischöffe an Gut und Macht eingebüßt hatten, war längst das deutsche Joch verhaßt und der Gedanke gekommen, sammt der deutschen Herrschaft zugleich das bischöffliche Regiment zu brechen: daher hatten die meisten Markgrafen und Grafen, an ihrer Spitze das Haus Este, unterstützt von verschiedenen Städten, die lombardische Krone, wie oben angegeben wurde, auswärtigen Fürsten, wiewohl vergebens, angetragen, Die lombardischen Bischöffe dagegen, von denen manche selbst von deutscher Geburt oder Erziehung waren, gedachten sich unter der Leitung des Erzbischoffs Heribert (ital. Aribert) von Mailand durch raschen Anschluß an den neuen Kaiser in ihrer vorwiegenden Stellung zu erhalten.

Als daher König Konrad II im J. 1026 mit Heeresmacht über die Alpen kam, fand er die Wege frei und die Thore Mailand's offen, wo ihn Aribert zum König der Lombarden krönte. Als solcher schlichtete sodann Konrad mit Kraft die Streitigkeiten, in welche die großen Lehnsträger mit dem niederen Adel und die Städte mit dem Burgadel (den castellaneis), so wie mit den die Grafschaftsrechte übenden Vögten der geistlichen Lehensherren gerathen waren.

Nachdem er Pavia belagert, in Ravenna einen blutigen Aufstand der Städter niedergeschlagen, Cremona zurechtgebracht, die Markgrafen von Este und Ivrea gedemüthigt und verschiedene Adelsburgen gebrochen, endlich 1027 mit neuer Verstärkung aus Deutschland das trotzige Pavia unterworfen hatte, überstieg er den Apennin, bezwang Lucca, unterwarf Toscana und zog von da ungehindert in Rom ein, wo er feierlich empfangen und vom Papst Johann XIII (Benedict's schwachem, urtheilslosem Bruder) am 26. März im Beiseyn einer großen und glänzenden Versammlung geistlicher und weltlicher Großen, aus denen der König Kanut der Große und König Rudolf III von Burgund hervorragten, die römische Kaiserkrone empfieng.

In der darnach abgehaltenen Lateransynode wurde unter Anderm der Rangstreit der Erzbischöffe von Mailand und Ravenna zu Gunsten des ersteren geschlichtet und den Beschwerden Kanut's über die großen Summen, welche die englischen Bischöffe für ihre Pallien nach Rom zahlen mußten, gegen das Versprechen der Fortentrichtung des Peterspfennigs Abhülfe versprochen. Auch die drei Könige trafen unter einander wichtige Verabredungen und befestigten ihr freundschaftliches Verhältniß; alsdann begaben sich Kanut und Rudolf wieder in ihre Reiche.

Hierauf wandte sich der Kaiser mit dem Heere nach Unteritalien, nicht um die Griechen anzugreifen, sondern nur um die lombardischen Fürstenthümer daselbst dem Reiche zu erhalten. In Kurzem beugten sich theils freiwillig, theils gezwungen die Fürsten von Benevent, Capua und Salerno vor der kaiserlichen Macht. Nachdem sodann der Kaiser den Normannen, welche von Heinrich II zu Hütern der Mark gegen die Griechen bestellt worden waren, ihr Gebiet bestätigt und erweitert hatte, trat er die Rückfahrt nach Deutschland an, laut gepriesen von Vielen, daß er mit kräftiger Hand in Italien Ruhe und Frieden zurückgeführt habe.

In Deutschland angekommen, fand der Kaiser seinen Stiefsohn Ernst in voller Empörung, die sich über Schwaben und Bayern verbreitete. Er war in Verbindung mit dem bayrischen Grafen Welf und dem schwäbischen Grafen Werner von Kyburg in des Kaisers salische Güter eingefallen: Welf hatte Augsburg weggenommen und den bischöfflichen Schatz geplündert; Ernst hauste zerstörend im Elsaß und in Burgund und war insgeheim selbst von Verwandten des Kaisers, darunter auch von Herzog Konrad von Franken, unterstützt. Zuerst wandte sich Kaiser Konrad nach Bayern, zog Welf's Güter ein und belehnte, da eben der Herzog Heinrich von Bayern starb, auf dem Landtag von Regensburg seinen eigenen Sohn Heinrich mit dem bayerischen Herzogthum. Hierauf gieng er nach Schwaben und hielt in Ulm ein Fürstengericht, bei welchem sogar Herzog Ernst im Vertrauen auf seine Vasallen erschien, um dem Kaiser zu trotzen. Da aber die Schwaben, ihrem obersten Lehnsherrn, dem Kaiser, treu, ihn nicht unterstützten, so mußte er sich auf Gnade und Ungnade ergeben und mit der Haft auf dem Giebichenstein bei Halle büßen.

Auch Herzog Konrad wurde mit Haft gestraft und ein Theil seiner Lehensgüter eingezogen. Werner's starke Veste Kyburg (bei Zürich) wurde gebrochen, er selbst aber entkam. — Hierauf hielt der Kaiser zu Frankfurt a. M. ein allgemeines deutsches Concil, auf welchem der alte Streit des Erzbischoffs Aribo von Mainz mit dem Bischoff von Hildesheim über die Gandersheimer Gerechtsame zu Gunsten des letztern entschieden wurde.

Nachdem der Kaiser auch Lothringen vollends beruhigt hatte, schloß er mit Rudolf III einen neuen Vertrag zu Basel, in welchem letzterer dem Kaiser und dessen Sohne Heinrich die Nachfolge im burgundischen Reiche sicherte, ja dem Kaiser bereits einen Antheil an der Regierung einräumte. — Die Wahl und Krönung seines da=

mals eilfjährigen Sohnes Heinrich zu Aachen 1028 gab dann vollends den Beweis, daß des Kaisers Macht nun auch in Deutschland auf fester Grundlage ruhte.

Inzwischen waren die Polen unter Mieczislav II wieder in die sächsischen Marken verheerend eingefallen, und auch die Ungarn beunruhigten die Gränzen. Zwar nahm ihnen des Kaisers Verbündeter, der junge, tapfere Böhmenfürst Brzatislav Mähren ab und durfte es als ein Lehensherzogthum behalten; aber das vom Kaiser gegen die Polen entsandte Heer richtete nichts aus, und selbst des Kaisers Zug gegen die Ungarn war anfangs ohne Erfolg. Nichts desto weniger hielt zuletzt der Ungarnkönig Stephan um Frieden an und erhielt ihn.

Um auch bei seinen bestraften Verwandten Sühne obwalten zu lassen, hatte der Kaiser nicht nur den Herzog Konrad von Franken und den Grafen Welf der Haft entlassen und den letzteren in seine Grafschaft wieder eingesetzt, sondern er hatte auch seinem Stiefsohne Ernst auf Gisela's Fürbitte wieder die Freiheit geschenkt und ihn mit dem Herzogthum Bayern belehnt, das der junge Heinrich nur dem Namen nach verwaltet hatte. Ja Herzog Ernst sollte auf dem Fürstentag zu Ingelheim 1030 auch sein Schwaben wieder bekommen, jedoch unter der Bedingung, wenn er seinen geächteten, fortwährend dem Kaiser trotzenden Freund Werner würde bekämpfen helfen. Da Ernst sich aber zu einem Freundesverrath nicht verstund, so ward er in Acht und Bann erklärt und Schwaben seinem jüngern Bruder Hermann gegeben.

Eine Zeitlang hielt sich Herzog Ernst, mit seinem Freunde Werner und dessen Anhängern das Land durchstreifend, dann von allen Seiten von den Mannen des Kaisers umdrängt, in den Schluchten des Schwarzwalds auf und lebte auf der steilen Burg Falkenstein von Raub und Plünderung. Endlich genöthigt, sein Felsennest zu verlassen, stieß er auf eine vom Grafen Mangold geführte Schaar seiner Verfolger und erlag im Verzweiflungskampfe sammt seinem Freunde Werner und allen seinen Achtsgenossen 17. Aug. 1030. Er starb ohne Nachkommenschaft. Seine Leiche wurde nach Kostnitz gebracht und später, nach der Lösung vom Banne, in der babenbergischen Fürstengruft zu Roßstall in Franken beigesetzt. Die Sage schmückte nachher das Leben des Herzogs Ernst auf das wunderbarste aus, indem sie ihn sogar in's Morgenland ziehen und mit allen Schrecken der Natur, so wie der Menschen- und Thierwelt kämpfen läßt. Diese zu einem eigenen Volksbuch erwachsene Sage lebte Jahrhunderte lang im Volke fort.

Im darauffolgenden Jahre drang der Kaiser mit einer kleinen, aber auserlesenen Streitmacht durch die Lausitz in Polen ein und überfiel den Mieczislav so unversehens, daß dieser nach kurzer Zeit um Frieden nachsuchte und alles dem Reich in den Marken Entrissene wieder herausgab, wie z. B. die Oberlausitz, welche an Meißen —, die Niederlausitz, welche an die sächsische Ostmark fiel, mit welcher der Graf Dietrich, der Ahnherr des Hauses Wettin, belehnt wurde. So kamen die Marken, welche Heinrich II dem Boleslav Chobry hatte überlassen müssen, wieder an

Deutschland zurück. Mieczislav stellte sich im Jahr 1032 persönlich vor dem Kaiser zu Merseburg und leistete ihm den Lehenseid. Doch starb er schon im zweiten Jahre darauf.

Da auch der Böhmenkönig Udalrich (Othelrich), Brzatislav's Vater, es mit den Polen gehalten hatte, so ward er vom Kaiser seines Herzogsthums entsetzt und dieses wieder seinem ältern Bruder Jaromir gegeben; doch durfte er nach einiger Zeit den Thron mit demselben theilen. Allein der vom Haß gegen die Deutschen erfüllte Mann blendete jenen seinen Bruder und warf ihn in einen Kerker; seinen eigenen Sohn Brzatislav aber jagte er aus dem Lande. Nicht lange darauf starb er an Gift, worauf Jaromir der Krone zu Gunsten Brzatislav's entsagte, der sich vom Kaiser zu Bamberg damit belehnen ließ. — Der Ungarnkönig Stephan der Heilige hatte sich in der letztern Zeit so ruhig verhalten, daß der Kaiserssohn Heinrich, der den Krieg gegen die Polen geleitet hatte, den alternden Helden besuchte und den Reichsfrieden mit ihm erneuerte.

Während der Kaiser Konrad sich gerade in Norddeutschland befand, erhielt er Kunde vom Ableben des Königs von Burgund, und zugleich die burgundischen Reichsinsignien, welche Rudolf bei seinem Sterben (6. Sept. 1032) dem Kaiser auszuliefern befohlen hatte. Da aber der schon erwähnte Graf Odo von Champagne sein Näherrecht geltend machen wollte und, unterstützt vom romanischen Theile des burgundischen Adels, sogleich die größern Städte Lyon, Vienne, Arles besetzt hatte, so sicherte sich der Kaiser zunächst durch ein Bündniß mit dem neuen König Heinrich I von Frankreich und zog dann an der Spitze eines Heeres in Begleitung seines Sohnes Heinrich nach Burgund, wo er sich von seinen alemannischen Anhängern im Jahre 1033 zu Payerne (Peterlingen) die hochburgundische Krone aufsetzen ließ. Hierauf zog er nach der Champagne und verheerte Odo's Erblande so arg, daß dieser versprach Niederburgund zu räumen. Da er aber nicht Wort hielt, griff der Kaiser dasselbe von der deutschen und der italienischen Seite zugleich an, so daß die Niederburgunder von Odo abfielen und Konrad sich am 1. Aug. 1034 zu Genf auch die niederburgundische Krone aufsetzen konnte. Also war fortan das arelatische Reich mit dem deutschen verbunden. Mit Odo von Champagne aber mußte noch ein mehrjähriger Krieg geführt werden, bis derselbe, mehrmals besiegt, in Lothringen 1037 in einer Schlacht fiel.

Das **burgundische Reich** (von dessen Entstehung oben XIV. 10, 3. gehandelt wurde) bestand damals aus dem Bisthum Basel und Wälsch-Neuenburg, den Grafschaften Genf und Savoyen, dem Sundgau, der westlichen Schweiz bis an den Rhein und die Aar, den Stadtgebieten von Avignon und Lyon, den Grafschaften Burgund (im engern Sinn), Venaissin, Provençe, Dauphiné (dem Delphinat) und dem Fürstenthum Orange.

Der Kaiser bestätigte sämmtlichen burgundischen Landestheilen ihre bisherigen Gerechtsame und setzte zur Wahrung der kaiserlichen Rechte besondere Statthalter ein. Die aus dem germanischen und romanischen Elemente fließende Verschiedenheit der Sprache und Sitte der Be-

wohner dieses burgundischen Reiches ließ eine engere Verschmelzung mit Deutschland nicht zu.

In den beiden darauffolgenden Jahren 1035 und 1036 führte der Kaiser einen Strafkrieg gegen die abgefallenen Wenden (insbesondere Liutizen) und brachte sie wieder unter deutsche Herrschaft, versäumte es aber, ungleich den früheren Kaisern, in diesen Landen das Christenthum wieder herzustellen und zu befestigen. Die Heidenmission lag ganz darnieder, zumal die dortigen Bischöffe, welche unbedingt der weltlichen Macht dienten und tief in weltliche Händel verflochten waren, selten sich in ihren Sprengeln aufhielten und mehr darauf aus waren, von den Slaven lieber Tribut zu erhalten, als ihnen die Botschaft des Friedens und die Segnungen des Evangeliums zu bringen.

Erneuerte Unruhen in Italien machten nun dort des Kaisers Gegenwart nöthig. Unter den großen italienischen Lehnsträgern hatte der kluge, aber ehrgeizige und hochstrebende Erzbischoff Aribert von Mailand, der früher nur durch seinen Anschluß an den Kaiser und durch dessen glänzende Belohnungen zu so ausgedehnter Macht gekommen war, nach errungenem Ziele seine Politik geändert, indem er gegen das kaiserliche Interesse eine unbeschränkte Herrschaft in der Lombardei anstrebte. Zu dem Ende hatte er die Freien sowohl, als auch die Valvassoren oder kleinen Vasallen (den niedern Lehnsadel) des Reichs durch Gewalt und List zu seinen Dienstmannen zu machen gesucht. Diese dagegen, voll Haß gegen die größern Vasallen, besonders gegen die Bischöffe und deren Capitani, hatten sich deßhalb in eigenen Gesellschaften, Motten genannt, zum muthigsten Widerstand verbunden, und als er die Waffen gegen sie gebrauchen wollte, schlugen sie sein Heer und verbreiteten ihren Aufstand über ganz Italien, so daß nun auch die Bürger in den Städten, zugleich gehetzt von kirchlichen Sectirern, nicht mehr ihren Bischöffen gehorchten, desgleichen die niederen Schichten des Volks sich selbst Richter und Schöffen setzen, ja alle sogar vom Reich abfallen wollten, wenn man ihnen nicht ein geschriebenes Recht geben würde.

Da erschien der Kaiser in Italien, unterstützt von dem reichen Markgrafen Bonifacius von Tuscien (Toscana), der zugleich Erbherr von Modena, Reggio, Mantua und Ferrara war, und hielt zu Pavia einen Reichs- und Gerichtstag, auf welchem er die Klagen der unterdrückten Valvassoren oder niedern Lehnsritter gegen die mächtigen Capitani überhaupt und insbesondere gegen den mailändischen Erzbischoff untersuchte. Da derselbe aber in seinem Stolze dem Kaiser nicht Rede stehen wollte, sondern erklärte, auf Niemands Befehl und Bitte etwas von dem herausgeben zu wollen, was er der Kirche des heiligen Ambrosius erworben habe, so ließ ihn der Kaiser in der vorgefaßten Meinung, der ganze Aufstand sei Aribert's geheime Anstiftung, im höchsten Zorn verhaften und nach dem Ausspruch der Versammlung die angemaßten Besitzungen desselben an ihre rechtmäßigen Eigenthümer zurückgeben.

Wegen dieser gegen einen so hohen Kirchenfürsten begangnen Gewaltthat, die von Vielen, selbst Gegnern des Erzbischoffs, getadelt wurde, ge-

rieth Mailand in Gährung; selbst seine Feinde in dieser Stadt schlugen sich auf seine Seite gegen den Kaiser, und als bald darauf Erzbischoff Aribert aus seiner Haft glücklich entkam, trotzte er hinter Mailands mächtigen Wällen und 300 festen Thürmen dem ganzen kaiserlichen Heere, das, ungeachtet des Beistands der Motten, die Belagerung aufgeben mußte.

Der tapfere Erzbischoff wußte dem Mailänder Fußvolk im Kampfe gegen des Kaisers Reiterei einen festern Halt und Zusammenhang dadurch zu geben, daß er ein Stadtbanner, caroccio genannt, erfand, dessen Bewegungen „die zerstreuten Schaaren sammelte und dem Kampfe derselben die nöthige gemeinsame Richtung gab". Es bestand aus einer Art hohen, oben mit dem Bildniß des heil. Ambrosius, in der Mitte mit dem heil. Kreuze versehenen Mastbaume, der auf einem mit Eisen beschlagenen Wagen befestigt war und von Stieren gezogen wurde. Von der Spitze herab flatterten zwei weiße Flaggen.

Daher suchte nun der Kaiser die obwaltenden Zwistigkeiten durch einen billigen Vertrag auszugleichen, indem er durch die constitutio de feudis vom Jahr 1037 die kleinen Lehen für erblich erklärte und verordnete, daß ein kleiner Vasall nur durch ein judicium parium d. i. einen Ausspruch des Gleichengerichts sein Gut verlieren und kein Lehnsherr ohne Einwilligung des Aftervasallen die Natur des Lehns ändern dürfe. Dadurch wurde dem übermächtigen Wachsthum der geistlichen und weltlichen Großen in Oberitalien eine Schranke gestellt, die verlorene Freiheit des Grundeigenthums gewissermaßen ersetzt, Ackerbau und Gewerbfleiß befördert und in den Städten der weitern Ausbildung des Bürgerthums Vorschub geleistet.

Außer der Lehnserblichkeit und dem Schöffengericht aus Gleichen erhielten die Valvassoren noch das Recht der Berufung an den Kaiser, und die Versicherung, daß ihre Lehengüter nicht in Zins- und Pachtgüter verwandelt werden sollten, auch daß der Kaiser für den Kriegsdienst keine anderen, als die bisherigen Leistungen fordern werde. Auf diese Weise gewann er den niedern Lehnsadel für das kaiserliche Interesse.

Nun konnte der Kaiser um so leichter an die Demüthigung des Erzbischoffs gehen: er entsetzte ihn seines Erzbisthums und übertrug es, wiewohl gegen alles Kirchenrecht, einem seiner eigenen Kapellane. Allein Aribert wußte sowohl die französisch-italienische Partei der Großen, als auch viele lombardische Bischöffe, die sich alle durch des Kaisers Lehnsedict und Behandlung des Erzbischoffs in ihrer eignen Stellung gefährdet sahen, zu einer geheimen Verbindung zu bewegen, welche den Sturz des Kaisers und die Erhebung des dem Kaiser damals noch trotzenden Grafen Odo von Champagne auf den italischen Königsthron bezweckte. Doch die Verschwörung wurde entdeckt und ein Theil der Schuldigen ergriffen und bestraft: die Stadt Parma wurde wegen eines tückischen Überfalls größtentheils niedergerissen. Nur Aribert hielt sich fortwährend in Mailand und war weder durch Drohungen, noch durch Vermittlungsversuche des Papstes zur Nachgiebigkeit zu bewegen; selbst Acht und Bann konnten seinen Muth nicht brechen.

Hierauf gieng der Kaiser, ohne Rom zu berühren, nach Unteritalien, um den tyrannischen Fürsten Pandulf IV von Capua, der mit dem Fürsten Waimar von Salerno im Kampfe lag, für seine vielen Vergewaltigungen zur Rechenschaft zu ziehen. Nachdem er ihn seines Fürstenthums entsetzt und es mit dem Fürstenthum Salerno vereinigt, aber zur Sicherung dieser Anordnung den Normannen Rainulf mit der Grafschaft Aversa belehnt und diesen dadurch in die Reihe der italienischen Reichsfürsten aufgenommen hatte, kehrte Konrad im Sommer 1038 nach Oberitalien zurück.

Während der Kaiser den Festen beiwohnte, welche der Markgraf Bonifacius von Toscana ihm zu Ehren anstellte, brach 1038 eine furchtbare Pest aus und raffte die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, die junge Gemahlin des Kaisersohnes Gunhilde (von den Deutschen Kunigund geheißen) und eine Menge anderer Edler dahin, so daß der Kaiser nach Deutschland zurückeilte und seitdem selbst den Keim des Todes mit sich herumtrug.

Auch in Deutschland hatte Konrad schon länger her, ohne jedoch ein förmliches Gesetz deßhalb zu erlassen, die Erblichkeit der kleineren Lehen begünstigt, um die Übermacht der größern zu brechen, weßhalb ihm auch der Adel zu jenen Kriegen in Burgund und Schwaben willigen Beistand geleistet hatte. Aus dem gleichen Grunde schaltete er mit den großen Lehen nach Gefallen, stellte Franken unter die Pfalzgrafen bei Rhein, ließ Schwaben und Kärnthen unbesetzt und gab beide Lande seinem Sohne Heinrich, der schon Bayern besaß, zur Verwaltung. Auch brachte er jetzt in Burgund auf einer Reichsversammlung zu Solothurn die Wahl dieses seines Sohnes zu Stande, worauf derselbe nach alter burgundischer Sitte gekrönt wurde. Kaiser Konrad's letzte Handlung in Burgund war die Bestätigung des Gottesfriedens, der den dort tief eingerissenen Fehdegeist der Grafen und Herren zu steuern bestimmt war und zehn Jahre darauf auch in Deutschland Eingang und Annahme fand.

Frankreich und Burgund litten am meisten von dem Unwesen des Faustrechts. Niemand, als die Kirche konnte hoffen, dasselbe wenigstens theilweise zu hemmen. Daher erklärte der berühmte Abt Odilo von Clugny, er habe Befehl vom Himmel erhalten, die Fehden durch einen Gottesfrieden (Treuga oder Treva Dei, Gottestreue) zu stillen. Es sollten in jeder Woche vom Sonnenuntergang Mittwochs an bis zum Sonnenaufgang Montags, ferner von Advent bis zum achten Tage nach Epiphanias und von Septuagesima bis zum achten Tage nach Ostern bei Strafe des Banns alle Waffen ruhen. Mit Freuden erkannten Fürsten und Geistliche den Gottesfrieden an, und zwar schon 1027 in Frankreich und 1032 in Burgund, wo ihn Konrad 1038 zum Gesetz erhob. Außer Deutschland nahm ihn auch England an.

Kurz darauf, d. 4. Juni 1039, als Konrad eben zu Utrecht mit seiner Gemahlin und seinem Sohne das Pfingstfest mit großer Pracht begangen hatte, starb er im 60. Jahre seines Lebens mit dem Ruhme, als einer der kräftigsten Kaiser dem Königthum eine bedeutende Machtfülle und dem Reiche die weiteste Ausdehnung verschafft zu haben, indem es von der Weichsel bis zur Schelde und über die Rhone hinaus und vom Belt bis zur Meerenge von Sicilien reichte.

Schon während des Festes hatte Konrad die heftigste Fußgicht, unterdrückte aber den Schmerz, um die Festfreude nicht zu stören. Am andern Tage fühlte er sein Ende nahen, ließ die Bischöffe kommen, beichtete und empfieng das h. Abendmahl. Dann nahm er Abschied von Gattin und Sohn und sah fest dem Tod entgegen. Sein Leichnam wurde von seinem Sohne nach Speyer geleitet und dort in dem Dom beigesetzt, zu welchem er selbst 1030 den Grund gelegt hatte. Seine Gemahlin Gisela beweinte ihren Gemahl im Kloster Kaufungen bei Kassel. — Wippo, der Lebensbeschreiber dieses Kaisers, sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, und wie streng er gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften er gewesen, wenn es des Reiches Wohl erheischte."

2. Kaiser Heinrich der Dritte. Sein Streben nach Unumschränktheit des Kaiserthums zu Gunsten deutscher Einheit. Die Kaisermacht auf ihrer Höhe gegenüber dem Papstthum und den Lehnsgroßen.

War schon Konrad auf dem Wege, das deutsche Königthum von der Gefahr der Schwächung durch die Fürsten zu befreien, so war vollends sein ihm an Thatkraft, Hochsinn und Gerechtigkeit gleicher, an Willenskraft und Selbstbeherrschung, an Beredsamkeit und Bildung überlegener und durch alle diese Eigenschaften zum Herrscher geborner Sohn, der kaum 22jährige, um eines Hauptes Länge Andere überragende **Heinrich der Dritte** nahe daran, dem Königthum jene Unbeschränktheit und dadurch dem Reiche jene Einheit zu verschaffen, die nachher Frankreichs Könige im Kampfe mit ihren Vasallen errangen.

Als Heinrich, den man auch, sei's von seiner dunkeln Gesichtsfarbe oder von der Farbe seines Bartes, den „Schwarzen" nannte, im J. 1039 seinen „Königsritt" durch die verschiedenen deutschen Reichslande machte, empfieng er allenthalben die willigste Huldigung: in Augsburg erschienen auch italienische Fürsten vor ihm, und selbst Aribert von Mailand fand es jetzt gerathen, die Gnade des Kaisers zu suchen und erhielt zu Ingelheim, wo er Lehenstreue gelobte, sein ihm von Heinrich's Vater abgesprochenes Erzbisthum zurück. — So, vergewissert über die herrschende Ordnung in Deutschland und beruhigt über die Haltung Italiens, gedachte der König nun die inzwischen in Verwirrung gerathenen Verhältnisse in Böhmen, Polen und Ungarn wiederherzustellen.

Brzatislav, dieser kräftige, kircheneifrige, dabei politisch hochstrebende Böhmenfürst, war nämlich in das vielfach gespaltene Polen eingefallen, hatte Krakau geplündert, Posen erobert, Gnesen erstürmt und von da nicht nur den reichen Schatz, sondern auch die Gebeine des h. Adalbert nach Prag, wo dieser einst Bischoff gewesen war (Kap. 2, 5.), zurückgebracht, so daß er nach solchem Gelingen den Gedanken faßte, ein slavisches Gesammtreich zu stiften und sich der deutschen Hoheit zu entziehen. Dieß konnte das Haupt des deutschen Reichs nicht zugeben, und so nahm Heinrich III

den Kampf mit dem Böhmen auf und brachte ihn in zwei Feldzügen wieder zur Unterwerfung.

Der erste Feldzug, welcher durch sächsische Führer eröffnet wurde, fiel höchst unglücklich aus: das Heer mußte den Rückzug antreten (1040). Den zweiten Feldzug 1041 leitete König Heinrich selbst mit verstärkter Macht, und drang, besonders mit Hülfe der Franken, Bayern und Österreicher (letztere unter dem babenbergischen Markgrafen Luitpold) bis vor Prag, worauf Brzetislaw den Frieden suchte, seinen polnischen Eroberungen entsagte, Schadenersatz leistete und zu Regensburg persönlich im Büßergewande vor dem Kaiser erschien. Er erhielt Gnade, ja sein Herzogthum Böhmen sammt Schlesien wieder, und blieb von da an dem Könige treu. — Der durch ihn vertriebene Polenkönig Casimir kehrte mit Bewilligung Heinrich's wieder in seine Lande zurück und bekannte sich willig als Vasall des deutschen Reichs.

In Ungarn war seit dem J. 1038 der von seiner ganzen Zeit hochgeachtete König Stephan der Heilige gestorben und hatte einen seiner Schwestersöhne, Namens Peter, zum Nachfolger erhalten, gegen den aber der größte Theil der Magnaten sich im Aufruhr erhob, so daß er sich nur durch die Flucht rettete und den König Heinrich um Hülfe anflehte. Heinrich gewährte sie und führte, jedoch erst nach drei Hauptfeldzügen, den Vertriebenen auf den Thron der Arpaden zurück. Dafür erkannte König Peter die Lehnshoheit des deutschen Reiches an.

Die Ungarn hatten nämlich einen Magyarenhäuptling, Samuel Aba, der nicht aus dem arpadischen Geschlechte war, zum König und unter seiner Führung einen verwüstenden Einfall in Bayern gemacht, waren aber von dem Markgrafen der Ostmark, Luitpold dem Tapferen, zurückgeschlagen worden. Darauf begann König Heinrich selbst, besonders unterstützt von den Bayern und Böhmen, 1041, den Angriffskrieg, in welchem er Westungarn eroberte und den Aba entsetzte. Das Wiederaufkommen desselben veranlaßte 1042 den zweiten Feldzug, in welchem sich Aba unterwarf und gegen große Versprechungen einen großen Theil des verlornen Gebiets zurückerhielt. Weil er aber sein Wort nicht hielt, so zog König Heinrich zum drittenmal aus und brachte ihm am 5. Juni 1044 in der entscheidenden Schlacht an der Raab eine solche Niederlage bei, daß Heinrich mit den Deutschen triumphirend in der alten Krönungsstadt Stuhlweißenburg einzog und seinen Schützling Peter krönen ließ, der nun allgemeine Anerkennung fand. Aba wurde auf der Flucht ergriffen und auf Peter's Befehl hingerichtet.

Um nun insbesondere das burgundische Reich fester mit dem deutschen zu verkitten und zugleich Einfluß auf Frankreich zu gewinnen, wo das Königthum damals noch so machtlos und die Vasallen so übermächtig waren, daß das wildeste Faustrecht im Schwange gieng, — vermählte sich König Heinrich III 1043 in zweiter Ehe mit Agnes von Poitiers, der reichen Tochter des Herzogs Wilhelm des Großen von Aquitanien, also eines Fürstenhauses, das damals an Macht dem französischen Königshause gleich stand. Eine weitere Folge dieser Heirath war die größere Annäherung Heinrich's III an die geistliche Congregation von Clugny, welche schon unter Kaiser Heinrich II auf eine Reinigung der Kirche sowohl, als auf eine Ausdehnung der Kirchenherrschaft ausgieng und durch den berühmten Abt Odilo und

seinen Nachfolger Hugo in jenem Zeitalter die höchste Geltung hatte. Nicht nur bestätigte Heinrich III in Burgund aufs Neue die Treuga Dei oder den Gottesfrieden (Kap. 4, 1. a. E.), sondern er erließ auch ein allgemeines Friedensedict, worin er allen seinen Feinden Frieden bot, um allen Fehden im Reiche ein Ziel zu setzen. Desgleichen fieng er bereits an, dem Hauptübel der Kirche, der Simonie oder den schnöden Kauf geistlicher Ämter und Würden entgegenzutreten: wie denn überhaupt die Herzensstellung dieses Königs, bei aller seiner unbeschränkten Gewalt über die Kirche — im Vergleich mit der seines Vaters — eine vorherrschend innerliche war.

Seine Ascese bewies er auch darin, daß er nach jedem Sieg auf dem Schlachtfelde die Kniee im Gebet beugte und mit seinen Kriegern dankend von Kirche zu Kirche zog; daß er bei jeder Reichshandlung seine Krone nie eher auf das Haupt setzte, bevor er gebeichtet und Buße gethan; ja daß er, der gewaltige Kriegsfürst und Völkerherr, sogar seinen Rücken der beichtväterlichen Geißelung darreichte, womit im Sinne jener Zeit die Bußübungen verbunden waren.

Deßungeachtet konnte die Kirche, so wenig als irgend Jemand aus seiner Umgebung, sich rühmen, seinen Willen zu lenken. Er blieb in allen seinen Entschließungen selbständig und weder der Papst, noch das mächtige Clugny würden ihn zu etwas haben bewegen können, dem nicht ohnehin seine Geistes- und Herzensrichtung entgegengekommen wäre: denn ihm galt Reinigung und Besserung der Kirche gleichbedeutend mit der Machtbestrebung des Kaiserthums, das er auf die Höhe zurückführen wollte, auf der es unter Karl dem Großen stand.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte er noch der römischen Kaiserkrone, und so richtete er jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf Rom und auf die Wiederherstellung des dort durch ein ärgerliches Schisma gestörten Kirchenfriedens.

Nachdem er noch in Lothringen, das er nach Gozelo's Tode wieder in zwei Herzogthümer getheilt und den beiden Söhnen desselben (Gottfried dem Bärtigen und Gozelo d. J.) gegeben hatte, einen Aufstand des ersteren gedämpft, in Burgund Mißvergnügte zur Ruhe gebracht und den letzten der drei oben erwähnten Feldzüge gegen die Ungarn gemacht hatte, richtete er sich zum Zug nach Italien. Daselbst hatte bereits Mailand auf sein Wort eine Bürgerfehde beigelegt; der Markgraf von Tuscien und andere weltliche Große hatten die Treue gehalten und allenthalben herrschte äußere Ruhe, weil auch die mächtigsten Bischöfe wegen ihrer mit dem kaiserlichen Interesse tief verflochtenen Stellung nichts ohne des Kaisers Willen und Zustimmung zu unternehmen wagten. Dagegen herrschten in ganz Italien, am meisten aber in Rom die Gräuel der Simonie und des Nicolaitismus (oder der schamlosesten Fleischeslust,) unter dem größten Theile des Klerus.

Auf dem h. Stuhle selbst hatte in der Person Benedicts IX das offene Laster seinen Sitz aufgeschlagen. Er war schon unter Kaiser Konrad als zehnjähriger Knabe

von einer Faction Rom's durch Kauf und Bestechung zum Papst erhoben worden und hatte heranwachsend durch Raub, Mord und Unzucht die sog. heil. Stadt zur Mördergrube gemacht, war zwar zweimal vertrieben und das zweitemal durch den gleichfalls für Geld erwählten Papst Sylvester III ersetzt worden, nachher aber wieder emporgekommen und sogar im Begriff, als Papst sich — zu vermählen! — Doch dieß Vorhaben empörte das Volk, und Benedict sah sich gezwungen, den Stuhl Petri durch einen förmlichen Kaufcontract an einen andern, Namens Gregor VI, zu überlassen. Dieser, übrigens der cluniacensischen Richtung angehörend, und unterstützt von seinem klugen und eifrigen Kapellan Hildebrand, wünschte die Kirche von den herrschenden Übeln zu befreien, besaß aber nicht die Kraft und die Mittel, die entgegenstehende Macht der Gemeinheit niederzuhalten, so daß daher nicht nur Sylvester III wieder zur Tiare griff, sondern auch Benedict IX frech genug war, sich gleichfalls wieder auf den käuflichen Stuhl Petri zu setzen und so die Verwirrung aufs höchste zu steigern.

Es hatte in der Stadt Rom der Factionsgeist drei simonistische Päpste auf Einmal geschaffen, von denen der durch den Adel gestützte Benedict IX im Lateran, Sylvester III bei Maria Maggiore und Gregor VI im Vatican seinen Sitz aufschlug und einer den andern verfluchte. Ganz Rom widerhallte von den Waffen der Parteien und nicht minder schäumten in allen Theilen Italiens die Leidenschaften über, da es nur wenige Kleriker gab, die sich nicht mit Simonie und Fleischessünden befleckt hatten, so daß es kein Wunder war, wenn auch die Laienwelt sich meist ungewarnt und ungemahnt einem zügellosen Leben hingab. Die wenigen Besseren richteten daher ihre einzige Hoffnung auf den König Heinrich, als künftigen Kaiser, und Einige waren selbst nach Deutschland geeilt und hatten ihn fußfällig um Hülfe gebeten.

Um der allgemeinen Verwirrung ein Ende zu machen, schritt König Heinrich, in Italien angekommen, als Patricius und Schirmherr der Kirche mit entschiedenster Kraft ein. Er berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, welche zunächst die erschienenen Päpste Sylvester und Gregor —, sodann noch eine Kirchenversammlung nach Rom, welche auch den Papst Benedict in aller Form Rechtens absetzte. Darauf, von den Römern aufgefordert, selbst einen würdigen Papst zu ernennen, wählte Heinrich einen Deutschen, einen Sachsen, den frommen und tadellosen Bischoff Suidger von Bamberg, der, nachdem er fast mit Widerstreben die Wahl angenommen, sich bei seiner Stuhlbesteigung den Namen Clemens II gab.

Von diesem ließ nun Heinrich III am Weihnachtstage 1046 an derselben Stelle und an demselben Tage, an dem einst Karl der Große zum Kaiser ausgerufen worden war, sich und seiner Gemahlin die römische Krone aufsetzen und erhielt dabei zugleich von den zur Begeisterung hingerissenen Römern das eidliche Versprechen, künftighin keinen Papst ohne des Kaisers Bestätigung zu wählen und zu weihen.

Und so mächtig war der Wille dieses Kaisers, daß nachher auf seinen Vorschlag noch dreimal würdige Deutsche zu Päpsten gewählt wurden. Und weil diesen späterhin abermals zwei deutsche Päpste folgten, so kam es, daß durch diese sechs tüchtigen für die Reinigung der Kirche eifern-

den Oberhäupter sich die Kirche aus dem tiefen Verfalle, in den sie durch die eigensüchtigen Bestrebungen der römischen Factionen und durch das Sittenverderbniß des italischen Klerus gerathen war, allmählich wieder emporhob.

Jene von Heinrich III auf den römischen Stuhl beförderten Deutschen waren: der Bischoff Poppo von Brixen als Damasus II, der vortreffliche Bischoff Bruno von Toul, ein Verwandter des Kaisers, als Leo IX, und der Bischoff Gebhard von Eichstädt als Victor II. Die beiden darauffolgenden deutschen Päpste waren Stephan IX und Nicolaus II. (Von den wichtigsten darunter und deren kirchlichen Bestrebungen s. unten K. 5, 1.)

Von Rom aus gieng der Kaiser nach Entlassung seines Heeres nur mit geringer Streitmacht nach Unteritalien, wo unterdeß Herzog Waimar von Salerno und Capua (s. oben K. 2, 6), von den Normannen in der Grafschaft Aversa) unterstützt, sich gegen die Griechen behauptet und seine Macht erweitert hatte. Um in diesen tapferen Normannen ein noch stärkeres Gegengewicht theils gegen die Griechen, theils selbst gegen Waimar's große Macht zu bilden, belehnte er den normannischen Grafen Drogo mit Apulien, das vorher dem Reiche nicht gehört hatte, trennte Capua wieder von Waimar's Gebiet und gab es dem aus dem Exil zurückgekehrten Pandulf zurück. Die Bekämpfung des widerspänstigen Fürsten von Benevent, der es mit den Griechen hielt, überließ er den Normannen und kehrte wieder nach Deutschland zurück.

Im deutschen Reiche fuhr Kaiser Heinrich III fort, mit unbestrittener Herrschermacht zu walten. Während er die kleinen Lehen begünstigte, vergab er die Herzogthümer nach Gefallen und ließ den Inhabern nur die beschränkten Rechte von Statthaltern. Dem am Bodensee schon zu mächtigen Welf versagte er die Herzogswürde in Schwaben und gab ihm Kärnthen, davon er aber Steyermark und Krain nebst anderen Theilen zu einer eigenen Markgrafschaft abtrennte; — Schwaben aber gab er dem Markgrafen Otto von Schweinfurt aus dem babenbergischen Hause. — In Sachsen, wo er als Franke nicht beliebt war, suchte er den Herzog (aus dem Billunger Hause) durch häufige persönliche Anwesenheit im Lande, für welche er die Stadt Goslar mit Schloß und Dom schmückte, unter Beirath des gewandten, mit den Billungern verfeindeten Erzbischoffs Adalbert von Bremen in festen Schranken zu halten. — Oberlothringen vergab er an den elsaßischen Grafen Adalbert von Longwy (den Ahnherrn des jetzigen österreichischen Hauses), und als Gottfried der Bärtige von Niederlothringen, der sich Hoffnung auf Oberlothringen gemacht hatte, im Bund mit dem Grafen von Flandern und dem Grafen von Holland, sich empörte und jenen Herzog Adalbert aus einem Hinterhalte erschlug, so erklärte ihn der Kaiser in die Acht, nahm ihm sein Herzogthum und gab es einem Verwandten des Erschlagenen; als sodann Gottfried sich demüthigte, verzieh er ihm, setzte ihn aber eine Zeit lang unter Obhut.

Inzwischen waren die Ungarn wieder vom Reiche abgefallen, indem sie den König Peter vertrieben und sich in dem Arpaden Andreas einen neuen König setzten, der zwar anfangs sich dem Kaiser beugte und die in Bayern geltende Verfassung annahm, nach welcher Ungarn noch heute in Comitate oder Grafschaften (Gespannschaften) eingetheilt ist, — aber dann doch nicht seinen Vasallenpflichten nachkam. Daher rückte der Kaiser im J. 1051 in Ungarn ein, ward aber durch Mangel im Heere und andauernde Regengüsse zum Rückzug genöthigt. Im Feldzug des folgenden Jahres kam der Kaiser sogar bis Presburg, konnte es aber nicht einnehmen und die Friedensunterhandlungen, die auch der Papst vermittelnd unterstützte, zerschlugen sich wieder.

Als im Herzogthum Bayern, das er zwei Jahre lang unbesetzt gelassen und es dann dem lothringisch-pfälzischen Grafen Konrad von Zütphen gegeben hatte, dieser Amtsherzog mit des Kaisers Oheim, dem Bischoff Gebhard von Regensburg, in Fehde gerieth und auf das kaiserliche Ruhgebot nicht achtete, setzte ihn der Kaiser wieder ab und gab das Herzogthum seinem eigenen erst dreijährigen Sohne Heinrich und im folgenden Jahre seinem zweiten, erst zweijährigen Sohne Konrad, sodann nach dem Tode des letztern seiner eigenen Gemahlin Agnes. — Eben für jenen seinen ältern Sohn Heinrich ließ er sich von den Fürsten die Nachfolge im Reiche versprechen und im J. 1054, den kaum vierjährigen Knaben zu Aachen von dem einflußreichen Erzbischoff Hermann von Köln zum deutschen König krönen.

Im folgenden Jahre veranlaßte ihn die Lage der Dinge in Italien zu einem zweiten Zug über die Alpen. Denn dort war seit dem Tode des mit ihm engverbundenen Papstes Leo IX des Kaisers Machtstellung stark bedroht, besonders da der entsetzte Lothringer Gottfried der Bärtige aus Deutschland dahin entwichen war und sich mit den italienischen Unzufriedenen verbunden, ja durch seine Vermählung mit der Wittwe des Markgrafen Bonifaz von Toscana sich wieder eine Macht geschaffen hatte. Nachdem der Kaiser den lombardischen Großen seinen Ernst, wie seine Huld gezeigt hatte, nahm er seinen Hauptaufenthalt in Toscana, so daß Gottfried aus Italien wich und seine Gemahlin, die Markgräfin Beatrix sammt ihrer Tochter Mathilde, in der Gewalt des Kaisers sehen mußte, der sie mit nach Deutschland nahm und Toscana unter die Verwaltung des Papstes Victor stellte, den er auch zum Statthalter von Italien ernannte.

Nach Unteritalien zu gehen, wo sich die Normannen des Fürstenthums Benevent, das von Leo IX dem päpstlichen Stuhle war zugewendet worden, bemächtigt hatten, unterließ der Kaiser, weil ihn eine Verschwörung nach Deutschland rief, welche sein Oheim Bischoff Gebhard von Regensburg und Herzog Welf in Verbindung mit mehrern andern Fürsten gegen das Leben des Kaisers angesponnen hatten, um den abgesetzten Bayernherzog Konrad (von Zütphen) auf den deutschen Thron zu erheben. Als jedoch der Kaiser in Deutschland ankam, waren Konrad sowohl, als Welf unvermuthet gestorben, und mit der nun folgenden Verurtheilung Gebhard's zur strengsten Haft, so wie mit der Bestrafung der übrigen Verschwornen, war auch diese Gefahr gehoben.

Weil inzwischen Gottfried, des Kaisers unverdrossenster Widersacher, abermals mit dem Grafen von Flandern die Nordwestgränze beunruhigte und zu besorgen war, König Heinrich I von Frankreich möchte auf ihre Seite treten, so vermochte der Kaiser denselben 1056 zu einer Zusammenkunft in Ivois (bei Metz), um sich mit ihm zu verständigen. Diese gab dem Kaiser Gelegenheit, sich nun auch den Franzosen in seiner Kraft und Würde zu zeigen: denn da der französische König bei dieser Unterredung sich zu der Äußerung erdreistete, die Deutschen hätten dieses Land einst mit List an sich gebracht, warf Kaiser Heinrich demselben den Fehdehandschuh vor die Füße, worauf sich jener, um dem Zweikampf zu entgehen, noch in der Nacht über die Gränze machte und so den Deutschen Anlaß gab, sich der Ritterlichkeit ihres Kaisers zu freuen.

Die Folge dieses muthigen Auftretens war, daß sich nun Gottfried dem Kaiser in Trier persönlich unterwarf, worauf er nicht nur Verzeihung erhielt, sondern auch seine Privatgüter und seine Gemahlin zurückempfieng. Auch Bischoff Gebhard durfte in sein Bisthum zurückkehren.

In dem gleichen Jahre erhielt der Kaiser in Goslar vom Papst Victor einen Besuch und als sich beide eben nach der Pfalz Bodfeld am Harz begeben hatten, erkrankte der Kaiser und starb kurz darauf den 5. Oct. 1056. im 39. Jahre seines Lebens und im 17. seiner Regierung.

Als er sein Ende fühlte, ließ er die vielen weltlichen und geistlichen Fürsten, die zu ihm geeilt waren, um sich versammeln und von ihnen und von dem Papste noch einmal die Nachfolge seines Sohnes anerkennen; auch empfahl er seine Gemahlin als ordnungsgemäße Vormünderin der Unterstützung der Fürsten, verzieh dann allen seinen Feinden und setzte viele wieder in ihre verlornen Rechte ein. Nach erhaltner Absolution und Eucharistie verschied er. Seine Leiche wurde am 28. Oct., gerade an seinem Geburtstage, in dem noch unvollendeten Dom in Speyer beigesetzt.

Mit Heinrich III hatte das Kaiserthum den Gipfel der Macht erreicht. Hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht die königliche Macht zu einer unbeschränkten, ja erblichen gemacht und somit den Geschicken Deutschlands eine andere Richtung gegeben haben. Sein Tod war „ein Weltereigniß“: denn bei dem Mangel einer eben so gewaltigen Herrscherkraft, welche die Durchführung des kaiserlichen Gedankens möglich gemacht hätte, trat ein gänzlicher Umschwung der Dinge ein, indem von da an nicht nur die Königsgewalt allmählich hinter die Fürstengewalt zurücktrat, sondern überhaupt die höchste Gewalt in Europa an das Papstthum überzugehen begann. Es war, als ob das Kaiserthum seine wesentlichste Aufgabe erfüllt hätte: es hatte die deutschen Stämme zum tiefern Bewußtseyn ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit gebracht und hinwiederum die einzelnen Stämme zu ihrer kräftigern Entfaltung angeregt, wie denn auch der Name Deutscher im 11. Jahrhundert erst recht allgemein und wegen des mit der deutschen Nation verbundenen Principats im Abendlande weit und breit geehrt war.

3. Heinrich der Vierte. Deutschland unter vormundschaftlicher Regierung. Agnes; Hanno von Köln; Adalbert von Bremen. Bedrückung der Sachsen und Aufstand derselben. Heinrich's Flucht. Sächsischer Krieg. Heinrich's Sieg und Übermuth. Berufung der Sachsen und Heinrich's an den Papst.

So viele Elemente zu Unruhen durch Parteiungen bei Heinrich's III Tode vorhanden waren, so ruhig gieng doch das Scepter in die Hände der neuen Regierung über. Da Heinrich IV, den sein Vater schon einige Jahre zuvor von den Fürsten hatte zu seinem Nachfolger wählen und zu Aachen feierlich weihen lassen, bei seines Vaters Tode, erst ein kaum sechsjähriger Knabe war, so trat eine vormundschaftliche Regierung ein, und war eine solche von jeher für die Staaten verderblich, so war sie es in diesem Falle mehr, denn je. Zwar führte mit Zustimmung der Fürsten seine fromme und verständige Mutter Agnes, unterstützt zunächst vom Papst Victor und dann vom Bischoff Heinrich von Augsburg und dem Erzbischoff Guibert von Ravenna, im Anfang mit Umsicht die Zügel der Regierung; allein als Weib zu schwach, sich gegen den Trotz der Großen, welche die von ihrem Gatten erfahrene Strenge nur ungern getragen hatten, zu halten, mußte sie dessen Plan, die herzogliche Macht mit der Krone zu verbinden, aufgeben und mehrere Herzogthümer, zum Theil mit ehemaligen Gegnern ihres Gatten, wieder besetzen. So stellte sie dem Lothringer Gottfried dem Bärtigen Niederlothringen in Aussicht, gab ihm die Herzogthümer Toscana und Spoleto und die Mark Camerino und machte ihn zum Statthalter von Italien; sie bestätigte dem Grafen von Flandern die ihm zustehenden Reichslehen; sie gab Schwaben und einen Theil von Burgund an den Grafen Rudolf von Rheinfelden, den Gemahl ihrer Tochter Mathilde, die er entführt hatte; Kärnthen und die Markgrafschaft Verona an den Grafen Berthold von Zähringen; Oberlothringen dem treuen Gottfried dem Buckligen, Sohne des Bärtigen und Gemahl der Mathilde von Toscana, ihr eigenes Bayern aber dem tapfern, ehrgeizigen Grafen Otto von Nordheim aus dem mächtigen sächsischen Hause.

Allein die Stützen, die sie sich dadurch schaffen wollte, halfen ihr nichts. Denn es bestand eine von dem Erzbischoff **Hanno** von Köln geleitete Verbindung mehrerer Fürsten, unter denen vorzüglich sächsische, wie z. B. Graf Eckbert von Braunschweig und selbst Otto von Nordheim sich befanden, welche sich nicht nur ihre vorige Gewalt wieder verschaffen, sondern auch ihre Landeshoheit ausdehnen und zu dem Ende den kaiserlichen Knaben dem Einflusse der Regentin-Mutter und ihres Beiraths um jeden Preis entziehen wollten. Da Hanno's List, womit er den nun 12jährigen König in seine Gewalt bekam, nur zu gut gelang, so blieb der untröstlichen Mutter nichts übrig, als die Reichsverweserschaft niederzulegen und sich späterhin nach Italien in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen.

Hanno, der dabei die Absicht hatte, durch seinen Einfluß auf die Erziehung des jungen Königs der Kirche zur Vorherrschaft zu verhelfen, brachte ihn auf folgende Weise in seine Gewalt: er hatte die Kaiserin mit ihrem Sohne eingeladen, die Osterzeit (des J. 1062) ihr Hoflager zu Kaiserswerth zu halten, das dicht am Rheine liegt. Nach der Tafel beredete er den jungen Heinrich, mit ihm hinab an den Rhein zu gehen, wo er ihm sein neues, schöngebautes Schiff zeigen wolle. Kaum hatte der Knabe mit dem Erzbischoff und seinem Gefolge das Schiff bestiegen, als auf einen Wink Hanno's das Schiff sie rheinabwärts trug. Der Knabe, erschrocken bei dem Gedanken, von seiner Mutter getrennt zu werden, sprang, heftig und herzhaft wie er war, plötzlich in den Rhein, und wäre ertrunken, wenn ihm nicht der Graf Eckbert von Meißen nachgesprungen und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man suchte ihn nun zu beruhigen und fuhr vollends mit ihm nach Köln. Agnes bot Alles auf, ihren Sohn wieder zu bekommen; selbst das Landvolk lief auf beiden Flußufern eine weite Strecke dem Entführer nach, um die That zu hindern; vergebens. — Nicht lange darauf wurde auch der dem Hanno verhaßte Bischoff von Augsburg gefangen und auf grausame Weise um das Leben gebracht.

Um nicht den Schein zu haben, als habe er nach der Reichsverweserschaft gestrebt, veranlaßte Hanno einen Fürstenbeschluß, nach welchem immer derjenige Bischoff, in dessen Sprengel sich der junge König während seiner Minderjährigkeit befinden werde, die Regierung des Reiches besorgen solle. Diese aber stets in seiner Hand zu behalten, war seine Absicht; ja um den Kaiser in Zukunft leichter zu beherrschen und die Fürstenmacht über die Kaisermacht heben zu können, gab er dem Knaben eine äußerst strenge Erziehung, wobei es nicht an den härtesten Züchtigungen fehlte, die ihm freilich des Zöglings Herz nicht zuwenden konnten. Nichts desto weniger wäre dem leidenschaftlichen und ziemlich verwöhnten Knaben die fortgesetzte Einwirkung dieses kircheneifrigen und herrschsüchtigen, dabei aber sittenstrengen und wissenschaftlich gebildeten Mannes heilsamer gewesen, als die entgegengesetzte Erziehung, die ein neuer Wechsel in der Regentschaft für ihn herbeiführte.

Schon im folgenden Jahre nämlich ward dem Erzbischoff sein grobgesponnener Plan durch den fein angelegten eines Andern zu nichte. Als Hanno von einer Reise nach Rom, die er zur Schlichtung eines Papstwahlstreites (zwischen Honorius II und Alexander II) hatte machen müssen, nach Deutschland zurückkehrte, fand er den jungen König in den Händen des Erzbischoffs Adalbert von Bremen, — desselben, der schon den Vater des Königs in seinen Conflicten mit dem Herzog Bernhard II mit Rath unterstützt hatte. Derselbe gieng nämlich darauf aus, sein Bisthum zu einem „Patriarchat des Nordens" zu erheben, und wollte sich daher zur Erreichung dieses Zwecks, worin ihm die Fürsten, vorzüglich die sächsischen, seither entgegen waren, als Reichsverweser Einfluß auf den König verschaffen und durch dessen Autorität den Willen der übrigen Fürsten unter den seinigen beugen. Da Hanno durch jenes sein eigenes Gesetz, zu dem er die Fürsten in Betreff des jungen Königs veranlaßt hatte, gebunden

war und auch zu jener Zeit mit der Stadt Köln in Fehde gerieth, so mußte er dem Adalbert die Reichsverwesung überlassen.

Hanno's Fehde mit Köln entsprang aus dem Übermuth seiner Diener, die das schöne Schiff eines Kaufmanns leerten und für eine Lustfahrt ihres Herrn in Beschlag nahmen, aber von dem Sohne des Kaufmanns vertrieben wurden. Da Hanno mit einem Urtheil drohte, rottete sich die Bürgerschaft zusammen und zerstörte das Schloß. Er entkam und rückte bald mit einem Heere vor die Stadt, die nun um Gnade bat und ihn in die Stadt ließ. Aus Furcht aber vor seiner Rache verließen nun 600 Kaufleute in der Nacht mit Hab und Gut die Stadt. Der Kaufmannssohn aber fiel in die Gewalt Hanno's, der ihm mit vielen seiner Anhänger die Augen ausstechen ließ. — Dem Hanno verdankte übrigens Köln die Verschönerung der Stadt und die Bereicherung seiner Kirchen.

Erzbischof Adalbert, entsprossen aus dem mächtigen Geschlechte der Markgrafen von Wettin, stand allerdings durch ausgezeichnete Geistesgaben, durch feine und gelehrte Bildung und bei einem schönen Äußern durch liebenswürdige Umgangsformen hoch über seiner Zeit; allein seine eitle Ruhmbegier und leidenschaftliche Verschwendungs- und Genußsucht verdunkelten jene Lichtseiten seines Characters. An seinem glänzenden und lustigen Hofe wurden die Reichsgeschäfte mit dem größten Leichtsinn und insbesondere die Simonie oder der geistliche Ämterkauf auf so unverschämte Weise betrieben, daß dadurch eine Menge der unwürdigsten Menschen in den Dienst der Kirche gelangte.

Die Erziehung, die nun der junge König bei Adalbert empfieng, war sonach der vorigen gänzlich entgegensetzt, und der grelle Übergang von der strengsten Beschränkung in die zügelloseste Freiheit hatte für den sonst gutgearteten Character Heinrich's die schädlichste Folge, indem Adalbert, theils um seine Anhänglichkeit zu gewinnen, theils ihm die Zustimmung zu seinen willkührlichen Reichshandlungen zu entlocken, ihm die Befriedigung jeder Lust und Begierde gestattete, die ihn am Ende zu einem leichtsinnigen Wüstling und hochfahrenden Willkürherrscher machte. Am schlimmsten aber wirkte auf ihn die Verachtung, die ihm Adalbert gegen die Fürsten einflößte; besonders versäumte dieser keine Gelegenheit, ihm seinen tiefen Haß gegen die sächsischen Fürsten mitzutheilen, einen Haß, von welchem Heinrich die traurigsten Früchte ärnten sollte.

Schon 1065 ließ Adalbert den König, obgleich er erst 15 Jahre alt war, durch feierliche Wehrhaftmachung für mündig erklären, bloß um Andern, insbesondere dem Hanno, den Antheil an der Reichsverwesung unmöglich zu machen, während er selbst des königlichen Willens versichert blieb. Von Adalbert und dessen Anhang stets umgeben, hielt der junge König seinen Hof, den Sachsen zum Trotz, beständig auf der von ihm erbauten Harzburg bei Goslar und drückte das sächsische Volk durch schwere Lieferungen und Frohnden für die Bedürfnisse seiner üppigen Hofhaltung.

Auf den Rath Adalbert's legte der König noch an mehreren Orten

des Sachsenlandes Castelle oder Burgen an, zu deren Erbauung er selbst freie Sachsen, zu deren Besatzung er aber nur Franken verwendete, die sich ihren Unterhalt durch Vergewaltigung der Umwohner verschafften. Die Harzburg war die größte Festung, in deren innern Raum sich ein Königspalast und ein reiches Kloster befanden; sie lag auf dem heute noch sogenannten Sachsenberge. In der Stadt Goslar schlug der König seit 1065 sein stehendes Hoflager auf.

Diese Willkühr, verbunden mit dem Abscheu vor seinem ausschweifenden Leben, erbitterte die Sachsen gegen ihn und seinen Verführer so, daß sie die Lieferungen versagten, und daß sie, als Adalbert forttrotzte und selbst die Fürsten auf Hanno's Betrieb auf einer Reichsversammlung zu Tribur 1066 den König vor ihr Gericht luden, — den Hof zu Goslar überfielen und den König gefangen nahmen. Adalbert dagegen entfloh und hielt sich drei Jahre an einem entlegenen Orte verborgen, während die sächsischen Fürsten (darunter besonders Herzog Ordulf) sich einen großen Theil seiner Besitzungen zu Lehen geben ließen. Hanno übernahm wieder die Reichsgeschäfte und Heinrich mußte geloben, den Adalbert entfernt zu halten und behufs eines sittlich geordneteren Lebens die Tochter des Markgrafen Otto von Susa, Namens Bertha, die ihm schon als Kind von seinem Vater verlobt worden war, zur Gattin zu nehmen.

Er vollzog zwar die Heirath; da er aber die tugendhafte Bertha nicht leiden konnte, suchte er die Trennung von ihr mit Hülfe des Erzbischoffs von Mainz zu Wege zu bringen, dem er dafür den Zehnten in Thüringen versprach, von dem dieses Land bisher frei gewesen war; daher die Unzufriedenheit der Sachsen mit ihm nur noch höher stieg. Indeß erreichte er seinen Zweck doch nicht: die Fürsten sowohl, als der Papst waren gegen diese Scheidung. Er fügte sich also, und hatte späterhin Ursache, den Werth dieser Gattin anzuerkennen.

Dennoch wurde es nicht besser mit ihm. Unfähig, sich selbst zu leiten, konnte er auch Andere nicht leiten. Gewöhnt an die von Adalbert erlernte zügellose Lebensweise, setzte er sie ungescheut fort, und als vollends Adalbert allmählich wieder an seinem Hofe erschien (1069), trat alles wieder in's alte Geleise. Die Rechte der Fürsten und Völker mißachtend, mißhandelte er insbesondere die sächsischen Herzöge und Grafen, verband sich mit den Dänen gegen einen etwaigen Angriff derselben, nahm dem Otto von Nordheim, auf den das Volk hoffend aussah, auf die unerwiesene Beschuldigung der Untreue hin, das Herzogthum Bayern und gab es 1070 dem unwürdigen Welf IV von Este, der seine unedlen Sinne darin bewies, daß er nun seine Gemahlin, Otto's Tochter, dem Vater zurücksandte.

Das Nähere über die Absetzung des Herzogs Otto ist dieses: auf die Aussage eines in jeder Beziehung übelberüchtigten Ritters Egino wurde Otto beschuldigt, jenen zur Ermordung des Königs gedungen zu haben. Um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, wollte sich Otto einem Zweikampf unterwerfen. Otto war schon auf der Reise nach Goslar, als ihm der König das sichere Geleite verweigerte. Daher entzog sich

Otto dem Gottesgerichte und zog sich auf seine Güter zurück. Hierauf lud ihn Heinrich vor ein Fürstengericht und ließ nach seiner Verurtheilung seine Schlösser brechen und seine übrigen Güter verwüsten.

Als sich deßhalb Herzog Otto nun mit Magnus von Sachsen (Ordulf's Sohn) gegen den König verband, nahm dieser beide gefangen, ließ jedoch den Otto wieder frei, während Magnus in der Haft auf der Harzburg bleiben mußte, weil derselbe sich nicht dazu verstand, dem Könige das Sachsenland abzutreten.

Zwar starb Adalbert 1072 und Hanno trat wieder an seine Stelle; dennoch fuhr Heinrich, herrschsüchtig wie er war, fort, die Fürsten zu demüthigen, nahm dem Herzog Berthold Kärnthen und hätte auch dem Herzog Rudolf Schwaben entrissen, wenn nicht die Kaiserin Mutter Agnes, eigens deßhalb aus Italien kommend, eine Versöhnung gestiftet hätte. Da er fortwährend den Herzog Magnus gefangen hielt, eine Zwingburg nach der andern im Land anlegte, der verhaßten thüringischen Zehnten eintrieb und durch Vernichtung aller Volksfreiheiten offenbar darauf ausgieng, Sachsen zu einem Kronland zu machen, ja zu dem Ende ein Bündniß mit dem Dänenkönig Swen schloß und 1073 ein Heer zu sammeln begann: so verbündeten sich sämmtliche sächsische Herzoge, Markgrafen, Grafen und Bischöffe, Otto von Nordheim und Bischoff Bucco von Halberstadt (Ordulf's Bruder) an der Spitze, untereinander und traten freilich weniger zum Zweck der Volkserleichterung, als zum Zweck ihrer eigenen Unabhängigkeit durch eine Gesandtschaft nach Goslar mit Bittvorstellungen und Forderungen vor den König. Weil ihnen aber dieser, auf Antrieb seiner Umgebung, einen höhnenden Abweis gab, so erschienen sie unvermuthet mit 60,000 Bewaffneten vor Goslar und da der König auf seine Harzburg entwich, rückten sie unverweilt vor dieselbe und umlagerten sie auf's engste. Nur dem Edelmuthe Berthold's, der, uneingedenk des vom König erlittenen Unrechts, zum Schein Unterhandlungen anknüpfte, während welcher Heinrich auf einem heimlichen Weg aus der Burg entfloh, hatte dieser seine Rettung zu danken. Von wenigen Dienern begleitet, gelangte er nach dreitägigem Umherirren in den Wäldern über Eschwege nach Hersfeld, wo er den oberdeutschen Heerbann vorfand, den er kurz zuvor zum Schein gegen die Polen, in Wahrheit gegen die Sachsen aufgeboten hatte.

Hier bat er die mit diesem Aufgebot gekommenen Fürsten fußfällig und in eindringlicher Rede, ihn zu rächen, so daß man beschloß, im kommenden Herbst einen großen Zug gegen die Sachsen zu unternehmen, die sich bereits an die Brechung seiner Zwingburgen machten. Um Lüneburg, das die Sachsen auszuhungern im Begriff waren, zu retten, entließ der König den Herzog Magnus aus seiner Haft, so daß in Sachsen alles Volk seinem befreiten Herzoge entgegenjubelte.

Hierauf kam es unter Vermittlung des Erzbischoffs von Mainz zu einer Fürstenversammlung in Gerstungen (auf der Gränze von Thüringen und Hessen), während schon die Dänen und Liutizen, von Heinrich aufgestiftet, in's Sächsische einfielen. In dieser Versammlung, bei welcher der König selbst nicht erschien, wohl aber die Erzbischöffe von Köln und Mainz und die Herzöge von Schwaben, Kärnthen und Lothringen, gelang es den gleichfalls erschienenen sächsischen Fürsten die Anwesenden von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen, so daß man übereinkam, den König mit Rücksicht auf seine vielfachen Vergehungen, für regierungsuntüchtig zu erklären und zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten, wobei der Erzbischoff von Mainz schon auf Rudolf von Schwaben hindeutete. Erschreckt dadurch, wandte sich Heinrich, von Allen verlassen, nach Bayern, fand aber auch dort so wie auch in Schwaben, die Stimmung gegen sich, und eilte an den Rhein, wo er in der Stadt Worms, deren Bürger eben ihren Bischoff vertrieben hatten, Aufnahme, und endlich auf einer neuen Versammlung oberdeutscher Fürsten zu Oppenheim, wozu auch Berthold und Rudolf kamen, Unterstützung fand.

Wie es aber zum Feldzug kam, wollten die Fürsten nicht gegen Unschuldige streiten. Daher sah sich Heinrich 1074 zu Unterhandlungen mit den Sachsen genöthigt. Da auch die sächsischen Fürsten wegen der Härte des Winters die Kriegführung einstellen wollten, so giengen sie mit dem Könige zu Goslar einen vorläufigen Vertrag ein, nach welchem er seine Zwingburgen in Sachsen zu brechen und dem Herzog Otto (von Nordheim) nach dem Ausspruch der Fürsten Genugthuung zu geben versprach. Wirklich zerstörte er einige seiner Burgen, ließ aber von seiner geliebten Harzburg nur die Umfassungsmauern niederreißen. Kaum war der Kaiser nach Worms zurückgekehrt, als das gemeine Volk über seine geliebte, aber den Sachsen besonders verhaßte Harzburg herfiel und sie völlig niederriß. So wenig konnte sich das Volk in seiner Rache mäßigen, daß es, wider die eingegangene Bedingung, die Schloßkirche plünderte und zerstörte, ja in seiner Rohheit selbst die Gebeine seines dort begrabenen Bruders und Söhnleins aus der Familiengruft riß und umher streute.

Zwar straften die sächsischen Fürsten selbst die Thäter und entschuldigten sich bei dem Könige. Dieser aber, empört über solchen Frevel, den alle Welt mißbilligte, glaubte klug zu handeln, wenn er gegen die Sachsen als Frevler am Heiligthume den Beistand der Kirche anriefe, und ließ durch eine Gesandtschaft eine Klage bei dem päpstlichen Stuhle anbringen. Außerdem suchte er durch Bitten und Klagen die anderen Fürsten einzeln für sich zu gewinnen, und als er sie günstig gestimmt fand, bot er das ganze Reich gegen die Sachsen auf, an welche jetzt, da sie überhaupt auf die andern Stämme stolz herabsahen, die Reihe der Demüthigung kommen sollte. Alle Frie-

densanerbietungen zurückweisend, rückte Heinrich an der Spitze des Reichsheers, bei dem sich selbst die Böhmen und Lothringer eingefunden hatten, in Sachsen ein und lieferte ihren in Eile zusammengerafften Haufen bei Hohenburg unweit Langensalza an der Unstrut im Juni 1075 eine Schlacht. Während der sächsische Adel floh, vertheidigte sich das Landvolk auf das verzweifeltste, so daß der König seinen Sieg nur mit schwerem Verlust an vielen Edlen erkaufte. Der leidenschaftliche Sieger kannte nun ebenfalls keine Gränzen der Mäßigung: seine Rache war schrecklich, und Blut, Brand und Verwüstung bezeichneten seinen Zug durch das sächsische Land.

Erschrocken über solche Gräuel, stellten Berthold und Rudolf ein Fasten an und gelobten, ihr Schwert nicht mehr für diese Sache zu ziehen; in Übereinstimmung mit den übrigen Fürsten, riethen sie daher den Sachsen, sich dem Könige zu unterwerfen und dann von ihm Schonung zu gewärtigen. Auf diesen Rath streckten die Sachsen die Waffen; allein wie sahen sie sich getäuscht, als der König zwar Frieden gewährte, aber viele ihrer Großen, darunter wieder den Herzog Magnus, zur gefänglichen Haft nach den entferntesten Burgen des Reichs abführen ließ und ihre Lehngüter unter seine Günstlinge vertheilte. Bloß den tapfern und klugen Otto von Nordheim, vor dem er Scheu hatte, entließ er nachher auf seine Güter, nachdem derselbe zwei seiner Söhne als Geiseln gestellt hatte; ja er söhnte sich nach und nach ganz mit ihm aus und gewann ein solches Vertrauen zu ihm, daß er ihm sogar die Verwaltung des Sachsenlandes übertrug. Da er aber alle seine Burgen, auch die Harzburg, wieder herstellen und neue erbauen ließ, deren Besatzungen das Land wieder in der alten Weise drückten, so wendeten sich die verlassenen Sachsen mit Klagen und Bitten um Vermittlung an den päpstlichen Stuhl. Das hätte jedoch wenig geholfen, wenn nicht Heinrich, wie oben erwähnt, schon vorher so unvorsichtig gewesen wäre, sich auf die päpstliche Autorität zu berufen, die nun daraus die Veranlassung nahm, jetzt wie forthin, auch in weltlichen Angelegenheiten ein Schiedsrichteramt zu beanspruchen, das sie so bald nicht mehr aus der Hand zu geben gesonnen war!

5. Kapitel. Gründung der päpstlichen Weltherrschaft und Beginn des hierarchischen Zeitalters.

1. Gregor VII. Bekämpfung der Simonie. Das Cardinalcollegium. Die Normannenmacht im Dienst der Kirche. Verbot der Priesterehe und der Laieninvestitur. Anstrebung des Übergewichts der Kirche über den Staat. Übergang der ideellen Kircheneinheit in die materielle des römischen Katholicismus.

Auf dem Stuhle Petri saß damals **Gregor VII**, der, als Sohn eines Zimmermanns, sich durch seine außerordentlichen Geistesgaben vom einfachen

Mönch zum ersten Rathgeber von vier aufeinander folgenden Päpsten und zuletzt selbst zum Kirchenhaupt emporgeschwungen hatte. Er war der Mann, dessen feurigem Geist und unbeugsamer Willenskraft es aufbehalten war, die Kirche nicht nur aus dem tiefen Verfall, in den sie seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts theils durch die Willkühr der weltlichen Mächte, theils durch das Sittenverderbniß der Geistlichkeit und ihrer meisten Oberhirten gerathen war, wieder emporzuheben, sondern auch der Kirche jene Weltherrschaft, dem Papstthum jene Überwucht über das Kaiserthum zu erringen, welche die pseudo-isidorischen Decretalen als Endziel aufgestellt hatten, zu dessen Erreichung sich nur bisher die dazu nöthigen Umstände und Personen noch nicht hatten finden wollen.

Gregor VII, mit seinem Familiennamen **Hildebrand** genannt, war zu Siena im Toscanischen von armen Ältern geboren, erhielt zu Rom seine Vorbildung, besonders im römischen und kanonischen Recht durch den gelehrten Laurentius und durch den rechtskundigen Erzpriester Gratian, einen der nachherigen drei schismatischen Päpste, welche vom Kaiser Heinrich III abgesetzt wurden (K. 4, 2). Als Gratian, der als Papst den Namen Gregor VI führte, nach seiner Absetzung sein Exil in Köln nehmen mußte, begleitete ihn Hildebrand dahin, und da er auch in deutschen Landen, vorzugsweise in dem verwilderten Leben der Fürsten und in der von ihnen betriebenen Simonie den Grund des kirchlichen Verfalls sah, so bildete sich in ihm der Grundgedanke seines Lebens immer mehr aus, daß nämlich die Kirche nur durch Unabhängigkeit von aller weltlichen Macht ihre Reinheit und Würde finden könne.

Nachdem er einige Jahre in dem durch Gelehrsamkeit berühmten, westfränkischen Kloster Clugny, zuletzt als Prior desselben, gelebt hatte, lernte Bischoff Bruno von Toul seine hohen Gaben kennen und schätzen, und nahm, als er durch Heinrich III zum Papst unter dem Namen **Leo** IX ernannt worden war, ihn mit nach Rom, um sich seines Rathes zu bedienen. Doch wäre es unrichtig, anzunehmen, die von diesem Papste getroffenen Maßregeln zur Reinigung der Kirche seyen allein von Hildebrand ausgegangen: Leo war selbst, als ein Mann von Bildung und Beredsamkeit, dabei von großer Sittenreinheit und edler Gesinnung, vom Anfang an von dem größten Eifer für die Reinigung der Kirche beseelt und fand in Hildebrand nur eine kräftige, entschiedene Unterstützung. Von ihm aufmerksam gemacht, der Kirche etwas vergeben zu haben, daß er die päpstliche Würde aus den Händen der weltlichen Macht angenommen habe, übte Leo seine Gewalt nicht eher aus, als bis er sich auf's Neue der herkömmlichen Wahl durch das Volk und den Klerus von Rom unterzogen hatte. Während seines ganzen Pontificats ließ sich Leo besonders die Bekämpfung eingerissener Mißbräuche, die Wiederaufrichtung verfallner Einrichtungen und Hervorholung vergessener Gerechtsame der Kirche angelegen sein. Um in diesem Sinne, wie er damals von den höchsten geistlichen und weltlichen Leitern der Zeit gefaßt wurde, die Reinigung und Reform der Kirche zu betreiben, reiste er selbst im Sommer und Winter von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Synode zu Synode, bald im glänzenden Aufzug des höchsten Priesters, bald zu Fuß als einfacher Pilger, bald vorsitzend mit beredtem Wort im Rathe der Kirchenfürsten, bald einfach predigend vor den Gemeinden, theils und hauptsächlich die Simonie bekämpfend, rücksichtlich welcher er auf drei Nationalconcilien zu Rheims, zu Mainz und zu Rom viele Bischöffe zur Niederlegung ihres erkauften Amtes bewog, theils wider die Priesterehe, wider Ehen im verbotenem Grade, wider unkanonische Wahlen, falsche Dogmen, Meineid, Verschleuderung der

Kircheneinkünfte eifernd, alle locker gewordenen Bande an Rom knüpfend und dabei zugleich stets die deutsche Kaisergewalt stützend, dadurch aber auch seine eigene Stellung befestigend. Da Leo bei seinem großen Eifer doch auch sehr gutmüthig und mitleidig gegen Straffällige war, so bot der starke Geist und Wille seines Rathgebers Hildebrand die da und dort nothwendige Ergänzung. Durch ihn bestärkt gieng Leo IX auch darauf aus, die weltlichen Hoheitsrechte des Papstes besonders nach Unteritalien hinauszudehnen und dadurch dem Papstthum eine erhöhete Macht zu verschaffen.

Zunächst gelang es ihm, Benevent, welches 1050 seinen Fürsten verjagt hatte, an den römischen Stuhl zu knüpfen und dazu die kaiserliche Einwilligung zu erlangen. Als sodann die Normannen von Aversa in's Beneventische einfielen, gerieth er mit ihnen in einen schweren Waffenkampf, aus dem er aber zuletzt doch noch unerwartet als Sieger hervorgieng. Doch starb er in Folge seiner vielen Anstrengungen den 19. Apr. 1054 noch im kräftigsten Alter, während Hildebrand gerade als Legat in Frankreich war. Hildebrand hätte jetzt schon Papst werden können; weil er aber einsah, daß das Papstthum ohne die Stütze des deutschen Kaiserthums zu dem von ihm angestrebten Ziele nicht gelangen könne, ein nicht-deutscher Papst aber mit dem Kaiser nicht in Einigkeit gewirkt hätte, so lenkte er die Wahl auf den Bischoff Gebhard von Eichstädt, einen Getreuen des Kaisers und in weltlichen Geschäften sehr erfahrnen Mann, der, wiewohl ungern und nur dem Willen des Kaisers nachgebend, (nachdem er sich auf Hildebrand's Andringen in Rom von Neuem hatte wählen lassen) als **Victor** II den römischen Stuhl bestieg und auf diesem dem Kaiserthum, wie dem Papstthum die Bürgschaft ungefährdeten Bestandes bot. Wie treu Victor und Heinrich III sich gegenseitig dienten, ist oben angedeutet worden. Auch war nach des Kaisers Tode Victor's Einfluß auf das Reichsregiment nicht zu verkennen; ja er schien die Seele der neuen Regierung werden zu sollen; aber er überlebte den Kaiser nur kurze Zeit und starb am 28. Jul. 1057 zu Arezzo, nicht zum Verdrusse Hildebrand's, dem er nicht fügsam genug gewesen war.

Größern Einfluß wieder gewann Hildebrand auf den folgenden Papst Stephan IX (aus dem lothringischen Hause) und — da dieser schon im darauffolgenden Jahre starb, auf den Papst Nicolaus II, von dessen Regierung er nun die Seele war. Würde Hildebrand, wenn Heinrich III, der keinen Papst ohne kaiserliche Bestätigung anerkennen wollte, noch lange gelebt hätte, schwerlich den kühnen Plan seines Lebens und Wirkens durchzusetzen vermocht haben, so gab ihm jetzt um so gewisser die Minderjährigkeit Heinrich's IV die vollste Gelegenheit dazu.

Als Vorbereitung zu diesem Riesenplane veranlaßte er noch unter Nicolaus II einen Kirchenversammlungsbeschluß, wornach die Papstwahl künftighin eben so wenig mehr von den Machtsprüchen der deutschen Kaiser, als von den Factionen des römischen Adels und Volks, sondern allein vom römischen Klerus ausgehen sollte. Demnach wurde aus den sieben Bischöffen und 28 Hauptpfarrern des römischen Sprengels das sogenannte **Cardinalcollegium** als bleibender Staats- und Kirchenrath regelmäßiger Wahlherren geschaffen, die aus ihrer Mitte den Papst wählen und ihn dem Volke zur Annahme vorstellen sollten, jedoch salvo honore debito et reverentia erga Henricum Regem, womit man dem Kaiser das Bestätigungsrecht nur als ein persönliches, zeitweiliges, also bloß in so weit belassen wollte, als es ihm der heilige Stuhl jedesmal besonders einräumen würde. Und um die Wahl-

freiheit dieses Collegiums, deren Bekämpfung durch die Kaiser vorauszusehen war, zu sichern, schuf er durch die Erhebung der Normannenherrschaft in Unteritalien zu einem päpstlichen Lehnsherzogthum dem päpstlichen Stuhle eine Stütze, welche diesem fortan bei dem Kampfe mit der Weltmacht die treusten Dienste leistete.

Von der Gründung der italischen Normannenherrschaft unter Heinrich II war schon oben die Rede (K. 2, 6). Aus einem kleinen apulischen Gebiet war sie durch Kaiser Konrad II zu einer Grafschaft (Aversa) erhoben und in den Lehnsverband mit dem deutschen Reiche gebracht worden. Mit ihrem Wachsthum, zu welchem das Heldengeschlecht des Grafen Tancred von Hauteville und seiner zehn Söhne am meisten beitrug, wurden die Normannen auch ihren Nachbarn, den unteritalischen Griechen, immer gefährlicher. Denn als sie einst von den Griechen, denen sie gegen die Araber in Sicilien geholfen hatten, arglistig um die Beute betrogen wurden, nahmen sie ihnen 1040 Melvi und allmählich ganz Apulien weg. Der erste Graf von Apulien war Wilhelm von Hauteville, genannt Eisenarm, und seine zwei ihm nachfolgenden Brüder wurden vom Kaiser Heinrich III in ihrer Würde anerkannt. Als sie aber durch ihre Umgriffe auch dem päpstlichen Gebiete immer gefährlicher wurden, zog Papst Leo IX selbst an der Spitze eines Heeres gegen sie und gebot ihnen, Italien zu verlassen. Als sie, seine Würde ehrend, ihm Frieden und Lehnsdienste anboten, verwarf er das Anerbieten und griff sie an, wurde aber 1053 im Treffen von ihnen geschlagen und gefangen. Jetzt, da sie abermals ihren Antrag erneuerten, gieng Leo darauf ein, erklärte, er schenke ihnen das Eroberte, sowie alles, was sie sonst noch in Unteritalien erobern würden und ließ sie dafür den Lehnseid gegen den römischen Stuhl schwören. — Schon **Robert Guiscard**, der berühmteste unter den Söhnen Tancred's, ein Mann von eben so großer Tapferkeit und Thatkraft, als Klugheit und Beredsamkeit, erweiterte die normannische Eroberung durch die Besitznahme von Salerno und Amalfi, so daß nur noch Capua und Neapel den Griechen blieb, während die Päpste sich Benevent zueigneten. Um sich seiner Treue und seines Schutzes zu dem oben bezeichneten Zweck zu versichern, erhob ihn Papst Nicolaus II zum Herzog von Apulien und Calabrien mit der Anwartschaft auf Sicilien. Robert's Bruder Roger begann und vollendete sodann die Eroberung Siciliens (1060—1090), und beherrschte diese Insel unter dem Titel eines Großgrafen. — Von Robert's weitern Schicksalen wird weiter unten (K. 5, 3.) noch Erwähnung geschehen.

Nachdem Hildebrand nach Nicolaus' Tod (1061) auch unter dem Nachfolger desselben, dem vom Cardinalcollegium gewählten Papst Alexander II, wider welchen der römische Adel vergebens einen Gegenpapst aufstellte, zwar nicht dem Namen, aber der That nach die Angelegenheiten der Kirche in gleichem Geiste geleitet hatte, verlangte nach Alexander's Tod das Volk von Rom mit lautem Ruf den Hildebrand zum Papst, und als derselbe abwehrte, aber ein Cardinal erinnerte, daß Hildebrand eigentlich schon längst her durch seine Verdienste das Papstthum so hoch erhoben habe, wiederholte das Volk seinen enthusiastischen Zuruf. Doch Hildebrand ließ sich erst noch von den Cardinälen wählen und bestieg alsdann am 21. April 1073 unter dem Namen Gregor VII den päpstlichen Stuhl, auf dem er nun mit wankloser Entschiedenheit an die Ausführung seiner tief angelegten Entwürfe gieng. Selbst sich eines strengen

Sittenwandels bewußt und erfüllt von dem weder durch eignen Zweifel, noch „durch fremden Widerstand zu erschütternden Glauben an den unfehlbaren Sieg der moralischen Macht des Geistes über die physische Gewalt der Welt" wollte er die Reinheit sowohl, als die Einheit der Kirche, nicht zwar durch gänzliche Lostrennung vom Staate, wohl aber durch radicale Befreiung derselben aus den knechtenden Fesseln des Staates und durch Aufstellung einer Theokratie erreichen, welche sich ihm äußerlich in der „in sich gegliederten und in ihrer römischen Spitze zusammengehaltenen", dabei von der Fürstenmacht, als einer bloß schützenden und vollziehenden Gewalt, bedienten Hierarchie darstellte, durch welche, seiner Ansicht nach, einzig und allein das Reich Gottes herbeigeführt werden könnte.

Die Mittel, die er zur Durchführung dieses seines Ideals in rücksichtslos consequenter Weise anwandte, waren zunächst das Verbot der Priesterehe oder das Gebot des Cölibats (der Ehelosigkeit) für den gesammten priesterlichen Stand, um ihn von weltlichen Obern unabhängig zu machen und unmittelbar an den römischen Stuhl zu binden; ferner das strengste Verbot der von ihm schon unter den vorigen Päpsten eifrig bekämpften Simonie oder käuflichen Erwerbung geistlicher Ämter; und, um diese künftig von Grund aus unmöglich zu machen, das Verbot der Laien-Investitur, d. i. der Belehnung mit einem geistlichen Amt durch eine weltliche Macht, also Aufhebung alles weltlichen Lehenverbands geistlicher Personen und Ämter und in deren Folge volle Emancipation des Klerus nach Amt und Leben von der Laiengewalt. Erfuhr er auch in ersterer Beziehung von den Priestern selbst, in letzterer von den Fürsten den stärksten Widerstand, so half doch jenen Widerstand das Volk, diesen die Zeit besiegen.

Der **Cölibat** war schon in den frühern Jahrhunderten, jedoch nur für die Bischöffe, Sitte geworden. Das Gebot der Ehelosigkeit für alle Geistlichen gieng im 4. Jahrhundert von einzelnen Synoden der abendländischen Kirche aus (XIII. 7, 4. a. E.), ward aber nicht immer und nicht allgemein anerkannt. Erst Gregor VII bestund auf der strengsten Durchführung, ohne die ihm sein Hauptplan nicht gelungen wäre. Denn da die Familienbande es sind, welche den Einzelnen am stärksten an den Staat fesseln, von dem er allein Schutz, Sicherheit und dereinstige Versorgung der Seinigen hoffen kann, so mußten mit der Lösung jener Bande für die Geistlichen dem Papste eben so viele freie, ihm allein gehorchende und die hierarchischen Zwecke fördernde Diener gewonnen werden. Dieses Gebot, — auf dessen Übertretung für den beweibten Priester sowohl, wie für den Laien, der bei ihm Messe hörte oder beichtete, der Bann gesetzt war, — fand anfangs in allen Ländern, am meisten sogar in Italien selbst, den hartnäckigsten Widerspruch. Der Papst wurde ein Ketzer gescholten, weil er, uneingedenk des apostolischen Raths in 1. Kor. 7, 9. den Lauf der Natur verkehre und „durch solch' lästerliches Gebot" geheimen Sünden Spielraum gebe; wenn er Engelstugenden fordere, möge er die geistlichen Ämter mit Engeln besetzen; man wolle lieber das Priesterthum, als die Ehe aufgeben. An manchen Orten, wo die Bischöffe jenes Gebot annahmen, erregte die niedere Geistlichkeit offenen Aufruhr,

wie denn in einem solchen die Bischöffe von Mainz und Passau fast umgekommen wären. Dagegen ermahnte der Bischoff von Constanz diejenigen unter seinen Geistlichen, die noch unverheirathet waren, sich in den Ehestand zu begeben, und eine Kirchenversammlung zu Paris erklärte die Feinde des von Gott verordneten Ehestandes für Ketzer; und als ein Mönch zu Cambray den päpstlichen Befehl öffentlich vertheidigte, ward er zum Feuertod verurtheilt.

Durch alles dieß aber ließ sich Gregor nicht beirren: er bestund unnachsichtlich darauf, daß jeder verheirathete Priester sein Weib und seine Kinder von sich thun oder seine Stelle aufgeben müsse, und ließ theils durch seine Legaten, theils durch die Mönche das gemeine Volk gegen die verheiratheten Priester so einnehmen, daß es sie zum Theil durch Mißhandlungen zwang, sich von ihren Eheweibern und Kindern zu trennen. Dennoch dauerte es noch ein ganzes Jahrhundert, bis die Ehelosigkeit unter den Geistlichen durchgeführt war.

Die **Investitur** oder Belehnung geistlicher Würdenträger war bisher von den Fürsten vorgenommen worden, und so wie bei den weltlichen Vasallen das Zeichen der Belehnung eine Fahne war, so wurde den Bischöffen und Äbten das Recht der Ausübung ihres geistlichen Amtes und der damit verbundenen Grafschaftsrechte durch Darreichung des Rings und Hirtenstabs ertheilt. Indem nun Gregor gebot, daß kein Geistlicher mehr ein Bisthum oder sonst ein Kirchenamt aus den Händen eines Laien annehmen und kein Laie, sei er König oder sonst ein Fürst, die Investitur mehr vornehmen dürfe, bei Strafe des Banns für jeden Theil, schnitt er dadurch einerseits dem Unfug, der mit Vergabung geistlicher Ämter an Unwürdige getrieben wurde und der großentheils mit an dem Sittenverfalle der Kirche Schuld war, die Wurzel ab; griff aber dadurch anderseits in die Gerechtsame der Fürsten, denen jedenfalls die Verleihung der mit jenen geistlichen Ämtern verbundenen weltlichen Güter und Rechte zustand. Durch diesen kühnen Griff sollte sonach der Papst Herr von wenigstens dem dritten Theil aller Güter in christlichen Landen werden, so daß es kein Wunder war, wenn dieser Grundsatz zu einer unaufhörlichen Quelle des Streites wurde.

Gregor begründet diese Maaßregel in seinen noch vorhandenen Briefen auf folgende Weise: „Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei, weil sie an die Welt und weltliche Menschen gekettet ist; und ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt eingesetzt sind. Daher liegt die Religion in schwerem Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort, hie und da der Glaube zertreten. Also muß die Kirche frei werden und dieses durch ihr Haupt, den Papst. Dieser muß also die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie aber die Seele nicht ist ohne den Körper, so auch die Kirche nicht ohne äußern Besitz. Diesen ihr zu geben und zu erhalten ist die Obliegenheit des Kaisers und der weltlichen Großen. Darum sind beide allerdings nöthig für die Kirche."

Aber er gieng noch weiter: nicht mehr nebengeordnet, sondern vollkommen untergeordnet unter die monokratische Hierarchie der Kirche sollte von nun an der Staat seyn, und alles sein Handeln, ja das ganze staatsbürgerliche Leben sammt der episcopalen Wirksamkeit sollte dem die Religion Christi vertretenden hierarchischen System seines Statthalters auf Erden unterworfen seyn. Selbständig sollte nur der römische Stuhl seyn, Fürsten- und Bischoffsmacht nur in seinem Dienste stehen, nur aus ihm Kraft und Leben ziehen — die Fürstenmacht, um mit seiner Hülfe das ihr anklebende Böse auszuscheiden, —

die Bischoffsmacht um durch die Verbindung mit ihm sich vor Verweltlichung frei zu halten. Nicht bloß Emancipation der Kirche vom Staate, sondern Unterwerfung des Königthums unter das Papstthum auch im Weltlichen war daher der Ausgangspunct des hildebrandischen Gedankens.

„Die Welt (sagt Gregor in seinen schon angeführten Briefen) wird gelenkt durch zwei Lichter: durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhls größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig. — Weil der Papst durch Gott ist, so ist Alles unter ihm; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen: er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden." — „Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf Erden Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Graffschaften und eines Jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche sein; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wie viel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können." — „Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel und der Stellvertreter auf dem Stuhle Petri: er ist Statthalter Christi und über Allen."

Können auch solche Grundsätze nicht vor dem Worte Christi „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" bestehen, so sind sie aus den Begriffen jener Zeit hervorgegangen, welche Innerliches mit Äußerlichem verwechselnd eine allgemeine Herrschaft, die allerdings im geistlichen Verstande dem Reiche Christi zukömmt, auf die Kirche und ihr irdisches Oberhaupt übertrug!

Indem also Gregor die weltliche Macht in den Dienst der Kirche nahm, statt sie in das Nebenordnungsverhältniß zurückzuführen, und indem er die Vorsorge für die Verbesserung des Klerus nur vorzugsweise in die „verbesserte Weltstellung" desselben setzte, im Übrigen aber — im Vertrauen auf den vom Petrussitz ausgehenden untrüglichen Geist — für die wenigstens gleich nothwendige Hebung der Herzens- und Geistesbildung des Klerus kein positives Gegengewicht gab, somit den Erfolg seiner ganzen Kirchen- und Staatsumgestaltung, wenn auch nicht zweifelhaft, doch mangelhaft, machte, — ist von ihm der Übergang der ideellen Kircheneinheit des alten Katholicismus in die handgreifliche Wirklichkeit des längst angestrebten „römischen" Katholicismus bewerkstelligt und von seinen Nachfolgern unter Hinzutritt mannichfach günstiger Umstände durchgeführt worden.

War auch Gregor ohne Widerrede ein geborner Herrschergeist, so darf doch sein Plan und dessen Ausführungsweise nicht aus gemeiner Herrschsucht hergeleitet, noch überhaupt niedrigen und schlechten Beweggründen zugeschrieben werden. Er wollte die Kirche von der rohen Willkühr und den despotischen Eingriffen der welt-

lichen Gewalt befreien und sah in der Durchführung seines Systems das einzige Rettungsmittel. Wie er selbst bei einem sittenstrengen Wandel stets ohne Rückhalt zu Werke gieng und seinem hierarchischen Streben keine Heuchelei, sondern wirkliche Überzeugung von der Güte seiner, das Heil der römischen Kirche und die Würde seines ihm von Gott geliehenen Amtes bezweckenden, Entwürfe zum Grunde lag, so ist, was in seinem Princip dem Keim nach Unevangelisches lag, zugleich dem Irrthum und der Sünde einer Zeit zuzuschreiben, die überhaupt vom Worte Gottes so sehr weit sich entfernt hatte; und was sich dann weiter positiv Schädliches aus diesem hierarchischen Princip entwickelte, war ursprünglich nicht in seiner Absicht gelegen, sondern war zum Theil Folge der gewöhnlichen Schwäche gerade solcher willensstarker Geister, welche durch den leidenschaftlichen Widerstand wirklicher Verkehrtheit und Böswilligkeit leicht selber zu leidenschaftlicher Starrheit und rücksichtslos consequenter Strenge getrieben werden, — zum größten Theil aber auch Folge der oft mehr ihre Person, als die Kirche berücksichtigenden Selbstsucht vieler seiner Nachfolger, welche die einseitige Idee Gregor's noch dazu in gröblich materiellem Sinne durchzuführen bestrebt waren. Gregor's VII hierarchisches System lag in der Zeit; es kam nur gereift in seiner Person zum Ausspruch und nahm auf lange Zeit die Welt ein, indem es, in Verbindung mit dem Lehnssystem, den eigenthümlichen Character des Mittelalters erst wesentlich ausprägte.

Solchem hierarchischen Streben kam nun die Gunst der Umstände auf halbem Wege entgegen, indem die Appellation Heinrich's und die Klagen der Sachsen dem Papste willkommenen Anlaß gaben, seine kühnen Grundsätze gleich an dem mächtigsten und zugleich schuldvollsten unter den weltlichen Häuptern der Christenheit in Anwendung zu bringen.

2. Tiefste Erniedrigung des Kaiserthums. Heinrich IV im Bann. Abfall der oberdeutschen Fürsten. Heinrich in Canossa. Gräfin Mathilde. Heinrich's Lossprechung.

Nachdem schon die Legaten des vorangegangenen Papstes von dem Könige Heinrich wegen des schamlosen Pfründenhandels, der an seinem Hofe getrieben wurde, die Entlassung mehrerer wegen Simonie gebannten geistlichen Räthe gefordert und zugleich mit Kirchenbuße gedroht hatten, der König aber nach einiger Zeit diese Räthe wieder zu sich nahm, und das durch Hanno's Tod erledigte Kölner Erzbisthum nach Willkühr besetzte, so ließ Gregor ihm nicht nur wegen seines Umgangs mit Gebannten Kirchenbuße auflegen und zur Vergütung alles an der Kirche, den Fürsten und dem Volke begangenen Unrechts auffordern, sondern befahl ihm auch zugleich, sich von den in Betreff seines Sittenwandels gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, und deßhalb sich bei Strafe des Bannes auf den 22. Februar (1076) in Rom vor dem Statthalter Christi zur Verantwortung einzufinden.

Eben so erstaunt, als erbittert über solche bisher unerhörte Sprache gegen einen deutschen König, wies Heinrich zu Goslar die Legaten Gregor's mit harten Worten von sich und berief auf der Stelle eine Synode deutscher Reichsbischöffe nach Worms. Diese erschienen fast alle und

sprachen, unter der Leitung des Erzbischoffs von Mainz, auf des Königs Beschwerden über den anmaßenden Stolz des römischen Oberhirten, so wie auf die vom Cardinal Hugo gegen denselben vorgebrachten boshaften Anschuldigungen (daß er Mörder gegen den König gedungen habe, daß er höllische Künste treibe ꝛc.) die Absetzung Gregor's auf den Grund der Simonie und eines lästerlichen Lebens aus, ohne auf den Einwand einiger Bischöffe zu hören, die es den kanonischen Satzungen zuwider fanden, einen abwesenden Bischoff ungehört und auf unerwiesene Beschuldigungen hin zu verdammen.

Diesen Synodalbeschluß — dem auch die lombardischen Bischöffe, weil sie übrigens sämmtlich ihre Ämter durch Simonie erhalten hatten und den sittlichen Ernst Gregors haßten, auf einer Synode zu Piacenza beipflichteten, sandte Heinrich an Gregor mit einem Begleitschreiben, dessen leidenschaftlichen Ton schon folgende Worte des Anfangs und Schlusses kennzeichnen: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch! Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast u. s. w. — — Du mit Fluch Behafteter und durch unser und aller Bischöffe Gericht Verdammter, steige herab! Verlaß' den angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ihn ein Anderer besteigen, der nicht mit dem göttlichen Worte seinen Übermuth umhüllt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnade König und alle unsere Bischöffe sagen dir: „Steig' herab! Steig' herab!" — Gleichzeitig bezeigten aber auch mehrere deutsche und lombardische Bischöffe dem Papste ihre Unterwürfigkeit.

Alsbald berief Gregor ein Concilium nach Rom auf den 22. Februar 1076 und sprach vor 110 Bischöffen auf das feierlichste den Bann über Heinrich aus, entband alle Christen ihres ihm geleisteten Eides und untersagte ihm die Regierung des deutschen und italienischen Reiches. Hiemit war das Wort gesprochen, das Deutschland durch einen zehnjährigen Bürgerkrieg spaltete und zwischen Kirche und Staat und ihren höchsten Lenkern jenen mächtigen Kampf hervorrief, der, indem er in seinem mehrhundertjährigen Verlauf alle deutschen und romanischen Stämme und Gaue ergriff, auf beiden Seiten die Kräfte zur äußersten Anspannung trieb und theils die großartigsten Erscheinungen, theils aber auch die für die Menschheit beschämendsten Blößen aufzeigte.

Obgleich Heinrich nun auch seinerseits durch die ihm ergebenen Bischöffe auf einer Synode zu Utrecht den Papst in den Bann thun ließ, dem abermals ein lombardisches Concilium zu Pavia beistimmte, so brachte doch der Bannspruch über den König im ganzen Reiche eine getheilte Stimmung hervor. Schon die üble Behandlung der sächsischen Fürsten, deren Lehngüter er nun im Zorn einzog, versetzten die übrigen Fürsten in eine für sich besorgte Stimmung. Daher ließen diejenigen, denen die gefangenen Fürsten in Gewahrsam gegeben worden waren, auf die Nachricht von des Königs Bannung dieselben sogleich frei. Die Befreiten kehrten in ihre Heimath zurück und jubelnd erhoben sich die, besonders von Bucco von Halberstadt wieder aufgestachelten Sachsen im bewaffneten Auf-

ruhr gegen den König; nichts half's, daß er ihre Fürsten jetzt freigab: selbst Otto von Nordheim, dem er so großes Vertrauen bewiesen hatte, fiel von ihm ab. Die Herzoge Rudolf, Berthold und Welf, in Verbindung mit den Erzbischöffen von Würzburg und Worms, errichteten einen oberrheinischen Bund und hielten im October zu Tribur am Rhein eine Fürsten- und Volksversammlung, auf welcher der Papst durch Legaten erklärte, daß, wenn Heinrich seinen Rathgebern und der Investitur entsagen und die Kirche nicht als Magd, sondern als Gebieterin ansehen wolle, er (der Papst) dann mit Zustimmung der Fürsten die möglichste Nachsicht haben werde; wo nicht, so sollten sie einen andern König wählen und ihm die Wahl zur Bestätigung vorlegen.

Vergebens bat Heinrich von Oppenheim aus um einen gütlicheren Vergleich und suchte vor Allem nur seine Absetzung zu verhindern. Die Fürsten erklärten, wenn er sich nicht dem Ausspruche des Papstes, der auf ihre Bitte im kommenden März zu einem allgemeinen Reichstag nach Augsburg kommen werde, unterwürfe und vom Banne losgesprochen werde, so würden sie zur Wahl eines neuen Königs schreiten. Unterdessen solle er seine Räthe und Dienstleute entlassen und bis zum Ende der gestatteten Frist zu Speyer im Privatstand leben.

Heinrich, eben so zaghaft im Unglück, wie übermüthig im Glück, unterzeichnete den schmählichen Vertrag und gieng nach Speyer, indessen die Fürsten nun zwar ihre Mannen entließen, die süddeutschen Fürsten aber die nach Italien führenden Alpenpässe besetzten, damit er nicht zu persönlicher Unterhandlung nach Italien gehen möchte. Allein Heinrich, der befürchtete, er möchte in Speyer vergebens auf Lösung des Bannes harren und in Augsburg vielleicht noch Demüthigeres erfahren müssen, entschloß sich, in der Stille nach Rom zu gehen und sich dort nach geleisteter Kirchenbuße vom Banne lossprechen zu lassen. Er machte sich daher, bloß von seiner treuen Gemahlin Bertha, seinem dreijährigen Söhnchen Konrad und einem einzigen Diener begleitet, auf den Weg durch Burgund und Savoyen nach Italien, und überstieg von Besançon aus mitten im Winter (dessen Strenge man daraus benehmen kann, daß der Rhein vom 11. November bis Mitte März zugefroren war) die Alpen unter so großen Gefahren und Beschwerden, daß die Königin und ihre Dienerinnen, in Ochsenhäute eingewickelt, den Mont Cenis hinabgeschleift werden mußten. Doch langte er im Jahr 1077 glücklich in Piemont an, wo ihm viele lombardische Fürsten, Bischöffe und Städte mit Freude empfiengen und ihre Hülfe gegen den ihnen verhaßten Papst anboten. Allein, einzig auf Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle bedacht, um seinen Feinden in Deutschland den Vorwand zur Neuwahl zu benehmen, nahm er die angebotene Hülfe nicht an, sondern erließ an Gregor die demüthige Bitte um Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen.

Gregor, bereits im Begriff zum Reichstag nach Augsburg zu reisen,

und besorgt, der König möchte Schlimmes im Sinne haben, wich seitwärts aus und begab sich nach dem festen Schlosse Canossa zur verwittweten Gräfin Mathilde von Toscana, jener schon genannten Tochter des Markgrafen Bonifacius und der gewesenen Gemahlin des ermordeten Gottfrieds von Lothringen. Sie war eine geistvolle, muthige und in Regierungsgeschäften erfahrene Frau, die seit langen Jahren ganz in Gregor's Ideen eingegangen war und eben kurz zuvor ihre reichen Güter (bestehend aus den meisten toscanischen Städten nebst Parma, Mantua, Verona, Piacenza, Reggio) dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte.

Mit Mühe und nur durch Vermittlung Mathildens, die mit dem Könige verwandt war, erhielt Heinrich die nachgesuchte Einwilligung zu einer Unterredung mit dem Papste. Er wurde aber nur allein, mit Zurücklassung seines Gefolges, in den mittleren Burghof von Canossa gelassen und mußte da, alles königlichen Schmuckes beraubt, baarfuß und im Büßerhemd drei Tage lang, jedesmal vom Morgen bis zum Abend, unter freiem Himmel stehen, bis Gregor, der sich hinter den Burgfenstern an der Erniedrigung des königlichen Büßers weidete, ihn auf die Fürsprache seiner vor Mitleid weinenden Umgebung, insbesondere der Markgräfin Mathilde, am vierten Tage vor sich ließ und ihm zunächst das eidliche Gelöbniß abnahm, daß er stets unbedingt dem päpstlichen Schiedsrichterspruche gehorchen und sich, auch nach der Lösung vom Banne, der Ausübung aller Königsrechte so lange enthalten wolle, bis die Fürsten entschieden haben würden, ob er ferner König der Deutschen bleiben solle oder nicht. Alsdann erst sprach er den so schmählich Gedemüthigten vom Banne los (d. 26. Januar 1077).

Bei der Feier des Hochamts, das der Lossprechung folgte, nahm Gregor eine geweihte Hostie und sprach zu Heinrich gewendet: „Du beschuldigst mich, den apostolischen Stuhl durch Simonie bestiegen und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben. Obwohl ich durch viele unbescholtene Zeugnisse diese Beschuldigung widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweis meiner Unschuld den Leib des HErrn zu mir nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tod vertilge, wenn ich schuldig bin." — Nach diesen erschütternden Worten brach er die Hostie in zwei Hälften und genoß die eine davon. Nach also bestandenem „Gottesurtheil der Abendmahlsprobe" fuhr er fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, also! Die Fürsten beschuldigen dich schwerer Vergehungen, die dich zeitlebens von der Regierung ausschließen müßten. Fühlst du dich unschuldig, so befreie auf kürzestem Wege die Kirche Gottes vom Ärgerniß und dich von einem langen Kampfe. Nimm diesen übrigen Theil vom Leibe des HErrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde! 2c." — Entsetzt und verlegen lehnte Heinrich im Bewußtsein mannichfaltiger Schuld diese Anmuthung mit der Entschuldigung ab, daß er dieß in Abwesenheit der Fürsten nicht thun könne, welche Zeugen seiner Reinigung sein müßten.

Als Heinrich den Ort seiner Demüthigung verließ und durch die Städte der Lombardei kam, folgte ihm allenthalben ob seines unwürdigen Benehmens die merkbarste Verachtung und mehrte die Scham und Erbit-

terung seines Innern, so daß es dem Erzbischoff Guibert (Wibert) von Ravenna leicht wurde, des Königs Sinn zu ändern und ihn zu einem nähern Anschluß an die Lombarden zu vermögen, ungeachtet viele darunter noch im Banne waren. Ohne sich an den Vertrag mit dem Papste zu kehren, setzte er die Krone wieder auf und nahm die vom Bann des Papstes Verfolgten bei sich auf.

5. Heinrich's IV Kampf mit Rudolf von Schwaben. Heinrich in Rom. Krönung durch den Gegenpapst. Robert Guiscard. Gregor's Tod. Heinrich und die folgenden Gegenkönige. Der Mainzer Sühnevertrag. Empörung des jüngern Heinrich's. Gezwungene Abdankung des alten Heinrich's.

Unterdeß aber hatten sich die deutschen Fürsten, ohne den Reichstag abzuwarten, im März 1077 zu einer Versammlung in Forchheim eingefunden und den Papst sowohl, als den König dazu geladen, — diesen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, jenen, um den Schiedsspruch zu thun. Weil aber Heinrich sich mit Geschäften in Italien entschuldigte und dem Papste das Geleite verweigerte, so schritten die Fürsten, die den König als wieder in den Bann zurückgefallen betrachteten, in Gegenwart der päpstlichen Legaten zur Wahl eines andern Königs. Sie traf, auf den Vorschlag des Erzbischoffs Siegfried von Mainz, den Herzog Rudolf von Schwaben, der zuvor hatte versprechen müssen, die Wahlreichseigenschaft Deutschlands zu achten und die Bischoffswahlen frei zu geben.

In dieser Fürstenversammlung wurde ausdrücklich festgestellt, das Königthum solle nicht mehr, wie es bisher „Gewohnheit" gewesen, durch Erblichkeit vom Vater auf den Sohn übergehen, vielmehr stehe es in der Gewalt (in potestate) des Volkes, falls der Sohn des Königs unwürdig wäre oder das Volk ihn nicht wolle, zum König zu wählen, wen es wolle. Und dieser Grundsatz, der Deutschland nun erst förmlich zu einem Wahlreich machte, wurde durch das päpstliche Ansehen (Romani pontificis auctoritate) bekräftigt, somit als zweiter verhängnißvoller Grundsatz aufgestellt, daß zur Gültigkeit der Wahl die Bestätigung des Papstes nöthig sey!

Die Wahl dieses „Pfaffenkönigs", wie ihn seine Gegner nannten, hatte aber bei den Städten keinen Beifall, und als Rudolf zu Mainz von dem Erzbischoff gekrönt wurde, konnte er sich nur mit Mühe vor einem Aufruhr der Bürger retten. Auch in Worms, Augsburg und in andern Städten erhoben sich die Bürger gegen den neuen König; desgleichen waren die meisten Bischöffe Süddeutschlands (mit Ausnahme der Bischöffe von Worms, Würzburg und Passau) wider ihn, und die Priester erregten das Volk.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen hielt sich Heinrich nun vollends aller seiner Versprechungen entbunden. Durch das Unglück männlicher geworden und fest entschlossen, für seine Krone das Leben einzusetzen, zog er von Verona aus durch Kärnthen nach Bayern und drang an der Spitze eines durch den Zuzug der fränkischen, rheinischen und burgundischen Städte verstärkten Heeres in Schwaben ein.

Heinrich war damals 27 Jahre alt, von großer Gestalt und auf dem Streitroß von Ferne aus Tausenden zu erkennen; seine Gesichtszüge: schön, sein Auge voll Feuer; von Verstand scharf, an Kenntnissen vielseitig, gern von wissenschaftlich gebildeten Männern umgeben, mit denen er theologische oder juridische Unterhaltung pflog. Dabei war er tapfer und muthig, ausdauernd in Strapatzen, im dichtesten Handgemenge voran, bei Niederlagen ungebeugt und immer gleich wieder auf dem Plan. Die Kämpfe, durch die er nun hindurch mußte, führten ihn allmählich zu größerer Reife des Geistes, wie zu beginnender Läuterung des Innern; denn von Herzen war er gutmüthig, weich und zur Milde geneigt: nur glaubte er sich gegen untreue Vasallen in seinem Recht, und sich von ihnen Trotz bieten zu lassen, hielt er für eine Schmach. Auch konnten nur List und Verrath ihn besiegen.

Der Krieg, der nun vom Rhein bis zur Elbe und an den beiden Donauufern entbrannte, war durch die Gereiztheit beider Theile verheerend. In kurzer Zeit gelang es dem König, seinen Gegner Rudolf aus Schwaben hinauszudrängen. Derselbe wich nach Sachsen, wo er ohne Heer ankam und in Goslar seinen Sitz nahm. Indeß ward Heinrich doch von Rudolf und seinen beiden Verbündeten Welf und Berthold zu einem Vertrage gebracht, demgemäß beide Theile den Thronstreit einem Reichstage durch die Fürsten und päpstlichen Legaten entscheiden lassen wollten. Weil aber Heinrich nicht dabei erschien, so wurde er auf einer Versammlung zu Goslar abermals mit dem Banne belegt, so daß der Kampf auf's Neue ausbrach. Nach einer unentschiedenen Schlacht bei Melrichstadt in Thüringen (1078) rückte Heinrich bis an den Thüringer Wald, kehrte aber wieder nach Schwaben zurück. Dort schuf er sich an dem kräftigen und hochstrebenden Grafen Friedrich von Büren, dem ersten Hohenstaufen (so genannt von der neuerbauten Burg, in die er seinen bisherigen Sitz im Dorfe Büren verlegte) dadurch eine dauernde Stütze, daß er ihm Schwaben als erbliches Lehen und dazu seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Der Papst aber, seine frühere Sprache ändernd, erklärte in seiner zuwartenden Politik, er werde bald nach Deutschland kommen und den Streit zwischen beiden Königen schlichten.

Über dieses zweideutige Benehmen Gregor's beklagten sich die Sachsen bitterlich, und Bruno, der Geschichtschreiber dieses mit großen Gräueln bezeichneten Kriegs, sagt: „Es geschah nichts, als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Theilen kamen und bald diesem, bald jenem die päpstliche Gunst verhießen, dabei aber so viel Geld, als sie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen."

Als es aber zu einer zweiten Schlacht in Thüringen — bei Flarchheim (unweit Mühlhausen) — kam, welche für Heinrich abermals keine Entscheidung brachte, so erklärte sich Gregor für Rudolf und sandte ihm eine goldene Krone mit dem Sinnspruch: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho d. h. der Fels (Christus) gab die Krone dem Petrus, Petrus dem Rudolf. Über Heinrich aber sprach er wieder den Bann aus.

Sogleich ließ Heinrich durch ein deutsches Concilium, dem ein lombardisches zu Brixen beistimmte, den Papst Gregor absetzen und den

Erzbischoff Guibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III zum Papst wählen; und als es bald darauf in Sachsen zu einer dritten Schlacht an der Elster (in der Nähe von Weißenfels) kam und Rudolf, obgleich durch Otto von Nordheim's Feldherrnkunst Sieger, doch nicht nur durch einen Hieb seine rechte Hand und durch einen tödtlichen Stich in den Unterleib sein Leben verlor, — da schien Vielen darin ein Gottesurtheil für Heinrich zu liegen und sein Anhang mehrte sich zusehends.

Der Urheber der tödtlichen Wunde, die Rudolf mit der Reichslanzenspitze erhielt, soll nach einem spätern Bericht der lothringische Ritter Gottfried von Bouillon gewesen sein, der nachmalige Führer des ersten Kreuzzugs (K. 8, 2.). Sterbend soll (wie Ekkehard erzählt) Rudolf die abgehauene Rechte mit der Linken emporgehoben und reuig ausgerufen haben: „Das war die Hand, mit der ich meinem Könige Treue geschworen habe!" — Nach Bruno soll der sterbende Rudolf auf die erhaltene Nachricht von seinem Siege ausgerufen haben: „Tod oder lebendig! ich trage, was Gott schickt!"

Jetzt konnte König Heinrich die Fortsetzung des Krieges in Deutschland dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen übertragen, um rasch einen Zug nach Italien zu machen und dort seinem Hauptgegner die Schmach von Canossa zu vergelten. Zuvor versuchte Heinrich die Sachsen dadurch zu gewinnen, daß er ihnen vorschlug, seinen siebenjährigen Sohn Konrad zum König anzunehmen, dann wolle er nie mehr nach Sachsen kommen. Allein Otto von Nordheim hintertrieb die Annahme dieses Vorschlags durch die Worte: „Wenn der Bulle nichts taugt, taugt auch sein Kalb nichts." Zwar mahnten den Papst Gregor seine gemäßigten Anhänger zu einer Versöhnung mit Heinrich; allein, unbeugsam bestand Gregor darauf, daß ein der Kirche gehorsamer König gewählt werden müsse.

Bereits hatte an demselben Tage, an welchem in Deutschland Rudolf gefallen war, Heinrich's lombardischer Anhang, mit seinem kleinen Sohn Konrad an der Spitze, das Heer der Markgräfin Mathilde am Mincio geschlagen. Heinrich's Ankunft in Italien mehrte dann noch die Zahl seiner Anhänger, selbst unter Mathildens Vasallen, und nach geringem Widerstand in den Apenninen erschien er vor Rom, wo Gregor, auf normannische Hülfe wartend, sich einstweilen mit toscanischer schützte. Heinrich, zu einer Belagerung nicht gut versehen, versuchte es mehrere Jahre lang theils durch Einschließungen, theils durch Bestechungen, Rom zu gewinnen; aber Gregor wies alle Aufforderungen Heinrich's und zuletzt auch die Bitten der Römer in Betreff der Übergabe zurück. Als sodann die Römer sich treulos von ihm abwandten, zog er sich in die Engelsburg zurück, worauf jene (im März 1084) die Thore Rom's dem Könige öffneten, der nach seinem Einzug die Engelsburg einschloß und sich von Clemens III, dem Papste der Königspartei, den nun auch die Römer wählten, zum Kaiser krönen ließ.

Plötzlich erscholl die Kunde von der Annäherung des Normannenherzogs Robert Guiscard (K. 5, 1.), der unterdeß so mächtig geworden war, daß er seine Hand sogar nach dem griechischen Reich ausstreckte und auf dem Zuge dahin nach seiner Landung in Illyrien den Kaiser Alexius I bei Dyrrhachium 1081 geschlagen und durch sein weiteres Vordringen Constantinopel schon zittern gemacht, aber auf den Hülferuf Gregor's seinen Eroberungszug eingestellt hatte, um seinen bedrängten Lehnsherrn und Freund zu retten. Heinrich aber, der einen großen Theil seines Heeres schon entlassen hatte, fand es für rathsam, die Belagerung des Papstes den Römern zu überlassen und nach Deutschland zurückzukehren, wo der Kampf wider den Gegenkönig noch fortdauerte.

Daher drang Robert nun leicht in Rom ein und überließ die Stadt einer dreitägigen schrecklichen Plünderung, und als die Römer in der Erbitterung darüber zu den Waffen griffen, ließ er die Stadt anzünden. So geschah's, daß durch normannische Rohheit mit dem größten Theile der Stadt die prachtvollsten Paläste und Kirchen sammt dem Coliseum (Colosseum s. XII. 8, 1.) in Trümmer und Asche gelegt wurden. Darauf brachte er den Papst nach Monte Cassino und von da nach Salerno in Sicherheit, wo jedoch derselbe kurz darauf, von leiblichen und geistlichen Leiden niedergedrückt, den 25. Mai 1085 mit den Worten starb: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterb' in der Verbannung." Nichts desto weniger nahmen „die Ideen, die er verfochten, die Welt ein."

Was Robert Guiscard betrifft, so machte er sich nach seinem Abzug von Rom zum zweitenmal nach Griechenland auf, eroberte verschiedene Inseln im Archipel und rüstete sich schon zum Angriff auf Constantinopel, als er zu Cephalonien an einer pestartigen Krankheit starb (1085), worauf die Normannen durch ihre eilige Umkehr die Griechen von einer großen Besorgniß befreiten. Robert's zweiter Sohn Roger folgte in der Regierung Neapel's und Sicilien's, während sein ältester Sohn Bohemund, als aus nicht ebenbürtiger Ehe entsprossen, sich mit der Herrschaft von Tarent und einiger anderer Orte begnügen mußte: es ist derselbe, der auf dem Zuge seines Vaters gegen Griechenland Cypern erobert hatte und nachher als einer der Helden im ersten Kreuzzug berühmt wurde. (K. 8, 2.)

Gregor's Tod setzte den Kämpfen Heinrich's kein Ziel, da der nächste Papst Victor III und nach dessen Tod Urban II mit zwar nicht gleichem Geiste, aber gleicher Festigkeit und Ausdauer die Grundsätze Gregor's festhielten und dem Kaiser, welcher seinen Papst Clemens III nicht aufgeben wollte, mit Bann und Verfolgung entgegen waren. In Deutschland zwar, wo Heinrich's Sohn Konrad als Reichsverweser den Krieg fortführte, konnte der seit 1081 gegen ihn erwählte Hermann von Luxemburg — genannt der Knoblauchskönig — kein Ansehen gewinnen, da besonders Markgraf Eckbert II von Meißen, sein ehrgeiziger Nebenbuhler, gegen ihn war, so daß er freiwillig in einem Vertrage mit Heinrich der Krone entsagte (1088); er starb aber bald darauf durch den Steinwurf eines Weibes. Auch starb Otto von Nordheim, Heinrich's gefährlichster Gegner, und der ihm nicht minder gefährliche kriegswilde Bischoff

Bucco (Burckard) von Halberstadt, der Hauptaufstifter seiner Feinde in Sachsen, ward bei einem Aufruhr in Goslar von einem Schmied erschlagen. Eben so wurde auch der andere Gegenkönig, den ihm der Papst und die Fürsten in dem rührigen Markgrafen Eckbert II von Thüringen entgegenstellten, ohne den alten Haß wider den Kaiser anfachen zu können, in einer Mühle im Selkethal am Unterharz erschlagen, und da sich nun sogar Herzog Magnus und seine Sachsen mit Heinrich aussöhnten und nur noch Welf IV von Bayern und ein Theil von Schwaben gegen ihn waren, so schien sich wenigstens in Deutschland die Ruhe herstellen zu wollen.

In Italien aber erregte Urban, dem es mit toscanischer und normannischer Hülfe nach Rom zu kommen gelang, wo sich Clemens nur in einem Theile der Stadt noch hielt, dem Kaiser einen neuen Krieg, indem er den alten Welf IV durch eine Ehestiftung zwischen dessen 18jährigem Sohne Welf V und der 43jährigen Markgräfin Mathilde für den päpstlichen Stuhl gewann; denn nun zog der Kaiser 1090 zum drittenmal nach Italien, und weil er die mathildischen Anhänger in die Enge trieb, rächte sich Mathilde dadurch, daß sie seinen sonst nicht schlimm gearteten Sohn, den schon 1087 zum deutschen König zu Aachen gekrönten Konrad, in einer kurzen Abwesenheit seines Vaters von Italien, durch die Vorstellung, sein Vater werde doch nie des Bannes entledigt werden, beredete, die Partei des Papstes zu ergreifen und sich vom Erzbischoff von Mailand 1093 in Monza zum König von Italien krönen zu lassen. Roger von Sicilien gab ihm seine noch im Kindesalter stehende Tochter Jolantha zur Ehe; ein gegen den Kaiser geschlossener Städtebund, mit Mailand an der Spitze, erklärte sich für Konrad und die Römer zwangen den Papst Clemens, sich zum Kaiser nach Deutschland zu flüchten.

Der Schmerz des alten Vaters über diesen Abfall seines Sohns war groß. Zum Glück für ihn entzweiten sich seine Gegner bald und das so klug gesponnene Ränkenetz zerriß. Als nämlich der junge Welf entdeckte, daß seine Gemahlin Mathilde alle ihre Güter schon vor seiner Ehe mit ihr dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte, trennte er sich von ihr, ja beide Welfe verglichen sich nun mit dem Kaiser in Güte und warben ihm auch noch andere Freunde. Da indeß zu dieser Zeit alle Gemüther auf den bevorstehenden Kreuzzug, welchen Papst Urban zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Sarazenen (K. 8, 1) betrieb, gerichtet waren, so konnte Heinrich in Italien nicht viel ausrichten. In Deutschland dagegen, wohin er nach siebenjähriger Abwesenheit zurückkehrte, gewann er, durch sein Unglück weiser und gemäßigter geworden, in Kurzem alle seine Widersacher, so daß allgemeine Ruhe und Ordnung zurückkehrte.

In dem Mainzer Sühnevertrag v. 1097 erhielt Friedrich von Hohenstaufen das Herzogthum Schwaben und Welf IV das Herzogthum Bayern erblich zugesichert; Berthold II von Zähringen erhielt die Reichsvogtei über Thurgau und Zürich und für seine Erbgüter den Herzogstitel.

Nun war es dem Kaiser ein leichtes, auf einem Reichstag zu Köln 1098 seinen empörerischen Sohn Konrad absetzen und dagegen seinen jungen Sohn Heinrich zum Nachfolger wählen zu lassen. Derselbe wurde zu Aachen gekrönt, nachdem er zuvor geschworen hatte, sich ohne seines Vaters Genehmigung kein Regierungsrecht anmaßen zu wollen. Konrad aber, von seiner Partei in Italien verlassen, starb 1101 zu Florenz.

Mit dem Tode Urban's II (1099) schien sich die kirchliche Spannung zu mindern, und als einige Jahre darauf auch Clemens III starb, suchte sich der Kaiser mit Urban's Nachfolger Paschalis II auszusöhnen. Er versprach, einen Landfrieden aufzurichten und einen Kreuzzug zu unternehmen; er sorgte für Sicherung der Straßen und Flüsse, strafte den Raubadel und wehrte den Judenverfolgungen; er unterstützte, als von Natur gutmüthig und weich, die Armen und ließ sogar Kranke voll Schwären in seinen Gemächern und auf seinen Meierhöfen verpflegen. Deßungeachtet hob der Papst, von der Unversöhnlichkeit der strengen Kirchenpartei gestützt, den Bann nicht auf, sondern trat auf die Seite des jungen Heinrich's, der — ehrgeizig und gemüthlos, wie er war, dazu angereizt von unzufriedenen bayrischen Großen, so wie von leichtsinnigen Lustgenossen — unter dem heuchlerischen Vorgeben, er wolle seinen Vater bloß zur schuldigen Rücksicht gegen den h. Stuhl bringen, unter den Fürsten einen Anhang gesammelt hatte und nun, vom apostolischen Segen begleitet, Krieg gegen seinen alten, unglücklichen Vater begann und diesen nach den unerhörtesten Demüthigungen durch den schändlichsten Verrath zur Thronentsagung zwang.

Kaiser Heinrich nämlich, zum Krieg genöthigt, wollte bei Regensburg eine Schlacht liefern, wurde aber von seinen Vasallen verlassen und mußte vor seinem Sohne fliehen. Diese Flucht (nach Böhmen und von da nach Sachsen) bewog noch viele Andere, vom Kaiser abzufallen. Bald jedoch fand er Unterstützung bei den rheinischen Städten und rückte wieder gerüstet in's Feld. Da nahm sein Sohn, diese Macht fürchtend, seine Zuflucht zum Verrath: er bat den Vater um eine Zusammenkunft; diese erfolgte in Coblenz. Bei dem Anblick des Sohnes überwältigte den Vater der Schmerz und vor ihm auf die Knie stürzend rief er aus: „Sohn, wenn ich für meine Sünden von Gott gestraft werden soll, so beflecke du doch deinen Namen und deine Ehre nicht: denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters als Richter auftrete!" — Voll Verstellung bat der Sohn, ebenfalls auf die Kniee fallend, um Verzeihung und versicherte ihn unter vielen Schwüren, er wolle nichts, als zu des Vaters Aussöhnung mit der Kirche redlich beitragen; er solle sich daher zu diesem Zwecke mit ihm nach Mainz begeben, aber, wie er, nur mit 300 Reitern. Der Kaiser, seinen Schwüren trauend, entließ sein Heer und ließ sich auch bereden, einstweilen, bis der Sohn in Mainz bei dem Erzbischoffe, der ihn als einen Gebannten nicht aufnehmen könne, die nöthigen Schritte gethan habe, seinen Zwischenaufenthalt in der Burg Bekelenheim bei Kreuznach zu nehmen. Kaum in die Burg mit nur drei Begleitern eingetreten, wurde er darin gefangen gehalten und unter Drohungen zunächst zur Herausgabe der Reichskleinodien —, darauf

in Ingelheim von Heinrich selbst unter gleichen Drohungen zur Abdankung gezwungen.

Vergebens bat der Tiefgebeugte, ihm doch nun auch die Lösung vom Banne zu gewähren: die päpstlichen Legaten verweigerten sie mit der Zumuthung, diese müsse er sich selbst in Rom auswirken; und da er sogar den Tod oder ewige Gefangenschaft gewärtigte, entfloh er nach Köln und von da nach Lüttich, wo Bischoff Otbert ihn aus alter Freundschaft aufnahm. Auch nahm sich seiner der Herzog Heinrich von Niederlothringen an und schlug den wider seinen Vater heranziehenden König Heinrich zurück, und als sich dieser hierauf zur Belagerung von Köln wandte, sah er sich auch von dieser Stadt zurückgewiesen. Eben sollte es doch noch zwischen den Heeren des Vaters und des Sohnes zu einer Schlacht kommen, als der alte Heinrich dem Kummer erliegend den 7. Aug. 1106 zu Lüttich starb.

Wir müssen Heinrich's IV früheres, durch eine sich widersprechende Erziehung mißleitetes und unter der Herrschaft seines eigenen leidenschaftlichen, ungezähmten Temperaments stehendes Leben von seinem spätern, durch bittere Leiden und schwere Kämpfe geprüften Leben unterscheiden. Gegnerische Leidenschaftlichkeit verstummte nach seinem Tode und machte einer billigeren Beurtheilung Platz. Auf seinem Sterbebette klagte er selbst, daß sein ungetreuer Erzieher ihm in der Jugend zu große Freiheit gelassen, daß aber nichts desto weniger seine Gegner ihm Laster angedichtet hätten, die zu erwähnen ihm zu eckelhaft wäre: setzte aber aufrichtig hinzu, daß sie Wahres und Falsches unter einander gemischt hätten. — Bischoff Otbert ließ ihn zwar mit kaiserlichen Ehren beisetzen, mußte aber, von den übrigen Bischöffen mit dem Banne bedroht, den Leichnam des gebannten Kaisers von seiner Ruhestätte hinwegnehmen und auf einer kleinen Insel der Maas aussetzen lassen. Freiwillig stellte sich dabei ein Mönch aus Jerusalem ein und sang aus Mitleid Tag und Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele, bis König Heinrich den Leichnam nach Speyer bringen ließ, wo ihn das Volk voll Ehrfurcht in der von ihm erbauten Marienkirche beisetzte. Aber auch hier ward ihm die Ruhe nicht gegönnt: der Bischoff ließ ihn wieder herausnehmen und in eine noch ungeweihte Nebenkapelle der h. Afra setzen. Erst nach fünf Jahren, als Heinrich V durch mehrere Zeugen darthun ließ, daß sein Vater bußfertig gestorben sei, hob Paschalis II den Bann auf, und nun endlich wurden seine Gebeine in geweihter Erde (nämlich in der Kaisergruft des Speyrer Dom's) beigesetzt und zwar unter der größten Theilnahme des deutschen Volks, das dadurch zugleich seine Unzufriedenheit mit dem hartherzigen Betragen des Sohns an den Tag legen wollte. — Die Anhänger Heinrich's IV unterwarfen sich dem neuen Reichsregiment; nur Heinrich von Niederlothringen konnte sich dazu nicht entschließen, und wurde deßhalb seiner Würde entsetzt.

4. Heinrich V. Der Investiturstreit. Heinrich in Rom. Vergleich und Krönung. Erneuerte Bannung. Zweiter Römerzug. Flucht und Tod des Papstes. Fortgesetzter Investiturstreit. Beendigung desselben durch das Wormser Concordat. Tod des Kaisers.

Heinrich V, voll Begierde, die Vollgewalt des deutschen Königthums wieder herzustellen, besaß zwar Kraft und festen Willen dazu, hatte aber

im Streit mit seinem Vater jene höhere sittliche Würde eingebüßt, die einem König, gegenüber der emporgewachsenen Macht der Fürsten und der Kirche doppelt nöthig war. So einig er mit dem Papst gewesen war, so lange er des Beistandes der Kirche zur Befriedigung seiner Herrschsucht benöthigt war, der er nicht allein alle kindlichen Gefühle, sondern auch seine Ehre geopfert hatte, — so entschieden wandte er sich gegen den Papst, als dieser ihm das Recht der Investitur (K. 5, 1.), das der König nicht aufgeben wollte, mit Strenge verweigerte.

In der Hoffnung, den Papst zur Zurücknahme des Investitur-Verbots leichter bewegen zu können, veranlaßte er denselben zu einer Reise nach Deutschland, und wirklich war Paschalis schon auf dem Wege dahin, als er des Kaisers Absichten inne wurde, und daher nach Frankreich ausbog, wo er auf dem Concil zu Troyes 1107 nicht nur das Verbot der Investitur erneuerte, sondern auch zugleich den schon bestehenden Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland gewissermaßen organisirte.

Der nun von Neuem beginnende Investiturstreit führte den Kaiser — nachdem er vorerst zwischen den Jahren 1107 — 1110 in einigen Kriegszügen die fast vergessene Oberherrlichkeit der Deutschen in Polen, Böhmen und Ungarn, obwohl nur dem Namen nach, hergestellt hatte, — mit einem zahlreichen Heere nach Italien, wo er nach der Eroberung und Bestrafung der Stadt Novara, die ihm den Gehorsam versagt hatte, auf den roncalischen Feldern (bei dem Dorfe Roncaglia im Fürstenthum Piacenza) sein Lager aufschlug und die Huldigung der erschrockenen Städte und Fürsten entgegennahm: nur Mailand verweigerte den Zins, und die mächtige Mathilde ließ zwar ihre Unterwerfung erklären, sandte aber keinen Zuzug.

Auf dem Weiterzug über Florenz und Arezzo kamen ihm Gesandte des Papstes entgegen, der ihm einen Vergleich anbieten ließ, nach welchem der König alle mit den Bisthümern und Abteien verbundenen weltliche Güter und Regalien zurücknehmen, dagegen der Investitur entsagen sollte, — ein Vorschlag, dessen Ausführung wegen der großen Verwicklung der weltlichen und geistlichen Befugnisse dieser Lehensträger kaum möglich war. Der König, in der Voraussicht, daß dieses Anerbieten den Papst mit den betheiligten Bischöffen in offenbaren Widerspruch bringen werde, gieng darauf ein und hielt im J. 1111 seinen feierlichen Einzug in Rom, wo Papst Paschalis an der Spitze der Cardinäle ihn vor der Peterskirche empfieng und zu krönen bereit war. Als nun vor der Krönungshandlung nochmals jene Vertragspuncte bestätigt werden sollten, überhäuften die Bischöffe den Papst mit Vorwürfen, und als Heinrich sie mit der Äußerung beruhigte, daß er nicht auf jenem Vertrage bestehe, weigerte sich Paschalis ihn zu krönen. Da rief ein Deutscher aus Heinrich's Gefolge: „Was braucht es vieler Worte? unser Herr, der König, will gekrönt werden, wie weiland Karl der Große!“ Da aber der

Papst auf seiner Weigerung beharrte, ließ der König ihn sammt den Cardinälen an heiliger Stätte gefangen nehmen (1111).

Zwar erhuben nun die Römer einen wüthenden Aufruhr, der aber kräftig unterdrückt wurde. Doch verließ der Kaiser Rom und führte den Papst mit sich fort, worauf derselbe nach einigen Monaten einen feierlichen Vertrag eingieng, worin er dem Könige das Investiturrecht zugestand, auch wegen der erlittenen Mißhandlung sich nie zu rächen, noch den König mit dem Bann zu belegen, vielmehr ihm stets Beistand zu leisten gelobte. Darauf erfolgte die Kaiserkrönung in Rom. Nach derselben kehrte Heinrich vergnügt nach Deutschland zurück und erhob seinen Kanzler Adalbert, der die Verhandlungen gegen den Papst durchgeführt hatte, zum Erzbischoff von Mainz.

Kaum aber sah sich der Papst wieder frei, als er, von den an der Schließung jenes Vertrags unbetheiligten Cardinälen genöthigt, den Vertrag für erzwungen erklärte und den Fluch, den er über den Kaiser auszusprechen durch den Eid gehindert war, auf dem ersten Lateran-Concilium wenigstens über den Vertrag aussprach, während er den Bann über den Kaiser durch dessen entschiedensten Gegner, den Erzbischoff Guido von Vienne, auf einer Kirchenversammlung daselbst (1111) aussprechen und allenthalben durch seine Legaten verbreiten ließ.

Der Kaiser mußte nun ähnliche Erfahrungen machen, wie sein Vater: sein bisheriger Freund, jener Erzbischoff Adalbert, erklärte sich jetzt, um nicht auch durch Bann seine Stelle zu verlieren, gegen den Kaiser, wurde jedoch dafür von demselben mit hartem Gefängniß bestraft; — auch die sächsischen Fürsten, deren einige der Kaiser durch eigenmächtige Einziehung des erledigten Fürstenthums Weimar beleidigt hatte, standen unter Lothar von Süpplingenburg (welchem Heinrich nach dem mit dem Tode des Herzogs Magnus eingetretenen Erlöschen des Billunger Fürstenhauses die sächsische Herzogswürde verliehen hatte) — gegen ihn auf, wurden aber durch den Grafen Hoyer von Mannsfeld bei Warnstädt (in der Nähe von Quedlinburg) 1113 geschlagen. Dagegen mußte er, als Hoyer durch die Sachsen am Welfesholze 1115 eine Niederlage erlitt, von den trotzigen Mainzern gezwungen, ihren Erzbischoff freigeben, der dann seiner Seits den Bannbefehl auf's eifrigste verbreitete und damit um so leichter Gehör fand, je härter und grausamer Heinrich gegen seine Feinde verfuhr. Nur die Hohenstaufen, Friedrich und Konrad (davon jener schon Herzog von Schwaben war, dieser von ihm zum Herzog in Franken gemacht wurde, das er dem abtrünnigen Bischoff von Würzburg abnahm) desgleichen Gottfried der Pfalzgraf bei Rhein hielten treu zu ihm, und Welf V von Bayern blieb wenigstens ruhig.

Eine neue Heerfahrt nach Italien 1116 setzte den Kaiser zwar in den Besitz der mathildischen Güter; auch mußte der Papst Paschalis in einem Aufstand der Römer nach Benevent fliehen, wo er 1118 starb.

Eben so starb dessen Nachfolger Gelasius II bald; allein des Kaisers alter Gegner, der unter dem Namen Calixt II zum Papst erhobene Guido von Vienne, gegen welchen des Kaisers Papst Gregor VIII nicht aufkommen konnte, erneuerte den Bann, und als auch seine Feinde in Deutschland heftiger auftraten, so hielt Heinrich es für gut, sich nachgiebiger zu zeigen und auf dem Reichstag zu Würzburg 1121 nicht nur die Sachsen durch Zurückgabe ihrer Güter und Erbrechte zu beruhigen, sondern auch zu einem allgemeinen Reichsfrieden, in welchem die Aussöhnung des Kaisers mit dem Papst unter Vermittlung der Fürsten oben an stehen sollte, die Hand zu bieten. Seitdem traten die Fürsten, welche unter Heinrich's IV und V Mißregierung ihre Stärke und Bedeutung hatten fühlen — und zugleich einsehen lernen, daß nur bei einem gewissen Gleichgewicht zwischen Kaiserthum und Papstthum ein Vortheil für sie herauskomme, mehr und mehr als eine „Mittelmacht" zwischen diesen beiden höchsten Gewalten auf, und in ihrer Einigkeit lag auch zugleich die Gewähr jenes Gleichgewichts, das im Gegentheil jedesmal durch ihre Getheiltheit gestört wurde, weil diese die Schwächung der einen oder der andern Macht herbeiführen mußte.

So kam denn das Wormser Concordat 1122 mit Calixt II zu Stande, das den fünfzigjährigen Investiturstreit, welcher Kirche und Staat in den tiefsten Zwiespalt versetzt hatte, in einer für beide Theile billigen Weise beendete und der Kirche zwar nicht die von Gregor VII beabsichtigte Lostrennung vom Staate, doch aber eine freiere Stellung zu ihm verschaffte, — Vortheile, die jedoch nur zu bald wieder verschwinden sollten.

Der Kaiser versprach in diesem Concordat, in Zukunft die Freiheit der Bischoffs- und Abtswahlen nicht mehr stören und die Belehnung mit Ring und Stab, als dem Zeichen geistlicher Rechte, unterlassen zu wollen; dagegen bewilligte der Papst, daß jene Wahl nur in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten vorgenommen werden solle, worauf dann die Gewählten vom Kaiser — und zwar in Deutschland vor der Weihe, in Italien nach der Weihe — mit den Regalien durch das Scepter belehnt werden und ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit erfüllen sollten. Dies war auch die einzig mögliche und für beide Theile geeignete Auskunft: denn eine ungetheilte Einsetzung in geistliche und weltliche Rechte zugleich würde den, von dem sie einseitig geübt worden wäre, zu einem „Chalifen" gemacht haben. — Es sollte sich aber bald zeigen, daß nicht jeder Theil jene Resignation lange beobachten konnte.

Während Heinrich auf neue Pläne zur Vergrößerung der königlichen Macht sann, und z. B. auf den Rath seines Schwiegervaters, Heinrich's II von England, das ganze Reich steuerpflichtig machen wollte, auch die deutschen Fürsten zu einer Verbindung mit England gegen Frankreich, wiewohl vergeblich, zu gewinnen suchte, starb er am 23. Mai 1125 im 44 Lebensjahr an einem krebsähnlichen Geschwür, ohne Nachkommen zu hinterlassen, in welchem Umstand das Volk die Strafe des Himmels für

einen Mann sah, der sich durch seine Unkindlichkeit gegen seinen Vater des Kindersegens unwürdig gemacht hatte. Doch hatte er vor seinem Sterben seine beiden Schwestersöhne Friedrich und Konrad von Hohenstaufen zu Erben seiner Güter eingesetzt und ihnen dadurch Hoffnung zur Erlangung der Kaiserwürde gemacht, weil nun auch außer dem angebornen Talent eine achtunggebietende Hausmacht sie dazu zu berechtigen schien. Er erhielt als der letzte Salier ebenfalls seine Ruhestätte im Dom zu Speyer.

5. Rückblick auf die salisch-fränkische Periode. Veränderung in der Staatsverfassung. Die fürstlichen Wähler. Das Reichsheer. Erblichkeit der landesherrlichen Gewalt. Vollendung des römischen Universalpontificats durch die Kreuzzüge. Ausgesprochene Trennung der griech. und lat. Kirche.

In Betreff der innern Verhältnisse im salisch-fränkischen Zeitraume mag hier zunächst noch ein Blick einerseits auf die Veränderunge in der deutschen Staatsverfassung, anderseits auf die Vollendung des Papstthums geworfen werden, — der Stand der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Industrie aber füglich erst später im Zusammenhang mit den Fortschritten der folgenden (hohenstaufischen) Periode in nähern Betracht kommen.

Das deutsche Reich hatte sich seit dem Erlöschen der Karolinger bis in die salische Periode in einem zwischen Erbreich und Wahlreich schwankenden Zustande befunden, und das gewaltige Streben der beiden ersten Salier, die der einheitlichen Reichsgewalt entgegenwirkende Fürstengewalt zu brechen und die einzelnen deutschen Stämme von dem Festhalten an ihren Fürsten abzubringen, war durch den „Umschwung der Dinge", der nach Heinrich's III Tod eintrat, zu nichte geworden. Daher konnte es ohne Widerspruch geschehen, daß die Fürsten Deutschlands (bei Gelegenheit der Wahl Rudolf's von Schwaben) das deutsche Reich förmlich für ein Wahlreich erklärten, indem sie das Kurrecht ausdrücklich auf das gesammte Volk übertrugen. Allein diese Bestimmung kam nie zur Ausführung und die Wahl wurde nach wie vor nur durch die Fürsten geleitet. Die Zahl der fürstlichen Wähler war in dieser Periode noch nicht festgesetzt, ruhte indeß noch vorzugsweise auf den weltlichen Repräsentanten der Hauptstämme und auf den höchsten geistlichen Fürsten, unter denen schon seit der ältesten Zeit der Erzbischoff von Mainz die Hauptleitung dieser Angelegenheiten in der Hand hatte, wie denn auch Mainz und seine Umgegend jederzeit der Ort der Wahl —, Aachen dagegen die Krönungsstadt war. Zur Abfassung von Gesetzen, zu Friedensschlüssen und ähnlichen wichtigen Anordnungen bedurfte der Kaiser die Berathung und Bestätigung des Reichstags, den er jedesmal besonders zu berufen hatte. Die Reichsgewalt selbst war durch kein Gesetz bestimmt und ihr größerer und geringerer Umfang hieng gan-

allein von der Persönlichkeit des Reichsoberhaupts und seiner größern oder geringern Hausmacht ab.

Das **Reichsheer** war in sieben Heerschilde (Heeresabtheilungen) getheilt. Den ersten Heerschild führte der König, den zweiten hatten die geistlichen Fürsten, in so fern sie auch Vasallen des Kaisers waren; den dritten hatten die weltlichen Fürsten, weil sie, ihrer Würde unbeschadet, bei der Kirche zu Lehen gehen konnten; den vierten hatten die Grafen und Freiherren (Barone), als Untergebene der Fürsten. — Diese vier Standesstufen machten den hohen Adel aus. — Den fünften Heerschild hatten die Mittelfreien, weil sie Freie zu Dienstmannen haben konnten; den sechsten hatte die gemeine Ritterschaft, die keine Mannen hatte; der siebente bestand aus allen Gemeinfreier, die nicht ritterbürtig waren.

Jeder deutsche Volksstamm hatte zwei Farben: die Franken weiß und roth, die Schwaben roth und gelb; die Bayern weiß und blau, die Sachsen schwarz und weiß. Zur Reichsfarbe nahm man von den Sachsen das Schwarz, von den Franken das Roth, von den Schwaben das Goldgelb — daher die Reichsfahne schwarzrothgolden war.

Nachdem sich die Kaiser mit mehr oder weniger Kraft lange Zeit hindurch der Umwandlung des Grafen- und Herzogsamts in eine erbliche Dynastenmacht widersetzt hatten, änderte sich seit Heinrich IV dieses Verhältniß gänzlich: die Grafschaften wurden sämmtlich erblich, die Herzogthümer wenigstens dem größten Theile nach. Diese Erblichkeit der landesherrlichen Gewalt gegenüber der Nichterblichkeit der Reichsgewalt war für die Nationaleinheit sehr störend, weil, wenn jeder Landesherr ein erblicher Dynast und der Kaiser nur ein Wahlbeamter ist, zwischen beiden ein beständiges Entgegenwirken eintreten muß, welches früher oder später die Auflösung der einen oder der andern Gewalt und zuletzt auch die Auflösung der Reichseinheit zur Folge haben muß.

Denn da der erbliche Landesherr in der Regel darnach strebt seine Macht und sein Besitzthum zu vergrößern, so sucht er sich von dem Reichsoberhaupt so viel als möglich unabhängig zu machen und geht daher instinctartig auf Beschränkung der Macht desselben aus. Dies Bestreben mußte oft selbst schon auf die Kaiserwahl einen gefährlichen Einfluß üben, da ein schwacher Kaiser eine größere Aussicht auf Vergrößerung der landesherrlichen Macht gewährte, als ein kräftiger. Davon werden die folgenden Perioden der deutschen Geschichte den schlagendsten Beweis geben.

Was die Vollendung des römischen Universalpontificats betrifft, so hatte bis in die Mitte der salischen Periode die wirkliche Macht desselben nie ganz seinen „ihm vorauseilenden Begriff" erreicht: dem Gleichgewichte seines Werthes für die Kirche und seiner Macht über dieselbe, also seinem Gipfel oder Culminationspuncte gieng es, wie oben gezeigt, von der zweiten Hälfte der salischen Periode an entgegen. Von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bemühten sich die vier Hauptnationalkirchen Europa's um ein gemeinsames collegiales Handeln und zugleich um Förderung einer sittlichreligiösen Verbesserung, und die Macht Rom's, das an der Spitze dieses allgemeinen Zeitbewußtseyns steht, er-

scheint, gleich wie die Macht der Kirche überhaupt, noch mehr als Mittel zum Zweck der Sittenverbesserung, die Kircheneinheit noch als Mittel zur Kirchenreinheit. Von da an aber erfüllt den nächsten Zeitraum mehr das Streben Rom's, eine Macht über die Kirchen als Zweck zu setzen, welchem die innere Kirchenbesserung untergeordnet erscheint, gleich als wäre diese dann die natürliche, sich selbst ergebende Folge von jener.

Die erste Grundlage zur Gesammtkirchengestaltung dieser Zeit gab die endliche Trennung der griechischen und lateinischen Kirche: denn die nach dem photianischen Streit (XIV. 10, 4 a. E.) wieder angestrebte Kirchengemeinschaft wollte keine Kircheneinheit mehr werden. Die Streitverhandlungen der Griechen mit Rom unter Leo IX (und zwar die sich entgegengesetzten des griechischen Kaisers Constantin IX Monomachus und die des Hofpatriarchen Michael Cerularius) beweisen die schon innerlich vollzogene Trennung; die darauffolgenden beiderseitigen Bannsprüche vom 16. und 24. Juli 1054 sprachen die vollständige, nicht bloß hierarchische, sondern auch kirchliche Trennung für immer aus, und die nachfolgenden Wiedervereinigungsstreitigkeiten konnten den Bruch nicht heilen.

Die zweite Grundlage zur abendländischen Kirchengestaltung des Mittelalters gab seit dem J. 1046 die von weltlicher Hand ausgehende Klerusreform durch Heinrich's III Einsetzung deutscher Päpste in Rom. Doch bereitete sich zu gleicher Zeit als dritte Grundlage die rein-geistlich-römische Kirchenreform und Papstthumsvollendung vor, und zwar äußerlich durch die schon näher erwähnte Stiftung der zwei italischen Schutzmächte für Rom, nämlich der toscanischen, die ihm in Mittelitalien, und der normannischen, die ihm in Unteritalien eine Stütze gegen Deutschland sicherte; sodann innerlich durch das Papstwahlgesetz (K. 5, 1.), das dem Papst freiere Einsetzung und freiere Amtsführung sicherte, aber zugleich den Gegensatz hervorrief zwischen römisch-bischöflicher (auch national-italiänischer) und königlich-deutscher (auch national-deutscher) Auffassung der beiden italiänischen Kronwürden. Denn die römisch-italiänische Ansicht sprach dem Papste das Recht zu, beide Kronen nach freier persönlicher Wahl immer neu zu ertheilen und damit erst die Ausübung aller Kaiserrechte, folglich auch des Papstwahlbestätigungsrechts, zu übertragen, wornach dem deutschen Königthum keine Oberherrlichkeit mehr, sondern nur die Schutz- und Schirmherrlichkeit zustehen sollte, während nach deutsch-nationaler Ansicht das Recht auf jene beiden Kronen schon an der deutschen Königskrone haftete, als ein Ausfluß der im J. 961 einmal für immer geschehenen Übertragung, worin auch das unbeschränkte Recht des Kaisers in Betreff der Papstwahlbestätigung begriffen war, so daß also das deutsche Königthum zugleich die Oberherrlichkeit über die Kirche in sich schloß.

Weil nun das deutsche Königthum nicht, wie das karolingische, die Herrschaft über die meisten Abendländer hatte, so konnte es jene Oberherrlichkeit über die Kirche nie vollkommen erreichen, zumal es nicht durch ein collegiales Zusammenwirken der Nationalkirchen oder wenigstens der deutschen Hierarchieen mit Rom unterstützt war, sondern nur entweder durch die römische Kirche auf die andern Landeshierarchieen, oder in selbstherrlicher Weise gegen die römische sowohl, als gegen die eigene Landeshierarchie zu wirken vermochte. Dazu kam, daß die obenbezeichnete mangelhafte Befestigung des deutschen Königthums und die Vielgetheiltheit der mit Erfolg nach Unabhängigkeit ringenden Landesherrschaften den Kaisern die Einwirkung auf Italien erschwerten, während gerade dadurch dem Papste das Einwirken auf Deutschland leichter wurde, wo ihm zugleich die alte Pietät der Tochterkirche gegen die Mutterkirche und allgemeine Metropolis, endlich die geringere Bildung der dortigen Hierarchie instinctartig entgegenkam.

Wie nun, nachdem dieser vorherrschenden Einwirkung Rom's auf Deutschland lange das Kaiserthum als bestimmende Schranke entgegengestanden und die Kirche in gänzliche Abhängigkeit vom Staate verfallen war, mit dem Auftreten Gregor's VII das Papstthum in seiner unbeschränkten Wirksamkeit hervortrat und diese seine Emancipation nicht bloß in den obenangegebenen kirchlichen und politischen Verhältnissen, auch nicht bloß in der politischen und moralischen Schwäche der beiden letzten Salier und in der hierarchischen und kirchlichen Größe Gregor's, sondern zugleich in einer allgemeineren Zeitnothwendigkeit lag, — das Alles ist im Verlaufe der Geschichte selbst dargethan worden. Zu beachten ist nur, daß jene Zeit, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, zur Aufstellung eines geistlichen Universalreichs hindrängte, das aber eben durch die Aufnahme des in der Weltmacht liegenden gegenchristlichen Elementes den Keim der Selbstzerstörung in sich aufnahm, wenn es sich auch eine Zeit lang durch täuschenden Schein allgemeine Verehrung erzwang.

Überhaupt waren dieß (nach Ranke in s. Gesch. d. Reform I f. S. 28.) „die Zeiten, in welchen sich die geistlichen Gewalten in aller Welt auszubilden begannen, in denen das menschliche Geschlecht in diesen Formen des Daseins Befriedigung fand. In dem 11. Jahrhundert ward der Buddhaismus in Tübet wieder hergestellt und durch den Lama Dschu-Adhischa die Hierarchie errichtet, die noch bis auf den heutigen Tag einen so großen Theil von Hinterasien umfaßt. Das Chalifat von Bagdad, früher ein weltumfassendes Kaiserthum, bildete sich damals zu einer geistlichen Autorität um, welcher eben deßhalb eine um so unumwundenere freiwillige Anerkennung zu Theil ward. Über Afrika und Syrien erhob sich in demselben Zeitraum das fatimidische Chalifat auf den Grund einer Lehre, von welcher ihre Bekenner sagten, sie verhalte sich zum Koran, wie der Kern zur Schale. — In dem Abendland nun war die Idee der Einheit der Christenheit durch alle die seitdem erfolgten Bekehrungen, welche die eine und die andere empfänglichere Nation noch einmal mit jugendlichem Enthusiasmus erfüllt

hatten, auf das lebendigste in die Gemüther gedrungen: sie drückte sich in den so eben allenthalben beginnenden Angriffen auf den Muhammedanismus aus; von dem Kaiserthum, das nur eine beschränkte Obedienz genoß, ward sie ungenügend repräsentirt, gewaltig kam sie jetzt den hierarchischen Bestrebungen zu Hülfe."

Der Einseitigkeit des deutschen Cäsareopapismus folgte demnach die Einseitigkeit des römischen Hieropapismus, dem Überwiegen der weltlichen Herrschaft das Überwiegen der geistlichen; und obgleich Gregor, der Schöpfer des Hieropapats, den weltlenkenden Zügel, den ihm der Gang der Ereignisse in die Hand gegeben hatte, wieder schien fallen lassen zu müssen, so nahm ihn doch schon sein zweiter Nachfolger, Urban II, wenn auch nicht mit —, doch in Gregor's Geist wieder auf, indem er jene große Weltbewegung der Kreuzzüge (Kap. 8.) hervorrief, durch welche der Hieropapismus sich vollendete und der Papst für die nächsten Jahrhunderte als „das Oberhaupt des germanisch-romanischen, priesterlich-kriegerischen Gemeinwesens im Abendlande", der Kaiser aber wirklich nur (nach dem sinnbildlichen Ausdrucke Gregor's) als der von der Sonne sein Licht empfangende Mond erschien.

Bevor aber die weitere Entwicklung des hierarchischen Zeitalters durch die sie fördernden Kreuzzüge und Kämpfe des Papstthums mit dem Kaiserthum (unter den Hohenstaufen) dargestellt werden kann, ist zuvor noch eine rückblickende Rundschau auf die andern europäischen Nationen zu werfen und der Entwicklungsgang kurz zu verfolgen, den unterdeß die wichtigsten derselben seit dem Ende des 9. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts genommen hatten.

6. Kapitel. Die außerdeutschen Staaten und Völker im Westen und Norden Europa's vom Ende des 9. bis zum 12. Jahrhundert.

1. Frankreich vom Ende des 9. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. — Ausgang der Karolinger. Karl der Einfältige. Einfälle der Normannen. Gründung der Normandie. Robert von Francien. Rudolf von Burgund. Die drei letzten Karolinger.

Bereits ist bei der Darstellung der wirklichen Ausscheidung Deutschlands vom Frankenreich gesagt worden, daß während der Kindheit Karl's des Einfältigen die von den Normannen bedrängten Großen des Reichs auf einer Versammlung zu Compiegne den tapfern und mächtigen Grafen Odo (Eudo) von Paris (887—898) zum König wählten, und daß derselbe sich auch die Anerkennung des deutschen Königs Arnulf zu verschaffen wußte (K. 1, 1.). Da er aber den Verheerungen der Normannen (XIV. 10, 1.) keine Gränzen setzen konnte, so gewann die zurückgesetzte karolingische Partei wieder Einfluß und ließ den unterdeß herangewachsenen

Karl den Einfältigen 893 zu Rheims krönen. Um sich zu halten, willigte Odo in eine Theilung des Landes, durch die er das Land von der Seine bis zu den Pyrenäen als ein Kronlehen behalten durfte, während Karl nur in dem Lande zwischen Seine und Maas die Herrschaft hatte.

Erst nach Odo's Tod wurde Karl der Einfältige von sämmtlichen Großen um so leichter anerkannt, da bei seiner Kraft- und Rathlosigkeit ihre Anmaßungen den größten Spielraum fanden. Die Schwäche dieses Karolingers benützten auch die Normannen, die schon seit 876 Rouen im Besitz hatten. Karl konnte sich ihrer nur dadurch erwehren, daß er ihrem Häuptling Rollo oder Rolf gegen das Versprechen, sich taufen zu lassen, 911 seine Tochter Gisela zur Gattin und einen beträchtlichen Landestheil unter dem Namen eines Herzogthums der Normandie zum Lehen und außerdem noch die Grafschaft Bretagne als Afterlehen gab, wodurch die verheerenden Einfälle der Normannen ein Ende nahmen.

Der wilde bereits 60 jährige Rollo erhielt in der Taufe den Namen Robert (I) von seinem Pathen und Freunde, dem Herzog Robert von Francien, dem Bruder Odo's. Als Rollo bei der Belehnungsfeierlichkeit dem Könige nach der eingeführten Sitte den Fuß küssen sollte, weigerte er sich entrüstet mit den Worten: Ne si, bi goth! und ließ diese Courtoisie durch einen seiner Hauptleute verrichten, der aber dabei dem Könige den Fuß so hoch emporhob, daß dieser sammt dem Armstuhl umstürzte. Seine 14 jährige Gemahlin behandelte er so roh, daß sie vor Gram starb. Dagegen hielt er streng darauf, daß seine Normannen nicht mehr raubten und brachte es dahin, daß goldne Armbänder da und dort im Lande, an einer Eiche aufgehangen, drei Jahre lang von Niemanden berührt wurden. Auch förderte er den Ackerbau und die Verbreitung des Christenthums bei den Seinen, und der Bildungseifer der Normannen war so groß, daß sie sich in Bezug auf Sprache und Sitten schon in der zweiten Generation wenig mehr von den Franken unterschieden.

Die Unzufriedenheit der französischen Großen mit des Königs Kanzler Hagano gieng in eine Empörung aus, in der sie Odo's Bruder, den Grafen Robert den Starken von Francien 922 zum König wählten, der aber schon im folgenden Jahre in einer Schlacht bei Soissons gegen Karl umkam; doch erkämpfte Robert's Sohn, Hugo der Große, noch den Sieg, und erhob 923 den Herzog Rudolf von Burgund zum König. Karl der Einfältige aber starb unbeachtet und verlassen in der Gefangenschaft, die ihm der Verrath des Grafen Heribert von Vermandois bereitete.

Rudolf selbst konnte sich gegen diesen letztern, so wie gegen die von demselben wider ihn aufgewiegelten Normannen nur mit Hugo's Hülfe halten und starb 936 kinderlos. Nach seinem Tode kehrten die Nachkommen Karl's des Einfältigen wieder auf den Thron zurück: es waren dieß Ludwig IV, Lothar und Ludwig V, die drei letzten Karolinger, durch welche das Königthum vollends in den äußersten Verfall, das karolingische Geschlecht aber in kläglichen Abgang gerieth.

Um den Thron wieder an die Karolinger zu bringen gewann nämlich der obgenannte Hugo der Große die übrigen Lehnsgroßen für Karl's des Einfältigen Sohn **Ludwig** IV den Überseeischen (d'Outre-mer, so benannt, weil derselbe mit seiner Mutter zu deren Vater, dem König Eduard I und ihrem Bruder Athelstan nach England geflohen war) und ließ ihn zu Rheims krönen 936. Ludwig's Versuche, selbstständig zu regieren, verwickelten ihn in Krieg mit Hugo, und als er die Normandie wieder an die Krone bringen wollte, gerieth er in Hugo's Gefangenschaft, aus der er sich nur durch die Abtretung der Grafschaft Laon an Hugo löste. In einem erneuerten Kriege wurde aber Hugo von Ludwig mit Hülfe des deutschen Kaisers Otto I besiegt und mußte Laon wieder an Ludwig herausgeben. Bald darauf starb Ludwig IV 954 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde.

Von den zwei unmündigen Söhnen, die er hinterließ, erhielt der ältere, **Lothar**, mit Hugo's Hülfe zwar den Thron, mußte ihm aber dafür Aquitanien abtreten, und konnte am Ende von der ganzen weiten Erbschaft Karl's des Großen nichts unmittelbar sein nennen, als die Stadt Laon mit ihrem Umgebiet! Auch konnte er sich nur durch die Gunst Hugo's — und als dieser starb, durch die Gunst seines Sohnes Hugo Capet behaupten. Sein Versuch, Lothringen an Frankreich zu bringen, verwickelte ihn mit dem deutschen Kaiser Otto II in einen Krieg, der damit ausgieng, daß sein jüngerer Bruder Karl von demselben mit Niederlothringen belehnt wurde (K. 2, 4.). Lothar starb zu Rheims durch seine eigene Gattin 986 an Gift.

Sein Sohn, Mitregent und Nachfolger **Ludwig** V Féneant oder der Nichtsthuer (der freilich wegen seiner kurzen Regierung nichts thun konnte) starb schon 987, angeblich auch von seiner eignen Gemahlin, Blanca von Aquitanien, vergiftet.

2. Fortsetzung. Hugo Capet. Anfänge der Befestigung der kön. Hausmacht unter den drei ersten Kapetingern. Politische Zerrissenheit. Ungebundenheit der Lehensgroßen unter Philipp I. Sitte und Sprache; Süd und Nord.

Dem bestehenden Erbrechte nach hätte der Thron an den Oheim Ludwig's V, den Herzog Karl von Niederlothringen, kommen sollen; aber die persönliche Schwäche und geringe Hausmacht der Karolinger, so wie der Umstand, daß dem unterdeß aus der Verschmelzung so verschiedener nationalen Bestandtheile erwachsenen französischen Volke der karolingische Königsstamm wie fremd geworden war, — desgleichen der Ruhm und das Glück, in welchem das Geschlecht Robert's des Starken strahlte, waren für die übrigen Großen des Landes die Gründe, aus denen sie das Karolingergeschlecht von der fernern Herrschaft über Frankreich ausschloßen.

Denn als sich nach dem Tode Ludwig's V (987) die Fürsten und Bischöffe zu Senlis versammelten, um über die Besetzung des erledigten Thrones zu berathen, lenkte der Erzbischoff von Rheims, Adalberon, die Wahl auf **Hugo Capet**, Odo's Enkel, Herzog von Francien und Graf von Paris und Orleans, der nun die französische Krone erhielt, die zwei seiner Vorfahren schon getragen hatten und die ihm die Kirche um so lieber bestätigte, da Hugo's Geschlecht seinen Ruhm auch zugleich durch die Vertheidigung der kirchlichen Interessen erworben und seinen Glauben durch reiche Spenden an Arme und an Kirchen bethätigt hatte.

Die Gründe, mit denen der Erzbischoff Adalberon in der Versammlung zu Senlis seinen Vorschlag stützte, waren im Wesentlichen folgende: „Wir wissen wohl, daß Karl von Lothringen auch seine Anhänger hat, welche behaupten, daß der Königstitel ihm gebühre, als Erben seiner Ältern. Allein wenn man die Frage untersucht, so ist es nicht das Erbrecht, wodurch man Königreiche erlangt, sondern nur derjenige darf sich dazu erheben, welcher mit körperlichen Vorzügen auch die Weisheit des Geistes, die Treue seines Worts und den Adel einer großen Seele verbindet. Doch mit welcher Würde kann man Karln bekleiden, der sich nicht von der Ehre leiten läßt, den die Trägheit entnervt, der erst neulich in eine solche Herabwürdigung gewilligt hat, einem fremden Könige (Otto II) zu dienen und eine Gattin unter seinem Rang aus dem Stande der Vasallen zu nehmen! Wie! unser großer Herzog duldete als Königin die Tochter eines seiner Vasallen und sie sollte über ihn herrschen?! ꝛc. — Die Versammlung stimmte ihm bei und Hugo Capet wurde zu Noyon zum König gekrönt. — Dieser Vorfall möge als Beispiel dienen, welchen entscheidenden Einfluß die Kirche zu jenen Zeiten auf Throne und Völker ausübte, indem sie öfter begabte kraftvolle Fürsten, welche das Wohl der Kirche förderten, auf den Thron erhob, wie das auch bei Pippin der Fall gewesen war. Die Kirche glaubte, als theokratische Macht, sich das Vorbild zu solchem Verfahren aus der Theokratie des Alten Bundes nehmen zu dürfen, wo ein Samuel aus Antrieb des Geistes Gottes an die Stelle Sauls einen David gesalbt hat. Von solcher Einsetzung nicht berechtigter Fürsten entstand die Formel: „Von Gottes Gnaden."

Um übrigens die neue Dynastie auch in einigem Lichte der Legitimität erscheinen zu lassen, erinnerte man sich, daß Hugo's Geschlecht durch die Heirath Robert's des Starken mit einer Tochter Ludwig's des Frommen sich an das Haus der Karolinger anschloß, und daß seine Mutter Editha, die Tochter König Heinrich's I von Deutschland, mit jenem Stamme verwandt war, ja daß er selbst eine aus Karl's des Großen Blut entsprossene Gemahlin hatte. Was sonst noch an der Erbberechtigung abgieng, ersetzte ein in den Augen des Klerus noch größeres Gewicht: War doch sein Urgroßvater, der im Kampf gegen die kirchenräuberischen Normannen gefallen war, von den Priestern mit dem Judas Maccabäus verglichen worden; hatte doch sein Großvater die Stadt Paris und darin die vielen, von ihm gesammelten Reliquien gegen die Normannen muthig vertheidigt; waren doch sein Vater und er Äbte der größten Stifter Frankreichs und hatten doch beide dieselben mit den größten Geschenken bedacht, hatten selbst oft andächtig im Chor der Mönche mitgesungen, hatten in Hungersnoth die Armen gespeis't und Kirchen gebaut, und endlich war doch die Sage verbreitet, seinem Vater sei im Traume ein Heiliger erschienen und hätte ihn aufgefordert, seine Gebeine zu sammeln, dann würden dafür des Heiligen Gebete Hugo's Geschlecht auf den Thron erheben und dessen Nachkommen denselben bis zu den spätsten Generationen besitzen! — Den Beinamen Capet erhielt Hugo vielleicht wegen der Cappa d. i. des Gewandes, das er als Laien-Abt getragen hatte.

Mit der Erhebung dieses aus dem neuen Franzosenvolke herausgewachsenen Königs verschwanden die letzten Spuren der Verschiedenheit zwischen Franken und Galliern und mit ihm, als dem ersten in der Reihe der capetingischen Könige, beginnt das „moderne Frankreich."

Hugo Capet errang sich die Anerkennung der übrigen Vasallen nur dadurch, daß er ihre ausgedehnten Rechte und Güter bestätigte und sich in ihre Fehden und Streitigkeiten nicht mischte. Während sie sich aber untereinander durch beständige Fehden schwächten, gewann er Zeit, durch Befestigung seiner Hausmacht und durch festere Gründung des Erbrechts die

Mittel vorzubereiten, durch welche seine spätern Nachkommen allmählich die Macht der Lehnsaristokratie brechen und die Königsmacht aus ihrer Beschränktheit emporheben konnten.

Seine ersten drei Nachfolger Robert, Heinrich I und Philipp I beobachteten dieselbe Politik gegen ihre an Macht ihnen zum Theil gleichen Vasallen, indem sie sich begnügten, unter ihnen bloß als die Ersten zu gelten und wenigstens über die Vasallen ihrer Hausmacht ihre Oberhoheit fester zu stellen. In den langen Regierungsjahren dieser Könige gewöhnten sich die Lehnsgroßen, ungeachtet ihrer vielfachen Pflichtverletzungen, wieder mehr und mehr an die Autorität des Königthums, das durch die Erinnerung an seinen höhern, über die Zeit der fränkischen Eroberung hinausgehenden Ursprung auch dem Volke allmählich wieder Ehrfurcht vor diesem Namen einflößte, zumal die französische Kirche — selbst eine uralte, dem monarchischen Princip verwandte Autorität und ebenfalls einer sie schirmenden Macht bedürftig — durch ihre Unterstützung (namentlich durch den Act der feierlichen Königssalbung) — zur Verehrung der königlichen Macht ein Wesentliches beitrug.

Robert (996—1031), schon seines Vaters Mitregent, ein Zögling jenes berühmten Gerbert, der nachher als Papst Sylvester II hieß (K. 2, 5.), war ungeachtet seines Beinamens „der Fromme und Weise" ein schwachgutmüthiger Mann, den die Bettler bis in sein Zimmer verfolgten und dem sie buchstäblich die Taschen leeren durften. Da er aber ohne Mitwirkung des Papstes, nur durch Beistimmung der französischen Geistlichkeit zum Throne gelangt war, so suchte ihm der Papst Gregor V dadurch beizukommen, daß er ihn wegen seiner Heirath mit einer Schwester des Königs Rudolf von Burgund, mit der er im vierten Grade verwandt war, auf seine Weigerung, sich von seiner Gattin zu trennen, mit dem Bann und das ganze Frankreich mit dem Interdict belegte — einer Kirchenstrafe, bei welcher keine Kirche geöffnet, keine Glocke geläutet, keine Taufe, keine Trauung, keine kirchliche Beerdigung vorgenommen werden durfte. Da nun der König von seiner ganzen Umgebung geflohen wurde, so daß man ihm kaum Speise reichte und die Gefäße, daraus er gegessen, in's Feuer warf, um sich nicht damit zu verunreinigen: so war Robert genöthigt, durch Verstoßung seiner Gemahlin sich und sein Land vom Bann und Interdict zu lösen. — Seine zweite Gemahlin, die Tochter des Grafen Wilhelm von Provençe, bereitete ihm durch ihre Ränkesucht viel Verdruß, und als er starb, hetzte sie gegen seinen Sohn und Nachfolger

Heinrich I (1031—1060) viele Vasallen auf, die aber allesammt durch die Tapferkeit des der Krone treuen Herzogs Robert II von der Normandie zur Unterwerfung gebracht wurden, weßhalb dieser von ihnen den Beinamen „der Teufel" erhielt. — Unter Heinrich I kam zur Steurung des landverderblichen Faustrechts zuerst durch aquitanische Bischöffe der Gottesfrieden (trêve de Dieu; Treuga Dei) auf, die bald im ganzen Frankreich eingeführt wurde und nachher auch in Burgund und Deutschland zur Anwendung kam. (K. 4, 1.)

Philipp I (1060—1108), Heinrich's 8jähriger Sohn, der noch bei Lebzeiten seines Vaters als Nachfolger anerkannt worden war, erhielt zum Vormund den Grafen Balduin von Flandern, der das Reich in Ordnung hielt, aber dadurch, daß er seinem Sohne, dem Herzog Wilhelm von der Normandie, bei der Eroberung Englands (K. 6, 6.) behülflich war, dem französischen Reiche auf Jahrhunderte lang eine schwere Noth bereitete. — Zum Unglück starb Balduin, als Philipp erst 15 Jahre alt war. Theils

selbst noch unerfahren, theils zu einem ungeordneten sinnlichen Leben neigend, zog er sich wegen Einziehung von Kirchengütern die Verfolgung Gregor's VII zu, der ihn mit Bann und Interdict belegte. Als hierauf Robert, der Sohn Wilhelm's, des Eroberers von England, diesen seinen Vater, weil er ihm die Normandie noch nicht abtreten wollte, bekriegte und König Philipp ihn dabei unterstützte, so fiel Wilhelm in Francien verheerend ein und brannte unter andern Orten auch Nantes nieder, fand aber hiebei sein Ziel, indem er vor der brennenden Stadt beim Setzen über einen Graben sich im Unterleib tödtlich verletzte. — Da Philipp an der Stelle seiner verstoßenen Gemahlin die Gattin eines Lehnsgroßen (v. Anjou) zu sich nahm, ward er von Papst Urban II in den Bann gethan, und würde wegen seines verächtlichen Lebens von seinen Großen abgesetzt worden sein, wenn nicht sein tapferer Sohn und Mitregent Ludwig (le batailleur) diese Vasallen bis zu seines Vaters Tod 1092 im Zaum gehalten hätte.

Ein Blick auf die innern Zustände dieses Zeitraums der französischen Geschichte zeigt, daß beim Beginn der capetingischen Königsperiode Frankreich ohne Einheit in Regierung, Rechtsverfassung und Verwaltung war. Getheilt in größere und kleinere, von einander unabhängige, meist erblich gewordene geistliche und weltliche Lehensherrschaften, erschien Land und Volk in politischer Hinsicht zerrissen und nur durch das lockerste Lehensband zusammengehalten. Die größten unmittelbaren Kronlehen, die sich aber fast unabhängig von den Königen gemacht hatten, waren: Die Herzogthümer Francien (Isle de France), die Normandie mit der Bretagne, Aquitanien oder Guyenne (wozu nachher auch die Gascogne geschlagen wurde) und Burgund; sodann die Grafschaften Toulouse, Flandern und Vermandois (mit dem Hauptort St. Quentin).

Obgleich sich aus der fränkischen und gallischen Sprache eine neue, die französische, gebildet hatte, die von den Herren, wie von den Hörigen, wenn auch in verschiedenem Grade der Reinheit, gebraucht wurde: so trat in ihr doch der Unterschied des nördlichen und südlichen Frankreichs hervor, der durch den Ausdruck langue d'oui und langue d'oc bezeichnet wurde, indem man dort mit oui (hoc illud, „C'est cela même"), hier mit oc (hoc, „c'est cela") bejahte. Eben so ergab sich, ungeachtet einer gewissen allgemeinen Übereinstimmung und Verwandtschaft der Anschauungen und Gefühle, auf der jede Nationalität ruht, auch in den Sitten ein Unterschied zwischen Nord und Süd, indem die Nordfranzosen kriegerischer, trotziger, prunkliebender, die Südfranzosen arbeitsamer, genügsamer, dabei aber verschlagener sind. In den Nordfranzosen, deren Kern die Normands bildeten, ruhte vorherrschend die Kraft des Volks in Bezug auf Waffentüchtigkeit und ritterlichen Sinn, zu dessen Ausbildung die Turnierordnung Gottfried's von Preuilly (K. 3, 2.) ein Wesentliches beitrug. Die Südfranzosen waren dagegen in der geistigen Bildung voraus und insbesondere zeigten sie noch vorherrschend Sinn für Poesie, von dem im folgenden Zeitraum (XVI. 3, 1.) näher die Rede sein wird. — Endlich zeigte sich auch in der Rechtsverfassung,

(obgleich die römischen und salischen Gesetze, die den ehemaligen Unterschied der beiden Nationalbestandtheile hatten lebendig erhalten, außer Gebrauch kamen), in so weit noch eine Verschiedenheit, daß im Norden örtliche Gewohnheitsrechte aufkamen, während der Süden noch mehr am römischen Recht haften blieb.

Wie in Deutschland, so entwickelte sich auch in Frankreich in dieser Periode **das Städtewesen** mehr und mehr, indem zu den alten noch von den Römerzeiten her vorhandenen Städten, welche wie Arles, Toulouse, Marseille, Narbonne, Rheims ꝛc. ihre Freiheit und Selbständigkeit zu erhalten gewußt hatten, zahlreiche neue hinzukamen, welche dieselbe von ihren Lehnsherrn theils durch Waffengewalt, — wie Laon, Cambray, Amiens — theils auf friedlicherem Wege durch Übereinkunft oder Kauf wie Noyon, Beauvais, Saint-Quentin ꝛc. erlangten. Viele neue Städte (villes neuves) wurden auch von den Lehnsherrn selbst gegründet, dadurch, daß sie wenig cultivirten Orten städtische Freiheiten verliehen, um Ansiedler anzuziehen, denen Land zum Anbau überlassen wurde. Solcher villes-neuves zählt man jetzt noch unter diesem Namen über 150 in Frankreich. Der Übergang in das Städtewesen fand in der Art Statt, daß die Bürger eine Verfassung (Charte) annahmen, nach welchen sie fortan ihre Angelegenheiten selbst verwalteten und die Abgabe an den Lehnsherrn im Ganzen entrichteten, welche dieser vorher von jedem Einzelnen erhoben hatte. Eine wohlthätige Folge davon war, daß die Bürger dadurch gegen Willkür und Gewaltthat der Lehnsherrn und ihrer Angehörigen städtischen Schutz fanden.

3. England vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. — Die angelsächsischen Könige von Egbert bis Alfred. Vereinigung der föderirten Königreiche. Einfälle der Dänen. Ethelwolf. Freiheiten der Geistlichkeit. Alfred der Große. Dänische Niederlassungen. Alfred als Staatsordner: Landeseintheilung und Gerichtsverfassung; Wissenschaft, Handel und Gewerbe.

Daß in die sieben angelsächsischen Königreiche Kent, Sussex, Wessex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia (XIII. 8, 3.), in denen durch den 130jährigen mit wildem Nationalhaß geführten Eroberungskrieg fast jede Spur der frühern römischen Bildung nicht nur, sondern auch das in Britannien herrschende Christenthum vertilgt worden war, durch die Bemühungen Papst Gregor's des Großen allmählich die Segnungen des Christenthums wieder zurückgeführt wurden, ist XIV. 2, 6 bereits erwähnt worden. Nachdem die bekehrten Eroberer sich den Einrichtungen der von einem guten Geiste beseelten angelsächsischen Kirche gefügt hatten, so gelang es endlich dem König Egbert von Wessex (800—838) die bis dahin von einander unabhängigen und nur durch ein Föderativband verbundenen, sich häufig blutig bekriegenden kleinen Königreiche 827 in Ein Reich zu vereinigen, das bereits bis zu den Firths reichte und von ihm den Namen England erhielt. Die dadurch begründete, wenn auch noch nicht vollkommen durchgeführte Einheit, welche zugleich dem innern Kriege ein Ende machte, war um so nothwendiger, da die oben (XIV. 10, 1. a. E.) geschilderten Raubzüge der Normannen (in England Dänen genannt), welche schon seit 787 die ein-

zelnen angelsächsischen Staaten heimgesucht hatten, auch unter Egbert und seinen Nachfolgern sich alljährlich erneuerten und unter Egbert's Sohn Ethelwolf sogar mit 350 Schiffen die Themse hinauffahrend 851 London plünderten, und zwar öfter gezüchtigt wurden, aber doch immer wieder kamen und stets mit reicher Beute abzogen.

Ethelwolf war ein zwar frommer, aber schwacher König, der, anstatt alle Kraft auf die Vertreibung der alten Feinde zu wenden, aus einer den angelsächsischen Königen eigenen dankbaren Verehrung gegen den päpstlichen Stuhl, von dem ihr Land das Christenthum bekommen hatte, mit seinem jüngsten 6jährigen Sohn eine Pilgerreise nach Rom unternahm, dort ein Jahr lang unter Andachtsübungen verweilte, die daselbst von einem seiner Ahnherrn gestiftete Schule für junge Engländer erneuerte und sich zu einer jährlichen Gabe von 300 Mankus (Mark) verstand, davon 100 für den Papst, 200 für die Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte er den großen Einfluß an, den der römische Stuhl in der Folge auf England ausübte; wie denn derselbe unter andern eben jene Gabe (den sog. Petersgroschen) von allen englischen Königen als einen schuldigen Tribut forderte. Ethelwolf war es auch, welcher der englischen Geistlichkeit den zehnten Theil aller englischen Kronländer schenkte und sie von allen Abgaben und Diensten befreite.

Unter Ethelwolf's vier Söhnen Ethelbald, Ethelbert, Ethelred I und Alfred, die ihm nacheinander in der Regierung folgten, wiederholten die Dänen beständig ihre Einfälle. Unter Ethelred I ließen sich die Dänen in Northumberland (867) nieder, machten weitere Eroberungen, fanden aber in Wessex solchen Widerstand, daß sie sich zurückziehen mußten. Zur selben Zeit kam, wie die Sage berichtet, unter den Dänen auch Ragnar Lodbrog nach England, wurde aber von dem northumbrischen Könige Ella gefangen und in einen Thurm geworfen, worin er von Schlangen gefressen wurde. (S. K. 6, 7. a. A.) Ethelred selbst verlor sein Leben gegen die Dänen, und als sein Bruder **Alfred** 871 in seinem 22. Jahre den Thron bestieg, überschwemmten sie gerade mehr als je den größten Theil des Reichs. Da beschloß Alfred seine ganze Kraft daran zu setzen, sein Reich von diesen schlimmen Feinden zu befreien und Ruhe, Sicherheit und Ordnung zurückzuführen.

Alfred war schon als Knabe nach Rom gesandt und vom Papst Leo IV im Voraus zum König gesalbt worden. Dem Leibe nach schön, gewandt, ausdauernd, dabei in allen ritterlichen Künsten geübt; dem Geiste nach muthig, willensfest, durch die Sagen und Lieder seines Volkes für Großthaten empfänglich, durch geschickte Lehrer auch mit der höhern Bildung vertraut, — hatte er schon unter der Regierung seiner Brüder die ersten Proben seiner Tapferkeit in den Kämpfen gegen die Dänen abgelegt.

Ungeachtet er sie in Einem Jahre in 8 großen und vielen andern kleinen Gefechten schlug, kamen sie doch immer wieder in gedoppelter Menge, machten Mercia zinspflichtig, eroberten Northumberland und fielen vertragswidrig 877 sogar in Wessex ein, so daß viele Einwohner über's Meer nach Frankreich flohen und die andern sich unterwarfen, Alfred aber, von den Seinen verlassen und von den Dänen umringt, sich in der Ver-

zweiflung unter die Feinde stürzen und den Tod suchen wollte. Von einigen Freunden jedoch ermahnt, sich für bessere Zeiten zu sparen, floh er und lebte den Winter hindurch unerkannt in der Hütte eines Hirten verborgen.

Noch erzählt eine alte Sage, daß ihm die Frau des Hirten, die ihn nicht kannte, einst, als er am Heerde saß und Bogen und Pfeile schnitzte, beim Weggehen die Aufsicht über die im Ofen backenden Brote übertragen habe. Als sie bei ihrer Rückkehr dieselben verbrannt fand, habe sie ihn deßhalb gescholten und gesagt, er sei nur fleißig beim Brotessen, aber zu faul, darauf Acht zu haben.

Im darauffolgenden Frühjahre verschanzte er sich mit den Gefährten, die sich um ihn gesammelt, in einer waldigen und sumpfigen Gegend von Somersetshire und machte von da aus Streifereien gegen die Dänen. Als einst einer seiner Anhänger, der von den Dänen zu Kenwith belagerte Graf Oddan (Oddune), bei einem Ausfall die Wunderfahne des Dänenfürsten Guthrun (Gothrun) erobert hatte, schlich sich Alfred, als Harfner verkleidet, in das dänische Lager, und nachdem er alles erforscht und sich glücklich wieder zu den Seinen zurückbegeben hatte, erließ er ein Aufgebot an alle tapfern Engländer der drei nächsten Grafschaften. Erstaunt und erfreut, daß er noch am Leben sey, kamen sie voll Muth und Streitlust, und nun überfiel er das dänische Lager und erfocht 880 bei Eddington einen so vollständigen Sieg über die Dänen, daß diese sich zu einem Vertrage verstanden, in welchem sie zwar Ostangeln, Northumberland und einen Theil von Mercia als Lehen behalten durften, aber alle neuern Eroberungen herausgeben mußten; ja, Guthrun ließ sich sogar die Taufe gefallen, wobei er den Namen Adelstan (Athelstan) erhielt, und gewöhnte als christlicher Lehensfürst seine Dänen an mildere Sitten. — Späterhin wurde noch eine andere auf 330 Schiffen ankommende und von Hastings angeführte Dänenschaar, wiewohl erst nach dreijährigem Kampfe, gezwungen, sich friedlich in Northumberland niederzulassen (896).

Die nun eingetretene Friedenszeit verwendete Alfred dazu, die Verschmelzung der Sachsen und Dänen durch bürgerliche Gleichstellung derselben zu befördern und durch Wiederaufbauung der zerstörten Städte und Klöster, durch den Wiederanbau verwüsteter Landschaften, durch Belebung der Gewerbe und des Handels, so wie durch Anlegung von 50 neuen festen Plätzen und durch Aufstellung einer Flotte zum Schutze der Küsten, endlich durch Verbesserung der Landeseintheilung und Gerichtsverfassung, Wohlstand, Sicherheit und Ordnung im Lande zu befestigen.

Das Volk theilte sich nach folgenden Standesunterschieden ab: den höchsten Stand bildeten die vom König ernannten Earle (zusammengezogen aus Ealdore — Ältere — Gaugrafen); dann kamen die Thegene oder Thane, des Königs unmittelbare Kriegsgefährten, die unter den freien ansäßigen Kriegsleuten (Ceorle) den Vorrang hatten, und deren Würde mit einem größern Landbesitz verbunden gewesen zu sein scheint.

Diese beiden gehörten zum Gefolge des Königs. (Es gab auch Thane niederer Art, welche Dienstmannen anderer Großen waren.) Dann folgten die gemeinen Freien aus dem angelsächsischen Stamme; die alten Einwohner britischen Stammes bildeten als Unterworfene den Stand der Hörigen; fremde Kriegsgefangene, so wie die Nachkommen der alten römischen Sclaven waren unfreie Knechte.

Das ganze Reich war in Shires (Grafschaften), diese in Hundreds (Hunderte) und diese wieder in Tithings (Zehende) eingetheilt. Zehn Tithings bildeten ein Hundred, das sich seinen Hundreder (Centgrafen) wählte, welcher monatlich Gericht hielt und die kleinern Streitfälle aburtheilte, während die wichtigeren Streitsachen in den jährlich zweimal abgehaltenen Grafschaftsgerichten von dem vorsitzenden Earl oder Alderman unter dem die Rechte des Königs wahrenden Sherif (Landvogt) geschlichtet wurden. — Jedes Tithing bestund aus zehn freien Hausvätern, die frei unter sich einen Tithingman (Zehntrichter) wählten und für einander einzustehen hatten, so nämlich, daß, wenn einer wegen eines Verbrechens etwa entfloh, die Andern ihn binnen einem Monat herbeischaffen — oder, falls sie dieß nicht thun oder sich von der Mitschuld nicht reinigen konnten, gemeinschaftlich den Schaden ersetzen mußten. Dadurch minderten sich die Verbrechen und Jedermann konnte seines Lebens und Eigenthums sicher sein; und da Alfred die Rechtspflege strenge überwachte, pflichtvergessene Richter strafte, ja in wichtigen Fällen selber untersuchte und ohne Ansehen der Person entschied, so war die Ordnung und Sicherheit so groß, daß man nachher zu sagen pflegte, wenn auch ein Wanderer seinen Beutel voll Geld verloren hätte, so hätte er ihn nach einem Monat wieder an der nämlichen Stelle finden können. So wie die Aldermänner in wichtigen Angelegenheiten die angesehensten Leute ihres Gau's zur Berathung berufen mußten, so hielt auch der König jährlich einen Reichstag, genannt Witenagemot d. i. eine Versammlung weiser Männer aus den vornehmsten Geistlichen und Laien, wobei auch die Thane und andere vornehme Freie stimmberechtigt gewesen zu sein scheinen. Die gemeinen Freien durften in eigenen Angelegenheiten Recht sprechen.

Ungeachtet seiner langjährigen Kriegsmühen — er focht in 56 Schlachten persönlich mit — und ungeachtet seiner vielen Regierungssorgen, fand Alfred doch noch Muße, seinem Eifer für die Pflege der Wissenschaften zu leben und die Bildung seines Volkes zu fördern, indem er Schulen und Bibliotheken errichtete, Gelehrte und Künstler des Auslands berief, ihre Verdienste freigebig belohnte, besonders die Geistlichkeit zu gelehrten Studien anhielt und ihnen mit seinem Beispiel durch eigene wissenschaftliche Thätigkeit in Übersetzung classischer Werke, in Sammlung altsächsischer Gesetze und Lieder und in selbständigen Schriftversuchen vorangieng.

Die Wissenschaften, welche in England im 8. Jahrhundert durch die Bemühungen des ehrwürdigen als Theologen und Kirchenhistorikers, so wie als Astronomen und Grammatikers gleichberühmten Beda, in einem so blühenden Stande waren, daß aus der Schule von Oxford jener berühmte Freund und Rath Karl's des Großen Alkuin (XIV. 8, 2.) hervorgieng, waren in den Stürmen, welchen dieses Land durch die unablässigen Einfälle der Dänen ausgesetzt war, untergegangen, da eine Menge Klöster und Schulen zerstört und der größte Theil der Geistlichen getödtet worden war. Um daher die Wissenschaften wieder emporzubringen, legte Alfred Bibliotheken und Sammlungen an und stiftete Schulen, worin die Kinder jedes freien Mannes Lesen und Schreiben — diejenigen unter ihnen aber, die zu höhern Ämtern gelangen wollten, die lateinische

Sprache lernten. So legte er auch den Grund zur hohen Schule von Oxford. Besonders ließ er sich die gründlichere Bildung der Geistlichen angelegen sein, unter denen kaum Einer zu finden war, der einen lateinischen Brief übersetzen konnte, wie Alfred selbst in einem Briefe an den Bischoff von London klagte. Zu dem Ende berief er gelehrte Ausländer, unter denen sich der schon oben (K. 1, 4.) erwähnte berühmte Johannes Scotus Erigena und sein nachmaliger Lebensbeschreiber Asserius befanden.

Alfred selbst erlernte noch in seinem 36. Jahre die lateinische Sprache, übersetzte den Äsop, die Kirchengeschichte des Beda, die Weltgeschichte des Orosius (XIII. 13, 1.) in's Angelsächsische und bearbeitete das berühmte Werk des Boëthius über die Tröstungen der Philosophie (XIII. 13, 1). — Um die Zeit zu solchen Beschäftigungen zu gewinnen, verwendete er den dritten Theil des Tages auf wissenschaftliche Arbeiten, wobei er in Ermangelung einer Uhr die Zeit nach gleichgetheilten Wachskerzen abmaß. — Eben so gewissenhaft und ordnungsliebend war er in Verwendung seiner Einkünfte, indem er die eine Hälfte zur Unterstützung der Klöster, Schulen und Armen bestimmte, von der andern Hälfte einen Theil zum Unterhalt seines Hofes, einen Theil zur Besoldung und Belohnung der Gelehrten und Künstler und einen Theil zur Unterstützung der Gewerbe &c. verwandte. Er war es, der London zum Regierungssitz wählte, es befestigte und mit Palästen verschönerte.

Alfred's letzte Regierungsjahre waren durch den zunehmenden Schmerz eines alten Übels, das keiner ärztlichen Kunst wich, getrübt, und er war erst 54 Jahre alt, als er starb (901.) So wie er für England das war, was Karl der Große für das Frankenreich, so ziert ihn mit Recht gleichfalls der Beiname des Großen.

4. Fortsetzung: die angelsächsischen Könige von Eduard I bis Edmund. Alfred's drei erste Nachfolger. Steigende Macht der englischen Geistlichkeit. Erzbischoff Dunstan's Einfluß auf die fünf folgenden Könige. Dunstan's Tod. Erneuerte Däneneinfälle: das Danegeld. Ermordung der Dänen. Suen's Rache. Edmund Eisenseite.

Nach Alfred's Tod erneuerten sich nicht nur die Aufstände der landsässigen Dänen, sondern auch die Anfälle der auswärtigen Dänen (die unterdeß ihre Angriffe auf die Niederlande gerichtet hatten), so daß die ersten Nachfolger Alfred's — Eduard I, Adelstan, Edmund und Edred I — gegen die Dänen sowohl, als auch gegen die Schotten viele Kämpfe zu bestehen hatten.

Der tapfere **Eduard** I, Alfred's ältester Sohn (946—955) entriß den Dänen Mercia und nöthigte sie zum Frieden, und als sie denselben brachen, brachte er ihnen durch seine Schwester Edelflede bei Tittenhall eine völlige Niederlage bei. Er vereinigte die Insel Wight, welche bis dahin einen eigenen König hatte, mit der Krone. — Sein zwar unechter, aber durch Kraft und Weisheit ausgezeichneter und beim Volke sehr beliebter Sohn **Adelstan** (925—940) unterwarf sich die Dänen in Northumberland und Ostangeln und war der erste englische König, der über alle von sächsischen Stämmen je eroberten Lande in England ungetheilt herrschte und den Grund zur Erweiterung des Seehandels dadurch legte, daß er jeden Kaufmann, der auf eigene Kosten drei weite Seereisen gemacht hatte, zum Than erhob. Auch besiegte er den Schottenkönig Anlaf bei Bromfeld und soll ihm die Lehenspflicht

auferlegt haben. (Adelstan's Schwester Editha war Otto's des Großen Gemahlin.) — Sein Nachfolger **Edmund**, Eduard's echter Sohn, (940—946) hatte viel mit den aufständigen Dänen zu kämpfen, ward aber bei einem Feste von einem frech sich eindrängenden und mit an die Tafel sich setzenden geächteten Räuber, Namens Leof, ermordet. Da seine Söhne noch unmündig waren, so wählte man seinen Bruder Edred zum König.

Unter Edmund's Regierung begann die englische Geistlichkeit emporzustreben, um allmählich jene überwiegende politische Stellung einzunehmen, in der sie einen so dauernden Einfluß auf die Geschicke Englands behauptete. Nachdem der seit Alfred's Tod während der Kriegswirren wieder eingetretene Verfall der Wissenschaft, Religion und Sitte auch die Geistlichkeit ergriffen hatte, so daß der größte Theil derselben dem Nationallaster des Trunks ergeben war und so wenig Ehrgefühl hatte, daß sich der Erzbischoff von York sogar mit heidnischen Normannen verband, so steckte **Dunstan's** Reform des Mönchswesens mittels Einführung der benedictinischen Regeln jener Ausartung Gränzen; aber die Einmischung dieses kühnen, willensfesten und geistreichen „Fürsten der Mönche" in die Angelegenheiten des Reichs unter Edred's, Edwin's, Edgar's und Eduard's II Regierung verschaffte der englischen Kirche die Herrschaft über die weltliche Macht, deren Repräsentanten freilich durch ihre Rohheit und sittliche Verkommenheit dem Klerus nicht nur die Handhabe, sondern gewissermaßen auch das Recht dazu zu geben schien.

Dunstan der Heilige (so benannt, weil er späterhin canonisirt wurde) war aus edlem Geschlechte entsprossen und von eben so ausgezeichneten Geistesanlagen, als einnehmendem Äußern, dabei geschickt in der Musik, Malerei, Bildhauerkunst und Mechanik. Er widmete sich, als er bei König Adelstan nicht die gehoffte Aufnahme gefunden hatte, dem strengen Mönchsleben, und kam dadurch bald in so großen Ruf, daß König **Edmund** ihn zum Abt des berühmten Klosters Gladstonburg machte, worauf ihn König **Edred** (946—955) zu seinem Rathgeber und Schatzmeister erhob. Als solcher bereicherte Dunstan mit des frommen Königs Zustimmung die Kirchen und Klöster aus dem königlichen Schatze, hielt aber auf strenge Zucht der Kloster- und Weltgeistlichen, führte unter den letztern den Cölibat, auf den der Erzbischoff Odo von Canterbury, als Primas des Reichs, drang, mit entschiedenster Strenge durch und besetzte die Stellen der Widerspänstigen mit Mönchen.

Als nach König Edred's Tode der junge **Edwin** (Edwy) der Schöne, Edmund's Sohn (955—959) zur Regierung kam und sich wegen seiner leidenschaftlichen Verbindung mit der schönen Elgiva, die im vierten Grade mit ihm verwandt war, die Mißbilligung Dunstan's zuzog und daher aus Rache diesem die Aufsicht über den königlichen Schatz entzog und die daraus gegründeten Benedictinerklöster einzog: so floh Dunstan vor dem Zorn des Königs nach Gent in Flandern. — Von übermüthigen Günstlingen angetrieben, verfolgte nun der König die von Dunstan eingesetzten Geistlichen, setzte in ihre Stellen die beweibten wieder ein und machte sich dadurch bei dem Volke so verhaßt, daß ein Aufstand entstund und der Erzbischoff Odo es wagen konnte, dem König jene Elgiva zu entreißen, ihr schönes Gesicht mit glühendem Eisen zu entstellen und sie gefangen nach Irland zu schicken. Als sie nach ihrer Heilung wieder zum Könige zurückkehrte, wurde sie von des Erzbischoffs Rotten überfallen, die ihr die Fußsehnen durchschnitten und sie aufs elendeste sterben ließen. Zugleich hatte der Erzbischoff den König in den Bann gethan und dessen 13jährigen Bruder

Edgar gekrönt. Edwin, dem nur noch Wessex treu geblieben war, starb bald darnach vor Verdruß.

Unter **Edgar** I (959—975) kehrte Dunstan wieder nach England zurück, stellte, besonders als er nach Odo's Tode 961 zum Erzbischoff von Canterbury erhoben wurde, die von Edwin gestörte Kirchenordnung wieder her, vermehrte die Zahl der Klöster, die er reich ausstattete, und ließ durch das Concilium von Brandanford den Cölibat bestätigen. Da der König, einzig der Befriedigung seiner Lüste lebend, dem Dunstan die ganze Verwaltung des Reichs überließ, so gewann der Klerus den höchsten Einfluß. — Daß übrigens in Edgar's Regierungszeit England fast völlige Ruhe vor den Normannen hatte, die eine stets wache Küstenflotte von einer Landung abhielt, während die Dänen in Irland unterworfen wurden und das Reich nach Innen und Außen in einem noch höhern Ansehen stand, als zu Alfred's und Adelstan's Zeiten, — das war das Verdienst Dunstan's.

Als Edgar nach einer 16jährigen Regierung starb, erhielt auf Dunstan's Betrieb der 13jährige Sohn desselben **Eduard** II der Märtyrer (975—978) die Krone, wurde aber nach vier Jahren von seiner Stiefmutter Elfriede ermordet, die, unterstützt von mehreren weltlichen Großen und von unzufriedenen Weltgeistlichen, ihrem eigenen, noch minderjährigen Sohne Edelred, die Krone verschaffen wollte. Obgleich das Volk sie deßhalb verwünschte, mußte es sich doch den traurigen Wechsel gefallen lassen, und da auch Dunstan, bereits hoch betagt, sich den Feinden des Rechts und der Ordnung nicht mehr gewachsen fühlte, zog er sich von den Staatsgeschäften in die Klostereinsamkeit zurück und starb 988.

Den Tod Dunstan's und die unheilvolle Schwäche **Edelred's** II (978—1016) benützten beutelustige Dänenschaaren zu erneuerten Landungen, und als man auf den unglücklichen Gedanken kam, von ihnen den Frieden um 10000 Pfund Silbers zu erkaufen, wurden sie und andere Schaaren zu desto häufigeren Einfällen gereizt, so daß der König genöthigt war, jene Summe unter dem Namen Danegeld alljährlich von seinen Unterthanen zu erheben und es sogar zu erhöhen, um die kecken Seeräuber zu befriedigen. Auch die Großen des Reichs benützten die Schwäche des Königs, um ihre Macht zu vergrößern, und als einmal die Dänen mit einer großen Flotte in den Humber einfuhren, machte Herzog Alfric von Mercia, der selbst von dänischer Abkunft war, sogar den Verräther und überließ dem Feinde das Schlachtfeld.

Im Jahr 993 erschien der Dänenkönig Swen (Sweno) mit dem König Olav von Norwegen, landete bei London, durchplünderte das Land und zog nur gegen einen Tribut von 16000 Pfund ab. Da sich diese Anforderungen von Jahr zu Jahr steigerten, so hoffte Edelred durch eine Verbindung mit dem Herzog Richard II von der Normandie, mit dessen Schwester Emma er sich vermählte, desto leichter der lästigen Gäste los zu werden. Allein das half nicht; denn weil Edelred — auf die Entdeckung, daß die nach dem jüngsten Friedenskauf noch nicht abgezogenen Dänen ihn sammt den Vornehmsten ermorden wollten, um sich des ganzen Landes zu bemächtigen, — den Befehl gab, alle Dänen in seinem Staate an Einem Tage (13. Nov. 1002) umzubringen, und dabei selbst

des Dänenkönigs Schwester Gunhilde, eines Aldermans Gattin, nicht verschont wurde: so erschien König Swen zur Rache und verwüstete vier Jahre nacheinander das Land so schrecklich, daß am Ende allgemeine Sittenverwilderung einriß und der Muth der Engländer völlig brach. Selbst ein Danegeld von 48000 Pfunden konnte die Dänen nicht befriedigen und die Einfälle wurden so lange wiederholt, bis sich endlich Swen 1013 England gänzlich unterwarf und Edelred gezwungen war, sich mit den Seinen nach Rouen an den Hof seines Schwiegervaters zu flüchten.

Zum Glück starb Swen, als er kaum die Huldigung der Thane empfangen hatte, und Edelred konnte wieder nach England zurückkehren. Zwar hielt sich Swen's Sohn, Kanut, noch kurze Zeit und verließ das Land, nachdem er die Geiseln mit abgehauenen Händen, Ohren und Nasen zurückgegeben hatte. Im folgenden Jahre aber kehrte er wieder zurück und Edelred's eigner Schwiegersohn Edric (Eadric), Herzog von Northumberland, gieng verrätherisch zu ihm über.

Bald darauf starb Edelred, und obgleich sein tapferer Sohn **Edmund** Eisenseite (Ironside) 1016 den König Kanut mehrmals zum Weichen brachte, so nöthigte ihn doch Edric's neue Verrätherei bei Assington, dem Kanut Mercia, Northumberland und Ostangeln abzutreten. Kurze Zeit nach diesem Vertrage starb Edmund (nach Einigen durch Mörder, die Edric erkauft hatte) und nun machte sich Kanut zum Herrn von England.

5. Fortsetzung: der Dänenkönig Kanut der Große Herr von England. Verschmelzung der Dänen und Angelsachsen. Eroberung Norwegens und eines Theils von Schweden und Schottland. Kanut's Tod und Zerfall seiner Herrschaft. Herstellung der sächsischen Herrschaft. Eduard der Bekenner. Harald II.

Mit Kanut dem Großen (1017—1035) erhielt England einen eben so staatsklugen und kräftigen, als (wenigstens nach seiner Thronbefestigung) gemäßigten und religiösgesinnten Regenten, den in mancher Beziehung nicht mit Unrecht jener Beiname schmückt. Um sich auf dem Throne zu erhalten, schickte er die beiden kleinen Söhne Edmund's nach Schweden zum König Olav, seinem Halbbruder, der sie nach Ungarn schickte, wo sie am Hofe des Königs Stephan Erziehung und Unterkommen fanden. Die so mächtig und fast unabhängig gewordenen sächsischen Großen gewann er dadurch, daß er sie in ihren Besitzungen bestätigte und sich bloß Wessex vorbehielt. Allmählig aber setzte er die unruhigsten ab und bestrafte sie mit Verbannung oder Tod; selbst den verrätherischen Edric, dessen Falschheit auch ihm hätte gefährlich werden können, ließ er hinrichten. Den französischen Normannenherzog aber, der sich rüstete, die Ansprüche der beiden Söhne Edelred's zu unterstützen, gewann er dadurch, daß er sich nach dem Tode seiner ersten Gattin mit Edelred's Wittwe Emma vermählte.

Als er so seinen Thron befestigt und das Ansehen der angelsächsischen Gesetze hergestellt hatte, behandelte er Dänen und Engländer mit gleicher Gerechtigkeit und gab sich alle Mühe, den zwischen ihnen bestehenden Nationalhaß zu mindern, und da sie sich in Sprache und Sitten so nahe verwandt waren, so gelang ihre Verschmelzung um so leichter.

Da ihm nach seines Bruders Harald's Tode 1018 Dänemark zufiel und er in der Folge Norwegen und einen Theil von Schweden 1028 eroberte, auch der Schottenkönig Malcolm II 1031 seine Oberhoheit über Cumberland anerkannte, so war er einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Dennoch überhob er sich niemals, und als einst Schmeichler seine Allgewalt priesen, beschämte er sie dadurch, daß er sich zur Zeit der Fluth vor ihren Augen an's Meer setzte und den Wellen gebot, seine Füße nicht zu netzen! — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich, nach dem Vorgang seiner Gemahlin Emma, einer eifrigen Christin, mit der Religion, baute Kirchen und Klöster und machte eine Wallfahrt nach Rom, wo er jene Verbindung mit Kaiser Konrad II schloß (K. 4, 2). — Kanut's Herrschaft zerfiel jedoch mit seinem Tode und nach sechs Jahren erlosch auch seine Nachkommenschaft.

Von seinen beiden Söhnen aus erster Ehe erhielt der eine, Swen, Norwegen; der andere, Harald Haardrade, wurde vom Volke für untergeschoben gehalten; sein dritter Sohn Hardiknut (d. i. der harte Kanut, aus der Ehe mit Emma) sollte England und Dänemark erhalten. Als sich derselbe gerade in Dänemark befand, bemächtigte sich Harald Englands, lockte Edelred's beide Söhne aus der Normandie, wo sie lebten, mit Hülfe des Grafen Godwin, Statthalters von Kent und Essex, nach England hinüber, nahm sie gefangen und ließ den ältesten, Alfred, blenden; der jüngere, Eduard entkam. Nach Harald's baldigem Tode erschien Hardiknut, der sich unterdeß gerüstet hatte, in England und wurde mit Freuden aufgenommen, entfremdete sich aber bald durch empörende Härte und Grausamkeit die Gemüther, so daß es ein Glück war, daß er bald am Schlage starb.

Mit **Eduard** III dem Bekenner (1041—1066) gelangte Edelred's Geschlecht wieder zum Thron, unterstützt von dem mächtigen angelsächsischen Grafen Godwin, dessen Tochter Edgith der König zur Gattin nehmen mußte. Da aber dieser den Godwin, als den Miturheber der Ermordung seines Bruders, nicht leiden konnte, so enthielt er sich alles Umgangs mit Edgith und wurde deßhalb vom Volke wie ein Heiliger betrachtet und mit dem Beinamen der „Bekenner" geehrt.

Eduard machte sich um England dadurch verdient, daß er die altsächsischen Gesetze und Gewohnheiten in einen Codex, Common law genannt, sammelte; aber da er, in Frankreich am Hofe seines Oheims erzogen, am englischen Hofe die französische Sitte und Sprache einführte und die wichtigsten Ämter an französische Normannen vergab, so entstund allgemeine Unzufriedenheit unter den Angelsachsen. Als besonders Godwin ihm darüber Vorwürfe machte und mit den Waffen drohte, wurde

er vom König verbannt und Edgith in's Kloster gewiesen. Godwin erzwang zwar mit den Waffen seine Zurückberufung, starb aber bald darauf. Sein Sohn Harald (Harold) aber, der Erbe seiner Macht, die selbst größer als die königliche war, machte sich durch Klugheit und Kraft bei dem Volke so beliebt, daß es ihn nach des kinderlosen Eduard's Tode als König anerkannte.

6. Fortsetzung: die normannischen Könige auf englischem Thron von Wilhelm I bis Heinrich Plantagenet. — Wilhelm der Eroberer. Harald's Sieg über die Norweger. Wilhelm's Landung und Sieg bei Hastings. Vernichtung des altsächsischen Adels. Verstärkung der königlichen Gewalt und Beschränkung der Bischöfflichen. Wilhelm II. Heinrich I. Stephan von Blois. Das Haus Anjou oder Plantagenet auf englischem Thron.

Harald II hatte jedoch an Wilhelm von der Normandie, einem unechten Sohne Robert's III (des Teufels, des Enkels Rollo's oder Robert's I), welchen Eduard zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, einen furchtbaren Nebenbuhler, dem er noch dazu früherhin, als er (Harald) in einem Sturm an die französische Küste geworfen und gefangen vor Wilhelm geführt worden war, für den Preiß seiner Freiheit hatte versprechen müssen, ihm nach Eduard's Tode zur Nachfolge in England behülflich zu seyn. Als Wilhelm nun dem Harald Rache für den Eidbruch drohte, entgegnete Harald vergebens, daß er zu jenem Schwur gezwungen worden und daß er die Krone mit des englischen Volkes allgemeinem Willen trage. Wilhelm, der schon früher seine feste Willenskraft in Zurückweisung französischer Ansprüche auf sein Herzogthum bewiesen hatte, machte umfassende Rüstungen zur Behauptung seines Rechts auf England und wurde dabei von dem damals durch ganz Europa gehenden Abenteuergeiste des Ritterthums unterstützt, der ihm die kühnsten Kampfgenossen nicht bloß aus der Normandie und Bretagne und aus dem übrigen Frankreich, sondern auch aus Flandern und Deutschland zuführte.

Unterdeß wurde Harald von seinem eigenen jüngern Bruder Tosty (Tostig), Statthalter von Northumberland, der wegen Bedrückungen verbannt worden war und sich aus Rache mit dem tapfern König Harald Hardrade von Norwegen verbunden hatte, durch eine Landung im Humber angegriffen und das Land entsetzlich verheert. Harald aber schlug das vereinigte Heer 1066 in der Schlacht bei der Stafforbbrücke (Battlebridge) unweit York so gänzlich, daß Hardrade sowohl, als Tosty fielen, und Olav, Hardrade's Sohn, es nur der Großmuth Harald's zu danken hatte, daß er den Rest von 20 Schiffen nach Norwegen zurückführen durfte. — Kaum dieses Sieges froh, mußte schon 18 Tage darauf Harald seinem normännischen Nebenbuhler mit den Waffen begegnen.

Umgeben von der Blüthe des normännischen, französischen und niederländischen Adels, ausgestattet vom Papst Alexander II mit einer geweihten Fahne und dessen Schenkungsbrief über den Besitz von England, landete Wilhelm an der Spitze von 60,000 that- und beutelustigen Streitern

zu Pevensey in Sussex. Als er beim Aussteigen aus dem Schiffe in ungestümer Hast stolperte und fiel, rief er, um eine schlimme Deutung dieses Zufalls zu verhüten, mit Geistesgegenwart aus: So halt' ich dich, Engelland! Vergebens bot Harald, um Blutvergießen zu vermeiden, ein großes Sühnegeld: Wilhelm verlangte Abtretung der Krone oder Entscheidung durch Zweikampf. So kam es 1066 am 14. October zu der blutigen Entscheidungsschlacht bei Hastings, welche dem Harald sammt einem großen Theile des angelsächsischen Adels das Leben kostete und England und sein Geschick in die Hände des normannischen Siegers legte, dessen Nachkommen noch heute, wenigstens in weiblicher Linie, dieses Reich beherrschen.

Am Morgen der Schlacht begeisterte Wilhelm seine Streiter durch eine feurige Rede indem er ihnen zurief: „Kämpfet tapfer, werfet Alles nieder! Denn wenn wir siegen, werden wir reich sein. Was ich gewinne, werdet ihr gewinnen; was ich erobere, werdet ihr erobern; wenn ich das Land nehme, werdet ihr es haben. Wisset jedoch, daß ich nicht nur gekommen bin, um zu nehmen, was mir gebührt, sondern auch unsere ganze Nation zu rächen für die Treulosigkeiten, den Meineid und den Verrath dieser Engländer 2c. 2c. Wohlan denn mit Gottes Hülfe! Züchtigen wir sie für ihre Missethaten!" Darauf griffen die ganz in Eisen gehüllten Normannen, das Rolandslied singend, in dreifacher Schlachtreihe mit Ungestüm die Sachsen an, die in einem Lager hinter Palisaden und Weidengeflecht verschanzt, mehrere Angriffe tapfer und mit großem Verlust für die Normannen zurückschlugen, bis Wilhelm sie durch eine verstellte Flucht aus ihren Verschanzungen heraus in einen Hinterhalt lockte, wo sie, umzingelt, in Unordnung gebracht und, nachdem Harald mit seinen beiden Brüdern neben dem Reichsbanner niedergesunken war, überwunden und in die Flucht geschlagen wurden, wobei ein großer Theil des Adels fiel. Das Lager wurde erobert, aber selbst die Normannen zählten einen Verlust von 15,000 Todten.

Wilhelm I der Eroberer, mit dem die Reihe der normannischen Könige auf dem angelsächsischen Throne beginnt, kühn und willensfest, klug und schlau, wie er war, ergriff nach jenem Sieg, der ihn rasch zunächst in den Besitz der Grafschaft Kent und nach der Einnahme von London zur Krönung führte, die geeigneten Mittel, sich in der errungenen Gewalt zu behaupten. Den letzten 14jährigen Sprößling des angelsächsischen Königshauses, einen Enkel Edmund's (Eisenseite), mit Namen Edgar, der nach der Schlacht von Hastings die Krone erhalten, sie aber nach der Einnahme von London in die Hände Wilhelm's gelegt hatte, gab er die Grafschaft Oxford; die englischen Thane, die ihm bald nach seiner Krönung gehuldigt hatten, bestätigte er in ihren Würden und Ämtern; denen aber, die unmittelbar für Harald gestritten, nahm er ihre Besitzungen und gab sie den vielen normannischen und andern Edlen, die ihm bei der Eroberung geholfen hatten. Aus dem reichen Schatze Harald's befriedigte er theils das Kriegsheer, theils machte er sich durch reiche Geschenke die Geistlichkeit zu Willen; die übrigen seiner neuen Unterthanen suchte er durch Herabsetzung der Steuern zu gewinnen, wobei er aber nicht ver-

säumte, durch Anlegung von Burgen und Zwingern (darunter sich auch der Tower befand) Empörungen vorzubeugen.

Bald aber zeigte sich's, daß die Normannenherrschaft nur eine auf Waffengewalt gegründete Despotie war. Denn da die normannischen Großen, durch so große Vergünstigungen übermüthig geworden, die Angelsachsen auf das empörendste drückten, so suchten sich diese (besonders als Wilhelm einmal in der Normandie war) für die unzähligen Mißhandlungen und Verhöhnungen durch Empörungen zu rächen. Anstatt aber seine Normannen, als im Grunde die Urheber dieser Unruhen, zu beschränken, glaubte er den Sachsen durch grausame Strafen ihre Freiheitsgelüste benehmen zu müssen, und als sie wiederholte Empörungsversuche machten, steigerte er seine Grausamkeit und ließ unter anderm in Northumberland einen großen wohlbebauten Landstrich in eine Wüste verwandeln. So kam es, daß durch Güterentziehung, Ämterberaubung, Verbannung und Hinrichtung der altsächsische Adel fast verschwand und das altsächsische Volk durch Entziehung seiner wichtigsten Freiheiten tief hinabgedrückt wurde, während die Normannen in allen Beziehungen bevorzugt erschienen. Indeß wußte Wilhelm auch diese durch das von ihm eingeführte und mit der äußersten Consequenz ausgebildete Lehnswesen, das die königliche Gewalt wesentlich verstärkte, in festen Unterthanenschranken zu halten, deren Verletzung er auch an den normannischen Großen auf das strengste ahndete. — Eine gleiche Strenge beobachtete er gegen die Kirche, deren Bedürfnisse in Bezug auf Besetzung der wichtigsten Stellen mit tüchtigen Männern er zwar berücksichtigte, deren Übergriffe er aber mit der größten Entschiedenheit, selbst gegenüber den Päpsten, zurückwies.

Die große Macht der anglo-normannischen Lehensmonarchie, zu welcher die französischen Könige erst nach Jahrhunderten, die deutschen nur in vorübergehenden Momenten gelangten, brachte Wilhelm vorzüglich durch die Anordnung zuwege, daß selbst die Aftervasallen (welche im übrigen europäischen Lehenswesen mit dem Oberlehnsherrn nur in mittelbarer Verbindung standen) neben ihren Pflichten gegen ihre unmittelbaren Lehnsherrn, auch in ein unmittelbares Pflichtverhältniß zur Krone gesetzt wurden und daher auch dem Könige den Eid der Treue schwören mußten. Dabei hatte jeder Lehnsbesitzer neben seiner Dienstpflicht noch eine bestimmte Steuer zu entrichten. Jeder minderjährige Erbe eines Lehnguts stand unter der Vormundschaft des Königs, der bis zur Volljährigkeit desselben die Einkünfte davon bezog. Jede Lehnserbin mußte sich die Erlaubniß zum Heirathen erkaufen. — Zu dem Ende ließ er alle Güter nach Umfang, Werth und Ertrag in das Domesdaybook verzeichnen, das sich noch bis heute erhalten hat und woraus zu ersehen ist, daß es in England damals 700 Baronieen und 60,215 Ritterlehen gab. — Durch diese und hundert andere Steuer-Erhebungsarten wußte König Wilhelm seine Einkünfte zu vermehren, so daß sie unter ihm jährlich 13 Mill. Gulden (fast 8 Mill. pr. Thlr.) betrugen, — eine außerordentliche Summe für jene Zeit, wo die Güter so geringen Werth hatten. Er selbst besaß in den verschiedenen Grafschaften 1422 Höfe und 66 Forste, deren Wildstand durch die härtesten Gesetze geschützt wurde, indem schon auf die Tödtung eines Hasen in den königlichen Forsten die Strafe der Blendung gesetzt war.

Daß König Wilhelm dem Volke die angelsächsische Einrichtung der Geschwornengerichte und den Baronen die Gerichtsbarkeit über ihre eigenen Leute ließ, that seiner Königsmacht keinen Abbruch, da durch die Berufung an das Grafschaftsgericht, bei dem er seinen Sherif hatte, die Entscheidung in den meisten und wichtigsten Fällen doch in seiner Hand blieb.

Wilhelm's Verhältniß zur Kirche und Hierarchie ergiebt sich daraus, daß er die Bischöffe und Äbte zwar vom weltlichen Gerichtsstand befreite, sie aber so gut, wie die Laien zur Heeresfolge verpflichtete und ihnen bei Besetzung der Kirchenämter keinen Vorzug vor den Ausländern gab; ferner daß alle Synodalbeschlüsse, so wie auch die päpstlichen Erlasse, selbst alle über Normannen ausgesprochene Kirchenstrafen erst des Königs Bestätigung bedurften. — An den päpstlichen Stuhl entrichtete er zwar den herkömmlichen Peterspfennig; als aber Gregor VII von ihm den Lehnseid verlangte, setzte er ihm die festeste Weigerung entgegen, und als Gregor deßhalb eine Kirchenversammlung in England halten lassen wollte, verbot Wilhelm seinen Bischöffen dabei zu erscheinen. — Unter den Ausländern, die er wegen ihrer Bildung und Gelehrsamkeit berief, war der Gottes- und Rechtsgelehrte Lanfranc, den er zu seinem Kanzler wählte und 1070 zum Erzbischoff von Canterbury beförderte, der ausgezeichnetste. (Lanfranc, geb. 1005 zu Pavia, gest. 1089) war einer der Begründer der Scholastik und Stifter der Benedictiner-Congregation in England, die seinen Namen trug und bis zum Eintritt der englischen Kirchenreformation bestand.)

Obwohl diese normannische Umwälzung so vieles Altnationale von Grund aus zerstörte, so schuf sie doch auch viel Neues, das auf weit hinaus dauernde, tief in das Wesen der Nation eingreifende Folgen hatte; und wenn auch Wilhelm's Regierungssystem ein despotisches genannt werden muß, so begründete es doch den Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit, der in den Dänenwirren gänzlich zu Grunde gegangen war, so fest im Volke, daß er noch heute einer der wesentlichen Grundzüge des englischen Characters ist.

Die wichtigste Veränderung aber, welche der unterdrückte Sachsenstamm erleiden mußte, betraf die Sprache. Denn da die französische Sprache, als die Sprache des herrschenden Stammes am Hofe gesprochen und nachher in den hohen und niedern Gerichtshöfen eingeführt wurde, so entstund aus der Mischung der angelsächsischen und französischen Mundart die zwischen der romanischen und germanischen die Mitte haltende Sprache des heutigen Englands.

Von Wilhelm's Streit und Aussöhnung mit seinem ältesten leichtsinnigen Sohne Robert, dem er die Normandie überlassen hatte; — desgleichen von seinem letzten Kriegszuge gegen König Philipp I von Frankreich, welcher nicht nur diesen Robert unterstützte, sondern auch französischen Vasallen die Normandie zu beunruhigen verstattete und den König Wilhelm wegen seiner Dicke verspottete, — so wie endlich von der Art seines Todes, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde (1087), ist bereits oben (K. 6, 2) in der Geschichte Frankreichs gehandelt worden. — Von seinen beiden Söhnen erhielt jener Robert (der den Beinamen Curthose, d. i.

Kurzschenkel, führt) die Normandie und die Grafschaft Maine in Frankreich; sein zweiter Sohn Wilhelm II folgte ihm in der Regierung von England, sein dritter Sohn Heinrich aber mußte sich mit den Gütern seiner verstorbenen Mutter begnügen, bis ihn der Wechsel der Dinge als Heinrich den Ersten auf den Thron führte.

Wilhelm II der Rothe (1087—1100) hatte durch wiederholte Angriffe von Seiten seines characterlosen Bruders Robert und durch Kriege mit dem der Lehnspflicht sich weigernden Schottenkönig Malcolm eine unruhige Regierung. Den letzteren, der in seine Hände fiel, ließ er sammt seinem Sohne tödten. Er übte harte Erpressungen, um diese Kriege führen zu können, beraubte selbst Kirchen und Klöster ihrer Kostbarkeiten und wurde dadurch, so wie durch seine Völlerei dem Volke verhaßt. Er starb durch einen zufälligen Pfeilschuß auf der Jagd, als eben sein Bruder Robert von einem Kreuzzug aus dem Morgenlande zurückkehrte und auf jene Nachricht den Gedanken faßte, sich auf den englischen Thron zu schwingen. Allein während ihn sein Leichtsinn zu lange in Italien zurückhielt, kam ihm sein jüngster Bruder Heinrich zuvor, bemächtigte sich des königlichen Schatzes und wurde als König anerkannt; und als Robert einen Versuch machte, sich England's zu bemächtigen, nahm ihn Heinrich I gefangen, ließ ihn blenden und hielt ihn bis an dessen Lebensende, das erst nach 28 Jahren erfolgte, in engem Gewahrsam.

Heinrich I (1100—1135) hatte mit seinen Bischöffen und mit den Päpsten einen langen Streit über das Investiturrecht (K. 5, 4), verzichtete aber zuletzt darauf und begnügte sich mit dem Lehnseid der geistlichen Würdenträger. Um die Liebe der Engländer zu gewinnen, stellte er die Eduardischen Gesetze, jedoch mit den Abänderungen, die sein Vater mit dem Rathe seiner Barone gemacht, durch Ertheilung einer Charta libertatum wieder her, welche die Grundlage der spätern englischen Magna charta wurde. Auch gewann er die angelsächsische Bevölkerung durch seine Vermählung mit der Tochter des schottischen Königs Malcolm, einer Nichte Edgar Etheling's. — Nachdem er mehrere Versuche seines Brudersohns, welcher mit Hülfe des französischen Königs Ludwigs VI Ansprüche auf den englischen Thron geltend machen wollte, abgeschlagen hatte, ließ er, da ihm sein einziger Sohn auf einer Überfahrt von Frankreich nach England ertrunken war, seine Tochter Mathilde, die Wittwe des deutschen Kaisers Heinrich's V, aus Deutschland kommen, vermählte sie mit dem 18jährigen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und sicherte ihr die englische Thronfolge zu.

Der Beiname Plantagenet soll von planta geneta, der Ginsterpflanze, kommen, welche Gottfried (V) als Feldzeichen auf dem Helme führte.

Aber als er starb, bemächtigte sich sein Schwestersohn Stephan von Blois, Herzog von der Normandie (1135—1154), des Schatzes und durch Bestechungen und Versprechungen des Thrones von England, auf dem er sich durch fremde Söldner (die Brabançons) zu halten suchte. Die Königin-Wittwe Mathilde hatte sich durch die Flucht nach Schottland gerettet. Weil er jedoch seine den Großen gegebenen Versprechungen nicht hielt, besonders aber weil er die Raubsucht derselben beschränken wollte, so schlugen sich viele derselben (darunter selbst sein Bruder, der Bischoff von

Wincester,) auf die Seite der zu Bristol landenden Mathilde, die ihr Thronrecht geltend machen wollte. Es kam zur Schlacht bei Lincoln, in welcher Mathilde durch ihren unechten Bruder Robert von Gloucester (spr. Gloß'ter) 1141 den Stephan besiegte und gefangen bekam. Als dagegen in dem fortgesetzten Kriege gegen die Unzufriedenen, deren Haupt der Bischoff von Winchester war, der sich wieder mit seinem Bruder Stephan versöhnt hatte, der Graf Robert von Gloucester in Gefangenschaft gerieth, konnte dieser nur durch Auswechslung gegen Stephan gerettet werden.

Hierauf setzte König Stephan den Krieg fort, verlor zwar dabei die Normandie, bekam aber, als Mathilde nach Robert's Tode sich nicht mehr halten konnte, 1146 in England wieder die Oberhand. Endlich aber gelang es ihrem mit Gottfried Plantagenet erzeugten Sohne Heinrich von Anjou, Herzog von der Normandie, in England zu landen und den kinderlosen Stephan dahin zu bringen, daß er ihn in einem Adoptionsvertrage als Thronfolger anerkannte, so daß nach Stephan's bald darauf erfolgtem Tode 1154 das Haus Anjou oder Plantagenet auf den englischen Thron gelangte, auf dem es sich über drei Jahrhunderte lang in männlicher Linie erhielt.

7. Die skandinavischen Königreiche. Frühester Zustand. Öftere Vereinigung und Trennung der drei Reiche. Einführung des Christenthums in Dänemark und Schweden. — Dänemark unter den Skioldungern bis zur Dynastie der Estritiden. — Schweden unter den Ynglingern bis zu Edmund dem Alten. Rückfall in die alte Zerrüttung. — Norwegen. Vereinigung der Fylken unter Harald Schönhaar. Die Könige bis Olav III. — Island's frühe Cultur. Die Edda. Verlust der Freiheit und Abnahme der Bildung. Isländer in Grönland und Winland.

Skandinavien, das Heimathland der Normannen, umfaßte die nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, deren urgermanische Einwohner wir schon beim Eintritt der Germanenwelt in den europäischen Völkerkreis nach Character, Religion, Sitte und Verfassung kennen gelernt haben. (XII. 2, 1. a. E.) Ihre früheste Geschichte gehört der Sage an, nach welcher der Gott Odin, als Stammvater und Bildner des germanischen Nordens, dieses sein Volk aus unbekannten Ursachen von dem wärmern Südosten Europa's oder Südwesten Asiens herauf nach diesem rauhen Norden führte, wo sein Sohn **Skiold**, als Stammvater der Skioldunger, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige herrschte, indeß Odin's Enkel Ynge, als Stammvater der Ynglinger, sich zu Sigtuna (Upsala) in Schweden seinen Königssitz gründete.

Durch die starre Natur dieser Nordlande mit ihren Gebirgen, Wäldern, Sümpfen und Steppen an einem regen innern Verkehr gehindert,

dagegen durch die vielen Buchten und Inseln zum Leben auf dem Meer eingeladen, war Seefahrt die Hauptbeschäftigung dieser durch ihr rauhes Klima zur Ertragung aller Beschwerden gestählten und durch ihre Religion zur Tapferkeit und Todesverachtung begeisterten Nordlandsrecken, deren Seekönige, getrieben durch Raublust, Abenteuersinn und Freiheitsdrang, die „Schreckenbringer für die zerfallenden Staaten des Abendlands" wurden. Wo dieses, jede Freiheitsschranke zurückstoßende Volk es im Innern seiner Lande zu einem Staatenleben brachte, hatte seine Freiheit den Character der Vereinzelung und bestand daher mehr nur in einer Vielfältigkeit der aus Odalsmännern, d. i. aus freien Grundherren bestehenden Gemeinden oder Fylken, deren Häuptlinge also auch nur geringe Macht besaßen.

Jahrhunderte hindurch ist die Geschichte der Nachkommen Odin's in undurchdringlichen Mythennebel gehüllt und knüpft sich an die Königsgeschlechter der Skioldunger und Ynglinger. Das Reich der Skioldunger scheint im 7. Jahrhundert zerfallen zu seyn, worauf es im 8. Jahrhundert durch den Seekönig Iwan Widfaren (d. i. den Weitgereis'ten) wieder aufgerichtet und durch die Eroberung Schwedens erweitert wurde.

Die Raubfahrten dieser nordischen Seefahrer oder Wikinger waren zuerst nach den Nordküsten des europäischen Festlandes gerichtet, und was man in Deutschland und Frankreich Normannen, in Britannien Dänen und in Rußland Waräger oder Wäringer nannte, ist ein und derselbe Volksstamm.

In **Dänemark**, d. i. auf Seeland, Schonen und in Jütland, wo Skiold's Nachkommen frühe eine Meerherrschaft aufgerichtet hatten, waren unter den frühesten Königen, deren Scepter sich auch über Norwegen und Schweden erstreckte, Frodel, Harald I, Sigurd und Ragnar Lodbrog die berühmtesten. Der letztere machte einen Einfall in das Angelsachsenreich, wurde, wie die Sage berichtet, gefangen und in einen mit Schlangen und bösen Würmern angefüllten Thurm geworfen, unter deren Bissen er einen schauerlichen Tod fand, den er aber mit nordischer Todesverachtung bestand. (S. oben Kap. 6, 3.)

Unter Ragnar's beiden Söhnen theilte sich das skandinavische Gesammtreich 794 wieder, so daß Björn Schweden, Sigurd II (Siegfried) Dänemark erhielt. Um dieselbe Zeit herrschte in Jütland jener Gottfried (Gothric), welchen Karl der Große wegen seiner den Sachsen geleisteten Hülfe züchtigte und dessen Sohn Hemming 810 beim Frieden die Eider als Gränze Deutschlands anerkennen mußte (S. XIV. 7, 4). Hemming vertrieb in der Folge den Dänenkönig Harald Klak, und dieser nahm seine Zuflucht zum Kaiser Ludwig dem Frommen und wurde dadurch, daß er sich zu Mainz taufen ließ, Veranlassung, daß das Christenthum durch den h. Ansgar, einen Zögling des Klosters Neu-Corvey, welchen

Ludwig dem Könige bei der Rückkehr in sein Land mitgab, Eingang in Dänemark fand.

Dieser Harald kam nicht mehr zur Regierung; daher konnte **Ansgar** in Dänemark anfangs wenig ausrichten und kehrte wieder nach Deutschland zurück. Kurz darauf, im J. 832, erschienen Gesandte aus Schweden, wo das Christenthum durch Handelsreisende und Christensclaven schon bekannt worden war, am Hofe Ludwig's des Frommen und erbaten sich von ihm Lehrer des Evangeliums. Ludwig wies ihnen den **Ansgar** zu, der erfreut die neue Mission übernahm. Obwohl unterwegs von Seeräubern ausgeplündert, kam er glücklich in Birca, dem Regierungssitz des schwedischen Königs, an, der ihn und seine Gefährten freundlich aufnahm, so daß sich dort die erste christliche Kirche im Norden erhob. — Erfreut über das Gelingen dieser Mission ernannte Ludwig der Fromme mit päpstlicher Bestätigung den h. Ansgar zum Bischoff von Hamburg und wies ihm den ganzen Norden zum Sprengel zu.

Während Ansgar die schwedische Mission durch seinen Gehülfen Gauzbert fortführen ließ, nahm er selbst das in Dänemark schon früher begonnene schwierigere Werk wieder auf. Dort war aber König Horik gegen das Christenthum so feindlich gesinnt, daß er mit seinen wilden Schaaren sogar den erzbischöfflichen Sitz überfiel und Hamburg rein ausplünderte. Aber Ludwig der Fromme setzte den Ansgar nicht nur wieder in sein Erzbisthum ein, sondern fügte seinem Sprengel auch noch Bremen hinzu. Ja Ansgar hatte die freudige Genugthuung, selbst noch das Vertrauen des Königs Horik zu gewinnen, der ihm gestattete, das Evangelium frei in Dänemark zu verkündigen und zu Schleswig eine Kirche anzulegen.

In Schweden aber war Gauzbert in einem von den heidnischen Priestern gegen die Mission angestifteten Aufstande vertrieben worden, so daß Ansgar erst nach sieben Jahren wieder einen Glaubensboten, Namens Ardgard, dahin schicken konnte, der das Christenthum wieder in Aufnahme brachte. Da jedoch nach König Erich's Tode das Heidenthum wieder die Oberhand bekam, machte sich Ansgar selbst auf und trat, mit Empfehlungen und Geschenken vom König Horik vor den schwedischen König Olav mit der Bitte, das Evangelium verkündigen zu dürfen. Olav nahm ihn wider Erwarten schonend auf, sagte aber, daß bei der Mißstimmung des Volks gegen das Christenthum erst das Loos befragt werden müsse. Dieses wurde in einer Versammlung der Großen des Reichs geworfen und fiel zu Gunsten des Christenthums aus, dessen Verbreitung nun wieder frei gegeben wurde. Nachdem Ansgar Vorsorge getroffen, daß auch nach seinem Abgange das Evangelium seinen Fortgang haben konnte, kehrte er wieder nach Dänemark zurück. Kurz darauf aber wurde dieser Apostel des Nordens aus diesem von ihm so treu gepflegten Weinberge des Herrn abgerufen (865). Späterhin ward er unter die Heiligen versetzt.

Noch aber vergieng unter manchen Stürmen eine geraume Zeit, bis die Lichtkraft des Christenthums das starre nordische Heidenthum überwinden konnte. Denn da die dänischen Könige fühlten, daß das ihnen von den Deutschen gebrachte Christenthum zugleich das Mittel zu ihrer Unterwerfung seyn sollte, so widerstrebten sie lange. Schon König Gorm der Alte, der gegen das Ende des 9. Jahrhunderts die getrennten Reiche wieder vereinigte, war wieder ein Feind des Christenthums. Erst, als er Schleswig an den deutschen König Heinrich I abtreten mußte, nahm die christliche Mission daselbst ihren Fortgang, und als nachher Gorm's Sohn Harald II Blaatand (Blauzahn) die dahin ge-

führte sächsische Colonie wieder zerstörte, wurde er von Otto I, der ihn bei seinem Zuge bis zur Spitze Jütlands besiegte, zur Taufe gezwungen und mußte die Anlegung der Bisthümer Schleswig, Aaarhus und Ripen dulden (K. 2, 2).

Noch sein Sohn Swen II, derselbe, der an Edelred in England das über die dortigen Dänen verhängte Blutbad rächte (K. 6, 4) und ganz England eroberte, war ein Feind des Christenthums. Erst durch Kanut den Großen, (dem Beherrscher von Dänemark, Schweden und Norwegen (K. 6, 5) kam das Christenthum zum Sieg und wurde in Dänemark namentlich durch angelsächsische Geistliche befestigt. — Der Sohn desselben, der grausame Hardiknut (K. 6, 5) war der letzte König aus dem Geschlechte der Skioldunger. Nach seinem Tode wurde Dänemark mit Norwegen, wo Magnus der Gute herrschte, verbunden, bis Kanut's Schwestersohn Swen III Estritson 1047 Dänemark wieder befreite und der Stifter einer neuen Dynastie (der Estritiden) wurde, die den dänischen Thron an 400 Jahre lang besaß. Er suchte seine Macht auf die Kirche zu stützen und theilte sein Reich in vier Bisthümer.

In **Schweden**, dem Reiche der Ynglinger, wo im Norden die Sweonen, im Süden die Gothen (Gothonen) die beiden Hauptvölker ausmachten, welche das Heiligthum zu Upsala miteinander gemein hatten, herrschten vom Ende des 8. Jahrhunderts an die Nachkommen des obgenannten Björn, von denen Erik Segersäll (oder der Siegreiche) 935 — 993 den Dänen die Provinzen Schonen, Halland und Blekingen entriß (964), die aber sein Sohn Olav Skautkonung (d. i. der Schooßkönig, weil er schon als Kind die Krone erhielt) wieder verlor. Dieser Olav (993 — 1024), der den bisher geführten Titel „Opfer-König von Upsala" ablegte und sich zuerst König von Schweden nannte, ist derselbe, der (wie oben angegeben) das durch Ansgar verkündete Christenthum annahm und die Ausbreitung desselben unterstützte. Als die Schweden des Gebirgs, welche am längsten im Heidenthum verharrten, vom Könige forderten, er solle sich zur Übung seines Gottesdienstes eine bestimmte Landschaft im Reiche wählen, ihnen aber den ihrigen ungehindert bestehen lassen, so ließ er den alten Tempel zu Upsala unangetastet und wählte sich die Provinz Westgothland zum Aufenthalt. Diesen Vertrag beobachteten auch seine nächsten drei Nachfolger. Auch sein Sohn und Nachfolger Amund Jakob förderte gleichfalls das Christenthum, so weit es die geringe, durch die Macht seiner Jarle oder Lehnsgroßen beschränkte Macht eines schwedischen Königs zuließ. Mit seinem Bruder und Nachfolger Edmund dem Alten erlosch Ragnar Lodbrog's Königsstamm in Schweden und der Thron gieng 1052 auf einen Tochtersohn Amund's, Namens Stenkil aus westgothischem Geschlechte über, nach dessen Tode 1066 im schwedischen Reich durch die letzten Kämpfe des Christenthums mit dem Heidenthum ein Rück-

fall in die alte Zerrüttung eintrat. Doch konnte König Inge 1075 bereits allen Götzendienst verbieten.

In **Norwegen**, als dem eigentlichen Heimathlande jener verwegenen Seefahrer und kühnen Seekönige, lebten Jahrhunderte hindurch die Fylken unter ihren Häuptlingen (Königen) in größter Vereinzelung, da der unabhängige Sinn der freien Männer es zu keiner gemeinsamen Herrschaft kommen ließ. Erst nach der Mitte des 9. Jahrhunderts gelang es dem Sohne des bereits über sechs Fylkenkönige gebietenden Hafdan, dem kühnen **Harald Haarfager** (oder Schönhaar) (862—934) die sämmtlichen Fylken Norwegens in Eine Herrschaft zu vereinigen und als Gesammtkönig und Zinsherr die freien Grundherrn zu seinen Jarls (Lehnsmannen) zu machen und durch Befestigung des Landfriedens, so wie durch Förderung des Handels den Sinn für Ordnung und Ruhe zu wecken.

Die Veranlassung zu dieser Fylkenvereinigung giebt die Sage so an: Harald warb um Erich's schöne Tochter Gida; diese aber erklärte stolz, nur dem ihre Hand reichen zu wollen, dem ganz Norwegen gehorche: er that daher das Gelübde, seine Haare nicht eher zu scheeren, als bis es ihm gelungen, ihr jenen Preis zu Füßen zu legen, und binnen drei Jahren beugten sich alle Häuptlinge seinem kräftigen Schwerte, wenigstens in den Gegenden, welche nachher den Umfang der Stifter Bergen und Drontheim bildeten.

Diejenigen aber, die sich aus angeborner Freiheitsliebe seiner Herrschaft nicht fügen wollten, verließen das Land und ergaben sich dem wilden Seeleben. Ein Theil dieser Auswanderer vermehrte die Schaaren jener Raub-Normannen, welche Deutschlands und Frankreichs Küsten so schwer heimsuchten; ein Theil bevölkerte die Faröer und Orkney-Inseln; wieder andere ließen sich auf Island nieder oder zogen über das Kjölengebirg nach Schweden.

Der wilde, noch schwer an gesetzliche Freiheit und Ordnung sich gewöhnende Sinn dieses Volkes zeigte sich selbst in Harald's Söhnen. Als Harald starb, lebte sein Lieblingssohn Hako noch am Hofe des angelsächsischen Königs Adelstan, dem er ihn zur Erziehung übersandt hatte; die übrigen neun Söhne Harald's stritten untereinander um den Thron, bis Erich I Blodöxe (oder Blutaxt, so genannt, weil er selbst mehrere seiner Brüder erschlug) die Oberhand erhielt, aber so grausam herrschte, daß mehrere Jarl's den Hako, Adelstan's Pflegling, aus England herbeiriefen und nach Erich's Vertreibung auf den Thron hoben.

Dieser Hako der Gute (936—963) hatte in England das Christenthum angenommen, das er nun auch in Norwegen einzuführen suchte. Als er aber die Opferschmäuse, wobei sich die Norweger am Pferdefleisch zu ergötzen pflegten, abschaffen wollte, fand er so heftigen Widerstand, daß er, eingeschüchtert dadurch, diese Feste selbst noch zum Schein mitmachte, und dennoch zu seinem Schmerze sehen mußte, wie das Volk, durch seine

Nachgiebigkeit kecker gemacht, sogar die christlichen Kirchen zerstörte. Er selbst fand seinen Tod im Kampfe mit dem vom Dänenkönig Harald Blaatand geschützten Sohne des Blodöxe, dem es sogar gelang, sich des Thrones zu bemächtigen. Doch Hako's Sohn, Hako II, besiegte und erschlug ihn, ward aber selbst wegen seiner Grausamkeit von Olav I Tryggväson vom Throne gestoßen. — Dieser Olav (995—1000) suchte das Christenthum durch das Schwert und andere harte Strafen zu verbreiten, gerieth aber mit den Schweden und Dänen in einen Krieg, in welchem er nach dem Verlust seiner Flotte umkam. (Unter ihm entstand die Handelsstadt Drontheim.)

Mit mehr Erfolg für die Begründung des Christenthums in Norwegen wirkte **Olav II der Heilige** (1019—1033), indem er im Lande umherzog, Kirchen baute und Lehrer anstellte; da er aber jeden Widerstand gegen seinen Bekehrungseifer mit Waffengewalt niederschlug, so entstand Unzufriedenheit im Lande, die sodann der Dänenkönig Kanut der Große zu einem Einfall benützte, wobei Olav besiegt und erschlagen wurde.

Nicht lange jedoch ertrugen die Norweger die verhaßte dänische Herrschaft: denn als nach Kanut's Tode der nach Rußland geflüchtete Sohn Olav's, Magnus I der Gute (1036—1046) zurückkehrte, ward er mit Freuden aufgenommen und auf seines Vaters Thron zurückgeführt, den er während des Streits der Söhne Kanut's behauptete; ja nach Hardiknut's Tode (K. 6, 5.) herrschte er sogar auch eine Zeit lang über Dänemark. Zuletzt aber mußte er die Herrschaft über Norwegen mit seinem Oheim Harald Haardrade (d. i, dem Harten) theilen, welcher lange Söldnerführer in griechischen Diensten gegen die Sarazenen gewesen war. Dieser führte nach Magnus' Tode gegen Dänemark und England einen Raubkrieg, in welchem er 1066 bei Battlebridge fiel (K. 6, 5.). Er war der Gründer von Christiania. — Durch seinen Nachfolger Olav III den Kirren d. i. den Milden (1068—1087), den Erbauer der Stadt Bergen, erhielt Norwegen eine Gildeordnung und die Kirche eine große Förderung. Die Auswanderungen minderten sich, das Volk lernte Frieden und Ruhe schätzen und sich mit den bescheidenen Gaben der Heimath begnügen.

Von Norwegen aus wurde nach der Mitte des 9. Jahrhunderts die Insel Island entdeckt und diese durch ihre politische und christliche Bildung einer der merkwürdigsten Culturstaaten im Norden.

Island, diese von Eis und Schnee bedeckte und von Vulcanen erschütterte Insel, hat der Wandertrieb der Normannen im J. 861 durch den dahin verschlagenen Norweger Nadodr entdeckt und 870—930 durch Ingolf und andere von Freiheitssinn und Abenteuerlust getriebene Norweger, denen dann auch Dänen und Schweden folgten, bevölkert. Auf dem Grundgebiete, das sich jede ankommende Schaar nahm, legte jeder freie Mann sich sein Gehöfte in altgermanischer Weise einzeln an und lebte mit seinen Gemeindegenossen nach den Sitten der alten Heimath. Schon nach 60 Jahren war alles bewohnbare Land vertheilt und zwischen den anfangs unverbundenen Gemeinden eine gemeinsame Verfassung zu Stande gekommen. An der

Spitze des Ganzen stand der Lagmann (Gesetzmann), welcher, durch Stimmenmehrheit gewählt, den Allthing oder die jährliche Versammlung aller Gemeinden leitete. Das um 925 begründete, und 1118 niedergeschriebene Gesetzbuch (Grágás) ist ein Denkmal der genausten Ausbildung jenes Gemeinwesens.

Die Armuth der Natur zwang zu einer einfachen Lebensart; die Entfernung vom Mutterland und seinen Kriegen und Abenteuern ließ mildere Sitten zu; die Kürze der Tage und das Bedürfniß der Mittheilung in den langen Abenden beförderte die Geselligkeit und den Austausch der Erinnerungen und der Nachrichten aus der Urheimath, deren Götterlehre, Sage, Sitte und Sprache mitgewandert war, so wie auch den Drang nach Kenntniß dessen, was in der Fremde vorgieng. Dadurch bildete sich nicht nur die Gabe der Erzählung und Dichtkunst so aus, daß die isländischen Skalden weit berühmt waren und an fernen Königshöfen gesucht und geehrt wurden, sondern es erzeugte sich auch ein großes Streben nach Bildung, zu dessen Befriedigung Reisen in das Ausland, besonders nach England und Deutschland, unternommen wurden. Dieß war natürlich erst dann der Fall, nachdem das Christenthum in Island Eingang gefunden hatte, das man dort zwar anfangs mit Spott verfolgte, in der Folge aber, etwa um das Jahr 1000, mit großer Begierde ergriff. Der erste isländische Bischoff, Namens Isleif, der im J. 1057 von dem (schon K. 4, 3 genannten) Erzbischoff Adalbert von Bremen geweiht wurde, war es eben, der zuerst dort auch die Wissenschaften förderte. Andere Gelehrte waren Sämund Frode oder Sigfusson († 1153), der Aufzeichner der ältern **Edda** oder nordischen Götterlehre, und später Snorre Sturläson († 1241), der Sammler der jüngern Edda. (Über die Edda s. XII. 2, 4.) — Bis zum ersten Viertel des 12. Jahrhunderts genoß die Insel Island ihre Unabhängigkeit; dann wurde sie den norwegischen Königen zinsbar und 1262 verlor sie mit der Freiheit auch den Wohlstand und die Bildung, ja selbst einen großen Theil ihrer Bevölkerung.

Von Island aus wurde um das J. 972 (oder 983) auch **Grönland** durch den wegen Mordes landesflüchtigen Erik Raude (den Rothen) entdeckt. Allmählich bauten sich dort auch andere Isländer an und unterhielten mit Island und Norwegen Verkehr, bis gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts das dort sich stärker anhäufende Eis den Zugang zu dieser Küste sperrte. Als man im 18. Jahrhundert das Land wieder auffand, waren wohl noch Bewohner, aber keine Spur vom Christenthum mehr vorhanden, das alsdann durch die Geduld der treuen „Brüdergemeinde" unter jenen armen, von jeder Annehmlichkeit des Lebens ausgeschlossenen Menschen wieder aufgerichtet wurde.

Gleichfalls von Island aus fand Björn Heriolfsson im J. 1001 den Weg nach der Nordküste von Amerika, und der seiner Spur folgende Laif, Erik Raude's Sohn, entdeckte in der Nähe davon eine große Insel, die er Winland nannte, auf der sich sodann andere Isländer niederließen und mit den Eingebornen Handel trieben. Doch verlor sich seit dem 12. Jahrhundert jede Kunde von einem Lande auf der andern Halbkugel.

8. Die slavischen Reiche bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts. — Die Polen unter der Dynastie der Piasten. Miesco I deutscher Lehensmann und Christ. Boleslav Chobry Ordner des Staats und der Kirche. Seine Nachfolger bis Wladislav I. Theilungen und Bürgerkriege.

Von den slavischen Völkerschaften im Allgemeinen, ihren Sitten und Charactereigenthümlichkeiten, so wie von ihrem Vordringen aus dem Osten

Europa's gegen die Mitte dieses Welttheils ist schon bei der Darstellung der Kämpfe Karls des Großen (XIV. 7, 4, a. E.) und der ersten deutschen Könige gegen sie gehandelt worden. Außer den Mähren (K. 1, 1.) und Böhmen (K. 2, 6.), deren Verhältniß zu Deutschland jedesmal an seinem Ort bezeichnet wurde, traten von der Mitte des 9. Jahrhunderts an die Polen durch ihre ebenfalls schon in der Geschichte Deutschlands erwähnte Berührung mit den Deutschen in den Vordergrund.

Die **Polen** (oder wie Ditmar von Merseburg sie nennt: die Polenier) gehörten zu den lechischen Stämmen und wohnten zwischen der Oder und dem Dnjepr. Frühe schon werden Krakau, Gnesen und Posen als Städte von altem Ruhm genannt. Die zwischen der Warta und Weichsel herrschenden polnischen Fürsten, welche in der Folge unter dem Namen Piasten auftraten, leiteten ihr Geschlecht von einem Bauern, Namens Piast, her, den die Polen um das Jahr 840 zu ihrem Herzog erhoben hatten. — Die Geschichte Polens hellt sich aber erst mit **Mieczislav** I oder Miesco auf, demselben, der unter Kaiser Otto dem Großen durch den Markgrafen Gero gezwungen wurde, die Lehenshoheit der Deutschen anzuerkennen. Er war es auch, der als der erste unter den polnischen Fürsten, auf Antrieb seiner Gemahlin Dambrowka, einer böhmischen Fürstentochter, 965 das Christenthum annahm, alle Götzenbilder im Lande vernichtete und die weitere Bekehrung der Polen den durch Otto den Großen eingesetzten Bischoff Jordan von Posen betreiben ließ.

Auch Mieczislav's Sohn **Boleslav** I Chobry, d. i. der Tapfere, 992—1026, derselbe, der dem Kaiser Otto III bei dessen Wallfahrt zum Grabe des h. Adalbert zu Gnesen feierlich empfieng (K. 2, 5), erkannte anfangs die deutsche Lehnsherrlichkeit, suchte sich aber derselben unter Kaiser Heinrich II wieder zu entziehen (K. 2, 6.) und gab sich sogar den Königstitel (1025). Dadurch wurde er der Gründer des eigentlichen Polenreiches, in welchem die Polen, Masovier, Krakovier und Schlesier zu Einem Volke vereinigt erscheinen. Unter ihm bekam Polen eine festere Staatsordnung durch Errichtung einer Landwehr, Schöpfung des Kriegsadels und der daraus gewählten Szlachta, einer Art Edelgarde, sowie durch Aufnahme Fremder; desgleichen eine eigentliche Kirchenordnung durch Errichtung der Bisthümer Breslau, Krakau und Colberg, welche dem Erzbisthum Gnesen untergeordnet wurden. Deßungeachtet herrschte noch lange der wilde Trotz des Heidenthums vor; auch setzte die harte Leibeigenschaft, in welcher der polnische Adel das gemeine Volk (die zwar persönlich freien, aber dinglich unfreien Kmeten) hielt, den Wirkungen des Christenthums, so wie dem Aufkommen eines Bürgerthums ein schweres Hinderniß entgegen.

Unter Boleslav's Nachfolgern Miecislav II (1026—1035, K. 4, 1.), Casimir (1035—1058) und Boleslav II (1058—1081) wurde das Lehensband zwischen Polen und Deutschland gar oft zerrissen und wieder geknüpft; aber obgleich die Polen unter Kaiser Heinrich IV fast ganz unabhängig erschienen, so konnten sie doch seit Wladislav I (1081—1102) und seinen nächsten Nachfolgern, sowohl durch beständige Theilungen und Bürgerkriege, als auch an sich schon durch den angebornen Mangel an Fleiß und Ordnungssinn gehindert, zu keiner ruhigen Culturentwicklung und vernünftigen Selbstregierung kommen, und waren darum auch stets ihren Nachbarn durch ihren unruhigen Character ein lästiger Pfahl im Fleische.

9. Fortsetzung. Die Russen. Die Wäringer. Rurik und seine Nachfolger Oleg und Igor. Olga. Umwandlung der herrschenden Normannen in Slaven. Bruderkrieg. Wladimir der Große Alleinherr. Byzantinische Cultur in Rußland. Theilungen und Bürgerkriege. Jaroslav's Gesetzbuch. Wladimir II und seine Siege über die Bulgaren. Kiew und Newgorod.

Im Rücken der Polen, in den weiten Strecken des Ostens nördlich bis an die Ostsee und an die Gränzen der Finnen, südlich bis an den Dnjepr hinab, zu den Gebieten der Chazaren und Petschenegen, wohnten seit undenklichen Zeiten slavische Stämme, deren ältester Hauptort im Norden Nowgorod war.

Doch waren es nicht lauter Slaven, welche damals das jetzige europäische Rußland besetzt hielten. An den Niederungen des Niemen und der Düna wohnten Zweige des selbständigen lettischen Volkes, wie z. B. die Preußen im jetzigen Ostpreußen, die Jatwägen (im Gouvernement Grodno), die Litthauer (im G. Wilna), die Kors in Kurland, die Lieven und Letten in Livland; — jenseits des Ilmen, des weißen See's und der Oka wohnten die schon dem Tacitus bekannten Finnen, die gleichfalls in viele Stämme zerfielen. Die Slaven selbst zerfielen in sehr viele Stämme mit verschiedenen Namen; nur an den Ufern des Ilmensee's erhielt sich der Name Slaven.

Im Jahr 859 n. Chr. kamen ebenfalls normannische Abenteurerschaaren unter dem Namen Waräger oder Wäringer an jene Ostseeküsten, zwangen die dortigen Slaven zum Tribut und machten durch ihre Kühnheit und Klugheit einen solchen gebietenden Eindruck auf sie, daß diese Slaven bei einem innern Zerwürfniß, dem keiner ihrer Häupter durch sein Ansehen steuern konnte, eine Gesandtschaft über das Meer zu den Normannen sandten und sie baten, ihnen Fürsten zu geben, die im Stande wären, die Ordnung wieder herzustellen.

Dieser Einladung folgten im J. 862 drei Brüder aus dem schwedischen Fürstengeschlechte Ruß (eigentlich Rußj, der noch jetzt im höheren Style gebräuchlich ist), von denen der ältere, **Rurik**, zu Nowgorod, der zweite Sineus am weißen See, der dritte Truwor zu Isborsk seinen Regierungssitz nahm, alle aber mit ihrem normännischen Gefolge die Sprache und die Sitten von den Besiegten annahmen. Nach dem Tode der beiden

jüngern Brüder, schlug Rurik das Gebiet derselben, das er lehnsweise an mehrere seiner Großen vertheilte, zu dem seinigen, und ward so der Stammvater des Herrscherstamms, der bis zum Jahr 1598 den russischen Thron inne hatte.

Schon einige Jahre darauf zogen zwei warägische Häuptlinge, Askold und Dir, die bei jener Vertheilung übergangen worden waren, nach dem Süden und nahmen den Chazaren **Kiew** ab, wo sie ein Fürstenthum stifteten; der eine von ihnen setzte sogar Constantinopel in Schrecken, verlor aber seine Flotte, mit der er auf dem Dnjepr hinab in's schwarze Meer gefahren war, durch einen Sturm.

Die Chazaren hatten ihre Sitze an den Nordufern des schwarzen Meeres und waren schon im 8. Jahrh. zur Taufe gelangt. Allein ohne feste kirchliche Einrichtung und dem Eindringen der Sarazenen und Juden ausgesetzt, wendeten sie sich um d. J. 857 an den Kaiser Michael III nach Constantinopel um einen christlichen Lehrer, und dieser sandte ihnen den Mönch Constantinus (später als Bischoff Cyrillus genannt), welcher sich mehrere Jahre bei ihnen aufhielt und sie im Glauben befestigte, aber i. J. 861 heimkehrte, nachdem er in Cherson die Reliquien des Papstes Clemens I aufgefunden hatte, welche er später nach Rom brachte.

Nach Rurik's Tode 879 führte, während der Mündigkeit seines Sohnes Igor, einer seiner Verwandten, Namens Oleg (879—913) die Regierung. Dieser unterwarf Smolensk, bemächtigte sich Kiew's, das er zur Hauptstadt des Großfürstenthums machte, brachte die Chazaren zur Zinspflicht und machte sich zum Herrn von Südrußland. Dann fuhr er mit 2000 Schiffen den Dnjepr hinunter in's Meer, erschien 907 vor Constantinopel und ertrotzte von dem schwachen griechischen Kaiser Leo VI einen ungeheuern Tribut und einen Vertrag, der den Verkehr zwischen Russen und Griechen regelte.

Schon frühe erkannten die Russen im Dnjepr „den Weg nach Constantinopel", das ihnen durch ihre ganze Geschichte hindurch als glänzendstes Ziel vor Augen steht. Doch als die Petschenegen, Kumanen und andere asiatische Völker an dem untern Dnjepr und im Norden des schwarzen Meeres sich ausbreiteten, ward den Russen die Aussicht auf jenes Ziel auf 600 Jahre lang verschlossen. — Oleg soll an dem Biß einer Schlange, die in dem Schädel eines Pferdegerippes verborgen war, gestorben und dadurch eine ihm früherhin gegebene Prophezeihung erfüllt worden sein.

Auch Igor (903—945), der erst nach Oleg's Tode (912) selbst die Regierung übernahm, erneuerte jenen Tribut; Igor selbst wurde von den Drewiern, einer asiatischen Horde, die er gleichfalls zum Tribut zwingen wollte, erschlagen, aber von seiner Gattin, der schönen **Olga**, die für ihren Sohn Swätoslav (Swiatoslav) die vormundschaftliche Regierung übernahm, blutig gerächt. Denn als der Fürst der Drewier ihre Hand verlangte, ließ sie die Gesandten tödten und die Hauptstadt der Drewier niederbrennen. Sie theilte das russische Reich in Kreise, führte feste Abgaben ein und gründete die Stadt Pleskow. Obgleich Olga, ergriffen von der Wahrheit des Christenthums, eigens nach Constantinopel

gieng und sich taufen ließ, konnte sie doch ihren rauhen, kriegsdurstigen Sohn nicht zur Annahme des Christenthums bewegen. Er besiegte die Chazaren und erweiterte sein Gebiet bis an das asowische Meer. Er eroberte die Bulgarei, mußte aber, von den Griechen bei Silistria besiegt, wieder auf dieselbe verzichten und wurde auf dem Rückweg von den Petschenegen erschlagen (973).

Von seinen drei Söhnen, welche über die von ihrem Vater angeordnete Theilung in Bruderzwist geriethen, errang **Wladimir I der Große** (980—1015) die Alleinherrschaft und erweiterte das Reich durch fortgesetzte Eroberungen, indem er Nowgorod eroberte, Gallizien wieder gewann, Litthauen bewältigte und Liev land zinspflichtig machte. Er war der erste russische Großfürst, der das Christenthum annahm und zugleich durch seine Vermählung mit Anna, der Tochter des griechischen Kaisers Romanus, der Schwester der deutschen Kaiserin Theophano (K. 2, 2. a. E.), eine enge Verbindung mit der griechischen Kirche eingieng, mit deren Einrichtungen auch byzantinische Cultur nach Kiew kam, das dadurch (nach dem Ausdruck des russischen Chronisten Nestor) ein „zweites Constantinopel" wurde.

Wladimir I hatte, als er noch Heide war, das Christenthum verfolgt. Als er Neigung zeigte, vom Heidenthum abzulassen, näherten sich ihm muhammedanische, jüdische und christliche, sowohl katholische, als griechische Religionslehrer, ein Jeder, um ihn für seine Religion zu gewinnen. Darauf schickte er nach allen Seiten Gesandte zur Prüfung dieser verschiedenen Glaubensbekenntnisse aus und entschied sich endlich für die griechische Kirche. Da er sich aber nur in Constantinopel taufen lassen wollte, so warb er um die griechische Prinzessin und gab seiner Bewerbung durch die Drohung, im Verweigerungsfall mit Heeresmacht über Constantinopel kommen zu wollen, den gehörigen Nachdruck. Schon war er in Tauris eingefallen und hatte Cherson erobert, da schloß der Kaiser Basilius einen Vertrag mit ihm und gab ihm seine Schwester Anna (wider ihren Willen) zur Gemahlin. Wladimir's Taufe und Vermählung erfolgte an Einem Tage 988 zu Cherson. Nach glaubwürdigen Berichten der Chroniken war er nach der Taufe ein umgewandelter Mensch. Als er von da nach Kiew zurückkehrte, gebot er, alle Götzenbilder im Lande zu zerstören: mit Schmerz, aber schweigend gehorchten die Russen, und als er gebot, Alles im Lande, Herren und Knechte, sollten herbeikommen und sich vom Erzbischoff Michael taufen lassen, kamen alle gehorsam herbei und empfiengen, Alt und Jung, Väter und Mütter mit kleinen Kindern auf dem Arm in den Dnjepr steigend, die Taufe: denn was ihr Großfürst für gut fand, das galt auch dem Volk ohne Widerrede für gut. Nur in Nowgorod fand er eine Zeit lang Widerstand.

Bald erhoben sich allenthalben im Reiche Kirchen und Klöster, und mit dem cyrillischen Alphabet kamen bald auch die Anfänge der russischen Literatur, welche Anfangs in Übersetzungen griechischer Werke bestand, doch schon frühe Jaroslav's Gesetzbuch (um 1020) und die Chronik des Mönchs Nestor als Denkmale eigner Production aufzuweisen hatte. Wladimir zog auch Gelehrte und Künstler in sein Reich, baute mit Hülfe griechischer Baumeister prächtige Kirchen, errichtete Schu-

len, beförderte zur Erlernung von Kenntnissen die Reisen in's Ausland, hielt auf strenge Rechtspflege und mied von da an ungerechte Kriege. Die Früchte seiner Bekehrung brachten großen Segen unter das Volk.

Das geschriebene Gesetz, das Jaroslav der Stadt Nowgorod gab, das, bekannt unter dem Namen russisches Recht (russkaja prawda), später in ganz Rußland eingeführt wurde, setzt in 17 Artikeln fest, was der Störer der öffentlichen Ordnung zu fürchten und welche Genugthuung der Beleidigte zu fordern habe. Die Strafen wurden in Geld gebüßt. Seine Nachfolger vervollständigten dieses Recht durch einige nähere Bestimmungen über das Eigenthum ꝛc.

Der Umstand, daß an der Spitze der Bischöffe der Patriach von Kiew stand, der dem Patriarchen von Constantinopel untergeben war; sodann der Vorbehalt des Großfürsten, die übrige höhere Geistlichkeit zu ernennen, dazu noch die feststehende Priesterehe — diese drei Puncte verhinderten die Entstehung einer mächtigen Hierarchie.

Durch den Verband mit der morgenländischen Kirche schloß sich zwar Rußland von der allgemeinen Kirche, somit auch von dem westeuropäischen Cultureinfluß aus; doch bekam es von der griechischen Kirche die heilige Schrift in der Volkssprache (nach der Übersetzung des Cyrillus und Methodius) und dadurch ein Mittel theils zur leichtern und schnellern Verschmelzung des Christenthums mit dem russischen Volksthum, theils zur Feststellung seiner Sprache, welche vor dem Zerfallen in viele Mundarten und vor fremdartiger Beimischung bewahrt wurde. Daß Rußland aber dennoch in seiner geistigen Entwicklung noch lange hinter der germanischen und selbst auch noch lange hinter der übrigen slavischen Welt zurückblieb, davon liegt der Grund theils in dem bald überhandnehmenden Bemühen, sich allzu eng und streng an die Ausdrucksweise der griechischen Bibelübersetzung zu halten, wodurch eine gewisse Entfremdung der Schriftsprache von der Volkssprache befördert wurde, theils in dem Umstand, daß die Unumschränktheit der Herrscher und die bald eintretenden langen und blutigen Theilungskriege keine freiern Einrichtungen und auf lange hinaus keine tiefergehenden Geistesbewegungen im Volke zuließen. Nur in Nowgorod, dem Sitze des nordischen Verkehrs, entwickelte sich ein gewisser Grad von Bürgerfreiheit und von höherer Bildung, als Folge westeuropäischen Einflusses.

Schon gleich nach Wladimir's Tode führte Bruderzwist unter den zwölf Söhnen desselben, von denen der älteste Swätopolk Großfürst wurde, die übrigen aber Statthalter in verschiedenen Provinzen waren, zu blutigen Verwirrungen. Swätopolk hatte mit seinem vierten Bruder Jaroslav einen Krieg zu führen, in welchem er den Kürzern zog und sich nach Polen zu seinem Schwiegervater Boleslav flüchten mußte, gegen welchen dann Jaroslav ein Bündniß mit dem Kaiser Heinrich III eingieng. Allein Boleslav besiegte den Jaroslav, eroberte Kiew und setzte

den Swätopolk wieder ein. Da jedoch Swätopolk mit Boleslav zerfiel, mußte er es dulden, daß dieser ihm seinen Schatz aus Kiew mit fortnahm. Der Krieg zwischen Swätopolk und Jaroslav dauerte noch so lange, bis Jaroslav 1019 den Swätopolk in der dreitägigen Schlacht an der Alta besiegte und dieser auf der Flucht in Polen starb. — Nun erhob Jaroslav Kiew zum Großfürstenthum und ertheilte der Stadt Nowgorod das berühmte Stadtrecht.

Dieses gewährte dieser Stadt eine fast ganz republikanische Verfassung, indem der Possadnik oder Stadtfürst vom Volke gewählt werden durfte, das zwar fortfuhr, dieses ihr Oberhaupt aus der Familie Rurik's zu wählen, aber sich von ihm bei seiner Wahl die Freiheiten der Stadt eidlich sichern ließ. Diesem Stadthaupte standen fünf Tausend-Männer zur Seite, welche, gleich Tribunen, die Gewalt desselben überwachten. Die Reichen unter den Grundeigenthümern und Kaufleuten hatten Antheil an der Verwaltung. In besonderen Fällen wurde die Volksversammlung berufen. Auch der Bischoff oder Metropolit wurde vom Volke gewählt, während die übrigen Bischöffe des Reichs von dem Großfürsten ernannt wurden.

Jaroslav führte auch Krieg mit seinem jüngsten Bruder Mstislav, der im Bund mit den Griechen 1016 das Chazarenreich in Taurien zerstört hatte; er wurde zwar von demselben besiegt und mußte ihm ein Gebiet am Dnjepr abtreten, ward jedoch nach Mstislav's Tode der Erbe seines ganzen Landes. — Mit den Polen führte zwar Jaroslav auch einen unglücklichen Krieg; als jedoch Boleslav starb, entriß er den Polen Rothrußland. Auch er erschien vor Constantinopel mit einer Flotte, die aber durch das griechische Feuer und durch einen Sturm vernichtet wurde.

Im Innern machte Jaroslav wohlthätige Einrichtungen: er gab das oberwähnte Gesetzbuch (Jaroslav's Pravyda), verbesserte das Abgabensystem, schlug die ersten russischen Münzen, zog griechische Künstler in sein Reich, gründete Kirchen und Schulen und stiftete zu Nowgorod eine Erziehungsanstalt für Geistliche und Adelige.

Da Jaroslav vor seinem Tode (1054) das Reich unter seine vier Söhne theilte, nahmen innere Kriege, so wie Einfälle benachbarter Völker und dadurch die Zerstücklung des Reiches so überhand, daß zuletzt über 50 Fürstenthümer gezählt wurden, bis Wladimir II Monomăchus (1112—1125) durch seine Siege über die Bulgaren und über andere Nachbarn, so wie durch eine gerechte und verhältnißmäßig milde Regierung einige Ordnung in das zerrüttete Reich zurückführte.

Die **Bulgaren**, in denen ein neuerer Forscher (Zeuß) Reste der Hunnen vermuthet, waren jene alten unermüdeten Feinde des oströmischen oder griechischen Reichs, die erst im J. 1014 vom Kaiser Basilius II völlig unterworfen wurden. Ihr erster christlicher König war Bogoris 886. — Von gleicher Feindseligkeit gegen die Russen und Griechen waren seit der Mitte des 10. Jahrhunderts die **Petschenegen** am Dnjepr (die Stammväter der Szeeler), ein tapferes, aber rohes, beutegieriges, grausames und treuloses Volk, wie alle mittelasiatischen Horden waren. — Andere schlimme Feinde der Russen waren die wilden Kumanen und Uzen, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts aus Kaptschak nach Europa kamen und 1065 zuerst in das byzantinische Gebiet einbrachen.

Die **russische Kirche** und ihre Geistlichkeit übten besonders bei den Streitigkeiten der Theilfürsten unter einander einen wohlthätigen, friedestiftenden Einfluß und bewirkten auch im Volke allmählig mildere Sitten. Es bildete sich durch sie, jedoch ohne förmliches Gebot, für die Sonn- und alle kirchlichen Festtage, auch eine Art Gottesfrieden aus. Die Anfänge der Bildung durch Unterricht, sowie die Hebung des Ackerbaus und Gewerbwesens gieng besonders von den Klostergeistlichen aus; Kunst und Wissenschaft wurden von den Fürsten und Großen befördert. Der Mönch Nestor ist der Vater der russischen Geschichte. Das kirchliche Band zwischen Rußland und dem griechischen Reich erhielt (besonders seit 1043 unter Jaroslav's Regierung) auch den äußern Frieden zwischen beiden Staaten.

10. Die Ungarn oder Magyaren unter den arpadischen Fürsten. Geisa I. Das Christenthum und die Ansiedlungen der Deutschen in Ungarn. Stephan der Heilige, Ordner des Staats und der Kirche. Lehensverband mit Deutschland. Thronwechsel bis Ladislaus dem Heiligen. Sieg des Christenthums und Lösung vom deutschen Reiche. Eroberung von Kroatien.

Wir wenden unsere Blicke nun nach dem alten, von der Mitteldonau und ihren Nebenflüssen der Theiß, Raab, Drau und Sau durchströmten Lande, das von Polen, Deutschland und dem byzantinischen Reiche begränzt, den **Ungarn** oder, wie sie sich selbst nennen, **Magyaren** zugefallen war, von deren Namen und Ursprung, so wie von deren Raubzügen nach Deutschland und ihrer Bekämpfung durch Heinrich I und Otto den Großen im Laufe der frühern Geschichte Deutschlands gehandelt wurde (K. 2, 1). Durch die letzte große Niederlage, die sie unter ihrem arpadischen Fürsten Toxus (auch Toxas oder Tacksong) auf dem Lechfeld erlitten hatten, so wie durch die mehrmaligen bittern Zurückweisungen, die ihre Versuche in das Innere des griechischen Reichs einzubringen, erfuhren, ward ihr wilder Sinn gedämpft. Sie gaben den Vorstellungen ihres Oberherzogs **Geisa** I, daß noch einige solche Niederlagen ihre Ausrottung herbeiführen könnten, Gehör und stellten ihre Raubzüge ein; ja Viele nahmen nach seinem Vorgange des Christenthum an, dessen sittenmildernder Sinn auch bei diesem so wilden Volke seine Kraft bewährte.

Geisa I (972—997), der Sohn jenes Toxus und Urenkel Arpad's des Stifters der ersten ungarischen Dynastie, hatte eine christliche Gemahlin, die wunderschöne und heldenmüthige Sarolta, Tochter des Fürsten Gylas, der in Constantinopel Christ geworden war: durch sie wurde auch er für das Christenthum gestimmt, so daß er den vom Bischoff Piligrin von Passau dahin gesandten deutschen Glaubensboten erlaubte, den in seinem Lande lebenden deutschen Gefangenen das Christenthum zu predigen. „Die rührende Andacht, mit welcher die Unglücklichen den Trost des Evangeliums vernahmen", machte so tiefen Eindruck auf die Magyaren, daß auch viele Magnaten (Große) sich taufen ließen und selbst Geisa die Taufe empfieng. Die Verbindung, in welche dadurch die Ungarn mit der abend-

ländischen Kirche kamen, hatte auch auf ihre politische Entwicklung wesentlichen Einfluß. Geisa selbst hatte freilich noch so verkehrte Begriffe vom Christenthum, daß er noch nebenher seinem Nationalgötzen opferte und auf den Verweis, den ihm deßhalb sein Bischoff gab, antwortete: er sehe nicht ein, warum er dieß nicht thun solle; er sei ja reich genug, um beiden zu dienen!

Einen mächtigen Fortschritt in Cultur, Gesittung und Staatsverfassung machte Ungarn unter Geisa's Sohn **Stephan** dem Heiligen (997—1038), der bei seiner Vermählung mit Gisela von Burgund, der Schwester Kaiser Heinrich's II gelobt hatte, unter seinem Volke nach Kräften das Christenthum zu fördern. Er rief nicht nur viele Geistliche aus Deutschland und Italien herbei und zog sonst noch viele Deutsche und andere Fremde in's Land, sondern er umgab sich auch mit einer deutschen Leibwache und gebot sogar die Freilassung aller Christensclaven, deren Zahl in Ungarn groß war. Dadurch steigerte sich die anfängliche Unzufriedenheit mit seinen Anordnungen zur offenen Empörung. So jedoch mußte es kommen, um durch den Sieg über die Empörer zugleich auch den „Sieg des Christenthums und der Cultur über Heidenthum und Barbarei" zu entscheiden.

Stephan ließ sich hierauf mit Bewilligung des deutschen Kaisers Otto's III und des Papstes Sylvester II im J. 1000 zu Stuhlweißenburg zum König krönen, und wurde einerseits durch Eintheilung des Reichs in 72 Comitate oder Gespannschaften, durch Besorgung eines Gesetzbuchs, durch Einführung des Lehenswesens und Einrichtung des Heerbannes, anderseits durch Stiftung von Bisthümern und durch Erhebung der lateinischen Sprache zur Hof- und Geschäftssprache der Ordner des Staats und der Kirche und als solcher Ungarn's größter Fürst. Er war für dasselbe ein wahrer Reformator und führte sein Volk in die Reihe der europäischen Staaten ein, während die den Magyaren mehr oder weniger verwandten Petschenegen, Bulgaren, Tartaren ꝛc. auf der Stufe der Barbarei blieben. Indem er sein Volk besonders durch Anlehnung an das germanische Element vor jenem Geschick bewahrte, hob er es ungeachtet der größten Schwierigkeiten auf die Stufe der Bildung. — Erweitert hat er sein Reich durch die Eroberung von Siebenbürgen.

Die vom Papst zum Geschenk erhaltene Krone des h. Stephan, womit in der Folge alle Könige Ungarn's gekrönt wurden, lag stets als Nationalheiligthum in Preßburg verwahrt. Jedes der Comitate, in die das Land getheilt wurde, hatte einen Fö-Ispan oder Obergespann (Hauptgrafen), der darin die Verwaltung und den Kriegsbefehl hatte und ein Drittheil der königlichen Einkünfte des Comitats bezog; ihm war noch ein Ispan oder Graf beigegeben. — Die Hofbeamteneinrichtung war der am deutschen kaiserlichen Hofe nachgebildet: der höchste Würdenträger war der Comes Palatinus, Nandor-Ispan oder Pfalzgraf, als Pfleger des Rechts; sein Stellvertreter hieß Iudex curiae regiae; die übrigen waren der Erzschatzmeister (magister tabernicorum), der Erzschenk (magister pincernarum), der Erztruchseß (magister dapiferorum) und der Erzmarschall (magister agasonum). — Die Reichstage

wurden unter freiem Himmel auf einem Felde zwischen Buda (Ofen) und Pesth gehalten und die Beschlüsse durch Herolde ausgerufen. — Auf diesen Reichstagen erschienen unter den Lehnsgroßen oder Magnaten auch die Bischöffe (von Erlau, Raab ꝛc.) mit dem ihnen vorgesetzten Erzbischoff von Gran. — Das von Stephan gegebene, in lateinischer Sprache geschriebene Gesetzbuch (Decretum Stephani) enthielt viele den fränkischen Gesetzen nachgebildete Verordnungen. Auf den Todtschlag war die Todesstrafe gesetzt; war jedoch der Mörder ein Freier, so konnte er sich mit 110 Kühen lösen. — Das Lehnswesen, das Stephan einführte, hatte gleichfalls Ähnlichkeit mit dem germanischen: die Königsmannen erhielten gegen Hof- und Kriegsdienste königliche Güter und bildeten mit den Freiherren, die ihre abgabenfreien Stammgüter auf ihre Nachkommen vererbten, den Adel des Landes. Das übrige Volk bestand aus gemeinen Freien, Hörigen und Leibeigenen.

Da aber das gemeine Volk noch über hundert Jahre lang seine nomadische Lebensweise beibehielt und von der lateinischen Sprache nichts verstand, so drang die neue Ordnung der Dinge nur langsam durch; und da es an einem Thronfolgegesetz fehlte und nur im Allgemeinen die unverbrüchliche Regel galt, daß aus dem arpadischen Fürstengeschlechte der jedesmalige Herrscher stammen müsse, so entstanden häufige Thronstreitigkeiten, die das Land in Verwirrung setzten.

Dieß war gleich nach Stephan's Tode der Fall. Er hatte, da sein Sohn Emmerich vor ihm gestorben war, seine drei dem Christenthum abgeneigten Brüder übergangen und seinen Schwestersohn und Neffen seiner Gemahlin Peter von Venedig (den Sohn des Andreas Dandolo) zum Nachfolge ernannt. Da sonach derselbe kein eigentlicher Arpade und zugleich übermüthig war, so setzten ihn die Magnaten ab und wählten Stephan's Schwager Samuel Aba 1041 zum König. Dieser eigenmächtige Schritt bewog den Kaiser Heinrich III als Oberlehnsherrn zu jenem Einschreiten, das oben K. 4, 2 näher berichtet ist. Zwar führte der Kaiser den Peter wieder auf den Thron zurück; allein mit des Kaisers Entfernung begann die Verwirrung auf's Neue. Peter wurde abermals vertrieben, auf der Flucht eingeholt und geblendet. Er starb im Gefängniß. Der neue König Andreas I aus dem Hause Arpad bestand auf der Beobachtung des Christenthums und des stephanischen Gesetzes, ward aber, als er seinen 9jährigen Sohn Salomo zum Nachfolger ernannte, von seinem Bruder Bela des Thrones beraubt und kam auf der Flucht um.

Bela I regierte aber nicht lange; er starb durch einen Sturz vom Pferde, und erhielt den Salomo, des Andreas Sohn, zum Nachfolger, der sich mit Bela's Söhnen Geisa und Ladislaus verglich und, von ihnen unterstützt, die Kumanen und Bulgaren bekämpfte. Weil er aber seinen beiden Vettern nach dem Leben stellte, ließen ihn diese durch die Stände absetzen. Der von den letzteren erwählte Geisa hatte aber während seiner zweijährigen Regierung mit dem vom Kaiser Heinrich IV unterstützten Salomo zu kämpfen. Nach seinem Tode schloß sein Bruder Ladislaus ein Abkommen mit Salomo und bestieg den Thron, auf dem

er sich als Ladislaus I der Heilige (1077—1096) durch Tapferkeit und Klugheit behauptete und durch strenge Handhabung geschärfter Gesetze, durch eifrige Beschützung der Kirche und völlige Unterdrückung des Heidenthums die Ruhe und Ordnung im Lande wieder herstellte. Auch erweiterte er sein Reich durch die Eroberung von Kroatien; aber seine Versuche, sich auch Dalmatiens zu bemächtigen, verwickelten ihn in schwere Kriege mit den Venetianern, welche die Herrschaft über Dalmatien nicht so leicht aufgaben. Seinem Nachfolger Kolomann jedoch gelang es, 1102 Dalmatien zu erobern und sich im Besitze dieses Landes zu behaupten.

Die **Kroaten** (Hrovaten d. i. Gebirgsbewohner), ein slavisches, im nördlichen Illyrien wohnendes, wildes, aber tapferes Volk, hatten seit dem 10. Jahrhundert einen König, der sich zum Christenthum bekannte. Unter seinen Nachfolgern hatte Zwonimir die Schwester des Königs Ladislaus I von Ungarn, Namens Helena, zur Gattin. Diese suchte sich nach ihres Gatten Tode in der Regierung zu behaupten, und als die Supane oder Häupter der eilf Stämme, in die das Volk getheilt war, ihr nicht gehorchten, rief sie ihren Bruder Ladislaus zu Hülfe. Nach der Eroberung Kroatiens 1089 setzte Ladislaus seinen Neffen Almus zum Herzog von Kroatien und Slavonien ein.

7. Kapitel. Das griechische oder byzantinische Reich und die muhammedanischen Staaten von der Mitte des 9. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts.

1. Das byzantinische Reich: Macedonische Dynastie bis Michael VI. Aufrechthaltung des äußern Reichsbestands gegen die Barbaren. Die Comnenen bis Alexius I. Verlust der asiat. Besitzungen an die Seldschuken. Verfall des Reichs.

Die Geschicke dieses marklosen Reiches wurden bereits oben (XIV. 5, 1. u. 10, 4. a. E.) bis zum Auftreten der macedonischen Kaiser verfolgt. Dieser, mit Basilius I beginnenden Dynastie gelang es durch das Kriegstalent und die Tapferkeit einiger ihrer Glieder, wenigstens den äußern Bestand des Reiches gegen den Andrang barbarischer Völker — der Araber oder Sarazenen und der seldschukischen Türken in Asien, der Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen an der untern Donau, der Russen oder Waräger in der Krim und an der Donau, der Magyaren am adriatischen Meer, der Normannen in Italien und Dalmatien — vor dem Umsturz zu bewahren und ihm durch Aufnahme ausländischer Söldner, welche ortan den Kern griechischer Heere bildeten, so wie durch den Einfluß seines, wenn auch verderbten, Christenthums auf jene barbarischen Gränzfeinde noch den Schein eines kräftigen Lebens zu verleihen.

Basilius I der Macedonier (867—886), der sich durch Ermordung des sein Leben bedrohenden Kaisers Michaels III auf den Thron geschwungen hatte, schlug die Angriffe der Araber zurück und bewies sich als einen eben so kräftigen und klugen, als gerechten und milden Regenten. — Sein Sohn Leo VI der Philosoph (886—912), ein Zögling jenes Patriarchen Photius, von dessen Kirchenstreit mit dem römischen Bischoffe oben (XIV. 10, 4) näher die Rede war, liebte die Wissenschaften und vollendete die von seinem Vater begonnene Sammlung der Basiliken oder kaiserlichen Gesetze, führte aber aus Weichlichkeit eine schlaffe Regierung, die sich die Bulgaren und Sarazenen zu wiederholten Angriffen zu nutze machten. Gegen die Letzteren rief er die Türken zu Hülfe, und zeigte diesen dadurch den Weg in sein Reich. — Da sein Bruder und Mitregent, der Trunkenbold Alexander, ihn nur ein Jahr überlebte, folgte Leo's Sohn Constantin VII Porphyrogenitus (913—959), der, bloß mit Schriftstellerei und mit Kunstliebhabereien beschäftigt, die Regierung anfangs seinem Schwiegervater und Mitregenten Romanus I und seinen Schwägern — dann, als er dieselben wegen Gewaltthätigkeiten in's Kloster verweisen mußte, seiner Gemahlin Helena und seinem zum Mitregenten erklärten Sohne Romanus II (959—963) überließ. Nach Constantin's Tode regierte Romanus II allein, ergab sich aber der Sinnlichkeit und Grausamkeit und wurde zuletzt von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Theophano vergiftet. Er hatte zwei Töchter, davon die eine, nach ihrer Mutter Theophano benannt, die Gemahlin des deutschen Kaisers Otto II (K. 2, 3.), die andere, Anna, die Gemahlin des russischen Fürsten Wladimir des Großen wurde (K. 6, 9.). Obgleich Romanus auch zwei Söhne Basilius II und Constantin VIII hinterließ, so suchte sich doch seine Wittwe Theophano dadurch in der Herrschaft zu erhalten, daß sie den tapfern Nicephorus II Phokas, der die Araber siegreich bekämpft und die Insel Candia (Kreta) mit griechischem Feuer wieder erobert hatte, durch ihre Hand auf den Thron erhob (863—869). Derselbe entriß den Sarazenen Syrien, Cilicien und Cypern, machte sich aber durch Strenge und durch starke Besteurung des Klerus verhaßt und wurde zuletzt in einer Verschwörung, an der seine Gemahlin Theil nahm, auf seiner Bärenhaut von der Hand seines Feldherrn Johannes Tzimisces ermordet.

Zum Kaiser ausgerufen, verbannte Johannes Tzimisces (969—976) die schändliche Theophano, nahm seine Schwäger, die beiden Söhne des Romanus II, Basilius II und Constantin VIII zu Mitregenten an, besiegte die Russen, Bulgaren und Sarazenen, und drang siegreich bis über den Euphrat vor, wo er Nisibis eroberte. — Nach seinem Tode (durch Gift, das ihm Privatrache mischte) regierten die bisherigen Mitregenten desselben, von denen **Basilius** II (976—1025) mit Hülfe der Russen den Chazaren Taurien (die Krim) abnahm und die Bulgaren, Serbier und Kroaten zur Unterwerfung brachte. Seinen Beinamen „der Bulgarentödter" erhielt er, weil er, barbarischer als diese Barbaren, 15000 bulgarischen Gefangenen die Augen ausstechen und je Hundert derselben von je einem Bulgaren, dem man Ein Auge gelassen hatte, in ihre Heimath zurückführen ließ, so daß das Entsetzen vor diesem schauderhaften Anblick dem Bulgarenkönig Samuel den Tod brachte. — Mit seinem Bruder Constantin VIII (1025—1028), der bei seiner schwelgerischen Unthätigkeit Syrien wieder an die Sarazenen verlor, erlosch der macedonische Mannsstamm. — Eine seiner Töchter, Zoë, behauptete sich in der Regierung dadurch, daß sie theils durch Vermählung, theils durch Adoption dem Throne vier Kaiser gab (Romanus III, Michael IV, Michael V und Constantin IX Monomachus 1028—1054), unter denen das Reich theils durch die Petschenegen theils durch die italiänischen Normannen schwer bedrängt wurde. In das Todesjahr Constantius IX (1054) fiel die völlige Trennung der griechischen Kirche von

der lateinischen. — Nach dem Tode Constantin's IX bemächtigte sich Zoë's Schwester Theodora der Herrschaft und ernannte, da mit ihr das macedonische Haus 1056 vollends erlosch, den Michael VI Stratonicus zum Nachfolger. Dieser wußte sich aber nicht zu behaupten und wurde schon im folgenden Jahre vom Heere zur Abdankung gezwungen.

Mit dem vom Heere auf den Thron erhobenen tapfern Feldherrn **Isaac** I Comnenus beginnt 1057 eine neue Kaiserreihe zunächst aus verschiedenen Häusern, daraus die vier auf Isaac folgenden, meist der Familie Ducas angehörenden Kaiser fast alle asiatischen Besitzungen an die Seldschucken verloren, so daß das von Außen durch die Einfälle der Barbaren, von Innen durch Ränke, Verrath und Empörungen so vielfach erschütterte Reich noch mehr verfiel, bis es von 1081 an durch einige tüchtigere Kaiser aus dem Hause der Comnenen mittels Herstellung der Kriegszucht und Verbesserung der Verwaltung wieder auf eine Zeit lang den Schein der Kraft und Macht bekam.

Schon Isaac I Comnenus (1057—1059), der Stifter des comnenischen Kaiserhauses, förderte in den wenigen Jahren seiner Regierung die Sicherheit und Wohlfahrt des Reichs kräftig, dankte aber wegen Kränklichkeit ab und gieng ins Kloster. — Der von ihm zum Nachfolger ernannte Constantin X Ducas (1059 — 1067) sammelte bloß Schätze und zwang, um sie bei seinem Hause zu erhalten, seine Gemahlin Eudoxia zur Ausstellung eines handschriftlichen Gelöbnisses, daß sie nach seinem Tode keine zweite Ehe eingehen wolle. Da sie aber die vormundschaftliche Regierung für dessen Söhne ohne männlichen Beistand nicht führen konnte, verschaffte sie sich durch List jene Handschrift wieder, ließ sich durch den Patriarchen von jenem Gelöbniß entbinden und wählte zum Gemahl den tapfern Romanus IV Diogenes (1067 — 1071), der in drei Feldzügen die Seldschucken besiegte, im vierten aber von ihnen gefangen, jedoch gegen Tribut wieder losgelassen wurde.

Unterdessen war Constantin's X und Eudoxia's Sohn Michael VII Parapinaces (1071 — 1078) zum Kaiser erwählt worden. Vergebens suchte der zurückkehrende Romanus ihn zu bekämpfen: er mußte entsagen und ins Kloster gehen, wo er noch dazu auf königlichen Befehl geblendet und dabei so vernachläßigt wurde, daß Würmer in seinen Augenhöhlen wuchsen und er unter entsetzlichen Qualen starb. Unter Michael VII wurden die Seldschucken und Normannen durch zwei Neffen des Isaak Comnenus, die Kroaten, Bulgaren, Servier und Bosnier durch Nicephorus Bryennius, welchen Michael zum Mitregenten annahm, bekämpft. Um die Nordgränzen zu sichern, gewann Kaiser Michael VII die Ungarn durch Übersendung einer Krone, die noch heute von denselben aufbewahrt wird. — Bald darauf wurde Michael VII vom Throne gestoßen und zwar von Nicephorus III Botoniates, den aber das gleiche Schicksal traf, indem ihn sein Feldherr **Alexius I Comnenus**, Isaac's Neffe, (1081—1118) in's Kloster zu gehen zwang und, vom Senat und Volk auf den Thron gehoben, sich auf demselben durch muthvolle Unterdrückung von Verschwörungen behauptete, aber auch schwere Kämpfe gegen die Normannen, Türken, Petschenegen und Kumanen, so wie den Andrang den ersten Kreuzfahrer zu bestehen hatte. Wie er übrigens diesen Kreuzzug zu seinem und seines bedrängten Reiches Vortheil geschickt zu benützen wußte, wird sich bei der Darstellung dieses Kreuzzugs selbst erweisen. (K. 8, 2.)

2. Fortsetzung: Innere Zustände im byzantinischen Reiche. Sittenversunkenheit bei fortdauernder Beschäftigung mit den Werken des klassischen Alterthums. Die Schriften des Photius, Constantinus Porphyrogenitus, Leo Diaconus, Psellus d. J. u. a.

So, von Außen durch barbarische Horden gedrängt, nach Innen von meist lasterhaften, oft willenlosen Kaisern, von herrschsüchtigen, oft sittenlosen Weibern, von feilen, verrätherischen Hofbeamten, von unduldsamen, ränkesüchtigen Priestern, insbesondere von streitsüchtigen, störrischen Mönchen und von dem fanatischen und habsüchtigen Pöbel der großen, in asiatischer Prunksucht und Genußgier versunkenen Hauptstadt in seinem ganzen Organismus gestört, konnte das byzantinische Reich den ihm zugefallenen Beruf eines „Gränzwächters" zwischen Europa und Asien nur schlecht erfüllen. Der Mangel eines Erbfolgegesetzes gab den Thron unaufhörlichen Umwälzungen preiß, und weder Gesetze über die Heiligkeit desselben mit ihren grausamen Strafen gegen deren Übertreter, noch das peinlichste Hofceremoniel, das mit seinen vielen Ämterabstufungen und lächerlichen Titeln „Ehrfurcht einflößen" sollte, konnte ihn sicher stellen. Die Verschwendung des prunkvollen Hofstaats und die Unterhaltung der Heere und Flotten, insbesondere der schwere Sold der aus Franken (d. i. Deutschen) und Warägern (d. i. Normannen) bestehenden Leibwache vermehrten den Abgabendruck, der vorzüglich auf den Provinzen lag, während der Handel nur in den Luxusgewerben der Hauptstadt blühte, in den schutzlosen Provinzen aber darniederlag und darum seit dem 10. Jahrhundert theils in die Hände der barbarischen Nachbarn, zum größten Theil aber an die Araber und an die italiänischen Seestädte übergegangen war.

Nur die Wissenschaften genoßen, besonders unter den macedonischen Kaisern, eine eifrige Pflege, durch welche wenigstens eine dauernde Bekanntschaft mit den Werken des classischen Alterthums unterhalten wurde. Allein die Literatur gehörte mehr dem Hofe und den in seinem Dienste stehenden Gelehrten an und bestand — mit Ausnahme der mathematischen Studien und der eifrig betriebenen Rechtswissenschaft — mehr nur in Auszügen aus ältern Schriftstellern und in meist geistlos geschriebenen Geschichtswerken; die bildenden Künste aber geriethen sammt dem Kirchenthum, an das sie sich anschloßen, in völligen Stillstand.

Unter Basilius I setzte der schon genannte Patriarch Photius († 892 s. XIV. 10, 4. a. E.) durch seine im 9. Jahrhundert gewiß seltene, über die verschiedensten Zweige der Wissenschaften sich erstreckende Gelehrsamkeit in Staunen. Er hinterließ ein umfassendes Werk, betitelt Myriobiblion (eine Art Bibliothek), das aus Nachrichten und Auszügen von 280 alten griechischen Werken besteht, die er während seiner Gesandtschaft in Assyrien gelesen hatte. Diese Auszüge folgen zwar ohne Ordnung und Methode auf einander, sind aber zum Theil darum schätzbar, weil sie auch von etwa 80 verloren gegangenen Werken den Inhalt angeben.

Den größten Eifer für die Wissenschaften legte unter den, ihnen in der Regel förderlichen macedonischen Kaisern Constantin VIII Porphyrogenitus an den Tag, indem er den Schulen geschickte Lehrer der Philosophie und Rhetorik, der Geometrie und Astronomie verschaffte, Gelehrte und Künstler mit Belohnungen ermunterte und durch sie viele Sammlungen und Werke veranstalten ließ. Er selbst verfaßte mehrere Schriften (z. B. über die Staatsverwaltung, über die Hofordnung, über die Militärverfassung): insbesondere beschrieb er das Leben seines Großvaters Basilius I. — Eine anonyme Fortsetzung zu diesem Werke enthält das Leben Leo's VI, Alexander's, Constantin's VII und Romanus' II. — Leo Diaconus schrieb dann eine Geschichte der Kaiser Romanus' II, Nicephorus Phokas' und Johannes Tzimisces'. An sie schließt sich das Geschichtswerk des vielseitig gelehrten **Psellus** (des Jüngern), das bis auf Constantin X Ducas 1059 geht. — Eine besondere Geschichte der Comnenen schrieb des Alexius Schwiegersohn Nicephorus Bryennius, welche dann durch seine Gemahlin Anna Comnena zu Ende geführt wurde, wobei sie aber ihre Feder allzusehr in die Farben der Poesie und Rhetorik getaucht hat.

3. Die muhammedanischen und christlichen Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel bis zum Ende des 11. Jahrhunderts: das maurische Spanien. Das Chalifat von Cordova ein Culturstaat. Glanz desselben unter Abderrahman III. Die Vezire. Zerfall des Chalifats. Arabische Kunst und Wissenschaft.

Seit der Eroberung und Gründung der spanischen Mark durch Karl den Großen (XIV. 7, 2) ist uns Spanien in den Hintergrund getreten. Nachdem Abderrahman, der Stifter des Emirats oder Chalifats von Córdova nach dem Verlust jener Provinz in dem übrigen arabischen Landestheile seine Herrschaft befestigt hatte, hob sich unter seinen acht nächsten Nachfolgern, ungeachtet fortwährender Gränzkriege gegen die Christen, das arabische Spanien, wenn auch nie zu einer hohen politischen Macht, doch zu einem sehr bedeutenden Culturstaat.

Haschem, Abderrahman's Sohn und Nachfolger (788—795), vollendete die Prachtmoschee zu Cordova, legte Schulen an und förderte arabische Kunst und Wissenschaft auf das eifrigste. War auch sein Sohn Al Hakem I (795—822) — unter welchem sich die Franken zwischen dem Ebro und den Pyrenäen festsetzten und die spanische Mark gründeten, — ein grausamer und schwelgerischer Despot, so nahm sich doch dessen Sohn Abderrahman II (822—852) der Culturpflege desto mehr an und umgab sich mit den berühmtesten Dichtern und Tonkünstlern. Er hatte übrigens viel mit aufständischen Statthaltern, so wie mit den christlichen, in den galliciscshen und asturischen Gebirgen wohnenden Gothen, desgleichen mit den Franken zu kämpfen. — Sein Sohn, der hochgebildete und geistvolle Muhammed (852—886) hob Cordova zum blühendsten Sitz der Kunst und Wissenschaft in Europa; doch hatte auch er gegen die Gothen desgleichen gegen die Normannen lebhafte Kämpfe zubestehen. Seine beiden einander auf dem Throne folgenden Söhne Almudhar (Almazir) und Abdallah mußten viel gegen Empörer kämpfen, die nach ihrer

Demüthigung in Galicien einfielen und durch ihre Niederlage, die sie bei Zamora erlitten, den König Alfons III von Asturien veranlaßten, seine Gränzen weiter in das Chalifat vorzuschieben. Auch die Streitigkeiten zwischen den Ommaijaden und Abbasiden hatten Zerrüttungen in ihrem Gefolge.

Doch Abderrahman III (912—961) trat der Macht der Asturier wieder mit Kraft entgegen, entriß ihnen zweimal Zamora und errang dadurch, so wie durch den Glanz seines Hofes und Palastes und durch die hohe Blüthe seines mit reichen Städten, Prachtpalästen, Moscheen und Gärten geschmückten Reiches einen hohen Ruhm, den noch sein Sohn Al Hakem II (961—976), ein mit Gelehrten, Dichtern und Büchern umgebener leidenschaftlicher Beförderer der Wissenschaften, zu behaupten wußte.

Arabische Schriftsteller berichten, daß unter diesem Al-Hakem II, der die Schwerter und Lanzen in Spaten und Pflugschaaren verwandelt habe, das in 6 Militärbezirke getheilte Land 6 größte, 80 mittlere, 300 kleinere Städte, außerdem eine unzählige Menge von Schlössern, Meyerhöfen und Dörfern (davon nur im Quadalquivir-Gebiet schon an 12,000) gehabt hätte, daß Cordova allein 1 Mill. Einwohner, 200,000 Häuser, 600 Moscheen, zahlreiche Paläste (darunter den königlichen Palast Azzahra mit 4312 Marmorsäulen), 50 Hospitäler, 80 öffentliche Schulen (dazu die Universität mit einer Bibliothek von 600,000 Bänden), 900 öffentliche Bäder gezählt und das Staatseinkommen 12 Mill. Goldstücke, ohne die Natural-Abgaben, betragen hätte. Mögen auch diese Angaben übertrieben sein, so ist doch gewiß, daß das Land durch den eifrigen Betrieb des Acker- und Gartenbaus, der Gewerbe und des Handels, der Bergwerke und Fabriken sich auf der höchsten Stufe des Flors und Wohlstandes befand, wie es sie nachher nie wieder erreichte.

Die Pflege der arabischen Künste und Wissenschaften wurden durch den Vorgang der Könige und den Nacheiferungstrieb der Großen in einem Umfange betrieben, von welchem nur allein schon 17 Universitäten (darunter Cordova, Sevilla, Granada, Toledo, Valencia) und 70 große Bibliotheken zeugen. Davon hatte auch das übrige Europa einen wesentlichen Gewinn, indem selbst viele wißbegierige Christen zu jenen Werkstätten des geistigen Lebens eilten.

Nur die persönliche Tüchtigkeit der Herrscher, die den Übermuth der Großen zu zügeln verstanden, hatte bis dahin die Einheit des spanisch-arabischen Chalifats aufrecht erhalten. Mit dem schwachen Haschem II (976—1002) gieng die Macht an die Veziere oder Hadschib's über, und wenn auch Haschem's gewaltiger Hadschib Almansor (Almahadi) das Reich mit Kraft gegen die Christen vertheidigte, so beginnt doch nach Haschem's II Tode mit dem Sturz seiner Söhne eine lange Reihe von Thronumwälzungen und Bürgerkriegen, während welcher die Gewalt der Wali's oder Statthalter so selbstherrlich erscheint, daß nach Haschem's IV Verzicht auf die Chalifenwürde sich 1031 das Chalifat der Ommaijaden in eine Menge kleiner Königreiche auflös'te, unter denen Cordova, Toledo, Granada, Sevilla, Saragossa, Valencia, Malaga, Murcia, Jaen, Lisboa die wichtigsten waren.

4. Fortsetzung: Das christliche Spanien vom Anfang des 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. — Galicien und Asturien. Die Königreiche Leon, Castilien, Navarra und Aragonien. Die Grafschaft Barcelona. Einigung der vier Königreiche in zwei: Castilien und Aragonien. Theilung Castiliens. Fortgesetzte Kämpfe der Christen gegen die Mauren. Der Cid. Die Almoraviden und Almohaden im Kampf. Uneinigkeit zwischen Castilien und Navarra.

Das christliche Spanien, von dessen Entstehung aus dem freigebliebenen Reste der Westgothen, welche vor dem Eindringen des Islams in die Halbinsel in den Gebirgen Galiciens und Asturiens Schutz gefunden hatten, schon oben (XIV. 7, 2.) die Rede war, bestand zur Zeit Abderrahman's I aus zwei kleinen christlichen Staaten, die sich bis an den Duero ausgedehnt hatten. Es waren dieß Galicien und Asturien, die unter Alonso I im Anfang des 8. Jahrhunderts sich vereinigten, und unter Alonso II, dem Eroberer von Lisboa und des Landes zwischen dem Minho und Duero, 792 Oviedo zum Mittelpunct bekamen, so daß dieses christliche Reich bald Königreich Asturien, bald Königreich Oviedo hieß, bis 918 Leon die Hauptstadt wurde und den Namen für das Ganze hergab.

Bereits ist auch erwähnt worden, daß zur Zeit Hakem's I Kaiser Karl der Große durch seinen Sohn Ludwig 803 Barcelona eroberte und den Gothen zur Ansiedlung gab, und daß er durch die Eroberung der Balearen und ihre Verbindung mit der Grafschaft Barcelona dem in Spanien allmählig wieder vordringenden Christenthum einen festen Anhalt gab (XIV. 7, 4. a. E.).

In der Mitte des 9. Jahrhunderts machte sich Alt-Castilien mit der Hauptstadt Burgos von den Arabern frei und erhielt sich als zweiter christlicher Staat unabhängig. — Bald darauf, unter Karl dem Kahlen, entzog sich in Catalonien (oder der spanischen Mark) Navarra mit seiner meist baskischen Bevölkerung der fränkischen Herrschaft und wurde von Garcias I, dem Gründer der Grafschaft Aragonien, zu einem Königreich erhoben. — Der übrige Theil der spanischen Mark oder Cataloniens, die Grafschaft Barcelona, machte sich dann auch bald unabhängig.

Durch den Abfall der Grafschaft Burgos (unter Ferdinand Gonzalez) vom Reiche Leon (923) entstand die Grafschaft Castilien, die nach dem Tode des Königs Garcias Sanchez 1028 an **Sancho III** den Größern von Navarra fiel.

Sancho Major oder der Größere schwächte aber sein also vergrößertes Reich dadurch, daß er es 1035 unter seine vier Söhne theilte und es so dem bereits zersplitterten Chalifat leichter machte, länger zu widerstehen. Erst als die vier neuen Reiche Leon, Castilien, Aragonien und Navarra sich wieder in zwei größere, Castilien und Aragonien, geeinigt hatten, indem Ferdinand der Große von Castilien

1037 Leon erbte, und Navarra zum Theil an Castilien, zum Theil an Aragonien fiel, konnten die Araber wieder kräftiger bekämpft werden.

Diese nun ruhenden Kämpfe der spanischen Christen gegen die Araber oder Sarazenen in Spanien wurden mit stets abwechselndem Glücke gekämpft und bildeten jenen schwärmerisch-ritterlichen Sinn aus, der dem spanisch-christlichen Adel auf weit hinaus eigenthümlich wurde und seine Quelle ebenso im Glaubenseifer, wie im Freiheitsstolz hatte, seine Nahrung aber aus der Gluthsonne jenes Himmelsstrichs, wie aus dem Beispiele des durch Tapferkeit und Höflichkeit gleich ausgezeichneten Gegners schöpfte.

Die Fortschritte, welche die Christen unter Ferdinand dem Großen und (ungeachtet der Theilung seines Reiches unter seine drei Söhne) unter Alfons VI machten, bewogen den schwärmerischen Maurenstamm der Moraviden oder Almoraviden (Morabethen) aus Marokko, wo sie seit 1056 eine Herrschaft gestiftet hatten, nach Spanien herüber zu gehen, um hier das erlöschende Feuer des Kampfes unter ihren Glaubensbrüdern wieder anzuzünden. Obgleich sie sich schnell zu Herren der meisten arabischen Königreiche machten und den Kampf gegen die Christen lebhaft unterhielten, so half es ihnen doch wenig: die christlichen Waffen erhielten mehr und mehr die Oberhand.

Den höchsten Ruhm christlicher Tapferkeit in den Kämpfen gegen die Sarazenen in Spanien erwarb sich der in Volksliedern viel besungene **Cid**, der seinem Könige Ferdinand, wie dessen Sohne Alfons VI die meisten Siege erfocht. Er hieß eigentlich Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar (bei Burgos) und war 1026 geboren. Den Beinamen Cid, der Herr, (eigentlich Sid el battal d. i. Herr des Kampfes) erhielt er von der Bewunderung der Araber; den Beinamen Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) von der Dankbarkeit Ferdinand's und des Volkes. — Von König Alfons zweimal mit Undank belohnt und verbannt, stritt er zuletzt unabhängig gegen die Mauren und eroberte 1094 Valencia, worauf ihn Alfons begnadigte. Nachdem er 1095 auch Murviedro erobert hatte, starb er 1099 zu Valencia. — Die Volkslieder, die sein Leben und seine Thaten besangen, wurden im Anfang des 16. Jahrhunderts gesammelt und 1613 zum erstenmal herausgegeben. Von den 100 noch vorhandenen Romanzen hat Herder 70 in das Deutsche übersetzt.

Da Alonso VI von Castilien, der mit Hülfe französischer Kreuzfahrer 1085 Toledo eroberte, im Kampf gegen die Moraviden seinen eignen Sohn verloren hatte, so überließ er bei seinem Tode 1109 Castilien seinem Schwiegersohne Alonso VII von Aragonien, der dann den Arabern 1118 Saragossa, Tarragona und viele andere Städte entriß und von seiner Tapferkeit den Beinamen el batallador (der Schlachtenkämpfer) erhielt. Da die Moraviden seit 1122 auch von der aus Afrika herübergekommenen fanatischen Secte der Almohaden schwer bedrängt wurden, so würde der Fortgang der christlichen Waffen noch rascher gewesen sein, wenn nicht das Reich der Christen auf's Neue in drei, noch dazu ein-

ander bekämpfender Staaten, Castilien, Aragonien und Navarra, zerfallen wäre.

Ungeachtet der beständigen Kriege zwischen Christen und Arabern, bestand doch zwischen beiden oft auch eine gewisse Befreundung, ein ritterlicher Verkehr, und von Seiten der Christen ein Streben nach arabischer Bildung, wie denn der berühmte Gerbert (der früher schon genannte Papst Sylvester II s. K. 2, 5.) seine staunenswerthen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die ihm den Ruf der Zauberei zuzogen, dort geholt hatte. — Unter den spanischen Christen selbst herrschten noch westgothische Gesetze und Einrichtungen, aus denen hier das Lehnswesen, die Castellane oder königlichen Vögte, und die Versammlungen der Cortes hervorgehoben werden mögen. Merkwürdig sind die Fuero's oder Freiheiten und Vorrechte der tapfern Basken d. i. der Einwohner von Biscaya, Guipuzcoa und Alava, welche Nachkommen der alten iberischen Basconen sind. Sie hatten sich unter den Römern, Westgothen und Mauren frei erhalten und unter den Karolingern wenigstens einige Herzoge, unter den castilischen Königen ihre eigene Verfassung behalten dürfen. — Der Klerus besaß in allen diesen christlichen Staaten großes Ansehen und großen Reichthum. — In Barcelona war das regste Gewerbsleben.

5. Die muhammedanischen Reiche im Morgenland bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Das Chalifat der Fatimiden in Ägypten. Toleranz und Bildung unter den fünf ersten Chalifen. Hakem's Fanatismus. Verfall des Reichs. Die Secten der Drusen und Ismaelier. Die Assasinen. — Das Chalifat der Abbasiden in Bagdad. Reichstheilung unter den Söhnen Harun al Raschid's. Empörungen. Militärdespotismus. Zerfall. Emir al Omar, weltliche Chalife. Übergang in das Seldschuckenreich. Größe und Verfall desselben.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts hatte die Dynastie der Fatimiden oder Erben Ali's und der Fatime (XIV. 3, 5 a. A.) den Aglabiden Tunis und Sicilien, den Edrisiden Fez, den Ischididen Ägypten und den Hamadaniden Palästina und Syrien (Damascus) entrissen und sich zu einer bedeutenden Macht erhoben. Unter diesen Staaten bildete Ägypten das Mittelglied zwischen Nordafrika und Syrien. Von der ägyptischen Hauptstadt Kairo aus, dem Waarenstapelplatz aller damals bekannten Welttheile, giengen die Verkehrs-Wege über die Küstenländer Nordafrika's nach Sicilien, über Syrien nach dem asiatischen Binnenland, über Arabien nach Indien, über Nubien nach dem Innern von Afrika, und führten dadurch jener Stadt unermeßlichen Reichthum zu. Dazu kam eine geregelte, keinen Theil der Bevölkerung drückende Landesverwaltung und eine verständige gegen Christen und Juden geübte Religionsduldung, um dieses Land auf eine hohe Stufe

des Wohlstandes und der Bildung zu heben, die es bis zum Eintritt der Regierung des sechsten fatimidischen Chalifen Hakem behauptete.

Als aber dieser Hakem in fanatischem Wahnwitz göttliche Verehrung für sich in Anspruch nahm und die bis dahin so weislich gedämpfte Glaubensschwärmerei der Moslemim wieder erwachte, so brachen gegen Christen, Juden und Sunniten die schwersten Verfolgungen aus. Einkerkerungen, Brandschatzungen und Mißhandlungen Andersglaubender, insbesondere Zerstörung christlicher Kirchen und Mißhandlungen und Beschatzungen abendländischer Pilger waren unter Hakem's Regierung an der Tagesordnung, und selbst nach seinem geheimnißvollen Tode (1021) kehrte, wenn auch Ruhe, doch nicht die frühere Eintracht und Gesittung zurück, da Sectengeist und Vezierherrschsucht fortan den Thron der Fatimiden untergruben.

Die zunehmenden Glaubensspaltungen waren eine Hauptursache des Untergangs der Chalifenmacht sowohl bei den Fatimiden, als auch bei den Abbasiden. Nicht nur standen sich Schiiten und Sunniten (XIV. 3, 6) auf's schroffste entgegen, sondern aus den Schiiten löften sich auch zwei neue Secten ab, die Drusen und die Ismaelier. — Die **Drusen** wohnten im Libanon; sie waren es, die den fatimidischen Chalifen Hakem für den wahren Abgesandten des Propheten erklärten, die Verbindlichkeit des Korans läugneten, indem sie ihn nur sinnbildlich deuteten, inneren Offenbarungen folgten und gegen Andersgläubige auf Leben und Tod stritten. — Die Ismaelier verehrten den Urenkel des ersten Abu-Bekr's, Namens Ismael, und bildeten unter dem Namen **Assasinen** eine politisch-religiöse Brüderschaft, die sich 1090 von der Gebirgsfeste Alamut aus über andere Festen Chorasan's verbreiteten und 1105 in Hassan, einem Todfeinde der Abbasiden, sich ihren Scheich oder Großmeister und eine auf unbedingten Gehorsam und wanklose Treue gegründete Ordensverfassung gaben. Der Großmeister, genannt der „Alte vom Berge", hatte unter sich 1. die Dais oder Meister, welche, in alle Grade der Geheimlehre eingeweiht, den Glauben weiter verbreiteten und die von ihnen angeworbenen, in ihrer Lehre befindlichen Refik's oder Gesellen überwachten; 2. die Fedavi's oder Geweihten, welche die Befehle des Alten unbedingt in Vollziehung setzten. Es waren dieß kräftige, kühne Jünglinge, die in weißen Kleidern mit rothen Gürteln und in rother Kopf- und Fußbekleidung einhergehend, in einsamen Burgen und Thälern erzogen, in Waffen wohl geübt, von schwärmerischem Glaubenseifer erfüllt, nicht selten durch den Genuß der Haschischi (eines betäubenden Getränks aus einer Art Hanf) in künstliche Begeisterung versetzt und durch die Hoffnung auf die sinnlichen Freuden des Paradieses gestärkt, zur Vertheidigung des Islam's und der Ehre Ali's mit fanatischer Todesverachtung jeden ihnen von ihren Obern bezeichneten abbasidischen oder sonst andersgläubigen Fürsten oder Vornehmen erdolchten: denn gemeine Leute zu tödten, verbot ihnen Stolz und Politik. Dadurch machte sich die Secte der Ismaelier allen Theilen furchtbar. Der Assasinenstaat umfaßte Dschebal, Kuhistan und das syrische Gebirg.

Das gleiche Schicksal des Verfalls traf das Abbasiden-Chalifat von Bagdad, dessen Blüthe zur Zeit Harun al Raschid's, des berühmten Zeitgenossen Karl's des Großen, bereits geschildert wurde (XIV. 8, 3). Schon Harun legte den Grund zum künftigen Verfall des Cha-

lifats dadurch, daß er das Reich unter seine drei Söhne theilte, von denen Al Amin die Westländer (Medien, Assyrien, Mesopotamien, Arabien, Syrien mit Palästina, Ägypten und Nordafrika), Al Mamun die Ostländer (Farsistan, Kerman, Chorasan, Kabul und einige andere Provinzen, also etwa das heutige Persien und die große Bucharei) und Kasem die Nordländer (Armenien, Georgien, Tscherkessien und Chiwa) erhielt. Doch sollten die beiden jüngern Brüder mit ihren Reichstheilen unter der Aufsicht des ältern stehen.

Al Amin war indeß zu schwach, sich in dieser Stellung zu behaupten: Mamun stürzte ihn durch seinen Feldherrn Thaher und setzte sich in den Besitz der Obergewalt. Bereits unter ihm aber fiengen Religionsstreitigkeiten und Empörungen an, das Reich zu schwächen: er konnte nicht hindern, daß Thaher, der bisher so viele Empörungen für ihn gedämpft hatte, zuletzt selbst abfiel und in Chorasan eine eigene Dynastie stiftete (822).

Mamun's Nachfolger Motassem (833—842) kam, um sich gegen Empörungen, die er zum Theil durch strenge Verfolgung der Secten veranlaßte, auf den unglücklichen Gedanken, sich mit einer aus türkischen Sclaven gebildeten Leibwache zu umgeben, die von nun an, gleich den Prätorianern für die römischen Kaiser, durch Raubsucht und Gewaltthätigkeit eine Geißel für die Chalifen und das Land wurde. Da nun auch die Statthalter ähnliche Leibwachen errichteten und dadurch die Bürgerkriege nur noch heftiger wurden, so gieng der Glanz des Chalifats in vollkommenem Militärdespotismus unter.

Die Schwelgerei und Grausamkeit vieler Chalifen, dazu vermehrte Sectenkämpfe, ununterbrochene Empörungen, Verräthereien und Bürgerkriege brachten das Reich in die heilloseste Verwirrung. In allen Theilen des Chalifats hatten sich Statthalter und Feldherren, selbst türkischer Abkunft, zu Herrschern aufgeworfen, so daß bereits im J. 930 Muhammed (Achmed) IV Radhi (d. i. der Zufriedene) seine Herrschaft nur noch auf Bagdad und dessen Umgebung beschränkt sah und sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er diesen Rest weltlicher Gewalt 935 dem Befehlshaber seiner Leibwache Abu-Bekr Ebn Raik mit dem Titel Emir al Omra (Fürst der Fürsten) übertrug und sich bloß mit der geistlichen Gewalt begnügte.

Dadurch verlor das Chalifat seinen Doppelcharacter und wurde zur leeren Schattenmacht. Denn selbst diese neuen Reichswürdenträger konnten dem hinfälligen Reiche nicht mehr aufhelfen und mußten ihre Macht zunächst in die Hände der Buiden übergehen sehen (945), denen sie endlich der Seldschucke Togrul Bey 1055 gänzlich entriß und Stifter des Seldschuckenreichs wurde.

Von den durch Empörung sich vom Chalifat abtrennenden Westländern war oben bei der Erwähnung des Fatimiden-Chalifats die Rede. In den Ostländern (in Persien und der großen Bucharei) haben — außer den genannten Thaheriden in Chora-

san — die Soffariden 872 in Balkh, in Kabulistan und in Sedschestan (dem alten Drangiana), ferner die Samaniden und die Ghazvaniden Herrschaften gestiftet. Der Begründer des persischen Ghazvanidenreiches, Schah Muhammed, unterwarf sich 1002 die Soffariden in Chorasan und Sedschestan, vernichtete 1004 das Reich der Samaniden und dehnte seine Herrschaft sammt dem Islam über Indien bis zum Ganges aus. Da die Beduiden in Obermedien das Emirat erblich zu machen suchten, rief Schah Muhammed gegen sie die Seldschucken (einen früherhin von den Chinesen aus den Gegenden des Jaxartes verdrängten, allmählig nach dem Süden gezogenen, zum Islam übergetretenen Stamm der Türken, der damals im Dienste des Chans von Turkestan stand) zu Hülfe und räumte ihnen Chorasan ein. Nachdem ihr Führer Togrul Bey den Beduiden Obermedien mit der Hauptstadt Hamadan (dem alten Ekbatana) entrissen hatte, eroberte er auch Bagdad und warf sich 1040 zum Sultan von Ostpersien auf. Dadurch wurde im übrigen Persien das Ghazvanidenreich mehr und mehr beschränkt, während es zugleich im Innern in große Zerrüttung verfiel.

Nach Togrul Bey's Tode erweiterte sein kühner Neffe und Nachfolger Alp Arslan (1063—1072) das Seldschuckenreich durch die Eroberung von Armenien und Georgien, worauf dessen heldenmüthiger und gebildeter Sohn **Malek Schah** Dschelaleddin (1072—1092) es auf den Gipfel der Macht erhob, indem er den Fatimiden Syrien, den Byzantinern Kleinasien entriß und den Stab des Propheten weit über Turkestan hinausstreckte, also daß sein Reich vom Mittelmeer bis zu China's Gränzen, von Samarkand bis zur Südspitze Arabiens reichte, und man in Mekka nicht mehr für die Fatimiden in Kairo, sondern für die Abbasiden in Bagdad betete. Und wie ihm sein Beiname Dschelaleddin, wegen seiner Milde gegen die Armen, Kranken und Elenden, den „Ruhm des Glaubens" zuerkannte, so erhöhte er auch den Ruhm seiner Macht durch seine strenge Gerechtigkeit und durch seine Liebe zu den Wissenschaften, denen er in Bagdad, Ispahan, Bassora und andern Orten glänzende Pflegestätten eröffnete.

Nach seinem Tode begann der Verfall des Seldschuckenreichs ebenfalls durch eine Theilung, zu der Malek Schah's Sohn und Nachfolger von seinen Brüdern gezwungen wurde, worauf weitere Theilungen und Bürgerkriege das Reich so schwächten, daß es zuletzt eine Beute der Chowaresmier wurde (1195).

Noch unter Malek Schah hatte sich das unabhängige Sultanat **Iconium** in Kleinasien gebildet, indem sein Neffe Soliman, der Kleinasien für ihn erobert hatte, daselbst eine eigene Dynastie stiftete und Nicäa (Isnik) zu seiner Residenz machte. Seine beiden Söhne erweiterten sodann diese Besitzung mit einem Theile von Syrien und Mesopotamien und verlegten die Residenz nach Iconium (Konjah, auch Konjeh, oder Rum). — Unter Malek's Nachfolger stifteten die beiden Söhne seines Bruders Tutusch, des Eroberers und Statthalters von Syrien, die zwei unabhängigen Sultanate von Damascus und Aleppo.

6. Fortsetzung: Arabische Wissenschaft und Literatur; arabische Poesie: Firdusi; Hariri. Musik und Baukunst.

Obwohl schon oben (XIV. 8, 4) bei der Erwähnung Harun al Raschid's und seines Sohnes Al Mamun der arabischen Wissenschaft und Literatur, welche im Mittelalter in allen muhammedanischen Reichen, am meisten aber in Bagdad und zu Cordova blühte, im Allgemeinen gedacht worden ist, so mag doch hier noch ein etwas näherer Blick auf dieses Gebiet geworfen werden, da die aus ihm erwachsenen Früchte auch auf die Wissenschaft und Bildung der christlichen Welt einen bedeutenden Einfluß hatten.

Die arabische Wissenschaft verdankt ihren Ursprung nicht dem Koran, der im Gegentheil ihrem Betrieb im Wege war (XIV. 3, 3), sondern zunächst den Krankheiten, welche sich durch die Üppigkeit des von der frühern Einfachheit abgekommenen Chalifats in der muhammedanischen Welt vermehrt hatten und in der Kunst einheimischer Ärzte keine Abhülfe fanden. Die deßhalb aus griechischen Landen, insbesondere aus Syrien, an den Hof der Abbasiden berufenen Ärzte machten auf die Quellen der medicinischen Wissenschaft, nämlich auf die Schriften des Hippokrates, Galenus und Theophrastus, aufmerksam und veranlaßten deren Übersetzung durch syrische und persische Gelehrte. Und da zum Verständniß dieser medicinischen Schriftsteller auch philosophische, naturhistorische und mathematische Kenntnisse nöthig waren, so führte das Bedürfniß auch auf die Übersetzung der Schriften des Plato, Aristoteles, Euklides und anderer in jene Fächer einschlagenden griechischen Autoren. Dadurch entzündete sich unter den Arabern, deren Character ohnedieß das Ernste, Tiefsinnige und Schwierige liebt, ein solcher Eifer für die Wissenschaften, daß die Chalifen eine Ehre darein setzten, den Betrieb derselben auf alle Weise zu fördern. Mit dem höchsten Aufwande errichteten sie in allen Hauptstädten ihres ausgedehnten Reiches niedere und höhere Schulen mit Sternwarten und so reichen Bibliotheken, daß die zu Kairo unter dem letzten fatimidischen Chalifen sogar zwei Millionen Bücher enthalten haben soll. Ihre selbständigen Forschungen jedoch erstreckten sich mehr nur auf Mathematik, Naturwissenschaft und Medicin. Die daraus hervorgehende Bildung überschritt übrigens nicht den Kreis der Gelehrten und warf als ein exotisches, künstlich gepflegtes Gewächs für ihre volksthümliche Bildung keinen Gewinn ab.

Die ersten der griechischen Werke wurden anfangs von syrischen und persischen Gelehrten in das Syrische und Persische und aus diesen Sprachen erst in das Arabische übersetzt; allmählig aber wurden die meisten jener Werke unmittelbar in's Arabische, zum Theil durch eigne Übersetzervereine übertragen. — Durch die Araber selbst wurde übrigens die Mathematik vervollkommnet, insbesondere die Algebra erfunden, die Trigonometrie vereinfacht, die Astronomie durch genauere Beobachtungen bereichert, aber noch mit Astrologie (Sterndeutung) verbunden;

die Mechanik und Hydraulik mit großem Geschick auf ihre national-eigenthümliche Baukunst verwendet; unter den Naturwissenschaften wurde von ihnen die Chemie begründet, wiewohl auch zur Alchymie (Goldmacherkunst) mißbraucht, und die Arzneimittellehre bereichert; die Anatomie blieb von ihnen unangebaut, weil sie der Koran untersagte. — In der Philosophie beschränkten sie sich auf den Aristoteles, dessen Lehren von ihnen zum Theil mißverstanden und Veranlassung zur Bildung neuer Religionssecten wurden.

Der größte Arzt, Philosoph und Naturforscher im Abbasidenreich war **Avicenna** (Ebn Sina, geboren 978 zu Bokhara, gebildet zu Bagdad, gestorben als Vezier in Hamadan 1036), der Jahrhunderte lang die höchste Autorität in den medicinischen Schulen des Morgen- und Abendlandes behauptete. — Im 12. Jahrhundert trat der 1149 zu Cordova geborne und 1217 zu Marocco gestorbene **Averrhoës** als der berühmteste Commentator des Aristoteles auf und erhielt auch bei den christlichen Philosophen und Theologen jener Zeit das größte Ansehen. — Auch die Geographie wurde durch die Araber erweitert. Die in allen ihren Schulen betriebene Geschichte beschränkte sich nur auf die Geschichte der muhammedanischen Reiche und brachte es nur zu schwülstig und gekünstelt geschriebenen Chroniken.

Unter den Künsten entfaltete sich bei den Arabern vorzüglich die Poesie zu reicher Blüthe, weil sie von den Fürsten theils selbst geübt, theils durch Belohnungen der Dichter und durch angestellte Wettstreite begünstigt wurde. Ihr Character ist im Allgemeinen tiefsinnig, und athmet entweder die Gefühle glühender Liebe, unbeugsamer Standhaftigkeit und tiefer Wehmuth, oder ergeht sich in religiösen und moralischen Betrachtungen über Welt- und Menschenleben, oder führt in Sagen die Heldenerinnerungen des Volks, in Naturschilderungen besonders die Bilder des Wüstenlebens oder in Mährchen eine zauberhafte Welt der Wunder vor, oder reizt und ergötzt durch Räthsel, Satiren und Witzspiele.

Es gibt theils besondere Sammlungen einzelner Dichter, die den Titel Divan führen, theils allgemeine Sammlungen, deren eine das Buch der Lieder ist. — Den größten Dichter hatte das Ghazvanidenreich aufzuweisen, nämlich den persischen Dichter **Firdusi**, der unter dem Schah Muhammed lebte und 1030 starb. Er faßte in dem großen epischen Gedicht Schah Namah die Heldensagen von den Thaten der Könige persischer Vorzeit zusammen und wird darum der persische Homer genannt. — Die berühmte phantasiereiche Mährchensammlung, welche den Titel Tausend und Eine Nacht führt, rührt von verschiedenen unbekannten Verfassern her. Der Titel Scheherezade, den man dieser Sammlung auch gab, ist der Name der Tochter eines persischen Wessirs, welche zu den Frauen eines Chalifen gehörte, der, so oft er einer seiner Frauen überdrüssig geworden war, dieselbe um das Leben bringen ließ. Um nicht dem gleichen Schicksal zu erliegen, weiß Scheherezade ihn durch die Erzählung von immer neuen Mährchen so zu vergnügen, daß er sich immer neu von ihr gefesselt fühlt. Unter dem Chalifen Mamoun wurden diese Mährchen in die jetzige arabische Form gebracht und mit dem Titel 1001 Nacht versehen, wodurch nur angedeutet werden sollte, daß es sehr viele Mährchen seien, mit denen besonders die Nächte verkürzt wurden. Sie erhielten im Laufe der Zeit viele Zusätze. Hammer-Purgstall hat sie in's Deutsche übersetzt, und ihm folgten andre Übersetzungen, denen sich auch Nachbildungen anreihten. — Eine besondere Gattung rhetorischer Novellen waren die Makamen z. B. die des Hariri, die uns Friedrich Rückert so meisterhaft nachgebildet hat.

Unter den übrigen Künsten wurde von den Arabern die Musik und die Baukunst mit Liebe und Erfolg betrieben und in letzterer Beziehung zeichneten sich besonders ihre Paläste durch die Leichtigkeit und Schlankheit ihrer in Menge zusammengestellten Säulen und durch eine Fülle feiner Verzierungen aus. — Die Ausübung der Sculptur und Malerei aber wurde, als zum Aberglauben verleitend, von den strengen Korangläubigen gemieden.

8. Kapitel. Beginn der Weltbewegung der Kreuzzüge: der erste Kreuzzug und Gründung der morgenländisch-christlichen Ritterreiche.

1. Das heilige Land unter der Herrschaft der Araber. Die Seldschucken in Syrien und Palästina. Bedrückung der Christen. Peter von Amiens. Papst Urban auf der Kirchenversammlung zu Clermont. Sammlung der Kreuzfahrer. Aufbruch ungeordneter Schaaren.

So stand es in den verschiedenen Ländern des Morgen- und Abendlandes, als sich die große Weltbewegung der Kreuzzüge erhob, in welcher sich die von einem neuen Glaubenseifer durchdrungene abendländische Christenheit mit der höchsten Kraft der Begeisterung dem weithin im Morgenland herrschenden, zwar im Allgemeinen abgeschwächten, aber in einzelnen Secten mit frischer Glaubensgluth sich erhebenden Muhammedanismus entgegenwarf. Haben auch die Kreuzzüge zunächst dazu gedient, der Hierarchie, insbesondere dem von Gregor VII begründeten Hieropapat zum Übergewicht über die vorzugsweise im Kaiserthum dargestellte weltliche Macht zu verhelfen, so haben sie doch auch der Kirche selbst durch Belebung des Glaubens und durch die Hinwendung des Sinnes Vieler auf ein höheres, unvergängliches Ziel wesentlichen Gewinn gebracht; und wenn der Kirche auch aus dieser Bewegung mannichfache Elemente der Opposition zugeführt wurden, die dann häufig in Sectenbildung ausschlugen, so hielten dieselben doch auch die stets nothwendigen Anforderungen an Verbesserung der Verfassung und Reinigung der Lehre in ihr rege und lebendig. Daß aber die Kreuzzüge auch nicht minder die Bestimmung hatten, die seit dem Untergang des Karolingerreichs auseinandergetretenen und sich fremder gewordenen Nationen wieder in nähere Berührung zu bringen, weitergehend dann die ganze abendländische Welt durch die Berührung mit der morgenländischen mit neuen Bildungskeimen zu befruchten und ihr neue Bahnen der Entwicklung und Betriebsamkeit zu eröffnen, wird gleichfalls der Verlauf der Begebenheiten darthun, denen wir nun nachzugehen haben.

Schon von früher Zeit her waren in der gläubigen Christenheit die Augen der Sehnsucht nach dem gelobten Lande gerichtet, und seit durch Constantin's Mutter Helena an den wichtigsten Stätten, die der Heiland

betreten und besonders durch sein Leiden und Sterben geheiligt hatte, Kirchen errichtet worden waren, zogen bald einzeln, bald geschaart, fromme Pilger geistlichen und weltlichen, höhern und niedern Standes in das Morgenland, um daselbst, sei's in wirklich bußfertigem Sinn, sei's aus bloßer Werkheiligkeit, am Grabe des Erlösers zu beten und sich Vergebung der Sünden zu holen. Gregor I der Große ließ für diese Pilger ein Hospiz in Jerusalem bauen.

Diese mit dem Heiligendienst eng zusammenhängenden Wallfahrten mehrten sich mit der Zeit und besonders trieb das Jahr Tausend nach Christo, worin Viele das Ende der Welt erwarteten, große Schaaren in jener Absicht nach Palästina. Die Araber, welche durch die Erstürmung Jerusalem's im Jahr 637 Herren dieses Landes wurden, ließen nicht nur die christliche Gemeinde zu Jerusalem und ihren Patriarchen ungekränkt, sondern legten auch den Wallfahrern bei ihren Andachtsübungen nie etwas in den Weg, vielmehr sahen sie in solchen Besuchen nur ihren Vortheil. Daß Karl der Große vorzüglich zum Schutze der Pilger in ein freundliches Vernehmen zu Harun al Raschid trat, ist schon erwähnt worden (XIV. 8, 4). Auch der Handel zog längst viele Abendländer, vorzüglich aus den Seestädten des Mittelmeers dahin, und namentlich förderten die abbasidischen Chalifen diesen Verkehr in aller Weise.

Als sodann die glaubensstrengern ägyptischen Chalifen der Fatimiden Herren von Syrien und Palästina wurden, traten für die Pilger schon mannigfache Bedrückungen ein. Dennoch mehrte sich, theils durch die zunehmenden Gefahren gereizt, theils und hauptsächlich von dem, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts neuerwachten Glaubenseifer getrieben, die Zahl der Wallfahrer, und mancher Pilgerzug bestand aus Tausenden, wie denn im J. 1065 der Erzbischoff von Mainz und die ihn begleitenden Bischöffe von Bamberg, Regensburg und Utrecht mit einem Gefolge von 7000 Pilgern in's heilige Land zogen, aber nur mit 2000 wieder die Heimath sahen.

Als aber die Seldschucken Syrien eroberten und Schah Malek's Bruder Tutusch den Orthokiden 1086 Jerusalem überließ, begannen die unduldsamsten, mit Hohn und Grausamkeit geübten Verfolgungen sowohl gegen die dort wohnenden, als gegen die dahin pilgernden Christen. Jene rohe und fanatische Raubhorde, die ihren Namen von ihrem Führer Orthok hatte, übte an den heiligen Orten alle möglichen Frevel, stürzte Altäre um, verwüstete Kirchen, zerschlug Gemälde, trat Kelche und andere Heiligthümer mit Füßen, legte willkürliche schwere Steuern auf und mißhandelte die Pilger mit Schlägen und Gefängniß. Auch nach Orthok's Tode setzten dessen beide Söhne die Bedrückung fort und als vollends Schah Malek, vor dem sie noch einige Scheu gehabt hatten, starb, waren die Christen allen Mißhandlungen preisgegeben.

Die lauten Klagen der in's Abendland Zurückgekehrten erregten den allgemeinen Wunsch, die heiligen Länder den Händen der Ungläubigen entrissen zu sehen und schon Gregor VII, der von dem griechischen Kaiser um Beistand gegen die Seldschucken angegangen worden war, gieng mit dem Gedanken um, zu diesem Zweck die christlichen Großen für eine Heeresfahrt nach dem heiligen Land zu gewinnen, die aber durch seinen Kampf mit Heinrich IV und seinen bald darauffolgenden Tod verhindert wurde.

Da erschien vor dem Papst Urban II (K. 5, 3) ein sonst unbedeutender, aber von seiner Aufgabe tief durchdrungener Pilger, Namens **Peter von Amiens**, welcher, vormals Kriegsmann, dann (nach dem Tode seiner alten häßlichen Frau) Priester und Klausner geworden, vom Wallfahrtseifer getrieben, nach Jerusalem gezogen und dort vom Anblick der genannten Gräuel empört worden, dann durch ein Traumgesicht, worin ihm Christus erschien, ermuntert und vom Patriarchen mit Briefen an den Papst und an einige abendländische Fürsten versehen, zurückgekehrt war, um die Christenheit des Abendlandes zur Befreiung des h. Grabes und der Kirche zu Jerusalem aufzufordern.

Vom Papst mit Wohlgefallen aufgenommen und von ihm bevollmächtigt, das Kreuz wider die Ungläubigen zu predigen, durchzog Peter, auf einem Maulesel reitend, baarfuß und mit entblößtem Scheitel, den Strick um die Lenden, das Crucifix in der Hand, zuerst Italien, dann Südfrankreich von Stadt zu Stadt und schilderte in Kirchen und auf Heerstraßen die Bedrängnisse der morgenländischen Christenheit mit so lebendigen Farben, daß Vornehm und Gering, Alt und Jung von dem Gluthstrom seiner begeisterten, bilderreichen Rede, so wie von dem Feuerblick seiner tief im abgemagerten Gesicht liegenden Augen ergriffen, in ihm einen Boten Gottes sahen und von dem Drang nach Befreiung des heiligen Landes mächtig erfaßt wurden.

Diese schwärmerische Bewegung benützend berief Papst Urban II im März 1095 eine Kirchenversammlung nach Piacenza, die wegen der Menge der Theilnehmer unter freiem Himmel gehalten wurde. Indem er hiebei die große Angelegenheit der Zeit zur Sprache brachte und zur Verstärkung des Eindrucks die Gesandten des um Hülfe ansuchenden griechischen Kaisers Alexius vorführte, wußte er durch die Kraft seiner Beredsamkeit einen solchen Eifer zu erwecken, daß jetzt schon Tausende schwuren, für die Sache Gottes in den Streit zu ziehen.

Darauf begab sich Urban — Deutschland meidend, wo man seinen Gegner, den Papst Clemens, anerkannt hatte, — nach Frankreich, seinem Vaterlande, und hielt im November desselben Jahrs eine große Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne. — Auf dieser stellte er — nach Beendigung anderer Kirchenangelegenheiten, worunter auch der Ausspruch des Bann's über Kaiser Heinrich IV und Philipp I von Frankreich war — vor dem auf einer weiten Ebene zahllos versammelten Volke

(im Beisein von 14 Erzbischöffen, 225 Bischöffen, 400 Äbten und einer verhältnißmäßigen Zahl niederer Geistlichen, zugleich unterstützt von Peter dem Einsiedler) in eindringender Rede die große Noth der von den Nachkömmlingen der „ägyptischen Magd" geknechteten „Kinder der Freien" dar und entzündete in den Gemüthern seiner Zuhörer eine solche Begeisterung, daß auf seine Aufforderung, „die Ketten zu sprengen und das Joch abzuwerfen," der tausendstimmige Ruf: „Gott will's, Gott will's!" zum Himmel scholl; und als er vollends Allen, die an der bewaffneten Pilgerfahrt zum Schirm der morgenländischen Christenheit Theil nehmen würden, vollkommenen Ablaß, denjenigen aber, die im heiligen Kampfe fallen würden, im Namen Gottes das ewige Leben verhieß; da brachen Viele in Thränen aus und Unzählige ermahnten einander zur Theilnahme am Zuge.

Nach dem Schlusse der Rede trat zuerst Bischoff Ademar von Puy hervor, fiel auf die Kniee und bat den Papst um Anheftung des Kreuzes und um seinen Segen. Seinem Beispiele folgend drängten sich nun so Viele mit der gleichen Bitte herbei, daß der Papst sogar sein Gewand zu den rothen Kreuzen zerschneiden mußte, die ihnen auf die rechte Schulter geheftet wurden. Nachdem er noch den Bischoff Ademar zu seinem Stellvertreter (Legaten) für diesen Kreuzzug ernannt und allgemeinen Gottesfrieden verkündet hatte, entließ er die Versammlung.

Ein unendlicher Eifer für das heilige Unternehmen ergriff das ganze Land: in jedem Stand, Alter und Geschlecht erwachte das Verlangen mitzuziehen, zumal es noch genährt wurde durch weitere Versprechungen der Geistlichkeit, daß z. B. Zinszahlungen für Schulden während der Dauer des Zugs eingestellt und die Hinterbliebenen der im Kampf Gefallenen versorgt werden sollten. Nicht allein also, wer um seine Seele bekümmert war und auf Erlangung himmlischen Lohns hoffte, sondern auch wer irgend mit seiner Lage unzufrieden war, insbesondere, wer der Schuldennoth, oder den Lehnslasten, oder dem Klosterzwang, oder den drohenden Strafen der Gerechtigkeit, oder sonst drückenden Mißverhältnissen in der Heimath entgehen, ja auch wer aus Habsucht, oder aus Abenteuerlust, oder aus Veränderungssucht in der Fremde sein Glück machen wollte, schloß sich an diese Bewegung an, welche zwar zunächst Frankreich, wo damals die öffentlichen Zustände in größter Verwirrung lagen, am meisten ergriff, sich aber auch über England, Skandinavien und Italien erstreckte. Nur die mit demselben Feind im eignen Lande kämpfenden Spanier und die mit sich selbst beschäftigten, dem Gegenpapst Clemens anhängenden, ohnedieß kaltblütigeren Deutschen wurden weniger davon berührt.

Am meisten schwärmte die französische Ritterschaft dafür, welche abgesehen von der den Franzosen eigenthümlichen schnellen Entzündlichkeit für abenteuerliche Unternehmungen, sich schon seit Jahrhunderten an dem Kampfe der Christenheit gegen die Sarazenen in Spanien und Süditalien

auf's lebhafteste betheiligt hatte und in diesem ersten Kreuzzuge, wie fast in allen folgenden, die Seele der ganzen Unternehmung und insbesondere der durch sie im Morgenlande geschaffenen Ritterreiche war. Aus den Fürsten und Herren, welche eigene Schaaren für diesen Kreuzzug ausrüsteten, ragte besonders **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Niederlothringen, hervor, durch Tapferkeit und Frömmigkeit, Edelsinn und Uneigennützigkeit, Milde und Freundlichkeit, bei allen gleich geehrt (K. 5, 3). Andere berühmte Theilnehmer waren und zwar diesseit der Alpen: der tapfere, aber bequeme, seiner widerspänstigen Vasallen im Heimathland überdrüssige Herzog Robert von der Normandie, Sohn Wilhelm's des Eroberers und Bruder des damaligen Königs Wilhelm's II des Rothen von England; die Grafen Eustach und Balduin, Gottfried's tapfere Brüder; der häßlichgestaltete, aber unbeugsame und vorsichtige, dabei reiche Graf Raymund IV von Toulouse; der edle Graf Hugo (der Große) von Vermandois, Bruder des habgierigen Königs Philipp von Frankreich; der reiche Graf Robert von Flandern, der freigebige, mehr seinem Vergnügen lebende Graf Stephan von Blois; — jenseit der Alpen: der heldenmüthige, aber schlaue, hab- und herrschsüchtige Fürst Bohemund von Tarent, ein Sohn des Normannenherzogs Robert Guiscard, mit seinem kühnen und frommen, dabei uneigennützigen und menschenfreundlichen Neffen Tancred. Manche darunter, wie Gottfried, Balduin, Raymund, Tancred, wollten ihr ganzes Leben dem Dienste dieser Sache Gottes widmen, und sie, wie noch manche andere Herren, hofften, im Morgenlande sich neue Reiche zu gründen, weßhalb auch mehrere ihr Besitzthum in der Heimath verpfändeten oder verkauften.

Während diese und andere Führer ihre Schaaren, ein jeder unter seinem Panier, sammelten, und sich zum Zuge rüsteten, um dann im Sommer 1096 auf verschiedenen Wegen durch Europa zu ziehen und in Übereinkunft mit dem griechischen Kaiser sich in Constantinopel zur Überfahrt nach Asien zusammen zu finden: sammelten sich auch andere, meist aus abergläubischem und zuchtlosem, zum Theil räuberischem Gesindel bestehende Kreuzfahrerhaufen — welche theils der Eifer Kukupeter's (so nannte man den Einsiedler Peter, von der Kapuze seines Mönchgewands), theils der französische Ritter Walther von Pexejo mit seinem Vetter Walther ohne Habe, theils ein deutscher Priester Namens Gottschalk, theils der französische Graf Wilhelm von Melun, genannt der Zimmermann (Charpentier), zusammengebracht hatte. Sie mochten aber die zum Aufbruch des Hauptheeres bestimmte Frist nicht abwarten, sondern zogen schon im Frühjahr fort, fanden jedoch in Folge ihrer Zuchtlosigkeit theils schon in Ungarn, theils in der Bulgarei oder vor Nicäa in Kleinasien ihren Untergang.

Von diesen ungeduldigen Schaaren brach zuerst die Schaar des Walther von Pexejo auf, 15,000 Mann zu Fuß und 8 Ritter stark, und erreichte glücklich die Bul-

garei, plünderte aber aus Mangel an Nahrungsmitteln Belgrad und die Umgegend und wurde zum großen Theil sammt ihrem Führer erschlagen. — Sein Neffe Walther ohne Habe (Gauthier senz avoir) erreichte mit einem Theile der Bessern Constantinopel und wurde von Alexius freundlich aufgenommen. — Peter's 40,000 Mann starke Schaar erreichte ohne bedeutende Unfälle Ungarn; dort erstürmten sie Semlin und machten 4000 Einwohner nieder, erlitten aber bei Nissa in Griechenland großen Verlust und langten sehr geschmolzen und fast ausgehungert in Constantinopel an. Der Kaiser gab ihnen Lebensmittel und sonstige Unterstützungen, rieth ihnen aber, erst das Hauptheer abzuwarten, da sie sonst den Türken nicht gewachsen sein würden. Ohne jedoch auf diesen Rath zu achten, setzten Peter und Walther auf den ihnen gewährten Schiffen nach Asien hinüber: in Bithynien geriethen ihre Schaaren in Zwist und wurden beim Plündern von den Seldschucken theils gefangen, theils erschlagen; auch Walther fand seinen Tod, und nur 3000 retteten sich nach Constantinopel, wohin Peter schon früher zurückgekehrt war. — Gottschalk's 15,000 Mann wurden bei Meßburg an der Leitha wegen ihrer Räubereien von den Ungarn aufgerieben. Daselbst gieng auch die auf 20,000 M. angewachsene Rotte Wilhelm's des Zimmermanns nach den schändlichsten Unthaten zu Grunde. — Andere rohe Haufen, darunter ein vom Grafen Emico oder Emich von Leiningen geführter, waren bei ihrem Aufbruch in den Rheingegenden, theils aus blindem Religionseifer, theils aus Habsucht über die Juden hergefallen, auf die sie den Begriff der Ungläubigen ausdehnten, und hatten viele Tausende derselben auf's grausamste ermordet und ihre Güter geplündert. In Worms, wo man die Juden zum Christenthum zwang, tödteten sie sich selbst, um nicht den Glauben ihrer Väter verläugnen zu müssen. In Mainz allein kamen 1000 um. — Auch diese Haufen frevelgesinnter Menschen kamen zumeist in Ungarn um's Leben, und vom Emico erzählte man, er sei nach seinem Tode, mit glühenden Waffen bekleidet, umherirrend gesehen worden.

2. Aufbruch unter Gottfried von Bouillon. Ankunft in Constantinopel. Verträge mit Alexius. Eroberung von Nicäa. Sieg bei Dorylänm. Balduin und die Grafschaft Edessa. Einnahme von Antiochia. Noth der Christen. Sieg über Korboga. Zwietracht. Das Fürstenthum Antiochia in Bohemund's Besitz.

So vom schlimmsten Gesindel gereinigt und durch die Vorstellung von dessen Schicksal doppelt an Ordnung und Zucht haltend, brachen die in verschiedenen Lagern gesammelten Hauptheere zur bestimmten Frist in verabredeter Weise auf. Während Hugo von Vermandois, umgeben von einem glänzenden Gefolge mit der Fahne des h. Petrus, die ihm der Papst gegeben, seine Schaar über Apulien, — Graf Raymund von Toulouse die Seinen über Dalmatien nach Griechenland führte, brach Herzog Gottfried von Bouillon um die Mitte August's mit vielen Grafen, Rittern, Bischöffen und andern lothringischen und niederländischen Herren an der Spitze von 30000 auserlesenen Fußgängern und 10000 Reitern auf, zog in guter Ordnung durch Deutschland, öffnete sich Ungarn durch Verträge und Geiseln, und erreichte unter Haltung fester Mannszucht Thrazien. Als er bei Philippopolis rastete, erfuhr er, daß Hugo der Große an den Gestaden von Epirus durch Sturm den größten Theil

seines Heeres verloren und mit dem Rest zwar nach Constantinopel gekommen, dort aber vom Kaiser zum Lehnseid genöthigt worden sey und in einer Art Haft gehalten werde. Denn Kaiser Alexius — erschrocken über die Kreuzfahrermassen, die sein Reich überschwemmten, und besorgt, die Abendländer möchten die Schwäche desselben erkennen und benützen, — suchte sich listig dadurch zu sichern, daß er den Führern seine Unterstützung nur gegen Übernahme der Vasallenpflicht in Bezug auf die ehemaligen byzantinischen Besitzungen gewährte, die sie etwa erobern würden.

Als Gottfried die Befreiung Hugo's durch gütliche Unterhandlungen nicht erreichen konnte, brauchte er Gewalt und fieng an, das Land zu verheeren. Nun bot der Kaiser die Hand zur Ausgleichung und ließ die Beaufsichtigten frei, wußte es aber doch durch Hinhaltung seiner Hülfe dahin zu bringen, daß Gottfried, der mit seinem Heere in Pera, einer Vorstadt Constantinopels, ein Lager bezogen hatte, des langen Haders müde, mit den vornehmsten Herren seines Gefolges gleichfalls den Vasalleneid leistete, darin sie versprechen mußten, alle Länder und Städte, die vor der Türken Ankunft dem Kaiser gehört hatten, nach erfolgter Eroberung an ihn zurückgeben zu wollen. Auch die andern allmählig eintreffenden Fürsten unterzogen sich, durch Gottfried's Vorgang und Vorstellungen bewogen, der Lehenshuldigung, ausgenommen Tancred, der nur den Heiland als seinen Lehnsherrn anerkennen wollte, und Raymund, der bloß schwur, gegen des Kaisers Ehre und Leben nichts unternehmen zu wollen.

Nachdem endlich alle Hindernisse besiegt und ein Zug nach dem andern, vom Kaiser mit Geschenken und allem Nöthigen versehen, nach Asien hinübergeschafft war, sah sich im Mai 1097 das ganze Kreuzheer — 300000 zu Fuß (Mönche, Knechte und Weiber nicht gerechnet) und 100000 zu Roß meist aus dem Ritterstande, — vor Nicäa, der Hauptstadt des Sultans von Iconium, vereinigt. Jeder der Führer befehligte, unabhängig vom andern, seine eigene Schaar, weil Eifersucht und Nationalstolz es nicht zur Wahl eines gemeinschaftlichen Anführers kommen ließ, obwohl gegen einen so tapfern und schlauen Feind, wie die Seldschucken, Einheit der Leitung und Bewegungen am nothwendigsten gewesen wäre. Indeß öffnete die endliche Eroberung der wohlvertheidigten Stadt Nicäa durch griechische List und der schwererrungene Sieg Gottfried's bei Doryläum über den Sultan den Weg durch dessen Sultanat.

Als das Kreuzheer Nicäa belagerte, wollte Kilidsch Arslan (so hieß der Sultan, der Sohn Suleiman's oder Soliman's, des Eroberers von Kleinasien) die Stadt entsetzen, wurde aber in die Flucht getrieben. Endlich nach siebenwöchentlicher mühevoller Belagerung schien die Stadt als wohlverdiente Beute den Kreuzfahrern nicht entgehen zu können; allein die beim Heere befindlichen Griechen schloßen einen geheimen Vertrag mit den griechischen Einwohnern, demzufolge sie heimlich in die Stadt eingelassen wurden und im Namen des Kaisers die griechische Fahne auf-

pflanzten, so daß dadurch die Kreuzfahrer nicht nur um den Lehns-Besitz der Stadt, sondern auch um ihren Beuteantheil kamen. Obgleich Alexius ihren Unwillen darüber durch Geschenke und Verheißungen stillte, so blieb doch von da an in ihnen ein stetes Mißtrauen gegen die Griechen zurück. Aus Liebe zum Frieden und um den Weiterzug nicht aufzuhalten, schwur nun auch Tancred den Lehnseid. — Auf dem beschwerlichen Weiterzug durch das unfruchtbare Phrygien, wo sich ihnen Kilidsch Arslan mit 15,000 Reitern bei Doryläum entgegenstellte, hätte einerseits die Theilung des christlichen Heers, anderseits die Gewohnheit der Türken, durch verstellte Flucht den Feind zur Verfolgung zu locken, um ihn dann durch plötzliche Wendung zu verderben, — dem Heere der Kreuzfahrer, welche diese Gewohnheit nicht kannten, den Untergang gebracht, wenn nicht Gottfried mit Raymund und Hugo noch zur rechten Zeit herbeigeeilt wäre und den Kampf erneuert hätte. Dennoch wurden sie noch dreimal zurückgeworfen, bis Ademar einen Berg umgieng und den Türken in den Rücken kam, die nun, von zwei Seiten bedroht, die Flucht ergriffen und ihr reich versehenes Lager den Christen überließen. — Beide Theile hatten hiebei einander in Betreff der Tapferkeit achten gelernt.

Nicht weiter von den Feinden, desto mehr aber von Hunger und Durst, Hitze und andern Drangsalen gequält, aber dabei voll glaubensmuthiger Ausdauer und ungetrübter Einigkeit, langte das Heer endlich in den fruchtbaren Ebenen des phrygischen Antiochiens an, wo Rast gehalten wurde. Während daselbst Raymund schwer erkrankte und Gottfried im Kampf mit einem Bären hart verwundet wurde, zogen Tancred und Balduin (Gottfried's Bruder) über den Taurus in die cilicischen Küstenlande, wo Tancred Tarsus eroberte, dadurch aber mit dem ehrgeizigen Balduin in Zwist gerieth. Er mußte demselben Tarsus überlassen und als er dafür Mamistra (das alte Mopsvestia) eroberte, entspann sich zwischen beiden eine blutige Fehde, worauf Reue und Frieden erfolgte und Balduin zum Hauptheere zurückkehrte; weil er aber dort wegen seiner Gewaltthätigkeit gegen Tancred mit Vorwürfen empfangen wurde, trennte er sich vom Hauptheere und wandte sich nach Osten gegen den Euphrat, wo er Edessa gewann und dort die erste Kreuzfahrerherrschaft einrichtete, die dem Hauptheere den Rücken deckte. Denn dieses, noch 300,000 Mann stark, war unterdeß weiter gezogen und über Marasia und Artasia, wo sich Tancred wieder einfand, in Syrien eingerückt.

Von den armenischen Christen allenthalben als Befreier freudig empfangen und verstärkt, langten die Kreuzfahrer im October vor der syrischen Hauptstadt Antiochia an, welche zwei Meilen vom Meere, in einer wunderschönen Gegend an beiden Ufern des Flusses Orontes lag und auf der Mittagseite durch den schroffen Abhang zweier Bergrücken und durch eine unzugängliche Felsenburg —, gegen Abend und Mitternacht durch zwei unzugängliche Thore geschützt war und nur gegen Nordosten und Morgen belagert werden konnte. Obgleich diese Stadt, welche dreizehn Jahre zuvor noch den Griechen gehört hatte, so ungemein fest und mit Allem reichlich versehen war, so wurde doch ihre unverzügliche Belagerung beschlossen. Aber leichtsinnige Verschwendung der aus der fruchtbaren Um-

gegend zusammengebrachten Vorräthe und daraus entstehender Mangel; Ungeschicklichkeit im Brechen so gewaltiger Befestigungen; unausgesetzte Ausfälle der Türken, die alle Sturmschanzen zerstörten und jede Zufuhr auffiengen; dazu Herbstregen, Kälte und dadurch erzeugte Krankheiten steigerten bald die Noth der Belagerer auf's äußerste. Unzählige starben elendiglich dahin; Andere überließen sich wüsten Ausschweifungen und selbst den vielen der Besseren entsank der Glaubensmuth so, daß sie aus dem Lager entflohen, darunter auch Peter der Einsiedler, der jedoch von Tancred eingeholt und wieder zurückgebracht wurde.

Doch die Standhaftigkeit der Fürsten und des als Kriegsmanns und Geistlichen gleich tüchtigen Legaten Ademar, der auf Buße und Verschärfung der Sitten- und Lagergesetze drang, dazu ein den Muth stärkender Sieg über einen zum Entsatz anrückenden Türkenhaufen und die Ankunft von Lebensmitteln und neuen Pilgerschaaren auf genuesischen Schiffen, so wie endlich das mit dem Frühling eintretende Aufhören der Krankheiten — hob endlich die größte Noth. Dennoch wäre die Stadt schwerlich erobert worden, da Korboga, der Statthalter von Mosul, mit 200,000 Seldschucken im Anzuge war, wenn nicht (nach dem neunten Monat der Belagerung) der ehrgeizige und schlaue Bohemund durch Verrath die Stadt in die Hände des Christenheeres gebracht hätte, das nach der Eroberung derselben eine schreckliche Rache an den Einwohnern nahm.

Es hatte nämlich Bohemund einen armenischen Renegaten in der Stadt durch große Versprechungen gewonnen, daß ihm derselbe den Thurm, den er zu vertheidigen hatte, übergeben wollte. Darauf schlug Bohemund den Fürsten vor, er wolle ihnen die Stadt zu jeder Stunde verschaffen, wenn sie zuvor ihm und seinen Nachkommen den Besitz von Antiochia zusprechen wollten. Die Fürsten, mit einziger Ausnahme Robert's von der Normandie, willigten ein, in der Erwägung, daß das bereits vor Edessa liegende türkische Entsatzungsheer nicht ausbleiben werde, und daß aus Furcht vor demselben schon so viele Pilger sich davon gemacht hatten, darunter sogar Stephan von Blois, der mit 4000 der Seinigen in Alexandrette seine Abfahrt nach Europa betrieb. — Der Renegat ließ in der Nacht auf einer Strickleiter, die er selbst oben befestigte, einen Theil der Christen (darunter sich Bohemund befand) in seinen Thurm, worauf die Eingelassenen eine Pforte öffneten, durch welche die Andern in der Stille eindrangen, rasch 10 Thürme einnahmen und das Hauptthor für den Einzug des Hauptheeres öffneten, also daß, wie der Tag anbrach, die türkischen Einwohner mit Schrecken die blutrothen Paniere der Kreuzfahrer auf ihren Mauern erblickten, während die gedrückten armenischen und syrischen Christen ihren Befreiern zujauchzten und ebenfalls ihre Waffen gegen die Türken kehrten. — Raub und Mord erfüllte nun die Stadt, und in dem Blutbad, das weder Greise, noch Weiber, noch Kinder verschonte, kamen 10,000 Türken um's Leben. Was nicht umkam, flüchtete in die von dem Sohne des getödteten Stadtbefehlshabers noch behauptete Burg. (3. Juni 1098.)

Aber schon nach drei Tagen erschien Korboga, welcher Edessa nicht hatte einnehmen können, vor Antiochia und schloß mit seinem zahlreichen Heere die Stadt auf's engste ein. Nun gerieth das Kreuzheer

durch Abschneidung der Zufuhr, durch Hunger, Krankheiten und beständige Ausfälle der Burgvertheidiger in so große Noth, daß sie zuletzt das Fleisch von getödteten Pferden, Eseln, Mäusen und gekochtes Leder und Baumrinden essen mußten und der Untergang unvermeidlich schien. Aus dieser verzweifelten Lage rettete sie die durch Auffindung der heiligen Lanze wieder entzündete Glaubensbegeisterung, in welcher sie bei einem Ausfalle das siegessichere Heer Korboga's in die Flucht schlugen und durch Erbeutung seines reichen Lagers allem Mangel abhalfen.

Die Noth der in Antiochia belagerten Christen war so groß gewesen, daß weder Bitten noch Ermahnungen die Muthlosigkeit hemmen konnten: Viele (darunter der leiblich starke, aber geistig schwache Wilhelm der Zimmermann) ließen sich an Stricken von der Mauer hinab und flohen, den Spottnamen „Strickläufer“ nicht achtend, nach der Seeküste zu, oder giengen zu den Türken über und schwuren ihren Glauben ab; Andere versteckten sich in Kellern und Gemächern, so daß deßhalb Bohemund, dem man auf Ademar's Antrag zur Steurung dieser Übel, den Oberbefehl gegeben hatte, Feuer in mehrere Wohnungen werfen ließ, wodurch aber, wider seinen Willen, durch einen sich erhebenden Wind die Brunst so um sich griff, daß über 2000 Häuser sammt Kirchen und unersetzlichen Prachtdenkmälern des Alterthums in Flammen aufgiengen und dadurch die Verzagtheit nur noch mehr zunahm. — Da trat ein provençalischer Geistlicher, Namens Barthelemy, vor den Grafen Raymund und den Bischoff Ademar und sagte aus, der Apostel Andreas sei ihm erschienen und habe ihm geboten, durch zwölf Vertraute in der Kirche, unweit des Hauptaltars, nachgraben zu lassen: dort werde man die heilige Lanze finden, womit Christus in die Seite gestochen worden; diese werde zum Siege verhelfen. — Sogleich wurde die Weisung befolgt, eine in Purpur gehüllte Lanze am angegebenen Orte gefunden und dem Volke gezeigt, das bei diesem Anblick in ein Freudengeschrei ausbrach und unverweilt gegen den Feind geführt zu werden verlangte. Peter gieng sogar als Gesandter in's feindliche Lager und forderte den Korboga auf, sich zu bekehren, jedenfalls ihnen aber die Stadt zu überlassen. Mit Verachtung wies der Türke solche Mahnungen, selbst die Warnungen seiner eignen Mutter zurück, bot ihnen aber Gnade an, wenn sie Muhammed's Lehre annehmen würden. Einen Sturm jedoch unterließ er in der Überzeugung, daß der Hunger sie zur Übergabe zwingen werde. Ruhig blieb er noch beim Schachspiel, als die in der Burg befindlichen Türken auf ihrem höchsten Thurme, zu seiner Warnung vor der Gefahr eines Ausfalls der Christen aus der Stadt, eine schwarze Fahne aufsteckten. Nun zogen die Christen — nach einem dreitägigen Fasten, feierlichem Hochamt und ertheiltem Sündenerlaß — unter dem Schalle der Trommeten und dem Psalm-Gesang weißgekleideter Priester, in sechs Heerhaufen getheilt, von Hugo, Gottfried, Robert, Ademar, Tancred und Bohemund geführt, die heilige Lanze in der Mitte, aus der Stadt, und warfen sich, nach zersprengter feindlicher Vorhut, auf das in 15 Haufen aufgestellte türkische Hauptheer mit so unwiderstehlicher Begeisterung, daß es sich nach einigen Widerstandsversuchen, welche aber Gottfried's und Tancred's Tapferkeit vereitelte, in wilde Flucht auflös'te. Die Beute an Lebensmitteln, an Gold und Silber, an Gewändern, Pferden und Kameelen war unermeßlich. Das Feldherrngezelt allein war so groß, daß es mit seinen vielen Gängen und thurmartigen Spitzen einer kleinen Stadt glich und 2000 Menschen faßte. — Noch an demselben Abend ergab sich auch die Burgbesatzung und erhielt für ihre Tapferkeit freien Abzug. Viele der gefangenen Türken nahmen aus Respect vor der Tapferkeit der Christen das Christenthum an. — Als späterhin den Provençalen von den

Normannen vorgeworfen wurde, die Lanzenfindung sei ein Betrug gewesen, wollte sich der Priester Barthelemy von diesem Vorwurf durch die Feuerprobe reinigen und lief durch zwei brennende Scheiterhaufen, kam zwar lebendig, aber halbverbrannt heraus und starb an seinen Wunden.

Über den Besitz von Antiochia gerieth nun aber Bohemund mit Raymund in Hader, indem letzterer die Burg inne hielt und überhaupt die Stadt vertragsmäßig dem Kaiser übergeben wissen wollte; Bohemund aber behauptete, Alexius habe durch sein Ausbleiben mit Hülfe, um die man ihn durch zweimalige Botschaft gebeten, alle Ansprüche verwirkt. Man wußte freilich nicht, daß der Kaiser wirklich mit Hülfe aufgebrochen war, daß ihn aber die kläglichen und übertriebenen Schilderungen der Strickläufer und anderer von Antiochia Entflohenen (namentlich Stephan's und Wilhelm's) zur Umkehr bewogen hatten.

3. Ankunft vor Jerusalem. Belagerung und Eroberung der Stadt. Gottfried Beschützer des heil. Grabes. Befestigung des neuen Königreichs Jerusalem durch den Sieg bei Ascalon. Gottfried's Tod.

Da die fortwährenden Streitigkeiten der Fürsten und ihre Streifereien und Eroberungen in den Umlanden mehrere Monate weggenommen hatten und inzwischen an 50000 Kreuzfahrer (darunter der fromme und standhafte Bischoff Ademar) von einer Seuche, worin Viele die Strafe Gottes für offene und geheime Sünden sahen, weggerafft worden waren, so forderte das Volk unter ungestümmen Drohungen den Aufbruch nach Jerusalem. Endlich im November bewegte sich das Kreuzheer wieder vorwärts und zog langsam, unter mannichfachen Kämpfen mit den Ungläubigen und zwischenein vorfallenden Belagerungen fester Orte, über die Küstenstädte Phöniziens nach Palästina bis Nicopolis. Von hier eilte Tancred in der Ungeduld seines Glaubenseifers mit etwa 100 Rittern voraus nach Bethlehem, pflanzte auf der Kirche dieses heiligen Geburtsorts unsers Erlösers seine Fahne auf, streifte bis unter die Mauern Jerusalem's und brachte einige erbeutete Stücke Viehs mit nach Nicopolis zurück. Hiebei wurden alle Kreuzfahrer von solcher Sehnsucht nach dem Ziele ihrer heißen Wünsche und Gelübde ergriffen, daß sie noch in derselben Nacht weiter zogen, bis sie am Morgen des 6. Juni von einer Anhöhe bei Emmaus aus die Stadt Jerusalem erblickten und alles ausgestandne Leid vergessend und vor Freuden weinend auf die Kniee fielen, den Boden küßten und in lautes Dankgebet ausbrachen. Darauf giengen sie, zum Theil baarfuß, unter schallendem Gesang bis vor die Stadt Jerusalem, wo jedoch ihrer Geduld und Tapferkeit noch eine schwere Probe wartete.

Denn obgleich kurz vorher der wilde Stamm der Orthokiden von den ägyptischen Fatimiden aus Syrien vertrieben und die wichtigsten Städte Phöniziens und Palästina's von ihnen wieder in Besitz genommen wor-

den waren, so war doch nichts desto weniger der ägyptische Befehlshaber Jerusalem's entschlossen, die Stadt auf's äußerste zu vertheidigen. Er hatte daher alle Christen von zweifelhafter Treue ausgewiesen, die Besatzung auf 40,000 Bewaffnete vermehrt, die Ringmauern und Thürme verstärkt, Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsgeräthen aufgehäuft und die ohnedieß wenig fruchtbare Umgegend auf zwei Meilen ringsum verwüstet.

Dennoch begann das Kreuzheer, das nur 20,000 waffenfähige Fußgänger und 1500 Reiter zählte, gleich am Tage nach seiner Ankunft (den 7. Juni 1099) die Belagerung und wagte am fünften Tag einen allgemeinen Sturm, der aber gänzlich mißlang, da es den Kreuzfahrern an Belagerungswerkzeugen fehlte.

Von **Jerusalem's** natürlicher Lage auf vier Bergen, zwei größern, Zion und Akra, und zwei kleinern, Morija und Bezetha, mit seiner nur gegen Norden geöffneten, auf den übrigen Seiten aber durch hohe Berge gehemmten Aussicht, ist schon früher (bei der Zerstörung Jerusalem's durch Titus s. XII. 7, 3) das Nöthige angegeben worden. Zur Zeit des ersten Kreuzzugs hatte es vier Thore nach den vier Himmelsgegenden; doppelte Mauern umgaben alle nicht von der Natur geschützten Theile; die nordwestliche Ecke des Berges Zion, worauf die Oberstadt lag, deckte eine feste Burg, der sogenannte Thurm David's; in diesem Stadttheil lag auch die über dem Grabe des Heilands erbaute Auferstehungskirche, deren dunkles Innere alle Ostermorgen von einem künstlichen Feuer wunderbar erleuchtet wurde. — Auf dem Berge Morija, worauf die Unterstadt lag, stand an der Stelle des salomonischen Tempels die prächtige, von Omar erbaute, achteckige Hauptmoschee mit ihren vier Thoren. Außerhalb der Ringmauern im Thale Josaphat, durch das der Kidron fließt, lag zutiefst die Marienkirche. — Der Burg David's gegenüber lagerte Herzog Gottfried mit den Seinen; ihm zur Linken Tancred; näher dem Zionsthor Graf Raymund; nördlich, dem Stephansthor gegenüber, Herzog Robert von der Normandie mit dem Grafen Robert von Flandern, Balduin von Burg und andern Herren.

Während Herzog Gottfried und Robert aus einem sieben Meilen entfernten Walde Baumstämme und Strauchwerk auf Kameelen und Eseln herbeischafften und daraus von Männern und Weibern, Greisen und Kindern mit dem größten Eifer Thürme, Leitern und Mauerbrecher gefertigt wurden, fiengen Hitze und Durst an, Menschen und Thiere furchtbar zu quälen, da ringsum die Brunnen vom Feinde verschüttet und Wasser entweder fünf Meilen weit hergeholt oder aus der an der Stadt befindlichen Quelle Siloah mit Blut erkauft werden mußte; und als auch Mangel an andern Lebensmitteln eintrat und Krankheit und Sterben ausbrachen, so stieg die Noth und Verzweiflung so hoch, daß Manche vor Durst Blut tranken, vor der Hitze in die Erde sich vergruben, Viele nach Joppe an die Meeresküste flohen, Andere an Jerusalem's Mauern schlichen und, sie küssend, den Tod aus den Händen der Ungläubigen sich holten.

Endlich brachten genuesische Schiffe, welche zu Joppe landeten, Lebensmittel und neue Pilgerhaufen, die zugleich mit bessern Werkzeugen zum Bau der Geschütze versehen waren. Bald darauf bestimmte

die Aussage eines Gefangenen von dem Herannahen eines ägyptischen Entsatzheeres die Fürsten zum Entschluß eines neuen, entscheidenden Sturms. Zuvor aber wallfahrtete das ganze Pilgerheer in einem feierlichen Zug unter Gesang und Trompetenschall und mit fliegenden Fahnen, obgleich von den Türken belästigt, zur Marienkirche im Josaphatthal, flehte daselbst um Sieg, und zog von da nach dem Oelberg, wo Peter und Arnulf (der Kapellan des Herzogs Robert), die Fürsten und das Volk zur Buße und Eintracht, zur Frömmigkeit und Ausdauer ermahnten, so daß Viele weinend sich umarmten und selbst Robert und Bohemund sich die Hand zur Versöhnung reichten. Dann wurde der 14. Juli zum Angriff festgesetzt.

Furchtbar war die Angriffswuth der Christen; hartnäckig und verzweifelt die Gegenwehr der Sarazenen, so daß der ganze erste Tag keine Entscheidung brachte. Mit dem zweiten Morgen erneuerte sich der Kampf mit gleicher Erbitterung; sieben heiße Stunden hatte er vergeblich gedauert und Gottfried und Tancred dachten schon auf den Rückzug, als der Anblick eines in glänzender Rüstung den Schild schwingenden Ritters auf dem Ölberg wie eine himmlische Erscheinung den Muth der Christen auf's neue belebte, so daß nun die äußere Mauer durchbrochen wurde und der Sturm auf die innere begann. Diese wurde zuerst von den flandrischen Brüdern Engelbert und Ludolf, dann von Gottfried, Tancred und den beiden Robert, zuletzt von Raymund erstiegen und so Jerusalem unter dem Ruf: Will's Gott! Gott hilf! am 15. Juli 1099 erobert.

Nähere Umstände der Erstürmung Jerusalem's sind folgende: Da Herzog Gottfried und Herzog Robert bemerkten, daß ihrem Lager gegenüber die Stadt am stärksten befestigt worden war, so änderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem Sturm und lagerten sich zwischen dem Thurm am Josaphatthal und dem Stephansthor, wo die Mauer niedriger war. — Die Belagerungsthürme, die man auf Rollen an die Mauer schob, hatten im obern Stock eine verborgene Fallbrücke, die man im rechten Augenblick auf die Mauer niederlassen konnte. — Als am zweiten Sturmtage die Belagerten einen mit brennbaren Dingen überzogenen und angezündeten Balken auf den Thurm des Herzogs Gottfried warfen, konnte dem Brande des Thurms durch nichts Einhalt gethan werden, als durch Essig. — Als nach Einnahme der äußern Mauer alles Busch- und Flechtwerk der innern Mauer von den Stürmenden in Brand gesteckt war und der Rauch vom Winde gegen die Stadt getrieben wurde, ließ man von Gottfried's Thurme die Fallbrücke nieder, betrat die Mauer und sprengte von innen das Stephansthor, durch welches Gottfried's, Tancred's und Robert's Schaaren in die Stadt drangen. Gleich darauf gewann an der Mittagsseite Graf Raymund den Davidsthurm dadurch, daß er der darin befindlichen Besatzung freien Abzug gewährte, weßhalb ihn nachher die Christen tadelten, die Moslemin aber stets ehrten. Tancred war der Erste, der nach dem Eindringen fechtend zur Kirche des h. Grabes drang, wo zu seinem Erstaunen die Christen der Stadt das „Kyrie eleyson" sangen: er gab ihnen daher eine Schutzwache gegen etwaige Anfälle der Türken.

Nun aber bereitete das Mordschwert des Glaubensfanatismus und der Rache den Besiegten ein schreckliches Blutbad: in allen Straßen wüthete der Kampf: an 10,000 Sarazenen, die sich in die befestigte Moschee geflüchtet hatten, wurden, als Tancred diese eroberte, ohne Ausnahme niedergemetzelt, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß und „der Dunst der Leichen die Sieger betäubte und forttrieb"; dann eilte man zur Synagoge und verbrannte sie sammt den Juden, die sich dahin geflüchtet hatten. Um zu plündern drang der Pilgerpöbel in alle Häuser, tödtete Greise, Weiber und Kinder und verübte maßlose Gräuel. Erst als nichts mehr zu morden und zu plündern war, reinigten die Pilger sich und ihre Schwerter vom Blut und zogen mit entblößten Häuptern und Füßen und unter Lobgesängen in die Leidens- und Auferstehungskirche, wo sie vor Freuden weinten, ihre Sünden beichteten und mit lauter Stimme Besserung gelobten!

Einerseits mißverstandener Glaube, der die an den heiligen Stätten seit Jahrhunderten an Christen begangenen Frevel auf diese Weise strafen zu müssen wähnte, anderseits rohe Mordlust und gemeine Habsucht hatten gleichen Antheil an diesem Blutbad. Die Furcht der Christen, an das zum Entsatze heranziehende ägyptische Heer verrathen zu werden, kostete auch denjenigen Sarazenen, die sich versteckt hatten, noch am andern Tage das Leben. Von den 40,000 blieben nicht so viel am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu begraben. Von der Beute gehörte nach einem vorher gegebenen Gesetz jedem alles das, weß er sich bemächtigen konnte, — ein Gesetz, das gerade den Hausbewohnern so verderblich wurde und auch die Verschleuderung der unermeßlichen Tempelschätze zu Folge hatte.

Sollte aber die Eroberung Jerusalem's keine schnell vorübergehende sein, so mußte man daran denken, diese Stadt zum Mittelpunct einer festen, gegen die voraussichtlichen Angriffe der mächtigen Feinde des Christennamens gesicherten Herrschaft zu machen. Daher wählten die am h. Grabe versammelten Fürsten und Herren (gegen die Anmuthung des ehrgeizigen und ränkesüchtigen Kapellans Arnulf, daß man ein geistliches Reich stiften sollte) den durch seine öffentlichen und häuslichen Tugenden in allgemeinster Achtung stehenden Herzog Gottfried am 22. Juli 1099 zum König von Jerusalem. Der wirklich fromme und demüthige Fürst aber wollte da, wo sein Heiland eine Dornenkrone getragen, weder die Königskrone, noch den Königsnamen tragen, sondern nur Beschützer des h. Grabes genannt sein.

Nachdem auch die nöthigen kirchlichen Anordnungen getroffen waren, rüstete man sich zum Empfang des angekündigten feindlichen Heeres, das aus 150,000 Ägyptiern, Beduinen und Negern bestehend, von Afdal, dem Vezier des ägyptischen Chalifen Mosta, geführt und von einer Zufuhrflotte unterstützt, zur Wiedereroberung Palästina's im Anzug und schon bis Askalon vorgedrungen war. Obgleich die Christen nur 15,000 M. zu Fuß und 5000 M. zu Roß entgegenzustellen hatten, so zogen sie doch, durch Gebet gestärkt, jener Übermacht entgegen und überraschten am 12. Aug. 1099

das ungeordnete und ungeübte ägyptische Heer. Rasch bis in's Lager eindringend, überließen sie sich indeß zu früh dem Plündern, wurden wieder zurückgeworfen und schienen verloren, als Gottfried durch Klugheit und persönlichen Muth die Schlacht wieder herstellte, den Feind in die Flucht sprengte und so den großen Sieg bei Askalon gewann, durch welchen das jugendliche Reich der Christen auf viele Jahre hinaus vor den Angriffen der Moslemin gesichert wurde.

Nicht sowohl die vielfach erprobte Tapferkeit der Pilger und ihrer Führer, als vielmehr der Ruhm von Gottfried's Gerechtigkeit, Weisheit, Milde und Versöhnlichkeit bewog nach und nach die Befehlshaber von Ptolemais, Cäsarea und andern Städten (auch den Fürsten von Damascus), mit ihm Zins- und Handelsverträge zu schließen; selbst viele arabische Emire wählten ihn zu ihrem Schiedsrichter. So erstarkte das Königreich Jerusalem mehr und mehr und Gottfried schien berufen, es auch einer glücklichen Entwicklung entgegenzuführen. Allein das ungewohnte Klima und die großen Anstrengungen zogen ihm ein Fieber zu, an dem er nach einjähriger Regierung den 18. Juli 1100 in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes starb und, gleichmäßig von Franken, Syriern und Griechen beweint, in der Kirche des h. Grabes beigesetzt wurde. Seine Grabschrift: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, der dieses ganze Land dem Christenthum gewonnen hat; seine Seele ruhe in Gott!" drückt das Wesen und die Bedeutung dieses christlichen Glaubenshelden einfach, aber erschöpfend aus.

4. Verunglückter Kreuzzug des Herzogs Welf von Bayern. Neue Zuzüge. König Balduin I. Erweiterung des Königreichs mit Hülfe der italienischen Seestaaten. Verfassung dieses christlich-morgenländischen Feudalstaates. Das Kirchenwesen. Gemischte Bevölkerung. Die geistlichen Ritterorden. Ausgang der Helden des ersten Kreuzzuges.

Gottfried's Wunsch ehrend, übertrugen die Wahlherren seinem Bruder **Balduin** von Edessa die Nachfolge, und dieser, der jene Grafschaft seinem Verwandten Balduin von Burg (du Bourg) überließ, nahm mit seiner Krönung den Titel König von Jerusalem an. Das kleine Königreich würde aber seinen vielen äußern Feinden bald erlegen sein, wenn es nicht fortwährend Zuzug durch neue Pilgerschaaren erhalten hätte. Wenig freilich konnte ihm anfangs, bald nach Balduin's Regierungsantritt, der zersprengte Rest des großen Kreuzheeres helfen, das 1101 unter dem Herzog Welf IV von Bayern, dem Erzbischoff Anselm von Mailand, dem Grafen Wilhelm von Poitou und andern Herren nach Asien gezogen war, um das Chalifat von Bagdad zu zerstören, aber schon in Vorderasien durch Zuchtlosigkeit und Ermattung, durch Hunger und Türkenschwert den Untergang gefunden hatte.

Dieses aus wenigstens 150,000 französischen, deutschen und italienischen Pilgern bestehende Kreuzheer, bei dem sich auch viele der vornehmsten Frauen befanden, wurde auf der cappadocischen Ebene von Marasch von den vereinigten Sarazenen geschlagen und theils getödtet, theils gefangen oder zersprengt. Auch die schöne Markgräfin Ida von Österreich gerieth in die Gefangenschaft. — Dieser entsetzliche Schlag erschütterte auch die Grafschaft Edessa: denn die Orthokiden und der Statthalter von Mosul schlugen den Grafen Balduin von Burg, so daß er in Gefangenschaft gerieth und Tancred mit Mühe Edessa rettete. — Auch Bohemund, der von dem Kaiser Alexius bekriegt und auch von den Türken bedrängt wurde, übergab sein Fürstenthum Antiochia dem Tancred zur Beschirmung und eilte nach Apulien zurück, um ein Kreuzheer zu werben; er ward überall in Italien und Frankreich als Glaubensheld mit Begeisterung aufgenommen und kehrte mit 34,000 Streitern zurück, wurde aber unterwegs schon in Illyrien durch Krankheiten und siegreiche Angriffe der Griechen genöthigt, in Betreff Antiochiens die Lehnshoheit des griechischen Kaisers anzuerkennen. Bohemund, dadurch gekränkt, starb 6 Monate darauf in Apulien und sein mit Constantia, der Tochter des Königs Philipp von Frankreich, erzeugter Sohn Bohemund II (noch ein Kind) wurde sein Nachfolger.

Vorzüglich waren es die freien Handelsstädte Italiens, Pisa, Genua und Venedig, welche für ihren Handel nach dem Morgenland an den Küsten Palästina's und Syriens feste Anhaltspuncte suchten und außer andern nöthigen Bedürfnissen stets frische Kämpfer dahin führten.

Mit Hülfe dieser Verstärkungen eroberte König Balduin I die wichtigen Hafenstädte Cäsarea, Accon (das alte Ptolemais, 1104), Tripolis (1106), Sidon und Berytus (1110), hatte aber nicht Macht genug, die Gräuel zu bestrafen, welche die Italiener, allen Verträgen zuwider, an diesen Städten verübten.

Balduin I starb 1118. Sein Nachfolger, der schon betagte Balduin von Burg, bisheriger Graf von Edessa, schlug 1123 ein zahlreiches ägyptisches Heer und eroberte 1124 Tyrus, gerieth aber in die Gefangenschaft des Fürsten von Aleppo und mußte sich mit 80000 Goldstücken lösen. Unter ihm erreichte das Königreich Jerusalem seine höchste Blüthe, in dem es mit seinen Kronlehensländern westlich Tarsus in Cilicien, östlich Edessa, südlich Elarisch bei Gaza zu Gränzen hatte. In so fern nun in diesem morgenländisch-christlichen Königreiche zu den beiden Hauptelementen eines mittelalterlichen Staats, dem Lehnswesen und der Hierarchie, das aufblühende Bürgerthum als drittes hinzukam, erscheint es als ein „veredeltes Abbild" eines abendländischen Feudalstaats jener Zeit; — in so fern es aber das Lehnswesen „nicht nach der alten strengen karolingischen," auch „nicht nach der strengen süditalienisch-normannischen," sondern nach der in Frankreich „unter den ersten Kapetingern ausgearteten Form" aufnahm, bei welcher die Kronvasallen fast ganz unabhängig vom Könige waren und der König nur als der erste Baron erschien, so ist der Lehnsstaat von Jerusalem als eine Mißform anzusehen. Und da zu der völlig losen Verbindung jener obgenannten drei Elemente noch die hemmende Mischung so verschiedenar-

tiger, auf einander eifersüchtiger Nationalitäten und der schwächende Einfluß asiatischen Genußlebens hinzukam, so konnte dieß alles dem neuen Staate keine feste und beständige Dauer verbürgen.

Das Königreich **Jerusalem** umfaßte 1. das eigentliche Kronland, das bei Gottfried's Tod, außer der Stadt Jerusalem, noch Joppe und 20 kleinere Ortschaften enthielt und nachher von Dan bis Bersaba reichte; 2. vier große unmittelbare, nur durch ein loses Lehnsband zusammengehaltene Herrschaften, nämlich die von Gottfried's Bruder Balduin gestiftete Grafschaft Edessa; das von Bohemund gegründete erbliche Fürstenthum Antiochien; die an Raymund von Toulouse übertragene Grafschaft Tripolis (zwischen Biblus und Berytus) und das von Tancred gestiftete Fürstenthum Tiberias am See Genezareth; 3. viele kleinere, mittelbare Lehen und 4. solche Herrschaften, die von mittelbaren Herren ihre Lehen empfiengen.

Die unter dem Namen „Briefe des heiligen Grabes" oder „Satzungen des Königsreichs" vorhandene, zum Theil schon von Gottfried begonnene Sammlung von Gesetzen und Gewohnheiten enthält die nähern Verhältnisse dieses morgenländisch-christlichen Staates. — Das Königthum war erblich, und beim Aussterben des Herrscherhauses hatten die größern weltlichen und geistlichen Herren das Wahlrecht. Der neugewählte König mußte zuerst die Gesetze des Reichs und die Freiheiten der Lehnsmannen beschwören; dann wurde er in der Kirche des heil. Grabes von dem Patriarchen gekrönt und in seinem Krönungsschmucke dem Volke vorgestellt, worauf ihm die Vasallen huldigten. Seine Macht war durch das streng gegliederte Lehnswesen beschränkt: in irgend wichtigen Fällen war er an den Beirath des Patriarchen, der Barone und der angesehensten Ritter —, in Betreff der Gesetzgebung an den, aus dem hohen Adel (d. i. unmittelbaren Lehnsträgern), aus den Geistlichen und aus den Bürgern zusammengesetzten Reichstag gebunden.

Kronbeamte waren: der Seneschall als Aufseher über alle königlichen Burgen und Schlösser, so wie über alle Amtleute, ferner als Verwalter der königlichen Einkünfte, oberster Richter und Stellvertreter des abwesenden Königs; der Connetable als Kronfeldherr und als Vorsitzer des Gerichtshofs der Großen des Reichs, und Träger der Reichsfahne bei Festen; der Marschall als Aufseher der königlichen Lehnsmannen und des Heerlagerwesens, in letzterer Beziehung dem Kronfeldherrn untergeordnet; der Oberkämmerer bloß als Mundschenk, Festordner und Schwertträger.

In Streitigkeiten des hohen Adels entschied der Oberlehnshof, in Streitigkeiten des niedern Adels (der Afterlehenträger) andere Lehnshöfe; in Streitigkeiten aller Andern der Bürgerhof durch einen königlichen Grafen unter Beiziehung freigewählter Schöffen. Die Lehen vererbten in männlicher und weiblicher Linie. — In Schuldprozessen konnte nur der Bürger, nicht aber der Ritter dem Gläubiger als Gefangener zugesprochen werden. — Der niedere Stand schmachtete großentheils in drückender Leibeigenschaft und Niemand dachte daran, daß da, von wo für Alle die Erlösung ausgegangen war, die Sclaverei eine der größten Sünden sei.

Das **Kirchenwesen** leitete der Patriarch, unter welchem fünf Erzbischöffe, viele Bischöffe, Äbte und alle Kloster- und Weltgeistlichen standen. Die kirchlichen Einkünfte bestunden aus Lehnsgrundstücken, Zehnten und freiwilligen Gaben. — Die Kirche war unabhängiger, als im Abendland und dem Staate zu weiter nichts verpflichtet, als in Fällen dringender Gefahr zur Stellung einer Anzahl Fußgänger. — Obgleich der Patriarch vom Papste abhängig war, so fand doch unter den Bekennern des Christenthums im Königreich Jerusalem keine große kirchliche Einheit Statt, da die Noth den Ketzerhaß gar sehr minderte und die Kirchenmacht den Secten nicht

beikommen konnte. Nirgends auf so kleinem Raume fanden sich so viele christliche Secten beisammen, wie z. B. die Nestorianer, die monophysitischen Jakobiten und Armenier, die monotheletischen Maroniten im Libanon, die Surianer (Syrer), deren Gottesdienst mit vielen muhammedanischen Gebräuchen vermischt war) u. a. — Unter den Juden, welche wenig geachtet waren, fanden sich noch die Secten der Essäer, Sadducäer und Samariter.

Von den verschiedenen dort befindlichen abendländischen Nationen galten die Italiener, insbesondere die Pisaner, Genueser und Venetianer, für tapfer, gewandt im Handel, vorsichtig, ihren Führern gehorsam; die Provençalen für mäßig und arbeitsam; die Franzosen für kriegerisch, aber stolz und verschwenderisch; die Deutschen (im Orient Franken genannt) für tapfer, mildthätig und fromm, aber heftig und unmäßig. — Die in Syrien geborenen Kinder und Nachkommen der ersten Kreuzfahrer nannte man Pullanen: sie hatten alle Fehler der Ausartung, indem sie genußsüchtig, weichlich, arbeitscheu, zänkisch, feige und verrätherisch waren.

Die Hauptstützen des neuen Staates waren die geistlichen **Ritterorden,** die sich seit dem ersten Kreuzzug im Morgenlande bildeten und in denen sich das Ritterthum und das Mönchswesen auf eine eigenthümliche Weise durchdrang. So wie überhaupt die Ritterschaft aller christlichen Nationen des Abendlands durch die Kreuzzüge in einen vollkommenern körperschaftlichen Zusammenhang trat und sich zu einem geschlossenen, allenthalben sich erkennenden Stand ausbildete: so erhielt nun der Geist des Ritterthums, der vorher mehr bloß die Tapferkeit als Ziel kannte und darum leicht zu übermüthiger Gewaltthätigkeit und Ungebundenheit neigte, durch den Geist der Selbstverläugnung und des Gehorsams, der die Grundlage dieser geistlichen Ritterorden ausmachte, eine veredelnde Richtung auf ein höheres Ziel, welche auch auf die weltliche Ritterschaft zurückwirkte.

Die in Folge des ersten Kreuzzugs entstandenen geistlichen Ritterorden, deren Zweck zunächst Pflege und Beschützung der Pilger und Kampf gegen die Ungläubigen war, sind der von Gerhard aus der Provençe 1113 gestiftete und von Paschalis II 1118 bestätigte Orden der Johanniter oder Hospitaliter und der durch Hugo von Payens 1119 gegründete und 1128 bestätigte Orden der Tempelherren. Beide erwarben sich in der Zeit ihrer ersten Entwicklung durch ihre aufopfernde Hingebung an den Zweck ihrer Stiftung, insbesondere durch Sitteneinfalt und Heldenmuth die allgemeinste Achtung und stiegen durch Schenkungen und Privilegien von dürftigen Anfängen zu großen Besitzthümern, ja zu einer gebietenden Macht im Morgen- und Abendland, so daß namentlich der Templerorden große Heere in's Feld stellen und allenthalben den Ausschlag geben konnte.

Der **Johanniterorden** hatte seinen Ursprung aus einem im Thale Josaphat liegenden, nach dem h. Johannes (dem Barmherzigen, Patriarchen von Alexandria) benannten Hospitium oder Kranken- und Armenhaus für Pilger, das in der Mitte des 11. Jahrhunderts von einem zu dem gleichen Zwecke gegründeten Benedictinerkloster daselbst ausgieng und neben einem andern, schon im 9. Jahrhundert von Kaufleu-

ten aus Amalfi für Wallfahrer gegründeten Benedictinerkloster und Hospital in der Nähe der Marienkirche lag, mit der beide Klöster und Hospizien zusammenhiengen. Der zur Zeit des ersten Kreuzzugs lebende Vorsteher des Johannishospitiums, Gerhard aus der Provençe, nahm sich der Bedrängten jedes Glaubens so menschenfreundlich an, daß König Gottfried diese Anstalt mit beträchtlichen Grundstücken bedachte und ihm auch unabhängig von jenem Kloster sein Ziel zu verfolgen gestattete. Seitdem gaben sie sich, in Meister und Brüder abgestuft, die Regel der Augustiner-Chorherrn und trugen einen schwarzen Mantel mit weißem achteckigen Kreuz auf der linken Seite. Sie widmeten sich dem Dienst der Kranken und Armen mit solchem Eifer, daß Fürsten und Ritter des Morgen- und Abendlandes sie durch Gaben und Vermächtnisse ehrten und Papst Paschalis II (1113) sie vom Zehnten an den Patriarchen befreite und ihnen das Recht ertheilte, sich selbst ihren Großmeister zu wählen. — Durch Gerhard's Nachfolger, Raymund du Puy, einen Ritter aus der Dauphiné, erhielten die Johanniter 1118 eine strengere, dem Augustinerorden ähnliche Verfassung; zum eigentlichen Ritterorden wurden sie aber erst 1130 erhoben. Die Ordensglieder zerfielen in drei Klassen oder Ordensstände: in Ritter, welche als Streiter Christi die Pilger geleiteten und gegen Angriffe der Ungläubigen schützten, außerdem aber auch Kranke pflegten; in Geistliche (Priester und Kapellane), die den Gottesdienst und die Kranken- und Armenpflege besorgten; in dienende Brüder, welche den beiden andern Ordensständen beistanden, selbst aber nie Ritter werden konnten. Alle drei Klassen wurden nicht bloß auf die Kranken- und Armenpflege, sondern auch auf die drei Klostergelübde (Armuth, Gehorsam, Keuschheit oder den Cölibat) verpflichtet, mußten die strengste Sittlichkeit beobachten und allen Prunk, insbesondere in der Kleidung vermeiden; Vergehungen gegen diese Pflichten wurden streng gebüßt.

An der Spitze stand der Großmeister, der mit einem Rath die Hoheitsrechte übte, und durch Beamte (Lehrer genannt) die in Kommenthureien und Commanderieen getheilten Ordensgüter verwalten ließ. — Diese Verbindung des geistlichen und weltlichen Heldenthums führte dem Orden bald so viele Glieder aus dem Adel aller christlichen Länder zu, daß eine Eintheilung derselben nach Stämmen nöthig wurde und der Orden bei seiner wachsenden Ausdehnung sich nach Sprachen in sieben Zungen theilte (Provençe, Auvergne, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und England). Seine Kommenthureien in diesen Ländern umfaßten im folgenden Jahrhundert zusammengenommen 19000 Morgen Landes.

Der **Tempelherrnorden** entstund um dieselbe Zeit aus der Verbrüderung von acht, bald darauf neun französischen Rittern (darunter Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer), welche, ergriffen von dem Beispiel der Johanniter, sich 1119 unter Ablegung der drei Klostergelübde zur sichern Geleitung der Pilger und zum Kampf gegen die Ungläubigen verbanden und deßhalb vom König Balduin II einen Theil seines Palastes eingeräumt bekamen, der neben der Tempelhalle Salomo's lag und daher ebenfalls Tempel hieß. Aus diesem Grunde nannten sie sich Fratres militiae templi, Tempelritterbrüder, oder templarii, Templer. — Vom Papst Honorius II bestätigt, nahmen sie 1128 die von Bernhard von Clairveaux verschärfte Benedictinerregel an, trugen einen weißleinenen Mantel mit einem achtspitzigen blutrothen Kreuze vornen und führten ein weißschwarzes Banner (Panier) mit der Umschrift: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!" — Ihr für die bedrängte Christenheit im Morgenland so nützliches Unternehmen fand so viel Beifall, daß die vornehmsten Grafen und Ritter aus verschiedenen Ländern sich aufnehmen ließen, und Fürsten und Völker, Geistliche und Weltliche wetteiferten, diesen Orden mit Gaben und Privilegien zu beschenken, also daß er nach einem Jahr-

hundert 20,000 Ritter zählte und 9000 Comthureien und Prioreien mit liegenden Gründen in Europa und Asien besaß, andere Einkünfte nicht gerechnet.

Auch der Tempelorden zerfiel in Ritter, in Geistliche und in dienende Brüder, welche theils Waffenwerk, theils Handwerk trieben. Der Großmeister mit einem Rath leitete das Ganze; nach ihm kamen der Großcomthur, der Marschall, der Seneschall, der Schatzmeister, der Turkopolier (Befehlshaber der Leichtbewaffneten). — Ihre Tapferkeit war allgemein anerkannt und den Sarazenen waren sie ein Schrecken. „Auf Kampf, nicht auf Prunk, (schreibt der h. Bernhard von ihnen) auf Sieg, nicht auf Eitelkeit gerichtet, wollen sie mehr Furcht als Bewunderung erregen. In der Schlacht besonnen, nicht leidenschaftlich, ordnen sie ihre Schaaren mit Bedacht und Umsicht, stürzen dann, uneingedenk ihrer sonstigen Sanftmuth, mit Ungestüm auf den Feind, dessen Zahl oder Wildheit ihnen nie furchtbar ist; denn sie hoffen Sieg von der Stärke des Herrn: darum sind schon Tausende vor Einem, Zehntausende vor Zweien geflohen."

Nach dem Muster dieser beiden Orden, die vor ihrer Ausartung zwei Menschenalter hindurch ihren Ruhm fleckenlos zu erhalten wußten (mit Ausnahme der Eifersucht, die allmählich zwischen beiden hervortrat) bildeten sich auch die geistlichen Ritterorden in Spanien, nämlich der Orden von Calatrava, der von St. Jago di Compostella, der von Alcantara, welche alle den dortigen Sarazenen viel zu schaffen machten.

(Von dem erst auf dem zweiten Kreuzzuge im Morgenlande noch entstandenen deutschen Orden s. unten XVI. 3, 8.)

Noch aber waren diese Orden in ihrer ersten Entwicklung; von den Helden des ersten Kreuzzuges waren die berühmtesten schon gestorben, wie Raymund (1105), Bohemund I (1110), Tancred (1112), Balduin I (1118), oder betagt, wie Balduin II; manche der andern Herren schalteten zügellos und willkührlich, oder widerstrebten dem nöthigen Zusammenwirken, oder lebten selbst im Hader miteinander, wie Joscelin von Edessa mit Bohemund II von Antiochien, so daß, als letzterer in Cilicien eingefallen war, seine leidenschaftliche Wittwe (König Balduin's II Tochter) sogar die Türken zu Hülfe rief und ihr alter Vater mit Waffengewalt diese Verrätherei seiner Tochter vereiteln und dem Kinde Bohemund's die Huldigung der Antiochier zu Wege bringen mußte. Diese Verwirrungen, gegenüber den immer kräftiger auf größere Einigung gerichteten Strebungen der Erbfeinde des Christennamens, ließen befürchten, daß bei irgend einem größern Zusammenstoß die künstliche Staatsschöpfung eine starke Erschütterung erleiden möchte.

Sechzehntes Buch.

Der Kampf der Welfen und Ghibellinen im Zeitalter der Hohenstaufen: die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht.

---

1. Kapitel. Einleitender Blick auf die wesentlichsten innern Zustände der christlich-abendländischen Welt im 11. und 12. Jahrhundert.

1. Das mittelalterliche Städtewesen im 11. und 12. Jahrhundert in Italien, Frankreich, Burgund und Deutschland. Die Immunitäten der Bischöffe. Die Vögte und Untervögte. Die Gerichtsschöffen. Das Consulncollegium. Erweiterung der Stadtrechte. Zeitweise Opposition des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnsstaat.

Hatte das römisch-deutsche Kaiserthum durch den vierten Heinrich selber dem Papstthum die Waffen gegen sich in die Hand gegeben, und dieses, die Zerrissenheit und Parteiung Deutschlands benützend, sein längst angestrebtes Principat durch Gregor VII wenigstens vorläufig zum ausgebildetsten Entwurf gebracht, so eröffnete ihm einerseits der feste Widerstand, zu dem der gewaltherrische Sinn des fünften Heinrich das Papstthum trieb, anderseits der erste Kreuzzug, der das kaiserliche Ansehen schwächte und das päpstliche hob, die Bahn zur vollständigen Ausführung jenes Entwurfs und half seinen spätern vollen Triumph vorbereiten. Bevor wir aber den Gegensatz der weltlichen und geistlichen Macht, den wir nach dem Erlöschen des salisch-fränkischen Herrscherstamms durch den um diese Zeit beginnenden Kampf der Welfen und Ghibellinen in ein neues Stadium werden übergehen sehen, weiter verfolgen, müssen wir zum Verständniß dieser neuen Entwicklungsstufe einerseits das im 11. und 12. Jahrhundert emporstrebende Städtewesen, anderseits die Kirchenverhältnisse jener Zeit in Betreff des Mönchthums, der Scholastik, der Mystik und des Ketzerwesens vorher in's Auge fassen, um den Gang der Begebenheiten recht zu verstehen.

Das Städtewesen des Mittelalters gieng bei seiner ersten Ausbildung in Italien, Gallien (XV. 6, 3.) und am Rhein von den daselbst vorhandenen römischen Municipien aus, im übrigen Deutschland aber aus den neuen Städtebefestigungen Heinrich's I (XV. 2, 1) und aus dem in und mit ihnen sich entwickelnden Verkehr, so wie aus den in ihrer Nähe sich aufthuenden Schutzgemeinden hervor.

An die Verfassung der **Immunitäten** oder der vom Grafenbann befreiten Herrschaften des höhern Klerus und Adels sich anschließend, erwuchs das städtische Wesen zunächst auf dem Grunde der karolingischen Reiche, während es in den skandinavischen Reichen, so wie in den gegen die Slaven errichteten Marken ein Nachbild norddeutscher Einrichtungen war.

Erwähnt wurde schon an seinem Ort, daß vormals im ganzen karolingischen Reiche, welches in Grafengaue getheilt war, der **Graf** als Lehnsbeamter, außer dem Heerbefehl und der Verwaltung, auch den **Gerichtsbann** hatte und die Unterrichter nicht über Leben, Freiheit und reines Eigenthum Recht sprechen konnten. Da in der Folge diese Grafenrechte auch an Bischöffe und Äbte ertheilt, sonach diese vom Grafenbann befreiten (eximirten) Territorien allmählig beinahe **selbstherrlich** wurden: so übertrugen jene Kirchenobern die Rechte dieser ihrer besondern Herrschaft (oder die sogenannten Immunitäten d. i. Freiheiten) an **Vögte**, welche dieselben in ihrem Namen ausübten.

Die Gränzen eines solchen, **mit eigner Gerichtsbarkeit** begabten Gebiets wurden durch das Standbild eines Schutzheiligen bezeichnet und daher **Weichbild** (corpus sanctum) genannt. Da die **Bischöffe** Mühe hatten, sich gegen die weltliche Macht zu halten, so suchten sie sich der Treue ihrer Weichbildbewohner zu versichern und gewährten ihnen daher möglichste Erleichterung, indem sie z. B. den Steuerdruck minderten, den Erwerb von Gemeindegut gestatteten rc., so daß ein solches (geistliches) **Immunitätsgebiet** nach und nach an Bevölkerung, Kunst und Gewerbfleiß und dadurch an **Wohlfahrt** zunahm (daher das Sprüchwort kam: „**unter dem Krummstab ist gut wohnen.**")

Weil nun in allen großen **Städten Italien's** (mit Ausnahme derer, die weder lombardisch, noch fränkisch waren) die Bischöffe solche Immunitäten besaßen, so traten ihre **Vögte** (Vicecomites oder Visconti) fast überall an die Spitze der Stadtgemeinden. In großen Immunitätsgebieten (wie in Mailand, Ravenna und ähnlichen Städten) hatte der bischöffliche Vogt in den einzelnen Gebietstheilen Untervögte, **Amt-** oder **Hauptleute** genannt (Capitanei oder Capitani).

Nun bestund die Bevölkerung einer jeden solchen Stadt (bis in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts) 1. aus dem **Rest freier Gemeinden**, 2. aus **Gemeinden der Lehns- und Dienstleute** des Gerichtsherrn, 3. aus **zinspflichtigen Gewerbsleuten**, die vom Gerichtsherrn abhängig und politisch bedeutungslos waren. Diese drei, früherhin politisch ganz getrennten Bestandtheile hatten sich durch Vereinigung unter Einem Richter zu Einer Stadtgemeinde gebildet. Die Vertreter einer solchen Stadtgemeinde waren die **Gerichtsschöffen** (Gerichtsbeisitzer, scabini consules, auch judices), deren Zahl sich nach den ehemaligen **schöffenbaren** Gemeinden richtete, aus denen die Stadtgemeinde sich gebildet hatte. Sie bildeten zusammen den **Schöffenrath** oder das **Consulncollegium**, das seine Berathungen unter dem Vorsitz des Vice-

Sechzehntes Buch.

Der Kampf der Welfen und Ghibellinen im Zeitalter der Hohenstaufen: die Hierarchie auf dem Gipfel ihrer Macht.

1. Kapitel. Einleitender Blick auf die wesentlichsten innern Zustände der christlich-abendländischen Welt im 11. und 12. Jahrhundert.

1. Das mittelalterliche Städtewesen im 11. und 12. Jahrhundert in Italien, Frankreich, Burgund und Deutschland. Die Immunitäten der Bischöffe. Die Vögte und Untervögte. Die Gerichtsschöffen. Das Consulncollegium. Erweiterung der Stadtrechte. Zeitweise Opposition des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnsstaat.

Hatte das römisch-deutsche Kaiserthum durch den vierten Heinrich selber dem Papstthum die Waffen gegen sich in die Hand gegeben, und dieses, die Zerrissenheit und Parteiung Deutschlands benützend, sein längst angestrebtes Principat durch Gregor VII wenigstens vorläufig zum ausgebildetsten Entwurf gebracht, so eröffnete ihm einerseits der feste Widerstand, zu dem der gewaltherrische Sinn des fünften Heinrich das Papstthum trieb, anderseits der erste Kreuzzug, der das kaiserliche Ansehen schwächte und das päpstliche hob, die Bahn zur vollständigen Ausführung jenes Entwurfs und half seinen spätern vollen Triumph vorbereiten. Bevor wir aber den Gegensatz der weltlichen und geistlichen Macht, den wir nach dem Erlöschen des salisch-fränkischen Herrscherstamms durch den um diese Zeit beginnenden Kampf der Welfen und Ghibellinen in ein neues Stadium werden übergehen sehen, weiter verfolgen, müssen wir zum Verständniß dieser neuen Entwicklungsstufe einerseits das im 11. und 12. Jahrhundert emporstrebende Städtewesen, anderseits die Kirchenverhältnisse jener Zeit in Betreff des Mönchthums, der Scholastik, der Mystik und des Ketzerwesens vorher in's Auge fassen, um den Gang der Begebenheiten recht zu verstehen.

Das Städtewesen des Mittelalters gieng bei seiner ersten Ausbildung in Italien, Gallien (XV. 6, 3.) und am Rhein von den daselbst vorhandenen römischen Municipien aus, im übrigen Deutschland aber aus den neuen Städtebefestigungen Heinrich's I (XV. 2, 1) und aus dem in und mit ihnen sich entwickelnden Verkehr, so wie aus den in ihrer Nähe sich aufthuenden Schutzgemeinden hervor.

An die Verfassung der Immunitäten oder der vom Grafenbann befreiten Herrschaften des höhern Klerus und Adels sich anschließend, erwuchs das städtische Wesen zunächst auf dem Grunde der karolingischen Reiche, während es in den skandinavischen Reichen, so wie in den gegen die Slaven errichteten Marken ein Nachbild norddeutscher Einrichtungen war.

Erwähnt wurde schon an seinem Ort, daß vormals im ganzen karolingischen Reiche, welches in Grafengaue getheilt war, der Graf als Lehnsbeamter, außer dem Heerbefehl und der Verwaltung, auch den Gerichtsbann hatte und die Unterrichter nicht über Leben, Freiheit und reines Eigenthum Recht sprechen konnten. Da in der Folge diese Grafenrechte auch an Bischöffe und Äbte ertheilt, sonach diese vom Grafenbann befreiten (eximirten) Territorien allmählig beinahe selbstherrlich wurden: so übertrugen jene Kirchenobern die Rechte dieser ihrer besondern Herrschaft (oder die sogenannten Immunitäten d. i. Freiheiten) an Vögte, welche dieselben in ihrem Namen ausübten.

Die Gränzen eines solchen, mit eigner Gerichtsbarkeit begabten Gebiets wurden durch das Standbild eines Schutzheiligen bezeichnet und daher Weichbild (corpus sanctum) genannt. Da die Bischöffe Mühe hatten, sich gegen die weltliche Macht zu halten, so suchten sie sich der Treue ihrer Weichbildbewohner zu versichern und gewährten ihnen daher möglichste Erleichterung, indem sie z. B. den Steuerdruck minderten, den Erwerb von Gemeindegut gestatteten 2c., so daß ein solches (geistliches) Immunitätsgebiet nach und nach an Bevölkerung, Kunst und Gewerbfleiß und dadurch an Wohlfahrt zunahm (daher das Sprüchwort kam: „unter dem Krummstab ist gut wohnen.“)

Weil nun in allen großen Städten Italien's (mit Ausnahme derer, die weder lombardisch, noch fränkisch waren) die Bischöffe solche Immunitäten besaßen, so traten ihre Vögte (Vicecomites oder Visconti) fast überall an die Spitze der Stadtgemeinden. In großen Immunitätsgebieten (wie in Mailand, Ravenna und ähnlichen Städten) hatte der bischöffliche Vogt in den einzelnen Gebietstheilen Untervögte, Amt- oder Hauptleute genannt (Capitanei oder Capitani).

Nun bestund die Bevölkerung einer jeden solchen Stadt (bis in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts) 1. aus dem Rest freier Gemeinden, 2. aus Gemeinden der Lehns- und Dienstleute des Gerichtsherrn, 3. aus zinspflichtigen Gewerbsleuten, die vom Gerichtsherrn abhängig und politisch bedeutungslos waren. Diese drei, früherhin politisch ganz getrennten Bestandtheile hatten sich durch Vereinigung unter Einem Richter zu Einer Stadtgemeinde gebildet. Die Vertreter einer solchen Stadtgemeinde waren die Gerichtsschöffen (Gerichtsbeisitzer, scabini consules, auch judices), deren Zahl sich nach den ehemaligen schöffenbaren Gemeinden richtete, aus denen die Stadtgemeinde sich gebildet hatte. Sie bildeten zusammen den Schöffenrath oder das Consulncollegium, das seine Berathungen unter dem Vorsitz des Vice-

comes oder Vogts hielt und sich beim Abgang von Gliedern durch eigne Wahl ergänzte.

Als sich der Investiturstreit erhob (XV. 5, 4) und es vorkam, daß oft für ein und dasselbe Bisthum zwei Bischöffe zugleich, nämlich einer vom König und einer vom Papst, ernannt wurden, so konnte sich von den beiden Ernannten nur derjenige in den Besitz des Bisthums setzen, der von einer solchen, unter dem Vogt oder Vicecomes vereinigten Stadtgemeinde anerkannt wurde. Diese Anerkennung aber wurde ihm nur dann zu Theil, wenn er der schöffenbarfreien Gemeinde einen Theil seiner Hoheitsrechte entweder schenkte, oder verkaufte, oder sonst abtrat.

Die auf diese Weise von der Gemeinde erworbenen Hoheitsrechte wurden nun von dem Schöffenrath geübt, und gegen das Ende des 11. Jahrhunderts besaß er die Ausübung dieser sämmtlichen die Justiz, Polizei und Administration umfassenden Rechte.

War nach dem Abgang eines Vicecomes noch kein neuer ernannt, oder der ernannte von der Stadt noch nicht anerkannt, so wählte sich inzwischen der Schöffenrath aus seiner Mitte einen eigenen Vorsitzer. Allmählich war man darauf bedacht, sich des Vicecomes ganz zu entledigen, entweder durch Vertrag oder Gewalt, so daß seit dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts nirgend ein Vicecomes mehr vorkam. An ihrer Stelle erscheint an der Spitze des Schöffenraths eine aus dessen Mitte gewählte ständige Deputation von Consuln, welche das Polizeiliche und Administrative besorgten, während die übrigen Schöffen die Gerichtspflege hatten. Jene hießen consules communis (Meister des Raths), diese consules de placitis. Den erstern wurden in der Folge noch consules de credentia (ein Geheimrath der Stadt) zum Beistand gegeben. So war das freistädtische Wesen in Italien in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden.

Daß sich in Deutschland ein städtisches Wesen auf ähnliche Weise, nämlich durch Befreiung (Exemtion) vom Grafenbann und durch Vereinigung verschiedenartiger Gemeinden zu Einer Stadtgemeinde, gebildet hat, ist schon oben XV. 3, 2 angegeben worden. Der dem Schöffenrath vorsitzende königliche oder fürstliche oder bischöffliche Beamte erhielt sich jedoch in Deutschland in seiner Gewalt länger, als in Italien.

Die deutschen Könige, besonders die salischen, befreiten oft ganze Landbezirke, in welchen Krongüter lagen, von der gräflichen Gerichtsbarkeit und übertrugen die Rechtspflege darin einem Reichsvogt (advocatus imperii). Die in solchen Reichsvogteien durch den König oder Kaiser gegründeten Bürgergemeinden hießen Reichsstädte (civitates imperii). Da der weltliche Schutzherr jenen Vögten einen stärkern Anhalt, als der geistliche, verleihen konnte, so gelangten auch dergleichen Städte langsamer zur Unabhängigkeit.

Erst im 14. Jahrhundert entwickelten sich in Deutschland Freistädte nach dem Muster Oberitaliens, indem die Stadtobern meist freiwillig einen Theil ihrer Herrschaftsrechte an diese Städte abtraten und so allmählich auch hier an die Stelle der Burggrafen oder Vögte die aus der Mitte des Schöffenraths gewählten Rathmeister oder Bürgermeister (Proconsules oder magistri civium) traten, welche dasselbe waren, was die consules communis in den italienischen Städten. — Mit der allmählichen Häufung der Geschäfte bildete sich neben dem Schöffengericht ein Collegium von Rathmannen (auch consules genannt), das, an Mitgliederzahl dem Schöffencollegium gleich, anfangs nur einen Theil der niedern Polizei und Administration hatte und später ebenfalls einen Bürgermeister an die Spitze bekam, dessen Würde mit dem zunehmenden Erwerb der Hoheitsrechte an Bedeutung stieg und zuletzt die erste und angesehenste in der Stadt wurde, während das Rathmeister- oder Schultheißenamt untergeordnet erschien.

Ganz ähnliche Städteeinrichtungen fanden sich in Frankreich, in Burgund und in Aragonien (der ehemaligen spanischen Mark). Näheres s. in Leo's Universalg. II. 2. Aufl. S. 475—486. Über d. Städteverfassung von Italien s. Hegel's Gesch. ders. In allen diesen Städten des ehemaligen Karolingerstaats zeigten sich schon frühe die Keime einer allerdings anfangs nur schwachen und zeitweisen „Oppositon" des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnstaat; doch trat dieselbe erst dann stärker und ausgeprägter hervor, als die Formen des Städtewesens in Italien eine weitere Ausbildung erhielten, durch die Einrichtung des Zunftwesens und durch das Emporkommen des zünftigen Regiments, das dem bis dahin bevorzugten patrizischen allenthalben ein Ende machte. — Diese weitere Entwicklungsstufe des Bürgerthums wird sich indeß anschaulicher am deutschen Städtewesen des 13. und 14. Jahrhunderts darstellen. (S. XVII.)

Nachdem die italienischen Städte eigenes Regiment und selbstgewählte Consuln errungen hatten, fiengen sie allmählich an, dieselben fast jährlich zu wechseln, um diesen Beamten keine Gelegenheit zu lassen, sich in der Herrschaft festzusetzen. Auch zwangen sie den Landadel, in den Städten seinen festen Wohnsitz zu nehmen, und zogen ihn so in den Kreis ihres Burgrechts; und bald fand sich in weitem Umkreise kaum einer der adeligen Zwingherrn, der sich nicht gefügt hätte. (Der einzige Graf von Montferrat war von den Städten „wie zum Hohn" übrig gelassen worden). Dadurch, so wie daß die Bürgerschaft es nicht verschmähte, junge Leute niedrigen Standes oder gemeine Handarbeiter, die anderswo von ehrenvollen Beschäftigungen ausgeschlossen waren, in den städtischen Kriegsdienst aufzunehmen, kam es, daß diese Freistädte, in denen ohnedieß alle Bürger waffenfähig waren, bei ihrem regen Kunst- und Gewerbfleiß bald andere Städte an Reichthum und Macht überragten, ja in ihrem Übermuthe zuweilen darauf ausgiengen, die Nachbarn zu unterdrücken. In diesem Machtstreben begünstigte sie die häufige und lange Abwesenheit der deutschen

Könige, und so weit gieng ihre Kühnheit, daß sie, ihrer Pflichten gegen diesen Oberlehnsherrn uneingedenk, demselben, wenn er nicht mit starker Heeresmacht kam, oft den gesetzmäßigen Gehorsam verweigerten und bitterfeindlich begegneten. Beispiele davon wurden theils schon oben erwähnt (z. B. das Benehmen Pavia's unter Heinrich II), theils wird die nun folgende hohenstaufische Periode diese errungene Macht der italienischen Städte, aber auch die Unfähigkeit der kräftigsten Kaiser, diese städtische Freiheit zu begreifen und sie für sich zu gewinnen, näher veranschaulichen.

2. Das Mönchthum, die stärkste Stütze der Hierarchie. Die Mönchsorden der orthodox-kirchlichen Richtung: die Benedictiner und Cluniacenser. Die ascetischen Orden der Kartäuser, Cistercienser, Prämonstratenser und Carmeliter. Bernhard von Clairvaux, der Mann seiner Zeit.

Seit Gregor's Geist wieder Leben in die Kirche gebracht hatte und dieses in allen Gebieten der christlichen Welt mannichfaltige Blüthen trieb, von denen freilich nicht alle zu guten Früchten reiften, zeigte sich besonders in den Mönchsorden, als in den im Mittelalter wichtigsten Anstalten für practisch-religiöse Bildung, eine ganz besondere Thätigkeit, die um so mehr eine nähere Betrachtung verdient, als das Mönchthum einerseits zwar dem Aufbau der Hierarchie die stärkste Stütze lieh, andererseits aber auch in der Kirche gewissermaßen das demokratische Element darstellte und (namentlich im 12. Jahrhundert) sowohl den weltlichen Gewalten, als selbst der päpstlichen Heiligkeit gegenüber, mit Freimuth das von beiden Seiten so oft mißhandelte göttliche und menschliche Recht in Schutz nahm.

Schon vor Gregor's Zeit stellte sich das Mönchthum in zwei verschiedenen innern Richtungen und kirchlichen Stellungen dar: in einer orthodox-kirchlichen und in einer vom Gemeinkirchlichen abgehenden Richtung. Die erste Gattung umfaßte die zahlreichen Erneuerungen oder Fortbildungen des Benedictinerordens, welcher stets die Verbindung der allgemeinkirchlichen Sittenzucht mit der Wissenschaft beibehielt und sich theils dem Jugendunterrichte, theils der Bildung der Geistlichen, theils den Missionen, im Rittermönchthum auch der Krankenpflege, widmete.

Die Herstellungen oder Formveränderungen der auf die Benedictinerregel gegründeten Klosterzucht giengen bald von der Staatskirche, bald von einzelnen Klostergenossen aus. Der bedeutendste neben dem ursprünglichen Benedictinerorden aufkeimende, auf eine Verbesserung oder eigentlich Verstrengerung seiner Regel gegründete Orden war die Congregation von Clugny (Cluniacum) oder der Cluniacenser-Orden, dessen Blüthe zwischen 910—1048 fällt und aus welchem auch Gregor VII hervorgegangen ist.

Als im 9. Jahrhundert die Entartung der Klöster so groß war, daß im fränkischen Reiche die Äbte meist Laien waren und nicht selten die geweihten Mauern vom Geschrei der Weiber, Kinder, Kriegsleute und Hunde ertönten, machte sich eine durchgreifende Reformation nothwendig. Eine solche versuchte zuerst der Abt Benedict von Aniane († 821) durch die Bildung einer neuen Congregation; seinem Beispiele folgte dann der Abt Berno (ein burgundischer Graf † 927), welcher auf Veranlassung des Herzogs Wilhelm von Aquitanien im Jahr 910 das Kloster Clugny in Burgund anlegte, welches das Mutterhaus der 2000 Cluniacenserklöster wurde, die sich nach und nach (meist in Frankreich) erhoben, so daß diese Congregation durch ihre strenge Ascetik und durch ihr eifriges und erfolgreiches Wirken für die Jugendbildung, so wie in der Folge auch für Kunst und Wissenschaft, eine sittlich-religiöse Macht wurde. Die Disciplin der Cluniacenser verfiel zwar zwischen 1109—1122 unter dem schlechten Abt Pontius, hob sich aber wieder unter dem durch Sittlichkeit und Wissenschaft gleich ausgezeichneten Abt Petrus Mauritius Venerabilis 1122—1156.

Die Klostervereine der mehr oder weniger vom Gemeinkirchlichen abgehenden Richtung giengen auf das ursprünglich streng ascetische Mönchthum zurück, wie z. B. schon der in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in den Apenninen errichtete Klosterverein von Camaldoli (Campus Maldoli) oder der Camaldulenserorden, und der Cönobitenorden der Vallombrosaner, welche beide den Genüssen des geistigen Lebens und geselligen Gesprächs entsagten. — Im zwölften Jahrhundert stellte diese Richtung in neuen Stiftungen ein neues Mönchthum auf, das ausschließlich die Ascese zum Character hatte, und nicht selten mit dem Bestreben verbunden war, sich zur allgemeinchristlichen Lebensform für Kleriker sowohl, als für Laien zu erheben. Sie giengen im Allgemeinen aus dem Drang nach Sittenverbesserung, welche der ebenfalls großentheils verweltlichte Kirchenklerus nicht hinreichend bewirken konnte, — im Besonderen aber aus der Wahrnehmung hervor, daß in den bisherigen Benedictinerklöstern das religiöse Element vom wissenschaftlichen überwogen und so geschwächt worden war, daß es dem Sittenverfall nicht mehr wehren konnte. Diese neuen Congregationen waren die der Cartäuser, der Cisterzienser, der Prämonstratenser und der Carmeliter, die übrigens alle weder in sich gleich waren, noch sich selbst gleich blieben.

Der Cartäuserorden (ordo cartusianus) wurde von Bruno aus Köln, einem gelehrten Canonicus zu Rheims, der sich aus Abscheu vor den Ausschweifungen seines Bischoffs mit einigen Gleichgesinnten in die Einsamkeit von Chartreuse (Cartusia) bei Grenoble zurückzog, 1084 gestiftet. Der Orden zeichnete sich durch die größte ascetische Strenge aus, die er auch bei zunehmendem Reichthum beibehielt. Das Schweigen der Cartäuser, das sie nur durch das Momento mori! unterbrechen durften, ist sprüchwörtlich geworden. Dieser Grundsatz machte den Orden für das Ganze wenig fruchtbar, da man seinen Gliedern nur das Abschreiben geistlicher Schriften zum Verdienst rechnen kann.

Der Prämonstratenserorden wurde 1121 zu Prémontré (Praemonstratum) in einem Walde bei Laon von Norbert, einem Canonicus zu Xanten, gestiftet, der vorher ein sehr weltliches Leben geführt hatte, dann aber, erschüttert durch seine Rettung

aus einer Lebensgefahr, ein neues Leben begann und auf seine reichen Einkünfte verzichtend mit mehreren Gleichgesinnten sich in jene Einsamkeit zurückzog und der Stifter einer Congregation wurde, welche mit strenger Ascese die Ausübung des geistlichen Amtes verband. Er wurde 1126 Erzbischoff von Magdeburg und hielt, obgleich nur im gewöhnlichen Mönchsgewande, einen glänzenden Einzug in diese seine Metropole.

Der Carmeliterorden, eine Eremitencongregation, wurde 1156 von dem Eremiten Berthold aus Calabrien auf dem Berge Carmel in Palästina zum Andenken an den Propheten Elias gestiftet und nach dem Verlust des heiligen Landes in das Abendland verpflanzt.

Der Cisterzienserorden wurde von Robert, einem Adeligen aus der Champagne, den die Entartung seiner vorigen Klostergenossen empört hatte, 1098 zu Citeaux (Cistertium) bei Dijon im Bisthum Chalons, gestiftet. Dieser Orden strebte besonders zu den Zeiten der Kaiser Heinrich's II, Konrad's II und Heinrich's III namentlich durch seine berühmten Äbte Odilo † 1048 und Hugo eine völlige Reform der Kirche an, wobei sie auch von den durch die Kaiser gesetzten deutschen Päpsten unterstützt wurden. Diese Reform bezweckte einerseits eine Reinigung der Kirche durch Zurückführung einer strengern Sittenzucht und größern Würde, anderseits eine strengere hierarchische Ordnung und Machtstellung gegenüber der in die Rechte der Kirche willkührlich eingreifenden Weltmacht. Doch erst durch den Eintritt des h. Bernhard erhielt er nicht nur eine neue Gestaltung, sondern auch eine noch größere Bedeutung und der nach ihm genannte Bernhardinerorden ist nichts als der verbesserte Cisterzienserorden.

Als im 12. Jahrhundert der Klosterverein von Clugny durch Reichthum, Macht und Gunst bei Fürsten und Päpsten entartet war und sich dadurch so geschwächt hatte, daß er in einem zweiten Kampf der Kirche mit der Weltmacht nicht mehr als „geistige Waffenburg" dienen konnte, so machte es sich der Cisterzienserorden zur Aufgabe, in den Riß zu treten, um in der Person seines zweiten Stifters, des heiligen **Bernhard von Clairvaux** durch einen frischen, lebendigen, „kampfes- und todesmuthigen" Geist dem ganzen Zeitalter in den geistigern Beziehungen desselben die Richtung vorzuzeichnen. Strengste Ascese, größte Einfachheit des Lebens und Gottesdienstes mit Beibehaltung der Unterordnung unter die Diöcesanbischöffe und Vermeidung aller Einmischung in die Seelsorge zeichnete diesen Orden vor allen andern aus. Dennoch ist die ihm eigenthümliche Wirksamkeit nur aus dem eigenthümlichen Wesen Bernhard's zu erklären, der durch das Prophetische seiner Natur, wie durch den Feuergeist seiner Nationalität ganz „der Mann seiner Zeit" war.

Bernhard, geb. 1091 zu Fontaines unweit Dijon in Burgund, aus einem altadeligen Geschlechte, erhielt durch seine fromme Mutter Aletha jene tiefe Liebe zu einem heiligen Leben eingeflößt, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und, verbunden mit dem ihm eigenen Feuer der Begeisterung und Beredsamkeit, zu dem außerordentlichen Mann machte, als den wir ihn im Verlauf der Geschichte seiner Zeit, in die er so tief eingriff, noch besonders kennen lernen werden. Nach dem vorbereitenden Unterricht, den er in der Domschule zu Chatillon empfieng, war er in Versuchung, sich dem neuerwachenden Geist der Wissenschaft, der damals Hunderte von Jünglingen ergriff, aber auch viele darunter zur Wissenseitelkeit verlockte, mehr als gut schien, hinzugeben; aber das Bild seiner seligen Mutter schwebte ihm warnend vor der Seele und erneuerte seinen Vorsatz, sich dem Klosterleben zu weihen.

Er gewann eine Anzahl von etwa 30 ältern und jüngern Gefährten (darunter seine Brüder und einen Oheim) für die Verzichtung auf Gut, Weltehre und Familie, und trat 1113 in das Kloster Citeaux, in einer wilden Einöde des Bisthums Chalons an der Saone, wo er sich der strengsten, mit Gebet, Betrachtung und Feldarbeit verbundenen Ascese (welche im Sinne jener Zeit die natürliche Sinnlichkeit, anstatt sie zu verklären, zu ertödten trachtete) mit solchem Feuereifer hingab, daß die Verehrung, die er deßhalb genoß, eine große Menge zur Aufnahme herbeizog. Man war daher bald genöthigt, ein neues Kloster zu Clairvaux (clara vallis) anzulegen, das den Bernhard 1115 zum Abt bekam und nachmals das Mutterhaus von 160 andern Cisterzienser- oder Bernhardinerklöstern in Deutschland, England, Irland, Dänemark, Norwegen und Schweden wurde. — In diesem seinem Klosterleben beschäftigte sich Bernhard am liebsten mit dem Studium der h. Schrift und bezeugte in einer seiner Schriften, daß man „von der göttlichen Wahrheit und Kraft mehr aus dem Urquell selbst, als aus allen abgeleiteten Bächen erfahre." Das Gelesene verarbeitete er gern in Gottes freier Natur und noch im späten Alter pflegte er zu sagen, daß er alle seine geistliche Erfahrung besonders in Wäldern und auf Feldern durch Betrachtung und Gebet empfangen habe.

Den Eindruck, den die Klosterwirksamkeit Bernhard's auf die Beobachter machte, schildert einer seiner Zeitgenossen so: „Wer von den (das Kloster umschließenden) Waldbergen hinab kam, gewahrte in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig sein durfte, wo Jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und durch die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte bei den vorübergehenden Laien eine solche Ehrfurcht, daß sie sich scheuten, anders als heilige Dinge hier zu reden. — Der Schaden, den er im ersten Eifer durch allzuharte Casteiungen seinem Leibe zugefügt hatte, so daß er nachher mit vielen Krankheiten kämpfen mußte, bestimmte ihn in der Folge, die Anfänger im Klosterleben vor jeder Übertreibung in der Ascese zu warnen. Und da er wußte, daß die Welt auch in der Mönchstracht ihr Wesen nicht ändert und daß die menschlichen Gebrechen, wenn auch verdeckt, oft unter dem Schein der Mönchsheiligkeit hervortreten, so gab er sich alle Mühe, die Seinen zur rechten Selbsterkenntniß und dadurch zur Gotteserkenntniß zu führen. Denn dem Äußerlichen der Ascetik ohne wahre göttliche Gesinnung legte er keinen Werth bei.

Bernhard's Wirksamkeit sollte sich aber nicht bloß auf die enge Zelle eines einsamen Klosters beschränken. „Er floh zwar die Welt und sie suchte ihn; er suchte die Einsamkeit und sie floh ihn." Seine ungeheuchelte Demuth und Frömmigkeit, die Tiefe seiner geistlichen Erkenntniß, die ungemeine Kraft seines Willens und die Macht seiner beredten, bilderreichen Sprache zogen Menschen aus allen Ständen herbei, die seinen Rath und Schutz begehrten. Von Fürsten und Päpsten um Rath angegangen, erhob er seine Stimme für Unterdrückte und Verfolgte, trat wie ein Prophet des alten Bundes furchtlos den Gewaltthätigkeiten der Großen mit strafendem Ernst entgegen, eiferte mit Entschiedenheit gegen

die in der Kirche herrschenden Mißbräuche, und scheute selbst gegen Päpste, wo sie etwa dem Wohl der Kirche entgegenhandelten, einen freimüthigen Widerspruch nicht; — namentlich warnte er sie vor dem Irrthum, die ihnen übergebene Herrschaft über die Welt als eine weltliche, nicht als eine bloß geistliche, zu verstehen und ermahnte sie, die Herrschsucht mehr als Gift und Schwert zu fürchten. — So gewann er auf die wichtigsten Angelegenheiten in Staat und Kirche den bedeutendsten Einfluß, ohne daß er selbst je eine Ehrenstelle annahm, da er fern von allem Ehrgeiz war. Man hat im Gegentheil mit Recht gesagt: „Er war der Fürst der Kirche und die Päpste seine Diener."

So entschied Bernhard in dem Streite zwischen den zwei Päpsten Anaklet und Innocenz II für die Anerkennung des letztern und gab dadurch der Kirche den Frieden wieder. So nahm er den Tempelherrenorden in seinen Schutz, erwirkte ihm neue Theilnahme und die kirchliche Bestätigung auf der Synode zu Troyes (1128). So bedrohte er den König Ludwig VI von Frankreich, der sich einer Ungerechtigkeit gegen die Kirche schuldig machte, mit dem Tode seines Erstgeborenen, der wirklich nachher (durch einen Sturz vom Pferde) erfolgte und den König zur Besinnung brachte. So setzte er, wie sich bald zeigen wird, den zweiten Kreuzzug in Bewegung und dämpfte durch die Kraft seiner Rede eine Judenverfolgung in den Rheingegenden. Papst Eugen III richtete sich so sehr nach den Rathschlägen Bernhard's, daß sich alle Cardinäle über Zurücksetzung ihres Ansehens beklagten. Welch' eine Säule der Theologie Bernhard war, wie er sich an den Streitfragen des Tages betheiligte und wie scharf er insbesondere im Kampf gegen die Häresie war, werden die folgenden Abschnitte zeigen. — Eine treffliche Darstellung seines Lebens und seines Zeitalters gab uns Aug. Neander in einer eigenen Schrift (2. Aufl. 1848).

3. Die Theologie des 11. und 12. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zur Kirche. Die Schulbildung. Die dialectische Theologie oder die Scholastik. Einfluß der aristotelischen Philosophie. Die Hochschulen. Die nominalistische Scholastik: Anselm; die Spitze der dialectischen Theologie in Abälard. Die mystische Theologie: Bernhard; die vermittelnde Theologie des Lombardus und des Hugo von St. Victor.

Wichtig ist es, den Standpunct der Theologie oder Kirchenwissenschaft dieser Zeit und ihr Verhältniß zur Kirche und zum Leben zu kennen, um daraus diejenigen weltgeschichtlichen Erscheinungen des Mittelalters zu begreifen, welche damit in Beziehung stehen.

Das Eintreten eines neuen Zeitalters in der mittelalterlichen Theologie bezeichnet der Name Scholastik oder scholastische Theologie im Gegensatz gegen die im vorhergehenden Zeitalter herrschende patristische Theologie, welche die ältern Kirchenväter zur Grundlage — und gelehrte Kirchenmänner zu Fortbildnern hatte, die dem Glauben und Leben noch nahe standen; wogegen die scholastische Theologie neben den zurücktretenden ältern Kirchenvätern die wissenschaftliche Schulbildung zur Grundlage — und Schultheologen zu Fortbildnern hatte, die sich vom allgemeinen kirchlichen Standpuncte, obwohl noch in den Schranken der

Kirche, weiter entfernen und zwar auch Kirchenväter heißen, aber nur in Bezug auf die Stellung zur Kirche ihrer Zeit.

Die Anfänge der Scholastik im weitern Sinn d. i. der wissenschaftlichen Theologie fallen in das 8. und 9. Jahrhundert, in welcher Zeit das wissenschaftliche Studium bei den Griechen, Moslemen und Germanen einen neuen Schwung erhielt, jedoch nur bei den letztern zur Hebung des religiösen Lebens im Volke diente. Die nähere Ausbildung der Scholastik begann aber erst im 11. Jahrhundert mit der höhern Entwicklung der Schulbildung in förmlich aufgestellten wissenschaftlichen Anstalten, deren Theilnehmer zwar von den practisch-kirchlichen Ständen (den Klerikern und Mönchen) nicht getrennt erschienen, aber eben weil sie nach erlangter Ausbildung meist auch in geistliche Ämter traten und dadurch in's Volksleben eingriffen, durch ihre höhere wissenschaftliche Richtung „eine Macht in der Kirche" wurden.

Schon im 9. Jahrhundert waren von den Klosterschulen, besonders von den Domschulen (XV. 3, 3.), in denen die Schulstudien mit der Vorbildung zum Geistlichen oder zum Mönch verbunden waren, einige über dieses Ziel hinausgegangen und hatten sich aus geistlichen Seminarien zu höheren Gelehrtenschulen erhoben. Da nun sowohl die Staatskirche, als auch die Hierarchie die Mehrzahl jener Seminarien in ihrer alten Einrichtung verkümmern ließ, so war es natürlich, daß man mehr und mehr die Vorbildung zum geistlichen Amt auf jenen Gelehrtenschulen suchte, deren Einseitigkeit auch auf den Klerus zurückwirkte, wenn auch Viele das Scholastische in der Amtsführung wieder abstreiften.

Obwohl nämlich die Theologie dieser Gelehrtenschulen sich wieder dem Patristischen d. i. der Lehrbildung der ältern Kirchenväter zu nähern strebte, so entfernte sie sich doch gerade in der Grundlehre noch mehr von dem patristischen Alterthum, indem sie zumeist nur auf die lateinischen Kirchenväter und noch dazu mehrentheils nur auf die des 4. Jahrhunderts und gar wenig auf die heilige Schrift, als auf die reinste Quelle der christlichen Erkenntniß, zurückgieng, woran sie freilich theils durch die für die damalige Zeit schwierige Erlernung der griechischen Sprache, theils durch die altherkömmliche Herrschaft des Glaubens an die höhere, wenigstens gleiche Autorität der Tradition gehindert wurde.

Der in jenen abgeleiteten Quellen bereits vorkommende Unterschied zwischen Dialectik und Mystik gieng nun auch in diese mittelalterliche Theologie über, welche durch das Aufkommen der Schulwissenschaft über die „positive" Religion (wie man damals die strengkirchliche Traditionslehre nannte) hinausgieng und das in der Religion Gegebene entweder mehr mit dem Verstand oder mehr mit dem Gemüth auffaßte. Dadurch entstunden zwei Hauptformen der Zeittheologie, die dialectische und die mystische, welche beide von nun an theils neben einander liefen, theils sich scharf gegeneinander kehrten.

Die dialectische oder philosophirende Theologie bestund weniger in einem speculativen, als vielmehr in einem logischen Begründen und Bestimmen des Überlieferten, indem man die Übereinstimmung und den Zusammenhang der Überlieferungslehren untereinander nachwies und sie dann mit den Gesetzen des Denkens oder auch mit der Philosophie der Griechen (eklectisch) verglich und höchstens solchen Lehrtheilen, welche die Kirche noch unbestimmt gelassen hatte, eine Fassung zu geben versuchte. Aus diesem Verfahren entstund allmählich durch immer subtileres Zergliedern und schärferes Spalten der Begriffe und Lehren in ihre Bestandtheile, durch umständliches Betrachten auch der unwichtigsten Momente, durch mühseliges Vorbauen und Verwahren gegen alle möglichen Zweifel der sogenannte Scholasticismus (im engern Sinn), der dadurch einerseits zwar eine starke Stütze der Kirche und darum eine von ihr „nicht bloß zugelassene, sondern sogar hochgeachtete Nebenautorität," aber anderseits auch ein zweideutiger Gehülfe derselben wurde, weil die Berufung auf die Vernunft, als mitbestimmenden Factor, leicht auch zur Mißachtung der Überlieferung oder wenigstens zu Abweichungen von deren Lehren führte.

Die mystische oder „religiöse" Theologie bestand nicht, wie die dialectische in der Auffassung der Religion mit dem Verstand und Gedächtniß, sondern in dem Ergreifen derselben mit der Gesinnung und dem Willen, in der Hingebung des Menschen an die zunächst heiligende und dann auch erleuchtende Kraft der göttlichen Wahrheit, in einem mehr moralischen, als intellectuellen Wahrnehmen, also in einem innern Erleben derselben. Dadurch trat sie dem Leben mit seinem schreienden Bedürfniß nach tieferer Befriedigung näher und blieb dabei dem Kirchensystem treuer, das jener Befriedigung nicht entgegen war. Dabei trat aber die mystische Theologie in zwei Richtungen auf: in einer practischen, welche sowohl dem Zweck der Religion (dem Ziel des Glaubens), als auch der heiligen Schrift näher, als die gemeinkirchliche Theologie kam und in dem (schon oben K. 1, 2. characterisirten) Bernhard von Clairvaux ihre Hauptstütze fand; und in einer mehr theoretischen, welche von der Schrifterklärung und Philosophie (Dialectik) ausgehend, sich der Contemplation oder Beschaulichkeit hingab und eine „Anschauungswissenschaft des Göttlichen" aufzustellen suchte.

Daß Bernhard's Theologie die schriftgemäßere war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß er der Einzige in seiner Zeit und nach so vielen Jahrhunderten war, der in der Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben — in welcher seit Augustin (XIII. 13, 2.) mehr das „subjective Element" (d. i. die innerlich, im Herzen des Glaubenden empfundene Gerechtmachung, welche allein noch keine Gewißheit der Seligkeit giebt) hervorgehoben wurde, ein tieferes Verständniß des Apostels Paulus hatte, indem er auch das „objective Moment bei der Rechtfertigung" (d. i. das Vertrauen auf die Einmal durch Christus vollbrachte Erlösung in ihrer Anwendung auf das sie im Glauben sich aneignende Subject) betonte, obgleich er das Objective und Subjective in dem Begriff der Rechtfertigung nicht immer scharf auseinander hielt.

Die dialectische sowohl, als die mystische Theologie war fortan das Fortbewegungsprincip für den kirchlich-positiven Lehrbegriff, dessen weitere Entwicklung bald ruhig, bald im Sturm des Streits vor sich gieng, je nachdem diese Schulen das Maaß, das die Kirche oder die Zeit vertrug, einhielt oder überschritt.

Als sodann in der zweiten Hälfte des 11. und im 12. Jahrhundert die mittelalterliche Wissenschaft, insbesondere die Philosophie, bei den spanischen Arabern durch Averrhoes in Cordova (XV. 7, 4.), bei den spanischen Juden durch Maimuni oder Maimonides († 1208), so wie bei den Griechen durch den jüngern Psellus (XV. 7, 2.) ihre höchste Ausbildung erhielt, hatte dieselbe theils durch persönlichen Verkehr, theils durch die Schriften jener Gelehrten auf die abendländischen Christen einen wesentlichen Einfluß. Doch äußerte dieser in dem gedachten Zeitraume nur erst in Bezug auf Spanien, und zwar von der Mitte des 12. Jahrhunhunderts an, seine Wirkungen, welche dann nachher auf den Hochschulen von Paris und Oxford, als den beiden Hauptsitzen theologischer Wissenschaft, wie in einem Brennpunct sich sammelten.

Es traten nämlich aus den bestehenden höhern Schulen zwischen dem 11. und 12. Jahrhundert vier Schulen hervor, die den Character von Hochschulen hatten und sich von den übrigen Schulen und den nachmaligen Universitäten dadurch unterschieden, daß sie, außer den sogenannten sieben freien Künsten oder Vorbildungswissenschaften, die Realwissenschaften weiter entwickelten, so jedoch, daß jede dieser Schulen vorherrschend nur eine Realwissenschaft betrieb, und darin die große Masse der Schüler anzog. Diese Schulen waren: Paris und Oxford, in welchen beiden die Theologie und Philosophie, sodann Bologna (Bononia), wo die Rechtswissenschaft —, und Salerno, wo die Heilkunde gelehrt wurde.

Die schon weit früher durch die Araber vermittelte Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie führte in der scholastischen Theologie bereits von der Mitte des 11. Jahrhunderts an eine weitere Entwicklung derselben durch den Streit des Realismus und Nominalismus herbei. Der Realismus oder die realistische Scholastik, an Plato oder Aristoteles sich anschließend, behauptete die Realität oder Objectivität der allgemeinen Begriffe, d. i. die Gleichheit des Inhalts der Begriffe mit dem Inhalt der Dinge, der Vorstellung von ihnen mit ihrem Wesen: — zerfiel aber innerhalb dieser Sphäre wieder in zwei sich entgegengesetzte Ansichten oder Schulen, von denen die eine nach Plato behauptete, daß die allgemeinen Begriffe im Menschengeiste selbst lägen (als Ideen oder Urbilder der göttlichen Vernunft, die man damals universalia ante res nannte), daß also richtiges Denken das Wesen der Dinge oder die Wahrheit aufschließe; — die andere Schule dagegen nach Aristoteles behauptete, daß die Begriffe an sich nur in den Dingen selbst enthalten seyen und aus oder nach den Dingen erst in den Menschengeist gelangten, was man universalia post res oder ex rebus nannte (aus den Dingen abstrahirte Begriffe, oder Begriffe a priori, Er-

fahrungsbegriffe), daß also „die denkende Erfahrung von den Dingen das Wesen derselben aus ihnen selbst herauserkenne."

Der Nominalismus oder die nominalistische Scholastik läugnete jedenfalls jene platonische Fassung, bezweifelte aber auch die aristotelische Realität der Begriffe; vielmehr sah diese skeptische Schule alle durch Erfahrung oder durch reines Denken gewonnenen Begriffe nur als nomina rerum, als Namen oder Zeichen der Dinge d. i. als subjective Vorstellungsbilder an, die sich der Menschengeist von den Dingen mache und diesen selbst beilege, blieb aber den Beweis schuldig, daß diese nomina rerum den Dingen selbst gleich oder etwas Reales wären.

Die erste practische Folge der realistischen und nominalistischen Ansicht auf dem Gebiete der Kirche trat in dem Streite des Anselmus gegen Roscellinus über die Trinitätslehre zu Tage, wobei sich zeigte, daß der Realismus durch seine Verbindung des Wissens mit dem Glauben zugleich eine bessere Stütze der Kirche, als der kritische Nominalismus war, und daß insbesondere der platonische Realismus die mystische oder mehr gläubiggefaßte Theologie —, der aristotelische aber mehr die dialectische oder vorherrschend philosophirende Theologie bestimmte. Darum genoß auch der Realismus ein zunehmendes Ansehen in der Kirche.

Roscellinus, Canonicus in Compiegne, der Erfinder des Nominalismus, behauptete unter andern, daß die tres personae in der Dreieinigkeit als tres res, nicht als una res zu nehmen seyen, wodurch er sich den Vorwurf des Tritheismus oder der Dreigötterheit zuzog und deßhalb von Lanfranc's Schüler und Amtsnachfolger, dem Erzbischoff **Anselm** von Canterbury (geb. 1033, gest. 1093), einem sowohl durch Tiefsinn und Scharfsinn als durch lebendigen Glauben ausgezeichneten realistischen Theologen, bekämpft und auf der Synode zu Soissons 1092 zum Widerruf genöthigt wurde. Anselm, der, einem intellectualistischen Vernunftdünkel sich entgegenstellend, behauptete, der Glaube müsse der Vernunft die Flügel geben, damit sie sich zur Erkenntniß der göttlichen Dinge emporschwingen könne, und der den Grundsatz hatte, „daß, wer nicht glaube, das Göttliche nicht erfahren —, und wer es nicht erfahre, auch nicht verstehen könne", hat in seinem berühmten Werke: Cur Deus homo? die Lehre vom Erlösungswerk Christi auf dem Grund der h. Schrift und der frühsten Kirchenlehre systematisch entwickelt und dadurch die evangelisch-dogmatische Fassung angebahnt. (Übrigens vertheidigte, auch gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, der Mönch Othlon die einfache Ableitung der Glaubenslehren bloß aus der h. Schrift.)

Da die dialectische Richtung der Theologie ihrer Natur nach bei der Mehrzahl Eingang fand, während die mystische nur Sache einer kleinen Minderheit war, so konnte es nicht fehlen, daß jene zuletzt ihr Princip auf die Spitze trieb und die Befürchtung rechtfertigte, daß sie zur Verfälschung des Glaubens und selbst zur Ertödtung der Herzensreligiosität führen würde. Und so entstund dann zwischen beiden bisher ziemlich ruhig neben einander hergehenden Theologenschulen eine Entzwei-

ung, welche in dem Streit ihrer beiden berühmtesten Repräsentanten, des Abälard und des h. Bernhard, offen heraustrat.

Peter **Abälard**, geb. 1079 in der Bretagne, aus einem edlen Geschlechte, ausgestattet mit dem schärfsten Verstande, umfassenden Kenntnissen und unermüdetem Fleiß, war in seinem frühern Leben eitler Disputirsucht so leidenschaftlich ergeben, daß er sich zu den subjectivsten Behauptungen hinreißen ließ, die wenn sie auch nicht den Kirchenglauben geradezu angriffen, diesem doch den objectiven Boden der Offenbarung nahmen. Seinem Wissenshochmuth folgte der Fall: als ihn der Domherr Fulbert zu Paris zum Lehrer seiner jungen und schönen Nichte Heloise wählte, mißbrauchte Abälard das Vertrauen desselben und entführte sie, zog sich aber dadurch Fulbert's Verfolgungen und eine so gräßliche Bestrafung und Demüthigung zu, daß von da an sein Leben eine ernstere Richtung nahm. Obwohl nun das Klosterleben, dem er sowohl, als Heloise sich widmeten, beide nicht hinderte, in einer geistigen Verbindung zu bleiben, so ergab er sich doch von nun an eifrig dem Studium der eigentlichen Theologie und hielt auf Bitten der in Paris studierenden Jugend im Kloster St. Denys zu Paris Vorlesungen, die den größten Beifall fanden und die er auch öffentlich herausgab. Weil er aber über die Gegner der dialectischen Theologie hart und leidenschaftlich urtheilte, so brachten diese die Abweichungen desselben von der Kirchenlehre vor die Synode zu Soissons 1121, welche sein Buch zum Feuer und ihn zur klösterlichen Gefangenschaft verurtheilte. Doch erhielt er bald wieder seine Freiheit und setzte in Paris seine Vorlesungen fort. Weil er aber das weltliche Treiben der Mönche schalt und darthat, daß Dionys von Paris nicht der Areopagite sei, wurde er vom Hasse der Mönche verfolgt und floh, um ihnen zu entgehen, in eine Einsamkeit bei Nogent, wo sich aber bald begeisterte Schüler um ihn sammelten und die Abtei Paraclet für ihn gründeten. Neue Verfolgungen bewogen ihn, diese seine Abtei der Leitung Heloisens zu übergeben und einem Rufe an die Abtei Ruits in der Bretagne zu folgen. — Nach einem 10jährigen vergeblichen Kampfe für die Verbesserung der verfallenen Klosterzucht nahm er seinen Lehrstuhl in Paris wieder ein. Hier aber zogen ihm die dialectischen Übertreibungen seiner Schüler und seine eigenen speculativen Behauptungen bei seinen Gegnern theils gegründeten, theils ungegründeten Tadel zu und erweckten ihm fortan an dem h. Bernhard den entschiedensten Gegner.

Da nämlich Abälard die Idee der Theologie nur in das Wissen setzte und ausdrücklich den Spruch: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan," als eine Aufforderung nahm, daß man nur durch die Verstandsoperationen des Zweifelns und Forschens zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit gelangen könne, wies ihm Bernhard, der von seinem Standpunct aus das Wesen der Theologie vorzugsweise in die auf dem Wege der Heiligung erlangte Erleuchtung setzte, in einer eigenen Schrift eine Reihe von Irrlehren nach, so daß Abälard selber die Entscheidung einer Synode forderte, und da die Synode zu Sens 1140 ihn auf seine schwache Vertheidigung verurtheilte, so appellirte er an den Papst (Innocenz II), der indeß, durch Bernhard bestimmt, das Urtheil bestätigte und die gewöhnliche Klostergefängnißstrafe gegen ihn aussprach. Dadurch gebeugt und der Streitigkeiten und Stürme des Lebens müde, verlebte nun Abälard seine letzten Lebensjahre unter Aufsicht des menschenfreundlichen Abts Petrus Venerabilis zu Clugny (K. 1, 2),

dem es gelang, ihn sogar mit Bernhard zu versöhnen. Zum Glauben zurückgekehrt, warnte Abälard fortan alle, denen er bis an sein Ende seinen Unterricht widmete, vor dem Hochmuth des Wissens und empfahl ihnen als den einzigen Weg zur Höhe der Erkenntniß — die Demuth. Er starb 1142.

„Abälard — sagt A. Neander — ist ein merkwürdiges Beispiel von dem engen Zusammenhang zwischen dem sittlichen und dem intellectuellen Element des Geistes, zwischen der Gesinnung und der Wissenschaft. Es zeigt sich überall mehr bei ihm der Mangel des Characters, als des Talents. Wäre er ein Mann von sittlich reinem Character gewesen, so würde er auch in der Wissenschaft mehr geleistet haben. — Der Zerrissenheit seiner von streitenden Elementen (der Sinnlichkeit und Eitelkeit, dem Hochmuth und Ehrgeiz) bewegten Gemüthsart entspricht auch die Zerrissenheit seiner theologischen Denkweise."

Obgleich auf diese Weise die dialectisch-speculative Theologie in Abälard unterlegen war, so war sie doch schon zu tief in die Zeit eingedrungen, als daß sie nicht im Geiste Abälard's hätte suchen sollen, in neuen Anstrengungen sich fortzubilden, während anderseits die mystische Schule, durch Bernhard's Sieg ermuthigt, ebenfalls zahlreicher wurde. Dabei traten aber auf beiden Seiten Einzelne auf, welche die Einseitigkeiten beider Schulen zu mildern und diese getrennten Theologieen zu vereinigen suchten. Diese Einigung strebte dialectischer Seits Lombardus, mystischer Seits Hugo von St. Victor an, von denen jener eine Theologie schuf, welche einzig fußend auf den Grund der Kirchenväter, dieselben wie einen der heil. Schrift ähnlichen Text behandelte und so den Kirchenglauben durch Denken begründen wollte, aber dadurch vom Formelwesen nicht loskam, wiewohl gerade sie Jahrhunderte lang im höchsten Ansehen stand; — während Hugo's Theologie in der Dialectik nur ein Mittel zu einer höhern Erkenntnißstufe sah, auf der sie auf den Grund der h. Schrift und der Kirchenväter das Denken mit dem Glauben in augustinischer Weise zu vereinigen suchte und so gleichmäßig dem wissenschaftlichen, wie dem religiös-practischen Bedürfnisse entgegenkam.

Petrus **Lombardus** (aus Novara in der Lombardei, Lehrer der Theologie und Bischoff zu Paris † 1164) legte seinen Vorlesungen in seinem Liber sententiarum eine Sammlung von Aussprüchen der Kirchenväter zum Grunde, wodurch er die Kirchlichgesinnten gewann, ließ aber in der Anordnung dieser Aussprüche der Speculation vollen Raum und würde so als „magister sententiarum" der Mann beider Parteien.

Hugo von St. Victor (geb. 1097, gest. 1141), ein deutscher Graf von Blankenburg aus dem Halberstädtischen, war Mönch in St. Victor, einem Kloster in einer Vorstadt von Paris und Vorsteher der damit verbundenen Schule, ein Mann von eben so großer Schärfe des Geistes, als Tiefe des Gemüthes. Ihm diente die weltliche Wissenschaft nur als Mittel zum Studium der h. Schrift und der Kirchenväter, dieses sodann als Grundlage der scholastischen Theologie, und diese nur als Stufe zur mystischen Erhebung. Er wurde daher von seiner Zeit der zweite Augustin, alter Augustinus, genannt. — Sein Nachfolger, der Prior Richard von St. Victor, ein Schotte, bildete Hugo's Union der Dialectik und Mystik zu einem System aus.

4. Fortschreitende Ausartung der Kirche. Entstehende Opposition gegen das öffentliche Kirchenwesen neben innern Selbstreform-Versuchen. Separatistische und schismatische Opposition. Gnostisch-ascetische Sectenbildung. Die Katharer und die Ketzervereine in Südfrankreich durch Bernhard bekämpft. Das religiös-politische Reformationsstreben Arnold's von Brescia. Die Secten zur Herstellung des apostolischen Christenthums: die Waldenser.

Indem sich die theologischen Schulen, eine jede auf ihre Weise, bemühten, die Mittel zur Belebung und Unterstützung der Kirche in ihrer vorliegenden Verfassung aufzufinden und oft darüber in Streit geriethen, verzweifelten Manche an der Möglichkeit einer Verbesserung der Kirche, deren hierarchische Verfassung und Überladung mit Formen und Gebräuchen ihnen als Hinderniß zur Durchführung eines lebendigen Christenthums erschien. War doch der Gottesdienst, der zur Erzeugung, Stärkung und Bewahrung des christlichen Lebens bestimmt ist, immer mehr zu einem todten Werk herabgesunken und insbesondere mußte die bis zur Ausschweifung gehende Verehrung der Heiligen und Reliquien als ein allerdings nicht beabsichtigter, aber doch bei Vielen veranlaßter Götzendienst, so wie der Mißbrauch mit Kirchenfesten nicht selten als eine Entwürdigung der Religion selbst erscheinen.

Mit der stets anwachsenden Zahl der Heiligen vermehrten sich auch die Sammlungen der Reliquien und durch die daran sich knüpfenden Wundererzählungen steigerte sich der Preiß dieser Waare so, daß es keinen einträglicheren Handel gab, besonders seit die Kreuzzüge die Welt mit Reliquien, die von Christus selbst herkommen sollten, fast überschwemmte. Wie weit man dabei in der Speculation gieng, bewiesen die vom Großmeister der Tempelherren dem Könige Heinrich (III) von England übersendeten Blutstropfen Christi, welche Joseph von Arimathia bei der Grablegung in einem kleinen chrystallenen Gefäße gesammelt und in seiner Familie vererbt habe, bis sie in die Hände des Patriarchen von Jerusalem gekommen seien! Anderer Beispiele nicht zu gedenken. — Ein gleicher Mißbrauch wurde mit der Vermehrung der Kirchenfeste getrieben; und in welche kirchenentwürdigende Thorheiten, ja in welchen sinnverwirrenden Aberglauben jene Zeit verfiel, beweist das von der Kirche zwar nicht sanctionirte, aber doch geduldete „Narrenfest" und das noch tollere „Eselsfest". Jenes, eine Anknüpfung an heidnische Gebräuche beim Jahreswechsel, wurde von Unterdienern der Kirche, denen sich auch oft untere Geistliche und Leute aus dem Volk anschloßen, in der Art begangen, daß sie aus ihrer Mitte einen Bischoff wählten, ihn rücklings auf einen Esel setzten und ihn nach einem öffentlichen Umgang in der Stadt am Altar in der Kirche unter lächerlichen Grimassen ein Hochamt halten ließen, wobei der Pöbel tanzte, spielte, trank und andern Unfug verübte. — Das Eselsfest, welches die Flucht Maria's nach Ägypten versinnlichen sollte, bestand darin, daß man einen von einer Jungfrau geleiteten Esel in der Kirche vor den Altarstufen niederknieen machte, worauf der den Priester Vorstellende statt des Segens dreimal ein Eselsgeschrei erhob, das die Gemeinde ebenso beantwortete! Und solches Unwesen ließ die Kirche einige Jahrhunderte lang geschehen, ohne es abzustellen.

Nicht Wenige erkannten die Kirche als abgewichen von der apostolischen Grundlage, als zurückgesunken auf die Stufe des Judaismus, als zurückgefallen aus dem Evangelium in das Gesetz. Auch das Bestreben der Schultheologie schien ihnen theils unpractisch, weil diese namentlich in der dialectischen Form meist todte Begriffe statt lebendiger Wahrheit gab, theils unhistorisch, weil sie gleichmäßig dem Glauben, wie dem Aberglauben philosophische Stützen lieh und nicht unmittelbar auf die heilige Schrift zurückgieng. So entstund im Stillen eine Opposition gegen das öffentliche Kirchenwesen, die aber weder von der Masse des Volks, das sich durch die Kirchenreform und kirchliche Wirksamkeit (weil durch und für sie erzogen) ganz befriedigt fühlte, noch von der in der Kirche und Schule herrschenden Welt- und Klostergeistlichkeit ausgieng. Wohl aber entstund sie in einzelnen Gliedern der beiden letztern, dem Volk näher stehenden und in ihm unmittelbar wirkenden Stände: daher anfangs zwar nur eine kleine Zahl, im Fortgang aber auch größere Massen sowohl aus den gebildeten Laien, als aus dem ungebildeten Volke an dem beginnenden Abfall von der Kirche „selbstthätigen und dann selbständigen Antheil" nahm.

Besonders trieb die Ausartung der Bußzucht, die Überschätzung der Ascese, die Werkheiligkeit als Hinderniß eines echt geistlichen Lebens, der Mißbrauch der hierarchischen Gewalt, die Unwissenheit und Sittenlosigkeit des größten Theils des Klerus und die weit eingerissene Verweltlichung der Kirche manche ernste und tiefe Gemüther zu reformatorischen Versuchen oder zu Bestrebungen, das eine oder das andere jener Gebrechen der Kirche zu entfernen, oder wenn ihm diese nicht gelang, zu dem Entschluß, entweder noch innerhalb der Kirche mit Gleichgestimmten sich eine christliche Wirksamkeit zu schaffen, oder falls ihr dieß nicht gestattet würde, aus der Kirche auszuscheiden und eine Secte zu bilden. In letzterem Falle war indeß meist die eigene geistige oder moralische Einseitigkeit die Triebfeder, wie denn namentlich der Hochmuth häufig zu Sectenstiftungen führte.

Der Kampf dieser Secten gegen die Kirche richtete sich also theils gegen das Unchristliche oder Unbiblische mancher Kirchenformen, theils gegen das Glaubenslose oder Unnöthige in der Schultheologie, theils gegen das Ungeistliche und Unapostolische in der Hierarchie überhaupt und insbesondere in der römischen. In allen diesen Beziehungen bestand die Opposition entweder separatistisch in bloßem sich vertheidigenden Zurückziehen von der Kirche, oder schismatisch in feindseligen Angriffen auf dieselbe und in Aufstellung einer Gegenkirche.

Bei den wenigsten Secten aber kamen die gegenkirchlichen Bewegungen aus reiner urchristlicher Quelle, und da nur theilweise; bei den meisten giengen sie aus bloß abgeleiteten, zum Theil sogar aus ganz unkirchlichen und unchristlichen Quellen hervor. Es hatten daher nicht alle einen reformatorischen Character, und selbst wo es der Fall war, klebte ihnen eine gewisse Mangelhaftigkeit der Erkenntniß an. Diese, so wie die Übertreibung der Anschuldigungen gegen die Kirche und die

Geschiedenheit dieser Secten unter einander — das alles machte es der herrschenden Kirche leicht, durch die Macht ihrer äußern Mittel und zum Theil auch durch die in ihrem Schooße von Zeit zu Zeit angestrebten Selbstreformen die gegenkirchlichen Richtungen dieses Zeitraums wenigstens zurückzudrängen.

Die der erstarrten morgenländischen Kirche gegenüberstehenden Secten waren Überreste früherer gnostisch-manichäischer Secten, welche, wie die Paulicianer, sich daneben einer gewissen practisch-lebendigen Anwendung ihrer Auffassung des Christenthums bestrebten, bald mit, bald ohne Annäherung an die Kirche. Nach ihrer Unterdrückung verpflanzten sich gegen das Ende des 10. Jahrhunderts zerstreute Zweige derselben aus Vorderasien nach Thrazien (Bulgarien) in Europa, wurden aber, als sie sich selbst bis Constantinopel gezogen hatten, 1111 entdeckt und auch da unterdrückt. Ein ähnlicher Kirchengegensatz waren (in der Bulgarei) die Bogomilen (Gottesfreunde) mit ihrem dualistisch-gnostischen System.

In der bewegtern Kirche des Abendlandes wurden Secten von Solchen gestiftet, die entweder aus dem Kirchenverband selbst traten oder aus demselben ausgeschlossen wurden. Sie läugneten entweder die Wahrheit des Fundaments der bestehenden Kirche, oder sprachen ihr die Fähigkeit ab, sich selbst zu erneuern und forderten Zurückführung derselben auf ihren Urzustand. Unter sich selbst zerfielen sie in zwei Hauptparteien: die eine gieng auf die alte gnostisch-ascetische Gegenkirche, die andere auf die ursprünglich-apostolische Kirche zurück. Beide Parteien giengen anfangs oft in einander über, schieden sich aber nachher bei deutlich heraustretendem innern Unterschied auch äußerlich mehr von einander.

Die erste Art von Häretikern trat seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts in Frankreich, in Italien, in den Niederlanden und am Rhein hervor, also zu einer Zeit, wo die Kirche in tiefem Verfall war und daher Manche, die in ihr ein lebendig-christliches Leben vermißten, sich in den Schooß derjenigen Secten flüchteten, die der heil. Schrift den Vorzug vor der Tradition gaben und ein apostolisches Leben und Wirken anstrebten. Indeß giengen diese selten auf die heil. Schrift selbst zurück und schöpften ihre Grundsätze großentheils aus dem Sectenwesen der ältesten Zeit, das sie aus den Streitschriften der Kirchenväter, noch dazu unvollkommen genug, kennen gelernt und mit eignen Ansichten vermischt hatten. Sie wurden von den gleichzeitigen katholischen Berichterstattern an verschiedenen Orten verschieden genannt: Publicianer, Manichäer, Pateriner (Patharener, Patharer), boni homines, Katharer, Gazarer (daher wohl der Name Ketzer).

So zeigte sich im J. 1010 eine Secte in Aquitanien (Südwestfrankreich), welche die Taufe verwarf; ferner eine gnostische Secte zu Orleans, die nur von einer geistigen Taufe und Communion wissen und überhaupt keine andern Lehren anerkennen

wollte, als die vom h. Geist im Innern des Menschen geschrieben würden. — Die Secte Gundulf's zu Arras und Cambray verwarf Taufe, Abendmahl, Ordination, Bilder, Kirchengesang, und drang zwar auf Liebethätigkeit und ernsten Kampf gegen die sündlichen Begierden, gieng aber dabei so weit, die Ehe als etwas Verunreinigendes zu verwerfen. — Die Secte zu Montfort, die 1030 bei Turin sich zeigte, drang gleichfalls auf Ehelosigkeit, verwarf die äußern Sacramente und deutete die ganze Geschichte Christi mystisch-idealistisch, anderer Irrthümer nicht zu gedenken.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts traten in Südfrankreich die Ketzervereine in größern Massen wider die Kirche auf. Einige von ihnen hatten pantheistische Grundsätze, bei andern verband sich mit ihren Häresieen ein revolutionär-reformatorischer Eifer, der auf den Umsturz des gesammten Kirchenthums und Cultus ausgieng. Zu diesen gehörten die Petrobrusianer und die Henricianer, gegen deren gefährliches Anwachsen der h. Bernhard (K. 1, 2.) zu Hülfe gerufen wurde, der mit dem Feuer seiner Rede und dem Gewicht seines eigenen lautern Lebens und Wirkens dieses Sectenwesen widerlegte und so, ohne das gewaltsame Verfahren gegen die Unglücklichen zu billigen, die Kirche von einer drohenden Gefahr befreite, wiewohl gerade dieser Sectengeist als Vorbote und Vorzeichen einer gewaltigeren feindlichen Macht erschien, von der das Strafgericht über die verderbte Kirche ausgehen sollte. Allerdings waren Männer, die absichtlich auf Zerstörung alles Bestehenden ausgiengen, nicht geeignet, eine Wiedergeburt der Kirche herbeizuführen. Doch dienten manche unter ihnen, die als Opfer ihrer unreifen Bestrebungen fielen, wenigstens dazu, eine bessere Zukunft vorzubereiten.

Die Petrobrusianer hatten ihren Namen von Petrus de Bruys, der im südöstlichen Frankreich seit 1104 gegen die in der Kirche herrschenden Mißbräuche, insbesondre gegen die Verweltlichung des Priesterstandes, gegen die Verdienstlichkeit der Werke und Ceremonien, gegen die Kirchenpracht 2c. stritt, dabei aber so weit gieng, daß er nicht nur die Kirchengebäude, den Kirchengesang, das Kreuzzeichen verwarf und einst alle Crucifixe, die er zusammensammelte, auf einmal verbrennen ließ, sondern auch die ganze äußere Kirche überhaupt sammt Abendmahl und Kindertaufe für unnöthig und schädlich erklärte. Als er in dieser Art 20 Jahre lang gewirkt hatte, wurde er 1124 zu St. Gillis von einer wüthenden Volksschaar zum Feuertod geschleppt. — Seine Anhänger erhielten sodann an dem Diaconus Henricus von Lausanne ein neues Haupt. Dieser war seit 1116 als Bußprediger herumgezogen, hatte aber, als er zu Mans das Volk gegen die herrschende Geistlichkeit aufgeregt hatte, fliehen müssen und dann an de Bruys und dessen Anhang einen Halt gefunden. Zehn Jahre nach de Bruy's Tod fiel er in die Hände des Erzbischoffs von Arles und wurde auf der Synode zu Pisa zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, entkam aber demselben und brachte durch seine an die Schrift anknüpfenden Predigten in Languedoc so große Wirkungen hervor, daß Papst Eugen III 1147 den h. Bernhard mit einem Legaten dahin sandte, um diese gegenkirchliche Bewegung, deren Hauptsitz Toulouse war, kräftig zu dämpfen. Bernhard fand die Kirchen jener Gegenden ohne Gemeinden, die Gemeinden ohne Priester, dazu Priester und Sacramente verachtet, ja (wie er sich ausdrückt) die Christen ohne Christus. Durch seinen mächtigen Einfluß jedoch brachte er es dahin, daß die Mehrzahl der Laien sich von den Henricianern absonderte. Henricus selbst wurde vom Bischoff von Toulouse gefangen und vom Concil zu Rheims 1148 zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, worin er im folgenden Jahre starb.

In der gleichen Zeit trat auch *Arnold von Brescia* gegen das Verderben der Kirchengeistlichkeit auf. Indem er den Kirchenverfall nur von der Vermischung des Geistlichen und Weltlichen ableitete, suchte er seinen Grundsätzen *in Rom*, als dem Mittelpuncte der Priesterherrschaft, durch eine *religiös-politische Reformation* Geltung zu verschaffen. Von dem Erfolg seiner Wirksamkeit, so wie von dem Ausgang derselben wird im Verlauf der Geschichte selbst die Rede seyn.

Arnold von Brescia war nach der Angabe des Otto von Freysing ein *Schüler Abälard's*. Er führte, diesem seinem Meister nachstrebend, ein *strenges Leben*, und indem er das in den Apostelschriften aufgestellte Bild des Lebens der ersten Christengemeinde mit Sehnsucht umfaßte, wurde er im Hinblick auf die Entartung der herrschenden Kirche seiner Zeit mit Unwillen erfüllt, gieng aber bei seinem lebhaften, mehr dem Practischen zugewandten Gemüthe in der Bekämpfung derselben weiter als sein Lehrer. Er leitete nämlich das Verderben der Kirche nicht bloß vom Verderben der Geistlichkeit, sondern vorzüglich *von dem Besitz der Kirche an weltlichen Gütern, Rechten und Ehren* ab, und stellte die Behauptung auf, daß Mönche und Geistliche nach dem Bilde der Apostel in der Gemeinschaft der Liebe miteinander leben sollten und *kein weltliches Eigenthum besitzen* dürften, und daß *alle der Kirche geweihten Güter zum Nutzen des Volks verwaltet* werden müßten; ja er gieng in seinen Angriffen auf die Geistlichkeit so weit, daß er äußerte, das Volk solle dieselbe in ihrem lasterhaften Leben *nicht ferner dadurch bestärken, daß es an ihrer Verwaltung der Sacramente theilnehme*, wozu jene Geistlichkeit vermöge ihres unheiligen Lebens nicht mehr fähig sei. — Wie solche Lehre in den Bewegungen des freistädtischen Wesens in Italien die Gemüther entzündete und in Rom *eine republicanische Umwälzung begünstigte*, davon s. unten K. 2, 2 und 3, 1.

Da alle diese Secten mit mehr oder weniger reinchristlicher Wahrheit viel Schwärmerisches, Fremdartiges, zum Theil ganz Unchristliches enthielten, so verschwanden sie, auch wenn sie nach ihrer Unterdrückung wieder auftauchten, früher oder später aus dem Leben. Nur denjenigen Gegenkirchlichen, die ein *reines Apostelchristenthum* herzustellen trachteten, gelang es, *sich neben der Kirche zu erhalten*, und insbesondere hat die Secte der **Waldenser** durch ihr *überwiegend evangelisches* Element, vermöge dessen sie in der *Lehre* sich mehr an die heil. Schrift anschloß und im *Wandel* sich der strengsten Sittenreinheit befliß, *allen Verfolgungen widerstanden* und, eigner Mangelhaftigkeit ungeachtet, in *stillmahnender Protestation* die da und dort mehr und mehr abirrende Kirche auf die Reinheit ihres Ursprungs zurückgewiesen.

Mag man sich die *Waldenser* mit den frühern Bewegungen der *mehr bibelgläubigen* Häretiker in einem *innern* Zusammenhang denken, in so fern keine derselben, auch wenn sie unterdrückt wurde, spurlos vorübergieng, sondern als eine fortwirkende geistige Kraft den „Keim" enthielt, „aus dem heraus und durch den angeregt die später mehr geordnete und geschlossene Separation" von der allgemeinen Kirche hervorgieng, zumal jene frühern Bewegungen großentheils *an denselben Orten Statt gefunden hatten, an denen die spätern wieder auf-*

tauchten. Die Versuche aber, die Waldenser, als solche, auch in einen bestimmten äußerlichen Zusammenhang mit der frühern evangelischen Kirchenopposition darzustellen, sind gescheitert.

Der Ursprung der Waldenser ist noch immer ein streitiger Gegenstand der Untersuchung. Die Waldenser der Neuzeit in Piemont und wer auf ihre Angaben fußt, leiten den Namen Waldenser (Vallenses, Valdenses, Vaudenses, Vaudois, Vaudés d. i. Thalleute, Waldleute, Waldthalleute) von vallis (vaux) Thal oder valda (vaud) Wald ab, und führen für einen frühen Ursprung 1. den Umstand an, daß einige ihrer Schriften, und zwar das von ihnen in das Jahr 1100 gesetzte Gedicht La nobla Leyczon (d. i. la noble leçon, der vortreffliche Unterricht), desgleichen eine andere Schrift, worin der Name Vaudés vorkommt, in ein noch früheres Jahrhundert zurückweisen; 2. daß der Canton Waadt schon in alten Schriften Comitatus Waldensis heiße; 3. daß eine piemontesische Urkunde vom J. 1019 für die Bezeichnung Wald das Wort valda habe. Diese Ableitung habe darum viel für sich, weil jene abgelegenen Waldthäler der Bewahrung eines ursprünglich-christlichen, von dem in die Kirche eindringenden Verderben freien Gemeindelebens günstig gewesen sei, auch sich dort seit acht Jahrhunderten in den Thälern von Lucern mit Angrogne, Perouse und St. Martin noch heute eine am altapostolischen Glauben hängende Gemeinde finde. — Ihre in romanischer Sprache verfaßten Schriften seien mit dem altapostolischen Glaubensbekenntniß übereinstimmend. Dieß werde auch zum Theil in vorhandenen Schriften ihrer Gegner bezeugt, worin die Lehre dieser Thalleute aufgeführt sei. An der Spitze dieser Zeugnisse stehe ein italienisches, aus dem Jahr 1587 herrührendes Manuscript, das sich in der Bibliothek zu Cambridge befindet und das die Lehre dieser Thalleute in folgende 10 Artikel faßt:

1. Sie glauben, daß die h. Schrift in Allem, was zum Glauben nothwendig ist, hinreiche und nehmen nichts an, als was von Gott kommt; — 2. sie glauben nur Einen Mittler, keine Heiligen als Untermittler; — 3. sie nehmen kein Fegfeuer, auch keinen dritten Ort an, sondern behaupten der bußfertige Mensch, werde durch das Blut Christi gerechtfertigt; — 4. sie haben nur zwei Sacramente, die Taufe und das Abendmahl, das sie in beiden Gestalten genießen; — 5. sie verwerfen alle Messen, besonders die für Verstorbene; — 6. Menschliche Traditionen verabscheuen sie; insbesondere verwerfen sie den Ablaß, die gebotenen Fasten, überflüssige Feste, den Speiseunterschied, die Priester- und Mönchsorden, die Einsegnungen und Consecrationen von Creaturen, die Wallfahrten, die Bilder, das Weihwasser und andere Ceremonien; — 7. sie läugnen den Primat des Papstes, besonders seine weltliche Macht, doch lassen sie Bischöffe, Klöster und Diaconen zu; — 8. Das Papstthum sehen sie überhaupt als die Quelle aller Zeitübel an; — 9. sie billigen die Priesterehe und halten sie sogar für nothwendig in der Kirche; — 10. sie behaupten, diejenigen, welche das Wort Gottes hören und die innere Erkenntniß desselben haben, seien die wahre Kirche, welcher Christus die Schlüssel gegeben, um die Schafe hineinzuführen und die Wölfe zu verjagen.

Auch ihre Gegner, darunter der Bischoff Seyssel von Turin aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, und der Papst Aeneas Sylvius (Pius II) stellen in ähnlicher Weise die Lehre der Waldenser auf. (S. Ch. Ulr. Hahn's Gesch. d. Waldenser und verwandter Secten. 1847.)

Einen so frühen Ursprung aber, welcher nach der Behauptung der romanischen Waldenser der Neuzeit über das 12. oder 11. ja sogar bis in das 4. Jahrhundert hinaufreiche, giebt die neuste Kritik der waldensischen Quellenschriften nicht zu (Dieckhoff die Waldenser im Mittelalter 1851, und Herzog über die romanischen Waldenser), sondern weis't nach, daß die Manuscripte, in denen die walden-

sische Literatur mit den oben angegebenen Lehren auf uns gekommen ist, mit wenigen Ausnahmen erst dem 16. Jahrhundert und großentheils der Zeit nach der Reformation angehören, so daß (nach Dieckhoff) die Handschriften als solche sehr wenig geeignet seien, etwas für die waldensische Überlieferung über Alter und Ursprung der darin enthaltenen Schriftstücke zu beweisen. So wichtig es sei, zu untersuchen, ob die Waldenser im 4. oder 11. oder 12. Jahrhundert entstanden seien, so wenig Sicheres und Nachweisbares sei bis jetzt über die Zeit des Ursprungs und über die Person des Begründers dieser Secte kritisch festgestellt. Den ersten historischen Stützpunct gewähre das Lateran-Concil von 1215, aus dessen Verhandlungen sich ergebe, daß die oberwähnte waldensische Überlieferung als eine glaubwürdige nicht gelten könne, wenigstens kein Grund mehr vorhanden sei, die historische Wahrheit dessen zu bezweifeln, was katholischer Seits auf jenem Concil über den Gründer dieser Secte berichtet worden. Dieser Mann, von den ältern Berichterstattern **Waldus** (Valdez; auch Waldesius oder Waldensis, von viel spätern Petrus von Walden, einem französischen Gränzstädtchen) genannt, lebte zwischen den Jahren 1160 und 1180 zu Lyon und war ein reicher Kaufmann. Derselbe ließ sich von befreundeten Geistlichen die Evangelien und andere biblische Schriften, auch eine Auswahl klassischer Lehrstellen aus den Kirchenvätern, in die romanische Landessprache übersetzen und las zuerst zu seiner eigenen Belehrung fleißig darin. Dadurch im Innern ergriffen und durch den Tod eines Freundes näher erweckt, zugleich betroffen durch die Schriftstelle Math. 19, 16—26, nahm er sich vor, das von der Erde verschwundene apostolische Leben zu erneuern. Er gab daher alle seine Habe den Armen und beschloß sein Leben in der Armuth zu führen. Zu diesem Zweck sammelte er noch einige Gleichgesinnte um sich, unter denen ein gewisser Johannes von Lyon genannt wird, und fieng an, mit ihnen das Evangelium unter dem Landvolk zu verbreiten, indem sie je zwei und zwei (nach Ev. Luc. 20, 2. ff.), ohne Stab und Tasche, mit Holzsandalen (sabates, sabots) an den Füßen in den benachbarten Städten und Örtern, in Häusern und auf Märkten in der Landessprache predigten und lehrten. Man nannte sie nur **„die Armen von Lyon“** (Pauperes de Lugduno, auch Leonistae und Sabatati).

Obgleich sie anfangs eine Entgegensetzung gegen die Kirche gar nicht beabsichteten, so trat ihnen doch der Erzbischoff von Lyon entgegen, weil er in dem Predigen von Laien einen Eingriff in die Klerusrechte sah; und als Waldus und seine Anhänger dem Verbote zu predigen den Ausspruch des Apostels, man müßte Gott mehr gehorchen, als den Menschen, entgegensetzten, so wurden sie vom Erzbischoff in den Bann gethan und des Landes verwiesen. Gegen diesen Ausspruch appellirten sie an den Papst Alexander III und verlangten von diesem die Erlaubniß zu predigen, und als auch dieser sie zurückwies (1170) und nachher Papst Lucius III sie auf dem Concil zu Verona 1183 mit dem Banne belegte, schieben sie förmlich aus der Kirche, von der sie fortan als Häretiker oder Ketzer bezeichnet und behandelt wurden.

Gerade diese ungünstige Behandlung aber mehrte ihren Anhang und durch ihre Vertreibung aus Lyon wurde der Samen der neuen Lehre im südlichen und östlichen Frankreich, so wie auch in Oberitalien weiter ausgestreut. Waldus selbst soll zuletzt in Böhmen 1197 gestorben sein. Seine Anhänger verbreiteten sich auch im östlichen Spanien, in der Schweiz und in Deutschland, besonders am Rhein. (Von den weitern Schicksalen der Waldenser s. unten K. 6, 3.)

Es war also das Zurückgehen auf die Schrift (das sogenannte Schriftprincip) für die Entstehung und Gestaltung der Waldenser-Secte, im Gegensatz zum Princip der herrschenden Kirche, von der größten Bedeutung. Aber das Schriftprincip

allein und an und für sich, das ja auch einige andere Secten hatten, hätte noch keine rechte und echte Gestaltung des christlichen Lebens in den Einzelnen, wie in der Gemeinschaft begründen und seine Anwendung vor schweren Verirrungen sicher stellen können, so lange es ihnen noch an dem recht gefaßten materialen Princip fehlte. Und in dieser Hinsicht hat Dieckhoff dargethan, daß sie in Betreff des materialen Princips anfangs noch im Irrthum der mittelalterlichen Kirche befangen blieben und daß dadurch auch das von ihnen aufgestellte reformatorische Schriftprincip Eintrag erlitt, folglich dasselbe sich von der späterhin auftretenden evangelischen Reformation — ungeachtet ihrer Verwandtschaft mit derselben — noch gründlich unterschied, indem sie die h. Schrift in evangelischer Weise zu gebrauchen noch nicht verstanden. Daher erscheint in denjenigen ihrer Schriften, welche noch dem Ende des 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehören, ihre innere Ausscheidung von der katholischen Kirche noch nicht vollzogen. In diesen Schriften ihrer ersten Entwicklungsperiode eigneten sie sich auch noch Manches aus andern katholischen Schriften an, wenn gleich sie Vieles in denselben auch bekämpften. Das specifisch Waldensische ließ sich bis jetzt aus dieser frühern Periode ihrer Schriften historisch noch nicht klar stellen; daher angenommen werden muß, daß die Secte der Waldenser anfangs im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der mittelalterlichen Kirche und unter den Einflüssen dieser Entwicklung aufgetreten ist. Das sieht man daraus, daß sie in diesen ersten Schriften die römische Kirche noch nicht verwarfen, Fasten und Almosen als verdienstliche Werke noch dringend empfahlen, die Ohrenbeichte billigten, den Marien- und Heiligendienst gelten ließen, das katholische Priesterthum anerkannten, das Mönchthum als höchste Stufe christlicher Vollkommenheit priesen, die 7 Sacramente und die Messe noch hatten; auch wußten sie nichts von piemontesischen Waldensern, die älter gewesen wären, als Waldus.

Was der oberwähnte katholische Bericht über Waldus mittheilt, stimmt übrigens mit dem eigenthümlichen Character der Waldenser überein. Es besteht aber dieser Character allerdings zunächst (nach Herzog) in dem Zurückgehen auf die h. Schrift, sodann (da ja auch andere Secten und Kirchenopponenten wie z. B. die Gottesfreunde in Metz, auf die Schrift zurückgiengen) hauptsächlich (nach Dieckhoff) in dem freien Predigen dessen, was sie, ihrem religiösen Bedürfniß gemäß, in der h. Schrift gefunden hatten. Was ihnen aber anfangs darin das Wichtigste war, das läßt sich nur aus der weiteren Entwicklung der Secte schließen, und war allerdings so viel, daß sie dadurch zu neuer Begierde nach Licht und Erkenntniß gereizt und gedrängt wurden. Gewiß nur ist, daß sie in dieser Periode das Recht und die Pflicht des Bibelstudiums jedem Christen zusprachen und sich bemühten, das christliche Leben zur apostolischen Lauterkeit und Einfalt (nach den Vorschriften der buchstäblich verstandenen Bergpredigt) zurückzuführen. Sie theilten sich in perfecti und credentes und forderten nur von den erstern (den Vollkommenen) Ehelosigkeit und absolute Armuth.

Erst diejenigen Schriften, die nach ihrer Ausstoßung aus der Kirche und in der eingetretenen Verfolgungszeit von ihnen ausgiengen, sind gegen die römische Kirche gerichtet: da wird Rom Babel, der Papst Antichrist, die Heilgenverehrung Götzendienst genannt, Mönchthum, Messe, Ohrenbeichte, Ablaß ꝛc. verworfen. Das neue Kirchenwesen, das sie sich nun gaben, behielt von der alten Kirche nur die apostolische Succession der Ordination bei. So wie sie schon früher gern von Andern aufnahmen, was sich ihrem Wesen empfahl, so ließen sie sich besonders in der dritten Periode ihrer Entwicklung auch zur, wiewohl nur bedingten, An- und Aufnahme dessen bewegen, was die reformatorischen Bestrebungen der böhmischen Brüder im 15. Jahrh. darboten, wiewohl eben gerade der eigenthümliche aus dem

unvollkommenen materialen Princip fließende Character der Waldenser sie (abgesehen von einzelnen Individuen oder einer kleinen Partei) im *Ganzen* hinderte, das bei den böhmischen Brüdern sich vorfindende *Evangelische* ergänzend oder berichtigend in sich aufzunehmen. Es war ein in der Waldenserseete noch nicht überwundener Gegensatz, der sich *gegen* diese Einflüsse und gegen die von denselben ausgehende Umwandlung *abschloß*. Vor der Hand ist es *noch dunkel*, wie weit der Einfluß der Schriften der böhmischen Brüder sich zu jener Zeit in der Secte der Waldenser geltend gemacht habe. Das aber ist gewiß, daß in der *dritten* Periode „die Völker-bewegende *Macht der evangelischen Predigt* (Luthers, Zwingli's, Calvin's), der auch in Südfrankreich so Viele im Glauben zufielen, *auch unter den Waldensern die alten Irrthümer brach* und auch sie von ihrer Vergangenheit losriß. Wie wenig an eine inner-waldensische Entwicklung gedacht werden kann, in welcher die Waldenser auf ihren alten Grundlagen sich nur unter den Einflüssen der Reformation weiter entwickelt hätten, das geht auch daraus hervor, wie es Prediger aus Genf waren, die in den Thälern Piemont's zur Evangelisirung der (am Alten festhaltenden) Waldenser wirksam sind." (Dieckhoff.) Unter diesen reformatorischen Einflüssen sind großentheils die oben angegebenen 10 Artikel des cambridger Manuscripts entstanden.

Die *Moral* und *Ascese* der Waldenser war sehr streng, ja in Betreff der Mitteldinge schroff, *wich aber nicht vom biblischen Grund und Boden*. *Die Angriffe auf ihre Sittenreinheit zerfielen alle in Nichts*; selbst *Zeugnisse ihrer Feinde* bestätigen dieselbe auf's unwiderleglichste. Unter andern führt de Thou an, daß ihre Nachbarn, welche die Reinheit ihrer Töchter bewahren wollten, dieselben den Waldensern anvertraut hätten, und der burgundische Annalist *Pardin* (1566) erklärt, daß die Irrthümer und die Laster, deren man sie beschuldigt habe, boshafte Erdichtungen seien, indem *ihr ganzes Vergehen nur darin bestünde, daß sie das Verderben der herrschenden Geistlichkeit zu frei beurtheilt hätten.* — Treu der Obrigkeit, nahmen sie nie eine gewaltthätige Richtung gegen den Staat; selbst einer ihrer heftigsten Gegner, *Rainer*, wußte ihnen „nichts Anderes vorzuwerfen, als daß 1. ihre Secte die älteste unter allen sei; 2. daß es kein Land gebe, wo sie nicht zu finden seien, und 3. daß, während alle andern Secten wegen ihrer gotteslästerlichen Lehren verabscheuenswerth seien, diese Waldenser nicht nur vor den Menschen gerecht lebten, sondern auch an allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses festhielten, nur daß sie die römische Kirche und Geistlichkeit nicht anerkannten."

Nachdem wir uns durch diese, zum Theil vorgreifende Darstellung so wichtiger Innenverhältnisse — in Verbindung mit der im vorangehenden Buche vorgenommenen Rundschau auf die außerdeutschen Völker — den Weg zum bessern Verständniß der neueintretenden Geschichtsperiode gebahnt haben, wenden wir den Blick wieder zurück zum deutschen Reiche, als dem Haupte des damaligen christlich-europäischen Staatenkörpers, wo um diese Zeit (1125) mit Heinrich V das salisch-fränkische Kaisergeschlecht erloschen war (XV. 4, 4).

2. Kapitel. Das deutsche Reich nach dem Erlöschen des salischen Hauses und Aufgang der Hohenstaufen.

1. Lothar der Sachse. Wahlkünste. Streit mit Friedrich von Hohenstaufen. Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen. Krieg zwischen den Welfen und Staufen. Vergleich. Lothar's Römerfahrt. Unterwerfung der Dänen. Zweiter italischer Zug. Tod Lothar's. Veränderungen in den deutschen Fürstenthümern.

Um die Krone nicht an die ihm verhaßten, weil in selbständiger Kraft dastehenden Hohenstaufen kommen zu lassen und dem salisch-fränkischen Regierungsabsolutismus und gegenkirchlichen Streben ein Ziel zu stecken, lenkte der Erzbischoff Adalbert von Mainz als Reichserzkanzler die Königswahl nicht auf den Herzog Friedrich von Schwaben, der sicher darauf rechnete, sondern durch besondere Wahlkünste auf den Herzog **Lothar** von Sachsen (XV. 5, 4), der sich dadurch, daß er den Bischöffen fortan den Lehenseid erließ, — also durch Aufopferung des Grundsatzes, auf welchem seit Karl dem Großen die Kaisermacht beruhte, — diese Würde erkaufte.

Erzbischoff Adalbert hatte nämlich mit Übereinstimmung des Papstes Honorius II eine Wahlversammlung nach Mainz ausgeschrieben, bei der sich an 60,000 stimmfähige Männer aus den verschiedenen deutschen Stämmen an beiden Seiten des Rheins einfanden. Die Wahlhandlung selbst gieng in Mainz vor sich. Aus jedem der vier Hauptstämme (Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern) wurden sodann zehn fürstliche, zusammen also 40 Wähler gewählt, welche den Würdigsten erküren sollten. Die Vorwahl ergab die Namen Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold von Österreich. Die beiden letzten verbaten sich — es bleibt ungewiß, ob zum Schein oder im Ernst — die ihnen zugedachte Ehre. Hierauf fragte der Erzbischoff, ob sich jeder von ihnen dem, welchen die Wahl treffen werde, unterwerfen wolle? Lothar und Leopold erklärten ihre Bereitwilligkeit; Friedrich aber, der hierin eine List sah, wollte sich darüber erst mit den Seinen berathen und entfernte sich. Dieß Benehmen erklärten seine Gegner für Anmaßung und thaten Alles, seine Wahl zu hintertreiben, worauf endlich unter wildem Geschrei ein Haufe sich in den Saal eindrängte und den Lothar auf die Schultern hob, der dann mitten in diesem Tumult zum König erwählt wurde. Zwar mißbilligte Heinrich der Schwarze von Bayern, Friedrich's Schwiegervater, dieses Verfahren, doch ließ er sich — ohne Zweifel mit Adalbert und den päpstlichen Legaten schon von vornherein einverstanden, — leicht zur Anerkennung Lothar's bewegen. Lothar selbst aber mußte (dem Wormser Concordat entgegen XV. 5, 4. a. E.) auf die Forderung des päpstlichen Legaten versprechen, nicht nur die Bischoffswahlen ohne seine und seiner Abgeordneten Gegenwart vornehmen und dann erst nach der Weihe des Gewählten die Belehnung mit den Regalien eintreten zu lassen, sondern ihnen auch den Lehnseid, den doch alle andern Fürsten leisten mußten, zu erlassen und sich mit einem bloßen Treugelübde zu begnügen. Dadurch entließ er die hohe Geistlichkeit gewissermaßen aus dem Reichsverband und entzog der Krongewalt die Güter, über die sie vorher frei verfügt hatte. Auch mußte er den Papst erst durch eine eigene Gesandtschaft um Bestätigung seiner Wahl ersuchen. So sehr hatte sich Lothar der Hierarchie ergeben!

Friedrich, der Hohenstaufe, bequemte sich zwar zur Anerkennung Lothar's, aber seinen gekränkten Stolz konnte er nicht bergen. Da beschloß Lothar, den mächtigen Herzog zu demüthigen und forderte durch ein neues Gesetz, dem er rückwirkende Kraft gab, von den Hohenstaufen die Herausgabe der von den salisch-fränkischen Kaisern in Erledigungs- und Straffällen eingezogenen Reichsgüter zurück. Diese waren jedoch beim Abgang des sächsischen Königsstammes auch nicht zurückgefordert worden und ließen sich zum großen Theil aus ihrer langjährigen Vermischung mit den Familiengütern nicht mehr aussondern. Da sich also Friedrich deß weigerte, sprach Lothar 1126 die Acht über ihn aus, und um derselben Nachdruck geben zu können, gab er seine einzige Tochter und Erbin Gertrude dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern (dem Nachfolger Heinrich's des Schwarzen) zur Gattin und belieh ihn sogar noch mit seinem eigenen Herzogthum Sachsen.

Heinrich der Stolze, aus dem Hause der Welfen, hatte von seiner Mutter Wulfhilde schon die billungischen Stammgüter in Sachsen geerbt, und Lothar's damals erst 12jährige Tochter brachte ihm die süpplingenburgischen, nordheimischen und altbraunschweigischen Erbgüter zu, so daß dadurch das Welfenhaus auch in den Norden Deutschlands verpflanzt wurde und, als es nachher auch die mathildischen (toscanischen) Güter erhielt, mit seiner Macht von der Elbe bis weit über die Alpen reichte.

Durch diese Vergrößerung des bayrischen Hauses legte er den Grund zu jener Feindschaft zwischen den Welfen und Hohenstaufen, welche für die Zukunft des Reichs von unabsehbaren Folgen war. Schon gleich jetzt entbrannte zwischen beiden Häusern ein Krieg, der einen großen Theil der Regierungszeit Lothar's erfüllte und neun Jahre lang Schwaben, Franken und das Elsaß verheerte. Lange behauptete sich der Hohenstaufe da und dort in seinen Burgen und Städten gegen die Übermacht. Konrad, Friedrich's Bruder, voll feuriger Jugendkraft und ritterlichen Hochsinns, eben zurückgekommen von einem Zug nach dem heiligen Lande, zog sogar nach Italien, um die salische Partei daselbst in den Kampf zu ziehen und erhielt von dem Erzbischoff von Mailand zu Monza die lombardische Krone 1128. Weil er aber die übrigen lombardischen Städte gegen sich hatte und Honorius II ihn mit dem Banne belegte, so sah er sich zur Rückkehr nach Deutschland genöthigt, wo sein anmaßender Schritt der gerechten Sache des Kaisers nur Vorschub gethan hatte. Der Krieg währte noch mehrere Jahre, bis sich die Hohenstaufen nach mannichfachen Verlusten auf die Ermahnungen des berühmten Abts Bernhard von Clairvaux, dem die Einigkeit aller Fürsten zu einem neuen Kreuzzug am Herzen lag (K, 1, 3), zu einem Vergleich verstanden, in welchem sie sich um den Preiß der Lossprechung vom Bann und der Belehnung mit dem fränkischen Erbe dem kaiserlichen Ansehen unterwarfen (1135).

Unterdessen hatte eine streitige Papstwahl, welche nach Honorius' II Tode 1130 zu einem Schisma führte, das Kaiserthum in Verlegenheit gesetzt, bis Lothar, durch den h. Bernhard bestimmt, sich für Innocenz II entschied, der, von seinem Gegner Anaclet II aus Rom verdrängt, selbst nach Deutschland kam und den Kaiser um Hülfe bat, während Anaclet sich auf Roger von Sicilien stützte, den er mit Apulien und Calabrien belehnte. Da Lothar damals noch im Krieg mit den Hohenstaufen begriffen war, und daher seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen die Führung desselben überlassen mußte, so konnte er nur mit einer geringen Streitmacht seine erste italische Heerfahrt unternehmen und war also auch nicht einmal im Stande, den Anaclet aus Rom zu vertreiben. Doch ließ er sich mit seiner Gemahlin Richenza in der Laterankirche von Innocenz II krönen und erhielt die mathildischen Güter (XV. 5, 2), jedoch nur als päpstliches Lehen und unter der Bedingung, daß sie nach dem Tode seines Schwiegersohns, dem er sie überließ, wieder an den römischen Stuhl zurückfallen sollten.

Zum Spott auf diese Erniedrigung behaupteten die päpstlich Gesinnten, Lothar sei vom Papste mit der Kaiserkrone belehnt worden, und ein Gemälde im Lateran, das den Kaiser Lothar auf den Knieen vor dem Papst darstellte, hatte die Unterschrift:

Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores;
Post homo fit papae, recipit quo dante coronam.

(d. h. der König kommt an's Thor und beschwört zuvor die Rechte der Stadt; dann wird er Lehnsmann des Papst's und empfängt vom Geber die Krone.)

Nachdem Lothar nach seiner Rückkehr den Dänenkönig Magnus besiegt und ihn bei der Unterwerfung gezwungen hatte, ihm das Reichsschwert vorzutragen, übertrug er dem Herzog Albrecht dem Bären von Anhalt die Nordmark und machte dadurch, so wie durch seine dem Heidenbekehrer Vicelin gewährte Unterstützung bei dessen Bemühungen um die Verbreitung des Christenthums den Anfang zur Unterwerfung der Wenden jenseit der Elbe. Alsdann gab er auf Anrufen des Königs Bela II von Ungarn in dem Thronstreit desselben mit den Polen die Entscheidung und eben so gelang es ihm, unter Beiwirkung des h. Bernhard, den Hohenstaufen Friedrich dahin zu bringen, daß er auf dem Reichstage zu Bamberg dem Kaiser huldigte, wogegen Lothar ihn in dem Besitze von Schwaben bestätigte (1135). Bald darauf unterwarf sich ihm auch Konrad von Hohenstaufen und erhielt das Herzogthum Oberfranken zurück. So erschien das ganze Reich beruhigt und ein von den Fürsten zu Magdeburg beschworner zehnjähriger Landfriede gab dieser Ruhe die nöthige Sicherung.

Nunmehr trat Lothar, begleitet von Heinrich dem Stolzen und von Konrad von Hohenstaufen, der als Schwabe das Reichsbanner führte, seine zweite italische Heerfahrt an, um den ganz aus

Rom vertriebenen Papst Innocenz zu schützen und den ihn bedrängenden übermüthigen König Roger von Neapel zu züchtigen, gegen den auch die Venetianer und der griechische Kaiser den Lothar um Hülfe ersucht hatten. Nachdem er in Oberitalien einigen widerstrebenden Städten, namentlich Pavia, seinen Ernst gezeigt hatte, zog er, während im Westen Heinrich der Stolze Tuscien unterwarf, durch die östlich vom Apennin gelegenen Marken und drang in Apulien ein. Hier eroberte Lothar Amalfi (bei welcher Gelegenheit unter der Beute die Pandecten oder Gesetzbücher des altrömischen Rechts (XIV. 1, 1) aufgefunden wurden) und zwang den Roger nach Sicilien zu fliehen. Doch konnte der Kaiser Salerno und Neapel nicht gewinnen, und als er Apulien einem andern verleihen wollte, machte ihm Innocenz dieses Recht streitig, so daß die Sache einstweilen dadurch beigelegt wurde, daß Innocenz und Lothar zugleich die Belehnungsfahne hielten!

Die Deutschen aber, der unnützen Belagerungen müde und höchst erbittert über Innocenz, den sie als Hemmniß des Friedens ansahen, drangen auf Rückkehr, und Lothar, ohnedieß krank sich fühlend, gab nach. Kaum hatte er aber die italienische Gränze hinter sich, als er in einer Bauernhütte zu Breitenwang bei Reuti im Oberlechthal vom Tod überrascht wurde (1138). Er ward nachher zu Königslutter im Braunschweigischen begraben. Kann man ihm auch den Ruhm eines tapfern und frommen Mannes nicht absprechen, so hat er doch seine Stellung als römisch-deutscher Kaiser nicht so erfaßt, wie es die Lage des Reichs erfordert hätte.

Gleich nach Lothar's Tod starb auch Anaclet II, und Innocenz II einigte sich mit Roger und belehnte ihn mit Sicilien und Apulien.

In Deutschland kam um diese Zeit das Haus Zähringen (das Stammhaus der badischen Fürsten) empor und einer aus diesem Hause, Namens Konrad, erhielt 1127 die Verwaltung von Burgund: dadurch wurde dem Reiche diese Grafschaft gerettet, das ein Graf Raynald von Bar an sich zu reißen und vom Reiche abzutrennen den Versuch gemacht hatte. — Auch das Württemberger Stammhaus begann durch die Gunst der Hohenstaufen sich zu heben. — In Österreich blühten noch die Babenberger. — Die Markgrafschaft Nordsachsen gab Lothar 1133 an den Grafen von Ballenstädt, Albrecht den Bären (welchen Beinamen er von seiner wilden Tapferkeit hatte) aus dem Hause Anhalt oder Ascanien (so genannt von dem Stammvater Esiko oder von der Gerichtsstätte Ascharia d. i. Aschersleben); das Meißner-Land stand unter dem Grafen von Wettin. — Um diese Zeit wurde auch Thüringen durch den Landgrafen Ludwig den Springer, der es 1130 vom Kaiser zu Lehen empfangen hatte, wieder selbständig, nachdem es eine Zeit lang als Grafschaft zu Sachsen gehört hatte.

2. Die Hohenstaufen auf dem deutschen Thron. Konrad III. Ächtung Heinrich's des Stolzen. Krieg und Waffenstillstand. Die Weiber von Weinsberg. Aussöhnung. Päpstliches Schisma. Arnold's von Brescia republicanische Reform in Rom.

Da Lothar keinen Sohn hinterlassen hatte, so machte sich unter allen Fürsten keiner eine gewissere Hoffnung auf die Nachfolge im Reich, als sein Schwiegersohn Herzog Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen. Allein derselbe Grund, aus welchem die Fürsten früherhin dem hohenstaufischen Friedrich die Krone verweigerten, bewog sie nun, dem Welfen ihre Zustimmung zu versagen. Auch Papst Innocenz II fürchtete die gefährliche Nachbarschaft Heinrich's, als Lehnsbesitzers von Toscana, und lenkte daher durch den Erzbischoff Albero von Trier (denn Mainz und Köln waren damals nicht besetzt) die Wahl auf den minder mächtigen, unterdeß ruhiger gewordenen Konrad von Hohenstaufen, der am 8. März 1138 zu Aachen von dem päpstlichen Legaten gekrönt wurde und die Heldenreihe der hohenstaufischen oder schwäbischen Kaiser eröffnet.

Die Wahl Konrad's wurde so eifrig betrieben, daß der Erzbischoff sie schon drei Monate vor dem ausgeschriebenen allgemeinen Wahltag in einer Versammlung hohenstaufisch Gesinnter am 2. Febr. zu Coblenz, und zwar nur durch wenige fränkische, schwäbische und rheinische Fürsten zu Stande brachte, so daß also seine Wahl (weil weder zur festgesetzten Zeit, noch am herkömmlichen Ort, noch von den sämmtlichen Stämmen vorgenommen) im Grunde nur eine Parteiwahl war. Die Salbung geschah von dem päpstlichen Legaten, weil der Erzbischoff von Köln das Pallium noch nicht erhalten hatte.

Auf dem zur nachträglichen Huldigung anberaumten Tage zu Bamberg erschien nur eine Anzahl sächsischer und bayrischer Fürsten sammt der kaiserlichen Wittwe Richenza, nicht aber Heinrich selbst, der im Besitze der Reichskleinodien war. Auch auf einem zweiten zu Regensburg gehaltenen Fürstentage blieb er aus, wiewohl er wenigstens die Reichskleinodien auslieferte. Auf einem dritten Tag zu Augsburg erschien er zwar in Person, aber mit einem so starken bewaffneten Gefolge, daß die Absicht der Drohung nicht zu verkennen war. Daher sprach der Kaiser, der aus Furcht vor einem Überfall nach Würzburg wich, die Acht über ihn aus, ohne ihn zuvor zu hören, und gab nachher auf einem Reichstag zu Goslar das Herzogthum Sachsen dem Markgrafen der sächsischen Nordmark, Albert dem Bären, der, von mütterlicher Seite ein Enkel des Herzogs Magnus, längst darauf Anspruch gemacht hatte; das Herzogthum Bayern aber verlieh er seinem eigenen mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V von Österreich.

Mit diesem Gewaltschritt begann der Kampf der Welfen und Hohenstaufen auf's neue, und in dem nun folgenden Kriege zwischen König Konrad und dem Herzog Heinrich und nach dessen Tode mit seinem Bruder Welf VI entstund der — Jahrhunderte hindurch die Welt schreckende Parteiruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!“ indem sich im Fortgang

des Kampfes an diese Namen die zwei entgegengesetzten Principien knüpften, welche sich um die Herrschaft der Welt stritten.

Waiblingen war nämlich der Name des im Remsthal unweit Cannstatt gelegenen Stammschlosses der Hohenstaufen. Anfangs bezeichnete jener Parteiruf nur die Bayrischgesinnten und die Hohenstaufischgesinnten; in der Folge aber erweiterte er sich zur Bezeichnung der Anhänger der päpstlichen (kirchlichen) und der kaiserlichen (weltlichen) Macht, und da sich beide nachher vorzüglich in Italien bekämpften, die Italiener aber die Namen Welfen und Waiblinger mit Guelfi und Ghibellini wiedergaben, so nannte man beide Parteien die Guelfen und Ghibellinen.

Der oben erwähnte Krieg zwischen beiden Häusern begann damit, daß Albert der Bär einen großen Theil von Sachsen eroberte, Leopold aber in Bayern einfiel, Regensburg eroberte und fast das ganze Land einnahm, während Herzog Friedrich von Hohenstaufen den tapfern und reichen Konrad von Zähringen, einen Verbündeten Heinrich's, so schlug, daß dieser den größten Theil seiner Besitzungen verlor und sich unterwerfen mußte. Heinrich selbst, von seinen bayrischen Großen verlassen, entfloh, von nur vier Getreuen begleitet, nach Sachsen, wo er Unterstützung fand. Da nun die Sachsen Albrecht den Bären verjagten und dessen Güter verwüsteten, zog König Konrad mit einer Heeresmacht herbei und schon sollte es an der Werra, wo Heinrich lagerte, zur Schlacht kommen, als es dem Erzbischoff von Trier gelang, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Während desselben starb Heinrich der Stolze, erst 37 Jahre alt, unerwartet (1139) und hinterließ einen 10jährigen gleichnamigen Sohn (den nachmaligen Heinrich den Löwen), für welchen dessen Mutter Gertrud und Großmutter Richenza, zwei geistkräftige Frauen, von den Sachsen unterstützt, das Herzogthum Sachsen gegen Albrecht behaupteten, — indessen Heinrich's Bruder, Welf VI, gestützt auf den Beistand des Königs Geisa von Ungarn und des Königs Roger von Sicilien, das Recht der Nachfolge in Bayern in Anspruch nahm und den Krieg gegen Leopold fortsetzte. Im Verlaufe desselben belagerte König Konrad mit seinem Neffen Friedrich von Hohenstaufen im J. 1140 das schwäbische Städtchen Weinsberg, und als Welf zum Entsatze heranrückte, kam es zu einer Schlacht, in welcher Welf geschlagen wurde, worauf Weinsberg sich ergab.

Die nähern Umstände der Einnahme erzählt die Volkssage so: Da König Konrad, erbittert über den hartnäckigen Widerstand der Burg oder Stadt, geschworen hatte, daß alle männlichen Bewohner mit dem Leben büßen sollten; baten ihn die Weiber bei der Capitulation, ihr Kostbarstes mit fortnehmen zu dürfen und erhielten Gewährung. Wie erstaunte aber der König und sein Gefolge, als die Weiber von Weinsberg mit ihren Männern auf den Schultern aus dem geöffneten Stadtthore herauszogen. Herzog Friedrich wollte diese List nicht gelten lassen; aber Konrad sprach: „Ein Königswort soll man nicht drehen und deuteln!" und schenkte den Weinsbergern Leben, Freiheit und Habe. Die Treue der Weinsbergerinnen aber wurde zum geschichtlichen Sprüchwort und ein Gegenstand des verherrlichenden Lobes der Dichter bis herab zu Justinus Kerner, dem neuesten Sänger der Weibertreue und Verschönerer der Burgruinen von Weinsberg, die gleichfalls diesen Namen tragen.

Ungeachtet der Demüthigung Welf's nahm aber der Krieg kein Ende: vielmehr behauptete sich in Sachsen die Partei des jungen Heinrich glücklich und in Bayern fuhr nach Leopold's Tode (1141) Welf fort, den Bruder Leopold's, Heinrich II Jasomirgott (so benannt von seiner gewohnten Betheuerungsformel), welchem Konrad die Nachfolge in Bayern zugesprochen hatte, zu bekriegen. Daher dachte König Konrad auf eine Aussöhnung mit dem Welfischen Hause. Er vermittelte eine Vermählung Jasomirgott's mit Heinrich's 26jähriger Wittwe Gertrud, der Mutter des 12jährigen Heinrich, und belieh letzteren gegen die Verzichtleistung auf Bayern mit dem Herzogthum Sachsen; Albrecht dem Bären wurde der Besitz der Mark Brandenburg bestätigt. Dadurch schien zur allgemeinen Freude der Friede (1142) zwischen den beiden ersten Häusern Deutschlands hergestellt zu seyn, wiewohl Welf den Krieg mit Jasomirgott nicht einstellte.

Um nun allerwärts in Deutschland die lang gestörte Ordnung herzustellen, reis'te Konrad im Reiche umher, hielt häufig Reichstage und suchte den Gesetzen den gebührenden Gehorsam zu verschaffen. Dadurch abgehalten, die kaiserliche Macht im Auslande geltend zu machen, mußte er sich begnügen, daß z. B. die Böhmen und Polen die Oberhoheit des deutschen Reichs nur dem Namen nach anerkannten; wie denn Konrad auch dem Papst Lucius die nachgesuchte Hülfe gegen die Römer nicht gewähren konnte, welche damals, durch die oben (K. 1, 4) näher bezeichneten kirchlich-politischen Lehren Arnold's von Brescia angeregt, Rom in eine Republik zu verwandeln strebten.

Italien war überhaupt damals in großer Verwirrung, zunächst durch die Wirkungen der früher erwähnten Kirchenspaltung zwischen Innocenz II und Anaklet II, welche Bernhard von Clairvaux beilegte; sodann durch das fortgesetzte Umsichgreifen Roger's von Sicilien, den der Papst mit Apulien, Calabrien und Capua belehnen und als König anerkennen mußte; endlich durch die zerstörenden Fehden der übermüthigen Städte Oberitaliens, insbesondre aber Toscana's. Allenthalben stunden Parteien gegeneinander; fast nirgends wollte man seinen Obern gehorchen, und suchte irgendwo ein kräftiger Geist die getheilten Kräfte zu einigen, so zerstörte stets Eigensucht und Leidenschaft ihr eigenes Ziel. Rom namentlich war damals der Schauplatz von Bewegungen, die, weil sie einerseits aus egoistischem Triebe hervorgiengen, anderseits von idealistischem Schwindel getragen wurden, beim Versuch ihrer Durchführung an der Klippe der Unmöglichkeit scheiterten.

Während der gedachten Kirchenspaltung hatten nämlich die römischen Bürger wichtige Rechte, welche sonst der päpstlichen Regierung zustanden, an sich gerissen, und als nach Anaklet's Tod und Victor's Entsagung der Papst Innocenz II jene Rechte wieder an sich nahm, waren die Römer unzufrieden und gaben um so leichter den Lehren Arnold's Gehör, der damals in verschiedenen lombardischen Städten mit hinreißender Beredsamkeit die Nachtheile des Güterbesitzes in den Händen der Geistlichkeit schilderte und verlangte, daß hinfort kein Geistlicher ein Eigenthum, kein Bischoff ein Lehen und die Kirche selbst kein irdisches Gut besitzen, sondern sich nur von den Opfern und Zehnten der Gläubigen erhalten und dafür sich desto ungestörter dem reingeistlichen Berufe hingeben solle.

So wie die lombardischen Städte schon in dem Investiturstreite die Fragen über die Rechte der Kirche und des Staates oft zum Vortheil ihrer eigenmächtigen Selbstbefreiung aus der Stadtoberherrlichkeit der Bischöffe ausgebeutet hatten, und nun in Arnold's Lehre eine „Rechtfertigung" dieser ihrer Handlungsweise sahen und aus seiner Vergleichung des lombardischen Freistädtewesens mit den Republiken des Alterthums ein zu erstrebendes „Ideal" entnahmen: so waren auch den Römern diese Lehren in gedoppelter Hinsicht willkommen. Denn sie hatten einerseits die Gebrechen der Geistlichkeit in nur zu lebendigem und unmittelbarem Beispiel vor Augen gehabt, anderseits stand ihnen aus der Geschichte ihrer Weltstadt die Erinnerung an die altrömische Republik zu nahe, als daß jene Lehren bei ihnen nicht einen besonders fruchtbaren Boden hätten finden sollen. Obgleich nun Arnold vor einer Anklage bei der Lateransynode 1139 aus Italien wich, so ließen sich doch die Römer nicht irre machen, sondern kündigten in einer Volksversammlung auf dem Capitol dem Papste den Gehorsam auf, mit der Erklärung, daß seine weltliche Herrschaft über Rom hiemit aufhöre. Darauf erwählten sie einen Senat und wähnten nun „ein echter Freistaat" zu seyn.

Weder Innocenz II, noch sein Nachfolger Cölestin II (selbst ein Schüler Abälard's) konnten die Unruhigen bewältigen. Die Milde des Papstes Lucius II mehrte sogar noch die Anmaßung der Römer, die sich nun einen Patricius wählten und vom Papste die Abtretung seiner weltlichen Hoheitsrechte in und außerhalb der Stadt an denselben verlangten. Da König Konrad die nachgesuchte Hülfe nicht gewähren konnte, so wollte der Papst Lucius selbst mit bewaffneter Macht den sogenannten Senat auflösen, wurde aber mit den Seinen zurückgetrieben und von einem Steinwurf verwundet, so daß er kurz darauf starb.

Nun kam Arnold selbst nach Rom, die Bewegung zu leiten. Um die altrömische Musterrepublik besser zu erreichen, wurden zwei Consuln gewählt, die Zahl der Senatsglieder auf 100 festgesetzt, ein Ritterstand eingerichtet und die Rechte der Volksversammlung bestimmt. Der neue Papst Eugen III, ein Schüler Bernhard's, mußte sich aus Rom zurückziehen; die Häuser der Cardinäle wurden geplündert, die Peterskirche zur Festung gemacht, die Pilger unter Schlägen zu schweren Abgaben gezwungen und, wenn sie sich deß weigerten, getödtet. Zwar ermannten sich, durch diese Ungerechtigkeiten empört, die Päpstlichgesinnten und machten dem Papste in Folge eines Vergleichs die Rückkehr wieder möglich; dennoch sah er sich bald genöthigt, vor den Rohheiten der neuen Republikaner nach Lucca und von da nach Frankreich zu entfliehen.

Nun suchten die Aufständischen in der Kaisermacht eine Stütze und luden den König Konrad ein, ihre Stadt als Haupt der Welt zum Sitze zu wählen, wo er nach Beseitigung der Päpste, „als der ärgsten

Feinde der Kaiser, freier und besser herrschen könne, als irgend einer seiner Vorfahren." Allein Konrad gab ihren Schmeichelreden kein Gehör, weil er theils seine eigene Schwäche, theils den Wankelmuth der Römer kannte und in ihrem Unternehmen nichts als eine Thorheit sah, die weder in sich selbst, noch in dem allgemeinen Bedürfniß einen Halt hatte.

Dagegen konnte sich Konrad, so gern er ferner alle seine Kräfte der Befestigung der Ordnung in deutschen Landen gewidmet hätte, einem andern auswärtigen Unternehmen nicht entziehen, das damals in der Vorbereitung zu einem neuen großen Kreuzzug die ganze abendländische Christenheit beschäftigte.

3. Der zweite Kreuzzug. Zustand der morgenländisch-christlichen Reiche seit Balduin II. Verlust Edessa's an Nureddin. Kreuzpredigt des h. Bernhard. Zug Ludwig's VII von Frankreich und Kaiser Konrad's III.

Es ist oben (XV. 8, 4) bereits erwähnt worden, daß in den neuen morgenländisch-christlichen Reichen nach dem Tode Balduin's II durch innere Zwistigkeiten unter den Fürsten und durch vereinte Anstrengungen der äußern Feinde die Gefahren für den Bestand jener so lose verbundenen Lehnstaaten mehr und mehr wuchsen. Unter Balduin's II Nachfolger und Schwiegersohn Fulco (von Anjou) hatte sich der Athabek oder Regierungsverweser von Mosul, Sultan Mahmud's II Neffe, Namens Emadeddin Zenki, zum unabhängigen Herrscher gemacht, dann durch Tapferkeit und List sich alle kleinern türkischen Herrschaften (mit Ausnahme von Damascus) bis zur Gränze Jerusalems unterworfen, und sich sowohl durch kluge und gerechte Behandlung seiner Unterthanen, als auch durch die Vorstellung der Nothwendigkeit einer festen Einigung gegen die Christen eine bedeutende Macht geschaffen.

Als nach Fulco's Tode (1143) dessen minderjähriger Sohn Balduin III, der übrigens sowohl durch seine Körperschönheit, als durch seine Geistesgaben die größten Hoffnungen erregte, unter der Vormundschaft seiner Mutter Melisende regierte, umlagerte Zenki (Nov. 1144) unerwartet die wichtige Stadt Edessa, welche Graf Joscelin II durch die Verlegung seiner Residenz nach Tellbascher jenseits des Euphrat's bloßgestellt und vernachlässigt hatte. Da Joscelin mit Raymund von Antiochien im Zwist lebte, auf Jerusalem's Hülfe aber wegen zu großer Entfernung nicht gerechnet werden konnte, so war der Muth der Christen eben so schwach, als ihre Kräfte. Dennoch wäre vielleicht die Stadt noch zu retten gewesen, wenn nicht ein verrätherischer Armenier in der Christnacht die Türken durch sein an die Stadtmauer stoßendes Haus eingelassen hätte, so daß Edessa von den Türken erobert und ihre Einwohnerschaft zum Theil niedergemetzelt wurde. Hierauf eroberte Zenki alle fränkischen Besitzungen auf dem linken Euphratufer,

und war, nach Dämpfung einer Empörung seines Statthalters zu Mosul, eben im Begriff, auf das rechte Euphratufer überzusetzen, als er von einem seiner Sclaven im Bett ermordet wurde (1146).

Nun dachten sich die Christen alle Gefahr verschwunden und zogen unter Joscelin's Anführung gegen Edessa, das sie auch glücklich wieder gewannen. Aber schon sechs Tage darnach erschien Nureddin, Zenki's tapferer Sohn und Nachfolger in den Westtheilen seiner Herrschaft, mit einem mächtigen Heere, machte sich wieder zum Herrn der Stadt und zerstörte sie von Grund aus.

Als nämlich Nureddin sie umlagert hatte, zog die christliche Besatzung, in der Gewißheit, sich nicht halten zu können, aus der Stadt, um sich durchzuschlagen. Da nun die zurückgebliebenen Einwohner (Greise, Weiber und Kinder) das Schrecklichste zu befürchten hatten, zogen auch sie aus, wurden aber sammt den Vorauseilenden von den Türken umringt und theils getödtet, theils gefangen. Nachdem so die Einwohnerschaft Edessa's, 46000 an der Zahl, einen kläglichen Untergang gefunden hatte, wurde die Stadt rein ausgeplündert und in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt, unter dem sich nachher scheu und furchtsam nur Einzelne wieder anzusiedeln wagten.

Als die Kunde von dem schrecklichen Falle Edessa's, dieser bei den Christen hochberühmten Stadt, in das Abendland gelangte, entstand eine allgemeine Bestürzung und der Wunsch und die Begierde nach einem neuen allgemeinen Kreuzzug regte sich in vielen Gemüthern. Aber nur das begeisternde Wort des h. Bernhard's, vor dessen sittlich-religiöser Geistesübermacht sich damals die ganze christliche Welt, vom geringsten Laien bis zum Fürsten, vom Mönch bis zum Papst hinauf ehrfurchtsvoll beugte (K. 1, 2 a. E.), wußte zur That zu treiben und alle Hindernisse zu besiegen, die sich damals der Ausführung eines so großen Unternehmens entgegen zu setzen schienen. Denn Kaiser Konrad war mit den innern Angelegenheiten Deutschlands zu sehr beschäftigt; in England wüthete ein Bürgerkrieg, und in Frankreich war König Ludwig VII mit der Kirche zerfallen. Doch gerade der letztere Umstand führte durch Bernhard's Vermittlung zur Ausführung des Kreuzzugs, zu welchem der König von Jerusalem und seine Barone in ihren Klagebriefen über den Verlust Edessa's vorzugsweise die tapfere französische Ritterschaft aufforderten.

König Ludwig VII hatte nämlich einen ungerechten Krieg mit dem Grafen von Champagne und Blois, dem Bruder des damaligen Königs von England, geführt, und bei der Eroberung der Stadt Vitry hatten seine Leute eine Kirche angezündet, in deren Flammen 1300 Menschen um's Leben kamen. Zwar hatte Cölestin II den Bann, welchen Innocenz II deßhalb über den König ausgesprochen hatte, auf seine bezeugte Reue wieder aufgehoben; nichts desto weniger aber fühlte sich Ludwig im Gewissen beschwert, und als die morgenländischen Gesandten die Bedrängnisse der dortigen Christenheit meldeten, entstand in ihm der Wunsch, seine Sünden durch einen Kampf für die Sache Gottes zu sühnen. Er fragte deshalb den h. Bernhard um Rath und dieser, um nicht eigenmächtig zu handeln, legte die Sache dem Papst Eugen III vor, der, hocherfreut über diese Gelegenheit, die Macht der Kirche zu mehren, dem h. Bernhard den Auftrag gab, den Kreuzzug zu predigen.

Von Bernhard's Predigt auf der Versammlung zu Vezelay (in der Grafschaft Nivernois) an Ostern 1146 mächtig ergriffen, nahm Ludwig VII, der schon vorher dazu entschlossen war, sammt seiner jungen Gemahlin und seinem Bruder das Kreuz. Seinem Beispiele folgten so viele Grafen, Bischöffe und Edle, daß Bernhard zuletzt sein eigen Gewand zu Kreuzzeichen zerschnitt, um den Andrang zu befriedigen, und daß er, als darauf durch ganz Frankreich wieder das „Gott will's" ertönte, dem Papste schreiben konnte: „Städte und Burgen werden leer und sieben Weiber können nicht Einen Mann bekommen; überall bleiben Wittwen zurück, obschon die Männer leben."

Auch an die Deutschen richtete Bernhard vorläufig in einem Schreiben ein mahnendes Wort und diesmal regte sich auch bei ihnen eine größere Theilnahme. Am Rhein suchte ein fanatischer Mönch, Namens Radulf, die Lust dazu dadurch zu entzünden, daß er auch die Juden als zur Vertilgung reife Feinde Christi bezeichnete, wodurch es kam, daß sich dort wieder eine blutige Judenverfolgung erhob. Auf die Nachricht hievon eilte Bernhard selbst herbei, hemmte durch sein kräftiges Wort zu Frankfurt die unchristliche Bewegung und wies auf das eigentliche Ziel im Morgenlande hin. Tausende nahmen das Zeichen aus seiner Hand; nur Kaiser Konrad, der früherhin selbst schon eine Kreuzfahrt gemacht und aus Erfahrung deren Schwierigkeiten kennen gelernt hatte, wich den Anträgen Bernhard's beharrlich aus. Endlich fand Bernhard auf seiner Missionsreise durch die Pfalz nach der Schweiz und zurück am Weihnachtstage zu Speyer, wohin der Kaiser einen Reichstag ausgeschrieben hatte, Gelegenheit, vor ihm und den versammelten Fürsten und Prälaten eine Kreuzpredigt zu halten, bei der aber Konrad noch unbeweglich blieb. Erst nach zwei Tagen, als Bernhard am Schlusse der Messe in einem nochmaligen feurigen Vortrag dem Kaiser vorhielt, daß er am jüngsten Tage nicht werde nachweisen können, seine Pflicht erfüllt zu haben, sprang der Kaiser, erschüttert durch dieses Wort, auf und rief, die Rede des begeisterten Mannes unterbrechend: „Ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes: sie soll mich nicht undankbar finden! Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Darauf nahm er das Kreuz und die Fahne aus Bernhard's Händen und trug den heiligen Mann beim Hinausgehen aus der Kirche auf den Armen, um ihn bei dem ungeheuern Andrang des Volks, das ihn sehen wollte, vor dem Erdrücken zu bewahren.

Unter denen, welche dem Beispiele des Reichsoberhaupts folgten, befand sich sein Neffe, der 25jährige hochherzige Friedrich von Hohenstaufen, bei dessen Entschluß der alte, kränkliche Vater desselben vor Kummer starb, worauf der Kaiser den Sohn mit dem Herzogthum Schwaben belieh; andere vornehme Theilnehmer waren die Herzöge von Bayern (Welf VI), von Lothringen, von Böhmen, die Markgrafen von Steyermark und Kärnthen; die Bischöffe von Basel, Regensburg, Freysing und Passau und viele andere geistliche und weltliche Herren Süddeutsch-

lands. — Das nördliche Deutschland nahm zwar an diesem Zuge keinen Theil; dagegen zog ein Heer von 60,000 Sachsen, geführt von Albrecht dem Bären und dem Markgrafen Konrad von Meißen — und ein anderes Heer, von dem Herzog Heinrich dem Löwen und den Dänenfürsten Kanut und Sueno geführt, gegen die wieder in's Heidenthum zurückgefallenen Slaven aus und verheerten die Länder derselben, ohne übrigens viel auszurichten. — Eben so zogen Friesen und Engländer zur See mit dem Vorsatz aus, nach Jerusalem zu ziehen; sie kamen aber nur bis Lissabon (Lisboa), wo sie dem König Alfons von Castilien diese Stadt erobern halfen (K. 9.) und dann in dem Glauben, damit ihr Gelübde gelös't zu haben, wieder heimzogen.

4. Fortsetzung: Zustand des byzantinischen Reichs von Alexius I bis Manuel I. Konrad in Constantinopel. Überfahrt nach Asien. Hinterhalt des Sultan's von Iconium. Ankunft Ludwig's VII. Zug nach Antiochia. Belagerung von Damascus. Rückkehr der Fürsten nach Europa. (Roger von Sicilien.) Konrad's Tod.

Bevor Konrad den Zug antrat, ließ er, um in Deutschland unter seiner Abwesenheit Ordnung zu erhalten, den Landfrieden beschwören, insbesondere den Sachsenherzog Heinrich und den Bayernherzog Welf geloben, ihre Ansprüche gegen einander bis zur Beendigung des Kreuzzugs ruhen zu lassen, bestimmte sodann die sämmtlichen Fürsten, seinen jungen Sohn Heinrich zum König zu erklären und übertrug die Vormundschaft über ihn dem verständigen Abt Wibald von Corvey. Nach beendigten Vorbereitungen brach er mit dem deutschen Heere im Mai 1147 von Regensburg auf und überschritt nach Pfingsten die Gränzen Ungarns, dessen König Geisa freien Durchzug bewilligt hatte.

Der König Ludwig von Frankreich, der mit seinem glänzenden Heere und der h. Oriflamme erst im Juni von Metz aufbrach, nahm denselben Weg, weil der Seeweg für eine so große Menge Menschen nicht möglich schien. Er hatte den Vortheil, daß er überall die Brücken und Schiffe vom vorausgehenden Zuge der Deutschen noch vorfand. — Ohne bedeutende Vorfälle, jedoch auch nicht ohne alle Anstände, erreichten beide Heere nach einander Constantinopel, wo damals Kaiser Manuel I den Thron inne hatte.

Seit dem ersten Kreuzzuge waren im byzantinischen Reiche zwei Thronwechsel vor sich gegangen. Auf jenen Comnenen **Alexius** I, der als tapferer Feldherr und schlauer Staatsmann die Stürme des ersten Kreuzzugs bestanden und sich die Eroberungen der Kreuzfahrer in Kleinasien zugeeignet hatte, dagegen aber genöthigt war, auf den letzten Rest der Griechenherrschaft in Unteritalien zu verzichten, war sein Sohn **Johannes** (1118—1143) gefolgt, der durch Weisheit, Sparsamkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit der edelste unter den Comnenen, ja der beste Fürst seiner Zeit war. Er hatte die räuberischen Petschenegen — durch vollständige Besiegung und durch Vertheilung ihrer Überreste in Macedonien und Pannonien — unschädlich gemacht, hatte die Ungarn zurückgewiesen und den Türken ihre Eroberungen bis an den Euphrat abgenommen. (Den Spottnamen Kalo-Johannes hatte er von der Sorgfalt, mit der er sein unangenehmes Äußere durch einen

gewählten Anzug zu verbergen suchte und darum auch bei seiner Umgebung auf eine bis in's Kleinliche gehende Kleiderordnung sah.) Er starb durch einen vergifteten Pfeil, mit dem er sich auf der Eberjagd an der Hand verwundet hatte. — Sein jüngerer Sohn **Manuel** I (1143—1180), den Johannes mit Übergehung seines ältern, feigen und jähzornigen Sohnes Isaak, zum Nachfolger ernannt hatte, war ein Mann von riesenmäßiger Größe und großer Tapferkeit, die er durch seine Siege über den Sultan von Iconium bewährt hatte. Durch seine Gemahlin, eine Pfalzgräfin von Sulzbach, Schwester von König Konrad's Gemahlin, war er mit letzterem verwandt.

Auf das Gesuch der Deutschen um freien Durchzug und um Lebensmittel gegen Kauf ließ Manuel sie beim Eintritt in sein Reich einen Friedenseid schwören, worauf das 90,000 Köpfe starke Heer Schiffe zur Überfahrt über die Donau bekam. Da aber die Griechen beim Verkauf der Lebensmittel gewinnen wollten, die Deutschen dagegen oft Gewalt brauchten, so entstunden schon auf dem Wege nach Constantinopel Streitigkeiten; als sodann vollends einer der edelsten Deutschen, welcher krank mit den Seinen in Adrianopel zurückbleiben mußte, von einem Haufen griechischer Söldner beraubt und sammt der Wohnung verbrannt wurde: da hielten sich die geringern Pilger an keinen Schwur gebunden und waren nicht mehr in Zucht zu halten, besonders in der Nähe von Constantinopel. Erst nach vielen Schwierigkeiten erhielten die Deutschen Schiffe und setzten, noch 70,000 an der Zahl, nach Asien über, wo Konrad's Kühnheit und vielleicht der Griechen treuloser Rath ihn den kürzern, aber gefährlichern Weg nach Iconium einschlagen ließ. Auf diesem aber gerieth sein schönes Heer durch Mangel an Lebensmitteln in schreckliche Noth und durch die Treulosigkeit der griechischen Führer in einen Hinterhalt des Sultans, so daß es in wenigen Tagen von Schwert, Hunger und Elend fast ganz aufgerieben wurde und Konrad verwundet mit nur 7000 Kampffähigen nach Nicäa in Bithynien zurückkehrte.

Folgendes sind die nähern Umstände des verunglückten Zugs: Die mitgenommenen Lebensmittel waren bald ausgegangen und die Bewohner der Städte, an denen man vorbeizog, schloßen ihre Thore und gaben entweder keine oder verfälschte, zuweilen der Gesundheit nachtheilige Lebensmittel. Langsam gieng der Zug vorwärts und mit jedem Tag wuchs die Noth, aber auch der Zorn der Deutschen gegen die griechischen Führer weil die Stadt Iconium sich immer nicht zeigen wollte. Zuletzt flohen die Führer entweder aus Furcht oder aus Verrath. Nun gerieth das Heer, unkundig des Weges, in eine wasserlose Wüste, und ehe man noch einen Rath finden konnte, erschien ein türkisches Reiterheer, und leicht gerüstete Bogenschützen auf schnellen Pferden umschwärmten auf allen Seiten die Deutschen, welche theils schwergerüstet auf ihren ermüdeten Rossen und ohne fernhintreffende Waffen, theils blos mit Stab und Pilgertaschen versehen, einherzogen. Im Vorrücken keine Sicherheit, im Rückzug kein Vortheil, im Bleiben keine Hülfe, rings kein Berg, kein Wald, kein Fluß; allenthalben gänzliche Verwirrung! So fand das schöne Heer (wie einst das Römerheer unter Crassus gegen die Parther) den kläglichsten Untergang.

Unterdessen war das französische Heer unter ähnlichen Anständen und Streitigkeiten mit den Griechen in Constantinopel angelangt, wo

König Ludwig, ungeachtet der rücksichtsvollsten Aufnahme am griechischen Hof, dem Kaiser schwören mußte, keine Feindseligkeiten gegen ihn zu unternehmen und jede Eroberung ehemals griechischer Orte an ihn zurückzugeben. Aber auch Ludwig konnte sein Heer nicht in voller Zucht halten und es wäre zum Angriff auf Constantinopel gekommen, wenn nicht die von den Griechen wahrscheinlich absichtlich verbreitete Nachricht von Siegen der Deutschen die Pilger zum Abzug gereizt hätten. Als die Franzosen endlich den Boden Asiens erreicht hatten, erhielten sie in der Nähe von Nicäa die Nachricht von dem Unglück der Deutschen, das kurz darauf Konrad's Ankunft bestätigte. Während Konrad nach Constantinopel gieng, sich dort heilen zu lassen, zog der Rest der Deutschen mit dem französischen Heere, das ohne die Fußgänger und Unbewaffneten 60,000 Geharnischte zählte und, zur Vermeidung ähnlichen Unglücks, die Seeküste hinab seinen Weg über Ephesus nahm. Kaum hatten sie den Mäander überschritten, als die Türken eine getrennte Heeresabtheilung überfielen und vernichteten, und Mangel und Noth das Hauptheer befiel, bis es die Seestadt Attalia in Pamphylien erreichte, von wo die Pilger zu Land, der König und die Edlen zur See nach Antiochien zu ziehen vorhatten. Erstere jedoch wurden von den Griechen verrathen und ausgeplündert, so daß viele Tausende von Hunger und Seuchen dahin gerafft wurden, Tausende aber sich lieber den Türken überlieferten, weil sie von diesen eine bessere Behandlung hofften, als von der Treulosigkeit ihrer christlichen Glaubensgenossen.

Der König mit seinen Edlen aber kam glücklich in Antiochia an und eilte, ohne sich von Raymund zu einem Angriff auf Cäsarea benützen zu lassen, nach Jerusalem, wo König Konrad eben einige Tage zuvor angekommen war, da er nach seiner Genesung von Constantinopel aus mit dem gesammelten Reste der deutschen Kreuzfahrer die Seefahrt dahin gemacht und in Accon (Ptolemais) das Land betreten hatte.

Nachdem beide Könige, ihrem Gelübde treu, zu verschiedenen Fristen an den geweihten Stätten ihre Andacht verrichtet hatten, hielten sie zu Accon mit König Balduin III und den vornehmsten einheimischen und fremden Kreuzbrüdern eine Berathung, bei der man sich zu einem gemeinsamen Angriff — nicht gegen das zu entfernte, von dem mächtigen Nureddin beherrschte Aleppo — sondern gegen das nähere, von dem Statthalter Anar vertheidigte Damascus entschloß.

Von Tiberias aus zog 1148 das vereinigte Kreuzheer, 20,000 Reiter und 60,000 Fußgänger stark, über den Libanon und erreichte Damascus, konnte es aber, theils durch die Eifersucht der christlichen Fürsten in Syrien, theils durch den Verrath der von den Türken bestochenen Großen von Jerusalem verhindert, nicht erobern, sondern mußte nach großen Verlusten die Belagerung aufheben.

Damascus, in einer gesunden und fruchtbaren Gegend liegend, von reichen Fruchtgärten umgeben und innen von Palästen und Moscheen prangend, war von einer doppelten, mit vielen Thürmen versehenen Mauer und vor derselben auf der einen Seite von einem Flusse geschützt; weit umher waren alle Brunnen und Wasserbehälter verschüttet und alle Nahrung für Menschen und Vieh zerstört oder fortgeschafft; — alle Gärten und Besitzungen vor der Stadt waren mit besondern Gräben, Hecken und Erdwällen versehen und mit Vertheidigern besetzt. Der Angriff war daher schwierig; jeder Garten mußte mit vielem Verlust erobert werden. Der härteste Kampf entbrannte am Fluß; selbst die tapfere Vorhut der Templer und Johanniter vermochte die von Anar geführte Türkenschaar nicht zu durchbrechen; auch ein zweiter Angriff wurde zurückgewiesen. Da drang Konrad, der mit seinen Deutschen das dritte Treffen führte, durch das zweite Treffen des Königs Ludwig hindurch, ließ seine Ritter absitzen und machte einen so ungestümmen Schwertangriff, daß die Türken wichen und den Fluß dem lechzenden Christenheere preißgaben. Dabei soll Konrad einem Türken mit Einem Schwerthieb Haupt und linke Schulter vom Rumpfe gehauen haben. — Die Türken besorgten nun einen Sturm auf ihre Stadt und verrammelten alle Eingänge und Straßen. Da aber die Christen erst Bäume fällten und ihr Lager befestigten, so bekamen die Türken wieder Muth, machten am andern Tag einen Ausfall, trieben die Christen in ihre Schanzen zurück und lagerten sich ihnen gegenüber. Die Verlegung des christlichen Lagers auf die andere Seite der Stadt — wozu treuloser Rath sie vermochte — führte Mangel an Nahrung und Wasser herbei, und als sie ihre vorige Stellung wieder einnehmen wollten, fanden sie diese von den Türken besetzt. Da nun auch Nureddin's Bruder, Saufeddin, im Anzuge war, so wurde die Aufhebung der Belagerung beschlossen und nach großem Verlust an Menschen und Gütern der Rückzug angetreten. — Einige berichten, Anar habe die Templer, so wie den König Balduin, den Grafen von Tiberias und andere syrische Fürsten mit Geld bestochen, die Aufhebung der Belagerung zu erwirken; die 20,000 Golddenare, welche die Templer bekommen hätten, seien aber nur vergoldete Kupfermünze gewesen.

Früherer Verabredung gemäß sollte es nun an die Belagerung von Askalon, den Schlüssel zu Ägypten, gehen; da sich aber die Pullanen mit ihren Fürsten nicht einfanden, so beschloßen Konrad und Ludwig, im Mißmuth über solche Treulosigkeit der morgenländischen Christen, die Heimkehr. Konrad segelte im Sept. 1148 von Accon nach Griechenland, von wo er, nachdem er mit Manuel ein Bündniß gegen Roger von Sicilien verabredet hatte, nach Deutschland eilte. — König Ludwig, der etwas später Palästina verließ, gerieth unterwegs in normannische Gefangenschaft, wurde aber, sobald er sich zu erkennen gab, gleich wieder losgelassen und kehrte dann über Italien nach Frankreich zurück.

So hatte denn dieser zweite, mit so großen Mitteln unternommene Kreuzzug nicht den geringsten äußern Erfolg, vielmehr erkaltete dadurch der Eifer für eine neue Unternehmung dieser Art, und der über diesen Ausgang am schmerzlichsten betroffene Bernhard von Clairvaux, der so bestimmt einen guten Erfolg vorausgesagt hatte, mußte den bittersten Tadel erfahren, dem er nur durch den Gegenvorwurf begegnen konnte, daß es die Übereilungen der Fürsten und die Laster der Kreuzfahrer gewesen, welche das Gelingen verhindert hätten.

Glücklicher waren die Unternehmungen des Normannenkönigs **Roger von Sicilien**: denn zwischen den Jahren 1146—52 eroberte er Nordafrika von Tripolis bis Tunis und von der Wüste Al Garb bis Kairvan, so daß er auf sein Schwert schreiben konnte: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer (d. i. mir dient der Apulier und Calabrier, der Sicilianer und Afrikaner). Und als er, auf die Nachricht von dem Bündnisse Manuel's und Konrad's gegen ihn, unverweilt den Krieg wider die Griechen begann, eroberte er Corfu, durchplünderte Theben, Korinth und Euböa, legte sich sogar vor Constantinopel und schoß zum Spott Pfeile mit silbernen und goldenen Spitzen in den kaiserlichen Palast, bis die Griechen (in Verbindung mit den Venetianern) ihn wieder abtrieben und ihrerseits Apulien angriffen, worauf ein Friede zu Stande kam. — Zu gleicher Zeit hatte Roger den Herzog Welf, der schon vor dem Zuge gegen Damascus das Kreuzheer verlassen hatte und über Apulien heimkehrte, gegen Konrad gewonnen, so daß derselbe den jungen König Heinrich befriegte. Er wurde aber geschlagen und erhielt nur durch den Herzog Friedrich, Neffen des Kaisers, einen günstigen Frieden.

Konrad hatte im darauffolgenden Jahre nach seiner Rückkunft auch noch den Schmerz, seinen jungen Sohn Heinrich zu verlieren (1150). Als sodann Welf während einer Krankheit Konrad's, den Krieg wieder erneuerte, und einen Sieg davon trug, brachte ihn der König durch Einräumung einiger Reichslehen zur Unterwerfung und war nun Willens, Heinrich dem Löwen, der eben in Schwaben eingeschlossen war, auch Sachsen zu entreißen. Zu dem Ende wendete er sich gegen Braunschweig: da aber Heinrich, der glücklich aus Schwaben entkommen war, in Braunschweig erschien und von den Seinen jubelnd aufgenommen wurde, stellte Konrad seinen Zug ein und kehrte nach Goslar zurück, um die Vorbereitungen zu einem Römerzuge zu treffen, auf dem er sich die Kaiserkrone zu holen gedachte. Aber eben als er jene beendet hatte, starb er zu Bamberg den 15. Febr. 1152. Die Erfüllung seiner Hoffnungen auf volle Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland und des deutschen Einflusses in Italien sollte einer neuen Zeit vorbehalten sein, die mit neuen Führern und Häuptern den Durchbruch neuer Lebenskräfte zu fördern bestimmt war.

In rascher Folge starben nämlich, außer Konrad und seinem Sohne, auch Papst Eugen III und Bernhard von Clairvaux; desgleichen Roger von Sicilien. — Nachdem Bernhard noch in seiner letzten Krankheit einen blutigen Zwist, der zwischen einigen Rittern und Bürgern ausgebrochen war, durch sein Friedenswort geschlichtet hatte, endete er sein liebethätiges Leben den 20. Aug. 1153, 67 Jahre alt. So wie er, ungeachtet mancher Irrthümer, die er mit seiner Zeit theilte, unverkennbar die evangelische Wahrheit in seinem Herzen erfahren hatte, so war auch sein Sterben das Sterben eines Gerechten.

3. Kapitel. Kaiser Friedrich Barbarossa und seine Zeit.

1. Friedrich's Character und Ziel. Sühne mit den Welfen. Heinrich der Löwe. Zustand Italiens. Freiheitsgeist der italischen Städte. Friedrich's erster Römerzug. Mailand's Trotz. Friedrich und Hadrian IV. Arnold's Ende. Des Kaisers Krönung und Rückkehr. Der veronesische Hinterhalt.

Bei seinem Sterben hatte König Konrad in Rücksicht auf die Kindheit seines ihn überlebenden 7jährigen Sohnes die Reichskleinodien seinem Neffen, dem Herzog Friedrich, übergeben und ihn dadurch den Fürsten zu seinem Nachfolger empfohlen. Da Friedrich schon während des Kreuzzugs durch seine Schönheit, Tapferkeit und Hochherzigkeit als „die Blume der Ritterschaft" gegolten, auch während der letzten Regierungsjahre seines Oheims durch Edelmuth und Gerechtigkeit die Herzen der Hohen und Niedern gewonnen hatte und als Sohn eines hohenstaufischen Vaters und einer welfischen Mutter Allen die Hoffnung gab, daß man durch ihn den verderblichen Streit zwischen den beiden eifersüchtigen Häusern werde geschlichtet sehen: so wurde er als **Friedrich** der Erste den 4. März zu Frankfurt am Main von den versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten einstimmig und unter lauter Zustimmung des Volks zum deutschen König gewählt und fünf Tage darauf zu Aachen gekrönt, und ganz Deutschland freute sich seines in männlicher Schönheit und Kraft blühenden und mit allen Tugenden geschmückten Königs.

„**Friedrich** war mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz geschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt; seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weßhalb die Italiener ihn **Barbarossa** (Rothbart) nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heitern, aber durchdringenden und der innern Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung vaterländisch, dabei weder gesucht, noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, Keinem in Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten." — „Er verlor weder in Freude, noch im Schmerz jemals Würde und Haltung." Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er (wie jeder Kaiser) Lateinisch und las gern und durchforschte fleißig die Schriftsteller und Thaten der Alten." — „Gern hörte er Rath, die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst; selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß." — Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorchen, für die erste des Unterthans." Als sich nach seiner Krönung einer seiner Diener, den er wegen eines schweren Verbrechens verstoßen hatte, in der Hoffnung, mit Rücksicht auf diesen hohen Tag begnadigt zu werden, dem König zu Füßen warf, versagte dieser ihm die Bitte mit der Äußerung, er habe ihn nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit zu genügen, bestraft. — „Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen." Gegen Arme war er mitleidig und freigebig und vertheilte seine Gaben meist mit eignen Händen unter sie. (Raumer's Gesch. d. Hohenst. II. S. 5. ff.)

Kaiser zu sein im alten vollen Sinne des Worts und daher die kaiserliche Vollgewalt nicht nur allenthalben im Reiche gegen widerstrebende Reichsglieder geltend zu machen, sondern auch das Kaiserthum wieder über das Papstthum zu erheben, war das Hauptziel seines Strebens; und wenn sich bei ihm das Selbstgefühl des Herrschers öfters über die Schranken hinaus zum brennenden Ehrgeiz steigerte und sein eiserner Wille bei hartnäckigem Widerstreben selbst in Härte übergehen konnte, so bemühte er sich doch von den ihm zu Gebote stehenden Mitteln nur einen den Verfassungsrechten gemäßen Gebrauch zu machen, wiewohl freilich diese in vielen Fällen noch gar sehr im Unbestimmten lagen.

Vor Allem suchte Friedrich zuerst Ruhe und Ordnung in Deutschland festzustellen, um dann seine Kraft ungetheilt den lange vernachlässigten italienischen Verhältnissen zuwenden zu können.

Nachdem er auf einem großen Reichstag zu Merseburg einen dänischen Kronstreit zwischen Kanut und Sweno geschlichtet hatte, indem er letzterem die Krone, ersterem Seeland als dänisches Kronlehen zusprach, söhnte er das hohenstaufische Haus mit dem welfischen dadurch aus, daß er in dem nach Gertrud's Tode (K. 2, 2) wieder erwachten Streite zwischen deren zweiten Gatten Heinrich Jasomirgott von Bayern und deren Sohne Heinrich dem Löwen von Sachsen, dem ersteren wegen Ungehorsams Bayern absprach und damit den letztern belieh. Und da er auch den Streit Heinrich's des Löwen mit dem Erzbischoff von Bremen in Betreff eroberter Slavenlande auf eine für beide Theile befriedigende Weise entschied, indem er ersterem das Recht einräumte, in den eroberten slavischen Ländern jenseit der Elbe Bisthümer zu errichten, so konnte Friedrich sich der Freundschaft dieses mächtigen Vasallen sicher halten und nunmehr einen Zug nach Italien vorbereiten, um dort zunächst dem kaiserlichen Ansehen wieder Geltung zu verschaffen.

Denn es hatte in Ober- und Mittelitalien die unter den Ottonen begründete, von den Saliern (durch die Vererblichung der kleinern Lehen) erweiterte und nachher in dem Investiturstreit vollendete Exemtion oder Befreiung der Städte von bischöfflicher, herzoglicher oder markgräflicher Lehnshoheit (K. 1, 1), verbunden mit den kirchenpolitischen Umwälzungsideen Arnold's von Brescia (K. 2, 2.) einen Zustand hervorgebracht, worin diesen durch Bevölkerung und Reichthum, Freiheitssinn und Kriegsmuth mächtigen Städten zur völligen Darstellung von Republiken nichts fehlte, als die Abwerfung der oberlehnsherrlichen Gewalt der Kaiser, die derselben ohnedieß in den letzten hundert Jahren keinen hinreichenden Nachdruck hatten geben können. Das Streben der Städte nach äußerer Unabhängigkeit war aber nicht selten mit einer übermüthigen Knechtung der Nachbarn, ja oft der eignen Mitbürger verbunden. Namentlich war **Mailand**, als die mächtigste Stadt, nach dem

Besitz weiter Markungen lüstern und unterjochte in selbstherrlichem Ehrgeiz nach vieljährigen mörderischen Kriegen die Städte Lodi und Como.

Eben die Klagen einzelner Bürger von Lodi gaben dem Kaiser die nächste Veranlassung zum Einschreiten. Denn als die Mailänder seine Befehle mißachteten, indem sie sein drohendes Schreiben mit Füßen traten und seinen Gesandten zur Flucht nöthigten, beschleunigte er seinen ersten Römerzug und erschien am Ende Novembers 1154 im Gefolge vieler deutschen Fürsten mit einem übrigens nicht sehr zahlreichen Heere auf der roncalischen Ebene (bei dem Dorfe Roncaglia in der Nähe von Piacenza), wo er altem Herkommen gemäß sein königliches Schild ausstecken und durch einen Herold alle unmittelbaren Lehnsträger der Lombardei zur Huldigung einladen ließ. Die meisten erschienen: darunter der Markgraf von Montferrat, welcher allein sich nicht dem übermächtigen Einflusse der Städte gebeugt hatte und nun mit Klagen über den Lehnsungehorsam der Städte Chieri und Asti auftrat, während Lodi, Como und Pavia über Mailand's Herrschsucht und Gewaltthätigkeit klagten.

Da Friedrich auf seinem Standpuncte den neuaufstrebenden Freiheitsgeist der lombardischen Städte um so weniger verstand, als er das dadurch erzeugte innere Leben des neuen Bürgerthums und dessen edlere Kräfte noch nicht kannte und es ihm nur in jenen Auswüchsen entgegentrat, so konnte er in solcher Mißhandlung der Schwächern, so wie in dem Losreißen von allem Reichsverband nur ein Unrecht sehen, dem ein Ziel zu stecken er für Königspflicht hielt. Zwar suchten ihn die beiden vor ihm erschienenen mailändischen Consuln durch ein Geldangebot zu begütigen, aber er wies sie mit Unwillen zurück.

Weil ihm jedoch zur Bestrafung Mailands die Kriegsmacht, die er bei sich hatte, nicht auszureichen schien, so begnügte er sich durch Zerstörung der Stadt Rosate, welche ihm auf mailändischen Betrieb die herkömmliche Verpflegung weigerte, ferner der Städte Chieri und Asti, die seine Vorladung verachtet hatten, endlich der Stadt Tortona, die im Bunde mit Mailand Pavia angegriffen hatte und sich zwei Monate lang standhaft gegen ihn vertheidigte, den Lombarden seinen Ernst zu zeigen. Die meisten Städte demüthigten sich nun durch Geschenke; nur die kühnsten drohten, daß aus Tortona's Trümmern noch standhafte Kämpfer für die Freiheit hervorgehen würden.

Darauf führten die Pavesaner den König im Triumph in ihre Stadt, wo er aus den Händen ihres Bischoffs die eiserne Krone erhielt. Ohne sich lange aufzuhalten, eilte sodann Friedrich über die Apenninen, um sich in Rom, wo damals Hadrian IV den päpstlichen Stuhl inne hatte, die Kaiserkrone zu holen.

Hadrian IV, ein durch Bildung, Wandel und Geschäftsgewandtheit geachteter Papst, hatte gleich seinen vier Vorgängern gegen die Anmaßungen der Römer und des Königs von Sicilien zu kämpfen. Als ihn bei seiner Wahl die seit 15 Jahren

durch Arnold von Brescia republicanisirten Römer zur Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft zwingen wollten und einen Cardinal tödteten, zog er sich nach Orvieto zurück und belegte Rom mit dem Interdict, den Arnold aber mit dem Banne. Dadurch erhielten die päpstlichen Anhänger in Rom das Übergewicht, so daß der Stadtpräfect den Arnold verbannte und Hadrian wieder seinen Sitz in Rom einnehmen konnte. Arnold fiel auf seiner Flucht in die Hände eines Cardinals. Da der Papst aber seine Verurtheilung bis zur Ankunft des Kaisers verschob, fanden einige Grafen Mittel, den Arnold zu befreien.

Als Friedrich von Viterbo aus die Krönung nachsuchte, machte Hadrian zuerst die Auslieferung Arnold's zur Bedingung. Weil nun Friedrich denselben um so mehr als einen Rebellen ansah, da derselbe die Römer auch aufgefordert hatte, sich ihren eignen Kaiser selbst zu wählen: so erwirkte er durch Gefangennehmung derjenigen, die ihm zur Flucht behülflich gewesen waren, die Auslieferung desselben an die Cardinäle, die ihn unverweilt noch vor Tagesanbruch, ehe das Volk zu seiner Rettung herbeieilen konnte, bei der Porta del popolo im Angesichte Rom's, das er, zu weit in die Vergangenheit zurück- und zu weit in die Zukunft vorgreifend, zu verjüngen gedacht hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrannten und seine Asche in die Tiber streuten.

Arnold von Brescia „vergaß, daß die Zukunft der Gegenwart nur von Augenblick zu Augenblick zugezählt wird und Einzelne, wie Völker, nur schrittweise auf ihren Bahnen vorrücken; er verstand nicht, seine Pläne an irgend eine der großen Erscheinungen jener Zeit anzuknüpfen, sondern trat gegen den damaligen Staat und die damalige Kirche gleich feindlich auf, während er sich für etwas ganz Abgestorbenes begeisterte und mit dessen Wiederbelebung unnütz abmühte. Aus diesen Gründen scheiterte sein Bestreben: — deßungeachtet war es nicht völlig für die Nachwelt verloren." (Fr. v. Raumer a. a. O. S. 39.)

Nachdem Friedrich dem Papste Schutz und Sicherheit zugeschworen hatte, begab sich Hadrian mit den Cardinälen in das königliche Lager und Friedrich gieng ihm entgegen. Weil er ihm aber beim Absteigen nicht, dem Herkommen gemäß, den Steigbügel (oder nach Andern den linken statt des rechten) hielt, so entfernten sich die Cardinäle und ließen den Papst bestürzt zurück, der dann, als Friedrich zu ihm trat, den Friedenskuß verweigerte und das königliche Lager verließ. Umsonst entschuldigte sich Friedrich mit Unkenntniß der alten Sitte und mit der Bemerkung, daß er sich auf's Bügelhalten nie verlegt habe. Zuletzt gab Friedrich auf Bitten seiner Fürsten, welche eine Spaltung des Reichs und der Kirche besorgten, nach, ließ den Papst zurückrufen und erwies ihm die herkömmliche Ehre in der verlangten Förmlichkeit. Hiedurch ermuthigt, verlangte der Papst, daß ihm Friedrich vor seiner Krönung erst das Königreich Sicilien erobern solle. Allein dazu verstand sich Friedrich für jetzt nicht und Hadrian bequemte sich zur Krönung.

Als hierauf die Römer durch Gesandte mit hochtönenden Worten dem Kaiser ihre Bedingungen vorlegten und Anerkennung ihrer republikanischen Einrichtungen nebst Zahlung von 5000 Pfund Silbers verlangten, verwies ihnen Friedrich ihre Anmaßung, ließ im Einverständniß mit dem Papste in der Nacht durch tausend Mann zum Voraus

die Peterskirche, die leonische Burg und die Tiberbrücke besetzen, durch welche das Volk vom rechten Ufer ausgeschlossen blieb, und hielt mit dem Papste, den Cardinälen und Fürsten seinen Einzug in Rom, worauf sogleich nach einem feierlichen Hochamt in der Peterskirche am 18. Juni 1155 die Krönung erfolgte und der Kaiser mit seinen Deutschen wieder sein Lager bezog.

Zwar machten nun die Römer einen Angriff auf die Deutschen, wurden aber nach einem blutigen Gefechte durch die Tapferkeit Heinrich's des Löwen zurückgeschlagen: „So hätten wir denn, sprach der Kaiser, das Verlangen der Römer erfüllt und auf deutsche Weise das Kaiserthum erkauft!"

Heinrich der Löwe hatte sich zuerst im Norden durch seine Kämpfe gegen die Slaven berühmt und durch seine dabei bewiesene unbezwingliche Tapferkeit gefürchtet gemacht. Sein kräftiger, leicht in Zorn überwallender, unruhig emporstrebender Character verwickelte ihn in viele Zwistigkeiten mit seinen norddeutschen Nachbarn. Dem Kaiser war er schon gleich auf dessen ersten Römerzuge eine starke Stütze. Als nach der Krönung bei jenem tückischen Angriffe der Römer Friedrich in der Bedrängniß des Kampfes vom Pferde stürzte, schützte ihn Heinrich vor den andringenden Feinden und trieb sie hinter ihre Mauern zurück. Als er im Gesichte verwundet in das kaiserliche Zelt zurückkam, trocknete ihm der Kaiser das aus seinen Wunden fließende Blut ab und sagte dankbar: „Heinrich, ich gedenk's dir!"

Gern hätte nun Friedrich auf Ersuchen der Griechen das apulische Reich angegriffen; aber seinen Fürsten schien diese Unternehmung mit einem geschwächten Heere in so ungesunder Luft und in so später Jahreszeit zu gefährlich, und so trat der Kaiser die Rückfahrt nach Deutschland an. Als er bei Verona vorbeizog, suchten die Veronesen im Einverständniß mit den Mailändern die Deutschen durch Hinterlist zu verderben. Zuerst bauten sie über die Etsch eine so lose Brücke, daß das deutsche Heer beim Übergang über den Fluß ertrinken sollte; und als dieser Anschlag mißlang, legten sie einen Hinterhalt im Etschthale, wo bei der Berner oder Veroneser Clause (Chiusa), einem Engpaß, auf einer starken Felsenburg ein beutelustiger Edelmann aus Verona, Namens Alberich, mit mehr als 500 Wegelagerern dem kaiserlichen Heere den Weg verlegte, und nur Otto von Wittelsbach's aufopfernde Treue und Tapferkeit den Kaiser und sein Heer aus dieser Falle rettete.

Alberich drohte nämlich von Oben aus durch Felsstücke und Baumstämme das Heer beim Durchzuge zu zerschmettern, wenn ihm nicht von jedem Vorüberziehenden Panzer und Roß ausgeliefert würde. Erzürnt über solchen Hohn, aber doch verlegen blickte der Kaiser auf die ihn umgebenden Heerführer, erkannte in den Mienen des Pfalzgrafen Otto den entschlossensten Muth und beauftragte ihn mit der Bestürmung der Veste. Hoch über der Burg ragte ein zerklüfteter, unzugänglicher Felsen hervor, der von hinten durch Berg und Thal und Wald gedeckt war. Auf mühsamen Umwegen drang Otto von Wittelsbach mit 200 leicht bewaffneten jungen Kriegern zur hintern Wand des Felsens hinauf: „aber wie abgeschnitten streckte auch diese sich in die Lüfte. Nichts jedoch konnte die Kühnen zurückschrecken. Einer stellte sich auf die Schultern des andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen; endlich erreichte man den Gipfel: das kaiserliche Reichsbanner wurde aufgepflanzt und Freudengeschrei erhob

sich in der Höhe, wie in der Tiefe. Da erschracken die in der Mitte Eingeschlossenen gewaltig: den Felsen hatten sie nicht geglaubt besetzen zu müssen, der nur Vögeln erreichbar schien" (Raumer). Nach einem furchtbaren Kampfe wurden die meisten dieser Raubgesellen getödtet, die übrigen, darunter Alberich mit eilf Edlen, gefangen und zum Strang verurtheilt. Einem darunter, der sich als ein Franzose auswies, wurde auf sein Bitten das Leben geschenkt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er den Alberich und die eilf Edlen mit eignen Händen aufknüpfte.

2. Herstellung der Ordnung in Deutschland. Österreich selbständiges Herzogthum. Polenkrieg. Krönung in Burgund. Spannung zwischen dem Kaiser und Papst. Mailands Unterwerfung. Roncalischer Reichstag. Die Podestà's. Mailands Widerstand und Ächtung. Bestrafung Crema's.

In Deutschland hatten unterdeß Viele die Abwesenheit des Kaisers zur Bedrückung Anderer und zu faustrechtlichen Unordnungen benutzt; daher der Kaiser nach seiner Rückkehr mit den schlimmsten Landfriedensbrechern auf das strengste verfuhr. Vor allen wurden der rheinische Pfalzgraf Hermann und der Erzbischoff Arnold von Mainz wegen der länderverwüstenden Fehde, die sie mit einander geführt hatten, zur Strafe des Hundetragens verurtheilt, und wirklich mußte der Pfalzgraf und 10 mit ihm verbündete Grafen, ein Jeder seinen Hund fast eine Meile weit auf dem Rücken tragen; nur dem Erzbischoff wurde die Strafe in Anbetracht seines Alters und Standes erlassen. Eben so steuerte Friedrich dem Raubunwesen am Rhein durch Zerstörung mehrerer Raubburgen.

Alsdann beendete er den langen Streit Heinrich's des Löwen mit Jasomirgott, welcher letztere das jenem zugesprochene Bayern noch nicht abgetreten hatte, dadurch, daß er Heinrich den Löwen zu Regensburg auf das feierlichste mit dem Herzogthum Bayern belehnte und für den Herzog Jasomirgott die bis dahin von Bayern abhängige Markgrafschaft mit dem Land ob der Ens vergrößerte und zu einem selbständigen Herzogthum erhob, mit dem er das Recht der Erblichkeit in männlicher und weiblicher Linie, so wie beim Abgang des babenbergischen Stammes für den letzten Stammerben das Recht der Verfügung über das Land verband.

Eben so entschied er in einem Bruderkrieg zwischen den Polenherzogen Boleslav IV und Wladislav für den letztern und zwang ersteren durch Waffengewalt die geraubte Krone herauszugeben. Dabei verlieh er dem Herzog Wladislav von Böhmen zum Dank für die Hülfe, die er ihm in diesem Polenkriege geleistet, die Königswürde (1157).

Zugleich richtete Friedrich sein Augenmerk auf das lange von den Kaisern vernachlässigte Königreich Burgund. Um die darin von den französischen Königen genährten Verwirrungen zu heben, ließ er sich zu

Besançon von den burgundischen Großen huldigen und zu Arles krönen (1157). Mit dem cisjuranischen Burgund hatte er schon 1152 den Herzog Berthold IV von Zähringen belehnt; nun löste er die Grafschaft Burgund von dem herzoglichen Verband und stellte sie als Freigrafschaft (Franche-comté) unter die Aufsicht seines Sohnes Otto. Mit der reichen Erbin dieser Grafschaft aber, der schönen Beatrix, die er aus der Gefangenschaft ihres Oheims befreit hatte, gieng er seine zweite Ehe ein, aus der ihm in der Folge fünf hoffnungsvolle Söhne erblühten.

Alle diese Machtäußerungen erhöhten des Kaisers Ansehen so, daß nicht nur Frankreich, England, Dänemark, Spanien und Italien durch Gesandte ihn ehrten und beschenkten, sondern daß der König Heinrich II von England ihm sogar schrieb, daß er in seinem Reiche alles nach des Kaisers Wink einrichten wolle und ihm als dem Größern stets gehorchen werde.

Während so das Königthum in Deutschland an Macht wuchs, erfuhr das Kaiserthum in Italien die offenste Verhöhnung. Denn in übermüthigem Trotz betrieb Mailand die Wiederherstellung Tortona's und überfiel Lodi, verjagte die Einwohner, raubte ihr Gut und riß die Mauern der Stadt nieder. Dazu kam, daß Papst Hadrian in der Voraussicht, daß von diesem kräftigen Kaiser der päpstlichen Herrschaft die größte Gefahr drohe, den König Wilhelm von Sicilien zu einem Frieden brachte und alles that, die normannische Macht wieder als Schutzmacht für den römischen Stuhl zu gewinnen.

Die Spannung zwischen dem Kaiser und Papst mehrte eine Beschwerdeschrift, die der Papst durch zwei Legaten in Betreff einer dem Erzbischoff von Lund unterwegs widerfahrenen Unbill dem Kaiser auf dem Reichstage zu Besançon übergeben ließ, und worin er den Kaiser an das beneficium erinnerte, das ihm die Kirche durch die Krönung erwiesen habe. Weil nämlich dieses Wort nicht bloß eine „Wohlthat“, sondern auch in der Feudalsprache ein „Lehen“ bedeutet, so glaubten die versammelten Fürsten, der Papst habe damit sagen wollen, daß der Kaiser seine Krone vom Papst zu Lehen trage, und geriethen in Entrüstung darüber. Als vollends der eine der Legaten (der Cardinal Roland Bandinelli, nachmaliger Papst Alexander III) darauf kühn erwiderte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?“ — so drang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zornig mit dem Reichsschwert, das er dem Kaiser vortrug, auf den Legaten ein und würde sich an ihm vergriffen haben, wenn ihn nicht Friedrich selbst zurückgehalten hätte. Den Legaten aber ertheilte er sogleich die Weisung zur Abreise. Als hierauf der Papst in einem eigenen Schreiben den deutschen Bischöffen einen Verweis gab, daß sie solche Kränkung des Legaten geduldet hätten, mißbilligten jene in ihrer Antwort den Gebrauch jenes zweideutigen Wortes, welches das ganze Reich in Bewegung gesetzt habe, und baten den Papst um eine versöhnliche Sprache, da der Kaiser erklärt habe, solche Eingriffe in das Recht des Kaiserthums, das mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben habe, nie dulden zu wollen. Da Hadrian eine solche Einstimmigkeit unter den Deutschen sah und des Kaisers Wiederkunft nach Italien bevorstand, so gab er nach und erklärte, das Wort nur im ursprünglichen Sinn, als „Wohlthat“, gemeint zu haben.“ — Kurz zuvor hatte

auch Hadrian versprechen müssen, das die Deutschen ärgernde Gemälde, welches die Belehnung Lothar's darstellte, hinwegzuthun.

Alle diese Vorfälle bewogen den Kaiser, seine zweite Römerfahrt zu beschleunigen, welche eine der glänzendsten war, die je von einem Kaiser unternommen worden. Ohne Widerrede erschienen nach seiner Ankunft sämmtliche Lehnsträger Italiens und huldigten dem Kaiser. Auch Mailand erschien in seinen Abgeordneten, vermochte sich aber nicht zu rechtfertigen und wurde mit allgemeiner Zustimmung der Versammelten in die Acht erklärt, die Acht aber sogleich durch Umlagerung Mailands vollzogen. Zwar vertheidigten sich die Bürger muthvoll vier Wochen lang, mußten aber, vom Hunger gezwungen, um Gnade bitten und erhielten sie unter demüthigenden Bedingungen.

Alle Mailänder mußten den Eid der Treue schwören, auf alle angemaßten Regalien verzichten, Frieden mit den Nachbarstädten geloben, 300 Geiseln stellen, und versprechen, 9000 Mark Silbers in drei Fristen zu zahlen, auch eine Kaiserpfalz in ihren Mauern zu bauen. Bei der Huldigung, die auf freiem Felde vor sich gieng, mußten die Mailänder vor dem, auf einem Throne sitzenden Kaiser im unterwürfigsten Aufzuge vorübergehen, zuerst die Geistlichen mit vorangetragenen Kreuzen und der Adel mit den beiden Consuln das Schwert auf dem Nacken, dann die Bürger mit Stricken um den Hals, alle aber baarfuß und ohne Obergewand.

Um aber alle Unbestimmtheit und Unklarheit in den Rechten des Kaisers, als Oberlehnsherrn, ein für allemal zu heben und insbesondre dem italienischen Freistädtethum gesetzliche Schranken zu setzen, berief Friedrich zu dem roncalischen Reichstag auch die vier größten Rechtsgelehrten der Hochschule Bologna, welche unter Mitwirkung von 28 Abgeordneten aus 14 Städten die Rechte feststellten, die dem Kaiser künftig über die Lombarden zustehen sollten. Da nun diese Rechtsgelehrten theils aus Begeisterung für das Studium des altrömischen Rechts, theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht, von der Fiction, daß der Kaiser an die Stelle der alten Imperatoren getreten sei, ausgiengen und daher die gegenseitigen Rechtsbestimmungen nicht bloß aus dem Herkommen und den verbrieften Stadtrechten, sondern auch aus dem alt-römischen Gesetzbuche (XIV. 1, 1) schöpften, so entstand dadurch ein Rechtssystem, das mit den Grundsätzen des Lehnrechts nicht im Einklang stand und das bei seiner Anwendung dem schon bis zum Trotz erstarkten Freiheitssinne der Städte doppelt widerstreben mußte.

Die wesentlichen Bestimmungen der neuen Gesetze waren: Der Kaiser hat, wie schon zuvor, die Herzoge, Markgrafen und Grafen zu ernennen; er beruft den Heerbann, erhält Lieferungen zu seinem Römerzug und Spann- und Frohndienste zu Land und zu Wasser; ferner den Blutbann (d. i. die peinliche Rechtspflege und bei Appellationen die oberstrichterliche Entscheidung (durch den Pfalzgrafen). Zu den Regalien sollten fortan gehören: Münzen, Zölle, Hafen-, Weg- und Brückengelder, Mühlen, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke 2c. Dazu kam noch eine Grund- und Kopfsteuer, endlich das Recht der Ernennung der Städteconsuln, jedoch unter Zustimmung des Volks. — Die neuen Gesetze wurden von allen Anwesenden beschworen,

ihre Aufrechthaltung sollte durch Geiseln verbürgt und der Schwur alle fünf Jahre erneuert werden.

War ein großer Theil dieser Gesetze schon hinreichend, die bisher errungenen bürgerlichen Freiheiten zu einem Schatten zu machen, so war die, allem bisherigen Brauch und Vertrag zuwiderlaufende Aufstellung von Kronbeamten, den sogenannten Podesta's, vollends eine Maaßregel, die den Lombarden als Despotie erscheinen mußte, indem in jedem Stadtbezirke ein solcher „Gewaltbote", dem Ritterstande und einer fremden Stadt angehörig, die Justiz üben und des Kaisers Rechte wahren sollte. Als daher die Mailänder ihren kaiserlichen Podestà aufnehmen sollten, griffen sie wieder zu den Waffen und verjagten ihn. Da sie keinem friedlichen Austrag Gehör geben wollten, sprach Friedrich von Bologna aus abermals die Acht über Mailand aus. Da nun auch Brescia und Crema, von Mailand angereizt, sich kühn erhoben, beschloß Friedrich zuerst an einer dieser beiden Städte ein Strafbeispiel aufzustellen und umlagerte Crema. Sieben Monate lang hielten sich die entschlossenen Bürger dieser Stadt, und nur nach der verzweifeltsten Gegenwehr, während welcher auf beiden Seiten die Erbitterung in wilde Grausamkeit übergieng, boten sie die Hand zum Frieden, worauf ihnen Friedrich aus Achtung vor ihrem Heldenmuth freien Abzug gewährte, ihre Stadt aber plündern, anzünden und bis auf den Grund zerstören ließ.

Den Cremensern halfen Freischaaren der Mailänder und Brescianer. Ihr Widerstand war besonders darum so hartnäckig, weil sie ihre Todfeinde, die Cremoneser, in dem Heere des Kaisers sahen, das, aus Deutschen und Wälschen bestehend, allmählich auf 100,000 M. stieg. — Die Erbitterung in diesem Kampfe war auf beiden Seiten so groß, daß die Belagerer mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen spielten, die Belagerten aber auf der Mauer Gefangene in Stücken rißen und Erschlagene mit Wurfmaschinen in's feindliche Lager schleuderten. Als Friedrich, um ihren Widerstand zu lähmen, eine Anzahl Geiseln dieser Stadt, darunter auch Kinder, an einen Belagerungsthurm binden und so den Mauern nähern ließ, so richteten die Cremenser dennoch ihre Geschoße gegen den Thurm, so daß von den Geiseln sieben getödtet und neun verwundet wurden. Endlich als in einem allgemeinen Sturm, unter Anwendung neuerbauter Thürme von ungewöhnlicher Größe und kunstreicher Bauart, Otto von Wittelsbach nach dreimaligem Anlauf die Hauptverschanzung genommen hatte, war das Schicksal der Stadt entschieden (1160). Die abziehenden, 20,000 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, wendeten sich meist nach Mailand. Bei der Plünderung und Zerstörung Crema's, waren die Bewohner von Cremona und Lodi die hastigsten.

3. Hadrian's Tod. Zwiespältige Papstwahl. Alexander III rechtmäßiger Papst. Zerstörung Mailands. Huldigung der übrigen Städte. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland.

Auf den nun erst eigentlich beginnenden Krieg mit Mailand hatte der Stand der kirchlichen Verhältnisse einen wesentlichen Einfluß. Schon Hadrian hatte in dem durchgreifenden Auftreten des Kaisers in der Lom-

bardei die Gefahr für den päpstlichen Stuhl immer näher kommen sehen, zumal Friedrich auch im Kirchenstaate bereits Nachforschungen über die ehemaligen Hoheitsrechte aus der Karolinger- und Ottonenzeit hatte anstellen lassen; ja er gab sogar das mathildische Erbe (über welches Kaiser Lothar dem Papste die Lehenshoheit abgetreten hatte) sammt Spoleto und einem Theile Sardiniens dem Herzog Welf VI zu Lehen, um diesen alten Gegner seines Hauses auszusöhnen. Als Hadrian dagegen die entschiedenste Einsprache that, gieng die schon vorhandene Spannung in einen ernsten Zwist über, in welchem der Kaiser den Papst auf die einem Nachfolger Christi ziemende Demuth verwies, der Papst aber den Kaiser einen Rebellen gegen Gott, ja Heiden nannte und die Lombarden zum Ausharren in ihrem Widerstande ermuthigte.

Als sodann Hadrian IV, noch während Friedrich Crema belagerte, 1159 starb, machte eine zwiespältige Papstwahl das Verhältniß zum päpstlichen Stuhle verwickelter. Die normannischgesinnte Mehrheit der Cardinäle wählte den klugen, gebildeten und beredten, dabei characterfesten und thatkräftigen Cardinal Roland unter dem Namen **Alexander** III, die deutschgesinnte Partei unter der Leitung des Erzbischoffs Raynald von Köln, als Kanzlers von Italien, in Rom den weniger bedeutenden Victor IV. Auf den Rath der Seinen berief Friedrich — dem canonischen Rechte zuwider — ein Concilium deutscher und lombardischer Bischöffe nach Pavia und ließ den Victor bestätigen, wogegen König Ludwig VII von Frankreich und Heinrich II von England durch ein zu Toulouse abgehaltenes Concilium Alexander'n als rechtmäßigen Papst anerkannten. Weil daher diesem Letzteren die Römer keine Aufnahme gewährten, so nahm derselbe für die nächste Zeit seinen Aufenthalt in Frankreich. Von ihm ermuntert, setzten die Mailänder ihren Widerstand auf's hartnäckigste fort, zumal als der Kaiser die ohnehin über die Zeit bei sich behaltenen Deutschen entlassen und sich größtentheils auf die Streitkräfte der den Mailändern feindlich gesinnten Städte Lodi, Novara, Cremona, Pavia und Como verlassen mußte.

Als jedoch Friedrich im J. 1161 Zuzug aus Deutschland bekam, brach er aus seinem verschanzten Lager bei Lodi auf und in das Gebiet der Mailänder ein, verwüstete ihre Fluren und schnitt ihnen unter unausgesetzten Kämpfen die Zufuhr ab, um sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Der Kampf nahm auf beiden Seiten durch die Erbitterung der Parteien einen wilden, grausamen Character an und zog sich ungeachtet der strengen Einschließung so in die Länge, daß Friedrich schwur, seine Krone nicht eher auf's Haupt setzen zu wollen, als bis er Mailand dem Boden gleichgemacht hätte.

Mailand, in einer weiten Ebene liegend, war durch eine 12 F. breite Quadermauer mit 100 Thürmen und 6 Hauptthoren, und durch Gräben und breite Erdwälle geschützt. Den vorherrschend kriegerischen Theil der Stadt bildeten die ritterbürtigen

Geschlechter, die, getheilt in höheren und niederen Adel (in Kapitane und Valvassoren) zwar meist in mannichfaltigen Reibungen und Zerwürfnissen mit einander lebten, bei allgemeinen Gefahren aber treu zusammenhielten. Den Mittelstand (die Motta d. i. Gesellschaft) bildeten die Niemanden zu Dienst und Leben verpflichteten Freisassen, welche aus den Bürgern des höhern Handels- und Künstlerstandes bestunden und zu denen auch ein Theil der Valvassoren gehörte. Die niedere Bürgerklasse, bestehend aus den Krämern und niedern Handwerkern (theils Freisassen, theils ehemaligen Leibeigenen), waren in Zünfte getheilt und begnügten sich mit dem Wahlrecht. An der Spitze standen damals acht Consuln oder Rathmeister. Alle Bürger vom 18. bis 70. Jahr dienten in der Landwehr und waren nach Stadtvierteln in besondre Rotten getheilt, deren jede von einem Bannerträger (Gonfalonière) geführt wurden. — Der Adel und die reichen Freisassen bildeten die Reiterei; das schwerbewaffnete Fußvolk, denen Leichtbewaffnete voranzogen, enthielt Bürger des Mittelstandes: vor ihnen her zog, umgeben und geschützt von einer erlesenen Schaar, das Carocium oder der Stadtfahnenwagen d. i. ein eisenbeschlagener Wagen, auf dem ein beweglicher Mast stand, der auf seinem Gipfel das Zeichen des Kreuzes und das Bildniß des h. Ambrosius hatte, und bei einer Schlacht in die Mitte des Feldes gestellt wurde (K. 1, 1).

Ein Sturm gegen diese ungemein feste Stadt war zu schwierig; daher der Kaiser sie durch Aushungerung bezwingen wollte. Wer Lebensmittel einzubringen suchte, dem wurde die rechte Hand abgehauen, und einmal wurden an Einem Tage 25 Unglückliche mit dieser Strafe belegt. Allmählich entstand in der Stadt so große Hungersnoth, daß oft Verwandte einander wie Räuber anfielen, um Nahrung zu bekommen. Außerdem wüthete Krankheit und, was das Schlimmste war, wilde Zwietracht, indem das Volk Frieden wollte und die Hartnäckigkeit seiner Obern, besonders der Geistlichkeit, die es mit Alexander III hielt, verwünschte. Viele, selbst vom hohen Adel, ließen sich durch Einziehung ihrer Güter nicht von der Flucht abhalten.

Endlich nach zweijähriger Vertheidigung flehten die Mailänder um Frieden und erboten sich, ihre Befestigungen zu zerstören, eine Kaiserburg zu bauen, 300 Geiseln auf drei Jahre zu stellen, Entschädigung zu zahlen und sich aller Hoheitsrechte zu begeben. Aber Friedrich verlangte unbedingte Unterwerfung. Da nun die Noth der Stadt so groß war, daß sie nur noch auf drei Tage Nahrung hatte, so schickte sie in Hoffnung auf Gnade am 1. März 1162 ihre acht Consuln mit acht Rittern an den Kaiser nach Lodi, wo sie mit dem Schwert auf dem Nacken den Eid der Treue schwuren; am 4. März mußten sodann 300 Abgeordnete die Schlüssel der Stadt und aller Burgen mit 36 Fahnen ausliefern, am 6. März aber alle Mailänder, in 100 Schaaren getheilt, mit Stricken um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuzen in den Händen, vor dem auf einem Throne sitzenden Kaiser vorüberziehen. Als bei dem langsamen, todtstillen Zuge das Corocium demselben gegenüber zu stehen kam, senkte sich der Mast und unter dem letzten Schmettern der beiden freistädtischen Silberposaunen wurde der Wagen in Trümmer geschlagen. Wohl fühlend, daß es nun aus war mit ihrer republikanischen Größe, fielen alle weinend auf die Kniee und flehten um Erbarmen. Der Kaiser blieb unbeweglich. Nachdem sie 400 Geiseln gestellt, entschied Friedrich durch den Reichstag zu Pavia, welchem fast alle lombardischen Fürsten, Bischöfe

und Städteconsuln beiwohnten, durch Stimmenmehrheit das Endgeschick der geängsteten Stadt. Der Spruch lautete: daß Mailand, als der Herd aller Unruhen und als Zerstörerin anderer Städte, von Grund aus solle zerstört werden. — Vor der Verkündigung desselben erhielten die Einwohner den Befehl, die Stadt zu verlassen und bis auf weitere Weisung in Hütten zu lagern. Zitternd gehorchten sie und in düsterer Ahnung flüchteten sich viele der Wohlhabenden zu Freunden und Verwandten in andere Städte.

Endlich am 26. März hielt der Kaiser, umgeben von seinen Deutschen und den verbündeten Wälschen, seinen Einzug nicht durch das Thor, sondern durch einen neben demselben niedergerissenen Mauertheil. Noch schwankte der Kaiser, ob er den Spruch vollziehen solle, aber den drängenden Mahnungen der früher von Mailand Bedrückten nachgebend, ließ er der vermeintlichen Gerechtigkeit ihren Lauf. Und so groß war der Haß jener Feinde Mailands, daß sie ihre Hülfe zur Vollziehung des Strafgerichts boten. So wurde denn nach vorausgegangener Plünderung „unter dem Jammergeschrei der Einen und dem Jubel der Andern" die Zerstörung der Stadt mit solchem Wetteifer vollzogen, daß das Niederreißen der Befestigungen und Häuser, wozu man sonst mit gewöhnlichen Arbeitern wenigstens sechs Wochen gebraucht hätte, in sechs Tagen vollendet war.

Als die Stadt in Trümmern lag, setzte der Kaiser bei einem Dankfest zu Pavia die Krone wieder auf, weil er sein Wort gelöſ't und den Gehorsam gegen die Gesetze wiederhergestellt hatte. Die Mailänder aber mußten sich unter der Obhut eines kaiserlichen Vogts in vier offenen Marktflecken ihres Gebiets ansiedeln.

Die Zerstörung traf nur die meisten Befestigungen und Häuser; die Kirchen, manche Paläste und die meisten Kunstdenkmäler des Alterthums blieben verschont. Von den letztern fielen jedoch der Circus, der Triumphbogen und die Stadtburg mit ihren Marmorsäulen in Trümmer.

Mailand's Fall wirkte so entscheidend, daß alle bisherigen dem Kaiser feindlich gesinnten Städte (darunter Brescia, Pisa, Piacenza, Bologna, Ravenna) die Sache der Freiheit verloren gaben und sich sowohl zur Huldigung, als auch zur Niederreißung ihrer Mauern und zur Annahme kaiserlicher Gewaltsboten bequemten, wogegen die getreuen Städte, wie Lodi, Cremona, Pavia, Genua u. a. nach ihren eigenen Ordnungen leben durften. Da somit alles beruhigt schien, verließ der Kaiser Italien und kehrte über Burgund, wo er vergebens den König von Frankreich in dem Papststreite auf seine Seite zu ziehen suchte, nach Deutschland zurück, wo er verschiedene Unordnungen beilegte, namentlich die Mainzer wegen der Ermordung ihres Erzbischoffs strafte und den Polenherzog Boleslav zwang, seinem Bruder Wladislav Schlesien herauszugeben.

4. Druck der Podesta's, und Widerstand der italienischen Städte. Der Veroneser Bund durch Alexander III zum lombardischen erweitert. Wiederaufbau Mailands. Vierte italische Fahrt. Eroberung Rom's. Flucht Alexander's. Die Pest. Friedrich's Rückkehr nach Deutschland. Erneuerung des Lombardenbundes. Alessandria.

Bald aber verwickelten die Ungerechtigkeiten, welche sich in Italien die Gewaltboten gegen die Städte erlaubten, den Kaiser in neue Kämpfe. Sie überließen sich, besonders im Mailändischen, den Gelüsten der Habsucht, erhöhten oft die gesetzlichen Abgaben auf das sechsfache, straften bei der geringsten Widersetzlichkeit mit Kerker und Geldbußen, verkauften die Rechtspflege und übten noch andere Frevel, von denen der Kaiser nichts wußte. Vergebens suchte er, als er davon erfuhr, durch häufigen Wechsel der Podesta's und durch außerordentliche Bevollmächtigte dem Übel zu steuern. Die Bedrückten, ohnedieß stets ihrer vorigen Unabhängigkeit eingedenk, beruhigten sich nicht; und als der Kaiser wieder, aber ohne Heer, nach Italien kam, um alle Beschwerden abzustellen, konnte er es keinem Theile Recht machen. Bewilligte er z. B. den Pisanern Vorrechte, so waren die Genueser neidisch; erzeigte er Lodi eine Gunst, so fühlten sich Cremona und Pavia zurückgesetzt; erlaubte er den Pavesanern, die Mauern des trotzigen Tortona zu schleifen, so zerstörten sie in ihrem Haß die ganze Stadt und luden dadurch neuen Tadel auf ihn.

Dazu kam, daß Alexander, von Frankreichs und Englands Königen unterstützt, ihm in Italien mit desto mehr Erfolg entgegen arbeitete, je weniger Victor sich geltend zu machen wußte. Als nun Victor 1164 starb, hätte Friedrich, wenn er sich mit Alexander ausgesöhnt hätte, alle Schwierigkeiten heben können: auch war Friedrich dazu geneigt; aber der Erzbischoff Raynald von Köln hatte aus Furcht, von Alexander seines Amtes entsetzt zu werden, schon zwei Tage nach Victor's Tod wieder einen Gegenpapst, Paschalis III, wählen lassen, und Friedrich mochte nicht zurücknehmen, was auf seinen Namen geschehen war. Dafür sollte er aber auch erfahren, was ein Kampf gegen die Freiheit und den Papst zugleich auf sich habe!

Eine neue schnöde Unbill seines Kanzlers gegen einen mailändischen Marktflecken veranlaßte, auf Betrieb Venedig's, die Städte Verona, Padua, Vicenza und Treviso in den sogenannten Veroneser-Bund zusammenzutreten und die kaiserlichen Beamten zu verjagen. Zwar suchte Friedrich diese Bewegung im Keime zu ersticken; aber da er sich auf die ihm getreuen Städte doch auch nur halb verlassen konnte, kehrte er nach Deutschland zurück, um mit Deutschen wieder zu kommen. Während seines kurzen Aufenthalts in Deutschland hielt er zu Würzburg einen Reichstag, auf dem er (1165) den Fürsten den Schwur abnahm, daß sie weder jemals den Papst Alexander, noch irgend einen andern Papst der Gegenpartei anerkennen wollten.

Kaum hatte sich der Kaiser entfernt, als sich Papst Alexander — im Vertrauen auf den, durch den fortgesetzten Druck der Gewaltsboten steigenden Haß der Lombarden gegen die Deutschen, so wie auf normannische und griechische Unterstützung — aus Frankreich nach Rom zurückbegab und durch den Einfluß seiner geistlichen Würde, wie seiner Persönlichkeit den VeroneserBund zu einem allgemeinen lombardischen zu erweitern suchte. Als daher Friedrich im Dez. 1166 mit einem ziemlich zahlreichen Heere wieder nach Italien kam und in Lodi die Klagen der Bedrückten zum Theil abgestellt hatte, brach er im Frühling gegen Rom auf.

Noch aber lagerte er bei Ancona im Feldstreit gegen die Römer und Normannen, als hinter seinem Rücken in einem abgelegenen Kloster die Abgeordneten von fünfzehn lombardischen Städten, darunter selbst Cremona, unter dem Vortritt Mailand's einen lombardischen Bund auf 20 Jahre schloßen, um sich wieder ihre, seit Heinrich IV errungene Freiheit zu erkämpfen oder lieber mit Ehren unterzugehen, als ferner in solcher Schmach der Knechtschaft zu leben. Kurz darauf führten bewaffnete Schaaren der Verbündeten das mailändische Volk aus dessen Marktflecken unter Jubel zu den Trümmern seiner Vaterstadt und halfen ihm vor Allem die Wälle, Gräben und Mauern wieder herstellen. Selbst Lodi wurde gezwungen, dem Bunde beizutreten.

Ohne sich aber um das zu bekümmern, was in seinem Rücken vorgieng, drang der Kaiser rasch durch die Pässe des Apennin und stand nach Eroberung der hartnäckig vertheidigten Höhen des Monte Malo vor Rom. Nach einem blutigen Kampfe, wobei die Deutschen die von den Römern standhaft vertheidigte Peterskirche dadurch eroberten, daß sie Feuer an die nahe Marienkirche legten, das Feuer aber dann auf die Vorhalle der Peterskirche übersprang, — ward der Kaiser Herr der Stadt, und Alexander war genöthigt, in der Tracht eines Pilgers nach Benevent zu fliehen.

Kaum aber hatten die Römer dem Kaiser und dem Gegenpapste gehuldigt, Geiseln gestellt und Bestätigung ihrer Gerechtsame erhalten, als plötzlich im Lager der Deutschen eine pestartige Seuche ausbrach, die in acht Tagen den größten Theil des Heers mit 2000 Edlen dahinraffte.

Diese Pest brach im Monat August aus, als „nach stechendem Sonnenschein gewaltiger Regen und auf diesen von Neuem glühende Hitze" folgte. So plötzlich kam das Übel und griff so schreckend schnell um sich, daß oft die, welche eben noch zu Pferde steigen wollten, todt niederfielen, und die, welche Andere begruben, plötzlich mit in die Grube stürzten, und daß, obgleich Haufen von Leichen in die Tiber geworfen wurden, die unbeerdigt Liegenden die Luft noch mehr verpesteten. Viele, die am Leben blieben, verloren Haare und Gesichtsfarbe und trugen Jahre lang den Tod in sich herum, bis er erfolgte. Unter den hohen Häuptern, welche dieser Pest sogleich erlagen, war der schon genannte einflußreiche Kanzler Raynald, ein Herzog Friedrich von Schwaben, ein junger Herzog Welf, viele Grafen, acht Bischöffe 2c. Der ganze Verlust soll 25,000 Mann betragen haben.

Dieses schreckliche Unglück, das Viele als eine Strafe Gottes für die Zerstörung Mailand's, für die Mißachtung des Bann's, für die Niederbrennung gottgeweihter Stätten ansahen, bewog den Kaiser Rom zu verlassen und nach Pavia zurückzukehren, wo er auf einem Fürstentage die verbündeten Städte, mit Ausnahme von Lodi und Cremona, in die Acht erklärte. Da deßungeachtet noch mehrere der bisher Treugebliebenen zu den Verbündeten, die ihrem Vertrag eine noch größere Festigkeit gaben, übergiengen und selbst Pavia schwankte, aus dem meinungsgetheilten Deutschland aber sobald keine Hülfe zu gewärtigen war, so eilte der Kaiser wie ein Flüchtling mit nur 30 Begleitern unter Lebensgefahr nach Savoyen und von da über Burgund nach Deutschland zurück (1168).

Die Lombarden waren dem Fliehenden so nahe auf der Ferse, daß er sich nur dadurch rettete, daß er unterwegs einige von den mitgenommenen Geiseln an Bäumen aufknüpfen und dabei kund geben ließ, auch den noch übrigen Geiseln stehe ein gleiches Geschick bevor, wenn die Lombarden nicht vom Nachsetzen abließen. In Susa angekommen, wollten die Bürger ihn zwingen, die Geiseln zurückzulassen. Als er diese Forderung zurückwies, verschwuren sich einige Bürger, den Kaiser Morgens im Schlafe zu tödten. Der Anschlag wurde indeß verrathen und einer aus seinem Gefolge, Ritter Hartmann von Siebeneichen, der dem Könige an Gestalt glich, legte sich in dessen Bett, während der Kaiser des Nachts verkleidet mit fünf Getreuen glücklich aus der Stadt entkam. Als die Bürger die Täuschung entdeckten, ehrten sie die Treue des Dienstmann's und schonten seines Lebens.

Die lange Zeit, welche Friedrich, durch Wirren in Deutschland gehindert, nicht an die Wiederaufnahme der italienischen Angelegenheiten denken konnte, benützte das verjüngte Freiheitsgefühl der Lombarden auf das umsichtigste. Sie erneuerten ihren Bund auf 50 Jahre, bauten am Tanäro zur Unterbrechung der Verbindung zwischen Pavia und dem Montferrat eine feste Stadt, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten; verstärkten die Befestigungen der übrigen Städte, namentlich Mailand's, das sich schöner und mächtiger, als je zuvor, aus seinen Trümmern hob; übten unablässig ihr Kriegsvolk und traten mit dem griechischen Kaiser Manuel, so wie mit dem normannischen Könige Wilhelm II in ein näheres Bündniß. Selbst Pavia ward mit in den kühnen Aufschwung der Begeisterung gerissen und allenthalben zeigte sich ein Gemeingeist, dem kein Opfer zu schwer wurde, um fortan der lombardischen Freiheit den Sieg zu verschaffen.

5. Gestörter Landfriede in Deutschland. Heinrich der Löwe und seine Gegner. Beilegung. Heinrich's und Friedrich's Spannung. Fünfter Römerzug. Vergebliche Belagerung Alessandria's. Felonie Heinrich's des Löwen. Friedrich's Niederlage bei Legnano. Der Vertrag von Venedig mit dem Papst und Waffenstillstand mit den Lombarden.

In Deutschland war es des zurückgekehrten Kaisers erste Sorge, den Landfrieden herzustellen, welchen dort die Fehde Heinrich's des Löwen mit seinen Nachbarn störte.

Dieser eben so tapfere und kluge, als mächtige und herrschbegierige Fürst hatte — während der mehrmaligen Abwesenheit des Kaisers durch glückliche Feldzüge gegen die Slaven — das ehemalige Obotritenland (das heutige Mecklenburg) und Pommern erobert, diese Eroberungen durch zahlreiche Burgen gesichert und durch holländische und flämische Ansiedlungen bebauen lassen, so daß dadurch seine ohnedieß schon so große Macht bedeutend anwuchs.

Schon in seinen jüngern Jahren hatte Heinrich an den Kämpfen der norddeutschen Fürsten gegen die Slaven Theil genommen und nach seiner Vermählung mit Clementia von Zähringen mit Glück gegen die Obotriten gekämpft, wobei er zugleich das Christenthum durch seine Unterstützung des Heidenbekehrers Vicelin zu fördern suchte, um dadurch diese seine Herrschaft um so mehr zu befestigen. Bei der Erweiterung seiner Macht beeinträchtigte er oft auch seine fürstlichen und bischöfflichen Nachbarn. Als der Bischoff von Freising eine Zollstätte bei Vöhring an der Isar anlegte, die demselben aus dem Salzzug zu Reichenhall nach Ingolstadt und Schwaben viel eintrug, zerstörte Heinrich der Löwe eigenmächtig jene Stätte und legte eine Stunde oberhalb derselben um das Jahr 1156 eine neue Zollstätte für sich an, aus der allmählich die Stadt München entstand, die um 1175 Mauern und Stadtrechte bekam. — Eben so verlangte er vom Grafen Adolf II von Holstein, daß er den Markt des damals aufblühenden Lübeck's beschränken solle, damit Heinrich's Residenzort Bardewiek gewinnen möchte. Zwar weigerte sich jener, trat aber, wollte er seinen Vexationen entgehen, am Ende Lübeck an den Herzog ab, der dann durch Errichtung einer Münz- und Zollstätte, durch Verleihung großer Vorrechte und durch Verlegung des Bisthums Aldenburg dahin das Emporblühen dieser Handelsstadt mächtig förderte.

So wie schon die Mehrung seiner Macht den Neid seiner Nachbarn erweckte, so erregten die Gewaltthätigkeiten, die er zum öftern gegen sie verübte (namentlich seine Eigenmächtigkeit in Besetzung der Bisthümer) ihren Haß, so daß sie sich im J. 1166 gegen ihn verbanden und ihm von allen Seiten Fehde boten.

Unter diesen seinen Gegnern befanden sich die Erzbischöffe von Magdeburg und Bremen, die Bischöffe von Hildesheim und Lübeck, der Markgraf Otto von Meißen, der Pfalzgraf Albrecht in Sachsen, der Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen und Markgraf Albrecht der Bär in Brandenburg. Der letztere ist derselbe, der, wie oben erwähnt, von Kaiser Konrad III Sachsen erhalten hatte, es aber bald wieder verlor und nachher durch das Testament eines slavischen Fürsten Brandenburg erwarb, das er dann durch Eroberungen auf dem rechten Elbufer erweiterte und durch niederländische Anbauer cultivirte, so daß es in der Folge ein ganz deutsches und christliches Land wurde.

Heinrich aber ließ sich nicht schrecken, sondern stellte vor seiner Burg zu Braunschweig einen ehernen Löwen auf zur sinnbildlichen Warnung, daß ihn seine Feinde nicht reizen sollten, vertrieb dann zuerst den Bischoff von Lübeck, verwüstete das Land des Erzbischoffs von Magdeburg und war so im Begriff, einem nach dem andern seine Übermacht fühlen zu lassen, als der Kaiser aus Italien zurückkehrte, den Streitenden die zur

Freude der Lombarden geführte Fehde verwies und durch das Gebot der Zurückgabe des gegenseitig Geraubten den Landfrieden herstellte (1168).

Obgleich der Kaiser den Herzog Heinrich stets so hoch begünstigt und nicht lange zuvor für ihn (der von seiner ersten Gemahlin geschieden war) um die Tochter des Königs Heinrich von England geworben hatte, so war doch, als der Kaiser die Fürsten zur Königswahl seines erst fünfjährigen Sohnes vermochte, Heinrich der Löwe der einzige, der ihm seine Stimme nicht gab. Und bald trat aus Veranlassung der welfischen Erbschaft eine noch größere Spannung zwischen ihm und dem Kaiser ein, welche auf den Ausgang des von diesem beabsichtigten Römerzugs verhängnißvollen Einfluß hatte.

Der alte Welf VI hatte bei seinem wüsten, schwelgerischen Leben schwere Schulden gemacht: daher bot er nach dem Tode seines an der Seuche zu Rom gestorbenen Sohnes, seine Erbgüter in Schwaben und Bayern, so wie seine mathildischen Güter in Italien — seinem Neffen Heinrich dem Löwen gegen eine Geldsumme an. Weil dieser aber dachte, daß er Welf's Besitzungen ohnedieß einst erben werde, so lehnte er den Antrag ab. Nun bot Welf sie dem Kaiser an und dieser gieng den Vertrag ein. Seitdem faßte der Löwe einen Groll gegen Friedrich. Als sich der Kaiser zu seinem italischen Zug rüstete, trat Heinrich, um den Zug nicht mitmachen zu müssen, 1172 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an, fand aber nach seiner glücklichen Rückkehr von dort den Kaiser noch in der Rüstung begriffen und konnte nicht wohl mehr seine Lehnspflicht umgehen.

Endlich nach sechs Jahren im September 1174 trat Friedrich, von Heinrich dem Löwen und andern Fürsten begleitet, an der Spitze eines glänzenden Heeres seinen fünften Römerzug an. Schon drei Jahre zuvor hatte er den kriegerischgesinnten Erzbischoff Christian von Mainz mit einem Kriegshaufen voraus geschickt, der einstweilen die schwankenden Gemeinden in Toscana und in der Romagna im Gehorsam erhielt und Ancona auf der Landseite und durch die auf dasselbe handelseifersüchtigen Venetianer auf der Seeseite so furchtbar bedrängte, daß die Stadt dem Hunger erlegen wäre, wenn nicht ein mächtiger Edler aus Ferrara sie entsetzt hätte.

Nachdem der Kaiser den Mont Cenis überstiegen und die am Fuße der Alpen liegende Stadt Susa für ihren frühern Ungehorsam zerstört hatte, zog er vor Alessandria und begann die Belagerung dieser gegen ihn gebauten und fest verwahrten Stadt. Da aber wiederholte Stürme fruchtlos abliefen und Krankheiten im Heere einrissen, riethen die Fürsten dem Kaiser zum Abzug; er glaubte aber Ehre halber aushalten zu müssen, und erst nach sechs Monaten, als auch ein Versuch, durch Minengänge in die Stadt zu dringen, durch Gegenminen vereitelt worden war und schon das Heer der Verbündeten zum Entsatze heranzog, hob Friedrich die Belagerung auf und führte sein geschwächtes Heer dem Feind entgegen. Dieser bot jedoch die Hand zu Unterhandlungen, und ein Vertrag, durch welchen der Streit einem Schiedsgerichte überwiesen werden sollte, führte zu einem

Waffenstillstand. Daher entließ der Kaiser, in der sichern Hoffnung auf Frieden, die Fürsten mit dem größten Theil seiner Völker.

Indeß führten die Friedensunterhandlungen, wobei die Kirche mehr „gebietend", als „vermittelnd" auftrat, zu keinem Ergebniß, und die Verbündeten griffen wieder zu den Waffen. Eiligst entbot der Kaiser wieder die Reichshülfe, aber Heinrich der Löwe weigerte sich nun der persönlichen Heeresfolge, — wohl deßhalb, weil er seine eigenen Zwecke, die auf Vergrößerung gerichtet waren, den Zwecken des Kaisers nicht nachstellen wollte, und dabei glaubte, der Kaiser werde nie aus den italienischen Verwicklungen kommen, daher auch nicht Zeit und Kraft finden können, ihn jemals in Deutschland an der Vergrößerung seiner Macht zu hindern. Sein endliches Erbieten zur Theilnahme, wenn der Kaiser ihm die Stadt Goslar zum Erblehen geben wollte, konnte Friedrich, als der Kaiserehre entgegen, nicht gewähren, und so begieng Heinrich durch Verletzung seines Lehsneid's das Verbrechen der Felonie.

Zwar stellte er sich auf des Kaisers dringendes Ersuchen zu einer persönlichen Unterredung in Chiavenna am Comer-See, und suchte durch den Vorwand, als scheue er den Bann, den er doch 16 Jahre lang nicht geachtet hatte, und als hinderten ihn, den 46jährigen, die Gebrechen des Alters, seinen Ungehorsam zu entschuldigen. Vergebens beschwor ihn Friedrich bei seiner Lehnspflicht, bei der Reichsehre, bei ihrer alten Freundschaft; ja er soll ihn sogar auf den Knieen gebeten haben. Aber Heinrich, obwohl deßhalb betreten, blieb unbeweglich. Da sprach die Kaiserin zu Friedrich: „Lieber Herr, stehet auf! Ihr werdet einst dieses Tages und Hochmuths gedenken und Gott wird Euch helfen!" — „So schieden der Staufe und der Welfe wieder als Feinde."

Als die andern Fürsten mit den Hülfsvölkern im Anfang des Frühlings 1176 eingetroffen waren, rückte Friedrich von Como aus über den Tessin, um sich mit den Schaaren der italienischen Getreuen zu vereinigen. Noch ehe er aber alle beisammen hatte, ließ er sich mit dem voll Begeisterung heranrückenden übermächtigen Heere der Lombarden, wider den Rath seiner Freunde, am 29. Mai 1176 in die Schlacht bei Legnano (Lignano) verwickeln, in welcher die künftige Stellung des Kaisers zu dem Papst und seinen italienischen Feinden entschieden werden sollte.

Die verbündeten lombardischen Städte, zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, hatten sich mit dem größten Nachdruck gerüstet, vor Allem Mailand, dessen Carocium auch diesmal den Kampfreigen führte. Neunhundert erlesene Reiter, meist edle Geschlechter unter der Anführung des riesigen Alberto da Giussano, hatten sich unter dem Namen der Gesellschaft des Todes, durch einen Eid verpflichtet, das ohnedies noch von einer andern Schaar von 300 Reitern begleitete Carocium besonders zu schützen und weder zu weichen, noch zu fliehen. — Ein Vorpostengefecht, das die Deutschen begannen, führte auf der weiten Ebene zwischen dem Tessin und der Olonna zur Hauptschlacht. Die Mailänder, um ihr Stadtbanner gesammelt, hielten lombardischer Seits

die Mitte; ein tiefer Graben zur Seite des einen Hauptflügels machte die lombardische Stellung äußerst fest. — Als der Kaiser, vergebens gewarnt, die Schlacht anzunehmen, zum Angriff vorrückte, beugten die Lombarden die Kniee zum Gebet und stürzten in die Schlacht. Der Kampf entbrannte auf beiden Seiten mit der größten Hitze. Während die Brescianer auf dem einen lombardischen Flügel schwankten, stürmte der Kaiser mit ungestümmer Tapferkeit auf das mailändische Mitteltreffen ein und bis zum Carocium vor, drängte die Schaar des Todes zurück und glaubte sich schon Herr des Caroeiums und mit ihm des Schlachtfeldes, als die Todesschaar, ihres Eides eingedenk, im Drang der Verzweiflung den Kampf erneuerte, den kaiserlichen Bannerträger tödtete, dessen Fahne eroberte und die Deutschen zum Weichen brachte. Da stürzte sich Friedrich in den dichtesten Haufen der Feinde und stritt so lange, bis sein Roß, tödtlich getroffen, unter ihm zusammensank und er selbst im Getümmel verschwand. Als seine Schaaren den voranleuchtenden Führer vermißten, überließen sie in regelloser Flucht den Feinden das Schlachtfeld. Der größte Theil der Fliehenden wurde theils vom Schwerte getödtet, theils in den Tessin gedrängt und das reich versehene Lager fiel sammt des Kaisers Schild und Lanze den jubelnden Lombarden in die Hände. — Jedermann hielt den Kaiser für todt und schon hatte die Kaiserin zu Como Trauerkleider angelegt, als Friedrich am vierten Tage nach der Schlacht, wie durch ein Wunder gerettet, bei den Seinen in Pavia eintraf. Da konnte mancher Lombarde „den Zweifel nicht unterdrücken, ob etwas Dauerndes gewonnen sei, da er noch lebe.“

Dieser schreckliche Schlag brachte jedoch den Kaiser auf andere Gedanken. Da er von Deutschland aus so bald keine Hülfe erwarten konnte, die ihm treu gebliebenen italienischen Städte aber selbst zu sehr entkräftet waren, so beschloß er die Hand zum Frieden zu bieten; weil er jedoch mit den aufrühreriscben Lombarden nicht unterhandeln wollte, knüpfte er die Unterhandlungen mit dem Papst Alexander an, der sich, da er des Kaisers Ernst gewahrte und aus dem durch diesen Sieg zusehends wachsenden Übermuth der Freistädte für seine eigene Stellung Gefahr besorgte, zu einem Übereinkommen bereit finden ließ.

Also kam zwischen allen Parteien ein Vertrag zu Stande, in welchem Friedrich den Papst Alexander als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannte und die mathildischen Güter nach 15 Jahren herauszugeben versprach, mit den Lombarden aber auf sechs Jahre und mit dem König Wilhelm II von Sicilien auf fünfzehn Jahre einen Waffenstillstand schloß, während dessen an einem Frieden gearbeitet werden sollte. Als der Kaiser diese Bedingungen vorläufig beschworen hatte, löste der Papst ihn vom Banne, und die friedliche Zusammenkunft zu Venedig besiegelte zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit eine dauernde Versöhnung, zwischen dem römisch-

deutschen Oberlehnsherrn aber und seinen italienischen Vasallen einstweilen die Hoffnung auf einen dauernden Frieden.

Am 17. Juli 1176 fuhr der Kaiser im Gefolge seiner geistlichen und weltlichen Großen auf reich verziertem Schiffe nach der Lagunenstadt, und Alexander, im päpstlichen Schmuck und umgeben von seinen Cardinälen, empfieng ihn am Eingange der Marcuskirche. Friedrich, den Mantel von sich werfend, ließ sich vor ihm auf's Knie nieder und küßte ihm die Füße, worauf der Papst ihn aufhob und nach ertheiltem Friedenskusse in die Kirche führte, wo er ihm nach dem feierlichen Te Deum den Segen ertheilte. (Die Behauptung gegnerischer Lombarden, bei dem Fußkuß habe der Papst den Kaiser auf den Nacken getreten, ist unwahr. — Gewiß aber ist, daß Friedrich in diesem Acte „das Übergewicht der kirchlichen Gewalt vollständig anerkannte. Denn wie wirksam auch der indirecte Antheil sein mochte, den die Deutschen an diesem Erfolge hatten, so fiel doch der Glanz und der große Gewinn des Sieges ganz dem Papstthum anheim: nun erst fieng es an zu herrschen". (Ranke Gesch. d. Ref. I. 39.)

Der förmliche Friedensabschluß zwischen dem Papst und dem Kaiser erfolgte am 1. Aug. im Palaste des Patriarchen von Venedig, wo der Papst auf erhöhtem Stuhle, ihm zur Rechten der Kaiser, zur Linken der Stellvertreter des Königs von Sicilien saß. In der vom Kaiser gehaltenen Rede bekannte er, daß er in seiner Behandlung der Kirche mehr der Gewalt (virtutem potestatis), als der Stimme der Gerechtigkeit nachgetrachtet habe (secutum esse) und darum in Irrthum gerathen sei. Darauf wurden die Friedensartikel von den Reichsfürsten, dem sicilischen Gesandten und den Consuln der Städte auf das Evangelium beschworen.

6. Ächtung Heinrich's des Löwen. Zertrümmerung der Welfenmacht. Otto von Wittelsbach Herzog von Bayern. Heinrich's Unterwerfung. Der Constanzer Friede mit den Lombarden. Das Reichsfest zu Mainz. Sechster italischer Zug. Vermählungsfeier Heinrich's und Constanzia's. Aussichten auf Unteritalien.

Nach Friedrich's Rückkehr in die Heimath galt es dort, das durch den Trotz seines mächtigsten Vasallen entwürdigte kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, ohne dabei den Schein der Rache auf sich zu laden. Die lauten Klagen aber, mit denen die von Heinrich dem Löwen beschädigten Fürsten den Kaiser bestürmten, erleichterten ihm das Amt der Gerechtigkeit. Zuerst bekam Heinrich eine Ladung, sich auf dem Reichstag in Worms gegen die Beschuldigungen der Fürsten zu verantworten. Da er nicht erschien, folgte eine neue Ladung nach Magdeburg, wo nun auch der Kaiser als Kläger gegen ihn auftrat, Heinrich aber eben so wenig erschien, als auf dem folgenden Reichstag zu Goslar. Daher wurde er auf das Urtheil der Fürsten in die Reichsacht und aller seiner Lehen verlustig erklärt. Um aber dem ehemaligen Freund und Kampfgenossen noch Zeit zur Besinnung zu lassen, lud er ihn zum viertenmal nach Würzburg vor, und erst als er auch da nicht erschien, bestätigte der Kaiser das Urtheil, kraft welches Sachsen zersplittert und an verschiedene Fürsten vertheilt, Bayern aber dem getreuen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (dem Stammvater des jetzigen bayrischen Königshauses) zugetheilt wurde (1180 u. 1181).

Dieß that der Kaiser, sowohl um die Macht des Welfenhauses zu brechen, als auch um durch die Verringerung der großen Herzogthümer das Königthum von seiner größten Gefahr zu befreien.

Von dem Herzogthum Sachsen erhielt Bernhard, der Sohn Albrecht's des Bären, mit dem Herzogstitel den östlichen Theil, der Erzbischoff von Köln den westlichen unter dem Namen eines Herzogthums Westfalen. Andere geistliche Fürsten erhielten die ihnen von Heinrich dem Löwen entrissenen Ländertheile erweitert zurück. Die Markgrafen von Meissen und von der Lausitz, die Grafen von Anhalt, Holstein, Jülich, Cleve, Berg wurden von dem herzoglichen Lehnsverbande frei. Die Fürsten von Pommern und Mecklenburg huldigten dem Kaiser und erhielten den Herzogstitel; Lübeck, welches Heinrich als Hafenstadt angelegt und durch Ertheilung vieler Vorrechte emporgebracht hatte, wurde zur freien Reichsstadt erklärt. Auch machte der Kaiser noch eine große Anzahl anderer fürstlichen und bischöfflichen Städte reichsunmittelbar. Außer den Erzstiftern Magdeburg und Bremen wurden noch neun Bisthümer, darunter Paderborn und Hildesheim, reichsfrei. — Von Bayern, von welchem früher schon Kärnthen und Österreich abgetrennt worden waren, wurde nun Steyermark wie auch Tyrol förmlich getrennt: das erstere war ohnedieß nie fortdauernd von Bayern abhängig gewesen, und Tyrol, Istrien, Trident und Brixen gehörten längst nicht mehr dazu. Zugleich wurden in Bayern der Erzbischoff von Salzburg, die Bischöffe von Passau, Eichstädt, Regensburg u. a. sammt der Stadt Regensburg reichsfrei; eben so die Markgrafen von Steyer und Krain.

Zwar ließ sich Heinrich das Seine nicht gutwillig nehmen: er zog mit Heeresmacht gegen seine rings auf ihn lauernden Feinde aus, eroberte Goslar und Halberstadt, verbrannte Mühlhausen, Nordhausen und andere Orte, schlug den Erzbischoff von Köln, nahm den Bischoff von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen und kehrte mit reicher Beute nach Braunschweig zurück.

Nun aber zog der Kaiser selbst mit einem Reichsheere gegen ihn aus; aber so tapfer wehrte sich der „alte Löwe“, daß Friedrich genöthigt war, noch einen zweiten Feldzug gegen ihn zu eröffnen. Da endlich, von allem Beistand verlassen, beugte sich der stolze Fürst und bat auf dem Fürstentag zu Erfurt 1188 durch einen Fußfall den Kaiser um Gnade. Gerührt hob ihn Friedrich auf und umarmte ihn unter Thränen mit den Worten: „Du bist das eigene Werkzeug deines Falles.“ Weil der Kaiser den Fürsten das Wort gegeben hatte, ohne ihre Zustimmung nicht von dem gesprochenen Urtheil abzugehen, so konnte er ihn nur der Acht entbinden; doch durfte Heinrich wenigstens seine Erblande Braunschweig und Lüneburg behalten. Auf den Rath des Kaisers mußte er aber auf drei Jahre Deutschland meiden, um dem Haß seiner Feinde Zeit zur Beruhigung zu lassen. Er gieng mit seiner Gemahlin Mathilde zu seinem königlichen Schwiegervater nach England, wo ihm nachher sein dritter Sohn Wilhelm geboren wurde, durch welchen das noch heute auf den Thronen von England, Hannover und Braunschweig blühende Welfenhaus erhalten wurde.

Unterdeß waren die Friedensverhandlungen mit den lombardischen Städten eifrig betrieben worden und am 25. wurde auf dem Reichstag zu Constanz der Friede mit den Lombarden geschlossen, dessen Bedingungen ihnen die wesentlichsten Freiheiten, um die sie so muthig gestritten, zusprachen und dem Kaiser immerhin noch bedeutende Rechte einräumten.

Die Lombarden nämlich sollten ihren Bund nach Gefallen erneuern, innerhalb ihrer Ringmauern alle Hoheitsrechte, außerhalb der Mauern aber nur die ihnen besonders verliehenen ausüben dürfen, die zweifelhaften aber durch ein Schiedsgericht bestimmt oder jährlich durch 2000 Mark Silbers gelös't werden. Für Appellationsgegenstände sollte in jeder Stadt ein kaiserlicher Stellvertreter vom Kaiser —, die Consuln, Podesta's und andere Obrigkeiten von den Städten selbst ernannt werden, der Kaiser von ihnen aber, wie von allen italinischen Vasallen den Lehnseid zu fordern haben. Die Lieferungen für den Kaiser und sein Gefolge blieben nach wie vor; doch sollte der Kaiser die Städte nicht durch zu langen Aufenthalt bedrücken. Alle Bürger vom 17. bis zum 70. Jahre sollten dem Kaiser den Eid der Treue schwören und diesen alle 10 Jahre erneuern.

Die Freude aller Lombarden über diesen billigen Sühnevergleich war allgemein und mit Freuden sahen sie des Kaisers Wiederkehr entgegen. Zunächst aber hielt Friedrich zur Feier des in Deutschland und Italien nun eingetretenen Friedens und zugleich zu Ehren der Wehrhaftmachung seines mündig gewordenen Sohnes Heinrich, der schon seit seinem fünften Jahre zum Nachfolger im Königthum erklärt worden war, 1184 ein großes Reichsfest zu Mainz mit nie gesehener Pracht und Herrlichkeit, wie denn 40,000 Ritter den Glanz desselben erhöhten und der 62jährige Kaiser selbst noch mitturnirte. Alsdann unternahm er im August desselben Jahres seinen sechsten Zug in das nun vollkommen beruhigte Italien und ward dort überall auf das ehrenvollste aufgenommen, um so mehr, da er bald dieser, bald jener Stadt neue Gnaden spendete. Dies that er jedoch mit kluger Berechnung. Denn Alexander III war schon 1181 gestorben und mit dessen Nachfolger Lucius III trübte sich allmählich das Verhältniß so, daß der Kaiser in den Lombarden einen Rückhalt zu gewinnen suchte. Daher begünstigte er ganz besonders die Mailänder durch Überlassung des Blutbanns und der Hoheitsrechte in ihren Besitzungen zwischen der Adda und dem Oglio und durch ähnliche Vorrechte so sehr, daß ihn dieselben mit den höchsten Ehren aufnahmen und sich es als Vergünstigung ausbaten, die bevorstehende Vermählung seines Sohnes in ihrer Stadt feiern zu dürfen. Denn um die weitere Größe seines Hauses zu begründen und der päpstlichen Macht auch in Unteritalien ein Gegengewicht entgegensetzen zu können, hatte Friedrich für seinen ältesten 20jährigen Sohn Heinrich um die künftige Erbin des normannischen Königshauses, Constanzia, die 30jährige Tochter Roger's I und Schwester Wilhelm's I, also Tante des damaligen kinderlosen Königs Wilhelm's II, geworben und, ungeachtet aller Gegenwirkungen des neuen

Papstes Urban's III, mit Unterstützung des gegen die päpstliche Hierarchie eingenommenen sicilischen Adels die Zusage des Königs und Constanzia's sammt einem reichen Brautschatz erhalten. Und so wurde am 27. Jan. 1186 das Hochzeitsfest zu Mailand mit der höchsten Pracht gefeiert und durch die Theilnahme vieler lombardischen, deutschen und normannischen Großen verherrlicht. Dabei ahnete freilich der hochstrebende Hohenstaufe nicht, daß dieser Zuwachs seiner Macht die Klippe war, an der einst das Glück seines Hauses scheitern sollte.

Denn eine so bedeutende Hausmacht des Kaisers in Italien konnten die Päpste unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen: daher sie keine Gelegenheit vorüberließen, den Kaisern ihre Stellung daselbst zu erschweren; wie denn auch anderseits die Stellvertreter des Kaisers keineswegs immer schonend und gerecht verfuhren. Noch unter Friedrich und Urban verschärfte sich der wieder ausgebrochene Streit. Denn da Urban mit seinen Klagen über vertragswidrige Eingriffe in die kirchlichen Freiheiten von Friedrich durch Gegenbeschuldigungen abgewiesen und von den deutschen Bischöffen an die Bewahrung des errungenen Friedens gemahnt wurde, wollte er schon in höchster Entrüstung den Bannfluch über Friedrich aussprechen, als ihn der Tod (1187) daran verhinderte und der Kreuzzug, welchen der die ganze Christenheit mit Trauer erfüllende Fall Jerusalem's nöthig machte, den Bruch zwischen diesen beiden höchsten Gewalten noch abwendete.

7. Dritter Kreuzzug. Verfall der morgenländisch-christlichen Reiche. Saladin in Ägypten. Nureddin's Tod und Eroberung seines Reichs durch Saladin. Das Königshaus in Jerusalem. Guido's Schwäche. Niederlage bei Tiberias. Jerusalem's Fall und Milde des Siegers.

Seitdem der Verrath der Pullanen den von Kaiser Konrad III und den übrigen Kreuzfahrern versuchten Angriff auf Damascus vereitelt hatte (K. 2, 4.), gelang es zwar dem König Balduin III nach einem schweren Kampfe das feste Ascalon zu erobern; aber die Eroberung der Stadt und des Füstenthums Damascus durch den tapfern Atabek Nureddin rückte diesen mächtigen Gegner immer näher an die morgenländischen Christenstaaten, die noch dazu schon lange her durch Uneinigkeit und Sittenlosigkeit in innerer Auflösung begriffen waren.

Das ohnedieß lose Lehnsband war in diesen Staaten durch die Untreue der meisten Lehensmannen noch mehr gelockert worden. Selbst die großen Ritterorden, welche durch ihre strengen Sitten lange die Hauptstützen des Reichs gewesen waren, hielten sich, auf den Grund päpstlicher Aussprüche, von jeder Lehnspflicht entbunden, und lagen deßhalb auch mit dem Patriarchen und den Bischöffen in häufigem Zwist, während Eifersucht und Neid Templer und Johanniter selber gegen einander trieb und Uneigennützigkeit und Zucht von ihnen wich. Indem sie sich

der Gewalt der Fürsten und Bischöffe entzogen, giengen diese ritterschaftlichen Corporationen in ihren Anmaßungen so weit, daß sie keine Abgaben mehr zahlten, vor keiner andern Behörde zu Recht stunden, unbekümmert um die Gesetze der allgemeinen Kirche Gebannten Messe lasen, das Abendmahl reichten, Sündenvergebung ertheilten, Geistliche ein- und absetzten, Verbrechern Schutz in ihren Ordenshäusern gewährten rc. — Auch aus den unzähligen Klöstern dieser Staaten war längst die Zucht und der religiöse Sinn gewichen und Habsucht oder Verschwendung mit andern Lastern eingekehrt. Unter den Fürsten bis hinein in's königliche Haus herrschte der Geist der Uneinigkeit, Ungerechtigkeit und Unsitte. In allen Ständen war die Genußsucht, die Weichlichkeit, die Sittenlosigkeit eingerissen, und es gab kein Laster mehr, dessen diese Christen nicht von ihren eigenen Schriftstellern beschuldigt wurden; und was das Schlimmste war, die Geistlichkeit gieng dabei überall voran: selbst der damalige Patriarch Heraklius lebte im Ehebruch. — Kein Wunder, daß das also verdorbene Geschlecht der Pullanen die Kämpfe gegen den stets in sich einigen Feind nicht mehr mit der alten Tapferkeit und frühern Glaubensfreudigkeit bestehen konnte, sondern meist den Kürzern zog. Kamen neue Pilger, so wurden auch diese großentheils verdorben und brachten das sittliche Gift in die Heimath zurück; diejenigen aber, die dort blieben, thaten es, um ungestört allen Lastern nachhängen zu können, zumal sie selbst schon der Auswurf des Abendlands waren.

Die äußere Auflösung dieser kranken Staaten konnte daher nicht ausbleiben. Schon die Nähe Nureddin's drohte große Gefahr und nichts half es, daß Balduin's III Bruder und Nachfolger Amalrich (Almerich) 1162 das sinkende fatimidische Chalifat in Ägypten gegen Nureddin unterstützte, der durch seinen Feldherrn, den Kurden Schirkuh und durch dessen jungen tapfern Neffen Saladin (eig. Salaheddin) seine erobernde Hand nach jenem zerrütteten Lande ausstreckte. Schirkuh siegte und wurde Statthalter von Ägypten, starb aber bald an den Folgen der Schwelgerei. Ihm folgte dann **Saladin**, der, nach dem Tode des letzten Fatimiden Ledin Illah, als Nureddin's Wesir unter dem Titel „Sultan" in Ägypten waltete, wo er, ungeachtet er Sunnite war, durch sein großes Herrschertalent sich solchen Gehorsam verschaffte, daß man auch den sunnitischen Chalifen von Bagdad als geistliches Oberhaupt anerkannte.

Im fortgesetzten Kriege mit den Christen entsetzte er Damiette und machte glückliche Einfälle in Syrien. Er herrschte bereits so unumschränkt und wies zuletzt Nureddin's oberherrliche Ansprüche so entschieden zurück, daß es zwischen beiden zum Krieg gekommen wäre, wenn nicht Nureddin's Tod 1174 dem Ausbruch desselben zuvorgekommen wäre. Die Streitigkeiten über die Nachfolge, welche im Hause Nureddin's unter dessen minderjährigen Söhnen und Verwandten ausbrachen, wußte nun Saladin so klug zu seinem Vortheil zu benutzen, daß er durch die schnelle

Einnahme von Damascus, Hems und Hemath und nach kurzer Waffenruhe durch die Eroberung von Aleppo, Mosul und Mesopotamien sich der ganzen Herrschaft Nureddin's bemächtigte und Saladin's Reich sich nun von Kairo bis Aleppo oder vom Nil bis zum Euphrat erstreckte. Da er auf diese Weise das christliche Reich Jerusalem wie in einem Halbbogen umspannte, so war er demselben um so gefährlicher, weil er nicht nur durch seine Macht und Tapferkeit, sondern vorzüglich auch durch die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes und Herzens die sämmtlichen Häupter und Führer der morgenländischen Christenheit überstrahlte und selbst die christlichen Schriftsteller jener Zeit im Lobe seiner Güte und Gerechtigkeit, seines Edelmuths und Hochsinns übereinstimmen.

Jussuf, genannt **Salaheddin**, Sohn des Kurden Eyub, Herrn von Baalbeck, war 1137 zu Tekrit am Tigris geboren, zu Baalbeck und nachher zu Mosul am Hofe Zenki's und dessen Nachfolgers Nureddin's erzogen worden, und hatte schon frühe außerordentliche Anlagen gezeigt. Als echter Moslem forschte er fleißig im Koran und beobachtete dessen Vorschriften auf das gewissenhafteste; er war so fest von der Wahrheit seiner Religion überzeugt, daß er äußerte, er wolle eher sterben, als einen Ungläubigen auf der Erde dulden. Diesen glühenden Eifer milderte aber ein tiefer Sinn für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Regelmäßig saß er in der Woche zweimal zu Gericht und schlichtete mit größter Geduld und Unparteilichkeit die ihm vorgelegten Rechtsfälle. Als er einst während einer Berathung mit einem seiner Feldherren eine Bittstellerin zum Warten verwies und diese entgegnete, warum er denn Sultan sei, wenn er nicht Richter sein wolle? gab er ihr auf der Stelle Gehör. So milde gewöhnlich sein Urtheil ausfiel, so hart bestrafte er Gotteslästerer und Religionsspötter. — Seine Freigebigkeit und Mildthätigkeit kannte keine Schranken, und dabei machte er zwischen Freund und Feind keinen Unterschied: seine Schätze schienen nur für Dürftige oder auch für seine Getreuen vorhanden zu sein, und oft legten seine Rentmeister einen Theil des Schatzes bei Seite, damit die nöthigen Bedürfnisse nicht darunter leiden möchten. — Ruhe, Besonnenheit und Ergebenheit bewies er eben so in Gefahren, wie bei Verlusten, und wie er mitten im Schlachtgewühl im Koran lesen konnte, so hielt er mitten im bittersten Schmerz über den Tod seines Sohnes die Thränen zurück. — Leutselig und theilnehmend gegen die Niedrigsten war er überhaupt gegen Jeden gütig und mittheilsam. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner Kleidung einfach; obgleich dem Islam so streng ergeben, liebte er doch Künste und Wissenschaften und belohnte sie. Auch war er mit den Begebenheiten des Auslands bekannt und bezeugte dem großen deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa durch Briefe und Geschenke seine Achtung.

Wie traurig stand es dagegen in dem von Selbstsucht und Weichlichkeit geschwächten christlichen Königshause von Jerusalem, besonders unter der Regierung des kränkelnden Königs Balduin IV (des Sohnes Amalrich's), der, weil er kinderlos war, vor seinem Tode seinen minderjährigen Neffen Balduin V zu seinem Nachfolger und den Grafen Raymund von Tripolis und Tiberias zum Reichsverweser bestimmte. Da der Jüngling aber noch minderjährig starb, so erhielt der zwar schöne, aber unfähige Guido von Lusignan (Eidam des Königs Amalrich) mit Hülfe des Patriarchen Heraklius und der Templer den Thron von Jerusalem.

Darüber entstanden heftige Parteiungen und der in seiner Hoffnung auf die Krone getäuschte Raymund entwich sogar an den Hof des Sultans Saladin, der eben wegen eines von den Christen gebrochenen Waffenstillstandes hoch erzürnt war. Denn als Saladin, im Vertrauen auf diesen Waffenstillstand seine Mutter mit einer Karawane durch Palästina reisen ließ, hatte Ritter Raynald von Chatillon, Herr des Hebronthals, die Karawane überfallen und beraubt, so daß Saladin gelobte, nicht eher zu ruhen, als bis er den Urheber dieses Frevels mit eigner Hand gestraft hätte. Da Guido Genugthuung versagte, fiel Saladin mit 80,000 M. in das christliche Gebiet ein und eroberte Tiberias.

Da raffte sich Guido auf und zog ihm mit 40,000 Fußgängern und Reisigen entgegen, wurde aber von Raymund, der wieder zurückgekehrt war und sich mit ihm zum Schein versöhnt hatte, verrätherisch in eine wasserlose Gegend geführt, wo Guido bei Hitter, westwärts von Tiberias, von Saladin überfallen und von Raymund plötzlich verlassen, daher gänzlich geschlagen und mit mehrern seiner Großen und Ritter gefangen wurde.

Unter den Gefangenen befand sich auch Raynald von Chatillon. Freundlich empfieng Saladin den gefangenen König und ließ ihm zum Zeichen gastlicher Behandlung ein Glas Eis reichen, während er den bundbrüchigen Raynald mit eigener Hand tödtete. Auch Gerard, der Großmeister des Tempels, mußte mit 200 Templern und Johannitern den Tod leiden! „denn, sprach der Sultan, ist Menschenmord ihr Gelübde, so mögen sie auch einmal sterben!"

Diese Niederlage bei Tiberias wirkte so erschütternd auf die geschwächten Christen, daß sich in Kurzem alle festen Küsten- und Binnenstädte, wie Sidon, Berytus, Ascalon, Joppe, Gaza, Cäsarea, Accon, Nazareth u. a. ohne Gegenwehr ergaben, worauf zuletzt selbst Jerusalem, jedoch erst nach einem ernsten Widerstand fiel, aber ein milderes Schicksal erfuhr, als man erwartet hatte. Für freien Abzug mit Hab und Gut mußte der Mann 10 Goldstücke, das Weib 5, das Kind 1 zahlen, 7000 Arme sollten mit 30,000 Byzantinern gelös't werden; das h. Grab sollte verschont bleiben und gegen Erlegung eines Byzantiners von jedem Christen ungehindert besucht werden können.

Es war am 3. Oct. 1187, gerade 88 Jahre nach der Eroberung Jerusalem's durch Gottfried von Bouillon, da Saladin unter Trompeten- und Paukenschall durch Jerusalem's Thore seinen Einzug hielt, und das goldene Kreuz von der Spitze des Tempels unter dem lauten Jammer der Christen herabgestürzt wurde. Dabei wurde aber keinem von ihnen das mindeste Leid gethan. Ja, als das Geld für die Lösung der Armen nicht hinreichte, ließ Saladin alle diejenigen, die ihr Unvermögen nachwiesen, unentgeldlich ziehen. Und als die Auswandernden (es waren nur die Römischkatholischen; die übrigen Christen blieben unter muselmännischer Herrschaft) durch das Davidsthor vor Saladin vorüberzogen und die Weiber und Kinder der in Schlachten Gefangenen den

Sultan um Gnade flehten, gab er, zu Thränen gerührt, allen jenen Gefangenen die Freiheit und ließ unter die Wittwen und Waisen so viel Geld austheilen, daß ihm von den als Lösegeld erhaltenen 220,000 Goldstücken nichts mehr übrig blieb. Als von den Auswandernden der eine Theil vor Tripolis ankam, wurde ihm von ihren Glaubensbrüdern daselbst nicht nur die Aufnahme verweigert, sondern auch die Habe genommen; wogegen der muselmännische Statthalter in Alexandria die andern aufnahm und verpflegte und, als die Pisaner, Venetianer und Genueser sie nicht unentgeldlich in ihre Schiffe aufnehmen wollten, das Fahrgeld für sie zahlte. Also mußte der Islam jenes verfaulte Christenthum beschämen!

8. Fortsetzung. Der deutsche Zug. Widerstand der Griechen: Isaac Angelus. Überfahrt nach Asien. Erstürmung Iconiums. Tod des Kaisers. Weiterzug unter Friedrich von Schwaben. Tod des Herzogs. Der deutsche Orden.

Kaum war die Kunde von Jerusalem's Fall durch den Erzbischoff Wilhelm von Tyrus persönlich nach Europa gebracht worden, als die Fürsten und Völker in Frankreich, Italien, England und Deutschland, vom Schmerzgefühl ergriffen und durch einen dringenden Aufruf Gregor's VIII angeeifert, zu einem allgemeinen Kreuzzug sich bereiteten. Die innern Parteizwiste und Feindschaften wurden beigelegt; selbst die im Krieg gegen einander befindlichen Könige von Frankreich und von England verglichen sich und gelobten eine Meerfahrt nach dem h. Land, und da Gregor VIII noch in demselben Jahre starb, so söhnte sich der Nachfolger desselben, Cölestin III, mit dem Kaiser Friedrich aus, der, obwohl schon im 70. Jahre stehend, sein thatenreiches Leben durch das gleiche Unternehmen zu krönen gedachte und auf dem Fürstentage (oder, wie er ihn nannte, Gottestage) zu Mainz 1188 den Kreuzzug beschloß.

Da er die Gefahren eines solchen Zugs schon aus früherer Erfahrung kannte, so gieng er bei der Vorbereitung für denselben mit großer Vorsicht zu Werke. Während er Gesandte an den König von Ungarn, an den griechischen Kaiser Isaac Angelus und an den Sultan Kilidsch Arslan II von Iconium (Cogni) vorausschickte und Unterstützung für den Durchzug zugesagt erhielt, sorgte er für Befestigung der Ruhe in Deutschland, ernannte seinen Sohn Heinrich (VI) zum Reichsverweser, bestrafte viele Raubritter durch Brechung ihrer Burgen, ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören und gebot dem wieder nach Deutschland zurückgekehrten Heinrich dem Löwen, der die Theilnahme am Zug ablehnte, auf weitere drei Jahre Deutschland zu meiden. Um von dem Kreuzheere unnützes Gesindel ferne zu halten, mußte jeder Theilnehmer wenigstens drei Mark Silbers mitnehmen können, die Zurück-

bleibenden aber den Saladinszehnten entrichten. Der regste Wetteifer unter allen Ständen und Altersstufen, besonders in Süddeutschland, unterstützte diese Anordnungen, und im Frühling 1189 brach der Zug der Deutschen, von dem greisen Helden geführt, von Regensburg auf und gelangte ungefährdet durch Ungarn an die Gränze des griechischen Reichs.

Bei diesem Zuge befanden sich noch Herzog Friedrich von Schwaben, (zweiter Sohn des Kaisers), die Herzöge von Meran und von Steyermark, der Markgraf Hermann von Baden, der Landgraf Ludwig von Thüringen; die Grafen von Kyburg, Nassau, Holstein, Henneberg: die Bischöffe von Würzburg, Passau, Osnabrück, Meißen u. a. — Vor Gran in Ungarn wurde der Kaiser von König Bela III glänzend empfangen und beider Freundschaft durch ein Verlöbniß des jungen Friedrich's mit Bela's Tochter befestigt.

Weil aber die Griechen besorgten, der Zug gelte zugleich der Eroberung ihres Reichs, so legten sie des Kaisers Gesandten in Fesseln, reizten durch Gold die Bulgaren zum Widerstand, und traten den Deutschen, die sich deßungeachtet den Durchzug durch Bulgarien und Macedonien erkämpft hatten, in Thrazien bei Philippopolis offen entgegen, so daß Friedrich genöthigt war, das Land feindlich zu behandeln. Jetzt gab Isaac Angelus nach und gewährte die früher versprochene Beihülfe, so daß das Kreuzheer, 15,0C0 Reiter und 90,000 Lanzknechte stark, an Ostern 1190 bei Gallipoli unter Trompeten- und Hörnerschall nach Asien übersetzen konnte.

Unter mannichfaltigen Entbehrungen und Drangsalen, so wie unter Kämpfen bald mit den Griechen, bald mit den Türken, gelangte der Zug über Sardes, Philadelphia und Laodicea in das Gebiet des Sultans von Iconium, der, gleichfalls vertragsbrüchig, das Kreuzheer von allen Seiten anfiel, bis es auf der Ebene Fiminum's zu einer zweitägigen Schlacht kam, in der die Christen siegten, worauf sie, jedoch unter steten Gefechten, die Hauptstadt Iconium erreichten, hinter deren Mauern und Wällen der Sultan alle seine Streitkräfte gesammelt hatte. Dennoch erstürmte Friedrich, von seinem Sohne kräftig unterstützt, die Stadt und zwang dadurch den Sultan sich und sein Reich der Gnade des Siegers zu überlassen. Großmüthig entsagte aber Friedrich der Eroberung, schloß gegen Empfang von Geiseln ein neues Bündniß und setzte seinen Zug fort. Nach einiger Zeit überstieg das Kreuzheer den Taurus und gelangte glücklich in die Thäler Cilicien's, wo es in der Nähe der Stadt Seleucia am Seleph (oder Saleph, dem Kalykadnus der Alten) sich lagerte.

Schon konnte man sich bald am Ziele der Pilgerfahrt denken, als der Kaiser, welcher während des ganzen beschwerlichen Zugs allenthalben mit dem Beispiel der muthigsten Entbehrung und Ausdauer den Seinen vorangegangen war, unversehens in den Wellen jenes Flusses das Ziel seines Lebens fand und durch seinen Tod das ganze Kreuzheer in die äußerste Bestürzung und Trostlosigkeit versetzte, so daß Viele, an

einem glücklichen Fortgang verzweifelnd, zu Schiffe nach Europa zurückkehrten.

Die Ursache seines Todes, der am 10. Juni 1190 erfolgte, wird verschieden angegeben. Einige behaupten, Friedrich habe beim Übergang über den Fluß, weil ihm der Zug über die Brücke zu langsam gieng, zu Roß denselben durchschwimmen wollen, sei aber von den Wellen ergriffen und entseelt an's Ufer gebracht worden. — Nach andern glaubwürdigeren Zeugnissen hat er sich an einem heißen Tage nach dem Genuß von Speise und Schlaf noch durch ein Bad im Flusse erquicken wollen und ist in Folge des kalten Gebirgswassers am Schlag oder an einem Erkältungsfieber gestorben. Auch zwei sächsische Grafen und einen Bischoff von Basel traf dieses Loos. — Die Trauer des Pilgerheeres war so groß, daß am Tage die Klage ununterbrochen erscholl und des Nachts vor jedem Gezelt mehrere Trauerfackeln brannten und so das ganze Lager einem Flammenmeere glich. — Gehirn und Eingeweide des Kaisers wurde nachher in Antiochien, sein übriger Körper in Tyrus feierlich beigesetzt.

Welchen Eindruck der Tod des gefürchteten Kaisers auf die Muselmänner machte, beweist folgende Äußerung eines arabischen Geschichtsschreibers: „Hätte Gott nicht den Kaiser der Deutschen im Augenblicke seines Einbruchs in Syrien hinweggenommen, es dürfte später von Syrien und Ägypten gesagt worden sein: „hier haben die Muselmänner geherrscht!" — Die Zucht, welche das deutsche Heer unter seiner Führung beobachtete, schilderte der armenische Bischoff Bar Gregor, Herr der Stadt Rum am Euphrat, in einem Brief an Saladin so: „Diese Deutschen sind ungewöhnliche Menschen, Wesen einer besonderen Art: sie haben einen entschiedenen Willen, ein festes Ziel: sie unterwerfen sich einer strengen Lagerzucht; bei ihnen bleibt kein Vergehen ungestraft; — sie untersagen sich jedes Vergnügen. Wehe dem, der eine Wollust begehen würde, seine Gefährten würden ihn sogleich mit Schmach aus ihrer Mitte stoßen! Das alles entspringt aus der Trauer über den Fall Jerusalem's. — Ihre Geduld in Beschwerden und Gefahren übersteigt allen Glauben." (S. Kortüm a. a. O. S. 426 u. 427.)

In Europa wollte man durchaus nicht an Friedrich Barbarossa's Tod glauben und hoffte lange noch auf das Wiederkommen des unvergeßlichen Kaiserhelden. Mit ihm dachte man sich des Reiches Herrlichkeit verschwunden, und in der Folge, als das Kaiserthum mehr und mehr an Ansehen sank, bildete sich die Sage, Barbarossa sei im Kyffhäuserberg und sitze schlafend an einem steinernen Tisch, durch welchen sein Bart gewachsen; von Zeit zu Zeit wache er auf und frage die um den Berg fliegenden Raben, ob es Zeit sei, hervorzugehen und des Reiches Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Der Zug stellte sich nun unter die Anführung seines Sohnes, des tapfern Herzogs Friedrich, und gelangte nach unzähligen Beschwerden über Tarsus nach Antiochien, wo seuchenartige Krankheiten so viele dahinrafften, daß nur noch 7000 Waffenfähige, darunter 700 Ritter, unter steten Gefechten mit dem überall lauernden Feind, über Tripolis und Tyrus vor Accon ankamen und sich an das Heer anschloßen, das um den aus der Haft entkommenen König Guido sich gesammelt hatte und diese feste Stadt belagerte. Eben hatte Herzog Friedrich die Stiftung des deutschen Ordens eingeleitet, als er am 20. Jan. 1191 am Fieber starb, worauf ein Theil der Deutschen, vollends entmuthigt, in die

Heimath zurückkehrte, die übrigen, 5000 an der Zahl, zu dem eben aus Europa anlangenden Kreuzheere der Franzosen und Engländer übertraten.

Der **deutsche Orden** entstund auf folgende Weise. Schon 1128 besaßen die Deutschen, deren sich in ihren Nöthen und Krankheiten die beiden andern Ritterorden gar wenig annahmen, (indem die Templer nur für Franzosen, die Johanniter nur für Italiener sorgten) ein eigenes Krankenhaus, hospitale Alemannorum (ospital des Alemans), das Marienhofpital, so genannt von der Kirche, die sie daneben zu Ehren der h. Marie bauten. (Auch die Gasse, die von der Tempelstraße aus zu diesem deutschen Krankenhaus führte, hieß Gasse der Deutschen (rue des Alemans). Zur Erhaltung dieses Hospitals wurde eine Ordensverbrüderung gestiftet, deren Glieder nach der Regel des h. Augustinus lebten. Sie wurden aber lange nicht sehr beachtet und für eine Abtheilung der Johanniter gehalten, weil diese die Oberaufsicht über sie hatten. Nachdem Jerusalem in die Hände der Sarazenen wieder gefallen, mußten auch sie die Stadt verlassen. — Als nun bei der Belagerung von Accon Seuchen im Christenheere ausbrachen und die ohnedieß schon krank dort ankommenden Deutschen am schrecklichsten zu leiden hatten, Niemand aber sich ihrer annahm, da traten etliche Bürger von Lübeck zusammen und errichteten aus christlichem Erbarmen von Segeltüchern ein großes Zelt für deutsche Kranke, deren Pflege jene Christen und die andern aus Jerusalem vertriebenen Marienbrüder (Marianer) übernahmen. Als Herzog Friedrich von Schwaben vor Accon ankam, übergaben sie zweien Beamten desselben, dem Kaplan Konrad und dem Kämmerer Burkhard die Leitung dieses Feldspitals. Auf den Rath derselben nahmen sie in Bezug auf die Krankenpflege die Johanniterregel an, legten feierlichen Profeß ab und ließen auch andere Deutsche zum Profeß zu. Zum Meister ihres Hospitalordens machten sie jenen Kaplan Konrad. Als Herzog Friedrich ihren redlichen Eifer gewahrte, hielt er für sie beim Papst Clemens III um Bestätigung an, erlebte aber dieselbe nicht mehr. Als Accon im Jul. 1191 in die Hände der Christen gefallen war, bauten die Brüder in dieser Stadt das erste Ordenshaus und nannten es „das Hospital St. Mariens der Deutschen in Jerusalem", in der Voraussetzung, einstens in Jerusalem das Haupthaus aufzurichten. — Zu einem Ritterorden wurde der einfache Hospitalorden erst im März 1195 umgestaltet und zwar mit Beihülfe der Templer, von denen sie (neben obiger die Krankenpflege betreffenden Johanniterregel) die für den Kriegsdienst eingerichtete Templerregel annahmen, worauf von ihnen gegen das Jahr 1197 der seit 1193 als Prior ihrem Hospitalhause zu Accon vorstehende Heinrich Waldpott von Bassenheim zum Hochmeister gewählt und der Ritter Hermann von Kirchheim durch Übernahme des weißen Mantels mit dem schwarzen Kreuze der erste Profeß-Ritterbruder wurde. Den so entstandenen deutschen Ritterorden bestätigte sodann Papst Innocenz III am 19. Febr. 1198. (S. Dudik in seinem aus dem Centralarchiv des Ordens geschöpften Werke über die Wiener Münzsammlung des D. RO. 1858.) — Allmählich hob sich der deutsche Orden durch Verleihung von Gütern und Vorrechten, gewann aber erst im Beginn des 13. Jahrhunderts durch eine neue Bestimmung jene Bedeutung, die ihm in der Culturentwicklung Deutschlands eine wesentliche Stelle sicherte. (S. unt. K. 8, 2.)

9. Fortsetzung: Der französisch-englische Zug. Philipp August von Frankreich und Heinrich II von England. Heinrich's Tod. Richard Löwenherz. Aufbruch der beiden Könige. Richard auf Kreta. Die Erstürmung von Accon. Streit über die Krone von Jerusalem. Philipp August's Rückkehr. Richard und Saladin. Leopold von Österreich. Kampf bei Joppe. Richard's Heimkehr. Saladin's Tod.

Die französisch-englische Abtheilung dieses dritten Kreuzzugs hatte gleichfalls eigenthümliche Schicksale. Nachdem die beiden Könige, Philipp August von Frankreich und Heinrich II von England bei einer persönlichen Zusammenkunft in Flandern (im Jan. 1188) ihre Fehde beigelegt hatten und den Auszug eifrig vorbereiteten, fieng Heinrich's II ältester Sohn, der Graf Richard von Poitou, mit dem Grafen Raymund V von Toulouse neue Fehde an, so daß dieser Streit erst noch ausgeglichen werden mußte. Unterdeß starb König Heinrich II aus Gram über den Verrath seiner beiden Söhne, Richard und Johann, welche, obgleich unter sich uneinig, dennoch vereint dem Vater nach dem Leben trachteten. Als hierauf **Richard**, der von seiner überkühnen Tapferkeit den Beinamen Löwenherz bekam, den englischen Thron bestiegen hatte, trieb ihn theils Ruhmsucht, theils Schuldbewußtsein zur raschen Ausführung des Kreuzzuggelübdes. Deßhalb suchte er auch die nöthigen Mittel dazu selbst in gewaltsamer Weise aufzubringen, indem er z. B. einen Theil der Krongüter an Kirchen und Klöster veräußerte, der Lehnshoheit über Schottland für 100000 Mark entsagte, den Saladinszehnten auch vom Ärmsten erhob, gezwungene Anlehen machte u. s. f. Allerdings war er durch sein schönes Äußere, durch seine ausnehmende Waffengeschicklichkeit, durch seinen bis zur Tollkühnheit gehenden Muth und seine ausdauernde Kraft die glänzendste Erscheinung seiner Zeit; aber Hochmuth, Geldgeiz und Wollust warfen einen dunkeln Schatten über diesen Glanz.

Nach seiner Vereinigung mit Philipp August zu Vezelay zogen beide Könige bis Lyon miteinander; dann trennten sie sich: Philipp August, um in Genua —, Richard, um in Marseille zur See zu gehen. In Messina vereinigten sie sich wieder; doch trat schon hier jene innere Entzweiung hervor, welche, in der Characterverschiedenheit der beiden Könige — des zwar hochfahrenden, aber offenen Richard und des gehaltenen, aber dabei versteckten Philipp August — und in dem Nationalhaß ihrer Völker wurzelnd, den ganzen Kreuzzug hindurch dauerte und ein hauptsächliches Hemmniß für die Erfolge desselben war.

Im Frühling 1191 fuhr Philipp August mit seinen Franzosen auf genuesischen Schiffen geradezu nach Palästina; darauf folgte Richard mit den Engländern auf 200, meist englischen Schiffen, wurde aber vom Sturm nach der griechischen Insel Candia (Kreta) verschlagen, die

ein Comnene, Namens Isaac, als Usurpator beherrschte. Weil nun derselbe einige schiffbrüchige Engländer hart behandelt hatte und dafür keine Genugthuung geben wollte, so eroberte Richard in 15 Tagen die ganze Insel, und setzte zwei Engländer als Statthalter ein. Alsdann segelte er nach Accon, wo Philipp August bereits gelandet war. Da Guido schon seit zwei Jahren in der Belagerung dieser Stadt begriffen war, ohne etwas auszurichten, so erfüllte die Ankunft der Franzosen und Engländer (an die sich, wie schon erwähnt, der Rest der Deutschen angeschlossen) die Belagerer mit neuem Eifer, während auch die Muselmänner ihre äußerste Kraft anstrengten, weil von der Behauptung oder Eroberung dieses Platzes der Ausgang des ganzen Krieges abzuhängen schien. Doch erst nachdem noch an 100000 Kreuzfahrer durch Schwert und Krankheit ihren Tod gefunden hatten, ergaben sich die Sarazenen auf die Bedingung eines freien Abzugs und gegen das Versprechen eines Lösegeldes von 200000 Goldstücken für die Gefangenen. Darauf theilten sich die beiden Könige in die Stadt und ihre Güter.

Nach einer Verabredung zwischen Richard und Philipp August hatten die Franzosen und Engländer mit der Bestürmung einen Tag um den andern gewechselt, was großen Wetteifer hervorbrachte. Einige Hemmung trat ein, als Richard krank wurde. Ungeduldig über den Aufschub ordnete Philipp August einen allgemeinen Sturm an, der aber, obgleich sich Richard persönlich in einer Sänfte in's Gefecht tragen ließ und einen prahlerischen Sarazenen erlegte, von den Belagerten zurückgeschlagen wurde. Richard's Genesung belebte die Kampflust wieder. Aber Saladin hatte, um die Stadt zu entsetzen, eine drohende Seitenstellung genommen und bedrängte die Christen in täglichen Anfällen. Richard's Einladung zu einer persönlichen Unterhandlung schlug Saladin aus, schickte ihm aber in ritterlicher Höflichkeit köstliche Früchte zu. Als Richard, die Courtoisie erwiedernd, dafür einen Gefangenen unentgeldlich entließ, schickte ihm Saladin reiche Geschenke, wie er denn überhaupt den Christen, besonders Pilgern, die bloß um der Andacht willen, in's heilige Land kamen, viele Beweise von Menschenfreundlichkeit gab. — Endlich da der Stadt alle Verbindung zu Wasser und zu Land abgeschnitten und ein Sturm Saladin's auf das christliche Lager mit Heldenmuth abgeschlagen war, erfolgte die Übergabe Accon's. — Bei der Theilung der Beute giengen die Deutschen leer aus, obgleich Herzog Leopold von Österreich, der sie führte, sich bei der Belagerung sehr thätig erwiesen hatte.

Aber die Theilung der Beute sowohl, als auch die Getheiltheit der Ansicht über die Thronfolge im Reiche Jerusalem, erweckte zwischen beiden Königen den alten Zwist. Da nämlich Königin Sibylla gestorben war, wollte Richard ihrem Gatten, dem schwachen Guido —, Philipp August aber dem Markgrafen Konrad von Montferrat, dem Gatten von Sibylla's Schwester Isabella, (demselben, der schon früherhin in Tyrus der ganzen Macht Saladin's widerstanden hatte) — die Krone zuwenden. Endlich verglich man sich dahin, daß Guido die Krone auf Lebzeiten behalten, der Markgraf aber sie nach dessen Tode bekommen solle.

Hierauf verließ Philipp August, welcher Richard's hochfahrendes Wesen nicht länger aushalten konnte, mit dem größern Theile der Franzosen das heilige Land, nachdem er sich eidlich verpflichtet hatte, Richard's Besitzungen in Europa bis zum Ende des Kreuzzugs unangetastet zu lassen. Nun leitete Richard allein alle Unternehmungen. Da Saladin das große Lösegeld nicht so bald aufbringen mochte, schändete Richard den Christennamen dadurch, daß er 2500 gefangene Muselmänner — auf eine Wiese führen und niedermetzeln ließ! Saladin vergalt nicht Gleiches mit Gleichem, suchte aber das von Accon nach Ascalon ziehende Kreuzheer in einer festen Stellung aufzuhalten. Doch Richard, obgleich gering an Macht, schlug ihn in einem kühnen Angriff zurück, so daß Saladin nun die Hand zum Frieden bot.

Da man aber die Räumung Palästina's und einen jährlichen Zins von ihm forderte, ließ Saladin die Mauern von Ascalon, Cäsarea, Joppe und Ramla brechen und dagegen Jerusalem stärker befestigen, so daß Richard Jerusalem nicht einnehmen konnte und auf Ascalon zurückgieng, dessen Mauern er in Eile wieder aufbauen ließ.

Zu diesem Geschäfte wollte Richard vorzüglich die Deutschen brauchen; aber Herzog Leopold weigerte sich deß mit den Worten: er sei kein Maurer oder Zimmermann. Da wollte Richard Leopold's Panier nicht mehr im Lager dulden, und als Leopold nicht abziehen wollte, ließ Richard die Fahne von dessen Gezelt herabreißen und durch den Koth schleifen. Erzürnt verließ Leopold mit den Deutschen augenblicklich das Morgenland und vergaß diese Schmach nicht. — Auch die noch übrigen Franzosen kehrten zurück. Konrad von Montferrat aber knüpfte mit Saladin selbständige Unterhandlungen an.

Zu diesen Zwistigkeiten kam noch die Nachricht aus England, daß Richard's Bruder Johann in Verbindung mit Philipp August Unruhen erregt habe, die seinem Throne gefährlich werden könnten. Dies bewog den König Richard, die Krone von Jerusalem dem Konrad von Montferrat —, und als dieser unter dem Dolch eines Assasinen (K. 7, 5) fiel, dem Gemahle der Wittwe desselben, dem Grafen Heinrich von Champagne, zuzusprechen —, dem Guido aber Cypern als Entschädigung zu geben und dann in Accon die Heimfahrt zu betreiben. Auf die Kunde jedoch, daß Saladin Joppe eingenommen, machte sich Richard rasch mit einer kleinen Schaar auf und vertrieb ihn wieder aus Joppe, und obgleich Saladin sogleich wieder erschien und das christliche Lager vor Joppe stürmte, so behauptete doch Richard den Platz.

Saladin's Überfall geschah so plötzlich, daß Richard mit den Seinen gar nicht Zeit hatte, sich völlig zu wappnen. Das rechte Knie auf den Boden gestemmt, durch den Schild geschützt und die Lanze schräg in die Erde gesteckt, bildeten 1000 Mann mit nur 17 Rittern eine dichte Schlachtreihe und erwarteten so den Angriff. Sechsmal stürmte Saladin an und wurde jedesmal zurückgewiesen. Dann aber stürmte Richard mit seinen wenigen Reitern vor und durchbrach, alles vor sich niederwerfend, rechts und links die feindlichen Schlachtreihen, sprengte dann — auf die Botschaft, der

Feind sei in Joppe eingedrungen, — mit nur fünf Reitern in die Stadt, rannte etliche Türken nieder und verbreitete solchen Schrecken, daß Alles vor ihm floh, „wie die Thiere des Feldes vor dem hungernden Löwen." Mit der übrigen Besatzung dann wieder in das Feld hinausjagend, setzte er dort den Kampf fort, oft den Augen der Seinen im Kampfgewühl verschwindend oder von einem Flügel zum andern sprengend und „die berühmtesten Helden des Islam zum Zweikampf herausfordernd." Da sich kein Muselmann mehr an ihn wagte, so mußte ihm Saladin das Feld überlassen. — Noch lange nachher schreckten sarazenische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Ruf: „König Richard kommt!" und wenn einem Sarazenen sein Pferd scheute, so fragte er es: „siehst du etwa den Richard?"

Doch die übermäßigen Anstrengungen zogen dem König eine Krankheit zu, und da auch Saladin des Kampfes müde war, so wurde ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen, durch welchen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und das Land von der Küste bis Ramla und Lidda den Christen zufiel mit der Befugniß für alle Pilger, das h. Grab unentgeldlich zu besuchen. Hierauf kehrte Richard nach Europa zurück (Oct. 1192). — Fünf Monate darauf starb Saladin zu Damascus (4. März 1193) und bewies noch im Sterben die Hoheit seines Characters, besonders dadurch, daß er allen Christensclaven die Freiheit schenkte.

Vor seinem Verscheiden befahl er seinem Reichsbannerträger, ein Stück von dem Leintuch, das bald seinen Leichnam decken werde, an eine Lanze geheftet durch Damascus zu tragen und auszurufen: „Seht, der Beherrscher des Morgenlands stirbt und nimmt nichts von all' seiner Pracht mit sich, als dieses Leintuch!" — Seinen Sohn Malek-Afdal ermahnte er zur Verehrung Gottes und zum Gehorsam gegen seine Gebote, warnte ihn vor Blutvergießen, denn vergossenes Blut schlafe nicht, und legte ihm das Wohl seiner Völker an's Herz, worauf er mit den Worten schloß: „Beleidige Niemand, denn Menschen versöhnen sich erst wieder nach genommener Rache: Gott aber verzeiht dem Reuigen, denn er ist barmherzig!" — Man sieht, er hat das wenige Licht, das seiner Religion eingewoben ist, treulich genützt. — Nach seinem Tode fand man in seinem Schatze an baarem Gelde nur 47 Silbermünzen und 1 Goldstück. — Seine drei Söhne aber, unter die er das Reich theilte, geriethen unter einander in Streit, den ihr Oheim, Saladin's Bruder, Malek-Adel, benützte, um sie zu verdrängen.

4. Kapitel. Die Macht der Hohenstaufen auf dem Gipfel.

1. Heinrich VI. Neue Fehde mit Heinrich dem Löwen. Vergleich. Erster italischer Zug. Krönung zu Rom. Unterwerfung Apuliens. Widerstand Neapel's. Seuche. Rückkehr und neue Verwicklung mit dem Welfen. Richard's Gefangenschaft und Auslösung.

Vom Morgenland hinweg den Blick auf Deutschland und Italien gewendet, holen wir nach, was sich dort seit dem Beginn des dritten Kreuzzugs begeben.

In Deutschland hatte König Heinrich VI nach dem Abzuge seines Vaters die Bewachung des Reichs über sich. Er war erst 23 Jahre

alt, dem Leibe nach zart und nicht stark, noch groß, doch durch Jagd und Waffenübung gekräftigt; dem Geiste nach lebhaft und gebildet, klug und beredt, aber von Gemüth reizbar, leidenschaftlich und hochfahrend.

Nicht sobald hatte sein Vater, der alte Barbarossa, mit dem Kreuzheere Deutschland verlassen, als mehrere der an Braunschweig und Lüneburg gränzenden geistlichen und weltlichen Herren in diese Stammgüter Heinrich's des Löwen einfielen, so daß dieser, sich dadurch seines Eides ledig haltend und von seinem Schwager Richard von England (der damals den Kreuzzug noch nicht angetreten hatte), so wie von seinem Schwiegersohne Kanut von Dänemark aufgemuntert, aus England herbeieilte und, von einigen sächsischen Großen unterstützt, in Kurzem einen Theil seiner Feinde besiegte, wobei er seine eigene Stadt Bardewiek wegen ihrer ihm dabei bewiesenen Untreue bis auf den Grund zerstörte (Oct. 1189) und daselbst über den Eingang der Domkirche die Worte setzen ließ: „des Löwen Spur!" Als aber die Holsteiner sich wieder von ihm wendeten und auch König Heinrich gegen ihn auszog und zur Vergeltung für Bardewiek die Stadt Hannover zerstörte, so bequemte sich der Löwe zu einem Vergleich, in welchem er Lübeck zur Hälfte an den Grafen von Holstein abtreten und Braunschweig und Lüneburg zu offenen Orten machen mußte.

Die Vergleichsbedingungen wären ungleich härter ausgefallen, wenn nicht der Tod Wilhelm's II von Sicilien den König Heinrich bewogen hätte, den Zwist mit den Welfen schnell beizulegen, um nun das seiner Gattin Constanzia im Süden von Italien zugefallene Erbe in Besitz zu nehmen. Schon war er im Aufbruch dahin begriffen, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters Barbarossa bestimmte, noch zu bleiben und erst einen Reichstag in Mainz abzuhalten. Diese Zwischenzeit benützten die Sicilianer, welche einer Fremdherrschaft, insbesondere der deutschen, abgeneigt waren, und gaben sich in dem natürlichen Sohne des frühern Königs Roger, dem Grafen Tancred von Lecce, einen König. Die deutsche Partei in Sicilien war zu schwach, dieß zu verhindern, und der Papst beeilte sich, dem neuen Könige die Belehnung zu ertheilen (1190).

Als der deutsche König mit einem wohlgerüsteten Heere und vielen Großen seines Reichs die Alpen überstiegen und die wieder mit einander in Streit liegenden lombardischen Städte einigermaßen beruhigt hatte, eilte er nach Rom, sich daselbst krönen zu lassen. Da Cölestin sich deß weigerte, wußte er dessen Einwilligung durch die Römer zu erzwingen, welche er dadurch für sich gewann, daß er ihnen die Stadt Tusculum, mit der sie seit langer Zeit in Todfeindschaft lebten, durch Herausziehung der kaiserlichen Besatzung preisgab, worauf sie die arme Stadt zerstörten und deren Einwohner auf das unmenschlichste tödteten. Die dem Blutbad Entronnenen bauten sich nachher auf den Trümmern

ihrer Vaterstadt in Hütten von Zweigen (frasche) wieder an, woraus in der Folge die heutige Stadt Frascati entstand.

Mit dieser unwürdigen Handlung begann Heinrich VI seine italienische Laufbahn, auf der er, wie überhaupt seine ganze Regierungszeit hindurch, zwar die entschiedene Willens- und Thatkraft seines Vaters, aber nicht dessen Großmuth und Edelsinn zeigte, da er vielmehr ein zu schrankenloser Herrschsucht geneigtes Gemüth hatte, welchem Intrigue, Habsucht Härte und Grausamkeit als Mittel zur Erreichung seines Zweckes nicht verwerflich dünkten, wiewohl er dazwischen zarte Lieder dichtete und bei aller Freigeisterei auf's pünctlichste die äußern Religionsgebräuche beobachtete.

Nach seiner Krönung brach er auf und rückte über die Gränze Apuliens. Alle Städte unterwarfen sich, nur Neapel widerstand hartnäckig. Da, im dritten Monate der Belagerung, brach von der ungewöhnlichen Sommerhitze eine Seuche im kaiserlichen Lager aus, die nach schweren Verlusten den Kaiser nöthigte, Italien zu verlassen und für die Treue der unterworfenen Städte Geiseln mitzunehmen. Er mußte sogar seine Gemahlin Constanzia, die er dem Schutze der Stadt Salerno anvertraut hatte, in den Händen Tancred's zurücklassen, an welchen die Salernitaner sie verrätherisch ausgeliefert hatten: denn sie demselben zu entreißen, dazu fehlten ihm alle Mittel. Nach seinem Abzug eroberte Tancred ohne Mühe die meisten Städte wieder und machte sich zum Herrn von fast ganz Apulien.

Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte der Kaiser auf's Neue mit Heinrich dem Löwen zu kämpfen und der Bruch erschien um so weniger heilbar, da dessen Sohn, der Herzog Heinrich von Braunschweig den Kaiser bei Neapel heimlich verlassen hatte. Da jedoch den alten Löwen das Glück verließ und der Kaiser zu neuen Rüstungen gegen Roger freie Hand zu bekommen wünschte, so kam ein abermaliger Sühnevergleich zu Stande, den die Liebe des jungen Herzogs zu des Kaisers schöner und tugendreicher Muhme Agnes (der Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, Stiefbruders von Friedrich Barbarossa) erleichterte (1194). In demselben wurde dem alten Herzog der Besitz des braunschweigisch-lüneburgischen Erbes, dem Sohne desselben die Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft gegen das Versprechen treuerer Theilnahme am bevorstehenden italienischen Zuge zugesichert.

Agnes und Heinrich waren schon frühe von ihren Ältern einander zugedacht, aber der durch den erwähnten Abfall entstandene Bruch mit dem Kaiser schien den Plan der Ältern zu zerstören; ja die junge Braut sollte sogar ein Opfer der Politik werden, indem der König von Frankreich, Philipp August, um ihre Hand warb, um sich durch diese verwandtschaftliche Verbindung mit dem Kaiser eine Stütze gegen den König von England zu verschaffen. Dieß zu verhindern, eilte die Pfalzgräfin, von der großen Liebe der Verlobten zu einander vergewissert, die heimliche Trauung derselben in Abwesenheit und ohne Vorwissen des Pfalzgrafen vornehmen zu lassen. (Sie gieng auf der Burg Stahleck am Rhein vor). Als der Pfalzgraf bei seiner

Rückkehr das Vorgefallene erfuhr, fürchtete er nur den Zorn seines Neffen, des Kaisers, und allerdings war derselbe bei dieser Nachricht äußerst aufgebracht. Da ihm jedoch zur Ausführung seiner italienischen Entwürfe an schneller Beilegung des Streits gelegen war, so verzieh er, und der junge Herzog gab sich alle Mühe, seinen Vater zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu bewegen. Die Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem alten Löwen fand zu Dullethe oder Tilleda bei Kyffhausen Statt.

Zur Vermehrung der Mittel, welche die Ausrüstung des neuen italienischen Zuges erforderte, benützte der Kaiser in ungroßmüthiger Weise auch den Unfall, der dem aus dem Morgenlande zurückkehrenden König Richard Löwenherz begegnete, indem er sich letzteren von dem Herzog Leopold von Österreich, in dessen Gefangenschaft derselbe gerathen war, ausliefern ließ, um ihn nur gegen ein ungeheures Lösegeld wieder frei zu lassen.

Richard war nämlich im Spätherbst 1192 auf seiner Heimkehr sechs Wochen lang zur See von Stürmen umhergeworfen worden und zuletzt in das adriatische Meer gerathen, wo er nach mancherlei lebensgefährlichen Abenteuern Schiffbruch in der Gegend von Pola litt und kaum sein Leben davon brachte. Denn nicht nur lauerten dort die Italiener auf ihn, weil sie ihm den Tod Konrad's von Montferrat (K. 3, 9) Schuld gaben, sondern auch alle deutschen Behörden jener Gegenden hatten den Befehl, ihn an den schwer von ihm beleidigten Herzog Leopold von Österreich auszuliefern. Wirklich wurden an verschiedenen Orten, besonders in Kärnthen, seine Begleiter theils ergriffen, theils zersprengt, so daß sich Richard nur in Pilgerverkleidung rettete. Nach langem Umherirren in Wäldern und Gebirgen, kam er zuletzt im Geleite eines einzigen Edelknaben, der deutsch sprach, nach Erperg oder Erdberg vor Wien. Schon einmal auf dem Puncte, durch das prahlende Benehmen seines Dieners, welcher Lebensmittel in der Stadt einkaufte, verrathen zu werden, brachte er nachher sich selbst durch seinen kostbaren Fingerring in Verdacht und wurde von einem Österreicher erkannt, der bei Accon mitgefochten hatte. Sogleich wurde seine Wohnung umstellt und Richard von Leopold selbst gefangen genommen und in geheime Haft nach dem Donauschloß Dürrenstein bei Krems gebracht.

Sobald Kaiser Heinrich Nachricht davon bekam, befahl er, den gefangenen König an ihn auszuliefern, und ließ ihn nach Trifels (bei Annweiler in der bayerischen Pfalz) bringen, wo er zwar mit Ehren behandelt, aber streng bewacht wurde. Diesen Aufenthalt entdeckte einer seiner versprengten Diener, der Sänger Blondel, und zwar daran, daß ein von ihm angefangenes Lied von dem gefangenen König hinausgesungen wurde. Hierauf eilte derselbe nach England, um für seine Befreiung zu wirken. Richard's eigene Mutter, die 70jährige Lienor (Eleonore), durchzog klagend Europa, und auch der Papst, eifersüchtig auf seinen Vorrang, drang in den Kaiser, ihn loszulassen.

Nachdem er ihn lange festgehalten hatte, um ein größeres Lösegeld zu erpressen, stellte er ihn endlich als einen Verbrecher an der deutschen Reichsehre im Juli 1193 vor ein Fürstengericht zu Hagenau (nach Andern zu Worms). Obgleich nun Richard's Persönlichkeit und beredte Vertheidigung gegen die ihm gemachten Beschuldigungen einen so günstigen Eindruck auf den Kaiser machte, daß ihn derselbe umarmte und seitdem große Achtung bewies, so mußte sich doch Richard zu dem ungeheuern Lösegeld von 150,000 Mark „als Schadensersatz für die in Accon den Deutschen vorenthaltene Beute" verstehen:

davon erhielt Leopold 20,000 Mark, und einige andere Fürsten eine geringere Summe, das Übrige verwandte der Kaiser zum italienischen Feldzug. Richard ließ es sich sogar gefallen, in Gegenwart vieler englischen Herren sein England vom deutschen Kaiser als Lehen zu empfangen. König Philipp August und Richard's Bruder Johann boten dem Kaiser große Geldsummen an, wenn er ihnen den König ausliefern oder noch ein Jahr länger in Haft halten wollte. Nach einigem Schwanken blieb aber doch der Kaiser auf seinem gegebenen Wort und gab, als das Lösegeld aus England ankam, den König frei, worauf derselbe nach England eilte und sich dort erst wieder als König ansah, nachdem er sich zum zweitenmal hatte krönen lassen. (Von seinem Endgeschick s. K. 9, 2.)

Obwohl der übermüthige und anmaßliche Richard eine Züchtigung verdient hatte, so war es doch von einem Kaiser unedel, sie in dieser Weise zu vollziehen. Leopold's unedle Rache aber war der Gegenstand allgemeinen Tadels und der Papst belegte ihn dafür mit dem Banne. Kurz darauf starb Leopold an einem Sturz vom Pferde, nachdem er sich noch auf dem Sterbebette mit der Kirche versöhnt hatte.

2. Fortsetzung. Heinrich's VI zweiter ital. Zug. Einzug in Palermo. Heinrich's Despotismus. Seine Vergrößerungsplane. Tod in Messina. Das Ende Heinrich's des Löwen.

Hierauf unternahm der Kaiser seinen zweiten Zug nach Italien mit günstigeren Aussichten. Denn nicht nur hatte Tancred auf den Rath des Papstes, welcher neuen Verwicklungen in Italien vorbeugen wollte, dem Kaiser die gefangene Gemahlin verabfolgen lassen, sondern es war auch Tancred selbst im Febr. 1194 gestorben, nachdem er kaum noch Zeit gehabt hatte, die Krönung seines noch unmündigen Sohnes Wilhelm anzuordnen. Da der Kaiser den Beistand der Genueser und Pisaner zur See durch große Versprechungen (die er hinterher nicht zu halten gedachte) gewann, die Lombarden wenigstens ruhig waren und der Papst Cölestin III gleichfalls es gerathener fand, kein Hinderniß in den Weg zu legen: so nahm der Kaiser schnell nicht nur Unteritalien (Apulien und Calabrien) ein, wo allein die Stadt Salerno ihre Treulosigkeit schwer büßen mußte, sondern es fügte sich auch Sicilien seinem Willen, nachdem er den sicilischen Adel bei Catanea geschlagen und Palermo dem Sieger die Thore geöffnet hatte.

Kaum aber hatte er sich von den sicilischen Großen die Krone, die ihm der junge Wilhelm zu Füßen gelegt hatte, auf sein Haupt setzen lassen, als er mit der Behauptung einer von einem Mönch entdeckten und gegen sein Leben gerichteten Verschwörung auftrat, an der auch die Glieder der königlichen Familie Theil haben sollten. Daher ließ er den Exkönig Wilhelm, dem er kurz vorher die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent zugesprochen hatte, blenden und in lebenslängliche Haft nach Hohen-

embs im Vorarlbergischen, die Mutter und Schwester desselben aber in das elsässische Kloster Hohenburg bringen und so den normannischen Königsstamm gewissermaßen ausrotten. Dadurch, und durch die Grausamkeit, womit er gegen andere sicilische Große verfuhr, sowie durch die Erpressungen, deren Ertrag er sammt den königlichen Schätzen und vielen Geiseln nach Deutschland sandte, entfremdete er sich die Herzen der Sicilianer, und mit ihrem Fluch und der Kirche Bann beladen kehrte er nach Deutschland zurück. Diesen Bann zog er sich übrigens dadurch zu, daß er seinem Bruder Philipp die mathildischen Güter übertrug.

Die Grausamkeiten, die der Kaiser gegen die edeln Häupter der Nationalpartei in Sicilien (Erzbischöffe, Bischöffe, Grafen und Edle) verübte, bestanden darin, daß er einige henken, andere blenden, andere lebendig schinden oder in die Erde vergraben, oder verbrennen, einem sogar, weil er nach der Krone gestrebt, eine Krone auf's Haupt nageln, und den todten Königen Roger und Tancred in ihren Särgen die Krone von den Häuptern reißen ließ. Am Tage dieser Gräuel, dem zweiten Weihnachtstage 1194, gebar ihm seine Gemahlin Constanzia einen Sohn Friedrich Roger (den nachmaligen Kaiser Friedrich II), an dessen Söhnen und Enkeln in der Folge die ewige Vergeltung jene Frevelthaten heimsuchen zu wollen schien. (Bei dem Bericht obiger Grausamkeiten ist jedoch zu bemerken, daß die italienischen Zeitbücher sie aus Nationalhaß mit stärkeren Farben darstellen, als die deutschen Geschichtsquellen.)

Im Gefühl seiner also verstärkten Macht trat er nun in Deutschland vor die weltlichen und geistlichen Fürsten mit dem Antrag auf Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause, wogegen er Neapel und Sicilien für immer dem deutschen Reiche einverleiben und den Fürsten verschiedene Vortheile gewähren wollte. Allein dieses Streben, das allerdings die Kraft und Einheit des deutschen Reichs gesichert haben würde, wurde von der Mehrheit der Fürsten, von den geistlichen besonders auf Betrieb des Erzbischoffs von Mainz, unter den weltlichen besonders von den sächsischen, welche dadurch ihren Sonder-Vortheil gefährdet sahen, unter beihülflicher Gegenwirkung des Papstes, dem die Macht der antihierarchisch-gesinnten Hohenstaufen ohnedieß schon zu gefährlich erschien, entschieden zurückgewiesen, ungeachtet Heinrich schon 52 Fürsten für sich hatte gewonnen gehabt. Doch brachte er es dahin, für seinen dreijährigen Sohn Friedrich die Thronfolge zu erlangen und für seinen jüngsten Bruder Philipp die Verwaltung des Herzogthums Schwaben zu erwerben. Darauf eilte er wieder nach Sicilien und faßte dort, rastlos an der Vergrößerung seiner Macht arbeitend, den Plan, das byzantinische Reich zu erobern, dessen Besitz ihm für die Wiedereroberung und Behauptung des heiligen Landes nothwendig erschien: ein großer Kreuzzug, den Papst Cölestin III betrieb, sollte dazu die Gelegenheit bieten und bereits machte er die Rüstungen dazu. Alle diese weitaussehenden Entwürfe machte indeß ein Trunk kalten Wassers zu nichte, der ihm nach einer Erhitzung auf der Jagd im 32. Jahre seines Lebens d. 28. Sept. 1197 zu Messina den Tod brachte. — Vor seinem Hinscheiden bereute er seine Sünden und wurde nach der päpstlichen

Lösung des Bannes in Palermo beigesetzt. („Nach fast 600 Jahren öffnete man sein Grab und das Gesicht des wohlerhaltenen Leichnams sah noch immer finster und trotzig aus.")

Etwa zwei Jahre zuvor d. 6. Aug. 1195 war zu Braunschweig auch Heinrich der Löwe in einem Alter von 66 Jahren gestorben. Während er nach jener Versöhnung mit dem Kaiser die Verwaltung seines wieder aufblühenden Landes ordnete, zog er sich aus den vielen äußern Unruhen, durch die sein Leben bewegt war, in die Stille zurück und beschäftigte sich fleißig mit der Lectüre alter Zeitbücher, die von Deutschlands Vergangenheit handelten, ließ sich daraus ganze Nächte hindurch vorlesen, und befahl sie abzuschreiben und zu ordnen. Auch das Christenthum trat ihm tröstend näher, besonders in seiner letzten Krankheit. Er schmückte viele Gotteshäuser, theilte viele Almosen aus und verrichtete andere fromme Werke. Als bei einem Gewitter ein Blitzstrahl das Dach des nahen Doms anzündete, und die Flamme schon das Gebäude ergriff, in dem er lag, blieb er allein gefaßt, bis seine Umgebung und der eintreteude Regen das Feuer löschte. Auch hörte man bei seinen zunehmenden Schmerzen keine Klage von ihm, dem „einst so Ungeduldigen", und mit den Worten: „HErr, sei mir Sünder gnädig!" schied seine Seele von hinnen. Er wurde in dem von ihm gegründeten Blasiusstift zu Braunschweig neben seiner ihm vorausgegangenen Gemahlin Mathilde beigesetzt. Seine Feinde freuten sich anfangs über seinen Tod, wünschten aber in der Folge den Starken wieder zurück.

Von seinen drei Söhnen sollte Heinrich (der Gemahl der pfälzischen Agnes s. K. 1, 1.) Braunschweig, Wilhelm Lauenburg und Lüneburg, Otto Haldensleben mit Zubehör erhalten. — Ein Vierteljahr darauf starb Pfalzgraf Konrad, und obgenannter Heinrich erhielt vom Kaiser die ihm für diesen Fall zugesagte rheinische Pfalz.

5. Kapitel. Das Papstthum auf dem Gipfel seiner Macht.

1. Innocenz der Dritte. Befestigung des weltlichen Staats der Päpste durch Recuperationen. Innocenz Oberlehnsherr und Vormund Friedrich's von Hohenstaufen. Haß der Parteien auf Sicilien. Beugung der europäischen Fürsten und Völker unter den Papst: die Zeit für ihn. — Doppelte Kaiserwahl: Philipp von Schwaben und Otto IV. Erneuerter Kampf der Welfen und Ghibellinen. Innocenz für Otto. Philipp's Obermacht in Deutschland. Seine Ermordung.

In Deutschland, wie in Italien weckte der unerwartete Tod des Kaisers alle Parteileidenschaften zu neuer Stärke, und da schon wenige Monate darnach der heilige Stuhl in dem Nachfolger Cölestin's III einen der größten Pontifen erhielt, der je die Tiare getragen, so konnte die wieder empor sich ringende Kaisermacht von keinem größeren Schlage getroffen werden. Es war dies Innocenz III, aus dem Hause der Grafen von Signia (Segni), welcher, gebildet zu Rom, Paris und Bononia, mit

großer Gelehrsamkeit und Sittenstrenge einen scharfblickenden Geist, ruhige Besonnenheit, umsichtige Geschäftsgewandtheit und eine Willenskraft und Charakterstärke verband, wie sie nur Gregor VII besaß, dessen Werk, die Unabhängigkeit und Allgewalt der Kirche, Innocenz der Vollendung entgegenzuführen bestimmt war.

Da ihm das Christenthum mit der ihm von seinem Stifter verheißenen Herrschaft über die Welt zusammenfiel mit der Kirche, wie sie sich unter der Leitung der Päpste gestaltet hatte, so war sein Streben, ihr die Hoheit über alle irdischen Reiche zu verschaffen, ein zwar allerdings irrthümliches und vollends durch die Anwendung so mancher, seiner Natur und innerlichen Bestimmung widerstrebenden Mittel verwerfliches, dennoch aber in seiner äußerlichen Erscheinung großartiges Streben, welches einem Geiste von so großen Gaben um so leichter bis auf einen gewissen Grad gelingen konnte, je mehr seine Zeit, von dem rohen, gewaltthätigen Drucke weltlicher Herrschaft leidend, in der Kirche und ihrem Oberhaupte die natürliche sittliche Stütze des Lebens, den Schirm und Schutz gegen offen schreiendes Unrecht erkannte und darum seinem Ausspruche sich gerne fügte.

Obgleich bei seiner Erwählung zum Kirchenoberhaupt erst 37 Jahre alt, so daß der Minnesänger Walter von der Vogelweide sagte: „O weh, der Papst ist zu jung, hilf, Herre, Deiner Christenheit!", verkündete doch schon sein Gesichtsausdruck und seine ganze äußere Haltung den höchsten geistlichen Würdeträger, und jede Widersetzlichkeit brach sich eben so wohl an seiner Festigkeit und Strenge, als an seiner Milde und Klugheit. In seiner Verwaltung hielt er zwischen Geiz und Verschwendung die Mitte; besonders freigebig war er gegen Arme, und was ihm noch übrig blieb, verwandte er auf die von ihm geschätzte Baukunst. Bei einem ungemein starken Gedächtniß sprach er eben so gewandt, als er schrieb, und schon diejenigen seiner Schriften, die er vor seiner Erwählung geschrieben, beweisen, außer einem innern, lebendigen Antheil an den Wahrheiten des Heils, seine hohe Vorstellung von der Bedeutung des „Statthalteramtes Gottes auf Erden."

Ihm nach sollte der Papst nicht nur über alles Geistliche, sondern auch „über alles Irdische gesetzt" sein, um „den Hülfsbedürftigen ein sicherer Anker, den Bösen ein Schrecken, der irdischen Herrschaft ein Reiniger, und der irdischen Knechtschaft ein Tröster" zu sein. Dieser Alles umfassende Beruf könne den niedern Wirkungskreisen weltlicher Könige nicht gleichgesetzt werden; diese sollten vielmehr „Gott danken, daß er in seiner Barmherzigkeit eine Macht höhern Ursprungs auf Erden gegründet habe, zu welcher sie wie zu einem Erhabenen, Tadellosen und Dauernden ehrfurchtsvoll hinaufsehen könnten", und daß ihnen darin „ein untrüglicher Leitstern hingestellt sei, um sie aus ihren Irrsalen zu retten." — Kein Wunder, wenn bei dieser Stellung, die er dem Papste anwies, jeder Mißgriff und Irrthum desto mehr den Augen der Welt auffallen mußte, und Ideal und Wirklichkeit oft doppelt grell abstach. Sieht man übrigens ab, was einerseits der menschlichen Schwäche auch bei

dem Stärksten angehört, anderseits als Folgerung aus einseitigen Vordersätzen erscheint, so bleibt Innocenz dennoch eine der bedeutendsten Erscheinungen des Mittelalters.

Von dem Gedanken erfüllt, daß die dem Papste vertraute Obhut über die Kirche, als Trägerin des Christenthums, sich auf alle weltlichen Reiche erstrecke, forderte er von allen Königen die Anerkennung seiner höhern Autorität in der Art, daß sie ihre Reiche dem Pabste als dem Oberlehnsherrn auftragen und zum Zeichen ihrer Lehnsmannschaft einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten sollten. Um dieses Ziel desto besser zu erreichen, begann er zunächst damit, daß er seiner eigenen weltlichen Herrschaft eine festere Grundlage gab, indem er den durch den Tod des Kaisers wieder aufflammenden Haß der Italiener benützte und den kaiserlichen Stadtpräfecten von Rom den Lehenseid schwören ließ, dann die kaiserlichen Statthalter der Stadt Ancona und des Herzogthums Spoleto diese Gebiete zu räumen zwang und die darin liegenden Städte durch kluge persönliche Einwirkung für sich gewann. Von den Versuchen, auch das Exarchat und die mathildischen Güter zu „recuperiren", mußte er vorerst noch abstehen. Dagegen brachte er die Städte Tusciens zu einem Bunde, in welchem sie sich verpflichteten, den römischen Stuhl zu schützen und nur den als Kaiser anzuerkennen, den der Papst bestätigen würde.

Hierauf benützte er die Lage Unteritaliens und Siciliens, um dort für den römischen Stuhl die alte normannische Stütze wieder aufzurichten. Denn die Kaiserin Constanzia, die, um ihrem Sohne Friedrich die sicilische Krone zu sichern, sich gegen die Deutschen daselbst erklärt und darum in viele Kämpfe verwickelt hatte, sah sich genöthigt, den Papst um Bestätigung der Anrechte ihres Sohnes unter den bis dahin gewöhnlichen Lehnsbedingungen zu bitten. Erst aber, als die Kaiserin für ihren Sohn auf alle in den frühern Lehnsbriefen ertheilten Vorrechte in Betreff der Bischoffswahlen, Kirchenversammlungen ꝛc. verzichtet hatte, gewährte er die Belehnung. Noch ehe aber der Lehnsbrief, anlangte, starb Constanzia mit Hinterlassung eines Testamentes, worin sie den Papst zu Friedrich's Vormund ernannte.

In den blutigen Wirren, zu denen nun der Zusammenstoß der eingebornen und der deutschen Partei im sicilischen Reiche führte, schützte Innocenz mit Kraft die Rechte seines Mündels. Suchte er auch dabei die Rechte des Vormunds und päpstlichen Lehnsherrn in vollem Maaße auszuüben, so hatte er doch zugleich die Erhaltung der königlichen Rechte und der sittlichen Ordnung im Auge, während die deutschen Heerführer und apulisch-sicilischen Großen nur ihren Privatvortheil verfolgten und „herrenlose Unordnung irrig für ihren größten Gewinn hielten", unbekümmert darum, daß von jenen schönen Ländern die Segnungen des Friedens und der Ruhe wichen.

Bei dem steigenden Haß der Parteien in Sicilien griff das roheste Faustrecht um sich: Mord, Brand und Raub wüthete aller Orten, und kein Alter und Geschlecht wurde geschont, kein Eid und Vertrag gehalten. Hängen, Spießen, Blenden, Viertheilen, Lebendigbegraben waren die gewöhnlichen Mittel, sich am Gegner zu rächen; selbst die Todten in den Gräbern und Grüften waren nicht sicher, und halbverweste Leichname warf die Rache den Raubvögeln vor. Die Verwirrung zu vermehren, stürzten sarazenische Freibeuterschaaren aus ihren Gebirgsschlupfwinkeln hervor und rächten sich für frühere Niederlagen. Feldbau und Gewerbe lagen darnieder und nur starkverschanzte Plätze gewährten einige Sicherheit. Innocenz trat, so viel es sich bei der Unmündigkeit des Königs thun ließ, diesen Übeln entgegen, konnte aber die volle Herrschaft des Gesetzes erst dann zurückführen, als ihm Friedrich's reifendes Alter es möglich machte, ihn mündig zu erklären (K. 6, 2).

Auch im übrigen Europa wußte sich Innocenz im Sinne seiner Aufgabe stets entscheidende Geltung zu verschaffen. König Sancho I von Portugal und Johann von England mußten ihm den verweigerten Zins zahlen; den König Philipp August von Frankreich, der seine Gemahlin Ingeburg, eine Tochter des Dänenkönigs, verstoßen und eine andere Ehe eingegangen hatte, zwang er zur Auflösung der letztern und zur Wiederaufnahme seiner ersten Gemahlin. König Alfons II von Leon mußte seine Ehe wegen zu naher Verwandtschaft lösen; der König Peter II von Aragonien und der König von Bulgarien empfiengen von ihm die Kronen; in Ungarn entschied er zwischen zweien um die Krone streitenden Brüdern, in Norwegen zwischen zwei andern Kronbewerbern. Allenthalben entzog er den Königen den Einfluß auf die Bischoffswahlen, wie auch das bis dahin von ihnen geübte Recht auf bischöffliche Hinterlassenschaften, und es war kein christliches Land, wo nicht Fürsten und Völker sich seinem Ausspruche gebeugt hätten. Es war der Geist der Zeit für ihn und darum konnten alle seine Gegner nichts gegen ihn ausrichten.

Auch in Deutschland trat er bei der seit Heinrich's VI Tod eingetretenen Königswahl als Schiedsrichter auf. Dort hatten nämlich in Abwesenheit des Erzbischoffs von Mainz, der im Morgenlande war, die den Hohenstaufen abgeneigten Erzbischöffe von Köln und von Trier das Wahlgeschäft übernommen. Daher kamen die hohenstaufischgesinnten Großen (darunter die Herzöge von Bayern und von Sachsen) zu Mühlhausen zusammen und wählten, um den Gefahren einer vormundschaftlichen Regierung auszuweichen, nicht den Knaben Friedrich, sondern dessen Oheim, den Reichsverweser **Philipp** von Schwaben (d. 6. März 1198) zum König. Als hierauf die Gegner die Krone dem Herzog Berthold von Zähringen antrugen, dieser aber seine Ansprüche für 11000 Mark an Philipp abtrat, so wählten sie den jüngsten Sohn Heinrich's des Löwen, den stolzen und beschränkten, aber körperlich großen und tapfern Otto IV, und entzündeten dadurch den alten Kampf der Welfen und Ghibellinen auf's Neue.

Beide Gegner trachteten nun nach Verstärkung ihres Anhangs. Auf Seite Otto's, der sich zu Aachen krönen ließ, waren sein Vetter König Richard I von England, sein Schwager Kanut VI von Dänemark, sein Schwiegervater der Herzog von Brabant, ferner der Erzbischoff von Köln und andere niederländische Fürsten. Zu Philipp, der zu Mainz gekrönt wurde, stunden der König von Frankreich, die Erzbischöffe von Bremen, Magdeburg und Trier, nebst 22 Bischöffen, die Herzöge von Sachsen, Bayern, Österreich, Böhmen, Zähringen, Kärnthen, Meran und Lothringen, die Markgrafen von Meißen, Brandenburg, Mähren, die Pfalzgrafen von Burgund, Thüringen, Wittelsbach und viele Grafen und Herren.

Da aber ohne Zustimmung des Papstes auf keinen sichern Erfolg zu rechnen war, so suchte jeder der Streitenden diesen für sich zu gewinnen und dadurch stieg dessen Ansehen nur noch höher. Anfangs hielt er seine Entscheidung noch zurück und ermahnte bloß zu gütlicher Beilegung des Zwistes, widrigenfalls er die Krone demjenigen zusprechen werde, der ihm der würdigste dünke. Da jedoch auch bei wiederholter Mahnung zur Sühne die Leidenschaft der Parteien keine Verständigung zuließ, so erklärte sich Innocenz gegen Philipp, der, obwohl von sanftem und mildem Wesen, ihm doch als Hohenstaufe für die Kirche gefährlicher erschien. Nachdem Otto in dem schmählich demüthigenden Vertrage zu Nuys geschworen hatte, die Rechte der römischen Kirche zu schirmen, ihr die bis dahin wieder gewonnenen Besitzungen zu belassen und die von ihr beanspruchten (namentlich Ravenna, die Pentapolis und die mathildischen Güter) abzutreten, desgleichen zur Erhaltung und Vertheidigung des sicilischen Reichs mitzuwirken und sich in allen andern Beziehungen stets nach des Papstes Rath und Weisung zu richten: so erfolgte den 29. Juni 1201 der päpstliche Befehl, daß „alle Stände bei Strafe des Bannes den Welfen Otto als König anerkennen sollten."

Zwar fielen diesem nun die meisten Bischöffe und Städte zu; die weltlichen Großen aber — mit Ausnahme des Landgrafen von Thüringen und Ottokar's I von Böhmen, dessen Herzogthum Philipp vergebens zu einem Königreich erhoben hatte — blieben dem Hohenstaufen getreu, der übrigens weder Güter, noch Schätze sparte, sich neue Anhänger zu gewinnen. Da jedoch Otto im ganzen Norden Deutschlands, vorzüglich aber durch das siegreiche Auftreten der Dänen, eine gesicherte Stellung hatte, so neigte sich in dem Bürgerkriege, welcher schon 1198 ausgebrochen war und am Niederrhein, in Thüringen, Franken und im Norden der Elbe wüthete, bis zum Jahre 1204 die Wage des Streits offenbar zu Otto's Gunsten.

Schon im ersten Jahre zeigten sich die bösen Folgen dieses Bürgerkriegs. Mehrere Städte am Rhein (darunter Bonn) wurden niedergebrannt und kein Stand und Geschlecht geschont. So bestrichen übermüthige Böhmen eine Nonne am ganzen Leibe mit

Honig, wälzten sie in Federn und führten sie auf einem Pferde höhnend umher! Dafür ließ Philipp die Übelthäter zur Strafe in kochendem Wasser ersäufen! — Bei dem Einbruch der Böhmen in Thüringen konnte Philipp sich aus Erfurt nur durch die Flucht retten, und neun Wochen lang verwüsteten sie die östlichen Marken so arg, daß 16 Klöster und 350 Dörfer ausgeraubt und zerstört wurden. — Auch eine Fehde unter Philipp's eignen Anhängern, dem Herzog Ludwig I von Bayern mit den Bischöffen von Regensburg und Salzburg, war eine Zeit lang ein großes Hemmniß für Philipp's Sache, so daß er dem Papste die höchsten Anerbietungen machte und selbst eine seiner Töchter dem Neffen desselben vermählen und mit den mathildischen Gütern ausstatten wollte. Doch Innocenz blieb sich gleich.

Plötzlich wendete sich das Glück von Otto ab. Ein Sieg Philipp's über die Thüringer und Böhmen hatte des Landgrafen Wiedereintritt in die Reihen der hohenstaufischen Anhänger zur Folge; Otto's eigener Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, dessen Land Philipp besetzt hielt, trat, bewogen durch die Drohung, es ihm ganz zu nehmen, auf Philipp's Seite; selbst der Herzog von Brabant und der Erzbischoff von Köln, durch einen Heereszug Philipp's bedroht, bequemten sich zur Aussöhnung mit ihm, so daß nun Philipp, um den Schein, als beeinträchtigte er die Wahlfreiheit, von sich abzuthun, seine bisherige Krone zu Aachen niederlegte und sich neuerwählt vom Erzbischoff von Köln abermals krönen ließ. — Im folgenden Jahre erklärte sich auch der König von Böhmen wieder für ihn, und Otto verließ nach einer verlornen Schlacht bei Wassenberg den Continent, um in England bei König Johann neue Hülfe zu suchen.

Schon zeigte sich auch der Papst geneigter und forderte wieder zu friedlicher Ausgleichung auf; aber obgleich Philipp seinem Gegner eine seiner Töchter zur Gemahlin und das Herzogthum Schwaben zur Entschädigung bot, so wollte doch Otto, im Vertrauen auf englischen und dänischen Beistand, der Krone nicht entsagen. Da jedoch Philipp die Oberhand hatte und seine friedliebende Gesinnung, die er durch Gewährung eines einjährigen Waffenstillstandes bezeigte, dem Papste nun eine bessere Gewähr für die Kirche zu bieten schien, so hob Innocenz den Bann auf und war schon daran, den Schritt der Anerkennung zu thun, als kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes 1208 die Ermordung Philipp's in Bamberg durch die Hand des jähzornigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, welchen Privatrache zu dieser Unthat trieb, dem Stande der Dinge in Deutschland eine andere Wendung gab, ohne jedoch den Parteikampf zu beenden.

Pfalzgraf Otto, ein Neffe des Stifters des wittelsbacher Fürstenstammes, hatte, wie erzählt wird, früherhin von Philipp für die ihm geleisteten Dienste das Versprechen erhalten, ihm seine Tochter Kunigunde zur Ehe zu geben. Weil aber der Pfalzgraf als ein wilder, roher Mann bekannt war und einen heimtückischen Mord an einem Edelmanne begangen hatte, so nahm Philipp sein Wort unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft zurück und verlobte seine Tochter dem Böhmenkönig. Hierauf bat ihn der Pfalzgraf, ihm bei dem Herzog Heinrich I von Schlesien, dessen Tochter er jetzt zur Ehe wünschte, sein Fürwort zu geben. Da der Brief aber, welchen Philipp ihm

mitgab und den der Pfalzgraf aus Neugierde öffnete, statt einer Empfehlung eine Abmahnung enthalten haben soll, so stiegen in des Pfalzgrafen ohnedieß zürnendem Herzen Gedanken des Mordes auf. — Am 21. Juni 1208 hatte Philipp, — im Begriff, gegen den Welfen Otto wieder auszuziehen, — in Bamberg die Tochter seines verstorbenen Bruders Otto von Burgund bei ihrer Vermählung mit dem Herzog von Meran zum Altar geführt und sich zur Erholung auf die Altenburg (das Stammschloß der Babenberger, unweit der Stadt) begeben und genoß eben mit dem Bischoff von Speyer und dem Truchseß von Waldburg vom Fenster aus die wunderschöne Aussicht in die Umgegend, als der Pfalzgraf mit verstörtem Blick und mit wie zum Scherz (quasi ludens) geschwungenem Schwert in das Gemach stürmte. „Hier ist nicht der Ort zu fechten!" rief ihm Philipp entgegen; — „Aber der Ort, den Verrath zu bestrafen!" schrie der Pfalzgraf und hieb den König in den Hals. Als der Truchseß zu Hülfe sprang, verwundete er auch diesen und eilte davon. Philipp trat noch einige Schritte vor und sank dann in seinem Blute entseelt zu Boden. — Vor Schrecken floh seine sanfte Gemahlin Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isaac II, nach dem Hohenstaufen, kam dort vorzeitig nieder und starb mit dem Kinde vor Gram und Schmerz. Der verlassenen Töchter Philipp's nahm sich der Bischoff von Speyer an.

2. Die Neuwahl Otto's IV in Deutschland. Otto's römische Krönungsfahrt und Eroberung Unteritaliens. Otto's Wortbruch und Bannung. Friedrich II durch Innocenz Gegenkönig. Otto's Niederlage im Krieg für England gegen Frankreich. Otto's Tod. Friedrich's Walten in Deutschland.

Ohne Säumen benützte König Otto — den übrigens Niemand der Mitschuld bezichtigte — die Entmuthigung der hohenstaufischen Partei und brachte, da der Papst eine neue zweispältige Königswahl untersagte, den größten Theil derselben auf seine Seite. Darauf ließ er sich auf dem Reichstage zu Frankfurt auf's neue zum König wählen, und sprach über den Königsmörder die Acht und Aberacht aus, welche nachher von Philipp's treuem Reichsmarschall von Kallenthin, und dem Sohne jenes von dem Pfalzgrafen ermordeten Edelmanns vollstreckt wurde, indem sie den Umherirrenden in einem Gehöfte (zu Oberndorf bei Regensburg) ergriffen, tödteten und sein Haupt in die Donau warfen. Um aber die hohenstaufische Partei vollends zu versöhnen, verlobte sich König Otto auf die Zustimmung des Papstes und der Fürsten mit Philipp's Tochter Beatrix, die, weil sie erst 10 Jahre alt war, vorerst in Braunschweig erzogen werden sollte. Mit schwerem Herzen sahen ihre Getreuen sie aus ihrem schwäbischen Heimathlande dahin ziehen, das sie nie wieder sehen sollte! Das Verlöbniß wurde auf dem Reichstage zu Würzburg im Beisein der versammelten Fürsten durch Kuß und Ringtausch geschlossen.

Seines vollen Sieges in Deutschland gewiß, unternahm hierauf Otto den Römerzug, empfieng in Mailand, wo stets ein den Hohenstaufen abholder Geist herrschte, ohne Schwierigkeit die lombardische Krone, konnte aber in Rom die Kaiserkrone nur unter herabwürdigenden Be-

gingungen erhalten, indem er den alten Kaiserrechten über die Mark Ancona, über das Herzogthum Spoleto, über die mathildischen Güter und das Exarchat Ravenna, über die Pentapolis und die Grafschaft Bentinoro zu Gunsten des römischen Stuhles entsagte und auch die übrigen schon zu Nuys gegebenen Zusagen erneuerte. Die Krönung erfolgte am 27. Sept. 1209.

Kaum aber hatte er dieses Ziel, um dessentwillen er sich stets dem Papste so willfährig gezeigt hatte, erreicht, so setzte er seinen nicht minder kräftigen Willen dem päpstlichen entgegen. Er nahm in den von Innocenz „recuperirten" Landestheilen Belehnungen vor, schädigte mehrere Städte, gab die mathildischen Güter nicht heraus und machte Anstalten, den jungen Hohenstaufen in Sicilien anzugreifen. Bereits hatte er fast ganz Unteritalien erobert und war eben im Begriff, nach Sicilien überzusetzen, — da schleuderte Innocenz über den Eidbrüchigen den Bannstrahl, der hinreichend war, seinen ganzen Siegeslauf zu hemmen. Denn kaum hatte der Erzbischoff von Mainz die Bannbulle in Deutschland veröffentlicht, so traten dort alle hohenstaufisch-gesinnten Fürsten (darunter die Erzbischöffe von Köln und Trier, der König von Böhmen, die Herzöge von Bayern und Österreich, der Landgraf von Thüringen u. a.) zusammen, erklärten sich gegen den stolzen Welfen und beschloßen, den jungen hoffnungsvollen Friedrich zur Annahme der deutschen Krone einzuladen.

Auf diese Nachricht kehrte Otto eiligst nach Deutschland zurück und vollzog, um die Ghibellinen zu gewinnen, zu Nordhausen seine Ehe mit der nun 14jährigen Beatrix (7. Aug. 1212). Aber schon vier Tage nach der Hochzeit starb die arme Neuvermählte (nocte sana, mane mortua), ungewiß aus welchen Ursachen (wiewohl Einige glaubten, an Gift durch Otto's Kebsweiber), jedenfalls „zu Otto's Unglück." Denn sogleich verließen die Schwaben und Bayern des Kaisers Heer und alle Ghibellinen bestanden um so entschiedener auf Friedrich's Erscheinen in Deutschland. Selbst Papst Innocenz willigte, obwohl eine Verbindung der sicilischen Krone mit der deutschen wider seine bisherige Politik lief, in die Annahme des Rufs, weil er glaubte, von seinem ihm ergebenen Mündel eine freundliche Gesinnung gegen die Kirche erwarten zu dürfen.

Friedrich II, Barbarossa's blühender Enkel, erzogen zu Palermo und herangewachsen unter den Wirren der in Sicilien und Apulien sich befehdenden Parteien, gegen deren beeinträchtigende Unbilden ihn der päpstliche Vormund nach Möglichkeit schützte (K. 6, 1), hatte schon seit seinem beginnenden 15. Jahre, da ihn Innocenz zur Steurung der alles verwüstenden Parteikämpfe volljährig erklärte und ihm einige Jahre darauf in der Tochter des Königs Peter von Aragonien, Constanzia, eine kluge Gattin gab (1209), Gelegenheit gefunden, die ihm angebornen herrlichen Gaben des Geistes zur Beruhigung der Parteien und zur Zurückführung der gesetzlichen Ordnung in seinem Erbreiche zu verwenden. Ent-

sprossen aus einer Mischung deutschen und italisch-normannischen Bluts, nordischen und südlichen Temperaments und Wesens, spiegelte er in seinem regelmäßigen, durch frühe ritterliche Waffenübung gestählten Gliederbau und in seinen lebhaften und gewandten Bewegungen eine hohe Anmuth und Mannhaftigkeit —, in seinem schönen, frischblühenden Gesichte mit der gewölbten Stirne, dem feurigblauen Auge, dem blondwallenden Lockenhaare eine kräftige Seele, einen klugen, scharfen Geist und ein freundliches Gemüth wieder, das um so mehr einnahm, als diese natürlichen Vorzüge noch durch den Schmuck der Bildung, insbesondere durch die Gabe der Dichtkunst und Beredsamkeit, durch Kenntnisse in der Naturkunde und in Sprachen (er sprach und schrieb deutsch, lateinisch, griechisch, italienisch und arabisch) und außerdem noch durch Freigebigkeit und geselliges Wesen erhöht wurden.

Er hatte noch nicht lange sein 18. Jahr angetreten und von Constanzia seinen ersten Sohn erhalten, als die deutschen Botschafter mit dem Antrag der deutschen Krone ankamen. Die Bedenken der Annahme, welche seine Räthe und seine Gattin erhoben, beseitigte die päpstliche Zustimmung, und nachdem Constanzia zur Regentin von Sicilien ernannt, sein Söhnlein aber als Thronfolger gekrönt war, segelte Friedrich den 18. März 1212 von Palermo ab, empfieng zu Rom gegen wiederholte Anerkennung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit über Apulien und Sicilien den apostolischen Segen, erreichte unter abwechselnden Gefahren, die ihm die Nachstellungen des welfisch-gesinnten Theils der Lombarden bereiteten, den Fuß der Alpen und gelangte durch das Tridentiner Thal über Engadin nach Chur in Graubündten und von da mit täglich wachsendem Geleite über Constanz und Basel in das freudig ihm huldigende Elsaß, wo er zunächst mit dem König Philipp II August von Frankreich ein Bündniß wider den Welfen und dessen Schutzmacht England schloß. Otto, der ihm schon bis Breisach entgegengerückt war, mußte sich nach Sachsen zurückziehen.

Hierauf öffneten Schwaben, Franken und die Rheinlande dem Hohenstaufen begeistert die Arme. Er wurde am 5. Dec. 1212 zu Frankfurt a/M. von seinen Anhängern zum deutschen König gewählt und am 9. Dec. zu Mainz gekrönt. Am 2. Febr. 1213 huldigten ihm zu Regensburg auch die oberdeutschen Fürsten und unter diesen selbst der Herzog von Bayern, Ludwig der Kehlheimer. — Während Friedrich 1214 seine Macht in Schwaben und am Oberrhein zu befestigen fortfuhr, sah sich sein Gegner Otto nach Sachsen zurückgedrängt und faßte den Gedanken, sich im Bunde mit Johann von England gegen die französische Macht in den Niederlanden zu wenden, in der falschen Berechnung, seinem deutschen Gegner dadurch die Hauptstütze seiner Macht zu entziehen. Allein Otto verlor in Flandern die Schlacht bei Bou-

vines (in der Nähe von Lille den 27. Juli 1214) und durch diese Niederlage sein ganzes Ansehen in Deutschland. (S. XVI. 9, 4.)

Während er fast hülflos in Köln ankam und von dort, durch Gläubiger bedrängt, nach seinen Erblanden eilte, zog Friedrich mit den süddeutschen Fürsten (darunter Ludwig I von Bayern) siegreich den Rhein hinab und wurde den 25. Juli 1215 zu Aachen vom Erzbischoff von Mainz in Gegenwart der meisten geistlichen und weltlichen Fürsten auf's feierlichste noch einmal gekrönt. Zum Dank dafür und in Erinnerung an ein seinem väterlichen Freunde Innocenz gegebenes Versprechen faßte er bei seiner Krönung den Vorsatz eines Kreuzzugs, und gelobte ihm auch nachher urkundlich, sein süditalisches Reich seinem Sohne Heinrich zu überlassen und es nie mit dem Kaiserthum zu vereinigen. Da ihm aber in Deutschland noch viel zu thun übrig war und Innocenz schon im nächsten Jahre starb, so blieb es rücksichtlich des Kreuzzuges vor der Hand beim Vorsatze. Sein Gegner Otto setzte den Krieg unausgesetzt in Norddeutschland fort, konnte sich aber in keiner Weise halten, denn mit der Unterwerfung Köln's unter Friedrich war Otto's Macht gebrochen. Er starb, von den meisten Ständen verlassen, 1218 auf der Harzburg.

Auf dem Zuge Friedrich's nach dem Niederrhein hatte der ihn begleitende Herzog Ludwig von Bayern das Unglück, in die Gefangenschaft des Grafen von Jülich zu gerathen, der ihn hinterlistig auf dem Schlosse Nibecken bei sich aufgenommen hatte und dort zurückhielt. Friedrich rächte ihn zwar durch die Zerstörung Jülich's; doch wurde Ludwig's Freilassung nur gegen ein großes Lösegeld zugestanden, zu welchem ganz Bayern beisteuerte. Ihn zu entschädigen und überhaupt sein Verdienst zu belohnen, verlieh der Kaiser ihm und seinem Sohne Otto die pfalzgräfliche Würde. Denn der letztere sollte als Verlobter der Tochter des Pfalzgrafen Heinrich's des Schönen von Braunschweig (ältesten Sohns Heinrichs des Löwen und Bruders des Kaisers Otto IV) die Pfalz als Erblehen erhalten, Herzog Ludwig aber für ihn einstweilen die vormundschaftliche Regentschaft führen. Die Vermählung erfolgte 1225. So kam die Pfalz an Bayern.

Friedrich, nun von allen Reichsständen anerkannt, suchte vor allen Dingen die durch den langen Bürgerkrieg gestörte Ordnung und Sicherheit in Deutschland mittels strenger Handhabung der Gesetze und unparteiischer Rechtspflege wiederherzustellen und das Reich gegen die Eingriffe der Großen zu schirmen. Auch zog er die durch das Aussterben der Zähringer erledigten Lehn- und Erbgüter (nämlich den Breisgau, das Schwarzwaldgebiet, den Aargau, Wallis und Uichtland) zum Besten des Reiches ein, befestigte und erweiterte die durch Philipp's Vergabungen geschwächten Rechte seines schwäbischen Hauses, förderte Ackerbau und Handel, pflegte die Künste und Wissenschaften und unterstützte die Forderungen der Kirche wenigstens so lange unbedingt, als der große Papst sie leitete, dem er so Vieles zu danken hatte.

3. Innocenz's III innere Kirchenleitung. Verbesserung des Klerus. Das Prediger- und Bettelmönchthum: der Dominicaner- und Franziscaner-Orden. Bekämpfung der Ketzervereine. Die Albigenserkriege. Das (vierte) Lateranconcil. Steigende Ketzerverfolgung durch Inquisition unter den Nachfolgern des Innocenz. Glaubensmuth der Waldenser.

Bevor wir den zweiten hohenstaufischen Friedrich auf eine neue Stufe seiner Characterentwicklung begleiten und den großen Kampf darstellen, welchen in ihm die weltliche Macht gegen die kirchliche, das Kaiserthum gegen das Papstthum wieder aufnahm, haben wir noch einige Seiten der tiefeingreifenden hierarchischen Wirksamkeit jenes Kirchenoberhauptes zu betrachten, mit dessen Tod Friedrich's erste Regierungsperiode, darin er über sich selbst noch nicht klar war, abschließt. Jene Seiten beziehen sich vorzüglich auf die von Innocenz gehandhabte innere Kirchenleitung, insbesondere auf seine Sorge für Bildung einer neuen Form und Stellung des Mönchthums, so wie auf die von ihm angeregten Kreuzzüge.

In erster Beziehung hat nicht leicht ein Papst es sich so angelegen sein lassen, den Klerus zu treuer Amtsführung und ernster Pflichterfüllung anzuhalten und darin selbst mit seinem Beispiel voranzugehen. Denn um die Kirche — gegenüber dem, mit dem Gesetzesjoche derselben und mit dem ausgearteten Theile der Geistlichkeit unzufriedenen Volke zu sichern, bedurfte es vor Allem einer Besserung der Geistlichkeit, deren Unzulänglichkeit zur Lösung ihres hohen Berufs deutlich zu erkennen war, sowohl an ihrem Widerstand gegen das „canonische Leben" und gegen die von Gregor eingeführte Klerusreform, als auch an dem Eingreifen der im 12. Jahrhundert entstandenen Mönchsvereine (besonders der Prämonstratenser) in das Amt der Weltgeistlichen, ganz vorzüglich aber an dem Abfall vieler Laien und an deren Versuchen, sich ohne die Kirche ihr religiöses Bedürfniß zu befriedigen (K. 1, 4). Mit Entschiedenheit drang er daher auf sittliche Haltung aller Geistlichen, und zu den höhern Ämtern sollten nur Verdienst und Gelehrsamkeit berechtigen. Überall prüfte Innocenz selbst und entschied mit großer Unparteilichkeit, wie denn noch jetzt seine nachgelassenen Briefe „dem Inhalt und der Form nach als Muster rechtlicher Entwicklungen und Entscheidungen" angesehen werden können. Eine gründliche Besserung aber schien ungeachtet aller Strenge der Aufsicht, zu welcher Innocenz beständig ermahnte, bei den tief eingerissenen Schäden nicht möglich.

Es galt daher wenigstens eine „Ergänzung" des Klerus durch Schöpfung einer neuen Klasse von Geistlichkeit, welche das Predigt- und Seelsorgeramt mit dem Mönchsleben verband: denn mit Recht heischte der heilsbedürftige Theil des Volks von seinen geistlichen Führern

anstatt der mechanischen Anwendung so vieler Ritusformen und drückender äußern Büßungen und Kirchenstrafen einen bessern Unterricht im Christenthum und eine lebendigere Seelsorgerthätigkeit.

Indem die also bedrängte Kirche dem Volksbedürfniß nachgab, entstund seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts das „Prediger- und Bettelmönchthum", das, in zwei neuen Orden sich darstellend, den Zweck und die Befugniß hatte, durch Religionsunterricht und durch Bußauflegung, also durch die Lehr- und Schlüsselgewalt, auf das Volk einzuwirken, ohne jedoch dabei zu den übrigen Priesterverrichtungen berechtigt zu sein. Die einzelnen Glieder dieser Orden (fratres praedicantes et mendicantes) sollten jedoch keinen Besitz haben, sondern bloß vom Almosen leben, und nur der Orden, als Ganzes, durfte den Ertrag der den Gliedern verabreichten Gaben und Schenkungen besitzen.

Diese zwei doppeltbevorrechtigten Orden waren der Dominicaner- und der Franziscaner-Orden, von denen jener sich in der Regel eng an die Kirche anschloß, der zweite nur in einem Theile unbedingt die Hierarchie stützte, beide aber, abgesehen von ihrer sonstigen Wesensverschiedenheit, in dem Streben nach Überhebung über die Kirchengeistlichkeit und nach Einfluß sowohl auf alle Klassen des Volks, als auch auf die Theologie, somit auf die Kirche an sich, übereinkamen. Ihre Glieder erschienen daher theils als die eifrigsten Volksprediger, theils als ausgezeichnete Lehrer der Wissenschaften und in beiden Thätigkeiten als die strengsten Vertheidiger des damaligen Kirchenglaubens und heftigsten Verfolger der Ketzer, bald sogar als die Rathgeber der Könige und Fürsten und somit durch alles dieses als die stärksten Stützen der päpstlichen Macht. — Neben ihnen entwickelte sich das oben (K. 1, 2) characterisirte gegenkirchliche Mönchthum fort und namentlich wurden die Kartäuser und Prämonstratenser als „Armuthsorden" geduldet.

Der **Dominicanerorden** wurde im J. 1205 von einem Spanier, dem Dominicus de Guzmann, Canonicus in Osma (Oxoma), gestiftet. Geboren 1170 zu Calaruega in Castilien aus altadeligem Geschlechte, zeigte er schon frühe eine feurige Hingebung für die Linderung des menschlichen Elends, wie er denn schon als Knabe bei einer Hungersnoth alle seine Geräthe und Bücher verkaufte, um den Dürftigen zu helfen. Eben so lag ihm das Seelenheil der Menschen schon frühe am Herzen und als ihm auf einer Reise mit seinem Bischoff in das südliche Frankreich die dort aufgekommenen Ketzer (K. 1, 4) in ihrer Feindschaft gegen die Kirche als Verlorne erschienen, so fühlte er sich berufen, für ihre Bekehrung zu arbeiten, wollte aber nicht Feuer und Schwert, womit man sie am besten von ihrem Irrthum abschrecken zu können wähnte, sondern bloß das belehrende Wort angewendet wissen. Umgeben von einer Anzahl gleichgesinnter Gehülfen, widmete er sich mit ihnen zum Zweck der Ketzerbekehrung dem Predigtamte; und da nächst der Vernachlässigung des Volksunterrichts auch die weltliche Pracht der Prälaten die Ketzereien beförderte, so entsagte er für sich jedem Besitz und lebte vom Almosen. So entstand der nach ihm benannte Orden, der schon von Innocenz III unter der Bedingung des Anschlusses an die augustinische Regel 1216 bestätigt und noch in demselben Jahre von dessen Nachfolger Honorius III

zu einem eigentlichen Predigerorden erhoben wurde. (Die andere Richtung, als Bettelorden, erhielt er nach der Errichtung des Franziscanerordens.) Die Kleidung der Dominicaner bestand in einer schwarzen Kutte mit einer Spitzkappe. — Dominicus selbst führte das strengste Ascetenleben, durchwachte Nächte im Gebet und schlug sich in jeder Nacht dreimal mit einer eisernen Kette. Er starb, wie er lebte, in seinem härenen, mit jener Kette zusammengehaltenen Gewande auf bloßer Erde liegend. — Die Einheit und Festigkeit der Verfassung, die Tüchtigkeit der nächstfolgenden Prioren, der Ruf der Gelehrsamkeit vieler Dominicaner, die Ausstattung mit bedeutenden Vorrechten (namentlich dem Recht, Beichte zu hören) erhoben diesen Orden bald zu dem mächtigsten, weil beim Volk, wie bei Fürsten einflußreichsten. — Sechzehn Jahre nach seiner Stiftung zählte er schon über 400 Klöster, nach 200 Jahren über 4000. Jedes Kloster hatte einen Prior an seiner Spitze, die Klöster einer Landschaft einen Provincialen, der ganze Orden einen General, der in Rom seinen Sitz hatte.

Der **Franziscanerorden**, welcher gleichzeitig mit dem Dominicanerorden aufkam und denselben zwar nicht an äußerer Macht, desto mehr aber an innerem Werth überlegen war, wurde von **Franciscus** (Bernardone), geb. 1182 in Assisi, einem Städtchen im Herzogthum Spoleto, 1203 gestiftet. Als Sohn eines reichen Kaufmanns liebte er in seiner Jugend Kleiderpracht und weltliche Vergnügungen, gieng aber, durch eine Vision erweckt, in sich und fand nun seine Freude darin, Kranke und Aussätzige zu pflegen. Eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel zu Rom steigerte sein Mitgefühl für die leidende Menschheit zur höchsten Gluth, so daß er, im Gegensatz gegen seine frühere Richtung, seine Kleidung mit der Kleidung der Bettler tauschte und sich der vollen Weltverläugnung hinzugeben beschloß. Da ihn sein Vater als einen Wahnwitzigen behandelte und ihn zu enterben dachte, entsagte er seinem Vermögen und gab alle Kleider, bis auf sein härenes Gewand, zurück; und weil ihn sein Vater nie ansah, ohne ihm zu fluchen, verließ er das Vaterhaus und sammelte Almosen, um es zum Bau einer verfallenen Kirche in Assisi (der Portiunculakirche) zu verwenden, die von da an sein Lieblingsaufenthalt und in der Folge von den Päpsten mit reichem Ablaß beschenkt wurde. Den Ausspruch Christi Matth. 10, 9, 10. auf sich beziehend, zog er baarfuß in einer aschgrauen (braunen), mit einer Kapuze versehenen Kutte, mit einem Strick um den Leib, allenthalben als Bußprediger umher, gewann einen reichen und vornehmen Mann seiner Vaterstadt, sein Vermögen unter die Armen zu vertheilen und sich ihm zur gleichen Lebensart anzuschließen, und stiftete, als er noch 10 andere Genossen gefunden hatte, einen auf Demuth, Gehorsam, Keuschheit und gänzliche Armuth gegründeten Orden, welchen Innocenz um so mehr begünstigte, als er dessen Bedeutsamkeit für die Seelsorge erkannte. Des Franciscus „innerlich reiche und äußerlich wunderhafte Persönlichkeit", und die anhaltende Gluth der Liebe und Selbstverläugnung, womit er sich mit seinen Gehülfen dem Dienst der Armen, Leidenden, Kranken und Verachteten hingab, verschafften ihm allgemeine Bewunderung, die Bestätigung des Papstes Honorius III (1123), und durch beides eine große Anzahl von Anhängern, besonders seit er predigend und heilend Italien, Frankreich, Spanien, Portugal und selbst Ägypten durchzog, wo er überall mit einer an Vergötterung gränzenden Verehrung aufgenommen wurde. — Die Strenge, die er gegen sich selbst ausübte, (indem er z. B. kaum so viel aß, als seine Natur zur Nothdurft heischte ꝛc.) gieng anfangs auch auf seinen Orden über; doch suchten noch bei seinen Lebzeiten Einige diese Strenge zu mildern. Um der Einfachheit und Demuth keinen Eintrag zu thun, ließ er seinen Orden sich nicht mit Wissenschaften beschäftigen; doch erlaubte er das Studium der Bibel; nur solle man sie mit Gebet studieren, „nicht um zu wissen, was man reden, sondern um zu lernen, wie man leben solle": denn Erkenntniß und Herzensreinheit

müßten gleichen Schritt halten. Sein Tod, der 1216 erfolgte, war seines ungewöhnlichen Lebens würdig, das die ungemessene Verehrung seiner ganzen, damit grell contrastirenden Zeit mit den wunderbarsten Sagen umgab. Von „seinem Heldenthum der Welt- und Selbstverläugnung" gilt übrigens, was oben bei der ältesten Ascese überhaupt bemerkt wurde. (S. XIII. 7, 3. a. E.) Können wir derselben auch eine gewisse Bewunderung nicht versagen, so kann sie doch nicht als Vorbild unbedingter Nachahmung dienen. — Der Franziscanerorden, dessen Glieder sich aus Demuth fratres minores (mindere Brüder) nannten, woraus der Name Minoriten entstand, zählte schon vor seiner Bestätigung mehrere tausend Glieder und im Laufe von fünf Jahrhunderten 7000 Klöster; bei seiner Fortentwicklung bekam er viele neue Organisationen. — An den Franziscanerorden schloß sich die Brüderschaft der Tertiarier an, die ihren Mitgliedern gestattete, in der Welt zu bleiben. — Ein weiblicher Orden nach der Franziscanerregel war der von der Jungfrau Clara von Assisi gestiftete Orden der Clarissinnen. — Als einfacher Bettelorden kam in der Folge (außer dem schon genannten Carmeliterorden) der Orden der Augustinereremiten hinzu (1244).

Die Thätigkeit dieser neuen Mönchsorden fand bald ein Hauptfeld in der Bekämpfung jener Ketzervereine, welche in Südfrankreich und den angränzenden Ländern (K. 1, 4) entweder durch ihren Neognosticismus und theilweisen Manichäismus oder auch durch ihre mehr zum Apostelchristenthum zurückstrebenden Lehren eine um so größere Noth für die Kirche bereiteten, je mehr diese selbst durch Vernachlässigung des christlichen Unterrichts und durch die Weltsucht der Geistlichkeit bereits um die innere Kraft der Überwindung des Verkehrten in sich und in der äußerlichen Welt gekommen war.

Die Versuche, dem wachsenden Kirchenabfall entgegenzuwirken, giengen anfangs von der gemeinbischöflichen Hierarchie aus, fanden aber bei den Weltgeistlichen keine hinreichende Unterstützung. Da übernahm die römische Hierarchie in ihrem größten Vertreter die Leitung der Gegenwirkung, indem Innocenz Missionäre und Legaten (besonders Cisterzienser- und Dominicanermönche) nach Südfrankreich sandte, um die Albigenser (K. 1, 4) zunächst durch Ermahnungen, Belehrungen und Religionsgespräche in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Obgleich er unter Hinweisung auf Ezech. 33, 11. vor übertriebenem Eifer warnte, so zeigten doch die wenigsten bei ihrem Bekehrungsgeschäfte die rechte Weisheit, sondern mehrten durch ihr geistlich-polizeiliches, tyrannisch-inquisitorisches Verfahren, nicht selten auch durch Feuer und Schwert, die Hartnäckigkeit sowohl, als auch die Zahl der Irrenden nur noch mehr.

Da somit die Gefahr für die Kirche immer größer wurde, zumal Graf Raymund VI von Toulouse den Kirchengegnern seine Unterstützung lieh: so entschloß sich Innocenz selbst zur Strenge und ließ durch den Abt Arnold von Citeaux 1205 das Kreuz gegen die Albigenser predigen, und als von ihnen sogar sein Legat Peter von Chastelnau 1208 erschlagen wurde, forderte er den König Philipp August von Frankreich auf, diesen Kreuzzug in Vollzug zu setzen — ein Verfahren,

das, weit entfernt, der Kirche zum Heil zu gereichen, vielmehr ihre religiöse Verderbtheit und sittliche Schwäche erst recht an den Tag legte und daher auch auf das glänzende Bild jenes Papstes einen langen Schatten wirft, wiewohl sich aus seiner Ansicht, „diese Ketzer seien ärger als die Sarazenen", erklären läßt, wie es kam, daß er das Recht der Kirche auf diese Weise schützen zu müssen glaubte. Zu spät erschrack er vor den Folgen seines Schritts: denn als er den nun beginnenden Gräueln Einhalt thun wollte, vermochte er es nicht mehr. Fortan wurde die Kirche eine blutig-verfolgende!

Die Albigenserkriege dauerten an 20 Jahre hindurch und wurden mit solcher fanatischen Wuth geführt, daß das Blut von Schuldigen und Unschuldigen jedes Standes, Alters und Geschlechts in Strömen floß, die Gräuel der Grausamkeit und Habsucht gen Himmel schrieen und das schöne, kunst- und gewerbreiche Land in eine Einöde verwandelt wurde.

Das vom König von Frankreich aufgebotene Kreuzheer nämlich, angeführt von dem wild-tapfern, aber habsüchtigen und hartherzigen Grafen Simon von Montfort, der nach Raymund's Besitzungen lüstern war, bedrängte gleich im Anfang die Ketzer so, daß Raymund, zu dessen Unterthanen die meisten gehörten, nach den schwersten Demüthigungen versprach, nun selbst gegen sie zu Felde zu ziehen, in der Hoffnung, ihnen dadurch ein milderes Loos zu verschaffen. Allein die theils fanatische, theils beutegierige Menge der Kreuzfahrer erstürmte die Stadt Beziéres und erschlug an 20,000 Einwohner jedes Alters und Geschlechts, und dabei soll der Abt von Citeaux auf die Frage, woran man die Rechtgläubigen von den Ungläubigen unterscheiden könne, gesagt haben: „Schlagt nur todt: der Herr kennet und schützet die Seinen!" Darauf zogen sie vor die wohlbefestigte Stadt Carcassonne, deren Einwohner sich nach tapferer Vertheidigung auf Vertrag ergaben und mit Hinterlassung aller Güter und selbst ihrer Kleider in bloßen Hemden die Stadt verlassen mußten. — Daher bereute Raymund seine Nachgiebigkeit, und da er sah, daß es von seinen Gegnern ganz auf seine Besitzungen abgesehen war, so wendete er sich an Innocenz selbst, der, weil ihm diese Gelegenheit erwünscht war, dem Krieg ein Ende zu machen, ihm Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche und Wiedereinsetzung in seine Güter versprach, wenn er sich von dem Verdacht, an Chastelnau's Ermordung Theil gehabt zu haben, reinigen würde. Aber der Graf Montfort und der päpstliche Legat legten bei dieser Untersuchung dem Raymund so ungerechte und grausame Bedingungen auf, daß er wieder auf die Seite seines Volkes trat. Daher wurde er abermals gebannt, und der Krieg entbrannte mit noch heftigerer Wuth. Adel und Volk im ganzen Gebiet von Toulouse griffen allenthalben zu den Waffen (besonders in Alby) und übten an den Päpstlichen schreckliche Vergeltung, die hinwiederum durch Bann und Interdict gebüßt wurde. Die Albigenser wurden schaarenweise verstümmelt, geblendet und verbrannt, selbst solche, die bereit waren, ihre Irrthümer abzuschwören. Viele sprangen freiwillig in die Flammen, um die Märtyrerkrone zu erlangen.

Dringend mahnte Innocenz wiederholt zur Mäßigung, tadelte die Behandlung des Grafen Raymund, warnte den Grafen Montfort, nicht den Schein auf die Kirche zu werfen, als wolle sie sich mit ungerechtem Gute bereichern, und drang auf einen Waffenstillstand. Aber Haß und Eigennutz hinderten die Ausführung dieses Befehls. Daher trat jetzt auch König Peter II von Aragonien, der bisher schon seinen Schwager Raymund unterstützt hatte, persönlich auf den Kampfplatz, wurde aber

durch den Verrath einiger Grafen und durch die Tapferkeit Montfort's bei Muret 1213 geschlagen und ungeachtet heldenmüthigen Widerstandes getödtet.

Jetzt berief Innocenz eine allgemeine Kirchenversammlung (das vierte Laterankoncil in Rom 1215), welchem aus allen Enden der Christenheit 71 Erzbischöffe, 412 Bischöffe, 800 Äbte, selbst die Patriarchen des Orients, beiwohnten und worauf unter vielen andern, auf eine Kirchenbesserung abzielenden Verordnungen den Bischöffen strenge Wachsamkeit über die Sitten, die Kenntnisse und den Wandel ihrer Geistlichkeit, so wie über die Anstellung tüchtiger Prediger und Beichtiger in hinreichender Zahl — eingeschärft und ihnen die ungerechte, übertriebene und zu häufige Anwendung des Banns und Sündenerlasses, die häufige Ausstellung ungeprüfter Reliquien &c. untersagt wurde. Dem Grafen Raymund wurden jedoch nur seine Besitzungen in der Provençe zurückgegeben, die übrigen aber dem Grafen von Montfort zugesprochen. (Auf dieser Synode wurde auch die von Radbertus Paschasius 831 zuerst behauptete und von Lanfranc 1050 vertheidigte Lehre von der Transsubstantiation oder Brotverwandlung im h. Abendmahl förmlich bestätigt.)

Der Krieg wurde besonders nach dem Tode des Papstes Innocenz, mit steigender Heftigkeit geführt, weil der König von Frankreich den Vortheil seiner Krone dabei im Auge hatte. Anfangs siegten die von Aragonien unterstützten Ketzer, verjagten den Grafen von Montfort aus Toulouse und eroberten nach seinem Tode (der ihn bei der Belagerung dieser Stadt durch den Steinwurf eines Weibes ereilte) viele Burgen der Umgegend. Als aber der standhafte Raymund starb (1222), bekamen die Päpstlichen wieder die Oberhand und der junge Graf Raymund VI mußte nach schimpflicher Kirchenbuße seine Güter in Languedoc der französischen Krone überlassen. Das Concil in Toulouse suchte nun die unterdrückte Ketzerei auch im Keime auszurotten und verordnete, es solle Jeder, der einen Ketzer berge oder schone, Land, Gut und Amt verlieren; das weibliche Geschlecht vom zwölften, das männliche vom vierzehnten Lebensjahre an alle zwei Jahre Kirchentreue und Ketzerverfolgung geloben; zu Ketzern und der Ketzerei Verdächtigen (zu denen auch alle gerechnet wurden, welche eine Bibelübersetzung lasen) kein ketzerischer Arzt oder Wärter, selbst nicht in tödtlichen Krankheiten, gelassen werden &c.

Da indeß dem Papste Gregor IX die Bischöffe nicht kräftig genug in Vollziehung dieser Verordnungen waren, stiftete er 1232 zu Toulouse, Carcassonne und andern Orten eigene, unter päpstlicher Autorität stehende, mit unbeschränkten Vollmachten versehene Inquisitionstribunale mit dem Zweck, alle der Ketzerei Angeklagten und Verdächtigen einzuziehen, durch Foltern und Martern zum Geständniß zu zwingen, die Widerrufenden nach Gutdünken mit Bußen (selbst lebenslänglichem Gefängnisse) zu belegen, die Unverbesserlichen zwar nicht selbst — denn ecclesia non sitit sanguinem! — zu tödten, aber sie der weltlichen Macht zum Feuertod zu übergeben. Die besondere Aufsicht über die Inquisition wurde dem bereits von dem mildern Sinne seines Stif-

ters weit abgewichenen Dominicanerorden anvertraut, aus dessen Gliedern die ausschließlichen Gerichtsbeisitzer gewählt wurden.

Auch die Waldenser (deren Wesensverschiedenheit von den Albigensern K. 1, 4. a. E. angegeben wurde) waren in den Albigenserkriegen der gleichen Verfolgung ausgesetzt. Anfangs zwar faßte Innocenz den Gedanken, die „Armen von Lyon" durch den zur Kirche zurückgekehrten ehemaligen Waldenser Durandus de Oscar 1210 in einen eigens autorisirten „Verein katholischer Armen" umzuwandeln, dessen Geistliche unter kirchlicher Aufsicht dem Volke die h. Schrift erklären und Erbauungsversammlungen halten, die Laienbrüder aber für die Kranken- und Waisenpflege sorgen sollten. Allein nur wenige Waldenser ließen sich dadurch locken, und auch die grausamsten Verfolgungen, denen sie in diesen Kriegen ausgesetzt waren, beugten ihren Glaubensmuth nicht, sondern dienten nur dazu, ihre noch mangelhafte Erkenntniß mehr zu läutern und der evangelischen Wahrheit näher zu führen. (Von den fernern Schicksalen der Waldenser wird im weitern Laufe der Geschichte noch die Rede sein).

4. Der vierte Kreuzzug. Die französischen Kreuzfahrer in Venedig unter Balduin von Flandern. Der Doge Dandolo. Eroberungen in Dalmatien. Zug gegen das griechische Reich. Das lateinische Kaiserthum mit abendländischer Lehensverfassung. Das nicänische und das trapezuntische Kaiserthum. Die griechische Kirche scheinbar unter dem römischen Stuhl. — Fortdauernde Parteikämpfe im Abendlande. Die Kinderkreuzzüge.

Während die römische Kirche im abendländischen Westen durch Waffengewalt und Glaubensgerichte die ihr widerstrebenden Secten sich zu unterwerfen bemüht war, hatte Innocenz gegen die Ungläubigen im Morgenland einen neuen großen Kreuzzug (den vierten) in Bewegung gesetzt, der aber durch den Ehrgeiz des venetianischen Freistaats eine unvorhergesehene Richtung gegen das griechische Reich nahm und zu einem, wenn auch nur vorübergehenden Sieg über die griechische Kirche führte.

Da nämlich nach der Rückkehr des Königs Richard Löwenherz aus dem h. Lande die von ihm errungenen Vortheile (K. 4, 3. a. E.) nach Saladin's Tod im Kampfe gegen dessen Sohn Malek-Adel wieder verloren giengen, hatte schon Cölestin III einen Kreuzzug angeregt, den der Erzbischoff von Mainz in's Werk setzte, ohne jedoch dadurch etwas auszurichten. Daher ließ Innocenz durch den Legaten Fulco von Neuilly und andere außerordentliche Gesandte in Frankreich, Italien und Deutschland auf's Neue das Kreuz predigen und selbst von seiner bisher steuerfreien Geistlichkeit Beiträge dazu eintreiben. Die sich sammelnden Kreuzfahrer sollten in zwei Heerhaufen nach Ägypten übersetzen und durch Eroberung von Damiette die Wiedereroberung von Palästina erleichtern.

Während die deutschen Kreuzfahrer aus nordischen Häfen um die pyrenäische Halbinsel herum nach Damiette segeln sollten, sammelten sich die französischen Kreuzfahrer unter der Anführung des Grafen Balduin von Flandern, der Grafen von Blois u. Chartres und des ital. Markgrafen von Montferrat in Venedig. Denn die Venetianer, welche gleich den Pisanern und Genuesern, von diesen heiligen Zügen bedeutende Handelsvortheile hatten und besonders diesmal die Erweiterung ihrer Macht durch Erwerbung neuer Besitzungen im Osten beabsichtigten, hatten mit den französischen Kreuzfahrern in Betreff der Überfahrt einen vom Papste bestätigten Vertrag geschlossen, der unter dem Anschein von Billigkeit einen eigennützigen Hinterhalt barg, indem sie um 85000 Mark Silbers Schiffe und Kost für 20,000 Kreuzfahrer und noch 50 Schiffe zum Krieg zu stellen sich verpflichteten, dagegen an den Eroberungen sich ihren gebührenden Antheil ausbedungen.

Absichtlich jedoch zögerte der schlaue 90jährige, aber noch jugendkräftige Doge Heinrich Dandolo, der selbst den Oberbefehl über die Flotte übernommen hatte, mit der Abfahrt, bis viele Kreuzfahrer ihr Geld verzehrt hatten, und als sie mit steigendem Ungestüm auf die Abfahrt drangen, forderte er zuvor die Erlegung des Überfahrtsgeldes. Da nun aber an der bedungenen Summe noch 34000 Mark Silbers fehlten und selbst das Silberzeug der Fürsten, das sie anboten, das Fehlende bei weitem nicht decken konnte, so entstand unter ihnen die größte Verlegenheit, welche Dandolo durch den Vorschlag beendigte, sie sollten das Rückständige dadurch abverdienen, daß sie ihm die Küstenstadt Zara in Dalmatien, welche die Ungarn unrechtmäßig an sich gerissen hätten, erobern hülfen.

Obgleich die Kreuzfahrer über die Zumuthung, gegen Christen zu streiten, erschracken und Innocenz Einsprache that, die Bessergesinnten auch wirklich theils nach der Heimath, theils nach den apulischen Häfen eilten, so blieb doch ein Gewalthaufe zurück, der aus Noth und Abenteuerlust sich auf diese Weise den Venetianern verkaufte und von Dandolo auf 300 Schiffen sich nach Dalmatien führen ließ, wo er ihm Triest und Zara erobern half (1202).

Zwar bestrafte Innocenz den Dogen sammt den Kreuzfahrern mit dem Bann; als letztere aber den Papst um Vergebung baten und neuen Gehorsam gelobten, löste Innocenz den Bann und gab ihnen zwei Cardinallegaten mit. Aber Dandolo, der in Zara von dem Prinzen Alexius, dem Sohne des griechischen Kaisers Isaac Angelus, um Hülfe wider seinen Oheim Alexius III, der seinen Vater geblendet und eingekerkert, ihn aber aus dem Reiche vertrieben hatte, angegangen wurde, machte nun den Kreuzfahrern den Vorschlag zu einer Hülfsunternehmung gegen Constantinopel, in der Hoffnung, daraus selber große Vortheile zu ziehen.

Anfangs weigerten sich die Kreuzfahrer, ihr Gelübde auf's neue zu brechen; da aber Dandolo die Griechen als Feinde der römischen Kirche

bezeichnete und zugleich auf Constantinopel's Schätze hinwies, auch Alexius 200,000 Mark Silbers versprach: so ließen sie sich abermals bereden, zumal zuletzt Innocenz, von päpstlicher Politik geleitet, seine Einwilligung unter der Bedingung ertheilte, daß nach der Eroberung Constantinopel's die griechische Kirche mit der römischen vereinigt würde. So lief denn die 480 venetianische Segel starke Kreuzflotte im April 1203 aus dem Hafen von Zara aus, eroberte die epirotische Küstenstadt Durazzo und die Insel Corfu und legte sich am 23. Juni bei Chalcedon an der kleinasiatischen Küste, der griechischen Hauptstadt gegenüber, vor Anker.

Nach vorhergegangener Aufforderung an den Usurpator Alexius III, den Thron an den rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, so wie nach vergeblichen Unterhandlungen darüber begann der Angriff auf Constantinopel. Neun Tage lang vertheidigten sich zwar die Griechen unter dem Vorgang der normännischen Leibwache tapfer, aber am zehnten sprengte das Ungestüm der Kreuzfahrer die Hafenketten, verbrannte die griechische Flotte und erstürmte die Stadt, wobei ein Theil derselben durch die Venetianer in Flammen aufgieng. Da entfloh Alexius III, die Byzantiner aber holten den alten geblendeten Isaac aus dem Kerker und setzten ihn sammt seinem Sohne auf den Thron.

Als nun aber die Kreuzfahrer die versprochene Belohnung erhalten sollten, brachte Alexius (IV) nur einen Theil derselben auf, obgleich selbst die Kirchengefäße dazu verwendet wurden; noch weniger aber konnte er die Bedingung einer Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen erfüllen, da die Priesterschaft theils aus Stolz, theils aus Furcht vor dem Volke jede Mitwirkung verweigerte. Unter solchen Verhältnissen stieg das alte Mißtrauen zwischen Griechen und Lateinern um so mehr, als der päpstliche Legat sich gegen Alexius erklärte. Und als vollends der fanatische Eifer einiger Pilger eine den muhammedanischen Kaufleuten in Constantinopel eingeräumte Moschee in Brand steckte und die Griechen diesen Muhammedanern gegen die Kreuzfahrer zu Hülfe kamen, so entstand eine solche Verwirrung, daß dabei der vierte Theil der Stadt mit noch manchem kostbaren Reste des Alterthums in Flammen aufgieng.

Nun beschuldigte das Volk, ohnedies unwillig über die außerordentlichen Steuern, welche zur Befriedigung der Kreuzfahrer ausgeschlagen worden waren, den Alexius (IV) eines Einverständnisses mit den Lateinern und rief einen Sprößling des ehemaligen Kaiserhauses Ducas, Namens Alexius (V) Murzuphlus (so beigenannt wegen seiner starken, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen) zum Kaiser aus, der dann den unglücklichen Alexius IV gefangen nehmen und erdrosseln ließ, während der alte Isaac vor Schrecken starb.

Da beschloßen die Kreuzfahrer, von Rache, Glaubenshaß und Beutegier getrieben, sich der Stadt um jeden Preis zu bemächtigen. Nachdem sie sich zum Voraus über die Theilung der Beute und des Reiches ver-

ständigt hatten, begann ein allgemeiner Sturm, und als dieser abgeschlagen wurde, ein zweiter, durch welchen Constantinopel d. 13. April 1204 zum zweitenmal von den Kreuzfahrern erobert, auf's schrecklichste geplündert und zum drittenmal mit Feuer heimgesucht wurde.

Der Schrecken der Byzantiner bei der Einnahme war so groß, daß selbst nach griechischen Berichten „Ein Ritter Tausende vor sich hertrieb." Murzuphlus war bereits entflohen, wurde aber nachher gefangen und von der Säule des Theodosius hinabgestürzt. Während die Kreuzherren in einer Wahlversammlung beriethen, wer das neue Kaiserthum erhalten solle, wurden die Häuser und Paläste mit zügelloser Wuth geplündert und die schrecklichsten Gräuel und Frevelthaten verübt. Die Kirchen wurden verunreinigt, geweihte Gefäße zum Kochen verwendet, eine freche Dirne auf den Stuhl des Patriarchen gesetzt; herrliche Kunstwerke absichtlich verstümmelt und zerstört, selbst metallene Bildsäulen aus Habsucht zertrümmert und nur die vier bronzenen Pferde (angeblich ein Werk des Lysippus) von den Venetianern gerettet, um ihre Stadt damit zu zieren, wie sie denn auch mit dem kunstreichen Thor der Sophienkirche die Marcuskirche in Venedig schmückten. — Darauf theilten die Franzosen und Venetianer gleichheitlich die in drei Kirchen aufgehäufte Beute, welche so groß und kostbar war (besonders an Gold, Silber und Zeuchen), daß ein Augenzeuge meinte, im ganzen übrigen Europa sei nicht so viel Reichthum zu finden.

Nach der Theilung der Beute schritt man zur Theilung und Einrichtung des Reichs. Es wurde so zu sagen geviertheilt. Der von den Siegern einstimmig zum Kaiser erwählte Graf **Balduin** von Flandern erhielt Constantinopel und ein Viertheil des Landes (namentlich Epirus, Thessalien und einen Theil von Griechenland oder Achaja) in unmittelbaren Besitz. Von den übrigen drei Viertheilen erhielt die Hälfte als Kronlehen der Graf von Montferrat, nämlich Macedonien und einen Theil Griechenlands, und nannte sich König von Thessalonich. Die Venetianer bekamen die andere Hälfte gleichfalls als Kronlehen und wählten sich klugerweise den ihnen am nächsten gelegenen ganzen Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meere, die jonischen Inseln (Zante, Corfu, Zephalene) und vom Festlande Lakonien, und erwarben dazu vom Grafen von Montferrat Candia (Kreta) durch Kauf. Verschiedene, besonders französische Grafen und Barone erhielten kleinere Herrschaften mit Fürstentiteln zu Lehen. So entstund z. B. ein Herzogthum Athen, ein Herzogthum Philippopolis, ein Fürstenthum Achaja u. s. w. Das Ganze erhielt den Namen lateinisches Kaiserthum.

Die Griechen behaupteten sich hauptsächlich in Kleinasien, wo in den vordern Landschaften Theodor Laskaris das nicänische Kaiserthum mit der Hauptstadt Nicäa —, im Pontus aber Alexius Comnenus das trapezuntische Kaiserthum mit der Hauptstadt Trapezus (Trapezunt) einrichtete. Außerdem erhielten sich die Griechen unter einem Seitensprößling der Familie Angelus in einem Theile von Epirus und in Ätolien.

Das **lateinische Kaiserthum** gab sich eine dem Königreich Jerusalem ähnliche, auf das abendländische Lehenswesen gegründete Verfassung, die daher aus den gleichen Gründen die gleichen Gebrechen an sich trug (XV. 3, 4). Die geringe Zahl der Eroberer (höchstens 20,000 Krieger); das weitläufige, schwer zu überwachende, größtentheils erst noch vollends zu erobernde Gebiet; die lose Lehnsverbindung so vieler meist fast selbständiger Herrschaften, welche selbstsüchtig nur ihren, nichts des Reiches Vortheil im Auge hatten; die unzureichende Unterstützung aus dem Mutterlande — das alles konnte dem Bestande der neuen künstlichen Schöpfung nicht förderlich seyn. Der Widerwille der Griechen gegen die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft, deren Sitten, Kirchengebräuche und Lehnsinstitute ihnen verhaßt waren, brach auch in stete Empörungen aus, welche in Verbindung mit den häufigen Einfällen der Bulgaren, in deren Gefangenschaft gleich der erste lateinische Kaiser, Balduin I, gerieth und starb, den neuen Herrschern schwere Noth bereitete.

Das Ende Balduin's I war schauderhaft: der Bulgarenkönig Johann I ließ ihm Arme und Beine abhauen und in einen tiefen Graben werfen, wo er noch lebendig eine Beute der Raubvögel wurde (1205). Sein tapferer Bruder und Nachfolger Heinrich rächte ihn zwar durch einen Einfall in das Bulgarenreich und brachte mit Johann's Nachfolger einen Frieden zu Stande. Im Innern seines Reichs hielt er Ruhe und Ordnung aufrecht dadurch, daß er die Griechen und Lateiner in den Rechten gleichhielt und den ersteren freie Ausübung ihres Gottesdienstes gewährte.

Nach seinem Tode (1216) beriefen die Großen den Gemahl seiner Schwester, den Grafen Peter von Courtenay zum Thron; aber auf seiner Hinreise nach Griechenland gerieth er in Gefangenschaft und starb in derselben. Nach zweijähriger Thronerledigung wurde sein Bruder Robert von Namur als Kaiser anerkannt, doch kümmerte er sich wenig um die Regierung. Nach seinem Tode 1228 wurde zwar Peter von Courtenay's unmündiger Sohn Balduin II anerkannt, aber die Regierung sammt dem Kaisertitel dem 80jährigem Johann von Brienne (dem Vater Jolantha's, der zweiten Gemahlin Friedrich's II) übertragen. Doch bestieg nach dem Tode desselben Balduin II den Thron, mußte aber, um sich zu behaupten, einige Jahre in Europa herumwandern und sich Geld und Truppen erbetteln. Er lebte zuletzt vom Almosen, bis er 1261 aus Constantinopel verjagt wurde und nach Frankreich floh, wo er 1272 starb.

Der innere Zustand des lateinischen Kaiserthums bot kein erfreuliches Bild: denn da die lateinische Dynastie nicht national war, und es diesen Kaisern an eignen Machtmitteln fehlte, so waren sie von ihren Großen, am meisten aber von den mächtigen Venetianern abhängig, von denen sie, bei dem oft gänzlichen Ausbleiben der Staatseinkünfte, stets borgen mußten, so daß ihnen zuletzt Balduin II sogar seinen Neffen und künftigen Thronfolger zum Pfand für erhaltene Vorschüsse stellen mußte. Dazu kam, daß die Lateiner keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, der die Griechen doch noch auszeichnete, besaßen und sogar die öffentlichen Schulen in Verfall gerathen ließen, weßhalb sie den geistig geweckten Griechen, welche gerade im Betrieb der Wissenschaften noch einen Ersatz für ihre verlorne Macht erblickten, zum Gespötte

dienten. Auch wanderten die besseren und gebildeteren Griechen lieber nach Nicäa aus, von wo sie späterhin das gerettete geistige Gut wieder nach Constantinopel zurückbrachten.

Unterdeß war nämlich das **Kaiserthum Nicäa** erstarkt. Anfangs hatte der Gründer desselben, **Theodor Laskaris** nur über drei Städte zu gebieten, dehnte aber innerhalb 13 Jahren seine Herrschaft über Bithynien, Mysien, Jonien, Lydien und einen Theil von Phrygien aus. Sein Schwiegersohn und Nachfolger Batazes (1222—1255) gab dem Reiche eine feste Ordnung, verlegte den Sitz des griechischen Patriarchen nach Nicäa, begünstigte die Wissenschaften, schuf eine Flotte und zog Waräger zum Schutze seines Reiches herbei. Er bereits faßte dadurch, daß er in Epirus Eroberungen machte und sich das Königreich Thessalonich unterwarf, wieder festen Fuß in Europa. — Sein tapferer Sohn und Nachfolger Theodor Laskaris II machte sich seine Großen dadurch abgeneigt, daß er sie einer Emporkömmlingsfamilie nachsetzte. Doch starb er schon nach vier Jahren, worauf zum Vormund seines nachgelassenen Sohnes Johann Laskaris, ein Abkömmling des alten Kaisergeschlechts, **Michael Paläologus**, gewählt wurde, der sich dann selbst zum Herrscher aufwarf, indem er, von dem Volk und Heere begünstigt, die Familie Laskaris unterdrückte und sich 1260 zum Kaiser ausrufen ließ.

Die große Schwäche, in welche das lateinische Kaiserthum unterdeß verfallen war, erregte in Michael Paläologus von Nicäa den Plan, sich desselben zu bemächtigen. Mit Hülfe der Genueser gelang es ihm, zuerst die Umgegend von Constantinopel zu besetzen; alsdann überrumpelte er die Hauptstadt (d. 25. Juli 1261), zwang den obgenannten Balduin II mit einem Theil der Franken zur Flucht, und stellte (nachdem er den jungen Johann Laskaris geblendet in ein Kloster gesteckt hatte) durch seine eigene Krönung und durch Zurückrufung der einst entflohenen Griechen das griechische Kaiserthum wieder her. Die zurückgebliebenen Lateiner suchte er durch Einräumung von verschiedenen Vorrechten und durch den Versuch der Beibehaltung der Vereinigung der griechischen und römischen Kirche zu gewinnen, entfremdete sich aber dadurch sein griechisches Volk. Den Genuesern gewährte er zum Dank für ihre Hülfe freien Handel im Reiche, beließ aber auch die Pisaner und Venetianer in ihren errungenen Besitzungen und Vortheilen. (Siehe das Nähere XVII. 8, 1.)

Das **trapezuntische Kaiserthum** enthielt im Pontus außer der Hauptstadt Trapezus die namhaften Städte Cerasus, Tripolis, Amisus, in Paphlagonien Sinope, Amastris und in Bithynien Heraklea; doch verlor schon der Gründer dieses Reichs, Alexius I, Sinope an den Sultan von Iconium, Heraklea und Amastris aber nebst andern paphlagonischen Theilen an den nicänischen Kaiser. — Sein Eidam und Nachfolger Andronicus I (1222) gerieth durch eine Niederlage in die Abhängigkeit des Sultans von Iconium. — Des Alexius Enkel Johannicus wurde von seinem Oheim Emanuel I dem Streitbaren entfernt, und dieser machte sich durch ein Bündniß mit den Mongolen 1243 wieder frei vom Sultan von Iconium. Ihm folgte 1263 sein älterer Sohn Andronicus II, der aber einige Jahre darauf das Reich seinem Halbbruder Georg überließ. Als dieser 1280 in mongolische Gefangenschaft gerieth, bestieg sein jüngerer Bruder Johann II den Thron und, weil ihm die Byzantiner auch den Thron anboten, den er aber anzunehmen nicht den Muth hatte, legte

er sich den Titel „römisch-griechischer Kaiser" bei. — Das Reich erhielt sich, jedoch unter vielfachen, innern Zerrüttungen (durch Parteikämpfe und Einfälle der Turkomanen und Mongolen) bis zum Jahr 1462, in welchem es sich an den türkischen Sultan Mohammed II ergeben mußte, der es mit Türken bevölkerte.

Während der Dauer des lateinischen Kaiserthums schien die **griechische Kirche** dem römischen Stuhle zwar unterworfen, aber die Gemüther der Griechen vermochte der bloße römische Ritus nicht für die innere Wahrheit zu gewinnen. Mit Schmerz sah Papst Innocenz III den ursprünglichen Zweck dieser Kreuzfahrt unerfüllt, und seine Bemühungen, einen neuen Kreuzzug ins h. Land zu Stande zu bringen, scheiterten an den damals noch fortdauernden Parteikämpfen in Deutschland, den Fehden zwischen Frankreich und England und den Albigenserkriegen. Fanden auch seine Legaten, so wie seine Missionäre im europäischen Norden (in Norwegen, Liesland, Litthauen, Preußen, Rußland) williges Gehör, — wie denn Waldemar II von Dänemark eine Heerfahrt unternahm und der Cistercienser-Abt Christian in Preußen 1215 ein Bisthum errichten konnte —: so vermochten doch seine Sendungen an die binnen-asiatischen Völker (Türken, Tartaren rc.) nichts auszurichten.

Der nach Innocenz' Tode von dem König Andreas II von Ungarn und dem Herzog Leopold VI von Österreich im J. 1217 unternommene **fünfte** (große) **Kreuzzug** hatte weiter kein Ergebniß, als eine Vermehrung — der Reliquien! denn Zwietracht, Hungersnoth und Krankheit waren der Unternehmung verderblich. Und wenn auch nach des Königs Andreas Heimkehr die noch Zurückgebliebenen 1219 Damiette eroberten, so mußten sie es doch schon im zweiten Jahre darauf wieder zurückgeben (K. 7, 2). Solche Ergebnisse schwächten den Eifer für die Kreuzzüge mehr und mehr, und vollends mußte der aufkommende Wahnsinn der Kinderkreuzzüge besonnene Gemüther mehr als betrüben!

Die **Kinderkreuzzüge** giengen von Fanatikern aus, welche Stellen wie Matth. 21, 16, Marc. 10, 14, 15 rc. mißdeutend, behaupteten, Gott wolle nur durch Unmündige das h. Grab erobert wissen. Bei der unter Innocenz bis zur äußersten Spannung von der Geistlichkeit angeregten Schwärmerei für Kreuzfahrten zündete jener Gedanke bei der Jugend gar leicht. Es stand in Köln ein Knabe, Namens Nicolaus, auf, sammelte 7000 Knaben und Mädchen, und zog mit ihnen, begleitet von Leuten, die unterwegs für sie Almosen sammelten und es zum Theil betrügerisch für sich behielten, über die Alpen nach Italien, wo sich jedoch der sonderbare Zug bald auflöste. Viele blieben daselbst, besonders im Genuesischen; andere fuhren nach dem Morgenland und kamen nicht mehr wieder; wenige kehrten zurück (1212). — In derselben Zeit sammelte sich in Marseille ein Haufe von 20,000 Kindern, um nach dem h. Land zu fahren. Zu ihrer Freude fanden sich zwei Kauffahrer, die sie unentgeldlich mitnahmen. Bald aber zeigte sich's, daß diese „großmüthigen" Kaufleute Sclavenhändler waren, von welchen diejenigen Kinder, die nicht schon auf dem Meere starben, in Afrika an Sarazenen verkauft wurden!

6. Kapitel. Siegreicher Kampf des Papſtthums mit dem Kaiſerthum unter dem zweiten hohenſtaufiſchen Friedrich.

1. Kaiſer Friedrich II und Papſt Honorius III. Friedrich's erſter Römerzug. Plan zu einer allgemeinen Herrſchaft in Italien. Friedrich's Walten im ſiciliſchen Reich. Jolantha. Die welfiſch-ghibelliniſchen Parteiungen in der Lombardei. Erneuerter Bund der Lombarden. Ihre Achtung. Päpſtliche Vermittlung. Tod des Honorius.

Mit Innocenz' Tode hörte für Friedrich II auch die nähere ſpezielle Pietätsbeziehung zu dem heiligen Stuhle auf, und er würde, bei ſeinem immer beſtimmter ſich entwickelnden Ehrgeize, gegen den Papſt Honorius III, der ohne die Talente ſeines Vorgängers zu beſitzen, doch deſſen Machtanſprüche feſthielt, wohl ſchon jetzt die Oppoſition ergriffen haben, wenn er nicht zur Ausführung ſeiner Herrſcherentwürfe, zu denen die Erwerbung der Kaiſerkrone und die Vereinigung Deutſchlands mit Sicilien die Grundlage geben ſollten, des päpſtlichen Beiſtandes benöthigt geweſen wäre. Vom Papſte an den gelobten Kreuzzug, ſo wie an die Abtretung der ſiciliſchen Krone (an ſeinen Sohn Heinrich) gemahnt, ſchob er die Verzögerung des erſtern auf die Säumniß der Fürſten, läugnete die Abſicht einer Verbindung jener beiden Reiche und verſprach volle Ergebenheit gegen die Kirche. Honorius gewährte weitere Nachſicht und ließ ſogar die Wahl des jungen (achtjährigen) Heinrich zum deutſchen König geſchehen, welche im April 1220 auf dem Reichstag von Frankfurt, jedoch nicht ohne bedeutende Zugeſtändniſſe an die geiſtlichen Fürſten, erfolgte.

Als hierauf Friedrich ſeinen erſten Römerzug unternahm, konnte er zwar bei der großen Abneigung der Mailänder die lombardiſche Krone noch nicht erlangen, erhielt aber aus den Händen des Papſtes die römiſche, jedoch unter Bedingungen, bei welchen die Kaiſermacht in den vollen Feſſeln der Hierarchie erſchien. Denn er mußte nicht nur alle von Innocenz dem heiligen Stuhl erworbenen Städte und Landſchaften, die ehemals den Kaiſern zuſtanden, gewährleiſten, ſondern auch jeden Beiſtand zur Vertilgung der Ketzer eidlich geloben.

In Bezug auf die Ketzer mußte Friedrich geloben, alle Perſonen, die von der Geiſtlichkeit als Ketzer oder der Ketzerei Verdächtige bezeichnet wurden, zur Unterſuchung auszuliefern oder das von der Inquiſition ausgeſprochene Strafurtheil (insbeſondere des Feuertods) zu vollziehen; Ketzer ſollten rechts- und ehrlos ſein, ihre Söhne, Enkel und Urenkel weder Lehen noch Ämter bekommen, kurz alle Ketzer in jeder Weiſe verfolgt und ausgerottet werden. — Das waren allerdings harte, unmenſchliche Geſetze, bei deren Beurtheilung man aber nicht überſehen darf, daß, was jetzt daran als Irrthum, ja als Frevel an der Menſchheit erkannt wird, damals der ganzen kirchlich geſinnten Chriſtenheit als rechtlich, nothwendig und heilbringend erſchien!

Zur Erfüllung seines Kreuzgelübdes ward ihm jedoch noch ein Aufschub gewährt, bis er seine Erbländer beruhigt hätte. Und da ihn der Papst nun als „Kaiser und König von Sicilien" behandelte, so schien keiner an des andern Zufriedenheit zu zweifeln und das an Innocenz gegebene Versprechen, beide Kronen nicht mit einander zu verbinden, factisch aufgehoben. Auch wurde sein Sohn Heinrich 1222 zu Aachen durch den Erzbischoff Engelbert von Köln zum deutschen König geweiht.

Wohl fühlend, daß Deutschland wegen seiner die Kaisermacht beschränkenden Verfassung ihm für die Entwicklung seines Plans auf allgemeine Herrschaft in Italien keine sichere Stütze bieten konnte, war ihm alles daran gelegen, sich sein mütterliches Erbland zum Hauptstützpunct gegen die päpstliche Übermacht zuzubereiten. Dort aber war vor Allem eine durchgreifende Umgestaltung nöthig, da in den acht Jahren seiner Entfernung Eigenwille und Parteisucht der weltlichen und geistlichen Großen, so wie Anmaßlichkeit und Habsucht Fremder (z. B. der Genuesen 2c.) eine große Unordnung im Lande unterhalten hatte.

Er führte daher durch neue Reichs- und Rechtsgesetze eine festere Ordnung ein, ordnete allgemeine und besondere Landtage an, regelte die Steuern und den Haushalt, gab Verordnungen zum Schutz des Handels und der Gewerbe und ließ, um der Ungleichheit der aus römischen, lombardischen, griechischen und normannischen Gesetzen und Gewohnheiten gemischten Rechtspflege abzuhelfen, durch eine Commission von Rechtsgelehrten unter der Leitung seines spätern Kanzlers Peter von Weingarten (Petrus a Vinea oder de Vineis) ein allgemeines Gesetzbuch vorbereiten, das in der Folge eingeführt wurde (K. 6, 3). Eben so gab er zur Verbesserung der Sitten strenge Gesetze, welche vorzüglich gegen die von der Üppigkeit des südlichen Himmels begünstigten fleischlichen Vergehungen gerichtet waren, obwohl er selbst gegen sein eignes heißes Blut zu wenig kämpfte.

Zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes legte er die erste vollständige Universität zu Neapel an (1224), hob die alte Arzneischule zu Salerno und bewies sich durch eigene lebhafte Theilnahme an den Geschicken dieser Anstalten, so wie durch Berufung und freigebige Unterstützung ausgezeichneter Gelehrten und Künstler selbst als einen klaren Geist, dessen Scharfblick sich mehr und mehr über seine Zeit zu heben begann, ohne jedoch dabei noch die Gränze religiöser Freiheit zu überschreiten.

Die Strenge aber, mit der er einige Bischöffe für ihr Widerstreben gegen seine Anordnungen strafte, führte bald zu Klagen von Seite des Papstes über Mißachtung und Beeinträchtigung der bevorrechteten Geistlichkeit, und obgleich eine persönliche Unterredung die gegenseitigen Beschwerden wieder hob, so zeigten sich doch darin schon die Vorboten eines künftigen schweren Zusammenstoßes der Weltmacht mit der Kirche. Nur die Milde des Papstes Honorius vermied ihn noch. Da Friedrich immer

noch keine ernsten Anstalten zur Abfahrt machte, weil er befürchtete, daß nach seiner Entfernung die stets unruhigen Barone die mühsam aufgebaute Ordnung wieder zerstören möchten: so gewährte Honorius noch einen Aufschub, suchte aber dem Kaiser einen bestimmten Antrieb dadurch zu geben, daß er ihm nach dem Tode seiner Gattin Constanzia, die Jolantha, die Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann's von Brienne, der damals in Italien Hülfe suchte, zur Gemahlin antragen ließ. Als Friedrich darauf eingieng und bei der Vermählung den Titel „König von Jerusalem" annahm, mußte er zugleich versprechen, binnen zwei Jahren bei Vermeidung des Banns den Zug anzutreten.

Friedrich berief daher im folgenden Jahre einen Reichstag nach Cremona, theils um mit den deutschen Fürsten den Kreuzzug zu verabreden, theils um die Lombarden zur Nachgiebigkeit zu bringen, weil sie die ihm aus dem Kostnitzer Vertrage zustehenden Rechte (K. 3, 5. a. E.) nicht mehr anerkannten. Allein sie erneuerten auf geheimen Antrieb des Papstes 1226 ihren alten Bund und verhinderten durch Besetzung der Alpenpässe die Ankunft der Deutschen. Obgleich Friedrich die Acht über die Bundesgenossen aussprach, hielt er es doch nachher noch für das klügste, sich mit ihnen vor dem Papste zu vertragen, der dem Kaiser die Ertheilung allgemeiner Amnestie und den Lombarden 400 — Reiter zum Kreuzzug auferlegte. Friedrich gab nach und schon sah sich Honorius am Ziele seines Wunsches, als er starb und einem Nachfolger Platz machte, der — ein Neffe des Innocenz, also aus dem Geschlechte der Grafen von Signia stammend — zwar schon hochbejahrt, aber an Thatkraft und Kühnheit ein anderer Gregor VII war, dessen Namen er auch trug: es war dieß Gregor IX.

2. Der sechste Kreuzzug. Gregor IX. Friedrich's Kreuzzugsantritt, Krankheit und Bannung. Abfahrt. Lage der Dinge im Morgenland. Nas'r David und Sultan Kamel. Friedrich's Ankunft in Accon. Päpstliche Gegenwirkung. Friedrich's Vertrag mit Kamel. Friedrich König von Jerusalem.

Nicht gesonnen, dem päpstlichen Stuhle so viel, wie sein Vorgänger, zu vergeben, mahnte Gregor IX sogleich alle Fürsten, insbesondere den Kaiser, an den lang her betriebenen Kreuzzug, zu welchem bereits aus Italien, Frankreich, England, Deutschland ziemlich große Schaaren nach Brindisi strömten. Zugleich rügte Gregor, der als Papst und 80jähriger Greis die ihm zustehende Sittenaufsicht auch über die Mächtigen doppelt streng zu üben sich berufen und verpflichtet fühlte, in einem Privatschreiben Friedrich's persönlichen Wandel, vorzüglich seinen Hang zur Sinnlichkeit und Üppigkeit. Obgleich diese Sprache Friedrichen verdroß, so konnte er doch nicht umhin, die Einschiffung nun ernstlich zu betreiben. Zwar brachen bösartige Krankheiten aus, die den unter den Kreuz-

fahrern befindlichen Landgrafen Ludwig von Thüringen und einige Bischöffe hinrafften: dennoch fuhr Friedrich ab und war schon zwei Tage auf der Fahrt, als er am dritten selbst erkrankte und zurückkehrte, um in den Bädern von Puzzuoli seine Genesung abzuwarten. Als der übrige, ohnedieß schon mißmuthige Pilgerhaufe davon hörte, stellte er ebenfalls die Fahrt ein und zerstreute sich nach allen Seiten, weil, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit bemerkt, die Pilger mehr auf den Kaiser, als auf Gott vertrauten.

Da nun vorauszusehen war, daß auch die bereits nach Asien vorausgeschickten Pilger nichts Wesentliches ausrichten würden, ergriff den Papst über die Vereitlung des so viele Jahre her betriebenen Zugs ein solcher Zorn und Schmerz, daß er am 29. Sept. 1227 den Kaiser in den Bann erklärte, in der festen Voraussetzung, Friedrich's Krankheit sei eine Verstellung, obgleich dieser sich vor ihm und der Welt zu rechtfertigen suchte. Hiemit war der Kampf zwischen dem Kaiserthum und Papstthum auf's Neue eröffnet und in Friedrich stellte sich fortan entschiedener und schneidender, als je vorher, die weltliche Macht der geistlichen gegenüber.

In dem Bann-Ausschreiben des Papstes hieß es unter Anderm: das Schifflein Christi (die Kirche) werde von vier Seiten zugleich bestürmt, von der Heidenrotte, die das heil. Land nicht herausgebe, von der Wuth der Tyrannen (Fürsten), welche die Freiheit der Kirche unterdrücken wollten, von den Ketzern, die den untheilbaren Mantel Christi zu zerreißen suchten, von falschen Brüdern und ungehorsamen Söhnen, welche die Kirche als Schlangen oder Basilisken an ihrem Busen genährt habe. Um die Wuth dieser Stürme zu beschwichtigen, habe die Kirche den von seiner Jugend an auf ihren Armen getragenen, von ihr mit Anstrengung geschützten und erzogenen und zur höchsten weltlichen Würde erhobenen Friedrich erkoren, und dieser vergelte ihr nun mit solchem Undank und bedecke sich dadurch mit Schmach und Schande. — Dawider bemerkte Friedrich in seinem Rechtfertigungsschreiben: Er habe die römische Weise kennen gelernt: hinter honigsüßen Reden verberge sie unersättliche Blutgier; der römische Hof halte sich für die wahre Kirche und sei im Grunde die Wurzel aller Übel; seine Aussendlinge giengen als in Schaafskleidern gehüllte Wölfe aus, die Freien zu unterjochen und Geld zu erpressen; die erste Kirche Christi sei auf Armuth und Lauterkeit gegründet gewesen, die vorgebliche Kirche wälze sich jetzt im Reichthum; der Stellvertreter Christi strecke seine Hände nach Königreichen und Kaiserthümern aus und verwirre die ganze Welt, die recht thue, wenn sie sich zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei vereinige.

Um nun zu zeigen, daß es ihm mit dem Zug Ernst gewesen, rüstete er sich für den folgenden Frühling. Er sandte den Erzbischof von Palermo an den Sultan Kamel nach Ägypten, um Unterhandlungen anzuknüpfen, schickte deutsche Schaaren voraus und bot alle seine sicilischen Lehensträger auf, die, obgleich sie der Papst von aller Treue gegen ihn und von allen Abgaben frei sprach, ohne Widerstand dem Kaiser gehorchten. Selbst in Rom war man über das rasche Verfahren des Papstes unzufrieden, und als er im März 1228 über den Kaiser und dessen Unter-

nehmung den Bann erneuerte und ihm das apulische Reich absprach, stieg der Unwille der Römer so, daß der Papst, um Mißhandlungen zu entgehen, nach Perugia entwich. Nachdem Friedrich in seinem apulischen Reiche für die Ruhe in seiner Abwesenheit gesorgt und den Herzog von Spoleto zum Reichsverweser ernannt hatte, schiffte er sich, ungeachtet seine Gemahlin Jolantha an den Folgen der Geburt seines Sohnes Konrad starb, nach einem feierlichen Abschied im Aug. 1228 zu Brindisi ein und fuhr über Cypern nach Palästina. Es war dies der **sechste** (große) **Kreuzzug**.

Die Lage der Dinge im Morgenland war um diese Zeit folgende: Gleich wie Malek-Adel, Saladin's ältester Sohn, seine Brüder verdrängt hatte, so brach nach seinem Tode auch unter seinen Söhnen Hader aus, bei welchem bald List, bald Gewalt den Ausschlag gab und „die Beherrschten noch mehr als die Beherrscher litten", am meisten aber die Christen in Palästina. Als Moaddham, Adel's ältester Sohn, welchem Damascus zugefallen war, ein Mann von großer Mäßigung und Besonnenheit, starb, hinterließ er einen unmündigen Sohn, Namens Nas'r David, unter der Vormundschaft eines Emir's. Allein Moaddham's Bruder, der Sultan **al Kamel** von Ägypten, betrachtete sich als Obersultan, und setzte, ohne seines Neffen Ansprüche zu berücksichtigen, in Gaza, Jerusalem und andern Städten Syriens Statthalter ein. — Vergebens suchten die Christen des Abendlandes (im fünften Kreuzzuge K. 6, 4. a. E.) ihren Glaubensgenossen im Morgenlande dadurch Hülfe zu leisten, daß sie dem Sultan Damiette, den Schlüssel Ägyptens, zu entreißen suchten. Zwar eroberten sie diese reiche und feste Handelsstadt (1219), so daß Kamel ihnen für deren Rückgabe Jerusalem anbot; da jedoch gerade der Herzog Ludwig von Bayern mit Verstärkungen ankam, gieng der päpstliche Legat nicht auf den Vorschlag ein; aber nicht lange, so wurde das christliche Heer beim Vorrücken eingeschlossen und mußte sich durch Räumung Damiette's loskaufen. Mit Mühe behaupteten die palästinensischen Christen noch etliche Seeplätze (darunter Accon) und würden auch diese bei den beständigen Zwistigkeiten, in denen sie selbst und besonders die Templer und Johanniter unter einander lebten, verloren haben, wenn nicht zur rechten Zeit Friedrich's vorausgesandte Schaaren angekommen wären, mit deren Hülfe man bald nach Jerusalem aufzubrechen gedachte. — Unterdessen hatte Sultan Kamel mit seinem noch übrigen Bruder Aschraf das Erbe Moaddham's getheilt; aber theils war er mit ihm noch nicht ganz im Reinen, theils war der von ihm zurückgesetzte Nas'r David mit der ihm angebotenen geringen Entschädigung nicht zufrieden und daher im Begriff, gegen seinen Oheim Kamel zu Felde zu ziehen.

Da landete im September 1228 Friedrich in Accon und wurde mit großen Ehren empfangen, ja die Templer und Johanniter beugten nach alter Sitte das Knie vor ihm, als dem nunmehrigen Könige von Jerusalem. Bald aber bemerkten die Prälaten und Ritter, daß Friedrich nicht so nachgiebig war, als ihre frühern schwachen Könige, und da er mit einer Macht gekommen war, deren Hinlänglichkeit zur Wiedereroberung des Königreichs allerdings zu bezweifeln war, so fiengen sie an, mißtrauisch zu werden. Als vollends zwei Franciscaner als päpstliche Gesandte mit dem Befehl ankamen, daß man dem gebannten und ketzerischen Kaiser keinerlei Unterstützung gewähren solle,

so verließen die Templer und Johanniter mit vielen Pilgern Friedrich's Heerlager, indeß der Patriarch und die Geistlichkeit das Volk ihm abwendig machten. Dadurch nicht geschreckt, brach Friedrich mit den ihm Treugebliebenen (insbesondere Deutschen, Pisanern und Genuesern) nach Cäsarea auf und erließ, auf den Rath des deutschen Hochmeisters Hermann von Salza, dem das Reich und die Kirche gleichmäßig am Herzen lag, nicht in seinem Namen, sondern „im Namen Gottes und der Christenheit" ein allgemeines Aufgebot, welches die Folge hatte, daß sich die Templer und Johanniter mit den meisten Pilgern wieder mit Friedrich vereinigten und in Eile Cäsarea und Joppe befestigten, weil Sultan Kamel mit seinem Heere bereits bei Gaza stand.

Dieser aber war selber von seinem Neffen David bedroht, der mit seinem Heere bei Sichem stand, so daß Kamel in der Besorgniß, Friedrich möchte sich mit David gegen ihn verbinden, die früher abgebrochenen Unterhandlungen mit dem Kaiser wieder aufnahm, um ihn für sich zu gewinnen; und da sie beide bei persönlichem Zusammentreten sich als intelligente und zugleich als freigeistige Männer zu einander gezogen fühlten, so kam leicht eine Übereinkunft zu Stande, welche dem Kaiser ohne Schwertschlag den Besitz Jerusalem's und anderer den Christen wichtigen Orte im h. Lande verschaffte, so wie es vor der sarazenischen Eroberung war.

Er erhielt nämlich noch Bethlehem, Nazareth, Rama und das ganze Land zwischen Accon, Tyrus, Sidon und Jerusalem mit der Befugniß, die alten Befestigungen von Jerusalem, Sidon, Cäsarea und Joppe wiederherzustellen. Der Tempel sollte gemeinschaftlich und die Moscheen unverletzt bleiben, die Muhammedaner aber außerhalb Jerusalem's wohnen. — Der arabische Schriftsteller Abulfeda jedoch behauptet, es seien nur diejenigen Orte abgetreten worden, welche die Christen auf den Wegen von den Küstenstädten nach Jerusalem hätten berühren müssen. — Der Waffenstillstand wurde auf 10 Jahre geschlossen.

Hierauf hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug in Jerusalem und setzte, weil der Patriarch ihm als einem Gebannten jeden kirchlichen Dienst versagte, in der Kirche sich selbst die Krone auf das Haupt. Dabei ließ er durch den Deutschmeister Hermann von Salza eine Erklärung in deutscher, französischer und lateinischer Sprache vorlesen, worin er versprach, alles etwaige Versehen gegen die Kirche wieder gut machen und alles thun zu wollen, was zur Ehre Gottes, der Kirche und des Kaiserthums gereiche. Die Freude des Volks war groß; nur der Patriarch ließ sich nicht bewegen, vielmehr belegte er nun alle h. Örter mit dem Interdict. Auch die Templer zeigten Feindschaft und als Friedrich im Begriff war, in geringer Begleitung an den Jordan zu wallfahrten, ließen sie den Sultan wissen, daß er dabei den Kaiser leicht fangen und tödten lassen könne! Der Sultan aber übersandte das verrätherische Schreiben dem Kaiser, damit er sich vor falschen Freunden hüten möge. Friedrich bestrafte sie damit, daß sie ohne seine

Erlaubniß nicht mehr nach Jeruſalem gehen und daß überhaupt kein Orden ein unabhängiges Heer mehr halten durfte. Auch ließ er alle Kirchen beſetzen und die gegen ihn eifernden Prieſter vertreiben. Zwiſchen ihm und Kamel aber beſtund ſeitdem eine noch engere Freundſchaft, die ſich durch häufige gegenſeitige Briefe und Geſchenke äußerte und nächſt der perſönlichen Leidenſchaftlichkeit des Patriarchen nicht wenig zur Verſtärkung von Friedrich's gegenkirchlicher Geſinnung beitrug.

3. Verwicklungen in Unteritalien. Heimkehr Friedrich's. Vertreibung der Schlüſſelſoldaten. Vergleich mit dem Papſt. Sicilien unter Friedrich's Verwaltung. Widerſtreben in der Lombardei. Deutſchland unter dem Reichsverweſer Heinrich. Kreuzzug gegen die Stedinger. Freibrief für die Fürſten. Heinrich im Bund mit den Lombarden. Friedrich in Deutſchland. Heinrich in Haft. Reichstag zu Mainz. Sühne mit den Welfen. Landfriedensgeſetz.

Unterdeß hatte der Papſt, durch die leidenſchaftlichen Berichte des Patriarchen beſtimmt, die ſchwerſten Beſchuldigungen über des Kaiſers Verhalten und Leben im Orient, wornach er ſogar als ein zum Islam Abgefallener dargeſtellt wurde, öffentlich erhoben; hatte ferner, weil der Herzog von Spoleto, Friedrich's Statthalter, in die päpſtlichen Staaten eindrang, die Verbindung mit den Lombarden erneuert und die deutſchen Fürſten zum Abfall vom Kaiſer, die Könige von Frankreich, Spanien und England aber zur Hülfe aufgefordert und ein Heer einheimiſcher und auswärtiger Söldlinge, die er mit dem Schlüſſel Petri bezeichnete, zu einem Krieg gegen Apulien aufgebracht. Zwar wurde der erſte Einfall von den Getreuen des Kaiſers zurückgewieſen; aber bei einem zweiten Einfall drangen die Päpſtlichen, durch einen Zuzug verſtärkt und durch einige vom Kaiſer abgefallene Grafen unterſtützt, tiefer in Apulien ein, erreichten über den Volturnus hinaus Benevent und bedrohten Capua, während der auf Seite des Papſtes ſtehende Titularkönig Johann von Brienne den Herzog von Spoleto aus dem Kirchenſtaat verdrängte und ſich mit dem Hauptheere vereinigte, dem nun das ganze Land offen lag.

Benachrichtigt von der Gefahr, in der ſein Erbreich ſchwebte, überließ Friedrich nach den nöthigſten Anordnungen ſeinem Marſchall die Hut der Krone Jeruſalem's, eilte nach Italien zurück und landete glücklich unfern Brindiſi. Durch des Kaiſers plötzliche Erſcheinung erſchreckt, entfloh ein Theil der päpſtlichen „Schlüſſelſoldaten", die übrigen zogen ſich plündernd hinter den Vulturnus zurück. Binnen wenigen Wochen hatte Friedrich ſein ganzes Reich von den Feinden geſäubert, und an den Gränzen des Kirchenſtaats großmüthig haltend, bot er die Hand zur Verſöhnung.

Da Gregor keine Ausſicht hatte, mit den Waffen etwas auszurichten, und ſeine Bundesgenoſſen, durch Friedrich's Rechtfertigung gewonnen,

mit ihrem fernern Beistand zurückhielten, so kam nach langen Unterhandlungen endlich der Friede zu San. Germano (1230) zu Stande, in welchem der Papst den Kaiser vom Banne lossprach, der Kaiser dagegen den Deutschen und Lombarden die Acht erließ und die Geistlichen nicht mehr vor weltliche Gerichte zu ziehen, noch mit außerordentlichen Steuern zu belasten versprach. Eine persönliche Zusammenkunft und mehrstündige Unterredung zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit zu Anagni, wobei nur Hermann von Salza zugelassen wurde, führte vollends zur Verständigung, und Friedrich konnte in der nun folgenden sechsjährigen Ruhe seine schaffende Thätigkeit wieder auf die Verbesserung der Einrichtung und Verwaltung seines Erbreichs richten.

Vor Allem ließ er nun die begonnene neue Gesetzgebung vollenden und in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache bekannt machen. Auf der Lehnsverfassung ruhend, bestimmte sie die Rechte der verschiedenen Stände auf's genaueste, beschränkte insbesondere die Willkühr der Barone, verbot jede Selbsthülfe und gab daher auch den Aftervasallen das Recht der Berufung an die Reichsgerichte. Die obenberührte, unter den normannischen Oberherren schon bestandene, von Friedrich wieder hervorgerufene ständische Verfassung wurde dadurch vervollkommnet, daß sie zu den Berathungen der Prälaten und Barone auch Abgeordnete der Städte zuließ und so das Princip der Vertretung auf Reichstagen zum erstenmal in die Geschichte einführte. Dabei fuhr er fort, für den Flor des Handels und der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft zu sorgen, Städte zu befestigen und zu verschönern und eine zweite Colonie Sarazenen (in Luceria) anzulegen, um auf alle Weise die Ruhe des Landes zu sichern.

Sein Hof zu Palermo war der Mittelpunct eines reichen Lebens in materieller und geistiger Beziehung. Das Abend- und Morgenland spendete dahin seine Gaben. Obgleich er für seine Person nicht unmäßig lebte, liebte er doch einen kostbaren Tisch, und zu dem Glanz seines Hofes gehörten prächtig gekleidete Mohren, sarazenische Tänzer und Tänzerinnen, Sänger, Taschenspieler, Spaßmacher. Als Freund der Jagd, besonders der Falkenjagd, beschäftigte er sich gern mit der Naturgeschichte der Vögel und Pferde und schrieb in beiden Beziehungen selbst schätzbare Beobachtungen nieder. Auch hielt er reiche Thiergärten und Sammlungen ausländischer wilder und seltner Thiere (darunter auch Giraffen). Aber auch das Ernste fand an seinem Hofe eine Stelle und unter Friedrich's Vorsitz wurden die Werke der Gelehrten, Künstler und Dichter geprüft, gelesen und dargestellt und der Sieger mit Kränzen belohnt. Arabische Schriftsteller rühmen seine Kenntnisse in der Philosophie und Mathematik. Er selbst dichtete in italienischer Mundart und in selbsterfundenen Weisen und Versmaßen; von seinem Sohne Enzio hat man noch eine Canzone, und von seinem Kanzler (Großrichter) Peter von Vinea ist das älteste italienische Sonett vorhanden, das wir kennen, so daß man sagen kann, von Friedrich und seinem Hofe zu Palermo sei eine große Einwirkung auf die Entwicklung der italienischen Sprache ausgegangen. — Was Friedrich's

damaliges Äußeres betrifft, so nennt eine Quelle ihn von Antlitz schön und wohlgebildet, und giebt ihm mittlere Statur und röthliches Haar.

Während Neapel und Sicilien unter Friedrich II unstreitig seine glücklichste Zeit hatte, hauste in Oberitalien der Geist des Unfriedens und der Zwietracht: denn die lombardischen Städte, von Eifersucht und Haß getrieben, lagen stets mit einander in Fehde, und nicht selten tobte in einer und derselben Stadt wilder Parteikampf; allenthalben führte das Streben dieser vielen kleinen Republiken nach schrankenloser Freiheit und Unabhängigkeit zu tyrannischem Übermuth oder anarchischer Willkühr. Um daher wieder einen Versuch zur Herstellung der Ordnung zu machen, schrieb Friedrich einen Reichstag nach Ravenna aus; aber die Lombarden widersetzten sich abermals und erneuerten ihren Städtebund, was Friedrich nicht verhindern konnte, da ihn die Dämpfung eines Aufstandes in Sicilien beschäftigte.

Das beharrliche Widerstreben der Lombarden erbitterte den Kaiser um so mehr, da er Grund zu der Besorgniß zu haben glaubte, daß das Beispiel der Lombarden auch die deutschen Stadtgemeinden zu gleichem Widerstand reizen möchte. Darum erließ er schon auf jenem Reichstag Gesetze, welche der Entwicklung eines freien Bürgerthums in Deutschland hemmend entgegentraten und lieh auch nachher den Bemühungen des Adels und der Geistlichkeit, die althergebrachten Gerechtsame freier Landgemeinden zu unterdrücken, seine kaiserliche Unterstützung. Allerdings hatte an diesen Freiheitsbestrebungen und unruhigen Bewegungen jener Gemeinden auch die fortwährende kirchliche Opposition der Ketzer, die in solchen Freistädten und Freigemeinden mehr Schutz fanden, nicht geringen Antheil, und schon seit 1220 machte der Dominicaner Konrad von Marburg verschiedene Versuche die Inquisition auch in Deutschland einzuführen; doch hier zeigte sich dafür kein fruchtbarer Boden, und nachdem dieser wilde Ketzermeister eine ziemliche Anzahl Unschuldiger zum Tode gebracht hatte, wurde er selbst von einigen Edelleuten, die er verfolgte, bei Marburg erschlagen (1233). Dagegen beweist der Kreuzzug gegen die Stedinger, daß sowohl der Adel, als die Geistlichkeit gleiches Interesse an der Unterdrückung dieser kirchlichen und politischen Freiheitsbestrebungen hatte.

Jene zu Ravenna erlassenen Gesetze geboten nämlich z. B. daß in den deutschen Städten alle von den Bischöffen nicht gebilligten Zünfte und Corporationen als staatsgefährliche Vereine abgeschafft, alle früherhin zum Schaden des Reichs gewährten Rechte und Freiheiten aufgehoben und aus hörigen Leuten keine Beisassen (Pfahlbürger) mehr gebildet werden dürften. Aus demselben Grund beschränkte der Kaiser den niedern Lehnsadel und begünstigte dagegen die größern Reichsfürsten durch Erweiterung ihrer Vorrechte. — Als die **Stedinger**, ein friesischer Stamm, der sich um die Hunte und Jahde noch in freien Landsgemeinden erhalten hatte, ihre von dem Grafen von Oldenburg angegriffenen Rechte und Errungenschaften vertheidigten, und die ihnen auferlegten kirchlichen Abgaben und Strafen nicht dulden wollten, bestätigte der Kaiser den mit Bewilligung des Papstes von dem Erz-

bischoff von Bremen wider sie gepredigten Kreuzzug, in welchem die Grafen von Brabant, Holstein, Geldern, Lippe, Cleve rc. mit 40,000 Bewaffneten gegen sie auszogen, also, daß das kleine heldenmüthig kämpfende Volk bei Altenesche 1234 seinen Untergang fand.

Natürlich brachte diese Politik des Kaisers bei Vielen in Deutschland eine um so größere Mißstimmung hervor, als man dort längst mit seiner beständigen Entfernung unzufrieden war. So lange sein Sohn, König Heinrich, noch unmündig war und der kluge Erzbischoff Engelbert von Köln und nach dessen Tode Herzog Ludwig I von Bayern das Reich für denselben verwaltete, geschah alles nach dem Willen und im Sinne des Kaisers; als aber Heinrich nach eingetretener Mündigkeit selbst die Reichsverwesung übernahm, gab er sich einer ausschweifenden Lebensart und schlechten Rathgebern hin, die den ehrgeizigen Jüngling gegen seinen Vater einnahmen und ihm riethen, die Regierung allein in die Hand zu nehmen und zu dem Ende die Fürsten, Prälaten und Städte durch Verleihung ausgedehnterer Freiheiten (im Freibrief von Udine 1232) zu gewinnen.

Der Herzog Ludwig von Bayern hatte sich, gekränkt durch Heinrich's eigenwilliges Wesen, von der Reichsverweserschaft nach seinem Kehlheim zurückgezogen und sich wieder ausschließlich seinem Bayerlande durch Förderung des Handels und Kunstfleißes gewidmet, wurde aber am 14. Sept. 1231, als er eben auf der Donaubrücke lustwandelte, von einem Menschen, der ihm einen Brief überreichte, mit dem Dolche niedergestoßen. Allgemein schrieb man die Urheberschaft dieser Unthat dem jungen König Heinrich zu, der sich habe an ihm rächen wollen, weil jener seinen Verkehrtheiten oft entgegengetreten war. Als auch Ludwig's Sohn und Nachfolger in Bayern, Otto II der Erlauchte, das Benehmen Heinrich's, der mit Empörung gegen seinen kaiserlichen Vater umgieng, mißbilligte, fiel Heinrich von Augsburg aus mit Feuer und Schwert in Bayern ein. Zwar kam es zur Vermittlung, aber Otto mußte ihm seinen Sohn Ludwig als Geisel stellen.

Obgleich von seinem Vater gewarnt und von den meisten Fürsten und Prälaten zurückgewiesen, wendete Heinrich doch alle möglichen Mittel an, seine Partei zu stärken, setzte sich sogar mit den Lombarden in Einverständniß und schloß ohne Rücksicht auf Kindespflicht und Reichsehre mit den zum lombardischen Bunde gehörigen Städten einen eidlichen Vertrag, der ihm die lombardische Krone in Aussicht stellte. An diesem Verrath hatte Papst Gregor keinen Theil; vielmehr hatte er, weil ihm der Kaiser kurz zuvor gegen die empörerischen Römer Hülfe geleistet hatte, die Lombarden alles Ernstes zum Gehorsam gegen den Kaiser ermahnt, von ihnen aber eine verstellte Zusage erhalten.

Als nun Heinrich, von dem niedern Adel und den Städten des Rheinlands unterstützt, losbrechen wollte, eilte sein Vater, der Kaiser, durch den Markgrafen von Baden davon unterrichtet, mit einem kleinen Gefolge im Vertrauen auf sein Recht und die Treue der Deutschen aus Italien durch Österreich nach Bayern, wo sich ihm zu Regensburg sogleich 70 Fürsten und Prälaten mit einem so zahlreichen Heere anschloßen, daß Heinrich,

plötzlich von seinem Anhang verlassen, seinen Vater um Gnade anflehte, die er auf dem Reichstage zu Worms erhielt. Weil ihm aber der Kaiser nicht mehr die volle Macht anvertraute, brach der Unbesonnene abermals die Treue und ließ sich in neue Rüstungen gegen seinen Vater ein, ja soll ihm sogar nach dem Leben gestanden haben. Auf's neue gefangen, konnte er keine Verzeihung mehr erhalten: er wurde einstweilen, bis seine Sache vor die Fürsten gebracht werden konnte, dem Pfalzgrafen Otto dem Erlauchten nach Heidelberg in Verwahr gegeben.

Nachdem der Kaiser die rheinischen Lande beruhigt hatte, feierte er 1235 in dem getreuen Worms seine (dritte) Vermählung mit Isabella, der schönen und geistvollen 21jährigen Schwester des Königs Heinrich III von England, mit einer Pracht, die von dem Wohlstand und der Lebensfülle jener Zeit und Gegend zeugte.

Das Hochzeitfest dauerte vier Tage und wurde durch die Gegenwart von 4 Königen, 11 Herzögen, 13 Markgrafen und Grafen, 13 Erzbischöffen und Bischöffen und unzähligen andern Herren und Rittern verherrlicht, von welchen letztern der kaiserlichen Braut eine von Elfenbein, Gold, Perlen und Muscheln künstlich gearbeitete Wiege übergeben wurde. Ritterspiele, Schau-, Lust- und Gaukelspiele aller Art belustigten die Gäste in verschwenderischer Weise. Den Hofstaat der Kaiserin stattete Friedrich mit morgenländischer Pracht aus. Hatte er doch zur Mitgift nur allein an Geld 30,000 Mark Silbers erhalten!

Hierauf hielt er zu Mainz einen der größten und glänzendsten Reichstage, die man bis dahin gesehen. Auf demselben wurde der gefangene Heinrich seiner Würde entsetzt und Friedrichs junger Sohn Konrad IV zur Nachfolge im Königthum wenigstens einstweilen in Vorschlag gebracht.

Heinrich wurde mit Weib und Kind auf ein Schloß in Apulien gebracht, wo er sein übriges Leben verbüßen mußte. Er starb nach sieben Jahren, 31 Jahre alt, ohne Reue (1242). Auf die Nachricht hiervon schrieb der darob gebeugte Kaiser an die sicilischen Stände: „Ich bin nicht der Erste, noch werde ich der Letzte sein unter denen, die von ungehorsamen Söhnen Schaden litten und dennoch an ihrem Grabe weinten!"

Noch auf demselben Reichstage wurde auch der alte Streit der Welfen und Staufen dadurch beigelegt, daß Otto das Kind, Enkel Heinrich's des Löwen (von dessen Sohn Wilhelm), gegen Aufgebung seiner Ansprüche an Sachsen das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg als Reichslehen zurückerhielt mit dem Recht, es in männlicher und weiblicher Linie zu vererben. Zur Befestigung der Ordnung wurde den Fürsten ihre Landeshoheit gewährleistet und zur Verhütung von Empörungen der Landfriede auf's Neue beschworen, so wie auch die zu Ravenna gegen das Weitergreifen städtischer Freiheiten erlassenen Gesetze bestätigt. Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich, der Theilnahme an Heinrich's Empörung sowohl, als der Bedrückung seiner Städte und Störungen seiner Nachbarn angeklagt, wurde, da er auf mehrmalige Vorladung nicht erschien, in die Reichs-

acht erklärt und mit der Vollstreckung derselben der König von Böhmen und der Herzog von Bayern beauftragt.

4. Aufstand der Lombardei. Friedrich's Doppelkampf mit der Macht der welfischen Städte und des Papstes. Ezzelino. Sieg bei Cortenuovo. Mailand's Erbieten und Friedrich's Starrsinn. Rückgang des kaiserlichen Glücks. Enzio. Friedrich im Bann. Friedrich's Einfall in den Kirchenstaat. Waffenstillstand mit den Lombarden. Gefangennehmung der Bischöffe durch Enzio. — Die Mongolen in Schlesien: Schlacht bei Liegnitz.

Jetzt, da Friedrich sein Ansehen in Deutschland wieder hergestellt und seine Macht durch Bündnisse gestärkt hatte, hielt er es an der Zeit, seine Herrscherrechte auch in der Lombardei mit Nachdruck geltend zu machen, und von 1500 meist schwäbischen und elsässischen Rittern begleitet zog er 1236 wieder über die Alpen mit der Hoffnung, in Verbindung mit den Ghibellinnen daselbst den Lombardenbund zu sprengen und gleich seinem Großvater aus dem Doppelkampf mit der welfischen Städtemacht und dem Papste siegreich hervorzugehen. Denn die unterdeß gepflogenen Verhandlungen hatten zu keiner Verständigung geführt: die wohlgerüsteten Lombarden, welche die im Kostnitzer Frieden gesetzten Freiheitsgränzen längst wieder weit überschritten hatten, wollten sich nicht zur geringsten Beschränkung verstehen, und der Papst, dem schon Friedrich's Macht in Unteritalien zu hemmend war, wollte nicht auch in Oberitalien eine ähnliche aufkommen lassen. Daher sollte das Schwert entscheiden.

An der Gränze der trevisaner Mark empfieng ihn die ghibellinische Partei, an der Spitze Ezzelino da Romano Markgraf von Treviso, ein eben so kühner, als schlauer Mann, der bei der kräftigen Hülfe, die er dem Kaiser leistete, mehr die Vergrößerung seiner eigenen Herrschaft im Auge hatte. Zum Kaiser hielten außer ihm von den übrigen Fürsten die Grafen von Savoyen und Malaspina, von den ghibellinischen Städten aber Cremona, Pavia, Parma, Modena. Unter den Gegnern des Kaisers traten der Markgraf Azzo VII, aus dem Welfenstamm, und die Städte Mailand, Piacenza, Bologna, Vicenza &c. hervor.

Kaum war der Kampf (1236) mit der Erstürmung von Vicenza eröffnet, als der Kaiser noch im Winter desselben Jahrs nach Deutschland eilen mußte, wo er den Herzog von Österreich, der die Bayern und Böhmen, welche an ihm die Reichsacht vollziehen wollten, geschlagen hatte, mit Hülfe noch mehrerer andern Reichsfürsten auf's nachdrücklichste demüthigte und sein Land unter kaiserliche Verwaltung stellte, die erst einige Jahre später wieder aufgehoben wurde, als der Herzog den Kaiser in Italien unterstützte.

Nachdem Friedrich noch die Wahl und Krönung seines Sohnes Konrad zum deutschen König hatte vollziehen lassen (1236), kehrte

er im folgenden Jahre mit einem kleinen Heere nach der Lombardei zurück, wo unterdeß Ezzelin Padua und Treviso erobert und in diesen Städten seinen eisernen, mehr und mehr zur Bosheit und Grausamkeit sich steigernden Sinn zu offenbaren angefangen hatte.

Von einer glänzenden Ritterschaft aus Deutschland und Sicilien umgeben und von 10000 Sarazenen aus Sicilien unterstützt, brachte der Kaiser nach der Eroberung Mantua's die ihm ausweichenden Lombarden zu der entscheidenden Schlacht bei Cortenuovo am Oglio, in welcher 10000 derselben theils getödtet, theils gefangen wurden und das Carocium der Mailänder in seine Hände fiel. In der Freude über diesen Sieg vermählte Friedrich dem Ezzelino eine seiner natürlichen Töchter, die er auf das reichste ausstattete.

Betäubt durch diese Niederlage, erklärten alle Städte von der Adda bis zu den piemontesischen Alpen ihre Unterwerfung, und selbst die Mailänder, die nur noch auf Bologna, Brescia und Piacenza rechnen konnten, erboten sich nicht nur zum Huldigungseid, sondern auch zu den bedeutendsten Opfern, wenn ihnen das Recht gelassen würde, ihre eigenen Obrigkeiten zu wählen.

Allein Friedrich, vom Glücke verblendet und von Ezzelin's Arglist, wie von Cremona's Neid auf Mailand angetrieben, verlangte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, ohne zu ahnen, daß er mit dieser gewaltherrischen Forderung den Wendepunct seines Glücks und Ruhms betrat.

Bei dieser Forderung warnte ihn die besonnene Gräfin von Caserta mit den Worten: „Herr! Ihr habt ein so schönes Reich, Ihr habt Alles, was einen Menschen glücklich machen kann: warum stürzt Ihr Euch in diesen neuen Kampf?" — „Der Ehre wegen, war Friedrich's Antwort, bin ich so weit gegangen, der Ehre wegen kann und will ich nicht mehr zurück!"

Eine Wiederholung des harten Geschicks, das einst sein Großvater ihrer Stadt bereitet hatte, befürchtend, ermannten sich die Mailänder zum Kampf auf Leben und Tod, indem sie einmüthig beschloßen, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben, als ihre Stadt vernichten und sich durch Gefängniß oder Henkershand hinopfern zu lassen.

Durch Mailand's Trotz ermuthigt, hielt sich das von Friedrich belagerte Brescia, von der Witterung begünstigt, gegen die vielfach wiederholten Bestürmungen der Kaiserlichen so glücklich, daß Friedrich nach drei Monaten die Belagerung aufheben und einen Waffenstillstand eingehen mußte (1238). Von da an schwand die Furcht vor der Übermacht der kaiserlichen Waffen; der Muth kehrte selbst bei den Unterworfenen zurück und die Hoffnung auf Rettung der Freiheit belebte sich um so leichter, als nun auch der Papst, den Rückgang des kaiserlichen Glücks benützend, den Bedrohten auf's Neue die schärfsten Waffen seiner päpstlichen Macht lieh.

Vergebens hatte Gregor von Anfang an den Kaiſer aufgefordert, die oberitalieniſchen Angelegenheiten dem Schiedsrichterſpruche des h. Stuhls zu unterſtellen. Die ſcharfen Entgegnungen Friedrich's vermehrten die Spannung, und als er vollends 1238 die Inſel Sardinien, auf welche der römiſche Stuhl nicht ungegründete Eigenthumsanſprüche machte, ſeinem natürlichen Sohne, dem ſchönen Enzio (Enzius), durch deſſen Vermählung mit Adelaſia, der letzten Erbin dieſer Inſel verſchaffte und ihn zum König von Sardinien erhob: da drohte der Papſt mit den härteſten Maßregeln, trat mit den Lombarden ſowohl, als mit Venedig und Genua in ein enges Bündniß, und ſprach, eben als Friedrich zu Padua das Palmenfeſt am 20. März 1239 mit allgemeinem Jubel begieng, zu Rom den Bann über ihn aus, wobei er alle ſeine Unterthanen ihres Eides entband und allen Geiſtlichen verbot, ihm den Troſt der Kirche zu gewähren. Der Kaiſer verſäumte nicht, die Beſchuldigungen entſchieden zurückzuweiſen und ſich auch in einem Schreiben an die europäiſchen Könige und Fürſten zu rechtfertigen. Dabei griff er den Papſt nicht weniger hart an, ſo daß ſich in dem dadurch veranlaßten Schriftenwechſel beide Theile in den heftigſten Vorwürfen und Schmähungen überboten.

Schon vor dem Ausſpruch des Bannes hatten Bettelmönche das Volk dem Kaiſer durch die Beſchuldigung abwendig zu machen geſucht, er habe ſich läſterlich über die „Mutter Gottes", über das h. Abendmahl und andere Myſterien des Chriſtenthums ausgelaſſen, die Heiden vor den Chriſten begünſtigt, ſarazeniſche Kebsweiber gehalten ꝛc. Unter den verſchiedenen Gründen, die der Papſt ſelbſt angab, traten beſonders folgende hervor: Friedrich habe den Papſt und die Kardinäle von ihren Sitzen zu verdrängen geſucht, die Freiheit der Kirche verletzt, durch Anſiedlung der Sarazenen den Glauben der Chriſten verunreinigt, päpſtliche Beſitzthümer ſich unterworfen, die Rettung des heiligen Landes hintertrieben u. ſ. w. — Dagegen beſchuldigte Friedrich den Papſt der Unwahrheit und nannte ihn einen unwürdigen Stellvertreter Chriſti, einen wahnwitzigen Propheten ꝛc. Darüber entrüſtet bezeichnete der Papſt ihn als „das aus dem Meere geſtiegene Thier der Offenbarung, das mit ſeinen Klauen und eiſernen Zähnen Alles zerbreche, mit den Füßen Alles zertrete und ſich, von allen Ungläubigen unterſtützt, gegen Chriſtus erhebe, um deſſen Bundestafeln mit dem Griffel ketzeriſcher Bosheit auszulöſchen, ja den Namen des HErrn von der Erde zu vertilgen." Und um vorzüglich den Vorwurf des Unglaubens und der Ketzerei zu begründen und bei der Chriſtenheit den tiefſten Abſcheu vor dieſem Kaiſer zu erregen, ſchrieb Gregor unter Anderm: „Dieſer König der Peſtilenz behauptet, die ganze Welt ſei von drei Betrügern — Moſes, Muhammed und Chriſtus — getäuſcht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend geſtorben ſei!" — eine Behauptung des Papſtes, auf die ein weit ſpäter erſchienenes, fälſchlich dem Kaiſer oder ſeinem Kanzler zugeſchriebenes Machwerk de tribus impostoribus ſich gründete. — Dagegen nun verglich Friedrich den Papſt mit jenem Thier, von welchem in der Offenbarung geſchrieben ſteht: „ein anderes Pferd gieng heraus das war roth, und der darauf ſaß, nahm den Frieden von der Erde weg, damit ſich die Lebendigen unter einander erwürgeten"; bald nannte er ihn einen mit dem Öl der Schelmerei geſalbten Phariſäer, einen zweiten Bileam, den großen Drachen, der die ganze Welt verführt habe, ja den Antichriſt. —

Bei dem Vorwurf der Ketzerei wies Friedrich insbesondere auf die Inconsequenz des Papstes hin, der einerseits die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilge, anderseits sie dadurch hege, daß er die lombardischen Städte, in denen doch die Ketzerei ihr sicherstes Nest habe, in seinen Schutz nehme und im Ungehorsam gegen ihren weltlichen Oberherrn steife. Den Vorwurf des Unglaubens suchte Friedrich dadurch zu entkräften, daß er versicherte, nicht gegen den heiligen Stuhl selbst, sondern nur gegen dessen anmaßlichen Inhaber sei seine Verachtung gerichtet; und was sein Verhältniß zur Kirche und deren unsichtbares Haupt beträfe, so erklärte er ausdrücklich das apostolische und athanasianische Glaubensbekenntniß auch für das seine; den Moses halte er für einen Freund und Vertrauten Gottes, den Muhamed aber für einen Erzbetrüger.

In wie weit Friedrich's Übereinstimmung mit dem christlichen Bekenntniß aufrichtig war und wie er es sich bei seinen sonstigen sehr freigeistischen Ansichten zurecht legte, bleibt dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß sein anderweitiger Ausspruch, der Mensch solle nur das glauben, was er vi et ratione naturae annehmen könne, seinen innern Glaubens- und Erkenntnißstandpunct hinreichend bezeichnet. Sein Hauptzweifel richtete sich übrigens noch weit mehr gegen die Berechtigung der römischen Hierarchie, mit der seine absoluten Herrscherzwecke allerdings im äußersten Gegensatz standen.

Zwar verfehlte das Verfahren des Papstes bei dem gemeinen Volke seines Eindrucks nicht, dagegen konnte er die Regenten zum Auftreten gegen den Kaiser nicht bewegen: denn als Gregor die deutschen Fürsten aufforderte, sich einen Kaiser zu wählen, antworteten ihm die geistlichen, er möge auf Frieden mit dem Kaiser denken, um kein Ärgerniß zu geben, und mehrere der übrigen Reichsfürsten erklärten, der Papst habe keine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur den von ihnen gewählten zu krönen; selbst der Welfe Otto von Braunschweig erklärte, er wolle nicht durch Untreue gegen den Kaiser das Schicksal seines Oheims, Kaiser Otto's IV, auf sich herabziehen. Viele deutsche Bischöffe machten den Bannspruch gar nicht bekannt. Und als Gregor dem König Ludwig IX von Frankreich für seinen Bruder Robert von Artois die deutsche Krone antrug, schlug der fromme König sie aus und redete dem Kaiser das Wort.

„Habe Friedrich," schrieb er, „aus religiösen Gründen Absetzung verdient, so könne sie nicht vom Papste, als dem persönlichen Feinde Friedrich's, sondern nur von einer Kirchenversammlung ausgehen; warum denn der h. Vater einen so mächtigen Fürsten unüberführt verdamme? Friedrich sei immer ein guter Nachbar Frankreich's gewesen; er (Ludwig) habe weder an seiner weltlichen Gerechtigkeit, noch an seinem Glauben etwas Bedenkliches gefunden; um die römische Rachgier zu befriedigen, habe er keine Lust, einen Fürsten zu bekriegen, dem so große Macht, noch mehr aber die Gerechtigkeit zur Seite stehe." — Und zu den päpstlichen Gesandten sagte er: „Mit welcher Kühnheit wagt es der Papst, einen so großen Fürsten, dem Niemand unter den christlichen Fürsten gleich stehe, ohne Überführung oder eigenes Geständniß von der Hoheit des Kaiserthums herunterzustürzen?" — Als französische Gesandte dem Kaiser von dem Geschehenen Mittheilung machten, hob Friedrich die Hände zum Himmel und erklärte ihnen unter Thränen und Schluchzen „er sei in Wahrheit ein katholischer Christ." Die Gesandten entgegneten beruhigend: „Das wolle Gott nicht, daß wir einen Christen ohne offenkundige Schuld angriffen! Auch treibt uns kein Ehrgeiz: denn

wir glauben, daß unser König, der erbliche Beherrscher Frankreich's höher stehe, als der bloß durch Wahl erhobene Kaiser."

Obgleich nun aber Friedrich in Deutschland nichts zu fürchten hatte und er die Ruhe in seinem sicilischen Reiche durch kräftige, die Wirkung des Bannes mindernde Maßregeln (z. B. durch strenge Bestrafung der den Gottesdienst verweigernden Geistlichen) aufrecht erhielt, so gelang es ihm dagegen in der Lombardei nicht, seine Partei zu verstärken; vielmehr nahm dort der Abfall überhand: denn die Achtserklärung über die Abfallenden schreckte weniger, als der Bann. Erst als Friedrich in den Kirchenstaat einfiel und der feurige Enzio die Mark Ancona eroberte, erschrack der Papst mit den Römern, und selbst Gregor's erneuerter Bannfluch über Friedrich und über den zum Statthalter von Italien ernannten Enzio konnte die Fortschritte des Kaisers nicht hemmen.

Zwar rettete Gregor's feste Haltung wenigstens die Stadt Rom und Friedrich mußte in Apulien neue Mittel aufzubringen suchen; allein ein Waffenstillstandsschluß der Lombarden und Friedrich's strenge Maßregeln gegen alle päpstlich Gesinnten, ferner die Eroberung Ravenna's, Faenza's und Benevent's und eine abermalige Bedrohung Rom's, dazu die schreckende Nachricht von dem Einbruch der Mongolen in Europa und deren Vordringen durch Polen, Ungarn nach Deutschland — das Alles machte den Papst zur Nachgiebigkeit geneigt, und auf einen frühern Vorschlag Friedrich's zurückkommend berief er 1240 eine Kirchenversammlung nach Rom, nicht um die obwaltenden Streitigkeiten ihrem Ausspruche zu unterwerfen, sondern um mit Hülfe des gesammten Klerus leichter die Oberhand zu bekommen. Weil er daher in dem Ausschreiben nur die Beseitigung der „schweren Lasten der Kirche" als Zweck angab und nur entschiedene Widersacher des Kaisers einlud, so erklärte Friedrich in einem Schreiben an alle Könige und Fürsten diese ohne kaiserliche Einwilligung berufene Kirchenversammlung für ungültig, da sie nicht zum Frieden, sondern nur zur Verlängerung des Kampfes führen werde. Auch warnte er die Geistlichen vor der Reise nach Rom, weil er ihnen kein sicheres Geleite gewähren könne. Zugleich ließ er zu Land und Meer alle Zugänge sperren, um den Zusammentritt der aus verschiedenen Ländern herbeikommenden Prälaten zu hindern.

Dennoch langte eine beträchtliche Anzahl Cardinäle, Bischöffe und Äbte in Nizza an und bestieg 60 genuesische Schiffe, um sich nach Rom überfahren zu lassen. Aber Enzio stand mit sicilischen Galeeren und pisanischen Schiffen auf genauer Wache und griff die genuesische Flotte so nachdrücklich an, daß 22 Schiffe erobert, die übrigen theils versenkt, theils in die Flucht geschlagen wurden; 2000 Menschen ertranken in den Fluthen, 4000 Bürger mit 100 lombardischen Abgeordneten, und über

hundert Prälaten mit vielen untergeordneten Geiſtlichen geriethen in Gefangenſchaft, welche dieſe Prälaten auf einem Schloſſe bei Neapel beſtehen mußten (1241).

Während Friedrich in einer Mittheilung an den König von England das Gelingen dieſes Gewaltſchritts der Hülfe Gottes zuſchrieb, der nicht wolle, daß die Welt allein vom Prieſterthume regiert werde, ſondern daß auch das weltliche Regiment daneben einkomme, — erhob Gregor über dieſen an der Kirche verübten Frevel laute Klagen und beſchuldigte den Kaiſer vor der geſammten Chriſtenheit der Argliſt und der Heimtücke. Da Friedrich weder die Gefangenen losgab, noch ſich abhalten ließ, weitere Eroberungen im Kirchenſtaate zu machen, um die päpſtliche Macht gänzlich zu brechen, ſo erlag Gregor ſo vielen Schlägen und ſtarb vor Kummer (21. Aug. 1241) als ein faſt 100jähriger Greis, deſſen achtungswerthe Standhaftigkeit nur allzuſehr mit Eigenſinn vermiſcht war, wodurch eben Friedrich's Trotz auf die Spitze getrieben wurde.

In demſelben Jahre bedrohte die aus dem Innern Aſiens hervorgebrochene **Mongolenmacht**, welche ſich unter **Dſchingischan** und ſeinem Sohne Octai über den größten Theil Aſiens von den äußerſten Gränzen China's an bis in Vorderaſien und über einen Theil des europäiſchen Oſten ausgebreitet hatte, auch die Gaue Deutſchlands, ohne daß der zwiſchen dem Kaiſer und Papſt mit aller Erbitterung geführte Kampf es zugelaſſen hätte, der Gefahr früher zu begegnen. Vergebens hatte der Papſt die Fürſten der Chriſtenheit gegen dieſen ihren furchtbarſten Feind aufgeboten; vergebens ſeine Franciscanermönche zur Bekehrung der mongoliſchen Fürſten abgeſendet: letztere wieſen die Prediger mit Hohn zurück und forderten vielmehr ihrerſeits den Papſt zur Unterwerfung auf.

Erſt als die Mongolen unter ihrem Führer Batu durch Polen in Schleſien eingedrungen waren und ſchon Breslau verbrannt hatten, Herzog Heinrich der Fromme von Niederſchleſien aber, der ſich ihnen mit einem kleinen aus Schleſiern, Polen, Deutſchen geſammelten Heere entgegenwarf, 1241 in einer zweitägigen Schlacht auf der Wahlſtatt bei Liegnitz (am Rieſengebirg) tapfer kämpfend unterlegen war, als auch die Ungarn geſchlagen, ihre Gaue verwüſtet und die Donaulande mit Raub, Brand und Mord erfüllt waren: richtete Kaiſer Friedrich ein Aufgebot an alle Fürſten und Völker Europa's, daß ſie ſich „gegen dieſe Söhne des Teufels" aufmachen ſollten. Doch nur ſein Sohn Konrad in Deutſchland und ſein Sohn Enzio in Italien rüſteten mit Eifer, brachen gegen die Mongolen auf und zwangen ſie durch eine Schlacht unter den Mauern Neuſtadt's an der Donau, auf den Rückzug nach Aſien zu denken. — (Die weitere Entwicklung dieſer mongoliſch-tartariſchen Bewegung wird weiter unten K. 9, 3. näher angegeben werden.)

5. Friedrich's Abnahme. Innocenz IV. Flucht des Papſtes. Die Kirchenverſammlung zu Lyon und erneute Bannung Friedrich's. Heinrich Raspe Gegenkönig. Das Interdict. Konrad's Sieg über Raspe. Wilhelm von Holland Gegenkönig. Verſchwörung und Aufruhr im ſiciliſchen Reiche. Vergebliche Belagerung Parma's. Peter de Vineis. Niederlage und Gefangenſchaft Enzio's. Scheinbares Wiederaufkommen Friedrich's. Sein Tod.

Nach Gregor's Tode wurde Cöleſtin IV gewählt, ſtarb aber ſchon nach 17 Tagen. Die Wahl eines neuen Papſtes konnte nun aber lange

nicht zu Stande kommen. Das Hinderniß lag theils im Zwiespalt der Cardinäle mit den Römern, theils in dem Ehrgeiz und Neid dieser Würdenträger, zuletzt auch in absichtlicher Wahlverzögerung, um die daraus hervorgehenden Verwirrungen dem Kaiser aufbürden zu können. Das früher so häufig angewandte Mittel der Kaiser, durch eine Versammlung ergebener Bischöffe einen Papst zu setzen, konnte Friedrich nicht anwenden, da er mit der ganzen Kirche zerfallen war.

Endlich nach siebenvierteljährlicher Erledigung des päpstlichen Stuhls erzwang des Kaisers strafendes Einschreiten und Frankreichs Drohung, sich von der römischen Mutterkirche zu trennen, die Papstwahl, welche auf den genuesischen Grafen Fiesco von Lavagna fiel, der als **Innocenz** IV am 25. Juni 1243 den heiligen Stuhl bestieg, um der päpstlichen Herrschaft mit kühnberechnender Klugheit und eiserner Willensfestigkeit vollends den Sieg über die weltliche Macht zu verschaffen.

Noch vor der Wahl scheinbar Friedrich's Freund, lehnte Innocenz nach derselben dessen Antrag auf eine mündliche Verständigung mit der Erklärung ab, der Kaiser sei noch im Bann und könne erst, wenn er sich vor einem Gerichte geistlicher und weltlicher Herren gegen Gregor's Anklagen gereinigt haben würde, losgesprochen werden. Getäuscht rief Friedrich: „ich fürchte, einen Freund unter den Cardinälen verloren zu haben und ihn als Feind auf dem päpstlichen Stuhle zu finden! Kein Papst kann ein Ghibelline sein!"

Nach langen Unterhandlungen erbot sich Friedrich, nicht nur allen der Kirche zugefügten Schaden zu ersetzen, sondern sogar Kirchenbuße zu thun und dem Papste in geistlichen Dingen die unbeschränkte Gewalt über Könige und Fürsten zuzugestehen. Da aber Innocenz jene Zugeständnisse vor der Lösung des Bannes beschworen haben wollte, brach Friedrich die Unterhandlungen ab und traf Anstalten, den Papst in Rom einzuschließen. Allein Innocenz entfloh verkleidet nach Civitavecchia und von da zu Schiffe nach Genua, von wo er unter dem schützenden Geleite der Grafen von Montferrat und Savoyen über die Alpen nach Lyon eilte, das damals eine fast unabhängige Stellung einnahm.

Kaum dort angekommen, erneuerte Innocenz den Bannfluch über den Kaiser und berief die von Gregor ausgeschriebene und von Friedrich gestörte Kirchenversammlung nach Lyon, nicht etwa um den Streit des Papstthums mit dem Kaiserthum zu schlichten, sondern um das letztere in seinem Träger zu demüthigen und es für immer in die hierarchischen Fesseln zu schlagen. Die Versammlung zählte gegen 150 hohe Prälaten aus Spanien, Frankreich, England, der Lombardei und einigen Theilen Deutschlands und Ungarns und wurde am 24. Juni mit großem Gepränge eröffnet. Den Friedensvorschlägen, welche der Kaiser durch seine drei Gesandten Peter de Vineis, Thaddäus von Sessa (Suessa) und Walther von Ocra vorlegen ließ, setzte Innocenz die

schon von Gregor erhobenen, jetzt nur noch greller gefaßten Anklagen entgegen, und bald zeigte sich's, daß das Urtheil schon im Voraus festgestellt war.

Die muthige und besonnene Vertheidigung des Thaddäus von Sessa wurde von Innocenz mit der größten Heftigkeit zurückgewiesen, des Kaisers wiederholtes Anerbieten zu jedmöglicher Genugthuung für Trug und Arglist erklärt, die angebotene persönliche Erscheinung desselben zur Ablegung seines Glaubensbekenntnisses nicht abgewartet, sondern — ungeachtet sein Gesandter an eine allgemeine unparteiischere Versammlung und an einen künftigen milder gesinnten Papst appellirte, — ohne förmliche Beschlußnahme, doch mit schauerlicher Feierlichkeit das Verdammungsurtheil ausgesprochen. Durch dasselbe wurde Friedrich als ein von Gott Verworfener aller seiner Kronen verlustig erklärt, seine Völker ihres Eides gegen ihn entbunden, alle, die ihm noch gehorchen würden, mit dem Banne, so wie die ihm anhängigen Länder mit dem Interdicte bedroht und die Deutschen besonders aufgefordert, sich einen andern König zu wählen, während Innocenz die Bestimmung über das sicilische Reich sich selber vorbehielt.

Als nach den letzten Worten des Fluchs sämmtliche Bischöffe die brennenden Kerzen, die sie dem Ritus gemäß bei der Aussprechung desselben in Händen gehalten hatten, auf die Erde warfen, daß sie erloschen, rief Thaddäus von Sessa an die Brust sich schlagend: „das ist der Tag des Zorns, der Trauer und des Verderbens! nun werden die Ketzer jubeln, die Chowaresmier im Morgenland herrschen und die Tartaren sich erheben!" und verließ in Eile die Versammlung, um seinem Herrn die Unheilsbotschaft zu überbringen.

Friedrich's Zorn entbrannte auf's heftigste: er ließ sich eine Krone bringen, setzte sie auf und rief mit furchtbarer Stimme: „Noch hab' ich meine Krone, und kein Papst, keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf entreißen!" Darauf ergriff er Maaßregeln, durch welche er die Folgen der Lyoner Beschlüsse abzuwenden hoffte. Zunächst schärfte er die Strafen gegen diejenigen Geistlichen, welche etwa ihr Amt nicht würden verrichten wollen und forderte überhaupt von der Geistlichkeit einen Drittheil ihrer Einkünfte; dann sandte er an alle Cardinäle eine Protestation gegen die Beschlüsse des Concils und forderte in ausführlichen Sendschreiben alle europäischen Könige und Fürsten auf, die Anmaßungen des Papstes nicht zu dulden und an ihm (dem Kaiser) ein Beispiel zu nehmen, daß sie alle ebenfalls von der römischen Herrschgier würden untertreten werden, wenn sie nicht vereint mit ihm den Mißbrauch der Priestergewalt hemmen würden. Allein die Könige von Frankreich und England sahen in den von Friedrich auf die Geistlichen ohne Unterschied ausgesprochenen Beschuldigungen einen Angriff auf den ganzen Priesterstand, den sie als einen von Gott eingesetzten nicht

verachtet wiſſen wollten, und ließen ſich nicht für ſeine Anſicht gewinnen. Doch bot Ludwig IX ſeine Vermittlung zu einer theilweiſen Sühne an; weil aber Innocenz als erſte Bedingung von dem Kaiſer und ſeinem Sohne Konrad eine völlige Regierungsentſagung verlangte, ſo war zwiſchen beiden Gegnern der Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich.

Von Seiten des Papſtes wurden mit raſtloſer Thätigkeit alle Mittel aufgeboten, um dem Kaiſer in Deutſchland und Italien beizukommen. Um vor allen Dingen in Deutſchland einen Gegenkönig aufzuſtellen, wurden weder Bitten, noch Drohungen, noch Geldſummen geſpart. Alle Fürſten wieſen die päpſtliche Zumuthung zurück; nur Landgraf Heinrich Raspe (d. h. der Rauhe) von Thüringen, von den geiſtlichen Fürſten bearbeitet, nahm 1246 zu Hochheim bei Würzburg die traurige Würde an und erhielt, weil er bloß von Biſchöffen gewählt war und der Papſt ihn mit Geld zur Werbung eines Anhangs und Heeres verſah, vom Volke den Spottnamen „der Pfaffenkönig.“ König Konrad mußte ihm zwar anfangs durch den Verrath zweier beſtochenen ſchwäbiſchen Grafen den faſt ſchon gewonnenen Sieg bei Frankfurt überlaſſen, zog aber bald wieder gegen ihn aus und brachte ihm, vorzüglich mit Hülfe der Bayern und der Reichsſtädte, 1247 bei Ulm eine Niederlage bei, aus der ſich Heinrich Raspe verwundet nach der Wartburg zurückzog, wo er bald ohne Nachkommen ſtarb.

Vergeblich machte Friedrich neue Vergleichsvorſchläge; vergeblich mahnte Ludwig IX den Statthalter Chriſti zur Verſöhnlichkeit: Innocenz IV blieb unbeweglich. Durch Zehnterpreſſungen, Ablaß- und Pfründenverkauf in allen Ländern wurden neue Summen aufgebracht, um Kronbewerber anzulocken: kein deutſcher Fürſt aber wollte dieſe Schmach auf ſich laden. Innocenz bot die deutſche Krone ſogar dem norwegiſchen König Hakon an; auch dieſer wies das Anſinnen mit der Bemerkung zurück, daß er zwar gegen alle Feinde der Kirche, nicht aber gegen die Feinde des Papſtes zu kämpfen bereit ſei.

Endlich ließ ſich der 20jährige ehrgeizige Graf Wilhelm von Holland bewegen, die entwürdigte Krone aus den Händen einiger Biſchöffe im Dorfe Wörfingen bei Köln ſammt dem päpſtlichen Geld zur Anwerbung eines Heeres anzunehmen. Obgleich Wilhelm nur wenige Städte gewinnen konnte, ſo nahm doch von nun an die allgemeine Verwirrung in Deutſchland zu, weil umhergeſandte Schaaren von Bettelmönchen mit ihren Kreuzpredigten gegen die „ketzeriſchen“ Hohenſtaufen bei dem gemeinen Haufen Eingang fanden und viele der kleineren Herren dieſe Gelegenheit ergriffen, ſich der Lehnspflicht zu entziehen, die größeren aber unthätig blieben und ſelber Mühe hatten, ſich des einreißenden Fauſtrechts zu erwehren. Nur Herzog Otto von Bayern hielt treu zu König Konrad, ſeinem Schwiegerſohne; dennoch aber konnte es Konrad nicht mehr wagen, im offenen Feld zu erſcheinen, ſondern

hielt es für gerathen, einstweilen in Italien bei seinem Vater Rath und Schutz zu suchen.

Aber auch in Italien hatte unterdeß Innocenz dem Kaiser schwere Kämpfe zu bereiten gewußt. Sowohl in der Lombardei, als in Apulien waren gleichfalls päpstliche Sendlinge, darunter selbst Cardinäle, mit allen Mitteln thätig, den Widerstand gegen den Kaiser hier zu stärken, dort anzuregen. Kaum hatte Friedrich kurz nach der Lyoner Kirchenversammlung den Mailändern eine schwere Niederlage beigebracht, als auf Anstiften der päpstlichen Partei mehrere apulische Große eine Verschwörung gegen sein Leben stifteten, die zwar von dem treuen Grafen Caserta entdeckt wurde, aber dennoch einen Aufruhr in Neapel und Sicilien zur Folge hatte, den Friedrich mit den härtesten Strafen unterdrücken mußte. Als er hierauf diese gehässigen Umtriebe des Papstes aller Welt vor Augen legte, suchte Innocenz den nachtheiligen Eindruck davon durch die Gegenbeschuldigung zu entkräften, daß Friedrich Meuchelmörder gegen ihn gedungen habe, was jedoch nur des Papstes Anhang glaubte.

Des aufreibenden Streites müde und die Abnahme seiner Gesundheit fühlend, bot Friedrich abermals die Hand zur Aussöhnung und wurde dabei wieder von Ludwig IX unterstützt. Fest sein Ziel, den Kaiser um jeden Preis zu verderben, im Auge, wies Innocenz jeden Vorschlag zurück und fuhr fort, diesseits und jenseits der Alpen das Kreuz gegen Friedrich als gegen einen „zweiten Pharao", als den „Statthalter des Satans", als den „Vorläufer des Antichrists" predigen zu lassen. Da beschloß Friedrich, sich durch einen raschen Zug nach Lyon, wo bereits der Stolz und die Üppigkeit des päpstlichen Hofs eine gährende Stimmung hervorgebracht hatte, einen Vergleich zu erringen, als plötzlich der durch päpstliches Geld bewirkte Überfall und Abfall Parma's den Kaiser zur Belagerung dieser ihm höchst wichtigen Stadt nöthigte. Die Belagerung zog sich in die Länge und um sie im Winter nicht aussetzen zu müssen, ließ er am linken Ufer des Parmaflusses eine weitläufige Veste bauen, der er den Namen Vittoria gab. Schon schien Parma, von Hungersnoth bedroht, dem Falle nahe zu seyn, als, während einst der Kaiser auf der Falkenjagd war, ein Ausfall der Parmesaner die sorglosen Belagerer durch Zerstörung Vittoria's um die Frucht aller bisherigen Anstrengungen brachte. Unter der großen Beute, welche die Parmesaner machten, befanden sich die kaiserlichen Insignien, und unter den 3000 Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, des Kaisers erster Rathgeber Thaddäus von Sessa, der von der Wuth der Parmesaner in Stücke gehauen wurde.

Dagegen eroberte der durch seine wilde Grausamkeit von allen Guelfen gefürchtete Ezzelino mehrere andere Städte, und König Enzio nahm den Mantuanern ihre ganze Po-Flotte weg.

Während Ezzelino und Enzio den Kampf in der Lombardei fortsetzten, suchte Friedrich sein apulisches Reich zu beruhigen, wo indeß die er-

neuerten Bannflüche des Papstes und die ausschweifenden Kreuzpredigten der Mönche das gemeine Volk mehr und mehr gegen den Kaiser eingenommen und selbst viele seiner alten Anhänger in ihrer Treue wankend gemacht hatten. Mußte er doch die Kränkung erleben, daß selbst sein langjähriger, von ihm aus der Niedrigkeit zu den höchsten Amtswürden emporgehobener, mit seinem unbedingten Vertrauen beehrter Kanzler Peter de Vineis den Einflüsterungen seiner Feinde Gehör gab, so daß derselbe, als Friedrich ihn, in dem Verdacht der Mitwissenschaft einer an ihm versuchten Vergiftung, gefangen setzen ließ, sich in der Verzweiflung das Leben nahm.

Lange Zeit hindurch war dieser feingebildete, gewandte und beredte Staatsmann der vertrauteste Freund des Kaisers. Erst als auch der durch seine Klugheit und Beredtsamkeit ausgezeichnete Thaddäus von Sessa mit dem auch schon genannten Walther von Ocra Einfluß bei Friedrich gewann und die kaiserliche Partei durch unermüdete Thätigkeit zu stärken wußte, erkaltete Peter aus Eifersucht in seinem Eifer, was schon bei der Lyoner Kirchenversammlung heraustrat, wo er hinter der Thätigkeit des Thaddäus zurückblieb, so daß Friedrich von da an diesem letztern ein größeres Vertrauen schenkte und Peter sich mehr und mehr von seinem Herrn abwandte. Er scheint um jene ernste Verschwörung gegen den Kaiser gewußt —, und die Furcht, mit in die Strafe gezogen zu werden, scheint ihn den Versuchen der Päpstlichen, ihn für sich zu gewinnen, zugänglicher gemacht zu haben. Wenigstens bedienten sie sich seiner als eines blinden Werkzeugs bei dem Mordplan, den sie durch einen gewissenlosen Arzt an dem kränklichen Kaiser ausführen wollten. Arglos empfahl Peter auf ihr Ersuchen dem Kaiser jenen Arzt, der ihm eine vergiftete Arznei reichte. Friedrich aber, dem Menschen mißtrauend, gebot ihm die Hälfte des Trankes zu leeren. Im Gewissen getroffen warf sich der Arzt auf sein Antlitz und verschüttete die eine Hälfte des Trankes. Da ließ Friedrich den Rest der Arznei von einem zum Tod verurtheilten Missethäter kosten, und als derselbe in wenigen Augenblicken daran starb, den Arzt verhaften und auf das Geständniß seiner Schuld hinrichten, den Peter aber, weil er jenen empfohlen hatte, auf noch andere Anzeigen hin blenden und in's Gefängniß werfen. Überwältigt vom Gefühl seines Elends zerstieß sich der unglückliche Mann sein Haupt an der Säule seines Kerkers und preßte durch alles dieß dem Kaiser den schmerzlichen Ausruf aus: „Wehe mir! die Treusten bereiten mir den Tod! und der Papst, den meine Vorfahren emporhoben, sinnt auf das Verderben des Reichs und auf meinen Untergang! Wem soll ich fürder noch trauen? wo kann ich jemals froh werden, wo mich sicher glauben?"

Noch krank und angegriffen von diesem Schlag, wurde Friedrich von einem neuen, noch größern betroffen: denn sein liebster, an Tapferkeit, Schönheit und Edelsinn die Ritterschaft seiner Zeit überstrahlender Sohn Enzio, die Bewunderung Italiens und der Stern der Ghibellinen, wurde in der Schlacht am Waldbache Fossalta (unweit Modena) mit 200 Rittern von der Übermacht der Bolognesen gefangen genommen und im Triumph nach Bologna gebracht, wo der 24jährige Heldenjüngling sein Leben in ewiger Haft verschmachten sollte. Friedrich suchte durch Drohungen und Anerbietungen seine Freiheit zu bewirken; aber vergebens: der Schmerz des Vaters sollte nie enden. Und

um das Maaß des Unglücks voll zu machen, warf auch Ezzelino endlich die Maske ab und gebahrte ſich in allen von ihm eroberten Städten (Treviſo, Vicenza, Trevigi, Belluno, Padua ꝛc.) als unabhängiger, ſelbſtherrlicher Gebieter.

Von Seelen- und Körperleiden gelähmt, befand ſich Friedrich eine Zeit lang in unthätiger Abſpannung. Dann aber raffte er ſich noch einmal in alter Kraft auf, und da er noch immer in Toscana und im Kirchenſtaat im Vortheil war, — zumal er ſich nicht ſcheute, zum Verdruſſe chriſtlichgeſinnter Seelen große Schaaren ſiciliſcher und afrikaniſcher Sarazenen zu verwenden, die ganz ſchonungslos verfuhren —; da ferner ſeine durch den Handel mit dem muhammedaniſchen Morgenland blühenden Erbſtaaten noch keine feindlichen Waffen geſehen hatten: ſo glaubte er den Boden unter ſeinen Füßen noch feſt und hoffte (nach ſeinem eigenen Ausdrucke) „aus einem geduldigen Amboß“ wieder ein den Stolz ſeines Gegners zertrümmernder „Hammer“ zu werden. Auch ſchienen ſich allenthalben die Verhältniſſe für ſeine Sache günſtig zu geſtalten. In Unteritalien wurden des Papſtes thätigſte Werkzeuge vertrieben; in Rom, wo des Papſtes Abweſenheit längſt ungern geſehen war, dachte man daran, einen andern Papſt zu wählen; in der Lombardei wurde Piacenza für den Kaiſer gewonnen, Mailand eingeſchloſſen, Bologna zum Waffenſtillſtand genöthigt; in Deutſchland drängte König Konrad den Grafen Wilhelm von Holland in die Sümpfe ſeiner Heimath zurück; in England und Frankreich ſtieg der Unwille gegen die Habgier und Üppigkeit des päpſtlichen Hofes, und Innocenz ſah ſich von dieſen ſeinen alten Bundesgenoſſen vernachläſſigt, — alſo daß Friedrich es an der Zeit hielt, durch einen raſchen Aufbruch nach Lyon den letzten „Hammer“ſchlag auf das Kirchenoberhaupt zu führen.

Allein eine neue Erkrankung hielt ihm Fuß und Arm zurück und der bald darauf ihn erreichende Tod ſetzte allen ſeinen Herrſcherplanen ein Ziel und vollendete den langerſtrebten Sieg der Kirchenmacht.

Den Kaiſer hatte zu Firenzuola (in der Nähe von Luceria) eine ruhrartige Krankheit befallen. Nachdem er auf dem Sterbebette ſeine Sünden gebeichtet, nahm ihn der Erzbiſchoff von Palermo wieder in die Kirchengemeinſchaft auf und ertheilte ihm das h. Abendmahl. Einige Tage darauf, den 13. Dez. 1250, ſtarb er in den Armen ſeines jüngſten und liebſten Sohnes Manfred, in einem Alter von 56 Jahren nach einer faſt 30jährigen Regierung. Er wurde zu Palermo beigeſetzt. (Seinen in kaiſerliches Gewand gehüllten Leichnam ſah man im Jahre 1783, als die königlichen Gräber daſelbſt geöffnet wurden, noch wohlerhalten.)

Reich an Geiſt, Hochſinn und Muth hat Friedrich nur die Herrſchaft über ſich ſelbſt und insbeſondre über ſeine Sinnlichkeit und Herrbegier nicht zu erringen gewußt. Umgeben von einer Überfülle an Schönheit, Pracht und Herrlichkeit der Welt, wurde es ihm, obwohl ſelbſt Meiſter in Kunſt und Wiſſenſchaft, nur um ſo ſchwerer, Meiſter jener zahlloſen Verwicklungen zu werden, die er meiſt ſich ſelbſt, großentheils aber auch

ein Gegner ihm bereitete, dem die Pflicht der Mäßigung noch weit näher hätte liegen sollen!

7. Kapitel. Untergang der Hohenstaufen.

1. Innocenz IV und sein Vertilgungsentschluß. Manfred's fester Stand in Unteritalien. Konrad IV in Deutschland und Italien. Sein Tod. Konradin. Des Papstes Schalten in Apulien und Sicilien. Sein Tod. Manfred König des sicilischen Reichs. Kreuzzug gegen Manfred. Karl von Anjou durch Urban Manfred's Gegenkönig. Verrath der sicilischen Großen. Manfred's Fall.

Der sterbende Friedrich hatte zwar in seinem Testamente seinen ältesten Sohn, den deutschen König Konrad, zum Haupterben und seinen jüngsten Sohn Manfred (aus einer nachträglich legitimirten Ehe mit Blanca, der schönen Tochter des Grafen von Lancia) zum Statthalter Italiens und des sicilischen Reiches ernannt, und dabei bestimmt, daß der römischen Kirche alle ihre Rechte, jedoch unbeschadet der Rechte und Ehren des Reichs, zurückgegeben und alle Schädigungen vergütet werden sollten.

Allein Papst Innocenz IV, der, frohlockend über den Tod seines Feindes, Lyon verließ und nach Italien zurückkehrte, war entschlossen, durch die völlige Vertilgung des hohenstaufischen Geschlechts jede künftige Gefahr von der Kirchenherrschaft abzuwenden. Er erklärte daher Neapel und Sicilien für ein der Kirche heimgefallenes Lehen und schrieb an die Sicilianer, Himmel und Erde müsse sich freuen, daß dieses schreckliche Ungewitter durch Gottes Gnade sich in einen sanften Wind verwandelt habe; sie sollten daher wieder in den Schooß der Kirche zurückkehren, wo Friede und Freiheit ihrer warte. Wirklich ließen sich verschiedene apulische Herren und Städte von den herumziehenden Mönchen und Cardinälen dazu bereden; dennoch aber wußte der obgleich erst 18jährige, aber durch Geist, Bildung und Tapferkeit allgemein beliebte Manfred mit Hülfe seiner Getreuen und der Sarazenen von Nocera theils durch Gewalt, theils durch Großmuth die meisten Städte wieder für die hohenstaufische Sache zu gewinnen; nur Neapel und Capua widerstanden ihm noch.

Aber auch den Deutschen hatte Innocenz bei Strafe des Bannes den Gehorsam gegen den König Konrad untersagt und sie aufgefordert, gegen den ketzerischen „Herodessohn" das Kreuz zu nehmen und in dem Grafen Wilhelm von Holland ihren rechtmäßigen König zu erkennen. In Schwaben insbesondere ließ er erklären, daß Konrad aller seiner schwäbischen Güter verlustig sei und überhaupt ein Hohenstaufe niemals die deutsche Krone tragen solle. Darüber entstand das größte Zerwürfniß in Deutschland, und Zwietracht und Ge-

setzlosigkeit erhoben allenthalben ihr Haupt. Konrad selbst wäre zu Regensburg auf Anstiften des Bischoffs durch einen Überfall bewaffneter Rotten beinahe um's Leben gekommen und rettete es nur durch die treue Aufopferung des Grafen von Eberstein (nach Andern v. Euvelsheim), der ihn versteckte und sich an dessen Stelle in's Bett legte, so daß er darin erschlagen wurde.

„Während" — so berichtet Hermann, der Abt des Klosters Altaich — „König Konrad im Kloster St. Emmeran zu Regensburg schlief, stürmten bischöffliche Dienstleute in das Gemach, und da sie glaubten, der König schliefe mit nicht mehr denn vier Gefährten darin, dachten sie, als sie zwei davon getödtet und drei festgenommen hatten, den König selbst getödtet zu haben. Allein es hatte sich zufällig in der Nacht ein sechster eingefunden, und dieser war es, den sie anstatt des Königs ermordet hatten. Der König aber, der sich unter eine Bank versteckt hatte, kam davon."

Als darauf Konrad, dem auch sein Schwiegervater, Otto der Erlauchte von Bayern, keinen Schutz gewähren konnte, in einem Treffen bei Oppenheim gegen die täglich anwachsende Kirchenpartei den Kürzern zog, wich er nach Italien, um wenigstens das dortige Erbe seiner Väter zu wahren. Zwar strömten ihm freudig viele Ghibellinen zu; aber die Welfen hatten durch des Papstes Rückkehr die Oberhand gewonnen, und da Innocenz Konrad's Anerbieten, der Kirche alle im Testamente seines Vaters bezeichneten Rechte wieder zurückgeben zu wollen, gar nicht beachtete, so hielt Konrad es für das sicherste, zu Schiff über das adriatische Meer nach Apulien zu eilen, um mit seinem Bruder dieses Reich vollends zum Gehorsam zurückzuführen. Bei Sipanto, wo Konrad landete, empfieng ihn sein Bruder Manfred auf das ehrenvollste und hielt ihm bereitwillig den Steigbügel, so daß Konrad, um zu zeigen, daß ihm Manfred am Nächsten stehe, beim Einzug ihn mit sich unter dem Baldachin gehen hieß. Darauf durchzog er mit ihm das ganze Reich und ein Gegner nach dem andern unterwarf sich. Nur Neapel trotzte noch auf seine Festigkeit; aber zu Land und Wasser eingeschlossen, mußte es bald seine Thürme und Mauern gebrochen, seine edelsten Bürger eingekerkert oder hingerichtet, und seinen Reichthum durch Brandschatzungen in Armuth verwandelt sehen.

Obgleich diese Härte den Hohenstaufen viele Gemüther entwandte, so gelang ihnen doch die Beruhigung Unteritaliens und Siciliens. Zwar gerieth nun Konrad bei Ausübung einiger Königsrechte in Streit; weil jedoch Manfred, das Ganze im Auge behaltend, leicht nachgab, so schonte ihn Konrad und begnügte sich, die Verwandten desselben, die Glieder des markgräflichen Hauses Lancia, welche aus Neid dem König Konrad Böses wünschten, aus dem Lande zu verweisen. Bereits fieng Konrad an, auf die Rückkehr nach Deutschland zu denken, um dort, wo unterdeß Wilhelm von Holland mehr Anhang bekommen hatte, wenigstens sein schwäbisches Erbe festzuhalten. Unerwartet aber wurde er im Lager von Lavello von einem hitzigen Fieber befallen,

das ihn am 20. Mai 1254 in seinem 26. Jahre dahinraffte. Auch ihn, den bisher rastlos thätigen, zwar herrschbegierigen, aber sonst sittlich ernst gesinnten Mann, hatte in den letzten Tagen seines Lebens der Gedanke an das schreckliche Geschick seines Geschlechts und des Reiches so gequält, daß er ausrief: „Wehe, wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Ältern geboren! Die Kirche, die meinem Vater und mir hätte Mutter sein sollen, begegnet mir vielmehr stiefmütterlich! Das Reich, das von Christi Geburt bis jetzt bestand, stirbt dahin und geht der Vernichtung entgegen!"

Er hinterließ ein zweijähriges Söhnlein, von den Italienern Konradino (Konrädchen) genannt, das er nie mit Augen gesehen hatte, und über das er die Vormundschaft sammt der Reichsverweserschaft dem Markgrafen Barthold von Hochberg übergab. Weil aber Innocenz die Rechte desselben nicht anerkannte, legte der Markgraf die Regentschaft nieder und suchte für Konradin den Schutz des Papstes nach. Innocenz gab nun zwar dem Manfred Neapel und Sicilien als Kirchenlehen und sprach alle zur Kirche Zurückkehrenden vom Banne los, schaltete aber von nun an selber als Herr im Lande. Da erhob sich Manfred mit den Ghibellinen im Namen seines Neffen und schlug (hauptsächlich mit den Sarazenen von Nocera und Luceria) ein päpstliches Heer bei Foggia. Als Innocenz, der gerade zu Neapel an einer Krankheit darniederlag, von diesem Unfall hörte, starb er kurz darnach am 13. Dez. 1254 (also an Friedrich's viertem Todesjahrestage) unter abwechselnden Ausrufungen der Demuth und des Zorns.

Sogleich vertrieb Manfred die Päpstlichen aus dem ganzen sicilischen Reich und empfieng, auf eine falsche Botschaft von Konradin's Tode, aus den Händen der sicilischen Großen 1258 zu Palermo die Krone, die er fortan gegen die beiden Nachfolger des Innocenz, Alexander VI und Urban IV, kräftig behauptete, da auch sie nicht säumten, den Bann wiederholt über ihn auszusprechen.

Als Konradin's Mutter im Jahr 1262 durch eine Gesandtschaft an Manfred für ihren Sohn die Herausgabe von Apulien und Sicilien forderte, erklärte ihr Manfred, zu seiner Rechtfertigung, er habe das Reich, das er aus den Händen der Päpste gerettet, durch allgemeine Zustimmung empfangen und gedenke diese Herrschaft bis an sein Ende zu behaupten; nach seinem Tode möge der Neffe sein Nachfolger sein; doch solle derselbe einstweilen kommen, um in der Landessitte erzogen zu werden: denn eine deutsche Oberherrschaft werde weder der Papst, noch dieses Land je zugeben. Aber Konradin's Mutter vermochte es nicht über sich, den Knaben zu entlassen. Sie behielt ihn in der Erziehung und überließ nachher die Leitung der Vormundschaft ihrem Bruder, dem Herzog Ludwig von Bayern.

Als treues Ebenbild seines Vaters Friedrich, mit welchem Manfred die leiblichen und geistigen Vorzüge sowohl, als auch die Schwächen und Fehler gemein hatte, suchte er durch ungemeine Thätigkeit in Verbesserung der Gesetzgebung und Rechtspflege, im Betrieb der Künste und Wissen-

schaften, in Förderung des Ackerbau's, Handels- und Gewerbefleißes, den Flor seines Reiches zu erhöhen, so daß sein Ruhm im In- und Auslande von Jahr zu Jahr stieg, und der mächtige König Jakob von Aragonien seinen Sohn und Thronerben Peter mit Manfred's Tochter Constanzia vermählte.

Manfred war hochgebildet, las römische und griechische Schriftsteller in der Ursprache, ließ den Aristoteles in's Lateinische übersetzen, belohnte die Gelehrten und hob die Universitäten Neapel und Salerno wieder empor. Ein freigebiger Patron der Sänger (Troubadours) dichtete er selbst die anmuthigsten Lieder und hielt die glänzendsten Turnierfeste. Durch ihn entstanden neue Straßen, Brücken und Häfen, insbesondre die Hafenstadt Manfredonia.

Selbst die Ghibellinen in der Lombardei, in Toscana und in der Mark Ancona genoßen Manfred's thätigste Unterstützung wider die Willkühr der Podestà's und anderer Gewaltherren, unter denen sie seit Friedrich's Tod vielen Leiden ausgesetzt waren. Vor allen andern übte daselbst der grausame Ezzelino da Romano, diese Schreckensgeißel der Welfen und besonders der Priester, in den von ihm unterjochten Städten und Landschaften die gräßlichste Zwingherrschaft, so daß am Ende die Mißhandelten, Welfen sowohl, wie Ghibellinen, einen geheimen Bund gegen ihn schloßen und sich im Aufstand gegen ihn erhoben, bei dem er in einem Treffen gefangen wurde und im Gefängniß an seinen Wunden starb.

Ezzelino's Zwingherrschaft war Welfen und Ghibellinen verderblich gewesen: seine Hab- und Blutgier füllte die Kerker, so daß in allen Städten seines Gebiets die Klagen der Bedrückten, Beraubten und Verwaiseten gen Himmel stiegen, zumal selbst diejenigen, welche seiner Tyrannei entflohen, vor seinem weitgreifenden Arm nicht sicher waren. So hielt er einmal in Verona 12,000 Gefangene verwahrt, von denen keine 200 dem Hunger und Schwert entkamen. Endlich vereinigten sich Welfen und Ghibellinen, Weltliche und Geistliche, Herren und Bürger verschiedener Landschaften und Städte 1259 zu einem geheimen Bund wider Ezzelino, und ob er gleich die Mailänder durch List von dem Bündnisse abzubringen suchte, so mußte er doch der diesmaligen Einigkeit seiner Gegner unterliegen. Er wurde im Treffen bei Cassano (an der Adda) verwundet und nach wüthendem Widerstand gefangen. Obgleich in der Burg Soncino sorgfältig gepflegt, verschmähte er jeden Beistand, besonders geistlichen, nahm weder Nahrung noch Arznei zu sich, riß zuletzt seine Binden von den Wunden und starb in finsterm Troß. Darauf machten sich alle Städte seiner Mark frei und vertilgten das ganze Geschlecht der Romano (1260).

Als der obenerwähnte Papst Urban IV, ein geborner Franzose, den päpstlichen Stuhl bestieg, machte Manfred Versuche der Aussöhnung; allein zu so großen Opfern, die der Papst verlangte, wollte Manfred sich nicht verstehen. Da brach Urban die Unterhandlungen ab, erneuerte den Bann und ließ in Italien, Frankreich und Deutschland das Kreuz wider ihn predigen, so daß die aus Frankreich eindringenden Kreuzschaaren schon in der Umgegend Neapel's erschienen, sich aber wegen Manfred's Gegenmaßregeln wieder flüchten mußten. Verzweifelnd an der Möglichkeit, sich das sicilische Reich zu unterwerfen, bot nun Urban (kurz vor

seinem Tode 1264) die sicilische Krone dem Grafen von Provençe, Karl von Anjou, Bruder Königs Ludwig's IX, zum Lehen an. Ungeachtet der fromme Ludwig ihn vor der Annahme warnte und Konradin's Näherrecht auf Neapel unbestreitbar nannte, so konnte der kaltverständige, thätiggewandte, muthigkecke, übrigens an Leib und Seele häßliche Anjou, dessen Ehrgeiz und Habsucht kein noch so schlechtes Mittel verschmähte, von seinem eitlen Weibe gespornt, der reichen Lockung nicht widerstehen. Zwar starb Urban im nächsten Jahre 1264; aber sein Nachfolger Clemens IV erneuerte den Belehnungsvertrag gegen eine jährliche Lehensabgabe von 8000 Unzen Goldes und gegen die Bedingung, weder die deutsche, noch die lombardische Krone je mit der sicilischen zu vereinigen. Nachdem auch er wieder einen Kreuzzug gegen Manfred ausgeschrieben hatte, brach Karl von Anjou an Ostern 1265 mit 1000 französischen Rittern auf 30 Galeeren aus Marseille auf, lief, einem Seesturm glücklich entgangen, in die Tiber ein und wurde, als noch ein zweites französisches Heer durch Burgund über Oberitalien unter dem Grafen von Montfort angelangt war, zu Rom als König von Neapel und Sicilien gekrönt.

Vergebens ermahnte Manfred seine Großen in einer Versammlung zu Benevent zur Einigkeit; viele standen schon in heimlichem Verkehr mit dem Papste, und da der Verrath des Grafen Caserta dem Kreuzheere Karl's den apulischen Paß bei Ceperano öffnete, konnte die Franzosen nichts hindern, bis in die Ebene von Benevent vorzudringen. Manfred selbst, ohne die aus den Abruzzen herbeigerufenen Zuzüge abzuwarten, drängte zur Entscheidung. So kam es zur Schlacht bei Benevent (26. Febr. 1266), und da auch hier ein Theil seines Heeres zum Feind übergieng, so unterlag Manfred im Verzweiflungskampfe und verlor Krone und Leben.

Die unglückliche Wendung der Schlacht wurde besonders dadurch herbeigeführt, daß Karl gebot, die Stöße und Hiebe nicht mehr auf die Reiter, sondern auf deren Rosse zu führen. Dadurch geriethen Manfred's noch standhafte Glieder in Verwirrung und Flucht. Als Manfred mit einer gesammelten Schaar vorwärts dringen wollte, fiel ihm sein Helmschmuck (ein silberner Adler) auf den Sattelknopf herab, was er als ein böses Vorzeichen erkannte. Da rief ihm einer der Seinen zu: Herr, seht dort, welch' eine große Schaar Eures Volkes zum Feind übergeht! Als Manfred den Verrath gewahrte, erkannte er, daß „die Stunde gekommen sei, die nicht zu überleben er längst beschlossen hatte." Darum suchte er in den dichtesten Reihen der Feinde den Tod und fand ihn nach heftigem Kampf an einer Stelle, die man nachher das Rosenfeld nannte. Sein Leichnam wurde erst am dritten Tag gefunden und unweit der Brücke von Benevent in einer zerstörten Kapelle beigesetzt, bald nachher aber auf päpstlichen Befehl als Ketzerleiche am Rio verde (einem kleinen Flusse) in einem düstern Felsthale an der Gränze von Abruzzo ohne kirchliche Weihe begraben. (Noch bis auf den heutigen Tag geht unter den dortigen Landleuten „die Sage von dem schönen, geistreichen, unglücklichen König Manfred.") — Benevent selbst wurde schrecklich verwüstet und seine Einwohner großentheils getödtet.

Darauf hielt Karl mit großem Gepränge seinen Siegeseinzug in Neapel, und das ganze Land huldigte ihm, wiewohl größtentheils nur aus Furcht. Da er aber anfangs die meisten Ghibellinen in ihren Ehrenämtern bestätigte und aus Manfred's Schätzen seine neuen Unterthanen mit Schenkungen, seine Waffengehülfen mit Belohnungen reichlich bedachte, so schien in der ersten Zeit Alles gut zu gehen.

Bald aber änderte sich Karl's Benehmen: Franzosen und andere in Menge herbeiströmende Fremde wurden vorgezogen und erhielten die wichtigsten Ämter und reichsten Besitzungen; die Bürger und Bauern wurden durch Abgaben erdrückt, die Stände nicht befragt, Landesart und Landessprache mißachtet, Ungerechtigkeiten und Sittenlosigkeiten aller Art begangen und geduldet. So kam es, daß dem Volke, selbst dem Adel und der Priesterschaft, die französische Herrschaft bald unerträglich und der Wunsch nach Rückkehr der ghibellinischen Herrschaft allenthalben rege wurde. Mit Sehnsucht blickten Viele auf den Knaben Konradin, als auf ihre letzte Hoffnung, und die gleiche Hoffnung beseelte auch die Ghibellinen in Oberitalien.

2. Wilhelm's (von Holland) schwache Regierung in Deutschland. Lösung der Ordnung. Hanseatischer und rheinischer Städtebund. Tod Wilhelm's von Holland. Das Interregnum. Schimpfliche Doppelwahl. Richard und Alfons.

In Deutschland hatte seit Konrad's IV Abgang und Tod Wilhelm von Holland, diese päpstliche Treibpflanze, (nannte ihn doch der Papst selbst eine von ihm gesäete und getriebene Pflanze!) übrigens ein tapferer, dabei mildgesinnter Mann, nicht die Macht, der großen Zerrüttung Einhalt zu thun, welche schon so lange her durch die häufige Abwesenheit der staufischen Kaiser und durch die selbstsüchtige Haltung der Fürsten, so wie durch das unmäßige Trachten aller andern Stände nach Unabhängigkeit und Machtvergrößerung eingerissen war. Allenthalben waren die Bande der Sitte und Ordnung gelös't: unbekümmert um das Reichsoberhaupt führten die Fürsten Kriege untereinander und verheerten sich gegenseitig ihre Länder, oder vergrößerten (wie Ottokar von Böhmen s. XVIII. 1, 1) ihren Besitz auf Kosten des Reichs, während der niedere Adel, gleichfalls sich stets befehdend, in fast gänzlicher Ungebundenheit lebte, ein Theil desselben sogar, alles Ehrgefühls baar und ledig, vom Stegreif lebte, indem er wegelagernd die auf Land- und Wasserstraßen ziehenden Güter betriebsamer Bürger raubte und auf seine Felsenburgen schleppte, die etwa dabei gefangenen Eigenthümer aber nur gegen Lösegeld wieder freigab. Vergewaltigung Anderer aus Habsucht oder Herrschsucht war etwas Gewöhnliches, und selbst geistliche Herren ließen sich nicht selten große Unbilden zu Schulden kommen.

So gieng der Erzbischoff von Köln, Konrad von Hochstedten (der Gründer des Kölner Dom's) darauf aus, der Stadt Köln ihre Freiheit zu nehmen und vertrieb mit Hülfe von 30,000 Webern den Adel. Als sein Nachfolger Engelbert von Falkenberg den Bürgern Schatzungen auflegte, riefen sie wieder den Adel zurück. Darauf suchte er den Adel zu entzweien und in dem daraus entstehenden Bürgerkrieg fiel der edle Overstolz. Auch Aachen wollte er unterdrücken, aber Wilhelm von Jülich half der Stadt, nahm den Erzbischoff gefangen und steckte ihn in einen eisernen Käfig. — Die meisten Städte lagen mit ihren Bischöffen in Streit, woran bald der eine, bald der andere Theil Schuld war.

Da die Reichsgewalt zu schwach war, sahen sich die dadurch benachtheiligten Städte genöthigt, zum Schutze ihres Handels und Gewerbs und zu gegenseitiger Hülfe, sich in Bündnisse zu vereinigen und so gleichsam einen Staat im Staate zu bilden. So entstand im Norden Deutschland's unter dem Vorgang Hamburg's und Lübeck's und unter dem Beitritt Braunschweig's die deutsche Hansa (1241), ein Bund norddeutscher Städte zum Schutz gegen die Beeinträchtigung ausländischer, wie inländischer Fürsten- und Herrengewalt, von dessen Entwicklung zu einer welthistorischen Macht erst in der folgenden Periode näher die Rede sein wird. Eben so traten die Städte am Rhein auf Betrieb des Mainzer Kämmerers Arnold von Waldpot und unter Zustimmung und Zuhaltung der dortigen Erzbischöffe und Bischöffe in den rheinischen Städtebund zusammen (1253), welcher unter der Vorstandschaft von Mainz und Worms, jedoch nur auf kurze Zeit, blühte.

Zu diesem Zwecke mußten die obern Rheinstädte von Basel bis Coblenz 100, die untern Städte 50 Kriegsschiffe mit Armbrustschützen und außerdem noch Mannschaft zu Roß und zu Fuß wohlausgerüstet in steter Bereitschaft halten. Der Bund ließ sich auch die Regelung der Land- und Wasserzölle, so wie die Beschränkung des Wuchers der Juden angelegen sein. Er hielt jährlich vier Versammlungen. Im J. 1255 zählte dieser Bund bereits 60 Mitglieder. — Da Wilhelm von Holland, obgleich er vorher nicht um Genehmigung des Bundes gefragt worden war, ihm doch dieselbe nachträglich zu geben sich beeilte, so sahen die Städte hierin ein förmliches Rechtszugeständniß, sich auch in Zukunft ohne Anfrage verbünden zu dürfen.

Da der rheinische Städtebund nach König Konrad's Tode den König Wilhelm von Holland als nunmehr alleinigen rechtmäßigen König anerkannte, und dieser schon zwei Jahre zuvor seine geringe Hausmacht durch eine eheliche Verbindung mit der Tochter eines Welfen, des Herzogs Otto (des Kindes) von Braunschweig die Anerkennung vieler norddeutschen Fürsten (freilich nur gegen Vergabung von Kaiserrechten) zu Wege gebracht hatte, so schien er sich leichter wider seine Gegner halten zu können. Allein weil seine Persönlichkeit doch zu unbedeutend war und er zuletzt auch die Unterstützung der geistlichen Fürsten, durch die er emporgehoben worden war, verlor und der Erzbischoff von Köln ihn sogar in seinem Palaste zu Neuß zu verbrennen drohte, so sank sein Ansehen so sehr, daß die Bürger von Coblenz einst sein Gefolge angriffen, ein Raubritter in der Umgegend

des Trifels die Gemahlin Wilhelm's auf der Heerstraße ausplünderte und einige Bürger von Utrecht nach ihm selbst einen Stein warfen. Als er in einem Winterfeldzug wider die Westfriesen, denen er ihre seit 300 Jahren von den Kaisern gewährten Freiheiten nehmen wollte, über das gefrorne Meer bei Medemblik ritt und das Eis unter dem schwergewappneten Roß und Reiter einbrach, ward er (erst 27 Jahre alt) unerkannt von einem friesischen Haufen erschlagen (d. 28. Jan. 1256).

Deutschland war nun ohne Haupt und, was das Traurigste war, kein deutscher Fürst ließ sich bei dem Anblick der schwer zu heilenden Schäden bewegen, die machtlose Kaiserwürde anzunehmen. Von dem damals vierjährigen Konradin konnte bei der Verwirrung im Reiche keine Rede sein; auch wollte man die freie Wahl nicht aufgeben. Darum schämten die geistlichen Wahlfürsten sich nicht, die deutsche Krone zum erstenmal Ausländern anzutragen, ja sie ihnen schmählicher Weise gleichsam feil zu bieten. Und hiebei trat das Übel eines Wahlreichs auf das grellste zu Tage. Der Erzbischoff von Mainz — damals in Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig — übertrug seine Wahlstimme dem obenerwähnten Erzbischoff von Köln, und dieser verkaufte sie sammt den Stimmen seines Anhangs (darunter Bayerns) an den Bruder des englischen Königs Heinrich's III, Richard von Cornwallis, der ihm 12000 Pfund Sterling und jedem andern eine mehr oder minder große Summe gab. Darüber unwillig, ließ der Erzbischoff von Trier von seinem Anhang (Sachsen, Brandenburg und Böhmen) die Krone dem König Alfons X dem Weisen von Castilien (einem Tochterenkel Kaiser Philipp's von Schwaben) anbieten und erhielt gleichfalls große Geldsummen dafür.

Diese schimpfliche Doppelwahl war daher doppelt verderblich für Deutschland. Denn sowohl Richard, ein übrigens verständiger und tapferer Mann, der binnen 15 Jahren nur viermal nach Deutschland und zwar bloß an den Rhein, aber jedesmal mit reichen Spenden kam, als auch Alfons, der, im eigenen Lande zu viel beschäftigt, sich niemals in Deutschland zeigte, vergaben von den ohnedies so geschmälerten Kaiserrechten an die deutschen Fürsten, deren Gunst sie gewinnen wollten, immer mehr und mehr, und ließen dadurch künftigen Kaisern vollends nur eine Schattenmacht.

Bei jener Doppelwahl trat zum erstenmal die Siebenzahl der Kurfürsten d. i. der fürstlichen Wähler hervor, welche sich mit Ausschluß der übrigen Fürsten das Recht, den Kaiser zu wählen, beilegten und dieses Recht für die vier weltlichen Kurfürsten aus den Erzämtern ableiteten, welche bisher von den Herzögen von Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben bekleidet worden waren. Da das Amt des Erzkämmerers durch die Hohenstaufen (welche Franken und Schwaben besaßen) an Brandenburg ertheilt worden war, das Amt des Erztruchseß mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein an die Wittelsbacher übergieng, das Erzschenkenamt von Bayern bei der Erwerbung Sachsens an Böhmen abgetreten worden war, so

machten nun Mainz, Köln, Trier, Sachsen, Bayern, Brandenburg und Böhmen in jener Zeit das Kurfürsten-Collegium aus.

3. Das Endgeschick des Hohenstaufengeschlechts. Konradin's Jugendzeit. Ruf der italischen Ghibellinen. Rüstung Konradin's zur Wiedereroberung seines Erbes. Seine Niederlage, Flucht, Gefangenschaft und Hinrichtung. Das Ende der letzten Glieder des Staufenhauses: Margaretha von Thüringen und Enzio.

In diese traurige Zeit des sogenannten Interregnums, das bis zum Tode des Königs Richard währte, fällt das traurige Endgeschick des Hohenstaufengeschlechts.

Es war nämlich **Konradin** inzwischen herangewachsen, anfangs unter der Pflege seiner Mutter, die im J. 1261 sich wieder verheirathet hatte (und zwar mit dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol), dann am Hofe seines Oheims und Vormunds, Herzog Ludwigs II des Strengen von Bayern (desselben, der seine unschuldige Gemahlin Maria, aus Verdacht der Untreue, zu Donauwörth hatte enthaupten lassen), bei einem sorgfältigen Unterrichte herangewachsen. So wie er mit seinem Stiefvater freundlich stand, so bewies er besonders seinem Oheim ein dankbares Vertrauen. Schon als er 9 Jahre alt war, forderten ihn die Welfen in Florenz auf, nach Italien zu kommen; seine Angehörigen aber ließen es nicht zu; doch belobte er mit deren Bewilligung ihre Treue. In seinem 10. Jahre gelangte er in den Besitz des Herzogthums Schwaben, und fast gleichzeitig berief der Erzbischoff von Mainz eine Wahlversammlung, in welcher der König Richard abgesetzt und Konradin zum deutschen König gewählt werden sollte. Allein der Papst verhinderte dieß mit der Drohung des Banns gegen alle Wähler, und König Richard entzog ihm zugleich das verheißene Herzogthum Schwaben. Allmählich rückte er in das Jünglingsalter und lebte auch wissenschaftlichen Beschäftigungen (literatus juvenis fuit), und als er sich eine Zeit lang am Bodensee aufhielt, dichtete er Lieder, deren eines sich in der Manessischen Sammlung von Minneliedern erhalten hat. Dort genoß er auch den Umgang des Sohnes des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Österreich, Friedrich, der drei Jahre älter als er und von einem ähnlichen Leidensgeschick betroffen war: denn Ottokar von Böhmen hatte ihm Österreich, sein mütterliches Erbe, entrissen.

So durch eine körperlich und geistig bildende Erziehung vorbereitet, gestärkt durch das Hochgefühl der Freundschaft und gehoben durch die Erinnerung an die ehemalige Größe seines Hauses hegte auch er im Stillen die Hoffnung, den verblichenen Stern seines Hauses wieder aufglänzen zu sehen. Als sich daher — er war nun fast 16 Jahre alt — die Einladung der italienischen Ghibellinen wiederholte, beschloß er sich aufzumachen und sein väterliches Erbe wieder einzunehmen. Zwar warnte ihn seine besorgte Mutter Elisabeth, dem lockenden Ruf in ein Land zu folgen, dessen

Tücke seine Vorfahren empfunden hätten und die auch ihn verderben könnte. Indeß getrieben theils von jugendlichem Ehrgeiz, der im Hinblick auf die Thaten seiner Ahnen Kämpfe und Gefahren einer ruhmlosen Ruhe vorzog, theils von seinen Oheimen Ludwig und Heinrich (XIII) von Bayern, welche in diesem Unternehmen kein übermäßiges Wagniß erblickten, bereitete sich der Heldenjüngling, ungeschreckt durch die Banndrohungen des Papstes, zu der vielverheißenden Heerfahrt vor.

Um ein Heer auszurüsten, verkaufte oder verpfändete er den größten Theil seiner schwäbischen Allodien, und zog, begleitet von seinen Oheimen, seinem Freunde Friedrich von Baden und von andern Edlen, an der Spitze von 10,000 Streitern, meist Schwaben und Bayern, im Jahr 1267 von Hohenschwangau (und Bregenz) aus über die Alpen durch das Etschthal nach Italien, wo ihn die lombardischen Ghibellinen mit Jubel empfiengen.

Anstatt aber ohne Aufenthalt nach Unteritalien zu eilen, wo König Karl noch wenig gerüstet war, verweilte man drei Monate in Verona, um den ghibellinischen Sicilianern mehr Zeit zur Rüstung zu lassen. Während dieser Rast aber erkaltete der Eifer seiner Deutschen; sie erkannten mehr und mehr das Gefährliche des Unternehmens gegen einen so mächtigen Feind und kehrten großen theils wieder nach Deutschland zurück. Auch seine Oheime, die er für die Kosten ihrer Ausrüstung durch Pfandverschreibungen entschädigte, kehrten zurück, ohne daß sich's erweisen ließe, sie hätten dieß aus eigensüchtigen Gründen gethan. So kam es, daß Konradin zuletzt nur noch 3000 Deutsche um sich hatte, mit denen er Pavia gewann. Da ihm jedoch von da an mehr und mehr Ghibellinen zufielen und auch die Pisaner ihn mit Geld und Mannschaft unterstützten, so drang er trotz dem Bannfluch des in Viterbo weilenden Papstes und trotz der Nähe Karl's in Toscana, zu dessen Schirmherrn derselbe von dem Papste zum Verdrusse der Welfen ernannt worden war, nach einigen glücklichen Gefechten bis Siena vor, während sein Freund Friedrich ein anderes Heer über das Gebirg führte. Und da unterdeß die Castilier auf Sicilien gelandet waren und in Konradin's Namen die meisten Städte besetzt hatten; auch in Unteritalien sowohl die Sarazenen von Nocera, als auch die meisten Landgemeinden im Aufstand sich erhoben, so daß Karl aus Toscana dahin zurückkehren mußte, um sich seine Herrschaft zu sichern: so konnte Konradin im Juni 1268 ungehindert in Rom einziehen, wo die Römer ihm gleich einem Kaiser den glänzendsten Empfang bereiteten.

Gleich nach den Empfangsfesten zog Konradin mit einem starken, meist aus Italienern, Spaniern und Deutschen bestehenden Heere (worunter 10,000 Reiter) durch das Gebirg nach den Abruzzen. Er lagerte eben bei dem Städtchen Tagliacozzo, als König Karl von der Belagerung von Nocera herbeieilte und ungeachtet seiner geringern Macht eine Schlacht

suchte. Schon hatten Konradin's Schaaren den Sieg in Händen, als ihnen der Franzose denselben durch einen bei Scurcola gelegten Hinterhalt wieder entriß und eine völlige Niederlage beibrachte (am 23. Aug).

Karl hatte den Oberbefehl über sein Heer einem alten waffenkundigen französischen Ritter, Erard von Valery, der auf der Rückkehr aus dem gelobten Land in seine Heimath begriffen war, unbedingt übergeben. Dieser bildete drei Treffen, davon er das dritte, 8000 M. stark, in einem verborgenen Thale aufstellte. Auch Konradin ordnete sein Heer in drei Treffen: das erste, aus Spaniern und Italienern bestehend, griff unter Heinrich von Castilien die Provençalen an und warf sie über den Fluß Salto in die Flucht; das zweite Treffen, aus Deutschen bestehend und von Konradin selbst geführt, schlug das zweite Treffen der Franzosen in die Flucht. Da nun die Deutschen keinen Feind mehr sahen, zerstreuten sie sich, um der Beute nachzugehen. Plötzlich brach König Karl auf Erard's Wink hervor und fiel über die Deutschen her. Die meisten wurden getödtet oder gefangen; die andern entflohen.

Selbst Konradin wurde nach tapferstem Widerstand mit Friedrich von Baden in die Flucht gerissen. Zwar suchte Heinrich von Castilien die Schlacht wieder herzustellen, aber er ließ sich durch eine verstellte Flucht der Franzosen zu weit verlocken und wurde von den sich plötzlich Kehrenden überwältigt, gefangen und dem Papst ausgeliefert, der über diesen Sieg eine große Freude hatte: denn obwohl ihm die Willkührherrschaft Karl's für die Kirche bereits Sorgen machte, so hätte er doch das Wiederaufkommen der Hohenstaufenmacht als ein weit größeres Übel betrachtet.

Konradin und sein Freund Friedrich flohen zunächst nach Rom und von da sogleich weiter südlich nach der Küstenstadt Astura, um sich dort nach Pisa einzuschiffen. Der hohe Preis aber, den sie dem Schiffer boten, verrieth sie; der Herr der Stadt, ein Römer, aus der von Kaiser Friedrich II mit Gnaden überhäuften Familie Frangipani, holte sie mit einem Schnellsegler ein und hielt sie gefangen, bis Astura von der Land- und Seeseite eingeschlossen war, worauf er sie aus Habsucht für großen Lohn an König Karl nach Neapel auslieferte. Dort setzte dieser ein eigenes, aus königlichen Räthen, aus Abgeordneten der Städte Apuliens und aus den berühmtesten Rechtsgelehrten Italiens bestelltes Gericht nieder, vor welchem er den Konradin als einen Empörer gegen die Kirche und als einen Hochverräther am sicilischen Reiche auf den Tod anklagen ließ.

Vergebens verwahrte sich selbst Pabst Clemens mit den Cardinälen gegen ein solch blutdürstiges Verfahren. Obgleich der berühmte Rechtsgelehrte Guido von Suzara aus Modena den Angeklagten schuldfrei sprach, weil er im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht in offenem Kriege den Anspruch an sein väterliches Erbe habe geltend machen wollen und nur durch Verrath gefangen worden sei; obgleich diesem Urtheile selbst des Königs Schwiegersohn, der Graf Robert von Flandern und, ihm nach, alle französischen Richter beistimmten, indeß

nur der knechtischgesinnte Kanzler Robert von Bari ihn schuldig fand: so sprach doch Karl selbst, in unmenschlichem Frevelmuth sich über jeden Schein des Rechts hinwegsetzend, das Todesurtheil aus, dessen Vollziehung ihm allein die Bürgschaft eines gesicherten Thronbesitzes zu geben schien. Es sollte das jugendblühende Haupt des letzten Hohenstaufen-Sprossen unter dem Beile des Henkers fallen und so das tragische Schicksal des hohenstaufischen Hauses, das einst alle Fürstengeschlechter an Glanz überstrahlte, sich in herzerschütternder Weise erfüllen.

Konradin und Friedrich, dem das gleiche Urtheil galt, spielten im Gefängniß gerade Schach miteinander, als ihnen ein alter französischer Ritter die Trauernachricht brachte. Erblaßt saßen sie eine Zeit lang still; dann bat Konradin um drei Tage Aufschub, um sich gehörig zum Tode bereiten und sein Testament machen zu können. In diesem bestätigte er seinem Oheim Ludwig von Bayern die frühere Schenkung, bedachte auch andere Verwandte und Freunde und machte noch fromme Stiftungen. Das Gleiche that Friedrich. Am Morgen des 29. Weinmonats 1268 wurden sie barfuß und in Hemdärmeln zu dem, auf dem Carmelitermarkt aufgeschlagenen Blutgerüste geführt, wo auf Befehl des Königs, welcher im benachbarten Schlosse hinter Fensterläden stand, um sich an dem Blutschauspiele zu weiden, der Kanzler Robert von Bari vor der Versammlung der Ritter und des Volks, nach einer kurzen Darstellung des Verbrechens, das noch nicht öffentlich bekannt gewordene Todesurtheil verkündete. Ein dumpfes Gemurmel bekundete das Erschrecken des Volks und vieler Ritter, und Graf Robert von Flandern soll sogar aufgesprungen sein und dem Kanzler für die Ungerechtigkeit, daß er einen so hohen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilt hatte, mit dem Schwerte einen Schlag versetzt haben. — Hierauf sprach Konradin noch einige Worte der Rechtfertigung, soll dann seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab geworfen haben, als fordre er die Seinen auf, ihn zu rächen, umarmte hierauf seinen Freund und sprach mit gen Himmel gehobenen Armen: „O, Jesus Christus! wenn dieser Kelch nicht von mir vorbeigehen soll, so befehl' ich meinen Geist in deine Hände!" kniete dann nieder und nachdem er, noch einmal sich emporrichtend, ausgerufen hatte: „O Mutter, welch' einen Schmerz bereite ich dir!" legte er standhaft sein Haupt auf den Block und empfieng den Todesstreich.

Als Friedrich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er vor Entsetzen laut auf, so daß alle Umstehenden laut weinten, kniete hierauf nieder und erlitt das gleiche Geschick. Ihm folgten noch 13 andere Vornehme, darunter Graf Gerhard aus Pisa, und Graf Galvan Lancia. Konradin's und der übrigen Enthaupteten Leichname wurden am Strande des Meeres verscharrt. Eine späterhin von sühnenden Händen errichtete Porphyrsäule mit einer darüber gebauten Kapelle bezeichnete

noch Jahrhunderte lang die Stelle, da Konradin geblutet. — Einen Monat darauf starb Papst Clemens IV.

Diese Blutthat, so wie überhaupt die neronische Grausamkeit, mit der sowohl in Sicilien, als in Apulien alle Ghibellinen verfolgt und nur allein weit über 1000 in Konradin's Unternehmen verwickelte Edle enthauptet, zum Theil, wie Konrad Capece, gehängt oder, wie Heinrich von Castilien und Manfred's Söhne, lebenslänglich eingekerkert wurden, erfüllte ganz Europa mit Abscheu vor König Karl und mit Mitleid für Konradin's und Friedrich's unglückliche Mütter, deren Klagen jedoch ohne Erfolg blieben. Denn Viele, die in den Besitz der schwäbischen und österreichischen Stamm- und Reichsgüter gekommen waren, bargen hinter ihrem Bedauern nur geheime Freude; viele Andere dagegen erblickten bei dem zu Gunsten der Kirche eingetretenen Umschwung des Zeitgeistes in dem völligen Untergange des „durch so unerhörte Trübsal gedemüthigten" Herrscherhauses ein deutliches „Gericht Gottes". Es starb nämlich kurz darauf (1270) auch Kaiser Friedrich's natürliche Tochter Margaretha, die Gemahlin Albert's des Entarteten, Landgrafen von Thüringen und Meißen, im hülflosesten Elende; und im folgenden Jahre hauchte der unglückliche Enzio in Bologna's Kerkerhaft, deren Leiden er über 22 Jahre lang standhaft getragen hatte, seine geniale Liederseele aus. Also erlosch das einst so mächtige Staufengeschlecht und selbst von seinem prachtvollen Stammsitze ist fast der letzte Stein verschwunden. Nichts desto weniger haben seine hochbegabten Glieder viel Geistigherrliches geschaffen, das heute noch bildend nachwirkt, und gerade darin, daß sie „die Last ihrer Verfehlungen so furchtbar getragen", so wie in der Betrachtung, daß „Gott mit ihnen wohl mehr, denn mit Andern, schon hier abgerechnet, liegt die tragische Herrlichkeit ihrer Geschichte."

(S. Albert Knapp's Vorwort zu s. Hohenstaufenliedern.) — Margarethen's trauriges Geschick bestand darin, daß ihr Gatte, der in offenem Ehebruch mit einem Hoffräulein Kunigunde von Isenburg lebte, sie, die unschuldige Gattin, durch einen armen Mann, der täglich Milch in die Wartburg brachte, in einer Nacht erdrosseln lassen wollte. Allein die Gewissensangst preßte diesem armen Menschen im Augenblick der Ausführung das Geständniß seines Vorhabens und der ganzen Anstiftung aus. Margaretha erkannte, daß nur eilige Flucht sie retten könnte, wozu ihr Hofmeister Schenk von Vargula, durch jenen Mann behülflich war, der selbst nur durch die Flucht der Rache seines Herrn entgehen konnte. Vor dem Fortgehen küßte die unglückliche Mutter noch zum Abschied ihre drei kleinen im Schlaf liegenden Söhne Friedrich, Heinrich und Diezmann, und weil sie dabei ihren Erstgebornen vor Schmerz in die Wange biß, erhielt derselbe in der Folge den Namen „Friedrich mit der gebissenen Wange". Von zwei Kammerfrauen begleitet, ließ sie sich dann an einem Strick die Burgmauer hinab und wanderte lange hülflos im Lande herum, bis der Abt von Hersfeld sie nach Frankfurt geleiten ließ, wo sie von den Bürgern eine schützende Aufnahme fand. Aber noch in demselben Jahre starb sie vor Gram d. 3. Aug. 1270. — (Die gleichzeitigen Quellen erwähnen jedoch von einem Mordanschlag auf Margarethens Leben nichts, sondern geben als Be-

weggrund ihrer Flucht bloß ihren Unwillen über unwürdige Behandlung an. Eben so erzählen gleichzeitige Berichte nichts von einem „Biß in die Wange", sondern geben dem Landgrafen Friedrich den Beinamen „der Freudige"; der Beiname „mit der gebißnen Wange" kommt, nach Grünhagen, erst seit 1440 vor).

Der gefangene **Enzio** war zu Bologna 14 Jahre lang mit einem Grafen von Solimburg, einem unerträglich rohen Menschen, in Einem Gemach eingesperrt: dennoch blieb er standhaft und erheiterte sein Gemüth durch Sammeln von Sagen und Liedern, ja baute sich durch Gesang und eigene Dichtungen eine besondere Welt der Phantasie, zumal als er in dem geistreichen Jüngling Pietro Asinelli, welcher deutsch und italienisch sprach, einen angenehmern Stubengefährten bekam. Als er die Nachricht von Konradin's Tod erhielt, befiel ihn lebhafter, als je, die Sehnsucht, den Glanz seines Geschlechts wieder herzustellen: er faßte den Plan zur Flucht und ließ sich, in einem Fasse verborgen, aus dem Gefängniß tragen, wurde aber an seinen aus der Luftöffnung hervorhangenden blonden Hauptlocken entdeckt und mußte die letzten Jahre seines Lebens in strengerer Haft verbringen. Da brach seine Kraft: er starb im 46. Jahre seines Lebens (d. 14. März 1272) und erhielt von den Bolognesen — sei's aus Spott oder aus Reue — ein königliches Begräbniß! — — Auch Manfred's Söhne nahmen ein klägliches Ende, indem Karl sie bis an ihr Ende im Kerker verschmachten ließ.

4. König Karl's Grausamkeit gegen die Ghibellinen. Johann von Procida's Verschwörung. Die sicilische Vesper. Karl vor Messina. Landung Peter's von Aragonien. Französisch-aragonesischer Krieg. Karl's Tod. Theilung des sicilischen Reichs: Neapel französisch; Sicilien aragonesisch.

Dieser Sieg über die Hohenstaufen, wie überhaupt über die Ghibellinen, brachte jedoch weder der Kirche sogleich die gehoffte volle Frucht, noch gab er dem neuen Haupte der Welfen die Gewähr bleibender Machtfülle. Gestützt auf die gesammte Welfenmacht Italien's, zwang Karl von Anjou den römischen Stuhl selbst bald, gegen seinen bisherigen Schützling Schutz zu suchen, und während jener die römische Krone für sich erstrebte, traf er sogar Anstalten, den kurz vorher (s. unt. K. 10) wiederhergestellten griechischen Thron an sich zu reißen. Aber der Fall von der hastig erstiegenen Höhe blieb nicht aus und in der sicilischen Vesper folgte, wenn auch erst nach 14 Jahren, für so viel ungerecht vergossenes Blut die schrecklichste Blutrache nach.

Die eiserne Strenge nämlich, womit der fühllose Despot das Land diesseits und jenseits der Meerenge behandelte, hatte am schwersten die Insel Sicilien zu empfinden, wo die Hohenstaufen stets dem aus dem Adel-, Priester- und Bürgerstand gewählten Parlamente einen Antheil an der Regierung gelassen und diese Stände daher von Anfang an den kräftigsten Widerstand gegen die französische Herrschaft gezeigt hatten. Fortwährend wurden fast alle hohen und niedern Ämter an Franzosen vergeben, die nun schaarenweise einwanderten; mit schrankenloser Willkühr wurden die drückendsten Steuern und ungewöhnlichsten Auflagen erhoben, Schatzungen, Gütereinziehungen und andere Strafen

verhängt, Wehrlose im Übermuth mißhandelt, selbst gegen das schwächere Geschlecht oft alle Zucht bei Seite gesetzt, so daß sich ein düsterer Trauerschatten über die sonst so lebensfrohe Insel legte.

Da entschloß sich Johann von Procida, Herr der gleichnamigen Insel, ein alter Anhänger der Hohenstaufen, dem man seine Güter eingezogen hatte, alles aufzubieten, um Sicilien von dem unerträglichen Fremdjoch zu befreien. Zuerst begab er sich nach Constantinopel und erhielt vom Kaiser Michael, welchem Karl's Absichten auf das griechische Reich wohl bekannt waren, Geld, Briefe und vertraute Begleiter nach Sicilien, wo ihm alsbald verschiedene einflußreiche Adelsglieder ihre Mitwirkung zusagten. Von da eilte er, als Franziscanermönch verkleidet, zu dem auf König Karl gleichfalls zürnenden Papst Nicolaus III, der ihm Empfehlungsbriefe an König Peter III von Aragonien, Manfred's Eidam, mitgab, worin demselben Sicilien, dieses ihm schon von Konradin zugedachte Erbe, als päpstliches Lehen angeboten wurde.

Aber eben als diese Unterhandlungen im besten Gange waren, starb Papst Nicolaus (1281) und sein Nachfolger Martin IV, ein geborner Franzose schlug alle Hoffnungen der Verschwornen darnieder, indem er zu Gunsten Karl's die strengste Überwachung aller Bewegungen auf Sicilien veranlaßte. Nichts destoweniger breitete sich die Verschwörung weiter aus und bald konnte Procida dem König Peter auch beträchtliche Geldbeiträge zur Ausrüstung einer Flotte überbringen, die derselbe unter dem Vorwande eines Kriegs gegen die afrikanischen Sarazenen auszusenden vorhatte, — eine List, die ihm, ungeachtet des päpstlichen Argwohns, so gut gelang, daß er selbst vom König von Frankreich, ja, sogar vom König Karl eine Beisteuer erhielt, da letzterer ohnedieß vorhatte, sich auch noch zum Herrn von Nordafrika zu machen.

Ehe noch aber die Vorkehrungen der Geheimbündner alle getroffen waren, brachte ein Zufall den Volksgrimm zum Ausbruch und dieser die Verschwornen an's Ziel. Alter Sitte gemäß wurde die Osterfeier von den Bürgern Palermo's unweit der Stadt in der Kirche zu Montreal gefeiert, und nach der Vesper pflegte das Volk sich im bunten Gemisch lustwandelnd auf dem grünen Plan umherzutreiben. Einem Verbote des Stadtbefehlshabers gemäß sollte Niemand Waffen bei sich haben und Späher wachten allenthalben über dessen Befolgung. Da trat ein übermüthiger Franzose, Namens Drouet, an ein junges, von ihrem Bräutigam und ihren Ältern begleitetes Edelfräulein hin und erlaubte sich, unter dem Vorwande, bei ihr nach verborgenen Waffen zu suchen, freche Unanständigkeiten, so daß sie ohnmächtig ihrem Verlobten in die Arme sank. Ein Schrei des Unwillens erhob sich von allen Umstehenden, und ein junger Mann riß dem Franzosen das Schwert von der Seite und stieß ihn damit nieder. Der nun ringsum tönende Ruf: „Tod den Franzosen!" kostete in einem Augenblick einigen Hunderten das Leben. Hierauf brach

das wüthende Volk, von mehrern Verschwornen geleitet, in die Stadt ein und erschlug in Häusern, Kirchen und Klöstern alle Franzosen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wählte sich dann einen Capitano und erstürmte die Burg, in welche sich der Stadtbefehlshaber geflüchtet hatte. Eine provisorische Regierung entsendete hierauf drei Heerhaufen, um in allen Städten und Dörfern der Insel das Volk bei dem gleichen Beginnen zu unterstützen. Während allenthalben die französischen Besatzungen niedergemacht wurden, trugen die Palermitaner dem schon in Afrika befindlichen und dort vor einer Festung liegenden Peter von Aragonien die Krone Sicilien's an und baten ihn um schleunigen Beistand.

Unterdeß aber hatte sich der über solchen Schlag bestürzte König Karl mit einer mühsam aufgebrachten Flotte vor Messina gelegt, um diese Stadt, welche sein Joch zuletzt abgeworfen hatte, zuerst wieder zu gewinnen. Standhaft aber wiesen die Bürger alle Anforderungen und Stürme ab, achteten auf keine Lockungen zum Verrath, selbst nicht auf des Papstes Bann und Interdict und wollten lieber mit Weib und Kind untergehen, als wieder den Franzosen huldigen. Da landete Peter bei Trapani, zog in Palermo ein und empfieng Sicilien's Krone. Darauf sendete er ein Geschwader ab, um dem König Karl die Rückkehr nach Apulien abzuschneiden. Auf diese Kunde biß Karl vor Zorn in seinen Stockknopf und zog eiligst von Messina ab.

Der Streit zwischen den beiden Fürsten um den Besitz Sicilien's sollte hierauf durch das Ordal eines Zweikampfs zu Bordeaux unter der Garantie des Königs von England entschieden werden; gegenseitiges Mißtrauen ließ es aber nicht dazu kommen, und während ein vom Papst und Karl entsendetes Kreuzheer sogar in Aragonien einbrach, besiegte die aragonesische Flotte die Franzosen bei Neapel und bekam Karl's Sohn, den Fürsten Karl von Sorento, gefangen. Mit Ungestüm forderten die Bürger von Messina den Tod des jungen Fürsten zur Sühne für Konradin's Blut. Allein Constanzia, Manfred's Tochter und Peter's Gemahlin, erhielt ihm edelmüthig das Leben. Kurz darauf (1285) starb Karl von Anjou, und Sicilien blieb bei den Aragonesen, obgleich die Franzosen von Neapel aus in fortgesetztem Kriege es versuchten, sich wieder in den Besitz der Insel zu setzen. Der Friedensvertrag von 1302 bestätigte die Nachkommen Peter's im Besitz von Sicilien und ließ den Nachkommen Karl's nur das Königreich Neapel, und diese Theilung der ehemaligen apulisch-sicilischen Macht genehmigte der Papst um so lieber, da beide Reiche seine Lehenshoheit anerkannten.

8. Kapitel. Deutsches Wesen und Leben in der Hohenstaufen-Zeit.

1. Die deutsche Reichsverfassung zur Zeit der Hohenstaufen. Verarmung des Kaiserthums. Deutschland ein freies Gemeinwesen der Reichsstände. Rechte des Kaisers und der Stände. Die freien Bauernegmeinden. Zerschlagung der alten Volksthümer in viele Herrschaften.

Ehe wir den Blick von Deutschland und Italien hinweg wieder nach den übrigen europäischen Staaten richten, sind erst noch mehrere Seiten des deutschen Innenlebens, wie es sich in der Hohenstaufenzeit entwickelt hat, einiger Betrachtung zu unterwerfen. Sie betreffen zunächst die deutsche Reichsverfassung, die Verbreitung des Christenthums und deutscher Sitte und Bildung im nordöstlichen Deutschland, die deutsche Kunst und Wissenschaft und die kirchlichen Verhältnisse.

Wie sich aus der unumschränkten Lehnsmonarchie Karl's des Großen in Deutschland eine, auf der Grundlage des Lehnswesens ruhende aristokratisch-monarchische Regierungsform herausbildete und das Streben der Lehnsfürsten nach Vergrößerung ihrer Macht auf Kosten des Kaiserthums unter schwachen Kaisern mehr und mehr hervortrat; desgleichen welche Politik die stärkern Kaiser befolgten, um sich gegenüber der wachsenden Fürstenmacht zu behaupten, wurde am Schlusse der sächsischen Kaiserperiode des Näheren dargethan (XV. 3, 1). — Wie sodann die Bemühung der kräftigeren Kaiser, die der einheitlichen Reichsgewalt entgegenwirkende Fürstengewalt zu brechen, durch die emporkommende Kirchenherrschaft vereitelt wurde, die förmliche Übertragung des Kurrechts auf das gesammte Volk aber, welche das Kaiserthum vor dem Einfluß der Hierarchie retten sollte, nie zur Ausführung kam, sondern das Wahlrecht nur bei den Fürsten blieb; die Reichsgewalt selbst aber ohne gesetzliche Bestimmung gelassen wurde und ihre Wirkung stets nur von der Persönlichkeit des Reichsoberhaupts und seiner Hausmacht abhieng, — das alles ist am Schlusse der salischen Periode näher gesagt worden (XV. 5, 5).

In der hohenstaufischen Periode trat nun besonders deutlich der Nachtheil des Mangels an festen Bestimmungen über die Befugnisse der, fortwährend auf dem Lehnsystem ruhenden Kaisermacht hervor, in so fern an die Stelle des Gesetzes nicht selten eine Willkühr trat, die selbst da, wo sie das Beste beabsichtigte, oft einen übelempfundenen Druck —, wo sie aber mit schonungsloser Leidenschaftlichkeit verbunden war, ein oft bis zum maßlosen Haß gesteigertes Widerstreben hervorrief, wodurch Glück und Wohl der Völker zerstört wurde.

Ohnedieß gelangte die ideale Macht und Würde, welche die Kaiser seit Karl dem Großen auch in den außerdeutschen christlichen Staaten zur

Geltung zu bringen strebten, nie zur vollen Wirklichkeit; ja selbst in Deutschland übte der Kaisername nur in einzelnen Momenten seine volle Zaubermacht. Als vollends die Hohenstaufen das Mark ihrer Kraft mehr auf Italien verwendeten, so mußte der eigentliche Boden, darin die ursprüngliche Lebenskraft des deutschen Königthums wurzelte, immer mehr weichen, wenn auch keineswegs gesagt werden kann, daß an sich das Streben dieser Kaiser, in Italien ihrer Macht einen größern Halt gegen die Hierarchie zu geben, einzig und allein „die Auflösung Deutschlands als Gesammtstaats" herbeigeführt habe.

Der Ansicht Mancher, als habe das Ringen der Kaiser um die Herrschaft in Italien den Untergang Deutschlands befördert, treten andere Geschichtskenner entgegen. „Vielmehr war (bemerkt Droysen) das Bedürfniß, die dominirende Stellung in Europa zu behaupten, in welcher das rings feindlich umgebene deutsche Land seine einzige Sicherung hatte, das Band, welches die Nation zusammenhielt." Überhaupt haben, wie auch Giesebrecht aufweist, „erst die ruhmreichen Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde und der Glanz des kaiserlichen Namens den Bestand des Reiches und mit ihm die Einheit des deutschen Volkes" gesichert.

Wohl aber hat die, in Folge jenes Strebens in der Fürstengesammtheit entstandene Spaltung (in Welfen und Ghibellinen) und die daraus für die Kaiser erwachsene Noth, sich durch Vergabung der Reichs- und Hoheitsrechte, so wie durch Verschenkung eines großen Theils ihrer Stammgüter die Anhänglichkeit ihrer Freunde zu erhalten, nicht minder endlich das steigende Streben der Fürstenmacht nach Unabhängigkeit — jene Schwäche des Reichs herbeigeführt, von der die Schmachzeit des Interregnums zeugt. Das Kaiserthum verarmte, des Reiches Herrlichkeit fiel dahin und Deutschland ward mehr und mehr nur ein freies Gemeinwesen der Reichsstände. So kam es, daß Deutschland seine politische Macht und Größe einbüßte, wie denn schon in dieser Periode sein Länderumfang sich mit der Lostrennung burgundischer und lothringischer Landschaften vom Reiche zu mindern begann. Indeß ist anderseits auch nicht zu verkennen, daß gerade die zunehmende Selbständigkeit der Stände die Quelle mannichfaltiger und tieferer Volksbildung wurde, die allerdings ein wahreres Glück begründet, als eine noch so große materielle Macht ohne sie gewähren kann. Indeß bedingt erst die Verbindung beider Factoren die eigentliche Größe eines Volks, und diese ist auch dann nur wahrhaft reell und dauernd, wenn es die tiefste Quelle derselben in Dem erkennt, welcher Völker, wie Individuen heben und stürzen kann.

Der **Kaiser** besaß am Ende nur noch die ohnedieß längst geschmälerte Oberlehnsherrschaft, die Führung des Reichsheers, die Hut des Landfriedens und den Vorsitz auf den Reichstagen d. i. in den von ihm berufenen Versammlungen der Stände. In Gebieten, die nicht unter Fürsten und Grafen, sondern

unmittelbar unter dem Reiche standen, wurden die Kaiserrechte durch Reichsvögte verwaltet.

Die erste Klasse der Reichsstände bildeten die **Reichsfürsten** d. i. diejenigen Fürsten, die in Betreff ihres Landgebiets vom Kaiser mit dem Stab, wenn sie geistliche waren, — oder mit der Fahne, wenn sie weltliche waren, belehnt wurden. Die ihnen zustehende Landeshoheit umfaßte das Aufgebot des Heerbanns und die Ausübung der Gerichtsbarkeit; außerdem noch die Zoll-, Münz-, Bergwerks- und andern Regalien; ferner die Lehnsherrlichkeit über die Ritterschaft ihres Landes, nicht aber über die Geistlichen und Reichsunmittelbaren; endlich die Schutzherrlichkeit in Betreff der Landsassen. — Zu außerordentlichen Leistungen der Unterthanen mußten die Fürsten die Zustimmung der Landstände einholen, welche auf den Landtagen, d. i. in den Versammlungen der Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, mit den Fürsten Verträge zum Wohle des Landes eingiengen.

Die zweite Klasse der Reichsstände bildeten die **Grafen** und **Herren**, die ihre Rechte entweder vom Kaiser oder von Fürsten zu Lehen hatten.

Die dritte Klasse der Reichsstände bestand aus den **Reichsstädten**, deren Entstehen oben (K. 1, 1.) angegeben wurde und deren Entwicklung zu immer größerer Bedeutung bei der Darstellung der folgenden Periode zur Sprache kommen wird. Sie übten innerhalb ihres Weichbilds fast alle Rechte, welche ein Fürst über sein Land hatte und bekamen auch das Recht, die Reichstage durch Abgeordnete zu beschicken.

Städte, die zu fürstlichem Gebiete gehörten, hießen Landstädte und ihre Abgeordneten hatten nur das Recht, auf den Landtagen ihrer Landesherren zu erscheinen. — Der Bauernstand kam auf diesen Landtagen erst in spätern Zeiten zur Vertretung: noch lange stand er unter dem Druck seiner Gutsherren, der mit der zunehmenden Ausartung des Adels sogar noch stieg.

Die Versuche, welche manche kühne Bauerngemeinden machten, um ihre alte germanische, vom Lehnswesen unterdrückte Wehrfreiheit zu behaupten, hatten nicht allenthalben gleichen Erfolg. Wie die friesische Freigemeinde der Stedinger ihre alte, von kirchlicher und weltlicher Herrschaft bedrängte Freiheit vertheidigte, aber einem gegen sie gesendeten Kreuzheere unterlag und ihre Unabhängigkeit verlor, ist oben berührt worden (K. 7, 3). — Dagegen gelang es den in Ober-Alemannien (der spätern deutschen Schweiz) liegenden Gauen Uri, Schwyz und Zürich 1251 ein Bündniß zur Schirmung ihrer Rechte zu schließen. — Desgleichen errang das tapfere Völkchen der **Dithmarsen** (ein sächsisch-friesischer Stamm zwischen der Eider, Elbe und dem Meere) seine uralte, schon mehrmals in tapfern Kämpfen (mit Heinrich dem Löwen, mit den holsteinischen Grafen, mit dem Erzbischoff von Bremen und mit den Dänen) vertheidigte und zeitweise unterdrückte Freiheit dadurch wieder, daß sie in der Schlacht bei Bornhövde 1227 in einem Kriege, welchen Dänemark mit den norddeutschen Grafen und Herren führte, von den Dänen abfielen und unter der Scheinoberherrlichkeit von Bremen ein unabhängiger Freistaat wurden, der sich die übrige Zeit des Mittelalters hindurch erhielt.

Eine Folge der großen Lockerung des Lehnsverbandes, so wie des unaufhaltbaren Strebens der Fürsten nach Unabhängigkeit von der Kaisermacht war auch die Zerschlagung der alten großen deutschen Volksthümer, aus deren Trümmer sich viele kleinere Besitzungen bildeten, die den Grund zu neuen, zum Theil noch bestehenden Fürstenthümern hergaben. Das deutsche Reich zählte in dieser Periode 116 geistliche und 100 weltliche Reichsstände: zu den geistlichen ge-

hörten 6 Erzbisthümer, 37 Bisthümer, 70 Abteien und die 3 geistlichen Ritterorden; zu den weltlichen 4 Kurfürsten, 6 größere Herzoge, 30 gefürstete Grafen und gegen 60 Reichsstädte.

Aus dem alten Herzogthum **Franken**, das 1139 aufhörte, bildeten sich im Laufe der Zeit: das Erzstift Mainz, die Bisthümer Speyer, Worms, Bamberg, Würzburg, Fulda; die rheinische Pfalzgrafschaft, die Grafschaften Henneberg, Nassau rc., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg rc. — Das Burggrafthum Nürnberg (nicht zu verwechseln mit der Stadt) kam um 1180 an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern und erweiterte sich in der Folge zu den beiden Fürstenthümern Onolzbach und Culmbach (Ansbach und Bayreuth, oder die Burggrafschaft unterhalb und oberhalb des Gebirgs).

Das ehemalige Herzogthum **Schwaben** oder Alemannien, das sich durch den Untergang der Hohenstaufen, die es zuletzt besaßen, auflöste, fiel in eine Menge reichsunmittelbarer Herrschaften auseinander; die wichtigsten Theile kamen an den Markgrafen von Baden, an die Grafen von Württemberg, Hohenzollern, Habsburg. Unter den damaligen schwäbischen Reichsstädten waren Augsburg und Straßburg die bedeutendsten.

Von dem alten mächtigen Herzogthum **Bayern** hatten sich, wie schon im Laufe der Geschichte berührt wurde, Kärnthen, Österreich, Steyermark und Tirol getrennt. Nachdem es unter den Wittelsbachern 1208 die Erblichkeit erhalten und 1227 in den Besitz der Rheinpfalz gekommen war, erfolgte 1255 die Theilung in Ober- und Niederbayern, wovon jenes die rheinische Pfalz, die Kurwürde und das Reichsvicariat hatte.

Das ehemalige Herzogthum **Sachsen** zerfiel in die Erzstifter Magdeburg und Bremen, in die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, in die Grafschaften Holstein und Oldenburg, in die Fürstenthümer Anhalt, Mecklenburg und Pommern, in das Gebiet der Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, und in andere kleinere Herrschaften. — Die Besitzer von Wittenberg und von Lauenburg (aus dem anhaltischen Geschlechte) behielten den sächsischen Herzogstitel. — Die Landgrafschaft Thüringen (entstanden 1130 aus dem Herzogthum gleiches Namens) kam nach dem Tode des Gegenkönigs Heinrich Raspe an dessen Neffen, den durch seine im Erzgebirg entdeckten Silbergwerke reichen Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen (aus dem Hause Wettin), der jedoch im Kriege mit Sophie von Brabant das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen verlor, welches Sophien's Sohn Heinrich, der Stammvater des jetzigen hessischen Hauses, bekam.

In dem ehemaligen Herzogthum **Niederlothringen** waren das Herzogthum Brabant, die Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Holland, Geldern, Jülich, Cleve, Berg, ferner das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich und Utrecht unabhängig, die Städte Köln und Aachen Reichsstädte geworden. (Die Grafschaft Flandern war 1196 an Frankreich gekommen.) — Von **Oberlothringen** hatten sich das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und noch viele kleinere Herrschaften abgetrennt: das übrige behielt den Namen Herzogthum Lothringen.

In den slavischen, durch christlich-germanische Bildung für Deutschland gewonnenen Ländern erhielt besonders das Markgrafthum **Brandenburg** durch seine ascanischen Fürsten (d. i. durch Fürsten aus dem ballenstädt-anhaltischen Geschlechte, aus welchen Albrecht der Bär 1142 der erste erbliche Markgraf von Brandenburg wurde) einen bedeutenden Aufschwung, indem dieselben die Lehnsherrschaft über

Pommern und über die Ukermark erwarben und 1257 die Neumark von den Polen eroberten. — **Böhmen**, zu welchem ehehin auch Mähren und die Oberlausitz gehörten, war, wie schon früher erwähnt, 1198 aus einem Herzogthum ein Königreich geworden.

Die mächtigsten Fürsten waren überhaupt die Beherrscher slavischer Gränzländer, in deren Bevölkerung der Geist der Unabhängigkeit nicht so tief wurzelte: daher Brandenburg, Böhmen und Österreich am mächtigsten wurden. Dagegen gab es in den geistig regsamen Westländern desto mehr kleine Herrschaften.

Zu bemerken ist, daß die fürstlichen Dynastieen zur Behauptung ihrer Macht eine verschiedene Politik befolgten. So gründeten die Zähringer ihre Macht auf die Städte, die sich ihnen aber doch zuletzt entzogen; die Wittelsbacher auf die Ausbildung des landständischen Wesens; die Habsburger auf den Landadel; die Luxemburger (von denen bald die Rede sein wird) auf den Bürgerstand; die Württemberger auf den Bauernstand.

2. Verbreitung des Christenthums im heidnischen Osten. Bildungsstand der heidnischen Preußen. Ihr Kampf gegen die Polen. — Das Christenthum in Lievland. Der Schwertorden: Unterwerfung Lievland's und Esthland's. — Das Christenthum in Preußen: Kulm. Der deutsche Orden nach Preußen versetzt. Die Kulmer Handveste; Thorn, Elbing. Vereinigung mit dem Schwertorden. Vollendung der Eroberung Preußens; Memel, Königsberg. Einrichtung des Ordenslandes.

Zwar konnte in dieser Periode das deutsche Reich die Lehensherrschaft über Dänemark, Ungarn und Polen nicht behaupten, auch wurden ihm große Theile von Burgund entfremdet und auf die lombardische Krone konnte es ohnedieß nicht mehr rechnen. Dagegen bekam es im Nordosten einen wichtigen Zuwachs durch die Eroberung Preußens, welche mit der Ausbreitung des Christenthums und deutscher Sitte und Bildung in jenem Lande Hand in Hand gieng.

In dem alten Bernsteinlande, im Nordosten der Weichsel, saß seit unvordenklicher Zeit ein heidnischer Volksstamm, dessen Name Preußen (Po-Russi, Pruzzi) erst um das Jahr 1000 hervortritt. Obgleich mit dem Ackerbau und mit einer gewissen bürgerlichen Ordnung bekannt, standen sie doch auf einer niedrigern Bildungsstufe, als die Germanen der Urzeit. Ihre Häuptlinge hießen Reiks; aber in noch höherem Ansehen standen ihre Griwen oder Oberpriester als oberste Richter, deren Befehle als Göttersprüche befolgt wurden: daher die ersten christlichen Glaubensboten, welche zu diesem Volke kamen, nämlich der Bischoff Adalbert von Prag (997) und der deutsche Benedictiner Bruno (1008), bei ihnen nicht nur den größten Widerstand, sondern auch den Märtyrertod fanden.

Im 11. Jahrhundert machten die Herzoge von Polen verschiedene Versuche, die Preußen zu unterjochen; es gelang aber immer nur vorübergehend, und im Anfang des 12. Jahrhunderts standen die Preußen auf Seite der Pommern in Vertheidigung ihrer Freiheit gegen den Polenherzog Boleslav III. Nahmen auch zuweilen einige ihrer Reiks

gezwungen die Taufe an, so warfen sie doch das Christenthum als ein ihnen lästiges Joch bald wieder ab; ja ihre Abneigung gegen dasselbe steigerte sich zum Abscheu, als sie sahen, wie die Pommern nach ihrer, durch den Bischoff Otto von Bamberg bewirkten Bekehrung in der Folge ihre besten Ländereien, theils an Kirchen und Klöster, theils an einwandernde deutsche Einsiedler abtreten und allenthalben ihre väterliche Sitte und Sprache aufgeben mußten.

Als daher der Polenherzog Boleslav IV in das Preußenland einfiel und die Bewohner zum Christenthum zwang, fielen sie nach seinem Abzuge gleich wieder davon ab, und als er nachher ihren abermaligen Rückfall in's Heidenthum mit ihrer Vertilgung bestrafen wollte, lockten sie ihn mit seinem Heere in Sümpfe und vernichteten es so, daß er selbst nur mit Noth entkam (1161). Als darauf Polen durch neue Theilungen und Parteiungen in Zerrüttung fiel, konnte es sich vor den steten Raubanfällen der Preußen nicht schützen.

Da geschah es, daß in Folge eines lebhaften Handelsverkehrs der Bremer mit den Liefländern der Augustiner-Missionär und nachmalige lievische Bischoff Meinhard das Christenthum nach Liefland brachte und unter dem Schutze der Burg von Jxkul (auf einer Berghöhe an der Düna) die erste Kirche erbaute. Auch die Lieven widerstanden anfangs den Bekehrungsversuchen auf das hartnäckigste. Als aber Papst Cölestin III das Kreuz gegen sie predigen ließ, bequemten sie sich, durch einen zweimaligen Kreuzzug gezwungen, zur Taufe. Weil aber nach der jedesmaligen Heimkehr des Kreuzheeres ein neuer Rückfall eintrat, so kam der lievische Bischoff Albert auf den Gedanken einen eigenen Ritterorden zu stiften (1099), um in ihm eine stets bereite Heeresmacht zur Bekämpfung des nordischen Heidenthums zu haben. Es war dies der **Schwertorden**, dessen Glieder, Schwertbrüder genannt, an einem mit dem schwarzen Kreuze bezeichneten weißen Mantel zu erkennen waren. Durch dieses Ordens Hülfe gelang es ihm nun, in Liefland mit dem Kreuze weiter vorzudringen und die Stadt **Riga** am Righe-Berge an der Düna zu gründen (1200).

Indeß setzte der noch unbekehrte Theil der Lieven in Verbindung mit den benachbarten heidnischen Esthen, Litthauen, Semgallen und Russen dem Christenthum einen fortdauernden Widerstand entgegen. Da sie aber selten einig handelten und gegenseitige Stammesfeindschaft jene Bündnisse immer wieder löste, so siegte dennoch am Ende das Kreuz und 1217 hatte der Orden Liefland und Esthland unterworfen.

Durch dieses Beispiel bewogen, machte nun der Herzog von Masovien den Versuch, die Preußen in ähnlicher Weise für das Christenthum zu gewinnen. In der That gelang es unter seinem Schutze dem pommerischen Bernhardiner-Missionar Christian, im Kulmerlande eine

feste Pflanzung anzulegen, so daß er als erster preußischer Bischoff seinen Sitz in Kulm nehmen konnte. Weil nun der heidnische Theil dieser preußischen Landschaft mit fortgesetzten Einfällen drohte, suchte er gleichfalls durch Kreuzzüge und durch Stiftung eines Ritterordens (der Brüder von Dobrin) zum Ziele zu kommen; allein bald nachher fielen die meisten Ritter dieses Ordens im Kampf gegen die Preußen und die Sache des Christenthums schien zu unterliegen.

Da rieth Bischoff Christian dem Herzoge, den bereits an Macht und Ansehen einflußreichen **deutschen Orden** (K. 4, 2) zu Hülfe zu rufen. Diesem klugen Rathe folgend, lud der Herzog Konrad von Masovien durch eine Gesandtschaft den Hochmeister dieses Ordens, den durch Kraft und staatsmännische Weisheit berühmten **Hermann von Salza**, der sich damals gerade bei Kaiser Friedrich II in Italien befand (K. 7, 2), zur Übernahme dieser Aufgabe ein. Dieser nahm den Ruf mit kaiserlicher und päpstlicher Bewilligung an, zumal der Kaiser dem Orden im Voraus den freien Besitz seiner künftigen Erwerbungen zusicherte.

Darauf sandte der Hochmeister 1228 ein kleines, aber tapferes und für die Sache des Kreuzes begeistertes Ritterheer unter Hermann Balk's Anführung nach Preußen ab, wo der Orden anfangs allein, späterhin in Verbindung mit dem Schwertorden, und zu Zeiten von einem Kreuzheere unterstützt, in der Regel jedoch durch eigene Kräfte unter vielen und schweren Kämpfen das Land der Preußen binnen 55 Jahren eroberte und es durch Anlegung von Städten, durch Gründung von Kirchen und Klöstern und durch Einführung deutscher Bildung und Sitte für Deutschland gewann (1283).

Die Eroberung ist durch folgende Momente bezeichnet. Nach Anlegung der Burgen Vogelsang und Nessau überschritt **Hermann Balk** (als Verweser in Preußen) die Weichsel, legte die Burg **Thorn** an und eroberte von da aus zunächst das ganze Kulmerland, worauf die Städte Kulm und Thorn eine nach deutschem Muster eingerichtete bürgerliche Verfassung unter dem Namen Kulmer Handveste von dem Orden erhielt. Von Kulm aus wurde zum Schutz gegen die nördlichen Pomesanier die Burg Marienwerder gebaut. — Bereits trat der Orden immer selbständiger auf und bekam den Herzog von Masovien zum Gegner, weshalb der Orden den Papst Gregor IX ersuchte, ihn im Besitze des Kulmer Landes zu bestätigen. Darauf erklärte der Papst alle Eroberungen, die der Orden im heidnischen Preußen machen würde, als Eigenthum des Apostels Petrus und den Orden zum Lehnsträger des päpstlichen Stuhls. — Darnach unterwarf sich der Orden mit Hülfe eines ihm von dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen zugeführten Kreuzheers die preußischen Landschaften Pomesanien und Pogesanien, und legte, durch Lübecker Kaufleute veranlaßt, die Stadt **Elbing** an (1237). Die Unterworfenen und Neubekehrten wurden anfangs mit großer Schonung und Milde behandelt. — Als nachher der lievische Schwertorden von den Litthauern eine schwere Niederlage erlitt, vereinigte er sich mit dem deutschen Orden, der nun auch Lievland eine christlich-deutsche Ordnung gab.

Nach Hermann Balk (1239) erwarb der deutsche Orden in Preußen unter seinem zweiten Landmeister mit Hülfe eines vom Herzog Otto von Braunschweig

geführten Kreuzheeres drei andere preußische Landschaften (darunter Ermeland) und besetzte sie mit deutschen Einwanderern. Er behandelte aber die unbekehrten Einwohner wegen ihres störrigen Widerstandes mit zu großer Strenge, ja Härte, so daß diese in Gemeinschaft mit dem Herzog Swantepolk von Hinterpommern (oder Pomerellen, von der Persante bis zur Weichsel) einen furchtbaren Aufstand erhoben, der das ganze Ordensland mit Mord, Raub und Brand erfüllte. Nur noch fünf Burgen waren zuletzt (1242) im Besitz der Ordensritter, als Hülfe aus Polen und Deutschland kam, und der Orden nach noch vielen Anstrengungen den Pommernherzog 1248 zu einem Vergleich und die abgefallenen Preußen 1249 wieder zur Unterwerfung brachte. Im Jahre 1243, dem Todesjahre des Bischoffs Christian, wurde das Land in vier Bisthümer eingetheilt und der lübeck'sche Bisthumsverweser Albert zum Erzbischoff von Preußen, Lievland und Esthland und zugleich zum päpstlichen Legaten ernannt, dem auch der Orden gehorchen sollte. Darüber kam es zu Streitigkeiten, die erst aufhörten, als Albert nach Riga versetzt wurde.

Hierauf wurde nach der Erbauung von **Memel** das Sameland erobert, und weil der König Ottokar von Böhmen dabei Hülfe geleistet hatte, die zweite neuangelegte Burg und Stadt ihm zu Ehren **Königsberg** genannt. Auch eroberte der Orden die von den Preußen gegründete Burg Wehlau (an der Mündung der Alle in den Pregel.) Behandelte man auch anfangs die ganze neue Eroberung mit Mäßigung und Milde, so trat doch bald, als das Volk den vermehrten Frohndruck nicht leiden wollte, eine größere Strenge ein. Als daher einst die Litthauer in einem Kriege mit dem Orden einen Sieg erfochten, und sich das Ordensheer zurückziehen mußte, glaubte der Ordensvogt Walrad das Land dadurch zu retten, daß er eine Anzahl edler Preußen in seine Burg lockte und sie tödten ließ. Nun aber erhoben sich (1261) die heidnisch-gesinnten Sameländer in einem plötzlichen Aufstand, in welchem sie ihre christlichen Landsleute sammt allen Priestern und Deutschen erschlugen oder in die Knechtschaft schleppten.

Da wegen der längst eingetretenen Erkaltung der Gemüther für Kreuzzüge nicht hinreichende Hülfe aus Deutschland und Böhmen erschien, so wuchs der Widerstand der Preußen so, daß sogar das Kulmerland durch ihre jährlichen Verheerungszüge schrecklich litt, und Christenthum und Bildung in Preußen wieder unterzugehen schien. Nur der ausharrenden Standhaftigkeit einer Anzahl tapferer Ordensritter, vorzüglich des besonnenen und unerschütterlichen Ordensmarschalls Konrad von Thierberg, sowie des Landmeisters von Gatersleben, hatte es der Orden und die Sache der christlich-germanischen Bildung zu danken, daß, als wieder einige Hülfe aus Deutschland kam, nicht nur alle abgefallenen Landschaften wieder unterworfen, sondern auch von der durch Konrad's Bruder 1274 erbauten Marienburg (an der Nogat) aus die drei noch übrigen heidnischen Gaue Nadrauen, Schalauen und Sudauen, wiewohl nur nach einem wahren Vernichtungskriege, in Besitz genommen wurden und so die Eroberung Preußens zu ihrer Vollendung kam.

Das ganze **Ordensland Preußen** mit seinen vier Bisthümern (Kulm, Pomesanien, Ermeland und Samland) bietet eine eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte. Landesherr war der deutsche Orden als solcher, dessen Hauptsitz damals noch in Accon war. Die Stelle des Hochmeisters vertrat der Landmeister, der in den wichtigsten Angelegenheiten an den Beirath des Ordensmarschalls und der Comthure oder Vorsteher der Hauptlandesbezirke gebunden war. — Die vier bischöfflichen Stühle waren anfangs unabhängig vom Orden, bis er wenigstens

in dreien die Besetzung derselben mit Ordensbrüdern durchsetzte. Die Geistlichkeit hatte indeß auf die Politik dieses Ordens keinen Einfluß.

Das Volk bestand 1. aus denjenigen eingebornen Edeln, Withinge genannt, die, weil sie dem Orden stets treu geblieben waren, ihre Erbgüter frei besitzen durften und außerdem vom Orden noch Lehnsgut erhielten, für welches sie die Lehnsfolge leisten mußten; 2. aus den Freilehnsleuten, deren erbliches Lehnsgut von Zehnten und Frohnden befreit war; 3. aus den sogenannten Kölmern, die nach Kulmer Recht Zins und Zehnten gaben; 4. aus leibeigenen Bauern und Hintersassen, als unmittelbaren Unterthanen des Ordens, zu denen auch solche ehemalige Edle herabgedrückt waren, die dem Orden sich stets widerspänstig erwiesen hatten.

Die eingewanderten Deutschen erhielten Grundeigenthum gegen Zins- und Zehntabgaben. Die Edlen unter ihnen bildeten den Stand der Landesritter, die Übrigen den Stand der Bürger und Bauern. Diese deutschen Ansiedler waren es, durch deren Fleiß und Geschick das durch einen so langen Krieg verwüstete und verödete Land allmählich emporblühte und deren angestammte Bürgertugenden dem neuen Staatswesen erst den rechten Grund und Halt gaben.

3. Deutsche Wissenschaft im 12. und 13. Jahrhundert. Fortbildung des Rechts und der Gerichtspflege. Die Weisthümer. Geschriebenes Recht: der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel &c. Die Geschichtschreibung: Otto von Freising, Saxo Grammaticus, Albertus Magnus.

Indem wir nun die deutsche Art, wie sie in der Hohenstaufenzeit sich darstellte, weiter in ihr Inneres verfolgen, kommen wir zunächst auf den Stand der Wissenschaften. Nachdem der Wiederaufschwung, den sie im zehnten Jahrhundert unter den gebildeten sächsischen Kaisern genommen hatten (XV. 3, 3), in der salisch-fränkischen Zeit wieder bedeutend nachgelassen, hob und verbreitete sich unter den Hohenstaufen, und zwar vorzugsweise durch die thätige Pflege dieses geistvollen Fürstengeschlechts, die wissenschaftliche Bildung in Deutschland wieder, indem die Vermehrung der Stiftsschulen und der Besuch der ausländischen Universitäten (K. 1, 3), unter welchen die italienischen besonders durch die Gunst der Hohenstaufen (K. 7, 1) wesentliche Verbesserungen erhielten, eine mehrseitige geistige Anregung bot.

Was zuvörderst die Fortbildung des Rechts und der Gerichtspflege betrifft, so richtete man sich noch im 11. und 12. Jahrhundert bloß nach den Gesetzen des Herkommens und der Gewohnheit, die sich auf unbewußte, aber dennoch organische Weise in den verschiedenen Lebenskreisen ausgebildet hatten. Wo die untern Gerichte mit ihrer Erfahrung nicht ausreichten, giengen sie die obern Gerichte um

Weisung des Rechts an, und die von da empfangenen Weisthümer galten für künftige ähnliche Fälle. Andere Bestimmungen floßen aus freien Übereinkünften und Verträgen und machten sich für spätere Fälle als herkömmliche Rechte geltend, wie denn alle Dienst- und Hofrechte, Stadtrechte, Bauernküren, Zunftordnungen auf solche Weise entstanden sind. — Allmählich wurden dergleichen Bestimmungen und Rechtsregeln aufgeschrieben, und so entstunden zuerst Sammlungen von Stadtrechten und weitergehend auch Sammlungen von Landrechten, unter welchen letzteren der Sachsenspiegel als erstes geschriebenes Rechtsbuch für Sachsen, wenn nicht die Quelle, doch die Veranlassung zu andern ähnlichen Rechtsbüchern wurde. Die Mangelhaftigkeit dieser Gesetze aber trieb, anstatt zu ihrer weitern eigenthümlichen Ausbildung, zur Benützung des römischen Rechts, dessen allmählichem Eingang in Deutschland der Umstand großen Vorschub that, daß die deutschen Kaiser sich als Nachfolger der römischen ansahen und insbesondere die hohenstaufischen Kaiser ihre Hoheitsrechte in Italien zum Theil nach dem römischen Rechte festsetzen ließen (K. 3, 2).

Der **Sachsenspiegel** führt auch den Titel Land- und Lehnrecht, und ist von dem thüringischen Schöffen Eike von Repgow zwischen den Jahren 1215—1235 in altdeutscher Mundart verfaßt. Er ist eine Zusammenstellung der damals allgemein geltenden Rechtsgewohnheiten, nach welchen die ordentlichen Landgerichte ihre Urtheile fällten. Außer dem darin enthaltenen Sachsenrecht kommen auch, jedoch nur wenige, römische und kanonische Rechtsvorschriften darin vor. Das Werk erhielt in den nördlichen und östlichen Theilen Deutschlands, selbst in Polen und Ungarn, ein gewichtiges Ansehen, das es bis in's 15. Jahrhundert behielt, es aber dann durch das vorherrschende Aufkommen des römischen und canonischen Rechts verlor. Da manche Bestimmungen des Sachsenspiegels nicht zum Vortheil der Geistlichkeit waren, so war diese seinem Ansehen stets entgegen.

Der **Schwabenspiegel**, ebenfalls eine Land- und Lehnrechtssammlung aus dem 13. Jahrhundert, war zunächst für Schwaben oder Alemannien bestimmt, entlehnte aber seinen Inhalt zum großen Theil aus dem Sachsenspiegel und aus dem römischen Recht.

Der durch die Kreuzzüge angeregte Schwung des Geistes hatte in wissenschaftlicher Beziehung auf die Geschichte, die Geographie und die Naturkunde einen nicht unbedeutenden Einfluß. In der Geschichtschreibung des 12. und 13. Jahrhunderts zeigen sich in Bezug auf Wahl und Anwendung des Stoffs bereits die Anfänge der historischen Kunst. Unter den deutschen Historikern dieser Periode sind vorzüglich Otto von Freising, Helmold und Saxo Grammaticus bemerkenswerth. — In der Mechanik, so wie in der Naturkunde erwarb sich der Bischoff Albert von Regensburg, genannt Albertus Magnus, die Bewunderung seiner Zeit. — Die geographischen Kenntnisse wurden weniger durch Deutsche, als durch Ausländer, namentlich durch des Venetianers Marco Polo's Reisen nach Ostasien, erweitert. — Um die mathematischen Kenntnisse zu fördern, ließ Kaiser

Friedrich II den Almagest (d. i. den Lehrgriff der Astronomie) des Claudius Ptolemäus aus dem Griechischen übersetzen.

Otto von Freising, geb. 1109 aus dem babenbergischen Hause stammend, war ein Sohn des Markgrafen Leopold's IV des Frommen von Österreich und einer Tochter Kaiser Heinrich's IV, Agnes, der Wittwe Friedrichs von Hohenstaufen, und Halbbruder des hohenstaufischen Kaisers Konrad III. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Paris, wurde dann Abt des Cisterzienser-Klosters Morimund in der Champagne und nachher (1137) Bischoff von Freising. Als solcher reformirte er die Klöster, indem er darin Zucht und Ordnung herstellte, und brachte die Freisinger Schule zu hohem Ansehen, indem er als einer der ersten in Deutschland die aristotelische Philosophie lehrte und beförderte. Durch Reinheit der Gesinnung, so wie durch Klugheit, Mäßigung und Beredsamkeit ausgezeichnet, wurde er der Vertraute Konrad's III und Friedrich Barbarossa's und übernahm, ohne je Kanzler zu sein, wichtige politische Missionen, insbesondere verschiedene Vermittlungsgeschäfte. Im Jahr 1147 schloß er sich dem mißglückten Kreuzzug Konrad's an, begleitete nachher den Kaiser Friedrich auf seinem ersten Römerzug und trug späterhin Vieles zur Versöhnung des Kaisers mit dem Papst Alexander III bei. Er starb 1158 auf der Rückreise aus Italien im Kloster Morimund, das er besuchte. Er hinterließ zwei historische Werke in lateinischer Sprache: 1. ein Chronikon, welches eine bis zum Jahr 1146 reichende Weltgeschichte enthält und von ihm „das Buch von den zwei Reichen" (de duabus civitatibus) genannt und wobei „die philosophisch-theologische Behandlung des Stoffs die Hauptsache" ist. Er schildert darin „das Elend dieser Welt (der Babel) und die Herrlichkeit des Reiches Gottes (des himmlischen Jerusalems). Er will sie darstellen in ihrer irdischen Vermischung: davon handeln die ersten sieben Bücher, und das achte berichtet dann vom Weltuntergang, von der Scheidung beider Welten nach der Auferstehung, und von dem entgegengesetzten Ausgang beider." Diese Chronik wurde viel gelesen und benutzt und hatte „großen Einfluß auf die Auffassung der Geschichte". Sie geht bis zum Jahr 1146 und wurde von Otto von St. Blasien in annalistischer Form und freier, leichter Darstellung bis zum J. 1209 fortgesetzt. — Otto von Freising hinterließ 2. eine Beschreibung der Thaten Friedrich's I, die ihm einen Platz unter den besten Geschichtschreibern des Mittelalters sichert. Sie geht bis zum Ende des Jahres 1156. Bei seinem Sterben übergab er sie seinem vertrauten Schüler und Notar Ragewin (nicht Radevich), der das Werk bis zum J. 1160, anfangs nach hinterlassenen Aufzeichnungen Otto's v. F., nachher in selbständiger, durch die Zeitphilosophie weniger befangenen Weise fortführte. Theilt Otto auch viele Vorurtheile, Fehler und Mängel seiner Zeit, so schrieb er doch im Ganzen mit Einsicht und Verstand und mit einem sichtlichen Streben nach Kritik, psychologischer Auffassung und Unparteilichkeit, und allenthalben leuchten die Vorzüge eines edlen Herzens hervor. Sein Styl trägt das scholastische Gepräge seiner Zeit. -- (S. Wattenbach's deut. Geschichtsquellen p. 350 ff.)

Helmold, Pfarrer von Bosow, schrieb eine reichhaltige Chronik der Slaven oder Wenden, welche für die Geschichte Heinrich's des Löwen und des welfischen Hauses wichtig ist; doch stellte er sich dabei eine höhere Aufgabe, indem er darstellen wollte, wie das Christenthum und die deutsche Herrschaft unter den Wenden festen Fuß gefaßt haben, was er um so besser konnte, da sich Vieles vor seinen Augen ereignet hatte und er mit dem eifrigen Glaubensboten Vicelin persönlich befreundet war. Seine Darstellung ist einfach und anschaulich, in gutem fließenden Latein. Sein Werk, das bis zum J. 1170 reicht, wurde von dem Lübecker Abt Arnold bis 1209 in zuverlässigem, wahrheitsliebendem Sinne fortgesetzt.

Saxo Grammaticus (d. i. Saxo der Gelehrte) aus Seeland, bearbeitete in einem für seine Zeit vortrefflichen Latein die dänische Geschichte nach alten isländischen Volkssagen und Liedern. Hat sie auch keinen eigentlichen historischen Werth, so enthält sie doch eine treue Schilderung der Sitten und des Geistes der nordischen Vorzeit in einem sehr anmuthigen, lebendigen und blühenden Styl. Er starb 1203.

Albertus Magnus, geb. zu Lauingen 1193 aus der schwäbischen Familie der Grafen von Vollstädt, erhielt seine höhere Ausbildung auf der Universität Padua, trat in den Dominicanerorden, lehrte theils in Paris, theils und meist in Köln, und ward nachher Bischoff zu Regensburg, welchem Amt er aber nach kurzer Zeit wieder entsagte, um mehr der Wissenschaft zu leben. Er war ein für seine Zeit sehr gelehrter Scholastiker und eifriger Beförderer der aristotelischen Philosophie, der zugleich so ungewöhnliche naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, daß ihn das Volk für einen Zauberer hielt. Er starb 1280 in seinem Kloster zu Köln. Seine Schriften gab ein Dominikaner in 21 Foliobänden heraus. — (Von seiner Philosophie s. unten K. 8, 7.)

4. Die deutsche Kunst von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Dichtkunst: mittelniederdeutsches Epos; mittelhochdeutsche Volkspoesie. Die Heldensage. Die sechs Sagenkreise. Das Nibelungenlied; das Lied von Gudrun; das Heldenlied.

Weit mehr als die Wissenschaft bildete sich die alte deutsche Kunst im Zeitalter der Hohenstaufen aus und insbesondere feierten die Dichtkunst und die Baukunst des Mittelalters den Triumph ihrer Vollendung.

Dritthalb Jahrhunderte lang war die deutsche Dichtkunst nach dem Verwelken ihrer ersten Blüthe im 9. Jahrhundert (XV. 3, 3) in einem stummen Winterschlaf gelegen, in welchem sie nur „gleichsam im Traume" ihre alten Lieder bewahrte, — als die dichterische Kraft des deutschen Geistes auf's neue erwachte und sich mit noch mächtigerem Triebe entfaltete. Die Anregung dazu gaben die Kreuzzüge, in denen kriegerischer Heldensinn und christlicher Geist eine eigenthümliche „Verschmelzung" eingiengen, die sich gerade im deutschen Volke am Innigsten zeigte und auch am Baume der Dichtung neue Blüthen hervortrieb und zur vollen Reife brachte.

Den Vorfrühling dieser Blüthen- und Fruchtzeit der deutschen Poesie bezeichnen von der Mitte des 12. Jahrhunderts an die Dichtungen in mittelniederdeutscher, d. i. mittel- und niederrheinischer (nicht niederländischer) Mundart, denen noch der Wohlklang und die Wohlbemessenheit des Reims abgeht, die aber vor den Werken der nachfolgenden vollkommneren Stufe den Vorzug „einfacher und volksgemäßer Anlage und markiger Zeichnung" haben. Sie bestehen aus kurzen, paarweise gereimten, aber durch den Sinn getrennten Zeilen.

Aus dieser Vorbereitungsperiode sind noch vorhanden das Lied vom König Rother, Reinhart Fuchs in der ältesten Form, das Rolandslied, Tristan und Isolt (Isolde) in der ältesten deutschen Form, das Alexanderlied, das Lied vom h. Anno, die Kaiserchronik und einige Legenden und Minnelieder. Sie werden weiter unten, ein jedes bei der Dichtungsgattung, wozu es gehört, etwas näher bezeichnet werden.

Mit der Verbesserung der Sprache und des Versbaus beginnt das eigentliche Blüthenzeitalter in der Entfaltung der mittelhochdeutschen Poesie, als deren Vater Heinrich von Veldeke (Veldekin) seit 1184 zu betrachten und deren Heimath das südliche Deutschland ist, nämlich Schwaben, das Oberrheinland, die Schweiz, Bayern, Österreich und Franken, wo überall die oberdeutsche Mundart gesprochen wurde, die sich aus dem Gothischen und Althochdeutschen organisch fortgebildet hatte und in mehreren Beziehungen, namentlich im „Reichthum der Bezeichnung" unsere moderne deutsche Sprache übertrifft.

Nicht nur die Volkspoesie, die sich aus dem dichterischen Vermögen eines ganzen Volkes als eine Naturgabe mit unbewußt innerm Triebe entwickelt, sondern auch die Kunstpoesie, die das Ergebniß der Anschauung und Erfindung einzelner, durch Bildung und Erfahrung hervorragender Dichtergeister ist, erreichten in dieser Periode und zwar in nebeneinandergehender Reihe ihre volle Reife.

Die Volkspoesie des 12. und 13. Jahrhunderts wurde durch die fahrenden Sänger geübt, welche von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt wandernd, bei Hof-, wie bei Volksfesten aus dem Schatz alter Sagen von der Herrlichkeit und den Thaten der Heldenkönige und ihrer tapfern Mannen sangen und dadurch die Gesangesfreude und Liederlust im Volke nährten. — Die Kunstpoesie dagegen, welche entweder Neuerfundenes und innerlich Erlebtes in Erzählungen und Liedern, oder Überliefertes und Fremdes in neuem, kunstreichen Gewande vortrug, wurde vom hohen und niedern Adel geübt und zählte Kaiser und Fürsten, Grafen und Ritter in der Reihe ihrer Kunstgenossen; daher sie auch Ritterpoesie oder höfische Poesie heißt.

Die Volkspoesie sowohl, als die Kunstpoesie hat zunächst in Frankreich ihre frühere Pflege gefunden und besonders hat die in Südfrankreich entstandene **provençalische** Dichtkunst nicht nur auf das östliche Spanien (Aragonien) und obere Italien, sondern auch auf Deutschland einen bedeutenden Einfluß geübt. Der Hof der Grafen von Provençe (in Toulouse) war schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts einer der gebildetsten und glänzendsten in Europa: an ihm wurde in der zierlichsten Sprache gesprochen; Poesie und Gesang lieferten den Hauptstoff der Unterhaltung, und ritterliche und dichterische Wettkämpfe wechselten miteinander ab. Die provençalischen Dichter, welche solche Hoffeste verherrlichten, nannte man Troubadours (d. i. Erfinder kunstreicher Rhythmen und Reime) und ihre Kunst deßhalb die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia). Sie trugen ihre Lieder meist zugleich mit musikalischer Begleitung vor, und wer nicht selbst musikalisch war, hatte einen der Musik kundigen Begleiter bei sich, den man Jongleur nannte. Nicht die Troubadours, sondern diese Jongleurs oder Fiedler machten aus der Poesie und Musik ein Gewerbe und manche gaben sich nebenbei auch mit Seiltänzereien und Possenreißereien ab. Die echte provençalische Dichtkunst gieng in den Albigenserkriegen unter. Zu den ausgezeichnetsten lyrischen Dichtern Südfrankreichs gehört der Graf Thibaut (Theobald) von Champagne, der 1234 König von Navarra wurde. (K. 10, 5. a. E.)

Im Gegensatz zu der leichten lyrischen Dichtkunst der Provençalen bildete sich bei den ernstern Nordfranzosen die epische Dichtkunst aus, anfangs nur in der lateinischen Sprache, dann seit der Zeit Philipp August's in der französischen Sprache, die erst unter diesem Könige die zur Poesie nöthige Stufe der Bildsamkeit erreichte. (Unter den dortigen Dichtern, die man Trouvères nannte, fand besonders der am Hofe Philipp August's lebende Lambert von Chateaudun großen Beifall, von dem das alexandrinische Versmaaß herrührt.) Die romantische Poesie Nordfrankreichs mit ihren Sagenkreisen gieng sodann nach England, wo diese Dichter Minstrels hießen, über, und hatte auf Deutschland großen Einfluß, wovon weiter unten nähere Erwähnung geschehen wird.

Die Hauptform der Volkspoesie war die epische. Die volksmäßige Epik oder der epische Volksgesang war schon im 10. Jahrhundert aufgekommen. Sie nahm ihren Stoff theils aus der weltlichen oder Helden-Sage, seltner aus der kirchlichen Sage, theils aus der Zeitgeschichte und behandelte ihn ganz objectiv, in kunstloser einfacher Strophenform. Sie entstand ohne Hülfe der Schrift von ungenannten Verfassern und lebte im Munde des Volks, indem sie durch fahrende Sänger und Saitenspieler in Schenken und auf Straßen verbreitet wurde. — Im 12. und 13. Jahrhundert entwickelte sich die epische Kunstdichtung, welche mehrere Erscheinungsformen darbietet. Sie gieng zuerst von gelehrten Geistlichen (meist Klostergeistlichen, doch auch von Weltgeistlichen) aus, welche antike Sagen (aus dem griechischen und römischen Alterthum) zum Stoff ihrer epischen Dichtungen nahmen. Diese Epik der Geistlichen haftete noch „mit allen ihren Wurzeln in der Prosa" und ermangelt meist noch eines leitenden, den Stoff durchdringenden Gedankens und des Ebenmaaßes in der Darstellung.

„Trockene Kürze wechselt mit verweilender Ausführlichkeit, und nur, wo es eine Schlachtschilderung gilt, erhebt sich überall die Rede zu Kraft und Glanz und zeigt den Sinn der Verfasser noch unentwöhnt der Welt und der urdeutschen Art." Sie waren auch im Dichten noch Gelehrte, und hielten sich Schritt vor Schritt an ihre lateinischen oder französischen Quellen, die sie nur übertrugen und umarbeiteten. Dabei kleideten sie die Helden des antiken Alterthums in deutsches Gewand: die römischen Könige und Kaiser behielten zwar ihre Römernamen bei, erscheinen aber im Grunde als deutsche Könige mit deutschem Wesen. Die Behandlung der antiken Sagen kam durch Heinrich von Veldeke (aus einem westphälischen Rittergeschlecht) auf, der die Äneide (Eneit) in solcher Weise bearbeitete. (S. unten K. 8, 5.)

Während sich die Epik des Volksgesangs mehr im Gebiete der Heimath bewegte, liebte es die epische Kunstdichtung ihre Stoffe nicht aus der alten volksthümlichen Überlieferung, sondern aus der Gegenwart ihrer Zeit, und zwar aus der durch die Kreuz- und Pilgerfahrten eröffneten Fremde zu nehmen. Die gleichfalls ungenannten Verfasser gehörten theils noch zum Volke, theils dem ärmeren Adel, theils der Geistlichkeit an; und so wie sie selbst das als Pilger Erfahrne und Gehörte oder das sonst innerlich und äußerlich Erlebte mit warmer, gehobener Theilnahme vortrugen, so machten die epischen Vorträge dieser Fahrenden auch auf die ritterlichen Zuhörer an Höfen Eindruck und

regten in diesen höhern Kreisen den Trieb zu eigenen Versuchen an; und nun entstand gegen des Ende des 12. Jahrhunderts eine Epik der Höfe, die nur als „eine Veredlung und Erweiterung der Dichtkunst der Geistlichen und niedern Fahrenden zu betrachten ist, da nicht wenige dieser Kunstdichter ebenfalls Fahrende, nur in einer höheren Gesellschaftsstellung, waren. — Neben den Versuchen der höfischen Kunstbildung, die ihre Freude an ausländischen Abenteuern hatte, bildete sich aber doch, „inmitten des Hoflebens eine neue Art der Epik aus, die auf eine Verschmelzung der Volksdichtung mit der höfischen" ausgieng und sich zur volksmäßigen Epik gestaltete, in welcher sich, gleichwie in der Epik der Fahrenden das Volk sich dem Hofe genähert, so nun der Hof in der volksmäßigen Epik sich dem Volke wiederum näherte, in welcher Neigung besonders die österreichischen Dichter den Vorgang machten.

„Hier also wandte sich der Hof mit einer Entäußerung von Vorurtheilen, die schon das sittliche Gefühl wohlthuend berührt, theilnahmsvoll der Sage des Volkes, der Heldensage und andern minder allgemein verbreiteten Sagen zu, und hielt, indem er denselben das sonst versagte Hofrecht gab, sogar die Gesangesform, die Strophe, fest. Aber die Epik des Volkes in ihrer Echtheit konnte dabei nicht bestehen: auch sie ward zur Kunstdichtung gesteigert, so daß nur im Stoff und theilweise in der Art der Darstellung eben noch die Volksmäßigkeit blieb." (S. Wilh. Wackernagel's Gesch. d. deut. Lit. p. 144 — 154.)

Der sittliche Grundton der epischen Volkspoesie ist die deutsche Treue und zwar sowohl die Treue des Dienstmanns gegen seinen Dienstherrn, als auch die Treue des Herrn gegen seine Mannen. Wer daher für eine solche Treue Sinn hat, dem erschließt sich das rechte Verständniß für diese Dichtungen.

Als z. B. in dem Liede vom Wolfdietrich „der alte Waffenmeister und Dienstmann desselben, Namens Berchtung, mit 16 Söhnen im Kampf für seinen Herrn steht und er 5 dieser Söhne nach einander im mörderischen Kampfe fallen sieht, da schaut er jedesmal, so oft einer derselben auf der Wahlstatt niedersinkt, mit lachendem Antlitz sich um nach seinem Herrn, damit dieser nicht merken solle, daß einer seiner Lieben und Getreuen gefallen ist. Die übrigen 11 werden gefangen genommen, und nun zieht Wolfdietrich, dem weh ist nach seinen Dienstmannen, einsam und arm lange Jahre durch alle Welt unter unzähligen Gefahren und Kämpfen, um seine 11 Verlornen zu suchen; Königreiche, die Hand einer Kaiserin und neue Dienstmannen zu vielen Tausenden werden ihm angeboten; aber er verschmäht das Königreich, der Kaiserin Minnegunst und die Tausende neuer Mannen, wenn er seine alten Dienstmannen nicht hat. Arm und einsam zieht er sofort wieder weiter, bis er die Treue des Königs gegen seine Mannen erfüllt und sie aus der Gefangenschaft befreit hat." (Vilmar's Vorles. üb. deutsche Nationallit.)

Die Erzeugnisse der epischen Volkspoesie kann man (mit Vilmar) nach den deutschen Volksstämmen in sechs Sagenkreise theilen. Diese sind: der niederrheinische oder fränkische, der den Siegfried mit seinen Mannen —, der burgundische, der den Burgunderkönigshof zu Worms —, der ostgothische, der den Dietrich von Bern (Verona) mit seinen

Helden —, der **hunnische**, der den **Attila** oder **Etzel** mit seinen Verwandten und Mannen zum Mittelpunct hat; — der **norddeutsche**, der in dem Heldengedichte **Gudrun** das Abenteuerleben friesischer, dänischer und norwegischer Seekönige —, der **lombardische**, der die Thaten der Könige **Rother** und **Otnit**, so wie anderer Helden vorführt. Von diesen sämmtlichen Volksdichtungen sind die Verfasser gänzlich unbekannt.

Die vier erstgenannten Sagenkreise, davon die drei ersten und die beiden letzten verschiedene Lieder umfassen, fließen alle in dem **Nibelungenlied** zusammen, das unser größtes **Nationalepos** ist und, seiner letzten Ausbildung und gegenwärtigen Gestalt nach, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von einem ganz unbekannten Bearbeiter des darin enthaltenen Sagenstoffs herrührt. Die **historische** Wahrheit dieses Epos darf man bloß „in der getreuen Auffassung des allgemeinen Lebens" und „in der getreuen Darstellung der Gesinnung und der Sitte" der darin vorkommenden Völker suchen; die darin handelnden Personen aus der wirklichen Geschichte (wie Attila und Dietrich d. i. Theodorich der Große) sind in der Zeit zusammengerückt, und von den durch dieselben getragenen Begebenheiten sind nur einzelne Züge zur allgemeinsten Grundirung aufgenommen. Es zerfällt in einen Haupttheil mit zwei Hälften unter dem Titel: **Der Nibelungen Noth**, und in einen Nebentheil oder Anhang, der den Titel **Klage** führt. Das Hauptthema ist **Siegfried's Tod** und **Kriemhilden's** Rache.

Die ursprüngliche, in einzelnen Liedern umlaufende **Siegfriedssage** war in ihrer **ältesten Gestalt mythischer Natur**, d. h. enthielt Beziehungen auf den „tiefen, geheimnißvollen Zusammenhang des Menschen mit den Naturwesen und den Naturkräften, welche als lebende Wesen, als **Personen** gefaßt werden im Kampfe mit der Menschenwelt oder in ihrer Herrschaft über dieselbe." Dieses Mythische erfuhr, wie es scheint, erst nach dem 9. Jahrhundert ihre Umgestaltung **in das Epische** oder in die Heldensage.

In Betreff dieser Umgestaltung bemerkt W. **Wackernagel** a. a. O. p. 201. „Die Vermenschlichung der einst göttlichen Wesen, der Übergang des Wunderbaren in das Abenteuerliche oder Natürlich-motivirte vollendete sich in so weit, daß nur noch einzelne, oft an sich unkenntliche Spuren des Alten übrig blieben, und es der Kritik bedarf, um in **Siegfried**, dem Könige von Niederland, noch den Gott **Baldar**, in seinem Mörder **Hagene** den blinden Gott **Hadu** und in den Abenteuern **Dietrich's** von **Bern** die Einmischung von Mythen des germanischen **Donnergottes** (Donar) nachzuweisen. Und was früherhin, obschon überall gleichbekannt, nur eine Reihe vereinzelter Sagen und so nur der Stoff für vereinzelte Lieder gewesen war, jetzt zeigt sich das Alles in Einem Kreis zusammen- und abgeschlossen und damit auch die Epopöie ermöglicht. Nun waren die mythischen Sagen von **Siegfried** mit den geschichtlichen von **Attila** und den Königen der Burgunden ein **Ganzes**, und nur die von **Donar-Dietrich** fügten sich demselben mehr bloß **an**, als **ein**, und wurden lieber für sich allein erzählt." — „Reicher an Stoff und gemüthlichem Reiz, wie durch solche Ausbildung die Heldensage ward, mußte sie jetzt, vielleicht noch mehr, als früherhin, ein **Gemeingut des ganzen Volkes**, überall daheim und gepflegt sein."

Allmählich erfolgte die Verschmelzung der Siegfriedssage mit der Attila'ssage und der Dietrichssage, deren einzelne Lieder gegen das Jahr 1170 mit den Liedern der Siegfriedssage vereinigt wurden, worauf das Ganze durch eingeschobene Schilderungen, durch Hinzufügung neuen Beiwerks und durch vervollkommnete Verseinrichtung um das Jahr 1210 und zwar in Österreich die jetzt vorhandene Gestalt erhielt.

Die jetzige Gestalt der Nibelungen ist aus einer Reihe von Volksgesängen und aus Vorträgen oder Rhapsodieen gebildeter Fahrender unter dem Titel „der Nibelunge Nôt" entstanden und als das vorzüglichste Werk der volksmäßigen Kunstepik und (mit Ausnahme des Parcival) als das bedeutendste altdeutsche Epos überhaupt. — Obwohl es in dieser Umgestaltung zu einem großen einheitlichen Werke in kleine Abschnitte, gleichsam in Lieder (Aventiure genannt) eingetheilt ist, so war es doch nicht bestimmt, gesungen, sondern nur vorgelesen zu werden. — Zu dem darin herrschenden Volkston kam hinzu der Ton und Schmuck höfischer Bildung und Ritterlichkeit; doch geht diese Verbindung nicht gleichmäßig hindurch, wird nicht überall zu einer eigentlichen Verschmelzung: die Zusätze des Bearbeiters „stehen an Gehalt und Styl von den ältern Abschnitten oder Liedern ab und selbst diesen (älteren) fehlt es noch an ausgleichender Verbindung. Diese Ungleichheiten erkannten schon die Zeitgenossen desselben und noch vor dem Jahre 1225 erschienen zwei neue Überarbeitungen, ohne doch eine volle Einheit hervorzubringen. Nichts desto weniger aber ist das Nibelungenlied reich an Schönheiten und von einer außerordentlichen „Meisterschaft im Aufbau des Ganzen." In kunstvoller Anordnung umfaßt es den gesammten Sagenkreis: „mit und nach einander treten handelnd, leidend, untergehend die Burgunden, Siegfried, Attila, Irnfried und Iring und Dietrich auf, und Alles sammelt sich um Kriemhild als die thatsächlich-persönliche Einheit und um die ideale des wiederkehrenden Spruches, daß alle Lust in Wehe endigt, — des Gedankens, daß Unthat und Untreue, scheine auch ein sicheres Glück durch sie erworben, früher oder später die rächende Strafe nach sich ziehe." (W. Wackernagel S. 200 ff.)

Der Anhang zum Nibelungenlied, „die Klage" enthält die Klage der Übriggebliebenen, die Bestattung der Gefallenen, die Sendung der Botschaft davon in die Heimath und die Heimkehr Dietrich's. Sie besteht aus kurzen Reimpaaren und hat wenig poetischen Werth. Der Verfasser kannte nur die zweite Hälfte des Nibelungenlieds; die erste Hälfte war ihm entweder nicht genau bekannt, oder er folgte absichtlich einer abweichenden Sagendichtung.

Es giebt neun Handschriften des Nibelungenlied's vom Anfang des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Handschrift des ältesten Textes (die Hohenemser) befindet sich in München. Die erste gedruckte Ausgabe ist die von Bodmer (1757 u. 1782), die erste kritische von Lachmann (1826, zweite Ausg. 1841). Die Laßbergische Ausgabe enthält eine spätere umständlichere Bearbeitung des Liedes. Die vorzüglichsten Übersetzungen sind von Karl Simrock und von Gustav Pfizer. Eine geistvolle Darlegung des Inhalts giebt A. F. C. Vilmar a. a. O. — Neue Ausgaben des Nibelungenliedes: die von Zarnke und die von Mone.

Zu dem niederrheinischen oder Siegfriedssagenkreis gehört noch das dem Stoff nach ältere, dem Versbau nach dem 13., der Sprache nach dem 15. Jahrhundert angehörige Lied vom hörnen Siegfried, ferner das Lied von des Riesen Ecken Ausfahrt, vom Riesen Siegenot, vom Zwerg-König Laurin, von der Rabenschlacht (Schlacht bei Ravenna), worin Dietrich's Thaten besungen werden. — Das letzte Werk, worin sich die Kraft der epischen Volksdichtung kund that, ist

das aus dem Ende des 13. Jahrhunderts herrührende Lied vom Rosengarten zu Worms, worin die Dichterlaune den Siegfried und Dietrich in einem Wettkampf auf einander treffen läßt.

Aus dem norddeutschen Sagenkreis, dessen Schauplatz die Küstenländer der Nord- und Ostsee sind, ist nur das Lied von **Gudrun** (Kudrun) vorhanden, das jedoch zu den schönsten Blüthen der deutschen Dichtkunst gehört. Es bildet in der Friesenkönigstochter Gudrun, der Heldin des Lieds, einen „versöhnenden" Gegensatz zum Nibelungenlied, da in Kriemhilde „zwar der volleste Zauber, aber auch der volleste Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemüths, in Gudrun die strenge Treue, das demüthige Dulden und der niemals entwürdigte Adel der deutschen Frauenseele zur Erscheinung kömmt."

Auch alle übrigen in diesem Liede vorkommenden Charactere sind trefflich gezeichnet. Das Gedicht selbst wurde durch Kaiser Maximilian I erhalten, der es mit vielen andern alten Gedichten in einen Pergamentband schreiben ließ. Es wurde erst in der neuern Zeit wieder entdeckt und zerfällt in drei Theile nach den drei Generationen der Hauptpersonen: der erste erzählt die wunderbare Jugendgeschichte des irländischen Königs Hagen, der zweite die Werbung des Friesenkönigs Hettel um Hagen's Tochter Hilde, der dritte die Entführungs- und Leidensgeschichte Gudrun's, der Tochter Hettel's und Hilde's. Der Verfasser des Gudrun-Liedes hatte die Nibelungen zum Vorbild, ja benutzte sie zum Theil, so daß Gudrun sich zu denselben nur als „Mond zur Sonne" verhält, aber doch als Mond, nach dem Nibelungenlied als „das leuchtendste Erzeugniß der volksmäßigen Hofdichtung; und wie von der Ilias die Odyssee sich unterscheidet, so fügt sie hier zu dem Heldenhaften auch noch das Rührendweiche, das Idyllische, Elegische." (Wackernagel a. a. O. Es ist von Karl Simrock übersetzt. Eine kurze, treffende Angabe des Inhalts s. Vilmar a. a. O.)

Zu dem lombardischen Sagenkreise gehören: die Sage vom König Rother, das Sagenlied vom König Otnit, und die Volkssagen vom Hug-Dietrich und dessen Sohn Wolf-Dietrich, deren Irrfahrten und Kampfabenteuer der Hauptgegenstand sind und worin die Treue des Dienstherrn gegen seine Dienstmannen in das schönste Licht tritt.

König Rother (Ruther) ist der Form nach das älteste, dem Inhalt nach das jüngste unter diesen epischen Gedichten, ohngefähr aus dem Jahr 1170. Es besingt die Brautfahrt dieses zu Bari in Apulien herrschenden Königs, der zu Constantinopel um die Tochter des Kaisers Constantin wirbt, sie aber erst nach harten Kampfabenteuern bekommt. — **König Otnit**, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, schildert gleichfalls eine Brautfahrt. — Alle diese Sagen (sammt dem Rosengarten und König Laurin) sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehrmals umgebildet und mit dem gemeinsamen Titel **Heldenbuch** versehen worden. Um das Jahr 1472 haben jene lombardischen Sagen mit noch einigen andern, dem hunnischen und ostgothischen Sagenkreise angehörigen Sagen von einem fränkischen Volksdichter Kaspar von der Roen eine letzte, aber völlig geschmacklose und unförmliche Umarbeitung erfahren, die gleichfalls unter dem Titel Heldenbuch im dritten Jahrzehend unsers Jahrhunderts herausgegeben wurde.

5. Fortsetzung: Mittelhochdeutsche Kunstpoesie. Das Rolandslied; der heilige Gral. Wolfram von Eschenbach. Gottfried von Straßburg. Hartmann von Aue. Das Alexanderlied. Heinrich von Veldeke. Die Legendenpoesie. Die poetische Erzählung; die Thiersage; das Lehrgedicht; die lyrische Poesie: Die Minnesänger.

Die von den höfischen Dichtern bearbeiteten Heldengedichte haben zwar nicht, wie die Erzählungen der Volksdichtung „durch unmittelbare großartige Naturwahrheit für den unverkünstelten Sinn" eine so große Anziehungskraft, fesseln aber theils durch erhabene oder tiefsinnige Gedanken, theils durch einfache Würde, theils durch glänzende oder zierliche Darstellung in hohem Grade. Ihnen liegt übrigens durchgehends fremder, insbesondere französischer, britischer und antiker Stoff zum Grunde. Die aus französischem und britischem Sagenstoffe gebildeten Dichtungen bezeichnet man mit dem Namen der romantischen Poesie, worunter man jedoch für die in Rede stehende Zeit nichts anders zu verstehen hat, als was nachweislich aus den Dichtungen romanischer (wälscher) Völker zu uns herübergewandert ist.

Die französischen Sagen von Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen oder Pairs, worin das christliche Glaubensheldenthum, das in Karl dem Großen verkörpert dargestellt wurde, seine Triumphe feiert, sind im Grund alle ursprünglich in deutschem Gemüthe empfangen, dann vom französischen Geiste in seiner Weise poetisch aufgefaßt und zu Liedern ausgebildet worden, deren Inhalt als Erzählungen alsdann wieder in die deutsche Heimath zurückwanderte und vorzüglich in dem Rolandsliede seine deutsche poetische Wiedergeburt erfuhr.

Das **Rolandslied** ist eine christliche Allegorie, welche die Sage vom Tode Roland's im Thale von Ronçesvalles (XIV. 7, 2) zu einem „Abbild der zeitlich unterliegenden und dennoch in ewiger Herrlichkeit triumphirenden Gemeinde der Heiligen" verwendet und einzelne herrliche, ja großartige Züge enthält. Es ist auf Veranlassung Heinrich's des Löwen von einem Geistlichen, genannt der Pfaffe Konrad, zwischen 1173 und 1177 aus einem französischen Original übertragen. — Außerdem besitzen wir noch ein dem karolingischen Sagenkreise angehöriges Gedicht, das von Karl's Jugendzeit handelt; und die Sage von den Heimonskindern, welche den Kampf Karl's mit seinen Vasallen schildert, aber nur in der geistlosen Übertragung eines Niederländers aus den 1470er Jahren auf uns gekommen ist. — Daß Karl in den Heimonskindern gegen seine ihm opponirenden Vasallen in den Hintergrund gestellt ist, zeigt, daß die Idee dieses Gedichts noch der Zeit angehört, da Karl noch nicht zum Kirchenheros gemacht worden war. Erst seit dem das wahrscheinlich 1059 geschriebene Werk des Erzbischoffs Turpin (Historia de vita Coroli et Rolandi) die „Apotheose" Karl's eingeleitet und die Kirche ihn durch Heiligsprechung (1166) zum Träger des religiösen Enthusiasmus jener Zeit gemacht hatte, wurde auch in der Poesie sein Character anders gefaßt: Er selbst „wurde allem Menschlichen entrückt" und seine Geschicht eins Wunderland versetzt. Nun wurden auch seine 12 Genossen um ihn her, gleich den 12 Aposteln, zu einer „Heldenjüngerschaft, die mit

dem Schwerte das Evangelium gegen die Ungläubigen verkündigte; der falsche Ganelon, der im ältern Gedichte nur als ein tückischer, boshafter Mensch erscheint, wird hier zum Verräther Judas, der die Religion und ihre Vertheidiger um die Silberlinge verkauft. Dabei ist aller Trotz und alle Persönlichkeit der Kämpfer aufgegangen in die hohe Idee, die sie beseelt: Alle sind Ein Wille nur, Ein Arm, und des Armes Haupt ist der König; in ihnen aber lebt des Himmels Kraft, und was sie vermögen, kommt ihnen von Oben herab und alle ihre Thaten sind Wunderwerke; sie wissen, daß Gott in ihnen wirkt und daß sie ohne ihn ohnmächtig sind und ihre Stärke nichtig ist." (J. Görres.)

Der größte Dichter des deutschen Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, nahm in seinem der Form nach vollendetsten Gedichte, welches den Titel Wilhelm (Willehalm) von Oranse (Orange) hat, den Stoff zwar aus der, dem karolingischen Sagenkreise nahestehenden Zeit Ludwig's des Frommen; zu seinen beiden andern, dem Gedankeninhalt nach größten Dichtungswerken aber, dem Parcival und dem Titurel, entlehnte er den Stoff aus dem britischen Sagenkreise, in welchem die Sage vom heil. Gral und die Sage vom König Artus und seiner Tafelrunde die beiden Brennpunkte ausmachen.

Wolfram von Eschenbach (einem Orte im ehemaligen Nordgau bei Ansbach in Mittelfranken), ein adeliger, nicht reicher Lehnsmann des Grafen von Wertheim, gehörte zu jenem großartigen Dichterkreise, der sich in den letzten Jahren des 12. und in den ersten vierzehn Jahren des 13. Jahrhunderts am glänzenden Hofe des gesangliebenden und freigebigen Landgrafen Hermann I von Thüringen auf der Wartburg zusammenfand. Unter den dort versammelten Dichtern werden — außer Wolfram von Eschenbach, — Heinrich von Veldeke, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen genannt. Die Sage meldet, daß unter ihnen einst ein Sängerkampf (der sog. Wartburgkrieg 1207, der nachher selbst Stoff zu einem Gedicht abgab) veranstaltet worden sei, in welchem besonders Heinrich von Ofterdingen, der das Lob des Herzogs Leopold von Österreich sang, und Wolfram von Eschenbach, der den König von Frankreich prieß, mit einander wetteiferten und in der Kunsteifersucht so weit giengen, daß sie ausmachten, daß der für besiegt Erklärte das Leben hergeben müsse. Sowohl das Loos, als die Stimmen der andern Sänger entschieden gegen Heinrich von Ofterdingen, der dann, um sein Leben zu retten, bei der Landgräfin Schutz suchte, die ihm aufgab, nach Siebenbürgen zu ziehen und den berühmten (aber nur mythischen) Dichter Klingsor von Ungarland als Schiedsrichter herbeizuholen. Dieser kam, prüfte beide Sänger und versöhnte sie mit einander. Also die Sage, die noch mancherlei Ausschmückungen erhielt. — Aus seinem Willehalm geht hervor, daß er verheirathet war und zwei Töchter hatte. Von ihm sind uns noch sieben Lieder (sogenannte Wächterlieder) erhalten. — In neuster Zeit ist ihm in Eschenbach ein Denkmal errichtet worden.

Die ursprünglich orientalisch-heidnische, dann wahrscheinlich von Mauren aufgefaßte und von spanischen Christen umgeformte, endlich in Deutschland und Frankreich ausgebildete Sage vom heiligen Gral wurzelt in der Sehnsucht nach dem verlornen Paradies und versinnbildlicht die durch Vermittlung der Kirche dargebotene Erlösung der Menschheit durch Christi Blut, und zwar in einer Weise, die den tiefsinnigsten

Ernst, und das heiterste Spiel, den höchsten Flug und die zaubervollste Farbenpracht der mittelalterlichen Dichterphantasie in sich vereinigt.

Den Mittelpunct dieses das Christenthum symbolisirenden Gedichts bildet ein vom irdischen Paradies zurückgebliebener, mit Paradieseskräften ausgestatteter Edelstein, der, zu einer köstlichen Schale verarbeitet, im Laufe der Zeit in den Besitz des Joseph von Arimathia gekommen sei; aus ihr habe dann Christus bei der Einsetzung des Abendmahls den Jüngern seinen Leib gereicht, worauf der Hauptmann Longinus am Kreuze Christi das zur Erlösung der Welt vergossene Blut aufgefangen habe. Dieses Gefäß, genannt der **heilige Gral**, (welches Wort aus sang réal, sanguis realis d. h. „wesentliches Blut" entstund,) sei daher mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet und wer es unverwandt anschaue, werde nicht sterben. Alle Charfreitage bringe eine weiße Taube die Hostie vom Himmel herab und lege sie in den h. Gral, dessen Kräfte dadurch erneuert würden. Pfleger und Hüter dieses Heiligthums zu sein, sei die höchste Würde der Menschheit: dazu gehöre aber ein sich selbst verläugnendes Volk; und König dieser Hüter könne nur der treuste und demüthigste, der reinste und keuscheste Mann sein. — So lange (fährt die Sage fort) Niemand im Abendland werth war, dieses Heiligthum zu besitzen, trugen es Engel in der Luft auf den Händen, bis Titurel, der sagenhafte Sohn eines sagenhaften Königs von Frankreich, nach Biscaya geführt wurde, wo er auf einem unnahbaren Onyxberge einen Tempel von wunderbarer Pracht für den heiligen Gral und eine denselben umschließende Burg für die Hüter desselben baute. — Diese Hüter bildeten unter dem Namen Templer (Templeisen) ein geistliches Ritterthum, das in Demuth und Einfalt, mit Tapferkeit und Treue dem Herrn des Tempels dient. Um die Burg herum liegt ein Hain, durch welchen Niemand ungerufen hindurchdringen konnte; nur dem, der nach erfolgter Berufung nach dem Geheimniß des Grals fragt, wird es aufgeschlossen; jeder Andere wird von der Gemeinschaft der Hüter und Pfleger ausgeschlossen. — Jahrhunderte lang stund der Graltempel in seiner Herrlichkeit im Abendlande wohlgepflegt, bis die Christenheit durch zunehmende Ausartung sich dieses Heils unwürdig machte und der Tempel wieder von den Engeln aus dem Abendlande hinweg und tief in das Morgenland (in das Land des Priesters Johannes) hineingerückt wurde. Dieß der Inhalt der Gralssage.

Die Sage vom heil. Gral tritt in keinem deutschen Gedichte selbständig auf, sondern nur in Verbindung mit der Sage vom König Artus (Artur), jenem keltobritischen Nationalhelden, der gegen die eindringenden Angeln und Sachsen kämpfte und auf den nachher das unterdrückte Volk alle Erinnerungen seiner frühern Siege und Thaten häufte und damit „fast ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt poetisch beherrschte."

Die Sage vom König Artus und den zwölf Rittern seiner Tafelrunde (die auf Abenteuer umherziehen, Frauen beschützen, Übermüthige demüthigen, mit Riesen und Zwergen kämpfen 2c.) bietet in ihrer altbritischen Form nur einen wirren, gekünstelten und willkürlich erfundenen Stoff, den dann die Franzosen seit dem 11. Jahrhundert zu einer poetischen Darstellung „des Ideals eines glänzenden, feinen Hoflebens der zierlichen Chevalerie" benützten; worauf im 12. Jahrhundert sich die Deutschen dieses Stoffs bemächtigten und in ihrer tiefsinnigen Weise Gebilde daraus formten, davon einige die tiefsten Blicke in das Innere des menschlichen Lebens bekunden, andere bei weniger tiefem Inhalt doch durch ihre kunstreiche, zierliche Darstellung ergötzen. — Die gefeiertsten Helden des Artuskreises sind: der obengenannte

Parcival, dann Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Gawain, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot, von denen fast jeder in einem eigenen Gedichte verherrlicht wird. Artus selbst tritt in dieser Sagendichtung nicht handelnd auf, sondern ist mehr im Hintergrund; er wird mehr als ein Vorbild fürstlicher Milde (Freigebigkeit) verherrlicht. und von seinem Hofe stammen die Gesetze des Minnedienstes, dem sich seine Ritter von der Tafelrunde in abenteuerlichen Heldenthaten weihen.

Die Verbindung der Artussage mit der Gralsage aber tritt in drei deutschen Gedichten auf: im Parcival, im Titurel und im Lohengrin, und zwar so, daß der heil. Gral als geistlicher Mythus den Hauptgegenstand bildet, Artus und sein Hof aber nur als „weltlicher Gegensatz“ erscheint.

Der **Parcival** Eschenbach's ist ein großes Kunstepos in kurzen Reimpaaren, das in der Lebens- und Herzensreinigungsgeschichte seines Helden die höchsten Thaten des Geistes und die tiefsten Bewegungen der Seele im siegreichen Kampfe mit der Welt darstellt. Parcival ist (nach Vilmar) „der zwischen Welt und Geist, Zeit und Ewigkeit gestellte, suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, hochmüthige, Welt und Gott zugleich aufgebende Mensch“, aber auch „der umkehrende, den Hochmuth durch Demuth besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistigen und Ewigen ernst fragende, zum seligen Frieden und zum Besitze des geistlichen Königthums gelangende Mensch“. — Weit entfernt von mönchischer Abtödtungsanschauung, athmet das Werk ein frisches und kräftiges Leben, und kleidet seine Weltanschauung in die heitere und bunte Farbenpracht seines Zeitalters. — Nur will die übergroße Masse des Stoffs und die anfangs ermüdende Ausführlichkeit der Schilderungen so vieler darin vorkommender Personen und Begebenheiten sammt der oft dunkeln Sprache bewältigt sein. Merkwürdig ist dabei, daß Wolfram dieses große Werk dichtete, ohne, wie er selbst behauptet, lesen und schreiben zu können, und daß er die große Fülle der Begebenheiten, die er klar und deutlich vor dem Betrachter vorüber- und „mit weiser Besonnenheit Schritt vor Schritt zu Ende führt, nur durch das Vorlesen der Gralssage aus einem Werke des Meisters Chrestiens von Troyes und durch das Wiedervorlesen der von ihm selbst bereits gedichteten Parthieen im Gedächtnisse behielt und so das, was sein Geist schuf, einem Schreiber dictirte. Der Parcival erhielt sich das Mittelalter hindurch bei den Gebildeten in hohen Ehren; auch wurde er schon in der ersten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt, verscholl aber dann bald, bis er in neuster Zeit hervorgesucht wurde. (Über den Parcival vergl. Vilmar's Vorlesungen.) — Eine kritische Ausgabe des Parcival ist von K. Lachmann, eine Übersetzung desselben von K. Simrock und eine von San Marte (Schulz) vorhanden, beide mit Erläuterungen.

Der (Gralkönig) **Titurel** als Gedicht ist in einem Bruchstück von Wolfram von Eschenbach vorhanden, das der Form nach zu den kunstreichsten Dichtungen des 13. Jahrhunderts gehört. — Im letzten Viertheil des 13. Jahrhunderts bearbeitete Albrecht von Scharfenberg den ganzen Titurel, zeigt sich aber seiner Aufgabe weder hinsichtlich der Gedankentiefe, noch der Sprache gewachsen. — Das Gedicht Lohengrin spinnt die Thaten dieses Artushelden (des Sohnes von Parcival) auf eine seltsam willkührliche Weise aus, enthält aber einzelne gute Schilderungen und Gleichnisse.

Von den Dichtern, die aus diesem Sagenkreise — jedoch ohne Einmischung der Gralssage — ihren Stoff genommen haben, sind die be-

deutendsten Gottfried von Straßburg, der den Tristan, und Hartmann von Aue, der den Erec und den Iwein bearbeitet hat. Die übrigen Dichter, welche sich in die noch übrigen Helden der Tafelrunde getheilt haben, sind weit weniger bedeutend; doch mag noch Wirnt von Grafenberg genannt werden, der den Wigalois bearbeitet hat. Die der Zeit nach letzten Erzeugnisse dieser Dichtungsgattung sind geist- und geschmacklos.

Gottfried von Straßburg, der um 1232 blühte und von dessen Leben uns nichts weiter bekannt ist, bildet zu seinem Zeit- und Kunstgenossen Wolfram von Eschenbach, mit dem er im Ruhm wetteiferte, in allen Beziehungen den „vollsten Gegensatz." Der keltobritische, durch französische Bearbeitung hindurchgegangene Stoff seines, den irdischen Liebesgenuß verherrlichenden Gedichts Tristan und Isolde wurde schon im 12. Jahrhundert von Eilhardt von Oberg bearbeitet, bis ihn Gottfried von Straßburg in eine höhere Kunstform umschmolz. Verräth schon dieser Stoff durch die offenste Verläugnung aller Sitte und Zucht, Ehre und Treue seinen nationalen Ursprung, so hat der Geist psychologischer Wahrheit, den ihm Gottfried einhauchte, die lockend einschmeichelnde Form, die er ihm zu geben, und die leicht und glatt, „wie flüssiges Gold" dahinströmende Sprache, in die er das sittliche Gift einzuhüllen wußte, die Wirkung dieses Dichterwerks nur noch um so seelengefährlicher gemacht. Auch trug es zu dem Sittenverderbniß der beiden folgenden Jahrhunderte nicht wenig bei. Gottfried hinterließ das Werk unvollendet und fand in Ulrich von Türheim und an Heinrich von Freiberg zwei ihm in der poetischen Darstellung nachstrebende, aber ihn nicht erreichende Fortsetzer. — Man hat neuerdings aus dem Umstand, daß diesem Dichter, der dem Laster alle Reize seiner Kunst lieh, bisher ein vorhandener Lobgesang auf die h. Jungfrau zugeschrieben wurde (worin der aus seinem früheren sündlichen Leben erwachte Verfasser sich zum Preiß der himmlichen Liebe erhebt), mit sinnreicher Conjectur schließen wollen, Gottfried sei nicht durch den Tod genöthigt worden, seinen Tristan abzubrechen, sondern er habe, in Folge der Theilnahme an einem Kreuzzuge, sich bekehrt und in seiner übrigen Lebenszeit sich mit geistlicher Poesie beschäftigt. Allein Franz Pfeiffer (Germania III. S. 61) weis't mit untrüglicher Sicherheit nach, daß Gottfried jenen Lobgesang nicht habe dichten können: sein Tristan ist frei von dialectischer Eigenheit, kommt dem Ideal höfischer Sprache, wie die Grammatik sie darstellt, sehr nahe und ist in Handhabung des Versbaus und Reims von tadelloser Reinheit, — während jenes ihm mit Unrecht zugeschriebene Gottesminnelied einen verwilderten Strophenbau, ungenaue Reime und fehlerhafte Verse die Fülle hat.

Hartmann von Aue, (auch von der Aue) ein schon von seinen Zeitgenossen hochgeachteter gelehrter Dichter aus einem edlen schwäbischen Geschlechte, machte (wahrscheinlich 1089) einen Kreuzzug mit und lebte noch um 1212. Er hat besonders in seinem **Iwein**, dem Ritter mit dem Löwen, eine große Gabe der erzählenden, das Interesse in steigendem Grade befriedigenden Darstellung entfaltet, wenn er auch weder an psychologischer Tiefe dem Gottfried von Straßburg, noch an Gedankenerhabenheit dem Wolfram von Eschenbach nahe kommt. Er verstand es besonders, „den Streit und die Versöhnung sittlicher Gegensätze" mit bewußter Kunst darzustellen. Sein Styl wurde das Muster für viele anderer Dichter. (Ausgabe von Lachmann, mit Wörterbuch von Benecke.)

Der Wigalois oder Ritter mit dem Rade von dem fränkischen Dichter Wirnt von Grafenberg (1212) ist eine schwache Nachahmung der Gottfriedischen und Hart-

mannischen Darstellungsweise; die vielen Reflexionen, die er einmischt, scheinen den Lesern seiner Zeit gefallen zu haben.

Diejenigen Werke der epischen Kunst, zu welchen die deutschen Dichter aus dem letzten Viertheil des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts den Stoff aus antiken Sagenkreisen (wie namentlich den trojanischen Krieg und die Thaten des Aeneas und Alexander's) nahmen, sind im Grunde rein deutsche Rittergedichte, die von den alten griechischen und römischen Dichtungen eines Homer und Virgil, oder von der alten Geschichtsüberlieferung wenig mehr, als die Namen der Helden entlehnten, im Übrigen aber sich von den Gedichten, welche die Ritter der Tafelrunde verherrlichten, nicht wesentlich unterscheiden, wie denn überhaupt der deutsche Geist jener Zeit, als ein noch weltbeherrschender, jedem fremden Stoffe stets sein eigenthümlich deutsches Gepräge aufdrückte. — Zu den Gedichten dieser Gattung gehört das **Alexanderlied** des „Pfaffen" Lamprecht, ein im Anfang der 1170er Jahre nach französischen Quellen bearbeitetes Heldengedicht, das in mährchenhaft wundervoller Weise den Heerzügen der Kreuzfahrer den Zweck der Wiedererringung des irdischen Paradieses unterlegt und diesen Stoff in das Gewand der Thaten Alexander's des Großen kleidet.

Ist auch der Styl meist härtlich und zuweilen trocken, so kommt die Darstellung doch in vielen kräftigen sowohl, als anmuthigen Zügen dem altdeutschen volksmäßigen Heldengesang nahe. Der Grundgedanke dieser Dichtung ist, daß Alles, selbst die größte Herrlichkeit der Welt eitel ist und daß sich das Paradies nicht mit irdischer Gewalt erringen läßt. Die Alexandersage erhielt nachher im 13. Jahrh. an Ulrich von Eschenbach, an Rudolf von Ems u. a. weit schwächere Bearbeiter. In diesen Kreis gehört die **Eneit** d. i. die Äneide des **Heinrich von Veldeke**, der darin die Äneassage, jedoch ebenfalls nicht nach dem Original des Virgil, sondern nach einem französischen Muster in deutsche Form goß: sie zeichnet sich durch Reinheit der Sprache, zierliche Darstellung, genauen Versbau, wohllautenden Reim und gemüthliches Wesen aus, enthält aber keine großen Charactere, noch sonst kernige, volksmäßige Züge; — endlich der **Trojanerkrieg**, das letzte, doch nicht beste Werk des schon oben genannten **Konrad von Würzburg**, der es zwischen 1240 und 1250 in zierlicher Sprache, wohlklingenden Versen und blühendem Styl geschrieben hat; doch können diese Vorzüge den Mangel an innerer Kraft und Gediegenheit nicht ersetzen, zumal das Werk auch an unmäßiger Gedehntheit und Überladung leidet. Dieser ausgezeichnete Dichter, dessen bessere Werke noch unten angeführt werden, ist, wie W. Wackernagel nachgewiesen hat, nicht aus Würzburg gebürtig, sondern wurde so benannt nach einem Hause in Basel, das noch 1398 domus Wirzburg genannt ward.

Eine wichtige Stelle in der Reihe der poetischen Schöpfungen des 12. und 13. Jahrhunderts nimmt die **Legendenpoesie** ein, die ihren Stoff aus den kirchlichen Sagenkreisen entlehnte und in ihren anspruchslosen Darstellungen aus dem Leben der Heiligen die stille Innenwelt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung vorführt. So wie man griechische (also heidnische) Dichtungen nur dann in Wahrheit versteht, wenn man

sich in die religiöse Denk- und Empfindungsweise ihrer Entstehungszeit zurückversetzt, so wird man auch die mittelalterlichen Legenden nur dann richtig würdigen, wenn man sich auf den Standpunct des unbefangenen Glaubens jener Zeit zurückversetzt und dabei nicht an die groben Auswüchse späterer Verderbniß denkt, welche nachher auch auf diesem Gebiete die reformatorische Gegenwirkung gewissermaßen herausforderten.

Die Reihe der aus dem 12. Jahrh. stammenden Legenden eröffnet ein Lobgedicht auf die h. Jungfrau, das der Mönch Wernher in Tegernsee 1173 dichtete und wovon ein Theil in seiner ursprünglichen Gestalt und mit des Dichters eigener Hand geschrieben auf uns gekommen ist. — Von den vielen poetischen Verherrlichungen der h. Jungfrau ist die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg vielleicht das schönste seiner Gedichte. An Glanz der Sprache und Fülle der Darstellung zeichnen sich auch die von ihm noch vorhandenen Legenden vom h. Sylvester und h. Alexius aus. — Von Hartmann von Aue ist die anmuthige Legende vom h. Gregorius auf dem Stein vorhanden, deren Stoff übrigens „die antike Ödipussage fast noch an Grauen überbietet, und worin der Dichter das weltliche Ritterthum gegen die Gläubigkeit —, die Wollust des Leibes gegen das Heil der Seele kämpfen und erliegen läßt. — Die ausführliche Legende von der Bekehrung des heidnischen Königs Barlaam durch den christlichen Jüngling Josaphat ist von **Rudolf von Ems**, der darin (sowie auch in der Legende Eustachius) und in der legendenartigen Erzählung vom guten Gerhard (s. weiter unten) sein anmuthiges und gewandtes Erzählertalent bewährt hat. (Rudolf von Ems d. i. aus Hohen-Ems im rhätischen Rheinthal, war Dienstmann zu Montfort und starb um die Mitte des 13. Jahrhunderts.) — Die (ältere) Legende von der h. Elisabeth (der Landgräfin von Thüringen) ist von einem unbekannten Verfasser und enthält bei vielen Schwächen einige vorzügliche Stellen.

Verwandt mit dem Epos ist die **poetische Erzählung**, welche entweder geistlichen Inhalts ist und meist in legendenartigem Gewand auftritt, oder einen moralischen Zweck hat, und sich in ernster Fassung, wie der arme Heinrich, der gute Gerhard, oder im launigen Ton giebt, wie Salomo und Marolf; oder welche weltlichen Inhalts ist und theils eine historische, theils eine sagenhafte Unterlage hat, wie die Geschichte vom Herzog Ernst; oder als eine Mischung von geistlichen und weltlichen Stoffen zugleich erscheint, wie das bei der Kaiserchronik, dem Annolied, der Weltchronik (des Rudolf von Ems) der Fall ist. — Da bei den Erzählungen die Persönlichkeit des Erzählers mehr hervortritt, so hängt der poetische Werth derselben allein von den dichtenden Individuen ab. Weil sich nun in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts viele Mittelmäßige und gering Begabte mit der Dichtkunst beschäftigten, so trifft der Verfall dieser Dichtungsgattung zugleich mit dem Verfall der ganzen Dichtkunst des Mittelalters zusammen.

Zu den größern erzählenden Werken der bessern Zeit gehört vorzüglich die **Kaiserchronik**, ein aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts herrührendes dichterisches Geschichtswerk, das mit Cäsar, als dem ersten Kaiser, beginnend die Zahl seiner Nachfolger in freier Auswahl bis auf Kaiser Konrad III fortführt und nach der Weise alter Chroniken den Übergang des Imperiums von den Römern auf die Deutschen (durch Karl den Großen) darstellt, gleichwie es aufwärts auf die Römer von den Griechen, zu

den Griechen von den Persern, zu diesen von Babylon gekommen ist. Es stellt demnach die vier Weltmonarchieen in poetischem Gewande dar. Die Reihe der ausgewählten Kaiser bildet den Rahmen zu einem Gemälde, das durch zwischen eingestreute, von der Geschichte oft seltsam abweichende Mähren und wunderlich umgestaltete Zeichnungen einzelner historischer Personen, durch die Zusammenfassung Jahrhunderte langer Kämpfe der deutschen Stämme gegen Rom unter dem Einen Cäsar, durch tiefsinnige Legenden, durch Schilderungen der großen Kämpfe eines Dietrich von Bern, Karl's des Großen ꝛc. in reicher Farbenmischung prangt. — (Dieser 17 bis 18,000 Reimzeilen enthaltende lebendige Spiegel damaliger Weltanschauung liegt uns jetzt nach 12 vollständigen und 17 unvollständigen Handschriften und andern Hülfsmitteln mit Beigaben aller Lesarten bearbeitet durch Prof. H. F. Maßmann in 2 Bänden vor. Quedlinb. und Leipz. 1848 u. 1849. Der 3. Band enthält die Untersuchungen über die Handschriften, den Verfasser ꝛc. nebst dem Wörterbuch dazu.) — Das um 1170 entstandene Lied des h. Anno, eine volksmäßige Darstellung des Lebens und der Wunder des Erzbischoffs Hanno von Köln (XV. 4, 3) mit eingeflochtenen Hauptmomenten aus der biblischen sowohl, als profanen Geschichte, — ist (wie Maßmann nachweis't) ein der Kaiserchronik entnommener Stoff, den der Verfasser willkührlich umgebildet hat.

Die **Weltchronik** des Rudolf von Ems ist eine noch vor 1254 gefertigte poetische Bearbeitung der Geschichte des alten Testaments bis zu Salomo, mit welcher der Dichter in einfachem und gefälligem Ton die Geschichte der heidnischen Völker verbindet. Sie ist auch dadurch merkwürdig, daß sie im Allgemeinen die einzige Quelle war, aus der die Laien des Mittelalters bis noch auf Luther's Zeit ihre Kenntniß der alttestamentlichen Geschichte schöpften! — Der Kaiser Heraklius von einem gewissen Otto ist auch eine legendenartige, aber dem Inhalt nach sehr gemeinweltliche, doch in einer reinen, flüssigen Sprache behandelte Erzählung, die von der bereits eingerissenen tiefen Verweltlichung des damaligen kirchlichen Lebens Zeugniß giebt.

An die Erzählungen kirchenheiligen Inhalts schließen sich die Erzählungen moralischen Inhalts. Es sind dies der **arme Heinrich** von Hartmann von Aue aus den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts, eine der zartesten und lieblichsten Blüthen der mittelalterlichen Dichtkunst, worin die reine, uneigennützige, sich freiwillig für die Heilung ihres kranken Dienstherrn opfernde Liebe eines frommen 12jährigen Mädchens auf eine eben so anmuthige, als ergreifende Weise geschildert wird, — und der **gute Gerhard** von Rudolf von Ems, worin die einfache anspruchlose Bescheidenheit, im Gegensatz gegen eine ihre guten Werke durch Selbstruhm vernichtende Gesinnung mit der diesen Dichter auszeichnenden Erzählungsgabe geschildert wird.

Von den vielen Erzählungen weltlichen Inhalts, die theils ausländischen, theils vaterländischen Ursprungs sind, seien hier blos hervorgehoben: 1) aus der ernsthaften Gattung: Konrad von Würzburg's Geschichte vom Kaiser Otto (II) mit dem Bart; sowie die Geschichte vom Herzog Ernst, für deren Verfasser lange Zeit Heinrich von Veldeke mit Unrecht galt; — 2) aus der scherzhaften Gattung und zum Theil im Volkston: Salomo und Marolf, ein Wechselgespräch, worin die heilige und die weltliche Weisheit im Gegensatz erscheint, das aber nicht in seiner ursprünglich edlern Form, sondern in einer spätern Überarbeitung in dem gemeinen und rohen Geist der Volkspoesie des 15. Jahrhunderts auf uns gekommen ist; — die Schelmenstreiche und Schwänke des Pfaffen Amis, von einem Dichter, genannt Stricker, der die im Volke seit Jahrhunderten umgehenden „nie und nirgend geschehenen, und doch überall und zu jeder Zeit sich zutragenden“ Lug- und Trugstücklein, welche die Volkslaune auf Eine Person gehäuft hat, in witziger Weise vorträgt und darin manches merkwürdige Zeitbild, freilich nicht zum Frommen der Zeit, liefert.

Ein nur dem germanischen Volksgeist eigenthümlicher Zweig deutscher und zwar, wie es scheint, vorzugsweise fränkischer Dichtkunst ist die uralte **Thiersage** welche aus der, in einem kräftigen tiefen Naturgefühl wurzelnden, sich selbst noch unbewußten Naturpoesie hervorgieng, und daher anfangs ohne alle absichtliche allegorische und satirische Nebenbeziehung, bloß die theilnehmende Hingebung an das innere, mit dem Menschen in Wechselbeziehung stehende Wesen der darin vorkommenden Thiere ausdrückt. Doch knüpfen sich schon in dieser, geschweige in der folgenden Periode an die Thiersage komische und satirische Beziehungen.

Lange blieb die Thiersage — von dem Bären (der vom 7. Jahrhundert an mit dem Löwen vertauscht erscheint), dem Wolf und dem Fuchs, als den Hauptträgern derselben, — unaufgeschrieben, bis sie am Ende des 11. und 12. Jahrhunderts zuerst lateinisch unter dem Titel Jsengrinus (Isengrin, Isegrimm = Bär) von einem gewissen Nivardus in Südflandern in Schrift verfaßt wurde. Fünfzig Jahre nachher tritt sie in Nordflandern ebenfalls lateinisch, aber schon mit satirischer Nebenbeziehung auf kirchliche Zustände unter dem Titel Reinardus (= Fuchs) hervor. Nach W. Wackernagel benutzten schon im 10. und 11. Jahrhundert lateinisch dichtende Mönche die Thiersage gern, um didactische und satirische Beziehungen einzukleiden. — Frühe schon war sie durch die Franken auf flandrisch-französischen Boden verpflanzt worden, von woher sie wieder von den Deutschen zurückempfangen und um das Jahr 1170 von einem elsässischen Dichter, Heinrich dem Glichesären, übertragen und in deutsche Verse umgebildet wurde (unter dem Titel: Isegrines Nôt); worauf im 13. Jahrhundert ein Ungenannter sie in eine reinere Form umgedichtet hat. (Von der weiter vervollkommneten Fortbildung zum Reineke Voß s. XVIII. 14.)

Die Thiersage geht in die **Fabel** über, wenn das der Thiersage zum Grunde liegende Naturgefühl, das mit dem Thiere, wie mit sich selber lebt, dem reflectirenden Vermögen weicht, welches aus der „unmittelbaren Wahrheit des Thierlebens nur ein Gleichniß für menschliche Zustände" mit bestimmt ausgesprochener, kurzer und treffender Anwendung macht. Die Fabel, als ein Product der Kunstpoesie, heißt daher mit altdeutschem Namen Bîspel (= Beispelle = Beirede = nebengehende Rede) d. i. Gleichnißrede, verschieden von der Mähre oder Erzählung. Die vorzüglichsten Fabelsammlungen dieser Periode sind: die Welt, vom Stricker, aus der Mitte des dreizehnten, und der Edelstein von Boner aus dem Ende desselben Jahrhunderts. — An die Fabel, als Lehrgedicht, schließen sich auch die übrigen didactischen Gedichte an, die aus dieser Periode vorhanden sind, und unter denen die Spruchsammlung des Freidank obenan steht.

Stricker's Fabeln schildern in gewandtem Ton die verschiedenen Zustände des Weltlebens, haben aber theilweise noch viel von der Breite der Thiersage an sich. — **Boner**'s Fabeln, deren Stoff meist aus Äsop (IV 8, 3 a. E.) entlehnt ist, wurden zwei Jahrhunderte hindurch mit Vorliebe gelesen und daher schon 1461 gedruckt. — Zu den eigentlichen Lehrgedichten gehört das ältere Spruchgedicht „von dem gemeinen Leben und des Todes Gehügede" (Erinnerung an den Tod), als dessen Verfasser Heinrich (v. 1162) gilt. Mit Recht berühmt aber ist die Spruchsammlung, welche unter dem Namen „Bescheidenheit des **Freidank**" (d. h. die Bescheidung oder Unterweisung

des F.) aus dem Jahr 1229 herrührt und in einfacher, kerniger und eindringlicher Sprache theils Volkssprüchwörter, theils Betrachtungen eines erfahrnen, ernstgesinnnten Mannes in Bezug auf Staat, Kirche und Volksleben zum Nutzen, wie zum Ergetzen in so ungezwungener, treffender und schlagender Weise mittheilt, daß man das Buch eine „weltliche Bibel“ genannt hat. — Man hatte bisher den Namen Freidank für pseudonym gehalten und vermuthet, daß das Werk von Walther von der Vogelweide herrühre. Allein Franz Pfeiffer hat 1855 dargethan, daß Freidank der wirkliche Name des Verfassers sei, der zwar ein sinnreicher, gescheidter Kopf, ein freier, unabhängiger Character, ausgerüstet mit Witz, scharfer Beobachtungsgabe und treffendem Urtheil, viel belesen und im Besitz einer, auf seinen Wanderungen als „Fahrender“ erworbenen Welt- und Menschenkenntniß, aber nicht ein Dichter von der Bedeutung eines Walther war, der zwar Walther's Lieder auswendig kannte, aber sie verwässerte. Er war nicht vom Ritterstand, starb in Treviso und liegt dort in der Hauptkirche begraben. Seine Sprüche wurden nicht gesungen, sondern nur gesprochen.“ — Der am Ende des 13. Jahrhunderts von Hugo von Trimberg verfaßte **Renner** ist ihm zwar nach Inhalt und Volsmäßigkeit ähnlich, entbehrt aber der edlen Form und sinnvollen Kürze, die den Freidank auszeichnen.

Die Lehrgedichte König Tyrol von Schotten und der Winsbecke enthalten Lehren eines Vaters an seinen Sohn — und das Gedicht: die Winsbeckin, giebt in Gesprächsform Lehren einer Mutter an ihre Tochter.

Die **Lyrik** oder die Poesie der Empfindungen und Gefühle ist ebenfalls, wie das Epos, von zweifacher Natur, indem sie im Volkslied die Empfindungen und Gefühle ausspricht, von welchen jedes Menschenherz bewegt wird, im Kunstlied dagegen einzig die Innenerlebnisse des Dichters hervorgiebt, der für sie das Mitgefühl Anderer „sucht“ und durch die edlere Form und Fassung seiner Herzens-Ergießungen es auch „gewinnt.“

Das Volkslied gehört erst der folgenden Periode an; das Kunstlied dagegen ist ein Erzeugniß der Blüthezeit der mittelalterlichen Dichtkunst, die, wie schon erwähnt, vorzugsweise als höfische Lyrik von Dichtern ritterlichen Standes geübt und gepflegt wurde.

Da unter den mannichfaltigen Gegenständen, welche den Dichter anregen, die Liebe ein Hauptgegenstand ist, diese aber von dem deutschen Dichter des Mittelalters in ihrer größten Zartheit und Reinheit aufgefaßt und mit dem nur unserer Sprache eigenthümlichen Worte Minne bezeichnet wurde, so bildete die Blüthezeit der mittelalterlichen Lyrik vorzugsweise das Minnelied aus, in welchem die schüchterne Sehnsucht nach dem geliebten, aber nie genannten Gegenstand sich zugleich mit dem innigsten Gefühl für das Leben der äußern Natur verband.

Der einerseits mit der Ehre und feinen Sitte des edleren Ritterthums, anderseits mit der Innigkeit und Lebendigkeit des kirchlichen Glaubens zusammenhängende Frauencultus, welcher den Minneliedern zum Grunde liegt, wurzelt in der dem Germanen des Tacitus eigenthümlichen Verehrung des „Heiligen und Ahnungsreichen“ im Wesen des Weibes, die sich in der Folge durch den Einfluß des Christenthums in tiefe Achtung vor der „unberührbaren Reinheit“ des weiblichen Gemüthes verwandelte, welche der Minnesänger bloß zum Gegenstand einer stillen Sehnsucht, bescheidenen Zurückhaltung und treubeständigen Hoffnung machte. Dadurch eben unterscheidet sich die deutsche Minnepoesie von der südfranzösischen Liebespoesie der Troubadours, die

den Character einer glühenden, in unruhiger Begehrlichkeit, Eifersucht, Flatterhaftigkeit, Untreue und andern Untugenden sich, äußernden Leidenschaftlichkeit hat.

Characteristisch ist es auch, daß eine Menge Minnelieder mit Ausdrücken der Freude und Lust am Frühling und Sommer oder mit der Trauer und Klage über den Herbst und Winter beginnen. „Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tiefwehmüthige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen und Waldvögelein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welche sich sehr vielen dieser Lieder eben so einfach und unschuldig, als zutraulich und lieblich ausspricht, macht einen der bestimmtesten Characterzüge dieser Poesie aus: — — es ist die uralte in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten, darum edelsten Anlagen gehört." (Vilmar a. a. O.)

Nicht wenige Lieder haben aber auch die Gottesminne oder himmlische Minne, so wie überhaupt die Wunder und Werke der göttlichen Weisheit und die Eitelkeit der Welt, desgleichen auch die Weltverhältnisse in Bezug auf Staat und Kirche, Kaiser und Papst, Herr und Dienstmann behandelt, so daß sich der dreifache Kreis, in welchem sich der ritterliche Dichter des 13. Jahrhunderts bewegte, nämlich „Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst" auch in diesen Gesängen widerspiegelt.

Da die Minnelieder von den Sängern nicht aufgeschrieben und vorgelesen, sondern bloß zum Saitenspiel gesungen wurden, so zeichnen sie sich durch das Melodische und Klangvolle ihrer in bald kurzen, bald langen Reimzeilen hinfließenden Sprache aus. Erst als die Kunst des Minnesangs zu erlöschen begann, fieng man an, die von den einzelnen Sängern mitgetheilten Lieder aufzuschreiben und sie in Sammlungen zu bringen, aus denen man zugleich wahrnehmen kann, wie verbreitet diese Kunst war, da selbst Kaiser, Könige und Fürsten sich mit ihrer Übung befaßten. Von den drei vorhandenen Sammlungen ist die Manessische Liederhandschrift die berühmteste.

Die ausgezeichnetsten unter den 160 Minnesängern, von denen uns Lieder aufbewahrt wurden, waren die schon genannten, in der epischen und erzählenden Dichtkunst hervorragenden Dichter Heinrich von Veldeke, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Konrad von Würzburg und außer ihnen besonders Walther von der Vogelweide, der sich zwar bloß und allein dem Minnesang widmete, aber in dieser Gattung eine große Vielseitigkeit des Geistes und einen tiefen Ernst der Gesinnung bekundete, der ihn antrieb, vorzüglich die Herrlichkeit der Kirche in ihrer Unverderbtheit, so wie auch die Ehre des deutschen Volkes gegen die sie gefährdenden innern Feinde in Schutz zu nehmen und dadurch ein vorreformatorischer „Zeuge der Wahrheit" zu werden. — Mit Ulrich von Lichtenstein und Nithart geht der Minnesang, der idealen und sittlichen Richtung nach, bereits in die gemeine

Wirklichkeit —, mit Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, der Form nach in spitzfindige Künstelei über, die den Verfall dieser höfischen Kunst andeutet.

Die vom Zürcher Rathsherrn Rüdger von Manesse um das Jahr 1300 veranstaltete Sammlung enthält auch Lieder von vielen Gliedern des hohenstaufischen Hauses; desgleichen vom Markgrafen Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, vom Herzog Heinrich dem Erlauchten von Meissen, von Herzog Heinrich von Breslau, vom Herzog Johann von Brabant und von andern Fürsten und Herren. — Ein Minnesänger, der sich den Namen Spervogel gab, besang die Gottesminne in Liedern, welche wahrhaft erhabene Stellen enthalten.

Walther von der Vogelweide, der zwischen 1190 und 1228 dichtete, war seiner politischen Gesinnung nach ein Verehrer der Hohenstaufen, indem er sich zu Philipp von Schwaben und nachher zu Friedrich II hielt. Von seinem kräftigen und doch ruhigen Wahrheitssinn, so wie von seiner edlen vaterländischen Gesinnung zeugen besonders diejenigen seiner Gedichte, die sich auf Papst und Kirche, Kaiser und Reich beziehen. Wo er straft und rügt, thut er es mit einem ernsten, aber wohlwollenden, von eigentlicher Tadelsucht freien Sinn. Eine beachtenswerthe Beurtheilung seines Characters und Verdienstes gab Uhland in einer eigenen Monographie; eine gute Übersetzung seiner Gedichte gab K. Simrock mit Erläuterungen von W. Wackernagel.

Von Ulrich von Lichtenstein besitzen wir unter dem Titel Frauendienst eine mit Minneliedern durchflochtene Beschreibung seines 33jährigen fahrenden Lebens in einem leichtsinnigen, zwischen Ideal und Gemeinheit hin- und herschwankenden Geist, an dem man schon die schlimmern Wirkungen der Muse Gottfried's von Straßburg wahrnimmt, so daß es kein Wunder ist, wenn in der folgenden Periode der früherhin so reine Minnesang eine immer unsittlichere Richtung nahm, und zuletzt selbst das Wort Minne ein verrufenes wurde.

Nithard, aus einem bayrisch-österreichischen Rittergeschlechte, blühte vor 1246; er schildert zwar auch den Mai und die Minne mit lebendigen Farben, geht aber lieber zu ergetzlichen, komisch-satirischen Darstellungen des bäuerlichen Lebens über, indem er die Hoffahrt der Dörfler geißelt, die es den Rittern an Kleider- und Waffenpracht nachzuthun strebten. Seine Lieder machen den Übergang vom Minnesang zum Volkslied der folgenden Periode.

Aus dieser Nachblüthezeit des 13. Jahrhunderts ist auch der Wettgesang, den wir unter dem Namen des Sängerkriegs auf der Wartburg noch besitzen. Es erinnert aber dieses Gedicht auch nicht im mindesten an die Herrlichkeit jener deutschen Dichterzeit, in der sein Inhalt sich bewegt.

Heinrich (Frauenlob) aus Meissen war ein „fahrender Schüler," der sich an vielen Höfen gesangliebender Fürsten in Deutschland vernehmen ließ, und seinen Beinamen von einem großen Lied auf die heil. Jungfrau, theils von seiner Vertheidigung der Benennung „Frau" (Frowe) im Sinne von Herrin oder Herzensgebieterin, anstatt des von den alten Minnesängern im guten, ehrbaren Sinne gebrauchten Wortes „Weib" erhielt. Er galt für den Stifter der Mainzer Meistersängerschule und stand bei den Frauen, besonders den Mainzerinnen in so großem Ansehen, daß sie, als er am 29. Nov. 1318 starb, seine Leiche selbst zu Grabe trugen und unter Thränen und Klagen so viel Wein auf dasselbe gossen, daß er um die Kirche herumfloß.

6. Die altdeutsche Baukunst und ihre Bedeutung. Der Dom zu Köln; der Münster von Straßburg ꝛc. Die Baubrüderschaften und Freimaurer.

Derselbe deutsche Geist, der in den epischen und lyrischen Dichtwerken des Mittelalters seine tiefsinnigen und erhabenen Gedanken, seine heitern und spielenden Gefühle in Wort und Ton faßte, gieng mit seiner ganzen Kraft und Fülle auch in den körperlichen Stoff bildend ein und schuf in den Werken der mittelalterlichen Baukunst eine in Stein redende und blühende Welt leuchtender und erhabener Gedanken, die das Gemüth von der Erde zum Himmel emporziehen. Auch diese Kunst, besonders in ihrer Vollendung bei den Deutschen, entsprang aus der Vereinigung des tiefsten Naturgefühls mit der höchsten Begeisterung des Glaubens, durch welche der Christ den unendlichen Reichthum des in seiner Religion liegenden Geistes der Liebe und Freiheit in menschlicher Begränzung zu fassen und die dem bloßen Verstande unzugänglichen Geheimnisse des Höchsten in mannichfaltigen Sinnbildern dem Gemüthe nahe zu bringen sucht. Die Baukunst feiert daher den Triumph ihrer Größe vorzugsweise in den Kirchenbauten des sogenannten gothischen oder Spitzbogenstyls, der sich zu durchbrochenen Arbeiten oder Bildereien besser eignet und daher auch der symbolisirenden Kunst ein räumlicheres Feld bietet, als der byzantinisch-romanische Rundbogenstyl.

Zu den besten Proben des Rundbogenstyls gehören in Deutschland die Dome von Speyer, Mainz und Worms. Er zeichnet sich durch Großartigkeit seiner Verhältnisse aus, entbehrt aber des „lebensvollen einheitlichen Zusammenschlusses seiner einzelnen Theile.“ Seine großen Massen „lasten drückend auf dem schwerfälligen Pfeilerbau“ und die Kuppel erscheint „nicht organisch aus dem Ganzen“ hervorgewachsen. Nichts desto weniger machen sie den Eindruck der Erhabenheit.

Die leicht begreiflichen, obwohl vollkommneren Maaße des Vierecks und des Kreises verschmähend und sie nur zum Traggerüste des Bau's benützend, nimmt der Spitzbogenstyl der deutschen Kirchenbaukunst das Dreieck zum Sinnbild des geheimnißvollen „Dreiklangs“ und der göttlichen „Dreieinigkeit“, die Spitzsäule zum Sinnbild der zum Himmel aufsteigenden „Flamme“, die Ellipse und Parabel zur Symbolisirung der Bahnen, in denen sich für das Auge die Himmelskörper bewegen, und baut so eine Steinschöpfung, die selbst ein Bild des Weltalls ist. Und so wie der christliche Geist in der Natur das Größte und Kleinste als ein Geschöpf Gottes mit Liebe betrachtet und in der sittlichen Welt sich der Entwicklung jeglicher Kraft zum Guten freut, den menschlichen Werth jedes Einzelnen beachtet und ein freies Zusammenwirken aller Einzelnen zum Ganzen erstrebt: so strebt die christliche Baukunst das Größte mit dem Kleinsten, das Massenhafte mit dem Leichten, das Freie und Kühne mit dem vielfach verschlungenen und Verzweigten, das Einfache mit dem Reichverzierten, das Erhabene mit dem Anmuthigen zu einer harmonischen

Einheit zu verbinden, die als Form über dem Ganzen schwebt, also daß ein altdeutsches Bauwerk aus dieser Periode ein ebenmäßiges Gefüge vieler einzelnen kleinen, in sich selbständigen Bauwerke ist, in denen sich das Ganze im Kleinen wiederholt und das Kleine und Kleinste dem Ganzen unterordnet.

„Der Kirchenbau ward unter den Händen dieser symbolisirenden Kunst zu einer Versinnbildlichung der Welt: der Boden der Kirche mit seinen eingelegten Delphinen und andern Meerthieren ward die Tiefe der Gewässer, über welche sich die Chore und Kapellen wie das feste Land, die Pfeiler und Säulenfüße wie Inseln erhoben, von denen aus Palmen zum Himmel strebten und ihn mit ihren Blattgraten erreichten. Vom Himmel glänzten Sterne, schwebten Engel und Lichter hernieder; und Weinreben und Löwen, die Symbole des Glaubens; Rosen, Pelikane und Tauben, die Sinnbilder der heiligen Liebe und Erbarmung; Epheu und Hunde, die Bilder der Treue; Lämmer, die Bilder der Ergebung in den Tod u. s. w. sind in reichster Mannichfaltigkeit und geschmackvollster Beziehung zu einander an dem ganzen Bau vertheilt, während Edelgesteine der tiefsten symbolischen Bedeutung die Heiligthümer, die in der Kirche bewahrt werden, fassen, und die heilige Geschichte, die ewige Geschichte der Menschheit, allenthalben in Gemälden und Bildereien von den Altären und Wänden redet. So enthält die Kirche alle drei Reiche der Natur, Himmel, Erde und Meer, und die ganze Geschichte, in wie fern sie geistige Bedeutung gewonnen haben, und in dieser verjüngten Welt waltet der lebendige Geist Christi in der Gemeinde im Gesang, Gebet und in heiliger Handlung." (Leo nach Stieglitz.)

Eine andere Art traditioneller symbolisirender Ausdeutung des Kirchenbaus giebt Schnaase (in seiner Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter II. S. 291 ff.) an: „Als Fundament legt man einen Stein, mit dem Kreuze bezeichnet, und zwölf andere Steine, damit die Kirche auf Christus und den Aposteln ruhe. Die Wände bedeuten die Völker: es sind vier nach den vier Himmelsgegenden; sie stoßen vornen in den Ecksteinen, wie jüdisches und heidnisches Volk im Glauben an das Evangelium, an einander, neigen sich aber hinten zur Rundung, um die Einheit der Kirche anzudeuten. Die Steine sind viereckig nach der Quadratur der Tugenden: Weisheit, Stärke, Mäßigung und Gerechtigkeit. Ihre Politur bedeutet die Reinigung der Heiligen durch die Duldung der Trübsale. Ihre Lage ist verschieden: einige tragen und werden getragen: sie sind die Mittelmäßigen; andere, indem sie unmittelbar auf den Fundamenten aufliegen, gleichen den Prälaten, als Trägern der Kirche. Der Kitt, der sie verbindet, ist die Liebe; wenn sie verbunden sind, hört man Hammer und Axt nicht mehr, weil die Verfolgung aufhört. Die Säulen bedeuten die Apostel und Kirchenväter, welche in Glauben und in Werken kräftig emporstreben. Die Thüre, wenn nur Eine, ist der Herr, wenn mehrere, die Kirchenfürsten, durch welche dem Volke der Zugang zum Heiligen wird. Die Fenster, welche Regen und Wind abhalten und die Sonnenstrahlen einlassen, weisen auf die heiligen Schriftsteller hin; sie sind innerlich breiter, weil der innere mystische Sinn umfassender ist, als das buchstäbliche Verständniß. — Die Balken unter dem Getäfel der Decke sind wieder Prälaten, welche durch die Arbeit der Predigt die Beschaulichkeit unterstützen. Die Kirche wird in zwei Theile getheilt, das Chor und das Schiff. Dieses muß niedriger sein und umfaßt die Laien, weil sie noch im Meere der Welt sind. Das Chor wird von niedrigen Schranken eingefaßt, um die Demuth der Geistlichen zu bekunden. Die Kanzel hat Rückwände, um die Ruhe der Contemplation zu zeigen. Der Altar stellt Christus dar und die Heiligen, welche in Christo leben und er in ihnen.

Die Stufen bedeuten das Aufsteigen der Tugend. Die Länge ist die Langmuth, die Breite die Liebe, welche das Gemüth erweiternd die Freunde in Gott und die Feinde um Gottes willen umfaßt; die Höhe ist die Hoffnung, das Fundament der Glaube, der von verborgenen Dingen weiß. Das Dach ist die Liebe, welche der Sünden Menge deckt, die Thüre der Gehorsam, der Boden die Demuth u. s. w.

Die mittelalterliche Kirchenbaukunst nahm ihren Ursprung in Frankreich, wo sich zuerst aus der normannischen Baukunst mit ihrer großartigen Einheit des Ganzen und aus der provençalischen Baukunst mit ihrer freien Ausbildung des Einzelnen als Resultat dieser beiden Elemente der gothische Styl in seiner primitiven Gestalt herausbildete. Diese französische Architectur übte im 12. Jahrhundert, besonders von Lothringen aus durch die Bauten der Cisterzienser, einen großen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Baukunst.

„Aus der Provençe und zum Theil aus antiker Reminiscenz stammt die volle Anordnung des Chors, die Ausbildung der Säule und des Kelchcapitäls, überhaupt die Neigung für plastische Rundung, feinere und freiere Ornamentation, vegetabilische Formen, endlich der Spitzbogen; aus der normannischen Architectur das Kreuzgewölbe, die regelmäßige Anordnung des Ganzen, namentlich der Façade mit ihren Thürmen, die gleichmäßige senkrechte Gliederung der Mauerflächen, die riesige aufstrebende Lebendigkeit.“ „Dennoch ist dieser Styl keineswegs eine bloße Compilation; jene entlehnten Einzelnheiten dienten nur als vorbereitende Studien, welche durch die künstlerische Kraft dieser centralen Gegenden zu einem organischen Ganzen verschmolzen wurden und in dem neuen System eine ganz andere Bedeutung erhielten, als sie vorher gehabt hatten. Es war vielleicht eine neue Erfindung, die aber nicht plötzlich als gerüstete Minerva aus dem Haupte eines einzelnen Meisters hervorsprang, sondern als das Erzeugniß vereinter Kräfte langsam und allmählich reifte.

Durch die Verbindung der französischen Baukunsttradition mit der deutschen wurde in Deutschland der romanische Baustyl gebrochen, und jene beiden gothischen Elemente fanden in dem deutschen Übergangsstyl Aufnahme und durch den deutschen Geist ihre Vollendung. Diesem Geiste verdanken die großartigen Münster ihr Dasein, die wir noch als Denkmale einer reichen in Glaubenseinigkeit und nationalem Bewußtsein zusammenwirkenden Zeit bewundern, und unter denen in Deutschland besonders der Dom zu Cöln und der Münster zu Straßburg die berühmtesten sind.

Der **Kölner Dom**, in seiner Anlage die großartigste unter allen Kathedralen, ist im Jahre 1248 auf Betrieb des Erzbischoffs Konrad von Hochsteden (K. 8, 4 a. E.) begonnen und, obgleich 250 Jahre hindurch fortgebaut, doch so wenig vollendet worden, daß noch das Schiff der Kirche, ein ganzer Thurm und von dem andern Thurm drei Fünftheile fehlten. Die Abnahme der Glaubensbegeisterung und der Eintritt von Kriegsunruhen unterbrachen den Bau. — Die erste Wiedererweckung der Theilnahme für den Dom als Kunstwerk verdankt man dem Dr. Sulpice Boisserée. Im Jahr 1814 wurde der verloren geglaubte Originalplan des nordwestlichen Thurmes in schöner Linearzeichnung (eine 13 Fuß lange Pergamentrolle) durch Zufall auf dem Speicher des Gasthauses zur Traube aufgefunden.

Die Bewunderung der Harmonie des Baus und die Auffindung dieses Plans führte anfangs zu der Annahme, es sei der Gesammtplan des Baus der schöpferische

Gedanke eines einzigen Meisters, der dann freilich als einer der größten Künstler aller Zeiten erschien. Allein es hat sich (wie Schnaase a. a. O. darthut) in neuster Zeit zunächst festgestellt, daß der Chor im Kölner Dom eine Nachbildung des Chors von Amiens ist, und „fortgesetzte urkundliche Entdeckung hat erwiesen, daß in der ganzen Zeit von 1248 bis 1318 nur beabsichtigt wurde, den ältern Bau durch einen großen und prachtvollen im neuen (aus der französischen Schule herübergenommenen) Styl erbauten zu vergrößern und zu schmücken.“ Erst 1318, nach Vollendung des Chors, wurde der Beschluß zum Neubau des Langhauses gefaßt. Wären beide Bautheile aus dem Gesammtplan Eines Meisters hervorgegangen, so würde sich dieser Meister in der Anlage des Langhauses eben so an die französische Schule angeschlossen haben, wie es bei der Anlage des Chors geschehen war; aber die Anlage des Langhauses weicht ganz von der französischen Schule ab, so daß der Kölner Dom „nicht das Werk Eines Meisters, sondern zweier durch einen Zeitraum von 70 Jahren getrennter Meister ist. Die Frage nach der Person und dem Namen des ersten Kölner Meisters ist also jetzt weniger wichtig, da die Erkenntniß gewonnen worden ist, daß ganze Kunstgenerationen vorhergegangen sind, „die nach festen Prinzipien, im engsten Zusammenhang unter einander, ohne daß eine oder die andere eine völlige Originalität beanspruchte, jene großen Bauwerke schufen, die auf französischem Boden zuerst entstanden und im 12. Jahrhundert Einfluß auf die Architectur der Deutschen gewannen, deren eigenthümlicher Geist ihr die Vollendung gab.“ — Aus einer Urkunde vom J. 1257 schließt man, daß der in ihr als rector Fabricae genannte Meister Gerhard der Urheber des Chorplans gewesen sei.

Im Jahr 1824 wurden die Wiederherstellungsarbeiten begonnen und 1833 dem Dombaumeister Zwirner übergeben, der, unter Beiwirkung des seit 1842 gegründeten Dombauvereins, nach dem gefundenen Aufriß und im Geiste dieses Kunstwunderwerkes den Weiterbau leitet und mit seinen Kunstgehülfen den Beweis giebt, daß die Kunst der alten Steinmetzen nicht verloren gegangen ist. — Der Dom ist 400 Fuß lang, 180 Fuß breit, in Kreuzform gebaut und mit Glasgemälden geschmückt; 100 Säulen tragen das Dach, von denen die mittelsten 40 Fuß im Umfang haben. Unter den 14 Kapellen des 200 Fuß hohen Chors befindet sich die Kapelle der heil. drei Könige sammt dem mit Edelsteinen reichverzierten Sarge der Reliquien derselben. Die projectirten Thürme sollen 500 Fuß hoch werden.

Der **Straßburger Münster** wurde im Jahr 1015 vom Bischoff Werner begonnen und die eigentliche Kirche ohne die Thürme bis 1275 vollendet, worauf dann der treffliche Werkmeister Erwin von Steinbach den Plan zu dem kunstreichen 437½ par. Fuß hohen Thurm entwarf, dessen Bau 1277 angefangen, dann durch einen Brand unterbrochen und 1439 vom Werkmeister Hans Hülz aus Köln vollendet wurde, indeß der andere Thurm, der neben jenem auf der Plate-forme sich erheben sollte, noch ganz fehlt.

Unter den übrigen Münstern ist der zu Freiburg im Breisgau (begonnen 1122, vollendet 1513) nicht nur ganz ausgebaut, sondern gehört auch zu den vorzüglichsten deutschen Bauwerken. Am Stephansdom zu Wien wurde von 1145 bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, am Dom zu Magdeburg von 1208—1363, am Dom zu Meißen von 1274—1450 gebaut.

In der Regel waren es Geistliche, namentlich angesehene Äbte bedeutender Klöster, von welchen, wie schon aus nordfranzösischen Urkunden des 12. Jahrhunderts hervorgeht, diese Kirchenbauten geleitet und die von kirchlicher Begeisterung ausgehende Theilnahme der Laien dafür geweckt wurde, so daß Männer und Frauen aller Stände sich daran betheiligten, und Ritter und Damen mit dem Volke theils eigenhändig Holzstämme,

Säulenschäfte ꝛc. herbeitrugen, theils Nahrungsmittel unter die Arbeiter vertheilten, theils sonst Beiträge im Glauben darreichten. Die Arbeit galt als ein frommes Werk, doch wurde von den Arbeitenden Buße gefordert und das Gelöbniß christlicher Liebe und demüthigen Gehorsams; die Tagesarbeit begann mit Beichte und Gebet und selbst Nachts ertönten bei Fackelschein zu gewissen Stunden feierliche Hymnen.

So beschrieb der berühmte Abt Suger von St. Denis, der seit 1121 die Bauten seiner Abtei und ihre Ausschmückung betrieb, seine dabei von ihm bewiesene Thätigkeit und Sorgfalt, mit der er persönlich dabei das Baumaterial ausgesucht, und wie er sich beim Bau der thätigen Mitwirkung der Laien erfreut habe. — So ward auch der Bau der Kathedrale von Chartres betrieben. Der Abt Desiderius von Monte Casino legte förmliche Kunstschulen an, aus denen Künstler zu allen Arbeiten (aus den verschiedensten Stoffen) hervorgiengen.

In Deutschland traten allmählich ganze Vereine von Bauleuten und Steinmetzen zu einer Innung zusammen mit dem Zweck, bei großen Bauten zusammenzuwirken, und die Kenntnisse und Fertigkeiten ihrer Kunst zu bewahren und fortzupflanzen. Sie hatten unter dem Namen Baubrüder in allen bedeutenden Städten, besonders aber in Straßburg, Köln, Wien und Zürich, unter Leitung ihrer Obermeister ihre sogenannten Hütten, wo sie als „eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit dem Meister an die Hand gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt" das merkwürdigste Beispiel einer nach strengen Formen und Regeln geordneten freien Association darboten.

Das Wort Hütte bezeichnet zuerst im eigentlichen Sinn „den mit Brettern bedeckten Raum, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtet, im uneigentlichen Sinn aber den Sitz der Gerechtsame, der Urkundenverwahrung und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Beleg und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen, technischen und sittlichen Obliegenheiten waren auf's genaueste bestimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen waren ihnen große Vortheile zugesichert, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt sich den Ihrigen kenntlich zu machen." (Göthe.)

Die geschichtlich älteste Grundlage dieser Bauvereine findet sich in der altrömischen Zunft der Bauleute, die ihre besondern Privilegien, so wie ihre besondern gesellschaftlichen und religiösen Formen, zum Theil auch ihre besondern Orte der Zusammenkünfte (ihre loci, Logen) hatten. In der römischen Provinz Britannien fand in solchen Bauzünften das Christenthum besondern Eingang und Schutz. „Als aber bei den Angelsachsen die römische Form der christlichen Kirche eingeführt worden war (um d. J. 600), spalteten sich die Bauvereine: einige blieben fest bei der altbritischen Überlieferung und begründeten so eine Opposition gegen die herrschende kirchliche Macht. Die bedeutendste und entschiedenste Bewahrerin der altbritischen Kirchensitte war vom siebenten Jahrhundert an die Bauhütte (Loge) zu York (Eboracum). Die älteste der drei

anerkannten Grundgesetze der Maurerbrüderschaft ist die Yorker Verfassungsurkunde vom Jahre 926, deren Zweck war, den Frieden der Zunftgenossen unter sich und nach Außen durch Ausschließung kirchlicher und politischer Streitigkeiten zu sichern und sich auf den Privatzweck der Zunft, auf gegenseitige Unterstützung und Besserung im Leben und im Gewerbe zu beschränken." Von England aus kam diese Einrichtung (wahrscheinlich im Gefolge des Handels mit den niederrheinischen Friesen) nach Deutschland, wo die Bauhütte zu Straßburg unter Erwin von Steinbach, die älteste und stets die vornehmste war, so daß sich die andern deutschen Hütten bei ihr Rath und Entscheidung in Streitsachen holten. Bald verbreiteten sich diese Baugenossenschaften, die ihre eigenen Schutzpatrone hatten, über die meisten christlichen Länder.

Die Bauhütten, wie alle Zünfte damals, „dem kirchlichen Zuge der Zeit folgend", gaben sich Formen und Regeln, die den klösterlichen nachgebildet waren und standen in vielfältigem Verkehr mit Bischöffen und Äbten als Bauherren, besonders aber mit den Benedictinern, unter denen selbst tüchtige Baumeister und Bauverständige waren. In dieser Zeit erhielten die Baugewerke auch den Namen Massonarii (engl. Massons) d. i. „Männer des Maaßes und Messens." Daß Geheimlehren höherer Art in diesen Baubrüderschaften gepflegt worden seien, die sich auf etwas Anderes, als auf die mechanischen Kunstfertigkeiten bezogen hätten, ist wenigstens nicht historisch; eben so wenig läßt sich ein specifischer Unterschied dieser Bauzunft von andern Zünften nachweisen. Ihr Unterschied von andern Zünften lag nicht sowohl in ihrer Symbolik (Winkelmaaß, Zirkel, Bleiwage und Hammer) und deren allegorischen Deutung, so wie in ihren besondern Erkennungszeichen, Aufnahms- und Versammlungsgebräuchen (denn jede andere Gilde hatte deren auch), als vielmehr in der höhern Bedeutung des Baugewerks selbst. Denn „alle Handwerke und Künste hiengen mit dem Bauwesen zusammen; der Aufschwung der Baukunst, in welcher die Kraft und Einsicht des Mittelalters sich vereinigte, um so Herrliches zu schaffen, führte eine höhere Bildung, eine Erhebung des Geistes herbei; die Wanderungen der Gesellen durch alle Gebiete der römischen Kirche weckten einen freiern, universellern Sinn, und das lange Zusammenleben in pilgernden Bauhütten, in einer Genossenschaft, die unter der übrigen Bevölkerung fremd war, führte ein innigeres Zusammenschließen und im Zusammenschluß ein freundliches Bewußtsein von Macht und Stärke herbei." Päpstliche Privilegien, kaiserliche und königliche Freibriefe, darunter sogar die obberührte Ertheilung eigner Gerichtsbarkeit, die vom obersten Baumeister ausgeübt wurde, steigerten ihr Selbstgefühl, in welchem sie sich selbst Freie Maurer (Fry Masons) nannten und sich an allen kirchlichen und städtischen Bewegungen betheiligten. — Theils zuerst Eifersucht der Geistlichkeit gegen diese Baubrüderschaften, theils der Abstand der anfangs strengen Sitten der weltlichen Baubrüder von dem laxeren Leben der meisten Geistlichen jener Zeit, theils aber auch wirklich ketzerische Ansichten, von denen hie und da manche Baubrüder angesteckt waren, erzeugten in den Bauhütten eine Art Opposition —, nicht zwar gegen die Kirche, aber gegen gewisse kirchliche Zustände, — eine Opposition, welche sich oft durch spöttische und ironische Andeutungen da und dort in einzelnen Nebengebilden an den Bauten Luft zu machen suchte.

Der Malerei und Bildhauerei wird in der folgenden Periode nähere Erwähnung geschehen.

7. Der allgemeine Standpunct der Theologie und religiösen Volksbildung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mystisch-religiöse Theologie: Bonaventura; dialectisch-gelehrte Theologie: Albertus Magnus. Der Scholasticismus in seiner höchsten Ausbildung. Aristotelischer Realismus: Thomas von Aquino. Platonischer Realismus: Duns Scotus. Reformatorischer Gegensatz: Roger Baco. Das Kirchenlied: die lateinischen Hymnen.

Um die Darstellung der innern Zustände der geistigen Welt dieser Periode vollends abzuschließen, sei hier noch der Standpunct der Theologie und religiösen Volksbildung, wie er in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts beschaffen war, mit einigen Grundzügen angegeben und dabei an die schon im Anfang dieser Periode (K. 1, 3 und 4) gegebene Kennzeichnung des abendländischen Kirchenwesens angeknüpft.

Die Wirkungen des Schulwesens auf die Theologie, wie sich dieselbe besonders in den beiden Hauptschulen des gebildeten christlichen Abendlandes, Paris und Oxford, darstellte, zeigten sich in dieser Zeit zwar allerdings noch in der Fortdauer sowohl der mystisch-religiösen Theologie, welche damals durch den Franziscaner Bonaventura —, als auch der dialectisch-gelehrten Theologie, welche durch den Dominicaner Albertus Magnus noch gehalten wurde.

Bonaventura (eig. Joh. v. Fidanza, aus dem Toscanischen), General des Franziscanerordens, war lange Zeit Lehrer der Theologie zu Paris und erhielt als solcher wegen seiner ehrwürdigen, sog. „engelreinen" Persönlichkeit den Namen Doctor seraphicus. Er starb 1274 als Cardinal und wurde 1482 canonisirt. Für das Predigtamt stellte er den Grundsatz auf, daß der Prediger nicht darauf ausgehen solle, seine Redekunst zu zeigen, sondern daß er nur die Ehre Gottes und das Heil der Menschen suchen solle. — In einer seiner Schriften entwickelt er den Gedanken, daß der Dialectik, in so fern sie das Göttliche nur im Begriffe faßt, und der Exegese, in so fern sie das Göttliche nur als Gegebenes historisch aufnehme, eine höhere Beziehung auf das von Außen in das Innere bringende Anschauen des Göttlichen bekommen müsse, zu welchem Anschauen nur der durch Denken und Schriftforschen gebildete und „durch ein sittliches Leben geheiligte" Geist gelangen könne. Diese seine gnostische Mystik, welche demnach behauptet, Glauben und Wissen müsse sich auf den Standpunct erheben, wo „beide im schauenden Erkennen Eins werden", hat er dann in seiner Biblia pauperum (einer historisch-biblischen Anweisung für Arme am Geist) auch dem Volke nahe zu bringen gesucht.

Albertus Magnus — derselbe, der oben (K. 8, 3) als Naturkundiger angeführt wurde — hatte in theologischer Beziehung durch sein ungemein gelehrtes Wissen auf die meisten Schulgelehrten und Höhergebildeten seiner Zeit einen großen Einfluß, besonders aber auch dadurch, daß er den vollständigen und erklärten Aristoteles in den Schulen einführte und damit zur weitern Ausbildung der Scholastik beitrug. Seiner Philosophie liegt der Satz zum Grunde, daß „die Form, welche das Wesen aller Dinge ausmache, zunächst im göttlichen Verstande sei, aus welchem Alles sein Dasein und seine Wirklichkeit empfängt; daß sie aber nicht weniger in den besondern Dingen der Welt sei, so fern sie in der Materie wirk-

lich wird." „Unser Verstand, als der räumlichen und zeitlichen Welt angehörig, müsse vom Sinn und der Einbildungskraft genährt werden". „Zur Erkenntniß gelange man nicht sowohl durch die äußeren Dinge, als durch die uns von Gott gesandte Erleuchtung; aber diese bringe Gott doch durch die Formen der natürlichen Dinge, als durch seine Mittel, in uns zur Wirklichkeit. In der Erkenntniß Gottes, der die Ursache aller Dinge ist, verschwinde auch die Unbegreiflichkeit der sinnlichen und materiellen Dinge." „Der vernünftigen Seele dürfe nichts unbekannt bleiben, weder Gott, noch der Schatten der Dinge, welchen die Materie auf alles natürliche Dasein werfe." Über dem Reiche der Natur stehe das Reich der Gnade, und Naturforschung und weltliche Wissenschaft sei nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Gotteserkenntniß willen zu betreiben. — Auch machte er einen Anfang zur Kabbala. — Gleich ihm machte nicht lange nachher Raimundus Lullus, ein spanischer Franziscaner († 1315) in seinem Werk de secretis naturae den Versuch einer „theosophisch-cabbalistischen" Physik.

Doch brachten die beiden tonangebenden Ordenstheologieen der Dominicaner und Franziscaner den in seinem Wesen schon oben (K. 1, 3) geschilderten Scholasticismus zur höchsten Ausbildung, in so fern in ihnen die realistisch-philosophische Gott- und Weltanschauung zur vollen Herrschaft gelangte und das exegetisch-historische Quellenstudium völlig in den Hintergrund trat. Jene beiden Theologenschulen wurden auf Seiten der Dominicaner durch Thomas von Aquino, auf Seiten der Franziscaner durch Duns Scotus vertreten, von denen jener, als aristotelischer Realist, „Dialectik mit neuplatonischer Mystik, philosophische Freiheit mit kirchlicher Gebundenheit" zu vereinigen suchte, dieser dagegen, als platonischer Realist mehr eine dialectisch-speculative Religionsphilosophie mit einiger Berücksichtigung der Kirchenlehre aufstellte. Ihre Nachfolger, die Thomisten und Scotisten entwickelten jedoch das Wesentliche in den Grundlehren der Theologie und Philosophie nicht weiter.

Beide fanden ihren reformatorischen Gegensatz sowohl in Roger Baco, der statt der gleich-einseitigen dialectischen oder mystischen Betreibung der Philosophie und Theologie nach unvollkommenen Quellen eine auf das klassische Sprachstudium, so wie auf Geschichte und Naturwissenschaft gegründete Behandlung der heil. Schrift forderte, — als auch in Robert Grosthead, der für die Autorität der h. Schrift, „als alleiniger Quelle aller Wahrheit gegen alle anderen Autoritäten" freimüthig kämpfte und daher ebenfalls auf das Studium der Bibel in den Grundsprachen drang.

Thomas Aquinas (Graf von Aquino in Calabrien, wo sein mit den Hohenstaufen verwandtes Geschlecht in der Nähe des berühmten Klosters Monte Cassino Güter hatte) ist um das Jahr 1225 geboren, und genoß in diesem Kloster seinen ersten Unterricht. In seinem 16. Jahre trat er in den Dominicanerorden, worin er sich dem Albertus Magnus anschloß, ohne sich jedoch mit dessen Naturwissenschaft zu befassen. Er lehrte seit 1249 zu Cöln, Paris, Rom, Bologna und Neapel und erwarb sich den Bei-

namen Doctor angelicus; auch nannte man ihn mit nur scheinbarem Recht einen zweiten Augustinus. In seiner Philosophie geht er von dem „natürlichen Verlangen des Menschen nach Erkenntniß aus und lehrt, daß die Seele „nur in dem unbeschränkten Erkennen des Unbeschränkten" ihre Ruhe finden könne. „Die Erkenntniß der Wahrheit durch den Verstand sei der letzte Zweck des Weltalls; durch den Verstand und dessen Einsicht werde aber auch der Wille bestimmt." Dabei weis't er aber auf die Nothwendigkeit der übernatürlichen Erleuchtung hin. Er starb 1274, wurde 1323 canonisirt und 1567 zum Kirchenlehrer erklärt. Er schrieb mehrere Commentare zum Aristoteles und zur heil. Schrift. Seine wichtigste exegetische Schrift führt den Namen Catena aurea als eine fortlaufende Erklärung der Evangelien. Gerühmt wurde besonders seine Klarheit im Beweisen und sein systematisches Talent. Als Prediger suchte er das Volk in einfacher Weise zu erbauen, daher er auch in deutscher Sprache predigte.

Johannes **Duns Scotus** aus Dunston in Northumbrien, war anfangs zum Kriegsdienst bestimmt, ward aber durch einen Franciscaner für die Wissenschaft und den Franciscanerorden gewonnen. Er lehrte meist zu Oxford, zuletzt in Paris, und erhielt wegen seiner ungemeinen Schärfe der Entwicklung und Feinheit im Zergliedern den Beinamen Doctor subtilis. Unter seinen Schriften sind viele Commentare zu Aristoteles und philosophische Aufsätze. Er starb noch vor 1308 zu Köln. Sein Gegensatz zu Thomas von Aquino entstand nicht aus „Ordenseifersucht" oder rechthaberischer Streitsucht, sondern lag im Prinzip der beiden Systeme. Seine Philosophie hielt noch zum Theil die Schranken kirchlicher Richtung ein und betonte den practischen Zweck der Theologie. Ihm ist der Glaube kein Act der Speculation, sondern des Willens; auch kennt er „keine Naturgesetze an, die eine übernatürliche Wirksamkeit ausschlössen."

Roger Baco, aus Somersetshire, ein Franziscaner, geb. 1214, lehrte zu Oxford, und erhielt wegen seiner klassischen Gelehrsamkeit, mit der er die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung der gesammten Schulbildung erwies, den Beinamen Doctor mirabilis. Er drang auf das Studium der alten Sprachen, der Mathematik und der Physik, welche „auf Beobachtung und Versuch beruht." Er starb 1294.

Für den Volksunterricht geschah in dieser Periode mehr, wie in der vorigen, zumal man sich des Predigtamts, nach dem Beispiele so ausgezeichneter Redner wie Bonaventura und Thomas von Aquino, etwas thätiger annahm. Im strengkirchlichen Kreise wirkten die Anhänger der Mystik am meisten.

Auch das geistliche Lied, das fast nur in Deutschland seine Pflege fand, trug zur religiösen Volksbildung bei, wurde aber mehr nur bei den Ketzern zum Kirchenlied, indeß die Kirche nur das mündliche Übersetzen der lateinischen Hymnen gestattete, die zu einer eigenen, tief bedeutsamen Literatur jener Zeit wurden. Es sey hier nur an das Dies irae, dies illa des Franziscaners Thomas von Celano († 1220) und an das Stabat mater dolorosa des Franziscaners Jacoponus erinnert. — Die sittliche Volksbildung lag fortwährend allein in den Händen der Kleriker und Mönche, und der von ihnen in der Regel genährte Geist der äußern Gesetzlichkeit war von der Art, daß er im Ganzen (denn Ausnahmen des Bessern gab es natürlich auch hier) keine freie sittliche Bildung des Willens zur Folge haben konnte. Was die

verschiedenen gegenkirchlichen Secten in ihrer Weise dafür zu thun strebten, ist theils oben (K. 1, 4) schon angegeben worden, theils wird sich in der folgenden Periode davon zu reden nähere Gelegenheit geben.

9. Kapitel. Die außerdeutschen Völker und Staaten vom Anfang des 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.

1. Frankreich seit dem Anfang des 12. bis Ende des 13. Jahrhunderts: — Ludwig VI.: Hebung des königlichen Ansehens. Aufkommen des dritten Standes. Ludwig VII: Guyenne und Poitou, die Normandie, Anjou, Maine und Touraine mit England verbunden; Philipp II, August: Stärkung und Vergrößerung des Königthums. Errichtung der Pairschaft. Wiedereroberung mehrerer Provinzen. Ludwig VIII: Seine Eroberungen; sein Antheil an den Albigenserkriegen.

Es sind nun noch zur Abschließung dieses Zeitraums die Geschicke Frankreich's und England's seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts bis gegen den Schluß des 13. nachzuholen, da sie bei der Geschichte der Kreuzzüge, von denen ohnehin der letzte bloß von Frankreich ausgegangene Kreuzzug noch darzustellen ist, nur gelegentlich berührt worden sind.

Nachdem in Frankreich Ludwig VI (der Dicke, le gros, 1108—1137) die unter der trägen Regierung seines sinnlichen Vaters Philipp's I (XV. 6, 2) aufgekommene Übermacht der großen Vasallen wieder zurückgedrängt hatte, hob sich das königliche Ansehen wieder und erhielt durch die Abnahme der Leibeigenschaft und durch die zunehmende Bedeutung der Städte, deren Bürger den sogenannten dritten Stand (tiers état) zu bilden anfiengen, eine verstärkte Grundlage.

Es war der staatskluge Abt **Suger** von St. Denys, der in dem Könige das Bewußtsein über den fast in Vergessenheit gerathenen Beruf der Königsgewalt anregte, so daß der König mit Entschiedenheit das Ziel verfolgte, den Frieden im Lande gegen trotzige Vasallen mit der Macht des Schwertes zu sichern und sich dabei auf die Kirche und die Städte zu stützen, welchen beiden an der Herstellung der Ruhe und Ordnung lag. — Der Ackerbau war durch die steten Fehden der Großen, so wie durch häufigen Mißwachs so in Verfall gerathen, daß die wenigsten Herren ihre Leibeigenen mehr ernähren konnten und sie daher lieber freiließen, worauf dann die Freigelassenen, gleich den verarmten Freien, sich theils zum Feldbau verdingten, theils ihn gegen jährlichen Zins übernahmen. Da nun die Erfahrung zeigte, daß die Gutsherrn mit freien Ackerbauern besser daran waren, so wurde die Freilassung häufiger und die Leibeigenschaft fieng an, sich mehr und mehr zu verlieren. — Eine ähnliche Ursache hob die Städte: denn weil die durch Fehdesucht und Schwelgerei herabgekommenen Herren sich durch Raubeinfälle in die Nachbargebiete und sogar durch Wegelagerung ihre Vermögensumstände zu bessern suchten, der König aber selber mit der Widerspänstigkeit dieser seiner Vasallen zu kämpfen hatte, daher die durch sie beeinträchtigten Städte nicht schützen konnte: so suchten diese sich selbst zu helfen und durch eigengewählte Obere (maires = majores) die Anfälle der Herren abzuwehren.

Bald erkannte der König in solchen Städten eine Stütze seiner durch die Vasallen gefährdeten Macht, und ertheilte ihnen gegen die Verpflichtung, ihm und der Kirche beizustehen, wesentliche Freiheiten. Weil man sich nun gerne um des bessern Schutzes willen in solche freiere Städte zog, so waren jene Großen genöthigt, den ihnen gehörigen Städten, um ihre Entvölkerung zu verhüten, gleiche Freiheiten und Rechte zu ertheilen. Für die deßhalb aufgerichteten Verträge übernahm der König um so lieber die Bürgschaft, weil er dadurch ein Oberhoheitsrecht und somit einen vermehrten Einfluß auf die Städte bekam. Auf diese Weise bildete sich ein freieres Bürgerthum, das in der Folge von bedeutendem Einfluß auf den Staat war.

Ludwig VI war der erste capetingische König Frankreich's, der seine Königsrechte auch im südlichen Frankreich geltend machte, wiewohl er das nördliche noch schärfer im Zaume hielt. Doch blieb die Normandie mit der von ihr abhängigen Bretagne im Besitz der englischen Könige, obwohl unter französischer Lehnshoheit. Als sich sodann Heinrich I von England mit dem deutschen Kaiser Heinrich V zu einem Einfall in Frankreich verbündete, erwachte das französische Nationalgefühl in solcher Stärke, daß der Kaiser den Angriff unterließ, worauf Ludwig „mit der Märtyrerfahne von St. Denys" triumphirend wieder in seine Hauptstadt einzog. Nach dem Tode Heinrichs I (1135) erscheint für die erste Zeit die Normandie als abgetrennt von England; doch mußte Ludwig es dem neuen Inhaber des englischen Thrones Namens Stephan wieder als Lehen überlassen.

Ludwig VII (1137—1180), mit dem Beinamen le jeune, weil er erst 18 Jahre alt war, als er seinem Vater in der Regierung folgte, wurde bei derselben ebenfalls durch den thatkräftigen Abt Suger von St. Denys unterstützt. Durch seine Vermählung mit Eleonore, der Erbin von Guyenne und Gascogne (Aquitanien) erwarb er dieses Herzogthum sammt der Grafschaft Poitou.

Darauf gerieth Ludwig VII mit dem Papste bei einer streitigen Bischofswahl in Verwicklung, so daß seine Krongüter mit dem Interdict belegt wurden. Hierüber erzürnt, ließ Ludwig ein Heer in das Gebiet des Grafen Thibaut von Champagne einfallen, der sich auf die Seite des Papstes gestellt hatte. Dabei geschah es, daß nach der Erstürmung der Stadt Vitry die Kirche daselbst verbrannte und 1300 in sie geflüchtete Menschen umkamen (1142). Erschreckt darüber suchte der König Ruhe für sein Gewissen in der Nachgiebigkeit gegen den päpstlichen Stuhl, so wie in dem Gelöbniß eines Kreuzzugs, den er mit dem Kaiser Konrad III unternahm, ohne jedoch auf demselben etwas auszurichten (Kap. 2, 3 a. E.).

Als er nach seinem oben (K. 2, 4) beschriebenen Kreuzzug sich von dieser seiner Gemahlin wegen ihres dabei bewiesenen leichtsinnigen und anstößigen Betragens — wider Suger's Rath — trennte (1152) und die Geschiedene sich nach wenigen Wochen mit dem Herzog von der Normandie Heinrich Plantagenet vermählte, mußte er sich nicht nur den

Verlust von Guyenne und Poitou gefallen lassen, sondern auch zu seinem Verdrusse sehen, daß dieser Heinrich den englischen Thron bestieg (K. 10, 3) und dadurch jene Provinzen sowohl, als auch die Normandie sammt den Grafschaften Anjou, Maine und Touraine mit England verbunden wurde. So war die größere Hälfte Frankreich's dem englischen Scepter unterworfen und das französische Königthum in der größten Gefahr. Ludwig's Kriege mit Heinrich führten zu nichts, und vergebens suchte er sich in der Sorge für die Kirche und in Wallfahrten Trost zu holen.

Mit seinem Sohne **Philipp** II (1180—1223), der erst 15 Jahre alt war, als Ludwig starb, erstieg Frankreich allmählich eine höhere Stufe der Macht, indem dieser willensstarke und unternehmende Fürst, ohne es jedoch mit der Wahl der Mittel genau zu nehmen, die Schwächen der englischen Könige benützend rastlos thätig durch Demüthigung der widerspänstigen Großen (namentlich des Herzogs von Burgund und des Grafen von Flandern) an der Stärkung des Königthums und Mehrung des Kronlandes arbeitete. Eben deswegen erhielt er auch, jedoch erst nach seinem Tode, den Beinamen Augustus d. i. der Vermehrer, von augere, in dem Sinn, wie sich auch die deutschen Kaiser „Mehrer des Reichs" nannten. Bereits ist von ihm erwähnt worden seine wenigstens mittelbare Theilnahme an der Verfolgung der Albigenser (K. 5, 3), woneben er die Vertreibung der Juden anordnete, deren Güter er einzog und zur Anwerbung der sog. Brabançons verwendete, die wegen ihrer Raubsucht gefürchtet, aber brauchbar waren, den widerspänstigen Lehnsadel im Zaum zu halten: weßhalb sich auch Einigungen zur Wiederaufrichtung des Gottesfriedens bildeten. — Erwähnt worden ist ferner sein mit Richard Löwenherz unternommener Kreuzzug (K. 3, 9), so wie sein mit Johann ohne Land gegen Richard bundbrüchig geführter Krieg, worin er die Normandie, Maine, Touraine und Poitou eroberte. Außerdem mehrte er das Krongut noch durch Einziehung der Grafschaften Vermandois, Auvergne, Alençon, Artois, Valois, Evreux. Ihm verdankte Paris nicht nur große materielle Verbesserungen durch Pflasterung, Ummauerung, Anlegung von Kaufhallen ꝛc., sondern auch die Hebung seiner Universität durch eine neue Ordnung und besonderen Schutz, wobei er sich durch päpstliche Verbote nicht behindern ließ.

Nach **Paris** strömten schon unter ihm und besonders unter seinen beiden Nachfolgern Ludwig VIII und IX die Wißbegierigen aus allen Nationen, wie Otto von Freising berichtet; ja der am Ende des 12. und am Anfang des 13. Jahrhunderts lebende Mönch Cäsar von Heisterbach nennt Paris die Quelle aller Wissenschaft und den Brunnen der h. Schriften. Die Einwohnerzahl dieser Stadt belief sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts auf 200,000. Paris war bereits Weltstadt und von den Pariser Meistern sprach man fast wie von den sieben Weisen Griechenlands. Wer von dort zurückkehrte, verbreitete in seiner Heimath schon damals eine Vorliebe zur französischen Sprache und Sitte. „Im Ritterthum und in der Wissenschaft, in der Poesie und in der Politik waren die Franzosen die tonangebende Nation."

Die deutschen Dichter schöpften aus französischen Quellen und manche gefielen sich in französischen Phrasen; italienische Gelehrte schrieben schon Werke in französischer Sprache, um in weitern Kreisen bekannt zu werden, da diese Sprache „durch die ganze Welt gehe." Natürlich wuchs dadurch den Franzosen das Selbstgefühl, das sich noch durch den Wohlstand verstärkte, welchen die Beute der Kreuzzüge, der Ertrag aus den christlichen Reichen des Morgenlands, in denen das französische Wesen das verherrschende war, ferner der durch die vielen Fremden belebte Verkehr und die Entfaltung der städtischen Gewerbe hervorbrachte.

Die Errichtung der königlichen Gerichtshöfe zu Paris und zu Rouen, die Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit, die Aufstellung neuer königlichen Beamten (des Connetable und des Marschalls von Frankreich, der Prévôts und Baillifs), die Begünstigung der Städte, die Einrichtung städtischer Milizen (der sergens d'armes), die Vermehrung der Soldknechte und Leibwachen, die Schöpfung der Pairschaft, als eines vom König präsidirten Gerichtshofs über die Großen (judicium parium), — alles dieß waren eben so viele Mittel, das königliche Ansehen zu befestigen und die Macht der geistlichen und weltlichen Großen zu schwächen.

Die von Philipp August eingeführte Pairschaft bestand aus 12 der höchsten Kronvasallen und zwar zur Hälfte aus geistlichen, zur Hälfte aus weltlichen Pairs. Die sechs geistlichen waren: der Erzbischoff von Rheims und die Bischöffe von Laon, Langres, Beauvais, Chalons, Noyon; die sechs weltlichen Pairs waren: Die Herzöge von Burgund, der Normandie und Guyenne, die Grafen von Champagne, Flandern und Toulouse. Sie bildeten den engern Rath des Königs und den obersten Lehnshof, und hatten bei Krönungen und Hoffeierlichkeiten den Vorrang vor dem übrigen Adel.

Philipp selbst aber fühlte sich nicht sowohl als der oberste Lehnsherr, sondern mehr als der Gebieter über Alle und nahm mehr den Character eines unumschränkten Herrn an. Selbst diejenigen Großen, die in ihren Besitzungen dem Könige mehr selbstherrlich gegenüber standen, waren gezwungen, nach seiner Gunst und Meinung zu fragen und seine überall eingreifende Oberhoheit zu dulden. Als Papst Innocenz III ihn bei der Geltendmachung seiner Oberlehnsherrlichkeit gegen den König von England zum Frieden ermahnte, entgegnete Philipp August, er sei nicht verpflichtet, in Lehnsachen dem päpstlichen Stuhle Folge zu leisten.

Dagegen setzte Innocenz in anderer Beziehung sein geistliches Recht wider ihn durch. Philipp hatte nämlich eine zweite Ehe mit der schönen und sittigen Ingeborg, einer dänischen Königstochter, eingegangen, sich aber gleich nach der Hochzeit unter Mitwirkung des Erzbischoffs von Rheims scheiden lassen und sich mit Agnes von Meran vermählt. Innocenz III aber erklärte die Scheidung für ungültig, und als sich der König nicht fügte, belegte der Papst ganz Frankreich mit dem Interdict und nöthigte ihn mit Androhung des Bannes zur Entlassung der Agnes und zur Wiederanerkennung der Ingeborg; doch nahm er letztere, obwohl Agnes noch im gleichen Jahre gestorben war, erst nach 12 Jahren wieder zu sich. Obgleich sie ihm keine Kinder schenkte, so bedachte er sie doch nachher in seinem Testamente. — Im Übrigen setzte er allen Übergriffen der Hierarchen festen Widerstand entgegen: er duldete keine Ausdehnung der kirchlichen Gerichtsbarkeit, behauptete das Spolienrecht auf die

Erbschaft der Bischöffe und das Regalienrecht auf die zeitweiligen Einkünfte erledigter Bischöffe, so wie das Recht, die Kirche zu besteuern.

Indem er so dem Königthum in vielen Beziehungen eine neue, der modernen Politik sich nähernde Stellung gab und dabei im Öffentlichen stets imponirend, von weltlichem und kirchlichem Glanz umgeben, auftrat, so war doch sein Privatleben noch wenig von dem eines der größern Edlen verschieden. — Ohne fromm zu sein, hielt er es mit der Geistlichkeit, wenn er ihres klugen Rathes bedurfte, im Übrigen ließ er ihr keine Gewalt; ohne heldensinnig und abenteuerlustig zu sein, wie die meisten seiner Vorfahren, war er doch persönlich tapfer; ohne von Natur gutmüthig zu sein, nahm er sich doch in der Regel der Niedrigen und Armen eifrig an, um dadurch den Großen seine höhere Macht fühlen zu lassen.

So mächtig war bereits Philipp August, daß er nicht nur die erste gemeine Steuer (den sogenannten Saladinszehnten) ausschreiben, sondern auch seinem Sohne Ludwig, den er schon lange zu den Regierungsgeschäften beigezogen hatte, ohne Widerrede die Nachfolge zusprechen konnte.

Ludwig VIII (1223—1226), seinem Vater im Charakter nicht unähnlich, obwohl leidenschaftlicher, entriß den Engländern, deren König Heinrich III ihm die Herausgabe der väterlichen Eroberungen zumuthete, verschiedene Besitzungen in Frankreich, darunter Rochelle, so daß den Engländern nur noch die Gascogne und die Stadt Bordeaux blieb. Darauf suchte er in den noch fortdauernden Albigenserkriegen die Grafschaft Toulouse, die der Papst Innocenz III dem Grafen Simon von Montfort zugesprochen hatte (K. 3, 9) an sich zu bringen und erhielt sie wirklich von dem Sohne desselben abgetreten. Nachdem Ludwig VIII noch in einem neuen Kreuzzuge gegen die Ketzer das zum deutschen Reiche damals noch gehörige Avignon eingenommen, auch einen großen Theil von Languedoc erobert, dabei aber 20000 seiner eigenen Leute mordwüthig hingeopfert hatte, starb er unvermuthet zu Monpensier in der Auvergne, und hinterließ einen zwölfjährigen Sohn, Ludwig, für welchen die Königin-Wittwe Blanca von Castilien, die schönste, klügste und thatkräftigste Frau ihrer Zeit die Regentschaft übernahm, und während derselben die unruhigen Barone, namentlich den einflußreichen Grafen Thibaut VII von Champagne und den König von Navarra, kräftig in die Schranken zurückwies.

Der mit dem Grafen Raymund VII von Toulouse zu Paris 1229 geschlossene Frieden, in welchem zwei Drittheile dieser Grafschaft sogleich an die Krone fiel, in Betreff des übrigen Theils der Heimfall an dieselbe durch eine Heirath seiner Tochter als Erbin mit dem Grafen Alfons von Poitou, dem vierten Bruder Ludwigs IX, vorgesehen wurde, förderte zugleich die Beendigung der unseligen Albigenserkriege, in so fern es nun der Inquisition, welche 1233 von Gregor IX den Dominicanern übergeben ward, leichter wurde, durch ihre steigende Gewalt die

Ketzerei in dem unglücklichen Lande zu unterdrücken. Wohl waren nun die Ketzer in diesem Lande vernichtet, aber auch der Wohlstand und die Bildung zerstört, durch welche sich ehehin Südfrankreich ausgezeichnet hatte, das fortan in der Cultur des Bodens und des Geistes hinter dem rasch voranstrebenden Norden des Landes zurückblieb.

2. Frankreich. Fortsetzung: Ludwig IX der Heilige. Waffenstillstand mit Heinrich III von England. Siebenter Kreuzzug: die Eyubiden in Palästina und Syrien. Ludwig in Ägypten. Eroberung und Wiederverlust Damiette's. Die Mamelukenherrschaft. Ludwig's Rückkehr. Staatsreformen. Kreuzzug gegen Tunis. Ludwig's Tod. Ende und Folgen der Kreuzzüge.

In **Ludwig** IX, **dem Heiligen**, erhielt nicht nur Frankreich, sondern die ganze mittelalterliche Welt den trefflichsten Fürsten, der je durch christlich-heilige und sittlich-gerechte Gesinnung einen Thron geziert hat. Von Natur gleich reich mit den besten Gaben des Herzens und Geistes ausgestattet und von seiner staatsweisen Mutter, der er bis zum 14. Jahr nicht von der Seite kam, mit fast leidenschaftlicher Liebe vor allem Anhauch des Bösen bewahrt und zur Frömmigkeit und allen daraus fließenden Tugenden im Sinne der herrschenden Kirche erzogen, dann bis zum Eintritt seiner Großjährigkeit, die mit seinem 25. Jahre erfolgte, zu gewissenhafter, besonnener Führung der Regierungsgeschäfte angeleitet, ergriff er, obwohl nie ganz von der Leitung seiner Mutter unabhängig, den Staatszügel und verfolgte das von seinen Vorgängern aufgestellte Ziel der Hebung des Königthums über die stets zur Beeinträchtigung desselben geneigte Vasallenmacht, ohne dabei sich des Unrechts theilhaftig zu machen, mit dem sich seine Vorgänger befleckt hatten. Denn „Gerechtigkeit zu handhaben, galt ihm für die vornehmste und zwar für die von der Religion gebotene Pflicht des Fürsten".

Als er eine abermalige Empörung der Großen wider den fortdauernden Einfluß der Königin Mutter — denn daß „das Königreich der Königreiche," Gallien, von einer Frau regiert werde, fanden sie unerträglich — mit Kraft gedämpft hatte, folgte fast der ganze Adel seiner Aufforderung und fand sich 1239 an seinem Hofe ein. — Auch im Süden versuchte es Raymund VII noch einmal, die im Pariser Frieden von 1229 abgetretenen Gebietstheile wieder unter seine Herrschaft zu bringen; allein Ludwig führte durch Billigkeit den Frieden auf die bestehende Grundlage zurück.

Zunächst richtete er seine Hauptsorge auf Verbesserung der Rechtspflege und Verwaltung sowohl durch Einführung einer auf das römische und canonische Recht gegründeten, der Königsgewalt günstigen und dabei die Gleichheit vor dem Gesetz fördernden Gesetzgebung, (die den Namen Etablissements de St. Louis bekam,) als auch durch strenge Handhabung und Sicherung des Landfriedens (unter andern mittels Einführung der Sicherheitsbriefe). Einer gleichen Sorgfalt erfreute sich die Kirche, die an ihm den gewissenhaftesten Schirmherrn hatte: er gründete die Sorbonne, ein theologisches Collegium zu Paris, das fortan der Mittelpunct theologischer Gelehrsamkeit wurde; die Vorrechte, welche

die Kirche z. B. in der unbedingten Bischoffswahl, in der eigenen Gerichtsbarkeit besaß, bestätigte er nicht nur, sondern erweiterte sie auch. Nichts desto weniger ließ ihn sein klarer, ruhiger Blick jede von Seiten der Kirchengewalt kommende Gefahr gleich erkennen und nicht nur duldete er keine päpstlichen Übergriffe in seine Kronrechte, sondern er enthielt sich auch standhaft der Theilnahme an dem Verfahren der Päpste gegen den Kaiser Friedrich II, ja mißbilligte mehrmals ihre Härte gegen dieses höchste weltliche Oberhaupt (K. 7, 4).

Der Gedanke aber an das Unrecht, womit sein Großvater die englischen Lehen eingezogen und den, obwohl nicht schuldlosen, Johann ohne Land ungehört verurtheilt hatte; ferner an das Unrecht, womit sein Vater die schuldlosen Erben der albigensischen Fürsten und Barone um ihren politischen Bestand gebracht hatte; endlich an die Befleckung, welche der Kirche durch die rasende, zum großen Theil aus Haß und Habsucht geschehene Vertilgung so vieler unschuldigen Opfer in den Albigenserkriegen widerfahren war (wiewohl er selbst stets ein entschiedener Gegner ketzerischer Grundsätze war) — ließ ihm nur in der Betheiligung an einem, zur Befreiung der morgenländischen Christen unternommenen Kreuzzuge (dem siebenten) das rechte Mittel finden, mit seinem Staat aus dieser moralisch und politisch drückenden Lage gereinigt und gesühnt hervorzugehen. Da er während des Sturms, der durch die vordringende Macht der Mongolen (K. 6, 5. a. E.) über den Osten Europa's hereinbrach, durch einen Krieg mit dem englischen König Heinrich III von der Theilnahme an dem Kampf der abendländischen Christenheit gegen jene furchtbaren Asiaten abgehalten worden war, so bereitete er sich jetzt, nach errungenem Waffenstillstand mit den Engländern, zumal die Gefahr der morgenländischen Christen immer größer wurde und bereits Bagdad zerstört, Jerusalem erobert und die ganze Tempelherrenmacht bei Gaza gefallen war, mit dem größten Eifer auf diesen heiligen Krieg vor.

Die stete Zwietracht der christlichen Großen im Morgenlande überhaupt, insbesondere die Eifersucht der Templer und Johanniter, so wie die im Volke reißend fortschreitende Sittenfäulniß hatte dort allen Staatengrund und Staatenhalt vernichtet, so daß der Einbruch der von den Mongolen bedrängten Chowaresmier nicht abgewehrt werden konnte, welche raubend und mordend das heilige Land durchzogen, Jerusalem eroberten, alle Einwohner ermordeten und das heilige Grab zerstörten. König Ludwig lag eben am Fieber krank, als die Kunde von diesen Unfällen einlief. Da gelobte er, wenn Gott ihm Genesung schicken würde, das Kreuz zu nehmen, und als er gleich darauf auch wirklich genaß, traf er umfassende Anstalten zu dem Kreuzzuge. Da längst der Eifer für solche Züge erloschen war, und selbst viele seiner Großen keine Lust zur Theilnahme bezeugten, so glaubte er sie durch eine List zur Kreuzannahme bewegen zu dürfen. Er ließ nämlich die Pelzmäntel, mit denen die Edlen seines Hofes am Weihnachtsmorgen beschenkt zu werden pflegten, mit einem gestickten Kreuze versehen und die Messe so früh beginnen, daß es noch ziemlich dunkel war, als sie die Mäntel anzogen. Erst in der Kirche beim Schein der Lichter

bemerkten sie diese Kreuze und sahen sich dadurch zum Zuge verpflichtet, weil Ehrgefühl sie abhielt, nunmehr die Aufforderung auszuschlagen.

Unterdessen hatte im Morgenlande Nodschmeddin **Eyub**, genannt El Saleh, der Sohn des 1238 verstorbenen ägyptischen Sultans Kamel, nach gebrochenem Waffenstillstand den Chowaresmiern Jerusalem entrissen und es sammt Askalon, Gaza, Tiberias besetzt, Damascus erobert und die Herrschaft der Eyubiden über den größten Theil Syriens ausgebreitet. Das neuaufglänzende Eyubidenreich trug indeß dadurch den Keim des Verderbens in sich, daß der Sultan seinen türkischen Leibwächtern, die er aus der mongolischen Gefangenschaft losgekauft und unter dem Namen Mameluken (d. h. Knechte) in besondern Lagern am Meere (daher sie auch Bahariden d. h. Seeanwohner hießen) angesiedelt hatte, zu viel Gewalt einräumte, so daß ihre Oberbefehlshaber dieselbe zur Einmischung in die Regierungsangelegenheiten mißbrauchten und bald für die ägyptischen Sultane dieselbe Geißel, wie früherhin die Prätorianer für die römischen Kaiser, und dadurch für das Eyubidenreich die Ursache eines schnellen Untergangs wurden.

Nachdem Ludwig die Regierung Frankreich's seiner Mutter zur Verwesung übertragen und in der Kirche von St. Denys aus den Händen des päpstlichen Legaten die heil. Oriflamme nebst Stab und Pilgertasche empfangen hatte, brach er, von seiner Gemahlin Margaretha von der Provençe und seinen Brüdern Robert von Artois und Karl von Anjou begleitet, an der Spitze von 50,000 französischen Kreuzfahrern auf und schiffte sich am 25. August 1248 bei Aiguesmortes ein, überwinterte auf der Insel Cypern bei dem König Heinrich von Lusignan (Guido's Enkel) und richtete im Frühling des Jahres 1249 seinen Angriff zunächst auf Ägypten, als den Hauptstützpunct der den morgenländischen Christen feindlichen Macht. Nach kurzem Kampf mit den Mameluken und der ägyptischen Flotte, welche nilaufwärts floh, landete Ludwig mit dem Kreuzheere im Mai bei Damiette und eroberte diese feste, an Schätzen und Vorräthen reiche Stadt, deren Moscheen er sogleich in christliche Kirchen umwandelte. Vergebens bot Sultan El Saleh für die Räumung Ägyptens die Zurückgabe Palästina's an: das Kreuzheer, durch die leichte Eroberung jener Stadt verleitet, wies das Anerbieten zurück. Nach eingetroffener Verstärkung aus der Heimath, brach der König nach dem Sultanatssitz Kairo (Cahira) auf, gerieth aber aus Unkunde des Landes auf ungünstigen Boden und nach schweren Kämpfen sammt seinem ganzen Heere in Gefangenschaft, aus der ihn der Sultan nicht losgeben wollte.

Der König war nämlich bei Mansura, am rechten Ufer des nördlichen Nilarms, von den dort versammelten Sarazenen, vorzüglich durch das schrecklich verheerende griechische Feuer mehrere Monate lang aufgehalten worden, bis ihm endlich eine Nilfurth verrathen wurde, worauf er nach dem Nilübergang die Sarazenen in die Flucht schlug. Weil sich aber Graf Robert zu weit (bis in die Straßen der Stadt Mansura) vorwagte, wurde er mit 280 Templern erschlagen, und da das Hauptheer sich aus Unkunde mit dem Terrain zwischen die Kanäle und Flußarme verwickelte, wurde es von der Verbindung mit Damiette abgeschnitten, so daß es sich, vom Hunger und Durst, Krankheiten und griechischem Feuer gepeinigt, nach vergeblichen Kämpfen dem Feinde gefangen geben mußte, der anfangs seine Wuth durch Verhöhnung, ja selbst

durch Niedermetzlung an den Gefangenen ausließ. Selbst Ludwig wurde mit dem Tode bedroht, wenn er nicht seinen Glauben abschwören würde. Standhaft aber weigerte er sich deß und gieng sowohl in der Glaubenstreue, als auch in Ertragung jeder Beschwerde und Entbehrung allen seinen Rittern voran.

Mittlerweile wurde der Sultan von den Mameluken ermordet und sein unrechtmäßiger Sohn Turanschah auf den Thron erhoben. Weil nun dieser sich zu einem Vertrag mit den Christen herbeiließ, wornach sie während eines 10jährigen Waffenstillstandes ihre Besitzungen in Palästina behalten und für ihre persönliche Freiheit Damiette herausgeben, außerdem 800,000 byzantinische Goldgulden zahlen sollten, ward er von Mameluken ebenfalls ermordet. Dadurch nahm die Eyubidenherrschaft ein Ende und mit dem zum Sultan erhobenen Mamelukenbefehlshaber Malek el Moëz begann die Mamelukenherrschaft in Ägypten (1249). Derselbe bestätigte nach langer Weigerung endlich jenen Vertrag mit dem Könige, jedoch nur so weit derselbe die Lösung der Gefangenen betraf, von welchen dem Könige nur 6000 in die Freiheit folgen durften, weil er anfangs nur die Hälfte des Lösegeldes aufbrachte. Die übrigen waren, als er von Damiette aus die andere Hälfte überschickte, theils getödtet, theils Krankheiten erlegen, theils zu Renegaten gemacht oder als Sclaven verkauft.

Nach der Räumung Damiette's begab sich Ludwig nach Accon und hoffte mehrere Jahre hindurch von der Erbitterung der Sarazenen in Damascus über die Mamelukenherrschaft in Ägypten einen Vortheil für die Lage der Christen in Palästina. Allein vergebens; die streitenden Parteien machten Frieden (1253), und Ludwig konnte nichts thun, als die Küstenstädte in möglichst bessern Vertheidigungsstand setzen. Noch damit beschäftigt, erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Mutter, der ihn bewog, schnell nach Frankreich zurückzukehren, wo er im Juni 1254 zur allgemeinen Freude des Landes im Hafen zu Hières landete und sogleich seine Thätigkeit für das Wohl seines Volkes durch Verbesserung der Gesetzgebung und durch Beruhigung religiöser und politischer Gährungen fortsetzte.

Der traurige Zustand, in welchem er Frankreich nach seiner Rückkehr fand, war nicht geeignet, seinen Kummer über das im Morgenland erlebte Unglück zu lindern. Seit den, von der Kirche erregten Albigenserkriegen hatte im Schooße der abendländischen Christenheit ein Drang nach Abschüttelung jedes gesetzlichen Joches in den Massen um sich gegriffen, und eine ziel- und regellose fanatische Begeisterung für religiöse und politische Freiheit erzeugt. Arme Leute, besonders Bauern und Hirten, hatten sich unter dem Vorwande, dem Könige nach dem Orient zu Hülfe zu ziehen, unter dem Namen Pastoureaux zusammengerottet und sich, die Organisation der Kirche nachäffend, einen Papst, Cardinäle und Bischöffe gegeben, und zogen so zu Tausenden mit Fahnen, die ein Lamm im Bilde hatten, im Lande umher, ermordeten die Priester, besonders die Bettelmönche, und verbreiteten überall Verwüstung und Schrecken. Sie wurden jedoch allmählich besiegt und die wilde Bewegung unterdrückt. Dieß geschah noch unter Blanca's Verweserschaft, vor der Rückkehr Ludwig's. — Auch die Besitzergreifung der Graf-

schaft Toulouse (nach dem Tode Raimund's VII), der den Kreuzzug mitgemacht hatte, mußte Ludwig's Bruder Alfons durch Waffengewalt bewerkstelligen und erst mit der Eroberung von Marseille (1258) konnte die Grafschaft als unterworfen betrachtet werden. Ludwig's weise Verordnungen, namentlich die in Betreff der Beschränkung der Beamtenwillkühr, führten in dieses unglückliche Lande einigermaßen Ruhe und Ordnung zurück.

Von seinem zarten Rechtsgefühl gedrängt und vom tiefsten Wunsch nach endlicher Beilegung der englisch-französischen Fehden getrieben, entschloß sich König Ludwig, die von seinen beiden Vorgängern den Engländern entrissenen Landschaften in Frankreich (Perigord, Limousin, Agenois und den französischen Antheil von Quercy und Saintonge) durch den Vertrag von Abbeville 1259 freiwillig an Heinrich III zurückzugeben, wogegen dieser sodann seinen Ansprüchen an die Normandie, Touraine, Anjou, Maine und Poitou entsagte. Ungern jedoch kehrten jene Provinzen, welche unterdeß die Wohlthat einer bessern Verwaltung kennen gelernt hatten, unter die Herrschaft der wenig milden Plantagenets zurück und konnten es der Gewissenhaftigkeit Ludwig's nie Dank wissen. Bei allem dem schritt die Entwicklung der französischen Nationalität, welche durch die Kreuzzüge, durch die wachsende Macht der Städte, durch die Bedeutung der Pariser Universität und durch die Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle einen so großen Einfluß auf Europa gewonnen hatte, immer weiter vor. Sie zeigte sich nach Außen schon theils in der oben beschriebenen Besitznahme Neapel's durch Ludwig's Bruder Karl von Anjou, welche den Sieg über die Hohenstaufen vollenden half, theils in dem „Schiedrichteramte," welches Ludwig im Streite des englischen Königs mit dessen Baronen ausübte (K. 10, 4.); nach Innen aber in den Reformen, die dieser König in der Verfassung und in den Gesetzen des Landes vornahm, so wie in den Sitten und Einrichtungen des Lebens, die daraus hervorgiengen.

Bei den Beziehungen nach Außen ist auch zu erwähnen, daß Ludwig 1258 in einem Vertrag mit dem König Jacob I von Aragonien auf die ehemalige Lehnshoheit der französischen Krone über die Grafschaft Catalonien verzichtete, wogegen dieser allen Ansprüchen auf die aragonischen Lehen in Südfrankreich, welche in Folge der Albigenserkriege mit der französischen Krone vereinigt worden waren, entsagte. — Rücksichtlich der Reformen im Innern ist zu bemerken, daß obgleich Ludwig vermöge seines religiös-sittlichen Wesens stets geneigt war, jedes bestehende Recht anzuerkennen, er doch nicht minder sich bestrebte, die Widersprüche und Mißbräuche, die daran klebten, möglichst zu entfernen. So griff er die zwei vom Feudalwesen unzertrennlichen Übelstände, die Privatfehde und den gerichtlichen Zweikampf, in welchen beiden Fällen die Gewalt anstatt der Gesetzlichkeit und Vernunft entschied, bei der Wurzel an. Um die Privatfehden (das Faustrecht) im ganzen Königreich wenigstens zu beschränken, verbot er, daß keine Fehde vor dem Ablauf von 40 Tagen (vom Augenblick der Ankündigung derselben an gerechnet) begonnen werden dürfte: dadurch bekamen die Streitenden Zeit zur Überlegung und Abkühlung ihres Grolls, und die Folge war, daß sich wenigstens diese Kriege ungemein verminderten. Den gerichtlichen Zweikampf verbot er gänzlich und setzte an dessen Stelle den Zeugenbeweis. Zwar gab er die-

ses Gesetz nur für seine Erblande, um nicht willkürlicher Eingriffe in das Recht der Vasallen beschuldigt zu werden; nichts desto weniger fand sein Beispiel Nachfolge. — Durch diese beiden Verordnungen sowohl, als auch durch die Ausdehnung der Appellationen von den Lehngerichten an das königliche Obergericht, ferner durch die Erneuerung der karolingischen missi dominici (Untersuchungsbeamten), deren Verantwortlichkeit er schärfte, endlich durch die Aufstellung der schon oben erwähnten Gesetzsammlung, wodurch der Druck der geistlichen und weltlichen Aristokratie gemildert wurde, — lockerte er die drückenden Fesseln des Feudalwesens und erhöhte die Macht des Königthums, welches späterhin, an der Stelle des Papstthums, die äußere Ordnung in der europäischen Gesellschaft aufrecht zu erhalten die Bestimmung bekam. So wie nur ihm, als der höchsten sittlichen Persönlichkeit seiner Zeit, die Durchführung solcher tiefgehenden politischen Reformen gelingen konnte, so war es auch nur ihm, dessen Reinheit und Frömmigkeit selbst die des größten Theils der Geistlichkeit jener Zeit übertraf und von ihr anerkannt wurde, möglich, durch die berühmte Pragmatique die Unabhängigkeit der Krone und die Rechte des nationalen Klerus gegenüber dem römischen Stuhle, dessen Repräsentanten er sehr wohl von der Kirche und Religion zu unterscheiden wußte, und dadurch die Freiheit der Nationalkirche sowohl, als der Krone von der unmittelbaren Beaufsichtigung des Papstthums zu bewerkstelligen.

Noch einmal bewegte die Noth der orientalischen Christenheit das fromme Gemüth Ludwig's zu einem Hülfeversuch. Nicht nur hatten die Mameluken die meisten festen Plätze in Palästina, selbst Antiochia, weggenommen, sondern sogar die Einwohner derselben theils getödtet, theils in die Sclaverei verkauft. Die Kunde davon erregte in Europa zwar großen Schmerz, aber keinen Drang zur Hülfe. Nur in Ludwig lebte noch die alte Begeisterung, und ohngeachtet sein Körper durch viele Bußübungen und ausgestandene Entbehrungen schon sehr entkräftet war, beschloß er einen abermaligen Kreuzzug, indem er durch den vorigen sein Gelübde nicht ganz gelöst zu haben glaubte. Nach ernsten Vorbereitungen und gehöriger Fürsorge für die Reichsverwesung, die er zweien bewährten Staatsmännern übertrug, schiffte er sich, begleitet von seinen drei Söhnen und einer großen Zahl weltlicher und geistlicher Herren, mit 60,000 Mann den 1. Juli 1270 wieder zu Aiguesmortes ein und landete an der nordafrikanischen Küste, um dort den Zusammenhang der muhammedanischen Welt des Orients mit der in Afrika und Spanien zu trennen und zugleich den Beherrscher von Tunis zu bekämpfen, der seinem Bruder, dem König Karl von Neapel und Sicilien, den gewohnten Tribut vorenthalten hatte.

Kaum aber in der Nähe von Tunis angekommen, brach, während man auf die sich verzögernde Ankunft seines Bruders Karl aus Sicilien wartete, in dem Kreuzheere eine durch die glühende Hitze erzeugte Seuche aus, welche zuerst seinen dritten Sohn und eine große Anzahl Pilger und bald darauf ihn selbst im 55. Jahre seines Alters dahin raffte. „In ihm erlosch die edelste und tiefste Personification des Mittelalters."

„Die Einheit (sagt E. Arnd), zu der sich in seinem Wesen sonst so getrennte Eigenschaften — wie unbezwingbarer Muth und ungeheuchelte Demuth, große politische Thätigkeit und unbestechliches Gefühl für Recht, eine bis in's innerste Wesen gedrun-

gene Religiosität mit einer richtigen Auffassung seiner Pflichten als Regent — verbanden, macht ihn zu einer in der Geschichte einzigen Erscheinung." — Er hatte die Wahrheit des christlichen Glaubens an seinem Herzen erfahren, wiewohl er bei Beobachtung der kirchlichen Formen desselben sich auch den lästigsten Übungen nicht entzog, wie er sich denn regelmäßig in der Woche von seinem Beichtiger geißeln ließ und nie klagte, daß derselbe dieses Amt mit wahrhafter Härte verrichtete. Weit entfernt, diese und ähnliche fromme Übungen, (wie Fasten, tägliches Betstundenhalten, wöchentliches Abendmahlnehmen, reiches Almosengeben, Stiftung von Krankenhäusern, Schenkungen an Kirchen und Klöster ꝛc.) für Werke zu halten, durch die man sich die Seligkeit verdienen könne, belehrte er vielmehr selbst einen seiner Söhne mit den Worten: „er irre sehr, wenn er glaube, daß dergleichen Werke von der Sündenschuld befreiten; nur das Leben im Glauben, der Wandel in der Liebe und vor Allem die Gnade Gottes mache selig." — Er forschte eifrigst nicht nur in den Kirchenvätern, sondern auch und am liebsten in der heiligen Schrift, und hatte als Laie eine seltene theologische Bildung. Als man ihm einst bemerkte, daß er mit seinen frommen Übungen zu viele Zeit verliere, antwortete er: „Wenn ich doppelt so viele Zeit auf Würfelspiel und Vogelfang verwendete, als zum Gebet und zur Betrachtung göttlicher Dinge, so würde ich nicht getadelt werden, weil ich dann der Welt Geschäfte triebe. Was tadelt Ihr mich aber, da ich thue, was Gott mir geheißen hat, der mir sagen ließ: Bete ohne Unterlaß und forsche in der Schrift, denn sie ist's, die von mir zeuget!?" — Dieser sein Glaube bewährte sich auch in seinem ganzen Leben. Wenn Andere in Gefahren zitterten, blieb er im Vertrauen auf Gott und seine Hülfe ruhig und getrosten Muthes. Nie kam, nach dem übereinstimmenden Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller, eine Lüge über seine Lippen, nie gerieth er in Zorn. Mit der größten Sanftmuth ertrug er Beleidigungen und am geduldigsten die oft kränkenden Eigenheiten seiner Mutter, die aus Liebe zu ihm wahrhaft eifersüchtig auf seine Gattin war, die er nur mit seiner Mutter Erlaubniß und meist sogar nur in ihrer Gegenwart besuchen durfte. Den meisten Trost fand er daher im Umgang mit seiner schönen, glaubensvollen und liebethätigen Schwester Isabella und in der Erziehung seiner Kinder, die er jeden Abend durch Ermahnungen und Erzählungen aus dem Leben guter und schlimmer Regenten für das Gute zu gewinnen suchte. — Im Umgang mit seinen Freunden und Hofleuten war er stets gütig und liebte auch bei Tisch eine ungezwungene und belehrende Unterhaltung, konnte aber durchaus keine ungeziemenden Reden, am wenigsten üble Nachreden über Andere leiden. Armen und Unglücklichen war er ein wahrer Hort; täglich speis'te er 120 Arme, die er oft selbst bediente, und nicht selten widmete er auch in den Hospitälern an Kranken der ekelhaftesten Art eigenhändige Liebespflege. — Von seinem feinen und klugen Verstand und seiner großen Gerechtigkeitsliebe gab sein ganzes Regentenleben viele Beweise. — Als er auf seinem Sterbebette die Nähe des Todes fühlte, übergab er seinem Sohn und Nachfolger eine Denkschrift, die er kurz zuvor niedergeschrieben hatte, und worin er ihm in eindringenden Worten seine Pflichten gegen Gott und seine Unterthanen an das Herz legte und seinen Segen ertheilte. Darauf kreuzte er seine Hände über der Brust und sprach mit gen Himmel gerichteten Augen: „HErr, ich will in dein Haus eingehen, in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen!" — Sein Todestag war der 25. August 1270. Im Jahr 1297 ließ ihn Papst Bonifaz VIII unter die Heiligen aufnehmen. — Den Hauptinhalt der Denkschrift an seinen Sohn giebt C. A. Schmitt (in s. Gesch. Frankreichs) nach Joinville. Hier einige Sätze daraus. „Lieber Sohn! das Erste was ich dir empfehle ist, daß du Gott von ganzem Herzen und über Alles liebest: denn ohne dieses kann kein Mensch selig werden, und hüte dich etwas zu begehen, was ihm mißfällt. — Sei eifrig in Andacht und Gebet! Habe ein

sanftes und mitleidiges Herz gegen Arme, tröste sie und hilf ihnen, so viel du kannst. Erweise Jedem, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit. — Erhalte die guten Bräuche deines Königreichs und schaffe die schlechten ab oder verbessere sie. — Hüte dich vor zu großer Begehrlichkeit und lege deinem Volke nicht zu große Steuern und Abgaben auf, wenn es nicht die Vertheidigung deines Reiches durchaus nothwendig macht. — Achte mit aller Sorgfalt darauf, ob deine Vasallen und Unterthanen im Frieden und Rechte leben, besonders in den guten Städten. Bewahre diesen die Freiheiten, welche deine Vorfahren ihnen erhalten haben und gewähre ihnen deine Gunst und Liebe. — Liebe und ehre alle Geistlichen; die geistlichen Pfründen, welche dir gehören, vergieb nur an gute und unbescholtene Leute. — Hüte dich, Krieg gegen Christen zu beginnen, so lange du es vermeiden kannst! — Wende deine Aufmerksamkeit auf deine Beamten, und unterrichte dich von ihrer Verwaltung, damit du sie, wo es nöthig ist, tadelst. — In deinem Hause mache nur mäßige und verständige Ausgaben. — Ich gebe dir allen Segen, den ein Vater seinem Kinde geben kann und bitte dich dringend, daß du meiner armen Seele eingedenk seist" 2c.

Die Unternehmung auf Nordafrika wurde nach Ludwigs Tode durch dessen Bruder, den König Karl von Neapel, in zwei glücklichen Treffen zu Ende gebracht, in Folge deren sich der Herrscher von Tunis zur Entrichtung einer großen Geldsumme bequemte. Da man längst zu der Überzeugung gekommen war, daß die Behauptung der morgenländischen Besitzungen zur Unmöglichkeit geworden, so war dieß der letzte Versuch zur Rettung der Christenstaaten im Orient. Die Mamelukenherrschaft griff immer mächtiger um sich und wurde für die in sich entzweite Christenheit daselbst immer verderblicher, bis am 18. Mai 1291 selbst das feste Accon oder Ptolemais, obwohl nach heldenmüthiger Vertheidigung, in die Hände der Christenfeinde fiel und darauf die Franken freiwillig die drei letzten festen Plätze (Tyrus, Sidon und Berytus) räumten, so daß von den seit 200 Jahren in Palästina gemachten Eroberungen auch die letzte Spur verschwand.

Nichts desto weniger haben die Kreuzzüge die wichtigsten Folgen gehabt, und nur eine oberflächliche Betrachtung sieht in ihnen das Ergebniß eines abergläubischen Wahns, welcher Millionen Menschen das Leben umsonst gekostet habe. Abgesehen davon, daß die Kreuzzüge dem Leben Vieler durch die Richtung ihrer Seele auf unvergängliche Güter einen höhern Werth gaben, und daß diejenigen, welche sich aus niedern Beweggründen daran betheiligten, auch daheim nichts Besseres würden erstrebt haben, wurden diese Züge in ihren unmittelbaren Folgen die Veranlassung zu tief eingreifenden Veränderungen im häuslichen und öffentlichen Leben der christlichen Völker und brachten in Sitte und Religion, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche den mächtigsten Umschwung hervor, welcher die geistige und materielle Entwicklung des europäischen, insbesondere des germanischen Völkerlebens in ungeahneter Weise förderte. Daß diese Folgen theils wohlthätiger, theils nachtheiliger Art waren, haben die Kreuzzüge mit allen großen Erscheinungen und Bewegungen in der Geschichte gemein; aber selbst das

Schlimme und Verkehrte muß in der Hand Gottes stets zu einem Durchgangsmoment für den spätern Eintritt des Besseren dienen.

Die Hauptfolgen der Kreuzzüge in Bezug auf das Völkerleben im Allgemeinen waren: erstens die aus der Thätigkeit des Ritterstandes hervorgehende Gründung neuer Staaten in England, Portugal, Sicilien, Palästina, Cypern, Griechenland, Preußen und Liefland, wozu späterhin noch Rhodus und Malta, als Gründungen des Johanniterordens kamen; zweitens die theilweise Aufhebung des schroffen Unterschieds zwischen romanisch-germanischer und sarazenischer Bildung, wiewohl mehr zum Nachtheil der erstern, indem die Aneignung sarazenischer Lebensgenüsse, sarazenischer Denk- und Anschauungsweise und sarazenischen Staatsverwaltungswesens dem christlich-sittlichen Leben Abbruch thaten, namentlich der ghibellinischen Bildungsrichtung ein zersetzendes Element beimischten und so einerseits — ungeachtet der anfänglichen Glaubensbelebung — die Verweltlichung der Kirche, anderseits die Opposition gegen dieselbe förderten.

An der Verbreitung sarazenischer Lebensgenüsse hatte die wachsende Ausdehnung des levantischen Handels, den vorzugsweise die Pisaner, Genueser und Venetianer betrieben, einen Hauptantheil, indem dadurch die feinen Gewürze (auch der Zucker), die Gold-, Seiden- und Pelzstoffe, die Juwelierarbeiten und Prachtgeräthe des Morgenlands im Abendlande bekannt und gesucht wurden; worauf sich, als Folge dieses Handels, auch der heimische Gewerbfleiß, vorzüglich in den Städten, durch welche der Waarenzug gieng, mehr und mehr hob und belebte, wiewohl durch alles dies auch der Luxus mit seinen die Sitteneinfalt untergrabenden Wirkungen in steigender Fortbewegung zunahm. — Auf die Verbreitung sarazenischer Denkungsweise war die Bekanntschaft mit der arabischen Wissenschaft in Bezug auf Philosophie, Mathematik und Medicin, so wie mit der arabischen Phantasiewelt und Sinnlichkeit in Bezug auf Dichtung und Leben, von tiefeingreifender, theils allerdings die abendländische Wissenschaft und Kunst erweiternder und belebender, theils aber auch den christlichen Glauben und die christliche Sitte beeinträchtigender Wirkung. Denn die gegenseitige Annäherung der beiden, auf so entgegengesetzten Prinzipien ruhenden Lebenskreise konnte nicht ausbleiben, da Tausende von Christen in jahrelanger Gefangenschaft unter den Sarazenen lebten und dann in die Heimath zurückkehrten, da am Ende selbst Templer im Palast der ägyptischen Sultane wie zu Haus waren, auch Tausende von Rittern an den Höfen der spanischen Chalifen und Wali's lebten und sogar gegen ihre Glaubensgenossen kämpften; da die europäische Handelswelt in den morgenländischen Häfen in fortwährender Berührung mit den Sarazenen standen, da Kaiser Friedrich II große Sarazenenschaaren in seine Dienste nahm und in Italien ansiedelte; da endlich abendländische Missionäre sich in allen Landen Jahrhunderte lang mit der Bekehrung der Muhammedaner abmühten.

Der Einfluß der sarazenischen Bildung auf den Geist des Christenthums konnte nur verderblich sein und hatte insbesondere an den ketzerischen Richtungen jener Zeit einen wesentlichen Antheil. Allerdings hat die Kirche deßhalb nur noch um so mehr ihren positiven Grund festgehalten; aber da sie, anstatt im Geiste des Evangeliums jene Abweichungen zu überwinden, zur Gewalt ihre Zuflucht nahm, so entgieng ihr, ungeachtet ihres Sieges, doch der eigentliche Segen, und „das Bewußtsein ihres sichern Besitzes“ verleitete sie zur Hoffarth, dieser aber, in Verbindung mit den in das Leben der geistlichen Großen eindringendem Geiste der Genußsucht, zur Vernachlässigung der Seelsorge und Schrifterkenntniß, woraus sodann nachher der innere Verfall der Kirche kam, wie groß auch die

äußere durch die Kreuzzüge gewonnene Macht war, in welcher das Papstthum noch eine Zeit lang dastand.

Andere Folgen der Kreuzzüge waren: die Erweiterung der Fürstenmacht durch die Entfernung unruhiger Vasallen und durch Erledigung vieler Lehen, deren Besitzer nicht mehr aus dem Morgenlande zurückkehrten; ferner die Vermehrung und Bereicherung der freien Städte und in ihnen das Aufblühen eines freien Bürgerstandes und der durch seinen regen Sinn und Fleiß geförderten Entwicklung der wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Bildung; endlich die Verminderung des hörigen Standes und eine theilweise Erleichterung des Bauernstandes.

Zur Erweiterung der Wissenschaften in geographischer und naturkundlicher Hinsicht trug außer den Handelsunternehmungen auch der Missionseifer bei, indem viele Missionäre tief in das Innere des Orients reis'ten und namentlich der kühnste unter ihnen, der Venetianer Marco Polo, welcher 25 Jahre lang (von 1270—1295) in Asien umherwanderte, bis nach Indien jenseits des Ganges und bis nach China vordrang und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in einer auf uns gekommenen Reisebeschreibung niederlegte, die späterhin dem Länderentdeckungseifer großen Vorschub that.

3. England von der zweiten Hälfte des 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Die vier ersten Könige aus dem Hause der Plantagenet's. — Heinrich II: Beschränkung des Klerus. Thomas Becket. Erwerbung Irland's. Schottland lehnspflichtig. Empörung seiner Söhne. Sein Tod.

Die Fügung, welche das Haus Anjou oder Plantagenet zum Erben des normannischen Königsthrons in England, den es drei Jahrhunderte hindurch einnehmen sollte, berief, (XV. 6, 6) war folgenreich. Sie gab diesem durch die Zügellosigkeit der Parteien zerrütteten Lande — worin während der Kronstreitigkeiten einerseits die Anhänger des besiegten Theils meistens ihrer Schlösser und Besitzungen beraubt worden waren, während viele Brabanter Söldner unrechtmäßiger Weise solche an sich gebracht hatten und sie nun mit Gewalt zu behaupten suchten, anderseits der Klerus seine Vorrechte, welche ihm zum Schutze der Krone verliehen waren, gegen dieselbe anzuwenden und zu erweitern trachtete, — in dem Könige **Heinrich** II, der außer England noch den ganzen Westen von Frankreich besaß, einen Regenten, dem es Ernst war, dem Regiment und dem königlichen Ansehen wieder Gehorsam zu verschaffen. Mit Kraft und vielem Verstand ausgestattet, wiewohl Stolz, Jähzorn und Hinterlist diese Gaben verunzierten, — stellte er zunächst den Landfrieden durch Vertreibung der Brabanter Söldner, welche schaarenweise genöthigt wurden, unter Zurücklassung des angemaßten Eigenthums in ihre Heimath zurückzukehren (XV. 6, 6), durch Bestrafung widerspänstiger Barone, durch Zerstörung von Raubburgen ꝛc. her, und wurde bei diesen Bestrebungen von seinem Kanzler Thomas Becket mit gewissenhafter Treue unterstützt. Daher erhob er diesen ausgezeichneten Diener 1162 zum Erzbischoff von Canterbury, also zum ersten geistlichen Würdenträger des Reiches, um durch ihn nun auch die Beschränkung der kirchlichen Macht und die Zügelung

des ausgearteten Klerus zu bewirken. Allein seit Becket jene geistliche Würde bekleidete, war er gegen den König wie umgewandelt. Entschlossen, der Kirche nichts zu vergeben, widerstand er den Forderungen desselben auf das entschiedenste.

Thomas Becket, von angelsächsischer Herkunft, Sohn eines Londoner Bürgers und einer getauften Sarazenin, welche diesem bei seiner Heimkehr von einer Kreuzfahrt aus Palästina nachgefolgt war, hatte seine Jugend in Frankreich zugebracht und sich dort zu einem so vollendeten Rechtskundigen, Hofmann und Ritter ausgebildet, daß er nach seiner Heimkehr bald bei den Baronen in Gunst und Ansehen stand und schon von der Königin Mathilde zu wichtigen Gesandtschaften gebraucht, ja nachher der Günstling und tägliche Gesellschafter Heinrich's II wurde, welcher ihn, nachdem er vorher Archidiaconus von Canterbury gewesen, zum Kanzler erhob. Als solcher erwarb er sich so großen Reichthum und machte ein so großes Haus, daß er 700 bewaffnete Reiter in seinem Solde und stets offene Tafel für die Großen des Reichs hielt. Als er gegen seinen Wunsch auf Betrieb des Königs zum Erzbischoff von Canterbury gewählt wurde, legte er freiwillig sein Kanzleramt nieder und entsagte allem Prunk, gab sich fortan einem strengen geistlichen Leben hin und widmete seine Mittel den Armen, wodurch er sich besonders bei der angelsächsischen Bevölkerung eben so viel Ansehen als Anhänglichkeit erwarb, folglich diese stets auf seiner Seite hatte.

Um daher besser zu seinem Zweck zu gelangen, berief Heinrich das Parlament von Clarendon (1164) und legte dieser Versammlung geistlicher und weltlicher Großen 16 Artikel zur Anerkennung vor. In diesen verlangte er, daß Kleriker im Fall eines groben Verbrechens nach Entziehung ihrer geistlichen Eigenschaft den weltlichen Gerichten übergeben werden sollten, indem nur allein seit des Königs Regierungsantritt 100 durch Geistliche verübte Mordthaten vorgekommen und von den geistlichen Gerichten nicht oder nur gering bestraft worden waren; ferner daß die Bischöffe in dem Könige nicht nur ihren obersten Lehnsherrn, sondern auch ihren höchsten Richter erkennen und ihm die Einkünfte der erledigten Pfründen, so wie die Sorge für Wiederbesetzung derselben durch zur Wahl berechtigte Personen einräumen sollten.

Becket, darin eine Losreißung von Rom erkennend, widersetzte sich anfangs, mußte aber doch, von den weltlichen und selbst von mehrern geistlichen Parlamentsgliedern gedrängt, seine Unterschrift geben. Als aber Papst Alexander III, der auf seiner Flucht vor Friedrich Barbarossa gerade in Frankreich sich aufhielt, diesen Schritt mißbilligte, nahm Becket seine Unterschrift zurück und klagte sich selbst der größten Schuld gegen Papst und Kirche an. Und als ihn der König des Meineids und des Hochverraths beschuldigte, eilte er nach Frankreich und bat den Papst um Entsühnung. König Ludwig's VII Schutz und des Papstes Drohung und Fürsprache brachten nun zwar zwischen Becket und dem König Heinrich eine Art Versöhnung zu Stande, so daß Becket wieder sein Amt antrat. Da er aber mit der entschlossensten Festigkeit den königlichen Anmuthungen zu widerstehen fortfuhr, und diejenigen Bischöffe, die dem Könige zu Willen waren, mit dem Bann bestrafte, so steigerte sich des Kö-

nigs Feindschaft gegen Becket so sehr, daß ihm einst im Zorn die Worte entfuhren, ob denn alle seine Diener so feig wären, daß sich keiner fände, ihn von diesem aufrührerischen Priester zu befreien? Alsbald giengen vier Ritter aus seiner Hofumgebung hin und ermordeten den Erzbischoff an den Stufen des Hochaltars (1170).

Jene Höflinge traten in Canterbury vor ihn hin und verlangten die Aufhebung des Banns über die dem Könige ergebenen Bischöffe. Sanft, aber fest verweigerte er es. Als die Höflinge nach Waffen riefen, suchten einige Geistliche den Erzbischoff zur Flucht zu bewegen; vergebens. Endlich nahmen ihn die Geistlichen und drängten ihn in die Kirche hinein, wo sie ihn für gesichert hielten, allein die bewaffneten Gegner drangen nach und wiederholten drohend ihre Forderung. Als Becket entgegnete, er fürchte sie und ihre Schwerter nicht, versetzte ihm einer der Angreifer einen Streich über Kopf und Schulter, worauf er seinen Geist in Gottes Hände befahl und ein zweiter Hieb ihm den Schädel spaltete. Die Mörder plünderten den erzbischöfflichen Palast und entfernten sich dann mit vielen, dem Könige wichtigen Urkunden.

Der Streit zwischen Becket und dem Könige dauerte über sieben Jahre, während welcher Zeit ersterer mit wenigen Anhängern — vom französischen und vom päpstlichen Hofe bald beschützt, bald preisgegeben, je nachdem es die Politik mit sich brachte — meistens sein Leben von der Mildthätigkeit der Klöster und Geistlichen kümmerlich fristen mußte und die schwersten Prüfungen seiner Grundsätze zu bestehen hatte. Einmal hatte es Heinrich II durch eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken in Rom dahin gebracht, daß er sich bei einer Zusammenkunft mit dem König von Frankreich rühmen konnte: „Gott sei Dank! jetzt hat unser Herkules (Becket) kein Beil mehr und seine Drohungen sind zu Spott geworden, denn ich habe den Papst und seine Kardinäle im Sack (in meiner Börse)". Dagegen schrieb Becket nach Rom, nachdem er sich von der Treulosigkeit des dortigen Verfahrens überzeugt hatte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß von Eurer Curie immer die Partei Gottes preisgegeben wird, daß Ihr Barrabas freilaßt und Christus dem Tode überliefert. Bereits sind es sieben Jahre, daß ich mit Zustimmung dieser Curie verbannt bin und die Kirche Noth leidet. Die Unglücklichen, die Verbannten, die Unschuldigen werden von Euch verdammt nur aus dem Grunde, weil sie schwach und die Armen Christi sind und an der Gerechtigkeit festhalten. Ich weiß, daß die Gesandten des Königs den Cardinälen und Höflingen das mir geraubte Eigenthum versprechen und vertheilen; aber mögen immerhin die Cardinäle sich gegen mich erheben, mögen sie den König und die ganze Welt gegen mich in Waffen bringen; — ich werde nicht von der schuldigen Treue gegen die Kirche weichen, weder im Leben noch im Tode, und befehle meine Sache in Gottes Hände, für den ich Verbannung und Elend leide." Dieser Brief vermochte jedoch die päpstliche Politik nicht zu ändern. — Allein als sodann der König von Frankreich — damals im Kriege mit Heinrich II — auch drohte und schrieb: „Ich erwarte, daß Ihr endlich auf Euer schleichendes und trügerisches Verfahren verzichtet", sah sich der Papst Alexander zwischen zwei Hämmern (wie er die beiden Könige nannte), wovon der eine schon zum Schlag erhoben war, und erkannte plötzlich die Sache des Erzbischoffs als die Sache Gottes.

Der König, welcher bei der dem Erzbischoff zugewandten Volksstimmung die schweren Folgen dieses Frevels voraussah und vom Papste mit Bann und Interdict bedroht wurde, eilte, sich vor dem Papst in Betreff der Theilnahme an diesem Morde zu reinigen, erhielt aber nur gegen Verzichtleistung auf die Artikel von Clarendon (von welchen ihm nur der Artikel über den Vasalleneid der Bischöffe bewilligt wurde) die Lossprе-

chung. Zwei Jahre darauf erhob der Papst den Ermordeten unter die Zahl der Heiligen, zu dessen Grabe fortan das Volk zu Hunderttausenden aus allen Theilen des Landes wallfahrtete. Ja so mächtig war der Zeitgeist für die Kirche gestimmt, daß selbst König Heinrich es für räthlich fand, dem Volke seine reuige Aussöhnung mit der Kirche dadurch zu zeigen, daß er baarfuß eine Wallfahrt zum Grabe seines ehemaligen Gegners anstellte und sich dort, nach einer unter Fasten und Gebet verbrachten 24stündigen Wache, von Augustinermönchen geißeln ließ.

In Heinrich's mittlere Regierungszeit fällt die Erwerbung von **Irland** (1171). Diese Insel, die schon früher Papst Hadrian IV dem Könige Heinrich II geschenkt hatte, der aber von dieser Schenkung während seines Streites mit der Kirche keinen Gebrauch machen konnte, hatte noch halbwilde Bewohner theils gälischer, theils normannischer Abkunft, die unter fünf, stets mit einander in blutigem Streit liegenden Häuptlingen standen, übrigens noch dem alt-irischen Christenthum anhiengen. Einer dieser Häuptlinge, von den übrigen vertrieben, rief den König Heinrich zu Hülfe, der, damals persönlich verhindert, mehrere seiner Barone dahin sandte, die den Häuptling zwar wieder einsetzten, aber dabei für sich selbst Eroberungen im Lande machten, die sie zwar dem Könige gaben, aber sie von demselben wieder als Lehen zurückempfiengen. Dadurch ward der Unmuth der Iren erregt. Als aber nachher Heinrich selbst dahin kam und seinen päpstlichen Schenkbrief aufzeigte, unterwarfen sich ihm die Einwohner und ließen sich die englische Lehnshoheit und die Einrichtungen des römischen Cultus gefallen. Ihre nachherigen Versuche, das Joch wieder abzuwerfen und der immer zahlreichern englischen Einwanderungen in den Osten ihres Landes wieder los zu werden, scheiterten an ihrer eignen beständigen Uneinigkeit.

Weil der König, als ein zur Sinnlichkeit sehr geneigter Mann, seiner Gemahlin Eleonore häufig untreu war, so rächte sich diese dadurch, daß sie seine von ihm verwöhnten Söhne Heinrich, Gottfried und Richard gegen ihn aufwiegelte. Der älteste, ein Schwiegersohn Ludwig's VII von Frankreich, forderte, weil er bereits zur Nachfolge gekrönt war, von seinem Vater die Abtretung der Krone, mußte aber vor dem Zorn desselben nebst jenen beiden Brüdern nach Frankreich fliehen und bei Ludwig Schutz suchen; auch Eleonore wollte fliehen, wurde aber eingeholt und bis zum Tode des Königs gefangen gehalten. Da zugleich der König von Schottland, Wilhelm der Löwe, in England eingefallen war, so nahm Heinrich 20,000 Brabançons in Sold (denn seine meisten Vasallen hatten ihn verlassen), schlug ihn, bekam ihn gefangen und zwang ihn zum Lehnseid (1174); dann eilte er in die Normandie, in welche Ludwig eingefallen war, befreite dieses Land und stellte die Ruhe durch einen Frieden mit seinen Söhnen her. Einige Jahre darauf lehnten sich Heinrich und Gottfried wieder gegen den Vater auf, starben aber beide noch während der Wirren.

Seine Kriege mit Frankreich unter Philipp II August beendete Heinrich II durch den Frieden zu Tours, um sich zu einem Kreuzzug zu rüsten, den er aber wegen einer Fehde seines Sohnes Richard mit dem Grafen von Toulouse nicht antreten konnte. Wie er sodann von Richard

abermalige Empörung erfuhr und selbst sein jüngster, noch minderjähriger Sohn Johann sich feindlich gegen ihn kehrte, ist bereits früher (K. 3, 9) erwähnt worden. Mit einem Fluch auf diese seine Söhne, ja auf den Tag seiner eignen Geburt starb Heinrich II zu Chinon (südlich von der Loire) den 6. Juli 1189.

Unter seiner Regierung bestand zwar die alte Gerichtsverfassung mit den Hundreden und Grafschaftsgerichten noch fort; doch waren sie meist nur mit Vasallen besetzt, da die Geistlichkeit ihre eigne Gerichtsbarkeit hatte und Freiherren im eigentlichen Sinne nur noch in geringer Zahl vorhanden waren. Für Lehnsstreitigkeiten bestand ein königlicher, mit Hof- und Reichsbeamten besetzter Oberlehnshof, an den nach und nach die Berufungen so häufig wurden, daß Heinrich II das ganze Reich in sechs Bezirke theilte und für jeden drei Richtercommissäre ernannte, die im Namen des Königs von Sprengel zu Sprengel reisten, die Appellationen persönlich an Ort und Stelle entschieden und überhaupt die königlichen Rechte wahrten.

Heinrich II machte vorzüglich die Städte zu Stützen seiner Macht: er begünstigte daher die Selbstverwaltung der Communen, namentlich das Institut der Jury, und ermunterte das Corporationswesen. — Unter diesem Könige war die Stadt **London** bereits von so großem Umfange, daß sie 126 Pfarrgemeinden enthielt und ihre Märkte mit allen Erzeugnissen heimischer und fremder Industrie gefüllt waren. Zu den dort vorkommenden öffentlichen Lustbarkeiten gehörten, wie noch jetzt, Pferderennen, Hahnenkämpfe, Wasser-Wettfahrten rc.; doch störte der Lärm unmäßiger Trinkgelage und häufiger Brände die öffentliche Ruhe und Sicherheit. An der Spitze der städtischen Verfassung stand der Lord-Major mit dem Rang eines Barons, und neben ihm die 12 Aldermänner, die zu dem Adel gerechnet wurden. — In militärischer Beziehung verpflichtete er die wohlhabenden Reichen zu ritterlicher Rüstung, ließ jeden Bürger sich mit Waffen versehen und nahm ihnen den Diensteid ab. — Seine ältere Tochter wurde die Gemahlin Heinrich's des Löwen, seine zweite die Gemahlin Alfons VIII von Castilien.

4. England. Fortsetzung: Richard Löwenherz seit seiner Rückkehr aus Palästina. Johann ohne Land. Krieg mit Frankreich. Schlacht bei Bouvines. Magna Charta. Johann's Kampf mit den Großen. Heinrich III. Günstlingsregierung. Das tolle Parlament. Bürgerkrieg. Grundlage des Hauses der Gemeinen. Prinz Eduard's Sieg. Ruhe.

Sein Nachfolger war **Richard Löwenherz** (1189—1199), dessen Character sowohl, als auch dessen Zug ins Morgenland, Rückkehr von da, Gefangenschaft in Deutschland und Befreiung aus derselben bereits oben bei der Darstellung des dritten Kreuzzugs (K. 3, 9 und 4, 1 a. E.) ausführlich geschildert worden ist. Auch ist dort angedeutet worden, daß König Philipp August von Frankreich, das demselben im Morgenland gegebene eidliche Versprechen brechend, sich mit Richard's jüngern Bruder Johann gegen ihn verband und sich den nördlichen Theil der Normandie abtreten ließ, während Johann in England Versuche machte, sich des Thrones zu bemächtigen. Als Richard aus seiner Gefangenschaft befreit war, brachte er zwar seinen Bruder wieder zur Unterwerfung, konnte aber, weil sein Land durch die Aufbringung des Lösegeldes völlig erschöpft

war, gegen Frankreich nichts ausrichten, zumal seine Barone zu einem Zug in dieses Land so schwer zu bewegen waren, wie die Deutschen zu einem Zug nach Italien.

Zuletzt wurde Richard in einer Fehde gegen einen seiner Vasallen, den Vicomte von Limoges, den er, der stets Geldes Bedürftige, zur Herausgabe eines gefundenen Schatzes zwingen wollte, bei der Belagerung des Schlosses Chalus (Limousin) durch einen Pfeilschuß in die Schulter getroffen und starb in Folge der Vernachlässigung dieser an sich nicht tödtlichen Wunde.

Ohne sich um die Ansprüche des näherberechtigten, erst 12jährigen Arthur, des Sohnes seines verstorbenen Bruders Gottfried, zu kümmern, bestieg nun der eben so hinterlistig feige und treulose, als rohe und ausschweifende Johann ohne Land (so beigenannt, weil er bei seines Vaters Tode als noch Minderjähriger kein Land als Lehen besaß) den englischen Thron, für welchen ihn sein sterbender Vater auf Eleonorens Betrieb bezeichnet hatte, und erhielt durch die Unterstützung des Erzbischoffs Hubert die Anerkennung des Volks.

Sogleich nahm sich der schlaue Philipp August zum Schein des zurückgesetzten Arthur an, ließ ihn aber bald wieder fallen, als Johann ihm einige Landschaften in Frankreich abtrat. Im bald darauf abermals ausbrechenden Kriege gerieth Arthur in Johann's Gefangenschaft, in welcher er plötzlich verschwand. Allgemein wurde Johann als Mörder angeklagt, und Philipp August säumte nicht, ihn als französischen Vasallen vor das Gericht der Pairschaft zu berufen, das ihn auf sein Nichterscheinen zum Tod verurtheilte und aller seiner französischen Lehen verlustig erklärte, welche Philipp August auf der Stelle in Besitz nahm. Nur durch päpstliche Vermittlung konnte Johann einen Waffenstillstand erreichen.

Eine noch tiefere Demüthigung erfuhr Johann in einem Streit mit dem Papste über die Besetzung des Erzbisthums Canterbury, wobei sich Johann so trotzig, unsinnig und despotisch ungerecht gegen das Volk benahm, daß Innocenz III das Land mit dem Interdict und nachher ihn selbst mit dem Banne belegte, seine Unterthanen ihres Eides entband und dem französischen Könige die Vollstreckung des Urtheils übertrug. Als Philipp August Anstalten zur Eroberung England's machte, beugte sich der Feige unter die Hand des Papstes und entsagte der Kronselbständigkeit zu Gunsten des heiligen Stuhls. Im Mai 1213 schwur er knieend den päpstlichen Lehnseid in die Hände eines Legaten, und verpflichtete sich zu einer jährlichen Zinsentrichtung von 1000 Mark Silbers und zum vollen Schadensersatz für diejenigen Geistlichen, die er während seiner Bannung verfolgt und gedrückt hatte.

Als nichts desto weniger Philipp August den Krieg eröffnen wollte und zunächst den Grafen von Flandern angriff, der ihm die Heeresfolge

verweigerte, weil er es heimlich mit England hielt: so sandte Johann diesem seine Flotte zu Hülfe und schloß mit dem Herzog von Brabant und dem deutschen Kaiser Otto IV einen Bund gegen Philipp. Es kam zur Schlacht bei Bouvines (in der Nähe von Lille), welche die Macht der Verbündeten brach (K. 5, 2) und dem französischen Königthum, gegenüber den Vasallen, eine gedoppelte Kraft verlieh.

Diese Erniedrigung Johann's benutzend drang nun der englische Klerus und Adel in ihn, die ihnen von Heinrich I eingeräumten, aber von dessen Nachfolgern, insbesondere von Johann vielfach verletzten Freiheiten aufs neue zu bestätigen und besser zu versichern; und als sich Johann deß weigerte, traten die Großen unter dem Vorgang des Erzbischoffs Langton in ein Bündniß zusammen und zwangen den König mit Waffengewalt zur Ausstellung der berühmten Magna charta libertatum oder des großen Freiheitsbriefes vom 19. Juni 1215, der die Grundlage der nachmaligen englischen Freiheit wurde.

Die Magna charta, welche Johann inmitten der beiden Feldlager auf der Wiese Runnemede (Runneymead) bei Windsor unterzeichnete, sicherte dem Klerus die Freiheit der Bischoffs- und Abtswahlen und alle seine übrigen Vorrechte; setzte für die Barone die bei den Belehnungen zu entrichtende Summe sammt den übrigen Leistungen fest; band jede außerordentliche Gelderhebung an die Bewilligung des Parlaments; verpflichtete die Barone, ihren Untervasallen die gleichen Vorrechte einzuräumen, die sie selbst vom Könige genoßen; stellte die angelsächsischen Hundrede und Grafschaften in ihrer ursprünglichen Bedeutung wieder her; gewährleistete jedem Freien den ungefährdeten Besitz seiner Freiheit und Güter, die er nur durch den Ausspruch von Richtern seines Gleichen (durch ein judicium parium) und nach den Landesgesetzen in soweit verlieren konnte, daß ihm weder Haus-, noch Feldgeräthe, weder Grund und Boden, noch Handelswaaren und Schiffe als Strafe in Beschlag genommen werden konnten; fixirte die Gerichtshöfe für allgemeine Klagen (die courts of common pleas), welche bisher der Person des Königs überall hin gefolgt waren, an bestimmte Orte; bestätigte den Städten und Flecken ihre alten Gewohnheiten und Freiheiten; hob die grausamen Forstgesetze zum Theil auf, oder milderte sie zum Theil; gab die von Johann eingehegten Forsten und Fischwasser frei; befreite die fremden Kaufleute von willkürlichen Zöllen und Abgaben u. s. w. — Ein aus den Baronen gewählter Ausschuß von 25 Mitgliedern sollte über die Vollziehung der Charte wachen und selbst der König war demselben stets zur Verantwortung verpflichtet, so daß, wenn er sich einen Bruch der Charte erlauben würde, seine Krongüter in Beschlag genommen und selbst die Waffen angewendet werden sollten, bis er den Beschwerden des Volks Abhülfe geleistet hätte. Spätere erweiternde Zusätze machten diese Magna charta zum Palladium der britischen Freiheit.

Eine Zeit lang fügte sich Johann zum Schein; bald aber erhob er Klage bei dem Papst (Innocenz III), der das Verfahren der englischen Großen als einen Eingriff in seine Lehnsoberhoheit erklärte und den Bann gegen die Barone schleuderte. Auf diesen Ausspruch gestützt, durchzog Johann mit seinen wilden Brabançons verheerend das Land und wüthete so grausam gegen seine Großen, daß sie in der Verzweiflung die englische Krone dem Sohne Philipp August's, Ludwig (VIII) an-

boten, der sich auch wirklich mit einem Heere aufmachte und in London die Huldigung empfieng. Noch ehe es aber zur vollen Waffenentscheidung kam, starb Johann (1216) und hinterließ die Krone seinem noch jungen Sohne Heinrich III, welchem der Graf Pembroke die Anerkennung der Großen verschaffte, so daß Ludwig nach einer Niederlage bei Lincoln dem englischen Thron entsagen und nach Frankreich zurückkehren mußte.

Zum Unglück für das Land starb der edle Graf Pembroke, der als Reichsverweser mit Kraft und Einsicht die Zügel der Regierung geführt hatte, schon nach drei Jahren und keiner der übrigen Großen besaß Ansehen genug, die gesetzmäßige Ordnung aufrecht zu erhalten. Als vollends Heinrich III schon in seinem 17. Jahre vom Papste mündig erklärt wurde und selbst die Regierung antrat, zeigte sich's, daß er wegen Charakterschwäche, die sich mehr und mehr in Leichtsinn und Unthätigkeit, Wankelmuth und Launenhaftigkeit kund gab, zum selbständigen Regieren unfähig war. Er hieng daher fortwährend von Günstlingen ab, unter welchen der Bischoff von Winchester, ein geborner Franzose aus Poitou, der übermüthigste war. Mit größter Willkür vergab derselbe die einträglichsten Ämter und Stellungen an seine Landsleute, und um sich desto mehr in seiner Macht zu erhalten, ließ er noch 2000 freie Ritter aus Frankreich kommen und begabte sie mit englischen Grafschaften und Baronieen. Erst als der Erzbischoff von Canterbury den König, der dies alles geschehen ließ, mit dem Banne bedrohte, wurden die Ausländer vom Hofe wieder entfernt. Bald aber, als der König sich mit einer Gräfin von der Provençe vermählte, nahmen die Verwandten derselben und andere Provençalen die Stellen der vorigen Günstlinge ein und erneuerten die Unzufriedenheit des Landes.

Die Kosten der unglücklichen Kriege, welche Heinrich III mit Frankreich führte und von denen oben (K. 9, 1. a. E.) die Rede war, so wie die gränzenlosen Geld-Erpressungen, mit welchen die Päpste zur Bekämpfung der Hohenstaufen (Friedrich's II und Manfred's) vorzüglich England heimsuchten, vermehrten daselbst die Klagen aller Stände. Da zugleich der König sich dabei vielfacher Verletzungen der Charte schuldig machte und die Klagenden stets mit leeren Versprechungen hinhielt, und sogar eine nochmalige feierliche Beschwörung des Freiheitsbriefs, zu der ihn die Großen zwangen, ohne Frucht blieb: so traten mehrere der angesehensten Barone unter der Leitung seines eigenen Schwiegersohns, des talentvollen, aber ehrgeizigen Grafen Leicester (spr. Leßter), jüngsten Sohnes jenes Albigenserverfolgers Simon's von Montfort (K. 5, 3), in einer Verschwörung zusammen, erschienen bewaffnet im Parlament und verlangten unverzügliche Abstellung aller Beschwerden.

Die darauf folgenden Beschlüsse des sogenannten tollen Parlaments von Oxford (1258), die der König im Voraus hatte beschwören

müssen, stießen die monarchische Regierungsform um und legten die ganze Regierungsgewalt in die Hände der Aristokratie, welche dieselbe durch einen beständigen Parlamentsausschuß ausübte.

Bald aber veruneinigten sich die Barone, und die dadurch vermehrte Verwirrung benützend ließ sich der König vom Papste seines Eides entbinden und ergriff wieder die Zügel der Regierung. Darüber kam es natürlich zum offenen Kampf. Da aber in diesem Bürgerkriege beide Theile sich das Gleichgewicht hielten, so überließen sie endlich dem durch seine Gerechtigkeit auch außerhalb Frankreichs allgemein verehrten König Ludwig IX (dem Heiligen) die Entscheidung. Derselben gemäß sollten die Oxforder Beschlüsse aufgehoben und einerseits wieder die Rechte der Krone hergestellt, anderseits aber auch von ihr die Freiheiten des Volks geachtet werden.

Mit diesem Ausspruche war aber der ehrgeizige Leicester nicht zufrieden. Er nahm den Kampf wieder auf und schlug den König bei Lewes in Sussex (1264) so gänzlich, daß Heinrich selbst mit seinem Bruder Richard von Cornwallis (der damals die deutsche Kaiserwürde bekleidete s. K. 7, 4) und seinem tapfern Sohne Eduard in die Gefangenschaft gerieth und sich der Entscheidung eines neuen Parlaments unterwerfen mußte. Zu diesem berief Leicester, der sich, um die königliche Macht an seine Familie zu bringen, nun auch auf das Volk zu stützen gedachte, außer den bisherigen Parlamentsgliedern nicht nur noch zwei Ritter aus jeder Grafschaft, sondern auch zwei Abgeordnete aus jeder Stadt und jedem Flecken, so daß zum erstenmal auch die Gemeinfreien Theil am Regiment bekamen (1265).

Schon früher waren einigemal städtische Abgeordnete zum Parlament zugezogen worden, aber nur für einzelne Fälle und in bloß berathender Eigenschaft. Von jetzt an sprachen sie Sitz und Stimme im Parlament als ein Recht an, das ihnen 18 Jahre darauf förmlich eingeräumt wurde. Dadurch wurde der erste Grund zum nachmaligen Hause der Gemeinen gelegt. — Die Städte, unter denen außer York, Lincoln, Portsmouth, Plymouth u. a. vorzüglich London durch Handelsmacht und Reichthum hervorragte, hatten sich in ähnlicher Weise, wie in Deutschland, durch Erwerbung verschiedener Freiheiten und Vorrechte, insbesondere des Rechts, ihre eigene Obrigkeit zu wählen und sich eigene Einrichtungen zu geben, — zu größerer Bedeutung entwickelt, welche die Könige deßwegen nicht ungern sahen, weil sie desto leichter auf ihre Beihülfe in Geldangelegenheiten rechnen konnten.

Durch dieses also verstärkte Parlament ließ Leicester seine Gewaltmaßregeln bestätigen und es schien nun kein Widerstand mehr vorhanden; als aber Prinz Eduard, welchen Leicester als Geisel für das Verhalten des Königs behalten hatte, aus seiner Haft entkam und sich an die Spitze der Königlichen stellte, kam es abermals zum Kampf, in welchem Leicester bei Evesham fiel (1265). Durch diesen Sieg machte Eduard der ganzen Empörung ein Ende und gewann dem Königthum die Rechte wieder, die es vor den Oxforder Beschlüssen besessen hatte. Da der König

gegen die besiegte Partei milde verfuhr, indem Leicester's Söhne nur verbannt, die übrigen Theilnehmer amnestirt und selbst der Stadt London ihre Freiheiten wiedergegeben wurden, das Volk aber über seinen auf den Prinzen Eduard, als künftigen Thronfolger, gerichteten Hoffnungen die Unbehaglichkeit der Gegenwart vergaß, so verlebte Heinrich III die letzten sieben Jahre seiner 56jährigen Regierung in Ruhe und starb 1272, während sein Sohn Eduard noch im Morgenlande war, wohin derselbe aus ritterlicher Thatenlust eine Kreuzfahrt angetreten hatte. — Wie sich aus den, unter Johann's und Heinrich's III despotischen Regierungen in Englands Boden gelegten Keimen der Volksvertretung allmählich der Baum der englischen Freiheit entwickelte, wird der weitere Verfolg der Geschichte zeigen (XVII. 6, 1.).

Die Literatur England's im 12. und 13. Jahrhundert entwickelte sich nur allmählich, da sich die angelsächsisch-britische und die normannisch-französische Sprache noch nicht durchdrungen hatten. Die Poesie hat zum Theil ihre Quelle im Nordfranzösischen, wie oben Kap. 9, 4 bemerkt wurde. Die eigentlichen angelsächsischen und gälischen Balladen und Lieder haben einen ernsten Ton und ein nordisch-nebliges Colorit. — An Geschichtswerken hat England aus dieser Periode die in lateinischer Sprache verfaßte Geschichte der englischen Könige von Hengist und Horsa an bis zum J. 1126; eine Chronik von 1126—1143; die englische Kirchengeschichte des Benedictiners Wilhelm von Malmesbury; die Chronik Wilhelm's von Newborough von 1066—1197, und die berühmte Chronica major des Matthäus Paris, der als Vertrauter König Heinrich's III die englische Geschichte von 1066—1259 mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte seiner Zeit, namentlich mit scharfer Hervorhebung des zwischen dem König und Papst obwaltenden Gegensatzes, geschrieben hat. — Von den Landesuniversitäten Cambridge und **Oxford** war im 13. Jahrhundert besonders die letztere die hohe Bildungsschule für die Geistlichkeit, besaß ausgezeichnete Lehrer, besonders aus dem Dominicanerorden, und zählte im Jahre 1264 nicht weniger als 15,000 immatriculirte Studenten.

5. Die pyrenäische Halbinsel im 12. und 13. Jahrhundert. Fortgesetzte Kämpfe mit den Mauren. Castilien: Alfons VII und VIII. Ritterorden. Die Morawiden und Almohaden. Sieg bei Tolosa. Verfall der Sarazenenherrschaft. Alfons X. Die Mariniden. Sancho. — Aragonien: Vereinigung mit Catalonien. Eroberung von Valencia. Erwerbung Siciliens. — Navarra aragonisch, dann französisch. — Portugal unabhängig von Castilien. Sieg bei Ourique. Sancho I bis Alfons den Wiederhersteller.

Auf der pyrenäischen Halbinsel, deren Geschichte oben (XV. 7, 3.) bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts in kurzen Zügen angegeben wurde, währten die blutigen Kämpfe zwischen den Christen und Sarazenen oder Mauren fast unausgesetzt fort, wobei letztere von den aus Afrika ihnen zu Hülfe kommenden fanatischen Muhammedanern, die spanisch-christlichen Fürsten aber von ruhm- und abenteuerbegierigen französischen Rittern eifrig unterstützt wurden. Die innern Uneinigkeiten, welche sowohl unter den Christen, als unter den Muhammedanern Statt hatten, ließen

es im 12. Jahrhundert noch zu keiner größern Entscheidung kommen; erst mit dem 13. Jahrhundert begann der rasche Verfall der maurischen Herrschaft in Spanien.

Die christlichen Staaten, welche sich bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts gebildet hatten, waren Castilien, Aragonien, Navarra und Portugal.

Castilien (mit Leon) hatte nach dem Tode Alfon's oder Alonso's VI († 1109) anfangs durch innere Zerrüttungen und durch Kriege mit den Mauren, und zwar mit den von 1086 bis 1108 im maurischen Spanien herrschenden Morawiden (Almorawiden oder Marobethen), die den Staat Marocco gegründet hatten, schwer zu leiden. Doch hob sich dieses Reich unter seinem Enkel Alfons VII zu solcher Bedeutung, daß ihm selbst die Könige von Aragonien und Navarra und die Grafen von Barcelona (Catalonien) und von Toulouse huldigten und er den Gedanken faßte, alle christlichen Gebiete Spaniens zu einem Ganzen zu vereinigen, daher er sich auf dem Reichstag zu Leon 1135 den Kaisertitel beilegte. Allein das Kaiserthum war von kurzer Dauer: er selbst schwächte das Reich durch die Theilung, die er bei seinem Tode (1157) machte, indem er Leon mit Galicien und Asturien davon abtrennte und seinem zweiten Sohne gab, wodurch nur der innere Zwiespalt genährt wurde.

Unter Alfons VIII dem Guten bildeten sich die geistlichen Ritterorden von Calatrava, Alcantara und San Jago di Compostella aus und gaben den Kämpfen gegen die Mauren neues Leben. Zwar bekam auch die Kraft der spanischen Muhammedaner einen mächtigen Aufschwung durch die Ausbreitung der aus der maroccanischen Landschaft Sus stammenden fanatischen Secte der Mohaden (Almohaden), die unter ihrem gepriesenen Fürsten Almansor die Herrschaft der Morawiden in Afrika und Spanien stürzten. Allein als Papst Innocenz das Kreuz gegen sie predigen ließ und nun die christlichen Fürsten ihre Zwistigkeiten unter einander einstellten, gelang es dem König Alfons in Verbindung mit den Königen von Aragonien und Navarra und mit den drei vereinigten Ritterorden durch den glänzenden Sieg bei Tolosa 1212 den Mauren eine so entscheidende Niederlage beizubringen, daß von da an ihre Herrschaft in Spanien in Verfall gerieth. Auch Alfons IX von Leon siegte über sie (1230), und als nach dessen Tode Ferdinand III der Heilige Leon und Castilien wieder vereinigt und die ewige Untrennbarkeit beider Reiche festgesetzt hatte, mußte sich Cordova, der 522jährige Hauptsitz der Sarazenenmacht in Spanien, 1236 vor seiner Gewalt beugen, worauf sich ihm bald auch Jaen, Sevilla, Murcia, Xeres, Medina Sidonia, Cadix unterwarfen. Schon rüstete sich Ferdinand, sie auch in Afrika, an dem Herd ihrer Kraft, anzugreifen, als ihn der Tod daran hinderte (1252). Ihm verdankte die castilische Monarchie eine geordnete Staatseinrichtung.

Ihm folgte sein Sohn **Alfons X der Weise**, der diesen Beinamen von seiner gelehrten Bildung, insbesondere von seiner Beschäftigung mit der Astronomie, Naturkunde (Alchymie) und Dichtkunst erhielt. Auf seinen Betrieb wurden an die Stelle der bis dahin gegoltnen toledanischen Sterntafeln durch einen Verein von maurischen, jüdischen und christlichen Gelehrten die nach dieses Königs Namen benannten astronomischen Tafeln verfertigt, welche „die Grundlage der neuern Astronomie" und späterhin ein Hülfsmittel zu den wichtigen portugiesischen und spanischen Länderentdeckungen wurden. Eben so ließ er alle ältern Jahrbücher und geschichtlichen Documente in der seinen Namen führenden „Chronik Spaniens" zusammenstellen, deßgleichen eine allgemeine Geschichte verfassen. Ja, ihm verdankt Castilien nicht nur die Neugestaltung der von seinem Vater zu Palencia gestifteten Universität und ihre Verlegung nach Salamanca, sondern auch die Förderung der Landessprache, deren Gebrauch er für alle öffentlichen Verhandlungen anordnete, zu welchen bis dahin die lateinische Sprache angewendet worden war.

Allein als Regent rechtfertigte er jenen Beinamen nicht, vielmehr bereitete er sich durch unkluge Maßregeln eine unruhige Regierung. So zog er, um die Kosten der von seinem Vater begonnenen Rüstung gegen Afrika aufzubringen, den Kirchenzehnten ein und brachte dadurch die Geistlichkeit gegen sich auf. Aus dem gleichen Grunde ließ er zu leichtes Geld prägen, das Niemand im Verkehr nehmen wollte, und veranlaßte dadurch eine Theuerung, die das Volk da und dort zum Aufruhr trieb, zumal erhöhter Steuerdruck hinzukam, durch den er sich (nach Aufgebung des afrikanischen Plans) das Geld zur Erwerbung der deutschen Kaiserwürde (XV. 7, 3.) verschaffte, die seinem Volke ohne allen Nutzen war. Diese seine Schwächen benützte der Adel, besonders die geistliche Ritterordensschaft in Verbindung mit dem Klerus zu immer größerer Beschränkung der königlichen Gewalt. Auch konnte er nicht verhüten, daß die neue aus Afrika eindringende arabische Dynastie der Meriniden den Christen mehrere Niederlagen beibrachte, obschon sie den Almohaden in Spanien den letzten Stoß gab. Doch drängte sein Sohn Sancho die Meriniden wieder nach Afrika zurück, wo sie Marocco eroberten und dadurch der Macht der Almohaden ein völliges Ende machten. — Zuletzt wurde Alfons von diesem seinem Sohne Sancho, dem der Reichstag die Nachfolge zugesprochen hatte, vom Throne verdrängt und starb 1284 vor Gram.

Die Macht des steuerfreien Adels (der castilischen Grandes) und der Geistlichkeit hatte sich während der langdauernden Kämpfe mit den Mauren und durch öftere Reichstheilungen übermäßig gehoben und die Entwicklung der Städte und des Bürgerthums zurückgehalten. Die Städte des castilischen Hochlands waren ohnedieß durch ihre geringe Zahl und durch den schwachen Handelsverkehr wenig bedeutend und mußten sammt den Bauern meist den Schutz des Adels suchen. Zu der mächtigen Ver-

kettung des castilischen Adels unter sich trugen besonders die von demselben gegründeten Ritterorden bei. Diese hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, standen in kirchlichen Beziehungen nicht unter den Bischöffen, sondern in höchster Instanz unter dem päpstlichen Stuhl, und machten sich oft selbst den Königen gefürchtet, welche dieselben bei den Kämpfen mit den Mauren nicht entbehren konnten.

Erst mit Ferdinand's südlichen Eroberungen vermehrte sich die Zahl wichtiger Städte und durch das näher gerückte Meer der Handelsverkehr, wiewohl der Adel ein kräftiges Bürgerthum nicht aufkommen ließ. Zwar führte die Unsicherheit im Lande um das J. 1282 zu einer Verbindung zwischen dem Adels- und Bürgerstand, Hermandad genannt, aber sie war nur vorübergehend, zumal die Könige eine so compacte Opposition ungern sahen und sie daher zu trennen suchten. Nur die Städte unter sich hielten eine Verbrüderung fest, genannt die heilige Hermandad, und diese benützten nachher die Könige zur Zügelung des fehdelustigen, den Landfrieden störenden Adels (XVII. 7, 1). — Antheil an den Reichstagen bekamen die Städte erst seit 1325, doch wurde die Reichstagsfähigkeit 1349 nur auf 17 Städte beschränkt.

In **Aragonien** folgte nach dem Tode Alfons I, des Batalladors und Eroberers von Saragossa, 1134 sein Bruder Ramiro II, der jedoch schon 1137 die Regierung dem zum Gemahl seiner zweijährigen Tochter bestimmten, durch seine Tapferkeit den Mauren furchtbaren Grafen Ramon (Raymund) IV von Barcelona überließ und dadurch die dauernde Vereinigung Cataloniens mit Aragonien veranlaßte, die 1162 vollends zu Stande kam. In der Reihe dieser catalonischen Dynastie war es Pedro II, der mit Alfons VIII von Castilien jenen Sieg bei Tolosa (1212) erkämpfen half, aber ein Jahr nachher in Frankreich, wo er den Albigensern half (K. 5, 3), in einer Schlacht umkam.

Sein Sohn **Jacob** I der Eroberer (1213—1276) entriß den Mauren die Balearen (1232) und das schöne, städte- und burgenreiche Königreich Valencia (1253), dessen Wohlstand er auch durch weise Gesetze förderte. — Er war in 30 Schlachten Sieger und nicht nur einer der schönsten Männer, sondern auch einer der edelsten Fürsten seiner Zeit. Dadurch, daß er in seinem letzten Regierungsjahre (1275) seine Stände nicht nur seinem Sohne, sondern auch seinem Enkel huldigen ließ, wurde die Erbfolge in männlicher Linie gesichert. — Sein ältester Sohn Pedro III (1276—1283) war es, der als Schwiegersohn des Hohenstaufen Manfred in Folge der sicilischen Vesper das Königreich Sicilien erwarb (1252 s. K. 7, 3), worauf sein zweiter Nachfolger und jüngster Sohn Jacob II durch Erwerbung des Königsreichs Mallorca, das aus den Balearen nebst Roussillon, Cerdagne und Montpellier bestand, den Umfang der aragonesischen Besitzungen vollendete.

Aragonien hatte seit unvordenklicher Zeit eine ständische, jedoch bloß auf der Aristokratie beruhende Verfassung. Seit die vielen Städte dieses Landes sich durch Handel und Gewerbfleiß, so wie durch die Vorrechte und Freiheiten hoben, welche ihnen die Könige verliehen, denen sie als Stütze gegen den mächtigen Adel dienten, nahmen

zuweilen auch städtische Abgeordnete an den Reichstagen Theil, bis sie 1283 von Alfons III (dem ältesten Sohn und Nachfolger Peter's III) das förmliche Recht der Reichsstandschaft erhielten. Die Anmaßung der Stände gieng hierauf so weit, daß ihnen dieser König sogar das Recht einräumen mußte, den König absetzen zu können. — Die Geistlichkeit, welche das unter den Westgothen behauptete Übergewicht längst verloren hatte, bekam erst 1301 das Recht, als besonderer Stand auf den Reichstagen zu erscheinen. — Der Adel theilte sich in den hohen, ricos hombres —, und in den niedern, Ermunios, später Hidalgos genannt. Der König war durch das aus dem Adel gewählte Obergericht beschränkt, welches Streitigkeiten zwischen König und Adel unter Beiziehung des Reichstags zu schlichten hatte.

Das kleine Königreich **Navarra** war zwischen den Jahren 1076—1134 mit Aragonien vereinigt und wurde dann auf eine Zeit lang wieder selbstständig, indem es nach dem Erlöschen des königlichen Mannsstamms an den Grafen Thibaut von Champagne fiel, dessen Enkelin Johanna es aber 1284 dem König Philipp IV von Frankreich als Mitgift zubrachte, so daß es von nun an französischen Geschicken folgte. (XVII. 5, 1.)

Das Königreich **Portugal** (so genannt von der Seestadt Portus Cale, dem heutigen Oporto) verdankt seine Entstehung dem castilischen Könige Alfons VI, der die von ihm zwischen dem Minho und Duero den Moraviden entrissenen Landschaften seinem Schwiegersohne, dem Herzog Heinrich von Hochburgund, (aus einer Seitenlinie des kapetingischen Hauses) als eine von Castilien abhängige Erbgrafschaft übergab, weil derselbe ihm im Kampfe gegen die Mauren geholfen hatte. Diese erweiterte Heinrich durch 17 Siege über die Mauren. Er machte sich nach des Königs Tode 1109 von Castilien unabhängig und nannte sich „von Gottes Gnaden Graf und Herr von ganz Portugal."

Sein Sohn Affonso oder Alfons I Henriquez der Eroberer (1112—1185) vermehrte sein Gebiet im fortgesetzten Kampfe gegen die Mauren durch den großen Sieg bei Ourique 1139, und erhob es durch die Cortes von Lamego 1143 zu einem Königreich, für das er die päpstliche Bestätigung gegen einen jährlichen Zins erhielt. Vier Jahre darauf (1147) entriß er den Mauren mit Hülfe einer englischen und niederländischen Kreuzfahrerflotte die Stadt Lisboa (Lissabon) und drang, von Templern und Johannitern, sowie von dem von ihm gestifteten geistlichen Ritterorden von Evora unterstützt, durch seinen glänzenden Sieg bei Santarem 1184 bis Algarbien vor.

Sein Sohn Sancho I, genannt der Bevölkerer (el populador, 1185—1211), hob die durch Krieg und Seuchen verwüsteten Städte wieder empor. Die beiden Nachfolger desselben Alfons II und Sancho II geriethen mit der Geistlichkeit in Streit, so daß jener sich vom Erzbischoff von Braga den Bann, dieser, vom Papst Innocenz IV die Absetzung zu-

zog. Der Bruder des letztern, Alfons III (1245—1279), dagegen erwarb sich durch glücklichen Widerstand gegen den päpstlichen Willen und durch die völlige Vertreibung der Mauren aus Algarbien (1151) den Beinamen der Wiederhersteller (el Restaurador) und gab durch die Eroberung von Faro seinem Reiche den jetzigen Umfang. Auf seinem Sterbebette jedoch fügte er sich noch dem Willen des Papstes.

Die Macht der portugiesischen Könige war durch den Adel und die Geistlichkeit sehr beschränkt und diese beiden Stände waren auch der freiern Entwicklung des städtischen Bürgerthums lange im Wege; doch befanden sich schon auf dem Reichstage zu Lamego Abgeordnete der Städte Coimbra, Oporto, Lamego u. a. Auf diesem Reichstage wurde auch ein Thronfolgegesetz gegeben, worin die weibliche Linie gleichfalls regierungsbefähigt erklärt wurde, doch darf sich die Regentin nur mit einem gebornen Portugiesen vermählen.

6. Die skandinavischen Reiche im 12. und 13. Jahrhundert. Schweden: Die Folkunger. Jarl Birger. Waldemar I bis Magnus I Ladulas. — Norwegen: Hakon V bis Hakon VII. Vereinigung Island's. Norwegen schwedisch. Dänemark: Swen II bis Waldemar II. Dänemark's Machthöhe und Verfall. Theilung des Reichs. Bruderkriege. Christoph I und Erich VII. Steigende Macht der Aristokratie.

In den drei skandinavischen Reichen herrschte auch im 12. Jahrhundert noch viele Verwirrung. Nur schwer gewöhnte sich die wilde Selbstkraft der Nordländer an christliche Sitten und Einrichtungen, und noch lange dauerte es, bis sie zu einem staatlich geordneteren Zustand gelangten, den vorzüglich die Errichtung der Erzbisthümer Lund, Drontheim (1152) und Upsala (1160) förderte.

In **Schweden** verursachte nach dem Erlöschen der Dynastie Stenkil (XV. 6, 7) die Stammeifersucht der Sweonen und Gothonen zerrüttende Thronstreitigkeiten, indem jene dem Hause Swerker, diese dem Hause Bonde anhiengen, bis die Dynastie der Folkunger aufkam, welche Birger, der mächtige Jarl oder oberste Kronbeamte unter dem letzten bonde'schen Könige Erich Erichson, nach dessen Tode 1250 dadurch gründete, daß er seinen eigenen, noch unmündigen Sohn Waldemar zum König ernennen ließ und für ihn die Zügel der Regierung führte. Er wußte mit Kraft und Einsicht die Ruhe im Reiche zu erhalten, umgab Stockholm mit Mauern und Thürmen und beförderte überhaupt die Entstehung von Städten. Nach seinem Tode aber (1266) fiel Schweden durch blutige Bruderkriege unter Birger's Söhnen und Nachkommen in abermalige Zerrüttung.

Das Aufkommen der Städte in Schweden gieng darum nur langsam vor sich, weil die Ursachen, welche in den Südländern, vorzüglich in Deutschland, die Ausbildung des städtischen Wesens förderten, in Schweden nicht vorhanden waren, indem daselbst weder die Einfälle fremder Raubvölker, noch ein gewaltherrischer Adel die übrigen Freien zur Sicherung ihres Lebens und Guts hinter schützende Stadtmauern trieb —, noch

auch großer Handel und Luxus zu bedeutender Gewerbsthätigkeit reizte. Daher hatten dort die Städte ihr Gedeihen nicht dem Volke, sondern der Aufmunterung und Fürsorge der Fürsten zu danken. Zwar war die Stadt Wisby auf der Insel Gothland schon frühe durch Handelsbetriebsamkeit zur Bedeutung gelangt: aber es waren der Mehrzahl nach vorzüglich Deutsche, welche diese Stadt gegründet und durch ihren Fleiß emporgebracht hatten. — Waldemar's Bruder Magnus I Ladulas († 1290) legte den Grund zu einem Adelstand dadurch, daß er manchen Beamten und Solchen, die ihm zu Pferd Kriegsdienste leisteten, Abgabenfreiheit verlieh. Zu dem steigenden Ansehen der Geistlichen, unter denen der Erzbischoff von Upsala der Primas war, trug die weite Entfernung Rom's viel bei. Unter den vielen bürgerlichen Unruhen hörten die alten Volksversammlungen auf. — Von Erik IX dem Heiligen, aus dem Geschlechte der Bonde, wurde 1157 ein Theil Finnlands erobert und den fast noch ganz im Stande der Wildheit lebenden Finnen (Tschuden) das Christenthum gebracht.

In **Norwegen** brachen nach Olav's III Tode (XV. 6, 7) langwierige, mit großer Wildheit und Grausamkeit geführte Thronfolgekriege aus, welche große Zerrüttung hervorbrachten, bis Hakon V der Alte nach hartem Kampfe die Ruhe dadurch herstellte, daß er die Erblichkeit der Krone im Geschlechte Harald Haarfagr's auf dem Reichstag zu Bergen (1223) durchsetzte und bei der Erneurung der Verfassung die Rechte des Bauernstandes wahrte. Auch wies er die Anforderung der Geistlichkeit, die Krone als Lehen des h. Olaf's d. h. des Erzbisthums Drontheim zu vergeben, standhaft zurück. Er vereinigte auch fast ganz Island nebst Grönland mit der Krone von Norwegen. (XV. 6, 7). Sein kräftiger Sohn Magnus VI Lagabätar d. i. der Gesetzverbesserer (1262—1280), stellte Norwegen unter eine gleiche Gesetzgebung, schonte die Volksfreiheiten und führte die Untheilbarkeit des Reichs nach dem Rechte der Erstgeburt ein; auch gestattete er keine Einmischung der Geistlichkeit in das Thronfolgerecht.

Die Vertheidigung des Landes gründete er vornehmlich auf den Seedienst; doch verstärkte er auch die Landmacht dadurch, daß er den Lehensmännern und größern Grundeigenthümern den Dienst zu Pferd auferlegte. An den König von Schottland trat er die Hebriden gegen einen jährlichen Zins ab. — Sein Sohn Erich (1280—1299) suchte, auf die freien Bauern sich stützend, den Adel und besonders die Geistlichkeit zu beschränken und erhielt deßhalb von letzterer den Beinamen der Priesterfeind. Um die Seemacht im Westen herzustellen, suchte er die Fremden vom Verkehr mit den Norwegern auszuschließen, gerieth aber dadurch in Krieg mit der Hansa und in Widerstreit mit seinen Handelsstädten, besonders mit Bergen, und mußte sich zu einem Vergleich mit der Hansa, so wie zur Einräumung neuer Freiheiten an seine Städte verstehen.

Mit Hakon VII erlosch Harald Haarfagr's Geschlecht in Norwegen, und durch die Vermählung seiner einzigen Tochter Ingeborg mit dem schwedischen Prinzen Erich kam Norwegen an die schwedische Dynastie der Folkunger (1319).

In Norwegen bildete sich der Adel in ähnlicher Weise, wie in Schweden; die Geistlichkeit hatte bedeutende Vorrechte; der Bauernstand bewahrte seine uralte Freiheit vollständig und hatte darum stets auch Sitz und Stimme auf dem Storthing oder Reichstage. Stände konnten nicht gedeihen, theils wegen der Armuth des

Landes, theils wegen der Anmaßungen der Hansa (XVII. 4, 2), die sich allenthalben in den nordischen Reichen das Handelsmonopol zu erzwingen wußte.

In **Dänemark** war seit der Stiftung der Dynastie der Estrithiden (XV. 6, 7) meist große Unruhe im Reiche gewesen. Der Stifter derselben, Swen III Estrithson, machte verschiedene Versuche zur Wiedereroberung England's, konnte aber gegen Wilhelm den Eroberer nichts ausrichten (XV. 6, 5). Er starb 1076.

Swen III war es, der — weil er von seiner durch den Erzbischoff Adelbert von Bremen unterstützten Geistlichkeit gezwungen wurde, sich von seiner Gemahlin Gunilde wegen allzunaher Verwandtschaft zu trennen, — die Bestrebungen dieses Erzbischoffs, sich ein nordisches Primat zu gründen und zu dem Ende auch die dänische Geistlichkeit in seinen Sprengel zu ziehen, in Verbindung mit mehreren norddeutschen, insbesondere den sächsischen Fürsten vereitelte und dadurch mittelbar zu den Verwicklungen beitrug, welche der gekränkte Stolz jenes Prälaten in der ersten Zeit der Regierung Heinrich's IV im deutschen Reiche veranlaßte (XV. 4, 3). — Swen hatte 6 Söhne, von denen Harald IV Hein sein erster Nachfolger war.

Auch sein zweiter Sohn Kanut oder Knud IV der Heilige (1080—1086) machte vergebliche Anstrengungen, England zu erobern; seine Flottenführer ließen sich, scheint es, durch Wilhelm (den Eroberer) bestechen und zogen unverrichteter Sache ab (XV. 6, 5). Als er sie dafür strenge bestrafte, ward er aus Rachsucht in der Kirche zu Odensee ermordet. Durch ihn bekam die dänische Geistlichkeit ihren eigenen Gerichtsstand und den Vorrang unter den Reichsständen. — Den nun im Hause Swen's häufig eintretenden Thronstreitigkeiten und den daraus entstandenen Verwirrungen machte erst die Thronbesteigung **Waldemar's** I des Großen (vorher Herzogs von Schleswig) 1157 ein Ende. Er war der Sohn Knud Laward's, dessen Vater, Erich der Gütige, Swen's fünfter auf einem Kreuzzug gestorbener Sohn war. Waldemar stellte im Reiche die Ruhe her, sorgte für Verbesserung der Gesetze und förderte wissenschaftliche Bildung, wobei er hauptsächlich von dem als Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Bischoff Axel (Absalom) von Roeskild, nachherigen Erzbischoff von Lund, unterstützt war. Auch demüthigte er in Verbindung mit Heinrich dem Löwen die seeräuberischen Wenden in Mecklenburg und Pommern und eroberte die Insel Rügen 1168, deren heidnische Einwohner nach der Zerstörung ihres Heiligthums des Swantewit durch Axel's Fürsorge zum Christenthum bekehrt wurden. Er starb 1182.

Sein älterer Sohn Kanut (Knud) VI, der schon in seinem 8. Jahre gekrönt worden war, brachte die Fürsten von Mecklenburg und Pommern zum Lehnsgehorsam, nannte sich König der Dänen und Wenden und unterwarf sich die Dithmarsen, so wie auch (1200) Holstein (mit Hamburg) und Lübeck.

Der Bruder und Nachfolger desselben **Waldemar** II der Sieger (auch der Gesetzgeber genannt, weil er für Jütland ein Gesetz-

buch, Lovbok, besorgen ließ; 1202—1241), nannte sich König der Dänen und Slaven, Herr von Jütland und Herr von Nordalbingen. Er behauptete anfangs nicht nur die von seinen Vorfahren errungene Herrschaft, sondern erweiterte auch das Reich dadurch, daß er einerseits bei einem Kreuzzug gegen die heidnischen Lieven durch die Schlacht bei Wolmar 1219 den nördlichen Theil von Esthland eroberte, und diese Eroberung durch die Gründung der Stadt Reval sicherte, anderseits sich von dem Kaiser Friedrich II die urkundliche Abtretung der slavischen Länder von der Eider bis zur Elbe geben ließ. Zum Andenken an jenen Sieg und seine Folgen wurde fortan das heilige Banner mit weißem Kreuz auf rothem Grunde — das „Danebrog" — als Reichsfahne beibehalten. Kaum aber war durch ihn die dänische Macht auf diesem Gipfel angelangt, so brach sie noch unter ihm auch wieder zusammen. Der Krieg mit dem Grafen von Schwerin führte durch die Niederlage der Dänen bei Bornhövde (1227) —, die Kriege mit der Hansa durch zwei Niederlagen gegen die Lübecker (1234 und 1246) — und der Kampf gegen die mit dem deutschen Orden verbundenen Schwertritter durch den Verlust der am linken Düna-ufer gemachten Eroberungen zum Verfall der dänischen Macht, welcher von ihren auswärtigen Besitzungen nur noch Esthland blieb.

Waldemar II hatte nämlich dem Grafen Heinrich von Schwerin die Hälfte seines Gebiets genommen und ihm die Festungen Artlenberg und Boizenburg zerstört. Die Rache schlummerte nicht. Als einst Waldemar, von der Jagd ermüdet, auf einer kleinen Insel bei Fühnen des Nachts in seinem Zelt ohne Wache schlief, überfiel ihn der Graf Schwerin, nahm ihn sammt seinem ältesten Sohne Waldemar gefangen und gab ihm nicht eher die Freiheit wieder, als bis er allen Ansprüchen auf Holstein und die slavischen Länder (bis auf Rügen) entsagte, 45000 Mark Silbers versprach und „Urphede" schwor d. h. sich verpflichtete, keine Rache zu üben. — Kaum frei, ließ sich Waldemar vom Papste seines Eides entbinden und zog mit seinem Neffen Otto dem Kind von Lüneburg wieder in den Kampf. Ungeachtet seiner Übermacht aber verlor er gegen den Grafen von Schwerin und dessen Verbündete (den Grafen von Holstein, den Erzbischoff von Bremen, den Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker) die Schlacht bei Bornhövde (unweit Kiel) und dadurch alle Länder diesseits der Eider und der Ostsee. Nur Esthland bekam er wieder zurück. — Die obengenannten Niederlagen zur See brachte ihm der Lübecker Alexander von Soltwedel bei. Denn Lübeck und Hamburg hatten gleich nach seiner ersten Niederlage ihre Freiheit wieder hergestellt. (Von der immer mehr anwachsenden Macht der Hansa wird weiter unten in der folgenden Periode die Rede sein (XVII 4, 2). — Die Abfassung eines Gesetzbuches für Jütland und die Inseln war Waldemar's letztes Werk.

Die Theilung des Reichs, welche Waldemar II bei seinem Tode 1241 vornahm, — indem er, da sein ältester Sohn vor ihm gestorben war, seinem zweiten Sohne Erich VI dem Heiligen die Krone mit Dänemark, seinem dritten Sohne Abel das Herzogthum Schleswig, seinem vierten Sohne Christoph Laaland und Falster bestimmte, — führte zu

landverheerenden Bruderkriegen, welche durch den Trotz des Adels genährt wurden und das Ansehen des ohnedieß durch das Schwanken zwischen Wahl- und Erbrecht unsichern Königsthums schwächten. Nachdem sich Abel durch Ermordung seines Bruders Erich 1250 der Krone bemächtigt hatte, ward auch er von jütischen Marschbauern, die er zu neuen Abgaben zwingen wollte, erschlagen, worauf dann Waldemar's vierter Sohn Christoph I den ihm 1252 übertragenen Zügel der Regierung kräftig faßte und zunächst mit äußerster Strenge den landfriedenstörenden Rohheiten des Adels entgegentrat. Weil er aber auch der Hierarchie Schranken setzen wollte, drohte der Erzbischoff Erlandson von Lund mit dem päpstlichen Interdict, und als der König ihn gefangen setzen ließ, entstund auf Anstiften der Geistlichkeit eine Empörung, worin der König von den Bischöffen gebannt und (wie man sagte, von einem Chorherrn) vergiftet wurde (1259). — Auch sein Sohn, Erich VII Glipping, hatte mit den Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit zu kämpfen und mußte in der sogenannten ersten Handfestning (Handveste) 1282 einem großen Theile der Kronmacht und der Kroneinkünfte entsagen. Dennoch wurde auch er in einer Verschwörung auf der Rückkehr von der Jagd von Verkappten ermordet (1286), und unter seinem unmündigen Sohne Erich Menved hatte die Aristokratie noch mehr Gelegenheit, ihre Macht auf Kosten des Königthums zu erweitern.

Die dänischen Allodialbesitzer theilten sich in drei Klassen: in hohen Adel, niedern Adel und Bauernstand. Der Adel (die Herremänd oder Herren genannt) erhielt vom Könige die sogenannten Styreshäfen d. h. die bei Häfen erbauten Landgüter zu Lehen. Die Bauern, obwohl vom Adel zurückgedrängt, behaupteten doch ihren Sitz am Reichstag oder Danehof. Die Geistlichkeit errang frühe großen Einfluß auf den Reichstagen, an denen auch die Städte mit der Zunahme ihrer Freiheiten und Vorrechte Antheil bekamen. Unter den Städten hatten Schleswig das älteste Stadtrecht. Der frühere Königssitz war Roeskilde; seit 1350 wurde Kopenhagen (Kiöbenhavn der Kaufmannshafen) unter Waldemar IV dauernde Residenz. — Leibeigenschaft bestund auch noch und nahm mit der Zunahme der Adelsmacht und der Abnahme der Wehrfreien, besonders auf Seeland, sehr überhand. Was sich an Gewerbsthätigkeit zeigte, war vorzüglich deutschem Einfluß zuzuschreiben.

7. Polen, Rußland, Ungarn im 12. und 13. Jahrhundert. Polen: Wladislav bis Lesco. Wiederholte Theilungen und Bürgerkriege. — Rußland: Verwirrung durch die Theilfürstenthümer. Moskau gestiftet; Kiew und Nowgorod erobert. — Ungarn: Stephan II bis Geisa II. Sachsen in Siebenbürgen. Andreas II; das goldne Buch. Adelsherrschaft.

In Polen setzte nach Wladislav's I Tode (XV. 6, 8) dessen Sohn Boleslav III die von seinem Vater begonnenen Verheerungszüge gegen die Pommern und Preußen fort. Die von ihm angeordnete Theilung Polens unter seine vier Söhne rief den gräulichsten Bruderkrieg

hervor. Da der älteste unter ihnen, Wladislav II, der Beherrscher von Krakau und Schlesien, die ihm über seine Brüder übertragene Oberhoheit zu deren Unterdrückung benützte, wurde er von Boleslav IV, dem Krausen, vertrieben und starb im Exil; doch empfiengen seine drei Söhne Schlesien wieder und wurden dadurch, daß sie es unter sich theilten, die Stammväter der nachherigen Herzöge von Schlesien aus dem Piastengeschlechte. Durch den jüngsten jener Brüder, Casimir den Gerechten, wurde wieder ganz Polen (mit Ausnahme von Pommern, das Heinrich der Löwe erobert hatte) vereinigt und Schlesien von ihm wenigstens mittelbar beherrscht. — Nach Casimir's Tode (1194) traten in Folge der Thronbesetzung innere Kämpfe ein, in die sich schon die russischen Fürsten mischten, um das ihnen früher entrissene Galizien wieder an sich zu bringen, dessen sich Fürst Roman von Wladimir bemächtigte. Auch Volhynien gieng an Rußland verloren.

Die unseligen Zerrüttungen hatten nur dazu gedient, die Krongewalt zu schwächen, die geistliche und weltliche Aristokratie übermächtig zu machen und die Cultur des Landes und Volkes zu hemmen. Das Beispiel Posen's und Krakau's, welche deutsches Stadtrecht annahmen, hatte wenig Erfolg, da die Polen gegen fremde Bildung stete Abneigung zeigten. — Nach Casimir's Tode entzündeten sich neue Bürgerkriege, bis sein Sohn Lesco der Weise (1206) sich in der Herrschaft behauptete, aber seinem Bruder Konrad das Herzogthum Masovien abtreten mußte, der, um sich der Einfälle der Preußen zu erwehren, den deutschen Orden zu Hülfe rief, gegen den sich Polen von nun an selbst vorzusehen hatte. — Die beständigen Theilungen des Reichs, das in Mosovien, Großpolen und Schlesien zerfiel (welches letztere sich ebenfalls in verschiedene Fürstenthümer theilte), so wie die daraus entspringenden blutigen Bürgerkriege, welche bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts sich fortsetzten, hinderten Polen an einem kräftigen Auffkommen und bahnten zuletzt den Mongolen den Weg in das Land. — Nur Schlesien, das eine gewisse Selbständigkeit behauptete, kam durch Aufnahme deutscher Bildung und Sitte mehr empor.

Auch **Rußland** verfiel im 12. und 13. Jahrhundert durch die vielen Theilfürsten, welche das weite Land beherrschten, in große Schwäche. Nach dem Tode des tüchtigen Großfürsten Wladimir's II Monomachus (1126), des Besiegers der grausamen Polowsker, steigerte sich dadurch, daß die Zahl der Theilfürsten auf 50 stieg, die Verwirrung im Lande höher als je. Keiner wollte dem andern gehorchen, und selbst Städte, wie z. B. Kiew und Nowgorod, verjagten einmal über das anderemal ihre Fürsten. Die Theilung Rußlands in verschiedene Fürstenthümer war eine unvermeidliche Folge des gleich anfangs sich einwurzelnden Begriffs von dem Recht aller Glieder der herrschenden Familie auf die oberste Gewalt. Dieser Begriff, der die Thronfolgeordnung in Skandinavien bestimmte, wurde von den Normannen auf den neugegründeten russischen Staat übergetragen. Schon Rurik theilte die Herr-

schaft mit seinen beiden Brüdern. Als Wladimir, unter welchem das Reich vereinigt war, starb, theilte er das Land nach der Zahl seiner 8 Söhne in acht Fürstenthümer. Jaroslav, der seine Brüder alle beerbte, vereinigte ihre Fürstenthümer mit dem seinigen; da er aber fünf Söhne hatte, so theilte er die Herrschaft unter sie, und seit dem setzte sich das System der Theilungen in Rußland fest.

Es beruht auf folgenden Grundlagen: 1. Jeder Nachkomme des h. Wladimir führte als Mitglied der herrschenden Familie den Titel Fürst und hatte ein Recht auf einen Antheil des Landes; 2. der Theil- oder Einzelfürst war völlig unabhängiger Beherrscher seines Antheils, hatte seine Hauptstadt, sein Gefolge, seine Bojaren; er ernannte den Bischoff, erließ Gesetze, führte Krieg oder schloß Frieden, mit wem er wollte. 3. Dem ältesten Theilfürsten der Familie gebührte die Ehre Großfürst genannt zu werden; er hatte das Recht, streitende Theilfürsten zu vergleichen und von ihnen Truppen zum Krieg gegen äußere Feinde zu fordern: er war das Haupt Rußlands. Unumschränkter Herr war er aber nur in seinem Antheil; er mischte sich nicht in die Verwaltung der Theilfürstenthümer. — 4. Die fürstliche Würde war erblich in männlicher Linie; die Söhne theilten unter sich das väterliche Gebiet und hinterließen ihre Antheile ihren Kindern, aber der großfürstliche Thron gehörte dem Ältesten der Familie. — So stellte das Theilungssystem einen Bund vieler Fürstenthümer dar, die dem Rechte nach unabhängig, selbständig, aber durch den Glauben, die Sprache, die Herrschaft der Einen Familie des h. Wladimir, sowie durch die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer einzigen Obergewalt, zu einem Ganzen verbunden waren. Die Kämpfe dieser Fürsten unter einander bieten zwar das Bild fortdauernder Uneinigkeit dar, aber das Volk war dabei nicht unterdrückt, weil das Fürstenthum keine Gegner in den Bojaren, noch im Volke, noch in der Geistlichkeit hatte; sondern es standen sich nur gleichberechtigte Fürsten, Brüder aus Einer Familie, einander gegenüber. Obgleich sie sich oft mit Grausamkeit verfolgten, so schonten sie doch das Volk, die höhern und niedern Stände, und schloßen leicht Frieden unter einander. Während der Kämpfe wurden in der Regel die Städte geschont, und Handel und Industrie nahmen doch meist ihren Fortgang. (S. Ustrialow's Gesch. Rußland's I.)

Diese innere Zerrüttung benützten die Kumanen, Polowsker und Bulgaren und machten beständige Raubzüge in die südlichen Theile Rußlands, so daß der alte Glanz der mächtigen Hauptstadt Kiew dahinschwand.

Unterdessen hatte sich im Nordosten Rußlands der Fürst Georg Dolgorucki erhoben und 1147 Moskau gegründet, worauf sein Sohn Andreas Bogolubski die Stadt Kiew eroberte und zerstörte (1169) und unter dem Namen Wladimir das Großfürstenthum Susdal stiftete, von dessen Gränzen er die Bulgaren durch glänzende Siege zurückwies. — Sein Bruder und Nachfolger Wsewolod III der Große (1177—1213) bemächtigte sich des Fürstenthums Nowgorod, mit Ausnahme der mächtigen und reichen Hauptstadt gleiches Namens, welche ihre Unabhängigkeit durch Handelsbündnisse mit den Dänen, so wie mit den deutschen Eroberern von Lievland und Esthland zu behaupten wußte.

Die Einrichtungen der merkwürdigen Stadt **Nowgorod**, welche sich bis auf Johann III unverändert behauptete, waren im Wesentlichen folgende: Die gesetzgebende und die richterliche Gewalt gehörten der Volksversammlung oder dem Landrath an, der aus den Bürgern von Nowgorod bestand. Diese Versammlung entschied über Krieg und Frieden, wählte den Fürsten (Knaes), den Bürgermeister (posadnik) und den Erzbischoff (Wladyka), richtete über Staatsverbrechen, untersuchte die eigenmächtigen Handlungen des Fürsten und des Bürgermeisters, bestimmte die Strafen, selbst die Todesstrafe. — Die richterliche Gewalt in bürgerlichen Dingen war ausschließliches Recht des Fürsten; er sorgte für Rechtspflege und Sicherheit nach Außen. Sein Einkommen bestand aus den Gerichtssporteln und aus bestimmten Steuern von verschiedenen Gegenständen. Sein Gefolge half zur Handhabung des Rechts und bildete im Krieg sein Heer. Er hatte den Oberbefehl im Krieg, war jedoch an die Beistimmung des Bürgermeisters gebunden. Er konnte durch die Volksversammlung abgesetzt werden.

Die vollziehende Gewalt stand dem Bürgermeister als erstem Civilbeamten und Vorsitzer der Volksversammlung zu. Er befehligte mit den Tausendern das Heer, übernahm Gesandtschaften, unterstützte den Fürsten in der Rechtsverwaltung, vertrat den Fürsten in dessen Abwesenheit und war der Vollstrecker aller Volksbeschlüsse. — Die geistliche Gerichtsbarkeit hatte der Wladyka, der von der Volksversammlung gewählt und vom Metropoliten in Kiew bestätigt wurde. Er hatte auch das Amt eines Friedensstifters bei allen bürgerlichen Angelegenheiten; wegen selbeigener Vergehungen war er der Volksversammlung verantwortlich.

Solche Einrichtungen machten Nowgorod zu einer „Welt für sich": denn es gehörte keiner russischen Fürstenlinie ausschließlich an. Das Gebiet dieses Fürstenthums war vor seiner Einschränkung durch Wsewolod III ein sehr ausgedehntes. (Ustrialow a. a. O.)

Die Theilungen, die auch er vornahm, veranlaßten abermalige innere Kriege, die es den aus Asien sich immer näher heranbewegenden Mongolen leicht machten, ihre Eroberungen auch nach Europa auszudehnen. Die wichtigsten Fürstenthümer, in welche Rußland im 13. Jahrhundert noch vor dem Einbruch der Mongolen zerfiel, waren Polozk, Galizien, Tschernigow, Sjewerien, Rjäsan, Murom, Volhynien, Smolensk, Susdal, Nowgorod. In allen Bewohnern Rußlands sprach sich, ungeachtet dieser Theilungen, doch Ein Typus aus: sie sprachen (wie schon oben angedeutet) Eine Sprache, bekannten sich zu Einem Glauben, standen unter der Herrschaft von Gliedern Einer Familie, hatten gleiche innere Einrichtungen (mit Ausnahme Nowgorod's), einerlei Gesinnung, und die gleichen Tugenden und Fehler ihrer Nationalität.

In **Ungarn** war seit Ladislaus I dem Heiligen, dem Eroberer von Kroatien und Slavonien, und seinem großen Neffen Kolomann (Kalmany), dem Eroberer von Dalmatien (XV. 6, 10), durch Vertilgung des Heidenthums und durch feste christliche Einrichtungen ein geregelteres Staatswesen entstanden; doch hatte die königliche Macht noch viel zu thun, um sich gegen die aufstrebenden Magnaten zu halten. Kolomann's Sohn Stephan II (1114), der anfangs wegen Dalmatien viel mit den Ve=

netianern zu kämpfen hatte, nahm die von den Griechen bedrängten Kumanen auf und räumte ihnen einen Landstrich zwischen der Theiß und der Donau ein, worauf viele das Christenthum annahmen. Er starb kinderlos 1131. — Ihm folgte der Kroate Bela II der Blinde, d. i. Geblendete, so benamt, weil er früherhin wegen seiner Theilnahme an einem Aufstand gegen Kolomann der Augen beraubt worden war. Unter ihm, für den seine kluge und kühne Gemahlin Helena das Scepter führte, wurde Bosnien unterworfen und unter ihrem Sohne Geisa II (1141—1161), für den sie nach Bela's Tode als Vormünderin regierte, erhielten von ihr deutsche Ansiedler 1143 unter dem Namen Sachsen im nördlichen Ungarn (im Zipser Comitat) und in Siebenbürgen Landstriche zum Anbau mit dem Recht, stets nach ihren eigenen Sitten und Einrichtungen zu leben. Ihnen verdankt man dort die Gründung gewerbreicher Städte, wie Hermannstadt und Kronstadt, und noch heute haben die Nachkommen derselben ihre deutsche Sprache und Art treu bewahrt.

Die deutschen Einwanderer in Siebenbürgen kamen, wie man annimmt, aus den niederrheinischen Landen, welche sie wegen ungewöhnlicher Überschwemmungen verlassen hatten. Die schützende Aufnahme, die sie in Ungarn fanden, zogen dann noch andere deutsche Ansiedler nach sich. — Die Aufnahme so verschiedener fremder Völker lag in der Politik der Könige, die dadurch ihrer Macht gegen den Übermuth der Magyaren eine Stütze verschaffen wollten.

Noch unter Geysa II und nachher unter seinem Sohne Stephan III und dessen Bruder und Nachfolger Bela III hatte Ungarn von den Versuchen der Byzantiner, sich dieses Land zu unterwerfen, viel zu leiden, und Bela konnte sich gegen sie nur dadurch behaupten, daß er seinem Adel und Klerus große Vorrechte gewährte. Um die innere Ordnung zu befestigen, führte er byzantinische Formen ein, die sich zu den deutschen Bildungselementen wenig schicken wollten. — Sein Sohn und Nachfolger Emmerich, der sich nur mit Mühe gegen seinen, vom byzantinischen Hof unterstützten ehrgeizigen und treulosen Bruder Andreas behauptete, verlor 1202 Zara in Dalmatien an die mit Kreuzfahrern verbundenen Venetianer (K. 5, 4). — Als später dieser Andreas (II) doch noch zur Regierung kam, machte er einen, wiewohl vergeblichen Kreuzzug nach Palästina, dessen oben K. 5, 4 erwähnt wurde. Nach seiner Rückkehr brachte er durch Einziehung von Kirchengütern die Geistlichkeit — und durch Bevorzugung deutscher Günstlinge den Adel so gegen sich auf, daß er sich vor einer Thronentsetzung nur durch das sogenannte goldne Buch retten konnte, worin er jenen beiden Ständen Befreiung von der Grundsteuer und von andern Abgaben, so wie ausschließliche Theilnahme an den Reichstagen gewährte sammt dem Recht zum offnen Widerstand gegen den König, wenn er diesen Vertrag verletzen würde (1222). Auf diese Weise entstand in Ungarn vollkommene

Adelsherrschaft, von welcher fortan der Bürger- und Bauernstand in fast rechtloser Abhängigkeit gehalten wurde. Selbst den größern Städten Preßburg und Pesth wurden noch keine besondere Freiheiten gewährt. Zwar suchte sein Sohn und Nachfolger Bela IV (1235–1270) nicht ohne Erfolg den Trotz des Adels zu brechen und die Krongewalt wieder herzustellen, aber der Einbruch der Mongolen brachte auch das Magyarenreich an den Rand des Untergangs.

8. Die mongolische Bewegung und die asiatischen Reiche: Dschingischan's Eroberungen in Asien und Südrußland. Octai und seine Brüder. Batu in Rußland, Polen und Ungarn; Bela IV. Die Mongolen in Schlesien. Rückgang derselben nach Asien. Mandschu. Fall Bagdad's. Die Mongolen in China, Tübet und Indien.

Der Weltsturm, der um diese Zeit von den Mongolen ausgieng und über Rußland, Polen, Schlesien und Ungarn so großes Verderben wälzte, verdient, obwohl seiner bereits in der Geschichte des zweiten hohenstaufischen Friedrichs kurz erwähnt wurde (K. 6, 4 a. E.), hinsichtlich seiner Entstehung und seines Ausgangs eine etwas genauere Betrachtung, die hier ihre natürliche Stelle findet.

Die Mongolen, ein anfangs von den Niutschen in China abhängiges Heidenvolk nomadischer Lebensart, untermischt mit tartarischen Horden und daher auch mit den Tartaren selbst verwechselt, bewohnten die Hochebenen Asiens zwischen Sibirien und China, waren aber lange in viele von einander unabhängige Stämme getheilt, bis es 1206 dem (1154 gebornen) Häuptling Temudschin gelang, gleich einem Attila, alle mongolischen Stämme zu vereinigen und sich in einer allgemeinen Versammlung des Kriegsadels zu Karakorrum (in der Quellgegend des Amu) durch einen begeisterten Schamanen als **Dschingischan**, d. h. Großchan, bezeichnen zu lassen, dem die Eroberung der ganzen Erde beschieden sei. Hierauf seinen welterobernden Zug beginnend, unterwarf er sich zuerst das nördliche China oder das Reich der Niutschen (1211), eroberte dann, gegen Westen sich wendend, das tartarische Reich Karakithai und brach in das mächtige, vom Indus bis zum schwarzen Meere sich erstreckende Reich der Chowaresmier ein.

Während er seinen ältesten Sohn Tschutschi gegen Taschkend und seine beiden mittlern Söhne Dschagatai und Octai in das Land am Dsjihun vordringen ließ, wendete er sich selbst mit seinem vierten Sohne Tuli gegen Samarkand und Bochara. Wo sein Fuß hintrat, folgte ihm Tod und Verwüstung; die glänzendsten Städte fielen in Asche und Hunderttausende von Einwohnern wurden schonungslos niedergehauen oder in die Sclaverei geschleppt. Der Beherrscher von Chowaresmien, der vorher so mächtige und siegreiche Mohammed, mußte sein Reich

aufgeben und nach Indien fliehen, wo er, unaufhörlich verfolgt, fast vor Hunger starb (1221).

Sein gleich talentvoller und heldenmüthiger Sohn Dschelaleddin Mankberni rettete sich nach Ghazna in Persien, wo er kräftigen Widerstand leistete, bis auch er sich nach Indien zurückziehen mußte, von wo aus er noch mehrere zum Theil glückliche Versuche machte, sein väterliches Reich wieder zu gewinnen, bis er zuletzt in Kurdistan ermordet wurde.

Während Dschingischan's Söhne Tschagatai und Octai Persien und das Land am Indus verheerten und Tschutschi weiter nach Westen ziehend den Polowskern das Kaptschak, d. i. Astrachan und Orenburg, entriß, sich zwar durch die Schlacht an der Kalka am Unter-Dnjepr 1224 von den vereinigten Fürsten Südrußlands eine Zeit lang in seinem Siegeslaufe nach Westen aufhalten ließ, aber dieß Land einstweilen bis Czernikow verheerte, — setzte Dschingischan die begonnenen Eroberungen in China fort. Schon hatte er sich das Reich Hia größtentheils unterworfen und wollte eben das Reich der Kin angreifen, als der Tod den Weltstürmer überraschte (im Aug. 1227), ohne jedoch den Siegeslauf der Mongolenmacht zu unterbrechen.

Von Dschingischan's und seiner Horden barbarischer Rohheit, die alles, was sie erreichte, mit Feuer und Schwert vertilgte, zeugt unter Anderm die Behandlung Bochara's, eines der blühendsten Sitze muhammedanischer Gelehrsamkeit in Chowaresmien. Nach der Einnahme dieser Stadt ritt er mit seinem Gefolge in die Hauptmoschee, trieb sein Pferd die Kanzelstufen hinan und befahl, Streu und Futter für die Pferde herbeizuschaffen. Da trugen seine Kriegsleute die Bücher aus den Bibliotheken, von deren Werth sie keine Ahnung hatten, herbei, streuten sie unter die Rosse und schütteten Hafer auf; dann lagerten sie sich um ihre Weinschläuche und erfüllten das Heiligthum mit dem wilden Gedröhn' ihrer Lieder. Darauf wurde die Stadt zerstört und ihre Einwohner größtentheils getödtet. — Als bei der Zerstörung der großen Stadt Herat, deren Einwohner ebenfalls niedergemetzelt wurden, Dschingischan's Sohn Tuli Manche verschonen wollte, verbot ihm der Großchan, jemals ohne seinen bestimmten Befehl gegen die Bewohner eines Landes Schonung zu üben; denn Mitleid finde sich nur bei schwachen Gemüthern. — Dasselbe Schicksal traf auch die reiche Handels- und Künstlerstadt Balkh, deren große Schätze und prachtvolle Karawanseraien, Moscheen, Kunstwerke, Bildungsanstalten, öffentliche Bäder (deren Zahl allein sich auf 1200 belief) eine Beute mongolischer Plünderungs- und Zerstörungslust wurden. — Der arabische Geschichtschreiber Abulfeda sagt: „daß weder die älteren Zeiten des Islam, noch seine Zeit ein Beispiel von gleicher Wildheit und Grausamkeit darbiete; nie sei auf so schreckliche Weise mit dem Schwerte gegen das Leben der Männer, mit Ketten gegen Weiber und Kinder, mit Brand und Verheerung gegen heilige Schriften und Tempel gewüthet, nie mit gleicher Unmenschlichkeit die Bildung, Tugend und Frömmigkeit verhöhnt worden." — Alle Unternehmungen Dschingischan's giengen in's Riesige und Ungeheure. So veranstaltete er, als er noch zu Samarkand sich aufhielt, einmal eine so große Jagd, daß er ganze Völkermassen aufbot, welche in einem Umkreise von 30 Tagemärschen alle innerhalb dieses Kreises befindlichen wilden Thiere vor sich her gegen die Mitte dieses Kreises, worin der Chan mit seinem Hofe sich befand, treiben mußten, so daß die also gehetzten Thiere zu Hunderttausenden auf Einem Fleck zusammengedrängt wurden und selbst die Tiger, Löwen und Hyänen vor Todesangst ihrer Wildheit ver-

gaßen und mitten unter den zahmen Thieren einherfliehend vergebens einen Ausweg aus dem Todesring suchten, — worauf der Chan und seine Hofleute, an der Angst der Thiere sich weidend, sie theils niederschoßen oder niederstießen, theils einfiengen und sie, mit einem Abzeichen versehen, wieder in die Wildniß entließen. — Dschingischan's reger Geist beschäftigte sich übrigens auch gerne mit der Untersuchung über die Verschiedenheit der Religionen, und in den Gesprächen, die er darüber mit Gelehrten hielt, beschämte sein klarer Verstand gar oft die Weisheit der Schule.

Seinem letzten Willen gemäß wurde das Reich unter seine vier Söhne getheilt: Octai erhielt, da Tschutschi schon vorher gestorben war, die Großchanwürde, die er jedoch nicht eher antrat, als bis der Kurultaï oder die Reichsversammlung der Großen sie ihm förmlich übertrug; Tschutschi's Sohn Batu erhielt das von seinem Vater eroberte Kaptschack (auch Kiptschack); Dschagatai die Länder jenseit des Dsjihun und Amu, und Tuli (auch Tului) Ost- und Westpersien mit den Eroberungen am Indus. Noch vor der Besitzergreifung ihrer Erbtheile führten die Brüder mit Hülfe des Kaisers von Südchina die von ihrem Vater schon eingeleitete Unternehmung gegen die Dynastie der Kin aus und eroberten dieses nordchinesische Reich mit der ungeheueren Hauptstadt Nanking. Darauf unterwarfen sie sich die Halbinsel Korea und bekriegten den Kaiser von Südchina, der ihnen jedoch noch eine Zeit lang glücklich widerstand.

Im Jahre 1237 entsandte Octai, der in Karakorum residirte, seinen Neffen Batu, Tschutschi's Sohn, zur Unterwerfung von Rußland aus, wo die Uneinigkeit der Theilfürsten leichte Beute bot. Noch in demselben Jahre besiegte Batu am Woronesch den Fürsten von Räsan, bald darauf in zwei Schlachten den Großfürsten Georg II von Wladimir, zerstörte Moskau, Wladimir und andere Städte und drang im folgenden Jahre unter gräßlichen Verwüstungen durch das Innere von Rußland nach der Eroberung von Twer bis in die Nähe der Stadt Nowgorod. Von der Eroberung derselben wurde er nur durch plötzliches Thauwetter abgehalten, das ihn nöthigte, sich aus den ihm verderblichen Sümpfen heraus- und hinter die untere Wolga zurückzuziehen, worauf er in den Steppen Astrachan's die Polowsker zersprengte, deren Rest sich nach Ungarn rettete, wo sie den Namen Kumanen erhielten. Bald jedoch brach er wieder hervor, eroberte und zerstörte 1240 das prachtvolle Kiew, (das bis in's 15. Jahrhundert in Trümmern liegen blieb), wendete sich dann südwestlich und überschwemmte mit seiner durch die Besiegten immer stärker anschwellenden, in vier Heerhaufen getheilten Völkermasse die ungarischen und polnischen Gebiete. Auch Deutschland war schwer bedroht; doch die selbstaufopfernde Tapferkeit des Herzogs Heinrich von Liegnitz (K. 6, 4. a. E.) hielt sie vom völligen Einbruch ab und bald darauf befreite Octai's Tod auch das schwergedrückte Ungarn.

In Ungarn herrschte durch Streit mit den Russen nach Außen, und durch Zwist der Krone mit dem Klerus und Adel im Innern große Verwirrung; ein Theil des Adels trug sogar die Krone dem Herzog von Österreich, Friedrich dem Streit-

baren, an, der aber, als er dem Rufe folgen wollte, von den Anhängern Bela's IV mit Verlust zurückgewiesen wurde. Unter solchen Umständen war an kein festes Zusammenhalten gegen einen so übermächtigen Feind, wie die Mongolen, zu denken. „Der Teufel, sagt ein früherer Geschichtschreiber, schickte demselben drei unwiderstehliche Geister voraus, den Geist der Zwietracht, den Geist des Unglaubens und den Geist der Furcht." Von den Kumanen verstärkt, die gleich zu den Mongolen abfielen, weil Bela ihren Herzog in Haft hielt, brachen Batu's Horden plötzlich durch die Karpathenpässe im eigentlichen Ungarn ein. Zwar kam Friedrich der Streitbare den Ungarn zu Hülfe und gab den Mongolen zum erstenmal die deutsche Kraft zu fühlen; aber er mußte dennoch weichen, und Bela, in eine Steppe gelockt, wurde von den Mongolen geschlagen, welche nun die Ungarn zu Hunderttausenden niederschlachteten und ihr Land in eine Wüste verwandelten. Mit Noth rettete sich Bela nach Österreich, wo sein alter Feind ihn um die letzten, geretteten Schätze brachte. Unterdeß hatte der in Polen eingedrungene Völkerhaufe in diesem, unter vier Hauptfürsten getheilten Lande anfangs ein noch leichteres Spiel gefunden. Ein Theil schlug den Herzog Boleslav von Krakau und wandte sich dann nach Ungarn; ein anderer Haufen unter Peta's Führung plünderte Lublin und richtete darauf seinen Zug nach Schlesien. Hier aber stießen die Mongolen auf den ernstesten Widerstand; schon bei Oppeln wurde ein Theil von ihnen von dem oberschlesischen Herzog Mieczislav vernichtet, und als das Hauptheer vor Breslau ankam, fanden sie die Stadt von der schlesischen Ritterschaft selbst niedergebrannt, die Burg aber von ihr so gut vertheidigt, daß sie sie nicht erobern konnten; daher sie sich nun nach Liegnitz wandten, wo ihnen Herzog Heinrich der Fromme in Verbindung mit Mieczislav von Oberschlesien, Boleslav von Mähren und der deutschen Ordensritterschaft jene oben (K. 6, 4) erwähnte große Schlacht auf der Wahlstatt lieferte, in der er zwar mit seiner Heldenschaar den Barbaren unterlag, aber nur nachdem er ihnen einen so schweren Verlust beigebracht hatte, daß sie, fortan vor deutschen Schwertern scheuend, von Deutschlands Gränzen wichen und sich durch Böhmen, dessen Herzog sich vor ihnen verbarg, nach Mähren wendeten. Als sie sodann bei Olmütz einen abermaligen Verlust erlitten, brachen sie nach Ungarn auf und vereinigten sich mit dem Hauptheere, das eben Anstalten machte, sich daselbst niederzulassen, als die Nachricht von des Großchans Octai's plötzlichem Tode (1241) eintraf und sämmtliche mongolische Völker aus diesem Theile Europa's zurückrief. — Als Bela wieder in sein Land zurückkehrte, fand er die Felder öde liegend und die Einwohner durch Hunger, Seuchen und wilde Thiere gequält; daher er mit preiswürdigem Eifer alles aufbot, durch Herbeiziehung fremder Ansiedler, insbesondere Deutscher, durch Befreiung des Gewerbs von allen Binnenzöllen, durch Ertheilung neuer Vorrechte an die Städte und durch andere weise Maßregeln sein Land wieder emporzuheben.

Was den Mongolenbeherrscher Octai betrifft, so war er zwar ein roher, der Trunksucht ergebener Barbar; aber er hatte an einem gebildeten Chinesen, Namens Jlitschuzai oder Yelutschutsch, einen weisen Minister, der dadurch, daß er aus allen muhammedanischen Ländern die tüchtigsten Kriegsführer, Gelehrten, Künstler und Handwerker herbeizog, Lehranstalten gründete und die Schriften der gebildeten Völker in die mongolische Sprache übersetzen ließ, das Volk der Mongolen in die Reihe der gebildeten Nationen zu erheben suchte. Auch begann unter Octai das Christenthum durch Missionen, welche die Päpste an den mongolischen Hof sandten, Einfluß zu gewinnen, zumal seit Octai's Wittwe Turakcina, eine Christin, die vormundschaftliche Regierung über seinen unmündigen Sohn und Nachfolger Kajuk führte und nach des oberwähnten Chinesen Tode von einem christlichen Minister Kubak unterstützt war, der

aber beim nächstfolgenden Thronwechsel ermordet wurde. — Die ursprüngliche Religion der Mongolen bestand im Schamanismus, der jedoch bald dem Lamaismus wich, welcher in einer Abwandlung des indischen Buddhacultus in den Cultus des Dschigemuni bestand, und in China und der Mongolei zur Herrschaft kam, während späterhin in den übrigen mongolischen Reichen der Islam blieb oder emporkam.

Octai's Tod schadete zwar seiner unmittelbaren Dynastie; nichts desto weniger aber schwoll die Mongolenherrschaft zu immer größerem Umfang an. Zur Herrschaft Batu's von Kaptschack gehörte Rußland, wo ihm selbst Nowgorod einen Zins gab. Der Großfürst Jaroslav II von Wladimir stellte sich im Gezelte Batu's und wurde von ihm mit der Oberherrschaft über ganz Rußland belehnt (1243). Auch andere russische Fürsten huldigten dem Batu und unterwarfen sich der Zinspflicht. Von nun an hiengen die Inhaber des Großfürstenthums von der Gunst der Beherrscher von Kaptschak ab. Im Großchanat fand Kajuk, Octai's Sohn und Nachfolger, an Batu einen schlimmen Widersacher und daher erst nach vier Jahren die Anerkennung der Reichsversammlung. Als er 1247 starb, zwang Batu die Octaiden, den Sohn Tuli's, Mandschu (Mangu), als Großchan zu erkennen, der dann 1251 förmlich gewählt und auf's Feierlichste eingesetzt wurde, wobei zugleich Kajuk's Wittwe und Söhne mit andern Häuptern seiner Partei hingerichtet wurden.

Unter Mandschu und seinem Bruder Kublai erreichte die Mongolenmacht ihren höchsten Gipfel. Denn nicht nur fiel das entartete Chalifat von Bagdad, dessen letzter Abbasidenchalife Abdallah Billah schmählichem Tode erlag, vor ihr in den Staub (1258); und nicht nur stürzte durch sie der Assasinenstaat (XV. 7, 5) in Persien und Syrien zusammen, so daß von der ismaelitischen Secte der Assasinen auch nicht ein Kopf mehr übrig blieb; — sondern es gehorchte ihr zuletzt auch das ganze weite China (1280) sammt Pegu, Tübet und einem Theile von Indien (Bengalen). Also giengen fast alle asiatischen Reiche, mit Ausnahme Indiens, sammt der einst so bedeutenden Cultur und Literatur Hochasiens, in der Sturmfluth mongolischer Barbarei unter. Und so wie früherhin im 7. Jahrhundert das entartete, faulgewordene Christenthum in Asien und Afrika von der verzehrenden Feuergluth des Islam gerichtet wurde, so hatte auch jetzt die auf dieses Lügenprophetenthum sich stützende geistliche Oberherrschaft in ihrem letzten Reste vor der zermalmenden Eroberungskraft der Mongolenmacht zusammenstürzen müssen, ohne daß diese es vermochte, mit ihrer rohen Heidenhand selbstwüchsige, dauernde Schöpfungen zu gründen.

Aber auch die Scheinmacht des byzantinischen Reichs mit seinem abgestandenen Christenthum war von der Zeit nicht allzufern, in der auch sie vor einer durch die Mongolen in Bewegung gesetzten Kraft eines andern

wilden Eroberungsvolkes erliegen sollte; und ob die römische Hierarchie des Abendlandes auf jenem Machtgipfel sich erhalten werde, den sie im Verlauf der von ihr klug benützten Kreuzzüge, so wie im leidenschaftlichen Kampfe mit der ghibellinischen Weltmacht und in den blutigen Ketzerverfolgungskriegen erstiegen hatte, sollte gleichfalls die folgende Geschichtsperiode offenbaren, zu der wir nun übergehen.

Druck von G. W. Leske in Darmstadt